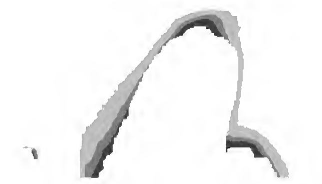



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Neunzehnter Theil.

PETER (Graf von Gravina) — PEUTELKOFEL.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

W


BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Dritte Section
O — Z.

Neunzehnter Theil.

PETER (Graf von Gravina) — PEUTELKOFEL.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Neunzehnten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu dem nachfolgenden Artikel gehörig, ausgegeben worden sind:

Grundriss von Petra. . . . . Alte Geographie.

P E T E R.

16) Graf von Gravina.

Peter, mit den Bezeichnungsnamen Tempesta [1]), und Vittorioso [2]), Robert's Bruder, Graf von Gravina [3]), war der neunte Sohn des Königs Karl's II. von Apulien aus dem Hause Anjou und Maria's von Ungarn, wurde im J. 1313 von seinem Bruder, dem Könige Robert von Apulien, welcher im Kriege mit dem Könige Friedrich von Sicilien in den Städten Italiens Kräfte zu sammeln strebte, mit einer Heerschar von 1200 Mann nach Rom gesandt, damit er dort seine Truppen von überall her von den Freunden, den Guelfen, verstärken sollte, und nahm von allen festen Plätzen Besitz. Peter'n, den Jüngling von bewundernswerther Tapferkeit, sandte sein Bruder, König Robert, im J. 1314 [4]) mit einer Heerschar von 300 [5]) Mann zu Roß nach Toscana, damit er den dasigen Guelfen gegen die Ghibellinen beistehen sollte. Den 14. August (1314) langte Peter, der seinen Zug möglichst beschleunigte, in Siena an, und ward mit großer Ehrenbezeigung empfangen. Von Siena ging er nach Florenz. Hier kam er den 18. August an, und die Florentiner empfingen ihn als ihren Herrn mit der höchsten Ehrenbezeigung. Er nahm seinen Sitz in Fiesole. Er hatte geheime und öffentliche Unterredungen mit den Florentinern, und beschloß von überall her Hilfsleistungen der Freunde zu fodern und Aushebung von Truppen zu halten. Ohne Verzug sandte er Edicte und Rescripte an die unterworfenen und befreundeten Länder und sagte Uguccione'n von Fagiola, der an der Spitze der Macht der Ghibellinen stand, Krieg an. Nachdem er die Truppen, welche die Hilfe leistenden Toscaner und Romandiolen vor der Hand gestellt hatten, gemustert hatte, bestimmte er den Tag, an welchem das Lager auf dem Gebiete von Lucca aufgeschlagen werden sollte. Es hatte nämlich, als er erforscht, was zuerst für den Zustand der Getreuen zu thun, denen in den Festungswerken Lucca's die größte Gefahr wegen der nahen Nachbarschaft Pisa's zu drohen geschienen. Daher hatte er eilig die Guelfen, von welchen [6]) die Stadt Lucca

1) Unwetter, Hagelwetter, Sturm, vom lateinischen Tempestas. 2) Victoriosus, der Sieghafte, Siegreiche. 3) Auch von Emboli (Empoli). 4) So nach Villani (bei *Muratori*, Rer. Italicar. Script. T. XIII. p. 472), hingegen nach Ferretus Vincentinus (bei *Muratori* T. IX. p. 1135) und nach dem Chron. Senense (bei dems. T. XV. p. 54) im J. 1013. 5) So nach Albertinus Mussatus (bei *Muratori* T. X. p. 625) und Villani (p. 472), dagegen nach dem Chron. Senense (p. 54) mit 200 zu Roß, nach Ferretus Vincentinus mit 104 zu Roß.

6) Es lassen sich über dieses für die Unternehmungen Peter's wichtige Verhältniß die Geschichtschreiber nicht vereinigen. Nach Villani (p. 471. 472) war Lucca bereits den Guelfen verloren gegangen, bevor Peter dem 8. Aug. 1314 in Florenz ankam. Die Ghibellinen werden nämlich im J. 1314 wieder in Lucca aufgenommen. Die jedoch, welche sich ihre Güter angeeignet, wollen sie nicht wieder herausgeben. So findet Uguccione von Fagiola Gelegenheit, sich mit den Misvergnügten in Lucca zu verbinden, und dringt mit den Pisanern den 14. Juni 1314 in Lucca ein. Der Vicar des Königs, Robert Gerhard da San Lupidio della Marca, und die andern Guelfen mit einander nicht recht einig, und schlecht mit Reiterei und Fußvolk versehen, und Hilfe von den Florentinern, welche zu spät erscheint, vergebens erwartend, können nicht widerstehen und ziehen aus dem Lande ab. Die Florentiner, durch den Verlust von Lucca in Verlegenheit gesetzt, wenden sich, um die Sache der Guelfen aufrecht zu erhalten, an den König Robert von Apulien. Er sendet seinen jüngern Bruder, Peter, den sehr artigen, angenehmen und schönen Jüngling mit 300 Mann nach Florenz, wo er den 18. Aug. 1314 anlangt. So nach der Darstellung bei Villani. Nach Ferretus Vincentinus dagegen ist Lucca, als Peter nach Toscana den Guelfen zu Hilfe gesandt wird und seinen Sitz in Fiesole aufschlägt, noch unter der Herrschaft der Guelfen. Peter tritt mit ihnen, die Lucca regieren, sogleich in Verbindung, läßt sie rufen, feuert sie an, verspricht ihnen nach Kräften beizustehen, und macht zu ihrem Befehlshaber den ausgezeichneten Gerhard da San Lupidio. Aber die vertriebenen Ghibellinen lassen nichtsdestoweniger von ihren räuberischen Einfällen in das Gebiet von Lucca nicht ab, sondern machen um so wüthigere Angriffe auf das Vaterland. Das Volk von Lucca sehnt sich nach Frieden. Der Führer desselben sieht sich daher genöthigt, ihm in Restauration der Ghibellinen zu willfahren. Den 25. April 1314 ziehen die Verbannten unter friedlichen Gesinnungen der Luccaner wieder in ihre Vaterstadt ein. Aber Streitigkeiten entstehen wegen Wiederherausgabe der Landgüter und Häuser an ihre wahren Herren. Johann Parghia und Castruccio, beide aus dem Geschlechte der Interminelli, mit ihrem Anhange bitten Uguccionen um Beistand. Er wird mit 1000 Mann Pisanern (den 15. Juni 1314) in Lucca eingelassen und wird Sieger, nachdem er wenige von den Guelfen erschlagen. Die übrigen entfliehen theils nach Fucechio, theils nach Florenz. Einige überraschen das Städtchen auf dem steilen Hügel des Monte Catini, vertreiben mit Hilfe ihrer Anhänger die Ghibellinen, nehmen den Vorsteher Guerrucco von Quartezani gefangen, und bringen ihn nach Fiesole. Das Städlchen von Monte Catini besetzen sie. Dasselbe sichern der über die Einnahme Lucca's durch die Ghibellinen unwillige Königsbruder (Peter) und die Fäsulaner durch Hineinlegung von ihren Kriegsvölkern, und rathen, daß sie ihr Vaterland und die Ghibellinen, ihre Feinde, bekriegen sollen. Die Guelfen im Städtchen von Monte Catini, durch so großen Beistand muthig gemacht, setzen den Luccanern

nach Vertreibung der Ghibellinen sorgfältig regiert ward, rufen lassen, und hatte ihnen versprochen, nach Kräften beizustehen. Seine Kriegsmacht stellte sich auf diese Weise heraus. Die königliche Heerschar, die Peter mit sich aus Apulien gebracht, betrug 300 Mann zu Roß. Die Romandiolen versprachen durch die Briefe der Statthalter der Provinz 4000 Mann zu Roß, die Senenser 6000 Reiter aus sich selbst und 200 Miethsoldaten zu Roß, die Perugianer, die Viterbienser, die Orvietaner, mit ihren Freunden in diesen Gegenden 500 Reiter, die Florentiner 500 Reiter, aus sich selbst 1000, von den Miethstruppen 500, die Bologneser 400 Reiter, die Pratenser, die Pistojaer, Volterranen aus S. Miniate und S. Miniano und den übrigen abhängigen Orten 300 Berittene, und aus den Gemeinden angewiesen 30,000 Mann Fußvolk. So war ganz Toscana auf Krieg bedacht, und setzte die Werke des Friedens, den Handel, hintan. Peter's Kriegsunternehmung schien eine gewaltige werden zu müssen. Da er jedoch in Beziehung auf dieselbe den ganzen Winter unthätig war, so ward sie zu Wasser, entweder weil er, wie Mussatus bemerkt, mit der Macht des kühnen, und doch vorsichtigen Uguccione zusammenzustoßen fürchtete, oder weil er alle seine Thätigkeit auf Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten wandte. Wie im Gerichtssaal der Ordinarius Juder, sagt Mussatus, legte Peter sich darauf, über jede Rechtssache, bei welcher die eine Partei sich dem Gerichte entziehen wollte, ohne Ansehen der Person zu richten. Nicht nur mit allen Rechtssachen im Gebiete der Florentiner befaßte sich Peter. Zu ihm strömten auch wegen Streitigkeiten über einzelne Sachen sehr viele von den Provincialen Toscana's und Romandiola's. Zu diesen Beschäftigungen wandte Peter wider Verhoffen der Italiener die Zeit an, und that keine Heerfahrten. Uguccione dagegen, welcher mit den Schätzen, die er in Lucca geraubt hatte, und von den Auflagen, mit welchen er das Vermögen der Pisaner beschwerte, Miethtruppen, darunter auch teutsche besoldete, verheerte furchtbar das Gebiet der Florentiner. Alle Städte und Flecken der Guelfen schwebten in Angst, aber am meisten Florenz. In ihm war Peter voll Besorgniß, und ohnmächtig, denn er konnte den Bürgern kein volles und sicheres Vertrauen schenken, da die Stadt von Männern von aller Art Parteien gemischt von Alben (Weißen), und einigen Ghibellinen war, und wankte, indem die Guelfen selbst unter sich in Uneinigkeit lebten und einander haßten. Auch Peter'n selbst liebte die Gemeinde nicht, da er gegen die gemeinsame Hoffnung mehr der Muße und der Habsucht ergeben wäre, als Krieg mit Krieg vergälte. Etwas sehr Ärgerliches wegen nicht Zahlung verdienten Soldes hatte sich im November 1314 ereignet. Peter wollte nämlich Gilimbert'en, Romandiola's Grafen, für den König Robert von Apulien, und die

durch beständige Räubereien zu. Die Anführer der Ghibellinen, hierdurch gebeugt und dadurch in Schrecken gesetzt, daß sie die königliche Kriegsmacht und die Wuth der Florentiner gegen sich gewendet sehen, halten ein Bündniß mit den Pisanern für vortheilhaft, und übergeben die Vaterstadt von freien Stücken. Uguccione, der Präfect von Pisa, macht seinen Sohn Franziskus zum Prätor von Pisa.

zur Landschaft Romandiola gehörigen und Gilimbert's Kameraden, Simon von Beloco und Bernhard von Gimonsurri, welche der genannte König als Besatzung Romandiola's hielt, zusammen mit der florentiner Kriegsmacht gegen Uguccione'n von Fagiola auf die Heerfahrt schicken. Sie suchten um den verdienten Sold der verflossenen Zeit nach, erhielten ihn aber nicht, wurden darüber sehr unwillig, gehorchten Peter's Befehl nicht, und brachen nach Romandiola auf. Sie traten zur Partei der Ghibellinen über, und versuchten ganz Romandiola zur Ergreifung derselben zu bewegen. Peter von diesen und andern Schwierigkeiten umringt, hatte gegen den kühnen Uguccione einen äußerst schweren Stand. Dieser nahm mehre feste Plätze in Toscana hinweg. Peter, der Befehlshaber, welcher sich auf die unter sich selbst uneinigen Florentiner nicht verlassen konnte, that nichts anderes oder vermochte nichts anderes zu thun, als daß er seinen Bruder, den König Robert von Apulien, durch häufige Briefe anging, daß er ihm Beistand senden möchte. Einstweilen nahm Peter nichtsdestoweniger, gleich als wenn er das Land vor dem verheerenden Kriege vertheidigte, von den Florentinern einen jährlichen Sold von 96,000 Goldgulden an. Endlich im Monat Mai 1315 von der Kriegsmacht Uguccione's, der mehre glückliche Unternehmungen ausführte, so sehr beengt, und von den beständigen Beschwerden und Klagen der Florentiner getadelt, und von Scham über seine Unterlassung ergriffen, sandte Peter einen Brief seines bestimmten Vorhabens an den König, daß wenn dieser ihn nicht binnen der Frist des bevorstehenden Monats Juni (1315) durch Truppen unterstützte, er selbst allein nur mit einer Gesellschaft Wollender sich auf die Schwerter Uguccione's auch bei vorausgesehenem Tode stürzen müßte; und dieses versicherte er durch Eidschwur und bei dem Worte des königlichen Hauses. Durch diese unvermeidliche Nöthigung bewogen, beschloß Robert, nachdem er dieses zu thun durch lange Verschiebung geschwankt hatte, seinen Bruder, den Fürsten Philipp von Tarent, mit dessen Sohn Karl nach Toscana zu schicken, und gehörig [7]) auszurüsten. Die Bestimmungen jedoch, welche hierüber im Mai 1315 gemacht wurden, kamen in dieser Ausdehnung nicht zur Ausführung, besonders darum, weil Robert's Geldmittel im Kriege mit Sicilien erschöpft worden waren. So kam es, daß Philipp mit 1200 Mann zu Roß gegen Ende Juli (1315) nach Toscana zog. In Siena, wo er den 27. Juli ankam, wurde er von dem, seine Thätigkeit bei den folgenden Kriegsunternehmungen beeinträchtigenden Quartanfieber befallen, und so seine Weiterreise bis zum 4. August verzögert, wo er nach Florenz abreiste. Während dessen hatten die Guelfen auf Monte Catini durch den sie belagernden Uguccione von Fagiola hart bedrängt, von Peter'n und den Fäsulanern Beistand versprochen erhalten, und waren dadurch von Neuem ermuthigt worden. Peter hatte aus Toscana 1000 Mann schnell herbeigezogen. Langsamer waren Truppen von Bologna und Padua gekommen. Als sie vereint waren, wurde jedoch nichtsdestoweniger

7) s. das Nähere über diese Ausrüstung bei Mussatus S. 833.

gegen Uguccione losgebrochen. Zwar rückten die Fäsulaner in Schlachtordnung zum Scheine aus den Mauern. Aber Uguccione ließ sich nicht schrecken, und die Fäsulaner zogen sich in ihre Festungswerke zurück. Die Ankunft des Fürsten von Tarent jedoch flößte den Fäsulanern und ihren Genossen große Kühnheit und den in Monte Catini Belagerten Hoffnung ein. Uguccione hob aber die Belagerung nicht auf. Die Belagerten, von Hungersnoth schrecklich gedrängt, gaben von ihrem verzweifelten Zustande den Fäsulanern Nachricht. Der königliche Regent versprach ihnen Hilfe binnen Monatsfrist, und richtete sie durch süße Worte zu fernerem Widerstande auf. Die Peruginer, Senenser und Pistojaner und übrigen Städte Toscana's verband er sich durch festes Bündniß der Bundesgenossenschaft. Auch den Bolognesern und Romandiolen und andern eifrigen Anhängern zeigte er den bestimmten Tag an, an welchem sie in der Schlacht gegen Uguccione Hilfe leisten sollten. Dieser war bereits gewaltig gerüstet. Von seinen gallischen [8]) Miethtruppen, welche er von überall her mit schwerem Gelde zusammengebracht hatte, 1300, von den italischen Verbannten, Ghibellinen und Alben 600, von pisanischen und luccaischen Bürgern 500, von den aretinischen (arezzoischen) Geschlechtern der Ubertinen und Pacier, wie gewisse Edle der verbannten Florentiner genannt wurden, 100, von den Gemeinden San Fiora's mit den Genossen der Länder des Patrimonii 100, von den Modenesen 50, von den Mantuanern und Veronesen 100 Schwerbewaffnete. An leichtbewaffnetem, städtischem und ländlichem Fußvolke, an welchem die Stadt Lucca auf den volkreichen Länderkien immer eine große Menge hatte, 20,000. Dieses war die Kriegsmacht Uguccione's. Den 13. August führte der Fürst von Tarent alle Truppen aus der Stadt Florenz zu dem im Gebiete der Luccaner gelegenen Schlosse Fucecchio, in welches sich bei Einnahme der Stadt Lucca durch die Ghibellinen vertriebene Guelfen gezogen hatten, und von welchem auch sie die Stadt auf alle mögliche Weise bekriegten. Bei dem genannten Schlosse ließ Philipp die Truppen mustern. Die apulische Schar und die ganze königliche Heerschar betrug gegen 900 zu Roß. Hiervon nahm der Fürst selbst 600 an seine Seite, und zu ihrem Untermarschall und erstem Anführer [9]) in diesem Kriege machte er den ausgezeichneten Ritter des apulischen Reiches, Wilhelm Borald; die andern aber, welche von ihnen übrig waren, theilte er seinem Bruder, Peter, Grafen von Emboli [10]), und seinem (Philipp's) Sohne, dem Jünglinge Karl, zu. Anführer und Hauptleute setzte er über die Abtheilungen, die er machte [11]), gab die Fahnen den durch Tapferkeit bewährtesten Männern, deren Treue er sich durch Ehrenstellen und die königliche Freigebigkeit gesichert, zu tragen, und wies unter folgender Zahl ihnen Mannschaft an. Obert'en von Neo Gallico bestimmte er 60 auserlesene Ritter, Berengar'n Carocio'n 50, Raymundatio'n 150, Aginulf'en 160. Simon'en von Villa setzte er dem Proviant seines Bruders Peter mit einem Heerflügel von 150 Berittenen vor, den Grafen Bolgarucco von Marzano machte er zum Vorgesetzten über 25, Thebald'en von Artese über 30, Wilhelm von Monsablone den Burgunder über 25, Diadeg'en von Latat, den Grafen von Romandiola, über 150. Florentinische Streiter zu Roß waren 5000, ihre Miethtruppen 200. Ausgezeichnete Hilfsstreiter aus den Florenz anhängenden Ländern und Städtchen waren die Pfalzgrafen Ruger von Dodola und Karl Batifollis mit 500 Kameraden, Nello von Panochia mit 20 Genossen. Aus Arezzo kamen unter Anführung Fumo's von Bostolis 70 berittene Guelfen an, verbannte Luccaner 200, Senenser zu Roß 400 mit 5000 Fußvolk, Bologneser 200 mit 400 Fußvolk, Peruginer 250, Urbitaner (Orvietaner) 100, Malia von Grosseto mit 500 zu Roß, Pistojaner 70, Samminiatenser 80, Montepulicaner 50, Pratenser 50, Volterranenser, Sangeminatenser mit Collensern 100 [12]). Mit dieser Kriegsmacht bewegten sich Philipp und Peter gegen Uguccione'n, bis beide nur noch das um den Fuß des M. Catini sich kreisende Flüßchen Valdi-Nievole trennte. Peter glaubte, Uguccione werde sich begnügen, sich und die Seinigen zu vertheidigen, und die von der äußersten Hungersnoth leidenden, im Städtchen auf dem M. Catini belagerten Guelfen einzuschließen. Aber es kam den 29. August (1315) zu jener furchtbaren Schlacht [13]), in welcher Peter großen Heldenruhm mit dem Tode erkaufte, und nachdem er gefallen, seine Partei die schrecklichste Niederlage erlitt. Der tapfere Peter hatte für einen Schlachthelden den ungünstigsten Stand, der sich denken läßt, nämlich er befehligte die zweite Schlachtreihe, und war am Furt des sich in den Fluß Valdi-Nievole ergießenden Strömchens Borra, in der Nähe von Sümpfen durch die Verwirrung des Gepäckes und der Trans-

8) Unter diesem Ausdruck muß Mussatus (p. 643) auch zugleich Teutsche verstehen, da Villani (in der Stelle, welche sich unter dem Chron. Sen. p. 56—60 findet) diese Schar sciera di Tedeschi nennt. Auch Mussatus selbst führt p. 642, wo er die große Schlacht beschreibt, welche Philipp, Peter und Karl gegen Uguccione bei Monte Catini am Furte des Flüßchens Borra den 29. Aug. 1315 schlugen, die Schar der Teutschen besonders auf, indem er sagt: Verum fortior, immobiliorque Caroli acies, consternatis, qui Francisci primam frontem tenuerant, et secundam reprimit Gallicorum. At ductor Germanici agminis accurrens proelium instauravit, ubi violentior impetus, truculentiorque congressus. Die Schar der Teutschen war es, welche der Schar Peter's am verderblichsten wurde. 9) Quorum VI. centum Princeps ipse suo lateri ascivit, ac eorum submareschalchum bellique hujus Principem Gulielmum Boraldum Apuli Regni militem egregium constituit, sagt Mussatus (p. 135).

10) Empoli. 11) Duces belli ac primipiliarios centuravit, sagt Mussatus (p. 637). 12) So führt Mussatus (p. 637) die Streitmacht der Brüder Philipp und Peter auf. Das Chron. Senens. (p. 56) gibt ihre Streitmacht so an: Das Kriegsvolk der Florentiner (la gente de' Fiorentini) und anderes gemischtes der Guelfischen Partei, nämlich es waren Seneser (Senenser), Florentiner, Bologneser, Peruginer, San-Miniateser, Collegianer, Guelfen von Arezzo und Orvietaner, und im Ganzen waren mehr als 4000 Reiter (oder Ritter, Cavalieri) mit sehr großem gemeinen Volke und Fußgängern (con grandissimo Popolo e Pedoni). 13) Ein großes Schlachtgemälde bietet dar die Vergleichung des Ferretus Vicentinus (p. 1159—1161) und des Albertinus Mussatus (p. 636—644) mit einander, und mit Villani (unter dem Chron. Senens. p. 56—60). Des beschränkten Raumes wegen haben wir jedoch nur das andeuten können, was Peter'n ganz insbesondere betrifft.

portmittel eingeengt, während Philipp den linken Flügel der Schlachtreihe befehligend zu sich den Grafen Diadeg von Romandiola gestellt hatte. Doch that Peter, was er vermochte. Die Schlachtreihe seines Neffen Karl's war, so tapfer sie auch die Angriffe der Feinde zurückschlug, doch durch die herbeieilende Schar der Teutschen, welche das Treffen wieder herstellte, endlich durchbrochen und zerrissen, und Diadeg's Fahnen in Ordnung gebracht. Nichtsdestoweniger verdichtete Peter mit diesen Fahnen Karl's Schlachtreihe. Von Neuem erhob sich der gewaltigste Kampf. Aber die Macht war ungleich. Karl's und Peter's Kriegsscharen war kein Fußvolk beigegeben, auf welches sie sich hätten stützen können, und sie waren doch den Schleudern und größeren Wurfmaschinen und den Angriffen des Fußvolkes Uguccione's furchtbar ausgesetzt. Peter's Schar [14]) war nichtsdestoweniger unbesiegbar, so lange sie Angriffe des Feindes nur von Vorn auszuhalten hatte. In einem dieser Angriffe stürzten sich der 150 Berittene anführende Giani Giacoti Malespini, ein Rebelle von Florenz, und Franziskus, Uguccione's Sohn, mit dem kaiserlichen Banner, und Senenser und Collegianer auf sie, und alle und darunter auch Giacoti und Uguccione's Sohn wurden von ihr erschlagen. Uguccione konnte den Sieg nicht eher gewinnen, als bis er mit der Schar der Teutschen von der andern Seite einbrach. Peter jedoch erlebte den Verdruß nicht, die Feinde siegen zu sehen. Sein Heldenmuth und ein unglücklicher Zufall hatten seinen Tod bald herbeigeführt, und lange zuvor, bevor noch seine Schar [15]) besiegt war. Er wollte das Amt eines guten Heerführers [16]) erfüllen, und durch eigne Tapferkeit vorleuchten, damit nichts Widriges durch Feigheit vorfiele. Aber das Roß, entweder durch zu großes Gesporntwerden wuthig, oder durch einen unglücklichen Zufall angetrieben, ging mit ihm durch. Er konnte es nicht wieder umlenken, und es schien, als wenn es sich auf die Schar der Seinigen stürzen wollte. Diesen Umstand benutzten Franziskus, Uguccione's Sohn, und seine Schar zum Angriffe, und Peter fiel von fünf Wunden durchbohrt vom Rosse geworfen auf den Boden. Seinen und seines Neffen Karl's Leichnam ließ, da sie aus königlichem Geschlechte entsprossen, Uguccione nach der Schlacht nach Pisa bringen und daselbst feierlich begraben. So nach Ferretus Vincentinus. Hingegen nach Mussatus und Villani ward Peter's Leichnam, welchen Uguccione aufsuchen ließ, gar nicht gefunden, entweder weil der Tod ihn so entstellt hatte, daß man ihn nicht wieder zu erkennen vermochte, oder weil er im Sumpfe versunken war. Letzteres war die Meinung vieler und ist auch in neueren Geschichtwerken als Thatsache angenommen worden [17]).

(*Ferdinand Wachter.*)

14) Peter's Schlachtreihe erlitt auch die Unannehmlichkeit und Störung, daß wildgewordene Esel mit den Packsäcken sich stürmisch unter sie mischten, und irrend durch sie gingen, und sie im Gefechte beunruhigten. 15) Nach Ferretus Vicentinus (p. 1159. 1160), welcher beschreibt, wie Peter umkam, fiel dieser, von fünf Wunden durchbohrt, noch eher, als Franziskus, Uguccione's Sohn, in dem dichtesten Schlachthaufen der Feinde tödtlich verwundet, den Geist aushauchte. 16) Nämlich nach damaligen Begriffen, wo der Heerführer durch eigenhändigen Kampf vorleuchten mußte. 17) z. B. von le Bret, Forts. der allgem. Welthistorie. 43. Th. S. 27. (Halle 1781.)

17) Grafen von Mannsfeld.

Peter Ernst I., Gründer eines mannsfeldischen Grafengeschlechtes, das man die friedeburgische oder niederländische Linie zu nennen pflegt, war den 12. Aug. 1517 geboren worden und eins der vielen Kinder des Grafen Ernst II. von Mannsfeld, welche derselbe mit seiner zweiten Gemahlin, Dorothea von Solms, gezeugt hatte. Der Junker verlor seinen Vater, bevor er die reifern Jünglingsjahre erreicht hatte. In seinem 14. Jahre kam er schon, gleich nach seines Vaters Tode an den Hof des römisch-teutschen Königs Ferdinand I., wurde dadurch den Grundsätzen der in Sachsen allgemein verbreiteten Reformation entzogen und blieb alsdann auch der römischkatholischen Religion auf immer ergeben. Bald wechselte er seinen Aufenthalt am königlichen Hofe mit dem am kaiserlichen, und als Karl V. im J. 1535 seine Meerfahrt gegen den Seeräuberstaat Tunis unternahm, folgte ihm der junge Graf dahin und zog durch seine Unerschrockenheit des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich. Er gab ihm das Ämtchen eines Vorschneiders, welches er im Laufe der Kriege mit Frankreich bald wieder mit dem Degen vertauschte. Im J. 1543 erschien er als Führer einer Compagnie Reiter im Belagerungsheere vor Landrecy und erwarb sich durch seine Tapferkeit die Würde eines Oberstlieutenants. Als solcher kam er 1544 in's Regiment Brederode und schon 1545 erhob ihn der Kaiser zum Statthalter des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny, einem damals wichtigen Posten an der Grenze des feindseligen Frankreich und Lothringen. Am 9. Jan. 1546 wurde Peter Ernst Ritter des goldenen Vließes, bald darauf sprengte er mit 500 Reitern, die er dem Belagerungsheere nach Apremont vorausführte, 1200 Franzosen, die ihm den Weg versperren wollten, aus einander und gewann durch diesen Handstreich die Festung nach geringer Gegenwehr. Als König Heinrich II. 1552 zur Zeit, da der Kaiser in Teutschland ernsthaft beschäftigt war, die teutschen Stifter in Lothringen hinwegnahm und auch Straßburg bedrohte, fiel der Graf von Mannsfeld, an der Maas hinaufgehend, mit einem Heere in die Champagne ein, eroberte mehre Plätze und zog dadurch den König von Frankreich herbei, welcher seinen Vorsatz am Rheine aufgab und das Herzogthum Luxemburg angriff. Heinrich II. nahm Rodemark, Yvoi, Damvilliers und Montmedy. Yvoi hoffte Peter Ernst entsetzen zu können: Er warf sich in die Festung, und als der Feind Bresche geschossen hatte, wollte er demselben das Eindringen verwehren; die Besatzung aber versagte den Dienst und der Graf wurde Kriegsgefangener. Der König ließ ihn nach Vincennes abführen, wo er über vier Jahre saß und erst zu Eingange des Jahres 1557 seine Freiheit wieder bekam. Hierauf reiste er in seine Heimath, hielt sich aber nur kurze Zeit in Mannsfeld auf, weil er als kaiserlicher Gesandter dem Reichstage zu Regensburg beiwohnen mußte. Von hier ging er in Königs Philipp II. von Spanien Dienste zurück und trat auch späterhin seinen frühern

Posten zu Luxemburg wieder an; der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich aber rief ihn zunächst unter die Fahnen des königlich spanischen Heeres, welches der vertriebene Herzog Emanuel Philibert von Savoyen anführte. Peter Ernst commandirte dort 1000 Reiter und ein Regiment Walonen. Das den Franzosen überlegene Heer der Spanier lagerte sich vor St. Quentin und erkämpfte am 10. Aug. 1557 einen herrlichen Sieg, wobei der Graf von Mannsfeld verwundet wurde und sich abermals sehr hervorthat. Die Ungerechtigkeit, welche er dabei gegen die Gefangenen beging, scheint, wenn sie wahr ist, wie de Thou versichert, eine Rache an den Franzosen für seine eigene Gefangenschaft gewesen zu sein. Er setzte den gefangenen vornehmen Franzosen einen hohen Preis zu ihrer Erledigung und soll sonst noch viele andere Gefangene um einen niedrigen Preis gekauft haben, um sie dann desto kostbarer wieder zur Freiheit gelangen zu lassen, wobei aber zuweilen seine hohen Foderungen den Umfang ihrer Mittel überstiegen; daher viele in lebenslänglicher, gewiß nur verheimlichter Haft geblieben sein sollen. Man hat ihm diesen Menschenhandel sehr übel genommen, obschon König Philipp diese Gelegenheit eben auch nicht viel anders benutzte. St. Quentin wurde nach 17 Tagen erstürmt und die Eroberung einiger anderer Plätze beschloß den Feldzug. Im Frühjahre 1558 brach der Herzog von Guise nach Eroberung Thionville's in das Luxemburgische ein und bedrohte auch die Hauptstadt dieses Gebietes; allein Peter Ernst verwahrte sie und erschwerte dem feindlichen Feldherrn die Unternehmungen, die ohnehin wegen ausgebrochener Meuterei unter seinen Söldnern bald aufgegeben werden mußten. Guise zog sich in die Picardie zurück. Der im folgenden Jahre abgeschlossene Friede zu Chateau-Cambresis erweiterte Mannsfeld's Statthalterschaft wieder bis nach Thionville hin. Während der nun hergestellten Ruhe erwachte großes Misvergnügen unter den Niederländern gegen die bevorzugten Spanier, wie gegen ihre Maßregeln und besonders gegen ihre Religionsverfolgungen. Mannsfeld sprach zwar mit Hoorn, Egmont und dem Prinzen von Oranien zur milden Behandlung der Neugläubigen und zur Abschaffung der Inquisition; indessen bewahrte er immer noch das volle Vertrauen des Königs Philipp, welcher ihn im Sommer 1565 beauftragte, mit einer kleinen Flotte, die für den Prinzen Alexander Farnese, dessen Mutter Margarethe Statthalterin in den Niederlanden war, bestimmte Braut, Marie von Braganza, von Lissabon nach Brüssel zu holen. Zur Gesellschaft dieser Infantin nahm der Graf seine Gattin und seinen Sohn Karl mit. Zu Anfange Septembers kam er in Lissabon an und segelte am 21. dess. M. wieder ab. Nach mehren abgehaltenen Stürmen, die ein Fahrzeug zertrümmerten, gelangte die Flotte zu Anfange Novembers in Vlissingen an und gleich darauf hielt Alexander seine Hochzeit zu Brüssel. Die fortgesetzten Unruhen in den Niederlanden, welche in einem Bunde der Geusen ihre Stütze fanden, setzten den zur Gelindigkeit gestimmten Grafen von Mannsfeld auf eine harte Probe. Sein Sohn Karl hatte, nach Wagenaar, sogar das Bündniß der Misvergnügten mitunterzeichnet und es kostete dem Vater nachmals Mühe, ihn wieder davon abzuziehen. Jener hingegen hielt das Gebiet seiner Statthalterschaft in Ruhe und schützte es vor der Wuth der Bilderstürmerei, und als im Eingange d. J. 1567 Margarethe von Parma von allen höhern Staatsbeamten einen neuen Eid der Treue verlangte, der sich besonders auf Erhaltung des katholischen Glaubens, auf Ausrottung der Ketzer und auf unbedingten Gehorsam erstreckte, so war Graf Peter Ernst der erste, welcher denselben ohne langes Bedenken schwor. Seinem Beispiele folgten bald Aerschot, Egmont, Megen und Barlaimont, und als der Oranier Antwerpen verlassen hatte, um nach Teutschland zu gehen, wurde der Graf, nachdem er in Brüssel die Ruhe wiederhergestellt hatte, mit 1600 Mann Befehlshaber in jener Stadt. Er stellte hier Alles wieder auf den alten Fuß, und ging nach der Ankunft Alba's im August 1567 wieder nach Brüssel zurück. Der Herzog von Alba trat an Margarethen's Stelle und errichtete den erschrecklichen Blutrath, durch welchen die grausamen Verfolgungen begannen. Der Graf von Mannsfeld begleitete die abreisende Herzogin von Parma nach Italien und nach seiner Rückkunft fand er Alles in Gährung. Alba hielt indessen jeglichen Ausbruch auf und konnte 1569 den Grafen von Mannsfeld mit 5000 Mann dem Könige von Frankreich zu Hilfe senden. Peter Ernst kämpfte hier gegen seinen Vetter, den Grafen Volrad von Mannsfeld, welcher den Hugenotten teutsche Hilfsvölker zugeführt hatte. Am 3. October wirkte er in der Schlacht bei Moncontour, worin er eine schwere Wunde am rechten Arme davontrug, sehr zum Siege der Katholischen über die Hugenotten mit, sodaß ihm König Karl IX. wie einem Retter seiner Krone in einem verbindlichen Schreiben dankte. Der Graf kehrte in seine Statthalterschaft zurück und hütete das ihm anvertraute Gebiet vor Gährungen, die Alba's unbesonnene Strenge allenthalben erregte. Glücklicherweise wurde dieser grausame Oberstatthalter im November 1573 nach Spanien zurückgerufen und der weit gemäßigtere Requesens trat an seine Stelle. Mannsfeld wurde zu gleicher Zeit General der spanischen Armee und von Requesens in den großen Staatsrath gezogen. Dieser Umstand hielt ihn ab, den nächsten Kriegsbegebenheiten persönlich beizuwohnen. Die auf eigne Kosten gerüsteten 2000 Mann ließ er zu d'Avila's Heere stoßen, welcher alsdann den Sieg auf der Mookerheide über die Empörer erfocht. Nach Requesens' unerwartet schnellem Tode (5. März 1576) erhielt der Graf die Leitung der kriegerischen und Barlaimont die der bürgerlichen Angelegenheiten im Staatsrathe, wie der Verstorbene es eben angeordnet hatte. König Philipp bestätigte zwar diese Einrichtung, versprach aber bald einen neuen Oberstatthalter zu senden. Mittlerweile brach unter den spanischen Soldaten wegen rückständigen Soldes eine so furchtbare und mit so vielen Freveln verbundene Meuterei aus, daß sie der Staatsrath, nachdem Mannsfeld zu Heerentals vergebens versucht hatte, sie zufrieden zu stellen, am 26. Juli für Aufrührer erklärte, und jeglichem Bürger gestattete, gegen ihre Gewaltthaten und Räubereien die Waffen zu ergreifen. Dies wurde zwar mit großem Eifer benutzt, aber die

Misvergnügten wußten mit Hilfe des aufgeregten Pöbels und der bis jetzt sich ruhig verhaltenden Soldaten die dargebotene Gelegenheit auch in eine Rache an vielen Spanischgesinnten umzukehren. Unter Leitung eines Herrn von Glimes bestürmten sie am 14. September den Palast des großen Rathes zu Brüssel und nahmen die vornehmsten Personen darin, welche Freunde Philipp's II. und seiner Maßregeln waren, als Verräther des Vaterlandes gefangen. Unter ihnen befand sich der Graf Peter Ernst; man nahm ihm die Thorschlüssel ab und führte ihn unter Lebensgefahr in's Brothaus, wo er fast fünf Monate lang eingesperrt saß, weil man ihn nicht wie die übrigen gefangenen Räthe nach wiederkehrender Besinnung für einen Patrioten erkannt hatte. Gleichwol dauerten die Greuel der aufrührischen Soldateska in mehren Gegenden und Städten fort, und als sich die südlichen Provinzen am 8. November mit den nördlichen zur Vertreibung dieser Unmenschen wie zur Herstellung der Ruhe und Ordnung im Allgemeinen zu Gent verbanden, hielt sich die Provinz Luxemburg, die ohnehin von jenen schauderhaften Auftritten befreit blieb, von diesem Bunde entfernt, wo Peter Ernst's Stellvertreter, ein Herr von Naves, im Geiste seines Gebieters inzwischen mit sicherer Hand die Geschäfte lenkte. Er nahm auch am 4. Nov. 1576 den ankommenden Halbbruder Philipp's, Don Johann von Österreich (s. d. Art.), den neuen Oberstatthalter der sämmtlichen Provinzen auf, während die Bewohner der Stadt Luxemburg zum Beweise ihrer getreuen Anhänglichkeit an das königliche Haus von Spanien folgende Inschrift zum Lobe Mannsfeld's über dem Eingange ihres Rathhauses in die Steine eingraben ließen: In Belgio omnia dum vastat civile bellum, Mansfeldus bello et pace fidus, perpetuus aequitatis custos, aequissimi Regis Legatus hanc provinciam in fide continet, servatque illaesam cum summo populi commodo et hilari securitate, unde Mansfeldi nomen apud gentem Luxenburgicam per secula clarum manebit. Inzwischen sollte der von Don Johann bewilligte ewige Vertrag vom 17. Febr. 1577 auch dem Grafen von Mannsfeld die Freiheit verschaffen; es kostete aber viele Mühe, ehe man den Verhaßten losließ. Selbst der König von Frankreich hatte für ihn gebeten, und kaum war er in Freiheit gesetzt, so mußte er das spanische Kriegsvolk vom niederländischen Boden ab und nach Italien führen. Kaum war es in Genua angekommen, so brachte es der Prinz Alexander von Parma dem Oberstatthalter wieder zu. Alle Provinzen bis auf Namur und Luxemburg, waren aufrührisch geworden und hatten den Prinzen Johann von Österreich in's äußerste Gedränge gebracht. Bei'm Aufbruche zu Namur führte er den Rebellen 18,000 Mann nach Gemblours entgegen, wo er am 31. Jan. 1578 einen völligen Sieg über sie errang. In dieser Schlacht befehligte Peter Ernst die Nachhut und nach der Niederlage des Feindes eroberte er mit Gonzaga und Barlaimont mehre rebellische Städte. Sein Sohn Karl stand dem Prinzen Alexander von Parma zu gleichen Absichten bei. Gleichwol wurde die Lage der Spanischgesinnten bald wieder bedenklich und in diesen Zuständen starb Johann von Österreich im Lager bei Namur. Peter Ernst empfing als Generalfeldmarschall nebst drei andern Großen die Leiche dieses Fürsten in gedachter Stadt und unterstützte alsdann dessen Nachfolger, Alexander von Parma, in den wichtigsten Unternehmungen. So begleitete er denselben zu Anfange März's 1579 zur Belagerung Mastrichts, leitete auf einer Seite der Stadt den furchtbaren Sturm am 8. April, der jedoch abgeschlagen wurde, und als Parma auf das Krankenlager gebunden war, lenkte er die sämmtlichen Anordnungen bis zur Wiedergenesung des Fürsten. Inzwischen erstürmte Mannsfeld am 29. Juni die Stadt und ließ dieselbe, vielleicht weil er in Uneinigkeit mit Gonzaga des wüthenden Heeres nicht Meister bleiben konnte, fast ganz verheeren und entvölkern. Mit Glück wirkte Peter Ernst darnach in Geldern, Hennegau, Artois und andern Provinzen theils allein, theils mit andern Generalen, mit denen er sich aber nicht vertrug, theils auch mit Parma selbst. Im J. 1583 wurde er darin auf kurze Zeit gestört, sobald er vernahm, daß einige Regimenter im Bereiche seiner Statthalterschaft einen Aufstand erregt hatten. Peter Ernst eilte dahin und dämpfte mit gewaltiger Strenge den Aufruhr [1]. Im J. 1585 übertrug ihm König Philipp, das goldene Vließ dem Herzoge von Parma, als Eroberer von Antwerpen, zu überreichen. Dies geschah nach Strada beim Einzuge des Herzogs in diese Stadt. Als 1588 König Philipp mit seiner unüberwindlichen Flotte den Tod der Königin Maria Stuart und mehre andere Vorgänge, durch die er sich beleidigt fühlte, an England rächen wollte, sollte Parma den spanischen Admiral dabei unterstützen und der alte Mannsfeld in dessen Abwesenheit die Sorgen des Oberstatthalters übernehmen; allein Misgeschicke und Unerfahrenheit des spanischen Admirals wie die Wachsamkeit der Holländer verhinderten seine Vereinigung mit Parma zur See. Nun wandte sich der Sturm über das Haupt des Kurfürsten Gebhard von Cöln, welcher als ein Abtrünniger der katholischen Religion des Grafen Peter Ernst schöne Nichte Agnes zum Weibe genommen hatte. Der Graf eroberte bei dieser Gelegenheit nach langwieriger Belagerung im December 1588 die Stadt Wachtendonk. Im Sommer 1590 übergab ihm Parma, der mit einem ansehnlichen Heere den Ligisten in Frankreich und der bedrängten Stadt Paris mit glücklichem Erfolge zu Hilfe zog, die Leitung seiner Geschäfte, die ihm abermals übertragen wurden, als Alexander Farnese im Spätherbste 1592 einen neuen Heerzug dahin unternahm und zu Arras starb. In diesem Amte standen ihm der Graf von Fuentes und Don Estevan von Ibarra zur Seite; er war aber zu sehr an Fuentes' Winke gebunden. Die seit etlichen Jahren im Sinken begriffene Mannszucht der spanischen Truppen, wegen welcher der alte Graf einst in große Lebensgefahr gerathen war, konnte auch nach Parma's Tode nicht aufgehalten werden. Da erließ Peter Ernst mehre thörichte Befehle, welche er auf Beklagen der Stände

1) Der Mörder des Prinzen Wilhelm von Oranien, der nach Herrera's Geständnissen von Parma zu dieser That ausgesendet worden war, hatte zuvor in Mannsfeld's Diensten gestanden.

bald wieder zurücknehmen mußte. Des Prinzen Moritz von Oranien rasche Fortschritte mit den Waffen konnten weder er noch sein Sohn Karl, der eine glückliche Diversion in die Picardie unternahm, aufhalten. Als Moritz im J. 1593 Gertruidenberg belagerte, eilte der alte Graf mit 15,000 Mann zum Entsatze der Stadt herbei, fand aber den Oranier so gut verschanzt und sich selbst wegen der abgeschnittenen Zufuhr in so großer Verlegenheit, daß er den Verlust der Stadt voraussah. Gern hätte er ihr Schicksal in einer Feldschlacht entschieden, allein der Prinz war nicht dazu zu vermögen. Als er einst dessen an ihn abgeschickten Trompeter fragte, warum sein Herr sich so sehr verschanze und nicht lieber als ein junger, muthiger Feldherr gegen ihn im freien Felde erscheine, antwortete derselbe: Weil mein Herr gern ein alter Feldherr zu werden wünscht, wie Ihro Durchlaucht. Der Graf verlangte allerdings auch von Fuentes zehn Stück schweren Geschützes aus Antwerpen zu Angriffen auf die festen Verschanzungen seines Gegners; da er, aber nur zwei große Stücke erhielt, rief er unwillig aus: Will der Graf von Fuentes Gertruidenberg in die Hände der Feinde übergeben, so mag er es auf seine Verantwortung wagen; ich aber muß dann einen unschuldigen Zuschauer abgeben. Die Stadt ergab sich wirklich am 24. Juni gedachten Jahres an den Oranier, nachdem sich Mannsfeld nach Cuik hatte zurückziehen müssen. Zu andern wichtigen Unternehmungen fehlte es ihm an günstiger Gelegenheit, so wie denn auch ein neuer Aufstand der spanischen Soldaten zu Brüssel ihn dahin zurückrief. Dämpfte er hier den Unfug, so erneuerte sich derselbe doch in andern Gegenden wieder. Es fehlte an Geld, um die Truppen zu befriedigen. Und so trat Graf Peter Ernst im Januar 1594 dem neuen Oberstatthalter, Erzherzoge Ernst von Österreich, welcher eben auch dem Übel nicht abhelfen konnte, unter den ungünstigsten Umständen, von Neid und Eifersucht verfolgt, seine oberste, eben nicht sehr nachdrucksvoll benutzte, Gewalt ab und zog sich nach Luxemburg zurück. Sein ausgezeichneter Sohn Karl wurde 1595 vom spanischen Heerbefehle aus den Niederlanden entfernt und dem Kaiser Rudolf II. zum Dienste gegen die Türken zugewiesen, wo er am 24. August deff. J. starb.

Der hochbejahrte Greis trug diesen Verlust — Karl war sein am Leben gebliebener einziger ehelicher Sohn gewesen — mit großer Fassung. Seine Lebenskräfte waren noch stark genug, um das luxemburgische Gebiet zu verwahren. Auch begleitete er den Erzherzog Albrecht, Bruder und Nachfolger Ernst's, in die Picardie und zur Belagerung von Calais. Von 1597 an entzog er sich allen Geschäften und verlebte den Rest seiner Tage in dem von ihm erbauten prächtigen Palaste zu Luxemburg. Denselben vermachte er in seinem 1602 errichteten letzten Willen der Infantin Clara Eugenia, Statthalterin der spanischen Niederlande, und ihrem Bruder, dem Könige Philipp III. von Spanien, alle kostbare Gemälde, Standbilder und andere herrliche Geräthschaften, sammt dem sehenswerthen Thiergarten. Das köstliche Uhrwerk am Thurm wurde für Brüssel bestimmt. Nach seinem Tode verfielen alle die schönen Anlagen und Gebäude nach und nach in Trümmer, die in ihrer Neuheit einer fürstlichen Pracht wol nicht nachgestanden haben mochten. Des fürstlichen Pompes brauchte er sich in der That nicht zu entziehen, da ihn Kaiser Rudolf II. am 4. März 1594 sammt allen seinen ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts in den Reichsfürstenstand mit Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen erhoben hatte. Der Graf hinterließ auch ein für arme und kranke Einwohner Luxemburgs gegründetes und reichlich ausgestattetes Hospital, das in der Folge jedoch zu andern Zwecken verwendet wurde. Peter Ernst I. starb am 25. Mai 1604 in einem Alter von 87 Jahren zu Luxemburg und wurde in der von ihm erbauten Kapelle des Klosters der Recollets feierlich und pomphaft beigesetzt. Dort waren bereits von seinem Sohne Karl seine und seiner beiden ersten Gattinnen eherne Bildsäulen in Lebensgröße errichtet worden, mit einer Inschrift auf schwarzem Marmor, die nach seinem Tode vollends ausgeführt wurde.

Peter Ernst war seines getreuen spanischen Dienstverhältnisses ungeachtet keineswegs außer Gemeinschaft mit seinen Verwandten in Sachsen gekommen. Alles, was die Grafen dort in Beziehung auf das gemeinsame Erbtheil zusammen beschlossen und verrichteten, bedurfte auch seiner Zustimmung. So nahm er am 4. Nov. 1564 Antheil an dem Vertrage der Grafen von Mannsfeld, in Betreff ihrer Bergwerke, Hütten und ihres Kohlenhandels, und gleich darauf an einer Übereinkunft wegen der Steuern. Darum findet man auch sein Bildniß auf den verschiedenen Münzen, die er und die andern männlichen Verwandten seiner Abkunft gemeinschaftlich hatten prägen lassen. Durch drei Weiber war er Vater von zwölf Kindern geworden. Jene waren Margarethe von Brederode, die während seiner französischen Gefangenschaft starb; Marie von Montmorency, Schwester des Grafen von Hoorn und Witwe des Grafen Karl von Lalaing, die mit ihm im Juni 1562 verehelicht worden und den 5. Aug. 1570 zu Coblenz an der Pest gestorben war. Seine dritte Gattin, Clara Mallyni, Witwe eines Obersten, war mit der vorigen erzogen worden und starb in unbekannten Zeiten, vermuthlich erst nach Peter Ernst's Tode. Die Kinder erster Ehe waren Friedrich, geb. 1542 und gestorben zu Padua den 26. April 1559, Karl, geb. 1543, von dessen Thaten bereits gesprochen und der, wie schon erwähnt, als kaiserlicher Feldherr in Ungarn starb, und vermuthlich auch Octavia, Gattin des Statthalters in Friesland, Franz Verdugo. Die Kinder der zweiten und dritten Ehe waren Octavius II., geb. 1564 und getödtet bei der Belagerung Knodsemburgs am 10. Juni 1591, Reinhold, Philipp, Karl, Octavius II., Sigmund, August, die sämmtlich in ihrer Jugend vor dem Vater starben, Polyxena; sie heirathete wider Willen ihrer Verwandten Palamedes von Chalons, einen natürlichen Sohn des Prinzen Rainer von Oranien und Dorothea, welche in ihrer Jugend ein Bein brach und ledig starb. So erlosch mit Peter Ernst die Friedeburger Linie des Mannsfeldischen Grafengeschlechts, sein Name aber lebte noch in der Person seines natürlichen gleichnamigen Sohnes fort [2]).

2) Außer diesem schreibt man ihm jedoch noch mehre andere

nicht aber ihm Pilsen zu übergeben, welchen Platz er ihm zur Lockspeise vorhielt. Inzwischen ließ auch Friedrich, der den Grafen nicht entbehren konnte, mit ihm unterhandeln, zahlte 160,000 Fl. baar aus und sandte ihm den jungen Herzog Johann Ernst von S.-Weimar zur Stütze; allein Mannsfeld, der nicht vergessen konnte, daß der Fürst von Anhalt und der Graf von Hohenlohe mehr Gewicht beim Könige hatten, als er, blieb trotzig und weigerte sich dem Hauptheere bei Prag zu Hilfe zu eilen. Er entließ zwar den Herzog von Weimar, fragte aber beim Könige an, ob er im Heere seinen Rang als Feldmarschall werde einnehmen und behaupten können. Im Laufe dieser nutzlosen Verhandlungen soll man zu Prag sogar den Vorschlag gethan haben, sich seiner zu bemächtigen und ihn sammt den Seinen niederzuhauen. Man kam aber dort selbst zu keiner festen Entschließung und so hatten sich nicht nur die Ligisten mit den Kaiserlichen vereint, sondern auch das Hauptheer der Böhmen am 8. November (n. St.) vor Prag völlig geschlagen. Der König floh übereilt aus dem Reiche und sandte dem zurückgebliebenen Grafen, der allein unter seinen Freunden die Besinnung nicht verloren hatte, am 16. November aus Breslau das Patent eines Oberfeldherrn zu, mit der Mahnung, so viele Truppen, als nur immer möglich, zusammenzubringen. Bereits hatte er erfolglos mit den Kaiserlichen unterhandelt, als er nach der prager Schlacht, die Friedrich's Macht zertrümmert hatte, unerwartet ganz allein gerüstet in Böhmen stehen blieb, und wie es schien, die Kriegshändel auf eigne Rechnung fortzusetzen Miene machte, auch dann noch, als die evangelische Union sich hatte entwaffnen lassen. So lange er und seine Hauptleute sich in den böhmischen Plätzen von Elbogen und Schlackenwald an bis Wittingau und Tabor hin behaupten konnten, schaltete er nach Gutdünken und suchte sich auf Streifzügen in diesem Königreiche durch Brandschatzungen und andere Erpressungen, wobei auch seine ehemaligen Freunde nicht geschont wurden, für ansehnliche Rückstände bezahlt zu machen. Und da ihn die Kaiserlichen, Baiern und Sachsen, zur großen Verwunderung mancher Zeitgenossen, nicht mit vereinten Kräften angriffen, vereinten sich so günstige Umstände für ihn, daß er allerdings auf Erfüllung seiner Ansprüche dringen und ihnen eine Ausdehnung geben konnte, wie es seine Begehrlichkeit eben nur immer für gut fand.

Ein ansehnlicher Theil des bei Prag zersprengten Böhmenheeres sammelte sich indessen unter seinen Fahnen, er ließ da und dort im teutschen Reiche Werbeplätze errichten, gab beträchtliche Handgelder und accordirte mit den Rekruten gradezu auf Raub und Beute. Also brachte er das Gesetz der Selbsterhaltung der Heere im Kriege auf, welches nachmals mehre seiner bedeutendsten Freunde und Feinde nachzuahmen nicht verschmähten, und das großen Jammer über Teutschlands Fluren und Bewohner gebracht hat. Allmälig verlegte er, da der erbitterte Kaiser einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, zur Sicherheit seiner Person das Hauptquartier zunächst nach Tirschenreut, alsdann in andere benachbarte oberpfälzische Plätze, um sich desto ungestörter stärken und im freien Felde behaupten zu können [9]). Seine alte versuchte Mannschaft war meistentheils in den haltbaren böhmischen Plätzen zurückgeblieben, und diese war er Willens, um hohe Preise an den Kaiser zu verhandeln. So verlangte er für die Räumung Pilsens drei Tonnen Goldes. Die kaiserlichen Räthe hingegen kamen auf den Einfall, mit einer weit geringern Summe des Grafen Hauptleute, welche über das Ausbleiben des Soldes klagten, somit auch die von ihnen bewachten Plätze zu gewinnen, und nebenbei noch ihren Feldherrn beim Kopfe zu nehmen. Der Fürst von Lechtenstein und Adam von Waldstein hatten Auftrag, mit ihnen zu unterhandeln; allein Mannsfeld scheint davon Nachricht bekommen zu haben, weil er, wie ein zu Wien geglaubtes Gerücht sagt, entschlossen war, diese Herren aufzuheben und sich ihrer zu bemeistern, sogar sich mit Hilfe einiger böhmischer Flüchtlinge an der Person des Kaisers selbst zu vergreifen. Gleichwol wurde Pilsen auf die eben erzählte Weise zu Anfange Aprils genommen; Mannsfeld blieb wachsam, hielt strenges Gericht über die Verräther, und als am 7. Mai (n. St.) Elbogen, der letzte böhmische Ort, mit Ausnahme Tabors und Wittingau's, die sich noch länger hielten, sammt manchem Fähnlein von den Besatzungen der überlieferten Plätze verloren ging, hatte er einen Heerhaufen von 8000 Mann in der Oberpfalz wieder um sich gesammelt, mit welchem er zwar Elbogen zu entsetzen willens gewesen, aber zu spät dort eingetroffen war. Während die Markgrafen von Brandenburg fränkischer Linie sich vor ihm zurückzogen, führte ihm Graf Friedrich von Nassau 5000 Mann zu; die Herzoge Friedrich und Wilhelm von Weimar brachten ebenfalls geworbenes Volk, sodann erschienen noch ein Herzog von Altenburg, von Holstein und S. Lauenburg, ein Pfalzgraf und ein Rheingraf in seinem verschanzten Lager bei Weidhausen, wo der begeisterte Wilhelm von Weimar eine Waffenbrüderschaft zu einmüthiger Fortsetzung des Krieges stiftete. Mannsfeld's Heer zählte jetzt mehr, als je, 13,000 Fußgänger und 7000 Reiter. Befreundete Obersten standen mit ihren Regimentern in Westfalen, und der enthusiastische Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel (Administrator des Stiftes Halberstadt), welcher seine Bekanntschaft am Hofe Friedrich's zu Prag gemacht hatte, warb rastlos in Niedersachsen, wenngleich er noch kein Heer befehligt, sondern die Kriegskunst nur kurze Zeit im J. 1620 in Böhmen praktisch erlernt hatte [10]). Der junge Fürst ermunterte in seinem Feuereifer den Grafen Mannsfeld durch Zuschriften: er möge in

---

9) Wer den Grafen todt überlieferte, sollte 70,000, wer ihn aber lebendig, sollte 100,000 Thlr. empfangen. 10) Herzog Christian war beiweitem jünger als der Graf von Mannsfeld, denn er war den 10. Sept. 1599 geboren. Über Mannsfeld's Erscheinung in der Oberpfalz erschien eine Flugschrift unter dem Titel: Fama Mannsfeldiana, oder vnvorgreiffliches vnnd vnpartheyisch Gespräch zweyer raisenden Personen von dem Grafen von Mannsfeld, was von seiner Person, auch Ihro Gnaden Thun vnd Vorhaben zu halten, vnd wie es mit der Obern Chur-Pfalz beschaffen sey. Getruckt im Jahr Christi 1621 in 4. Gleichzeitig erschienen auch einige Schriften über die Handlungsweise des Herzogs von Baiern gegen Mannsfeld.

pagnien des Herzogs von Savoyen und Oberster der unirten Kurfürsten, Fürsten und Stände.

Zu Anfange Octobers 1618 brach er in Böhmen ein, verstärkte sich durch Landvolk und erschien alsdann unerwartet und zum höchsten Verdrusse des Kurfürsten von Sachsen, der sich grade beeiferte, den Frieden zwischen dem Kaiser und den böhmischen Ständen herzustellen, vor der Stadt Pilsen, deren Bewohner den Directoren zu Prag kein Gehör schenken wollten, sondern, wie ihre Vorfahren im Hussitenkriege, dem katholischen Glauben und dem Kaiser unerschüttert treu geblieben waren. Während ihrer hartnäckigen Vertheidigung ließ Mannsfeld 26 Dörfer der Umgegend plündern und nach mehren mislungenen Versuchen die Stadt am 21. November erstürmen [6]). Der Sieger ließ die Überwundenen zwar persönlich, soviel wie möglich schonen, eignete sich aber eine große Beute an, erhob eine Brandschatzung von 120,000 Fl., entwaffnete die Bürgerschaft, die zum Gehorsam der böhmischen Stände verpflichtet wurde und brachte die gefangene Besatzung meistens unter seine Fahnen. Der Besitz Pilsens blieb ihm in der Folge wichtig für seine Unternehmungen wie für den Unterhalt seiner Soldaten, zumal da deren Sold bald zu knapp, bald gar nicht gezahlt wurde. Der Kaiser Matthias erkannte recht gut auch die Bedeutung seines Verlustes und ließ seinen Groll an dem Grafen dadurch aus, daß er ihn am 19. Febr. 1619 in die Reichsacht erklärte [7]). Dafür waren die Böhmen entschlossen, ihm, so lautet ein Bericht, das einheimische Standesrecht zu ertheilen, und nach Heinrich Slavata's Tode im J. 1620 lief sogar das Gerücht um, Mannsfeld wolle dessen Witwe heirathen und so die Smirsizkischen Güter an sich bringen. Es wurde aber aus Beidem Nichts.

Inzwischen setzte sich der Graf in und um Pilsen so fest, daß er aus Furcht, schlecht unterstützt zu werden, zum Ausbruche nach Budweis, um die Vereinigung der kaiserlichen Feldherren Boucquoi und Dampierre zu vereiteln, nicht bewegt werden konnte. Endlich gab er Ende Mai's 1619 dem dringenden Verlangen der Gewalthaber zu Prag nach und setzte sich in Marsch. Boucquoi trat ihm entgegen, vernichtete eine von ihm entsandte kleine Reiterschar bei Rotelitz und zwang ihn selbst am 10. Juni (n. St.) durch einen Überfall zu einem Treffen bei Großlasken, in welchem Mannsfeld fast sein ganzes Heer, dessen gefangener Theil kaiserliche Dienste nahm, seine Casse, sein Gepäck und alle seine geheimen Briefschaften einbüßte. Der Graf zog sich nach seiner Niederlage, die unter den Böhmen großes Schrecken verbreitete, auf Umwegen nach Pilsen zurück, verwahrte den Ort und stärkte sich rasch durch neue Werbungen, wozu auch der Herzog von Savoyen beigetragen haben soll. Nach Verlauf eines Monates hatte er wieder ein hübsches Corps auf den Beinen. Mittlerweile begab er sich nach Prag, empfahl für die bevorstehende Königswahl den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zum Beherrscher des Reiches aufs Eifrigste, und gewann auch einige Stände für seinen Zweck, da er versicherte, der Herzog werde nach getroffener Wahl die Religion wechseln. Allein Mistrauen vereitelte seinen Plan, also wirkte der Graf selbst nunmehr auf die Wahl des jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mit, und Feindlichgesinnte behaupten sogar, er habe durch seine Truppen, die er in die Hauptstadt verlegt hatte, gewaltsamen Einfluß auf die Schwachen und Schwankenden zu Gunsten des Kurfürsten ausgeübt. Bei der Abstimmung am 26. August erhielt der Herzog von Savoyen keine Stimme. Nach diesem Geschäfte begab sich der Graf auf seinen frühern Posten zurück und eroberte mehre Plätze. Als Boucquoi im J. 1620 nach Böhmen zurückkam, erlitt er durch ihn einige beträchtliche Verluste, doch stärkte er sich schnell wieder, überfiel die Kaiserlichen bei Budweis mit Glück und dehnte seine Eroberungen bis Tabor und Neuhaus aus. Sobald er sich aber im offenen Felde nicht mehr halten zu können getraute, lauschte er hinter den Mauern auf die Schritte und Anerbietungen seiner Gegner. Er hatte bis zum August 1620 ungefähr 6—7000 Mann bei sich und stand in Neuhaus, wo ihm die Aufgabe wurde, die Vereinigung des bairischen Heeres mit den Kaiserlichen zu verhindern. Allein grade in diesen wichtigen Augenblicken war der Graf mit den Böhmen gänzlich zerfallen. Er war, wie Thurn, höchst empört und eifersüchtig, daß König Friedrich, dem sie vor einem Jahre auf den Königsthron geholfen hatten, den Oberbefehl über die Heere dem Fürsten Christian von Anhalt und dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe undankbarer Weise anvertraut hatte, daß seine Truppen schlecht bezahlt und die ihm gegebenen Versprechungen überhaupt nicht gehalten wurden. Er ließ seine Scharen nach Gutdünken rauben und plündern und andere Greuel gleich den ligistischen Truppen verüben [8]), sprach vom Abschiede, den er nehmen wollte, um in des Herzogs von Savoyen Dienste zurückzutreten, suchte aber in der That nur Vortheile und reiche Beute zu gewinnen. Er brach auch, als das bairische Heer bereits in Böhmen eingefallen war, nach der Grenze Baierns auf und wollte von Furt, Eschlkamm und Neukirchen aus einen Streifzug in diesen Staat unternehmen, wenn ihn nicht der dort zurückgelassene Heerhaufen Herzogs Maximilian daran gehindert hätte. Nun leitete er in schmeichelhaften Briefen mit diesem Fürsten Unterhandlungen ein, vielleicht wol nur, um sich denselben vom Halse zu halten, oder ihn zu überlisten, und dessen Heer, das schon unsäglich litt, aufreiben zu lassen,

6) Diese Eroberung veranlaßte die Erscheinung einer Flugschrift unter dem Titel: Warhaftiger Bericht aus Prag vom 22. Nov. was sich nemblich hat begeben vnd zugetragen mit dem Grafen von Mansfeld vnd der Stadt Pilsen, erstlich gedruckt zu Prag im J. 1618 in 4. 7) Die Achtungsworte im Patente sind: „Wir setzen jhn auß dem Frieden in Vnfrieden vnd erlauben seinen Leib, Haab vnd Gut Jedermänniglichen." Daß Mannsfeld aber auch in Wien seine Anhänger hatte, beweist das Zerschneiden und Abreißen der Achtungspatente, die dort öffentlich angeschlagen werden waren.

8) Mannsfeld's Truppen hatten zu Anfange Märzes 1620 sogar einen Gepäckwagen der Königin Elisabeth von Böhmen, der mit kostbaren Geräthschaften und Kleinodien von Nürnberg nach Prag fuhr, auf der Straße von Pilsen nach Weidhofen angefallen und geplündert. Der Verlust wurde über 50,000 Fl. geschätzt..

ging über den Rhein und eroberte ein festes Bergschloß, alsdann wandte er sich wiederum auf das linke Rheinufer, und empfing im Lager bei Landau seinen Gebieter, den in Verkleidung reisenden Böhmenkönig. Tags darauf (den 13. April) setzte er nochmals über den Rhein, um den Markgrafen von Baden, der sich bis dahin noch nicht für Friedrich's Sache öffentlich erklärt hatte, mit seinem 15,000 Mann starken Heere an sich zu ziehen. Tilly, ebendieses befürchtend und abwehrend, verlegte ihm zwischen Wiesloch und Mingelsheim den Weg, wurde aber am 17. April (a. St.) in einem blutigen Treffen überwunden. Dieser Sieg Mannsfeld's ermuthigte den Markgrafen und beschleunigte die Vereinigung beider Heere; allein Unverträglichkeit und Eifersucht trieben beide Feldherren bald wieder von einander, und während Mannsfeld seine Städteeroberungen auf dem rechten Rheinufer mit Glück fortsetzte, verband sich Tilly mit dem Spanier Don Cordova und schlug den vereinzelten Markgrafen von Durlach bei Wimpfen gänzlich aufs Haupt. Die Trümmer des zersprengten Heeres nahm Mannsfeld bei sich auf, der aufs linke Rheinufer zurückeilte, Hagenau von der Berennung des Erzherzogs Leopold befreite, und als er Drusenheim mit Bischweiler eingenommen hatte, gedachte er, dem heimlichen Anhänger des Kaisers, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, in seiner Residenz einen feindlichen Besuch abzustatten und von dort aus dem aus Westfalen heranziehenden Fürsten Christian von Braunschweig hilfreich die Hände zu bieten. Der Handstreich gelang in der Nacht des 13. Mai und Ludwig fiel in seine Hände; allein der Hauptzweck, von hier aus dem Herzoge Christian eine ungestörte Vereinigung mit seinem Heere durch vorsichtige Maßregeln an der Bergstraße zu bewirken, wurde außer Acht gelassen. Der Triumph, den Landgrafen Ludwig zu ängstigen, setzte alles Andere bei Seite, Tilly und die Spanier warfen sich zwischen die Braunschweiger und Mannsfelder, schlichen durch den Odenwald auf die Bergstraße, überfielen die Letztern, welche bereits bis über Frankfurt a. M. hinausstreiften und Brandschatzungen eintrieben, und jagten sie bei Mannheim über den Rhein zurück; alsdann kehrte sich Tilly gegen den Halberstädter und schlug ihn bei Höchst aufs Haupt. Die Trümmer dieses zersprengten Heerhaufens nahm Mannsfeld alsbald bei sich auf und kehrte verwüstend und brandschatzend in das Elsaß zurück. Inzwischen wurden die drei Feldherren des Pfalzgrafen durch gegenseitige Vorwürfe unter einander uneinig, worüber der Markgraf von Durlach zur Abdankung seiner Krieger schritt und in den Privatstand zurücktrat [16]), während Friedrich von der Pfalz durch Beredung seines Schwiegervaters, Königs Jacob I. von Großbritannien, den Vorsatz faßte, auf friedlichem Wege das Ziel zu suchen, dessen Erreichung ihm mit Waffengewalt nicht mehr möglich schien. Er gab demnach den gefangenen Landgrafen Ludwig von Hessen mit der Bedingung wieder frei, für ihn beim Kaiser die Aussöhnung zu bewirken; und um dessen Einwürfen zu begegnen, entließ er thörichter Weise den Grafen von Mannsfeld und Herzog Christian von Braunschweig am 13. Juli (a. St.) aus seinen Diensten und verabschiedete zugleich auch seine eignen Truppen bis auf die Besatzungen zu Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, welche Plätze in der Folge nach mannhafter Vertheidigung vom Feinde überwältigt wurden, sodaß sich Friedrich nunmehr durch seine Gutmüthigkeit um Alles betrogen sah.

Mannsfeld und der Halberstädter standen eben im Lager bei Zabern, als sie ihrer Pflichten entbunden wurden. Die bei ihnen anwesenden teutschen Fürsten gingen nach Hause, mit Ausnahme Herzogs Friedrich von Weimar, der als Reiteroberst in Mannsfeld's Diensten zurückblieb. Jetzt wußten die beiden Kriegsherren nicht, wohin sie sich mit ihrem Heerhaufen, den sie wegen hoher Soldrückstände nicht einmal entlassen konnten, wenden sollten. Sie boten dem Kaiser Aussöhnung und Dienste an. Von Mannsfeld finden sich Spuren, daß er früher schon mit der Republik Venedig, die ihn nach Graubündten schicken wollte, unterhandelt und ihr 10,000 Mann zu stellen versprochen hatte; besondere Bedenklichkeiten hießen ihn den Plan wieder aufgeben, um sich lieber dem Kaiser oder der Infantin Clara Eugenie zu Brüssel in die Arme zu werfen. Mit Beiden können die Verhandlungen seit 1621 nachgewiesen werden, und mit Letzterer wie mit ihrem Gemahle stand er grade noch in Unterhandlung, als ihn im Frühjahre 1622 der Pfalzgraf Friedrich unerwartet aufsuchte. Die Unterhändler waren erstlich Rainer von Chalons, der Enkel von Mannsfeld's Vater, und nachher ein gewisser von Rollinger. Mannsfeld's Foderungen, die von Bellus, Meteren und Mailáth verschieden angegeben werden, waren sehr hoch gestellt. Außer dem Generalpardon und der Erhebung in den Fürstenstand verlangte er noch die Landvoigtei Hagenau erb- und eigenthümlich, eine ungeheure Summe von Indiens baarem Golde, oder doch die confiscirten Güter des Prinzen von Oranien und Unabhängigkeit in- und außer dem Kriege, mit Ausnahme der Generalstatthalterin zu Brüssel und des Marchese Spinola, denen er nachstehen wollte in Sitz und Stimme, nebst einer Befehlshaberschaft über 41,000 Mann. Wenn man aber auch dieses Alles bewilligen wollte, sagt der kaiserliche Berichterstatter, so würden ihm doch die Seinigen weder folgen noch trauen. Jetzt nun, als er und Herzog Christian mit raubgierigen und ungestümen Kriegsvölkern in Mitte anstürmender Feinde verlassen dastanden, begannen die erfolglosen Verhandlungen von Neuem. Mit dem Halberstädter, dem man am kaiserlichen Hofe alle Kenntnisse im Kriegswesen absprach und den man nur einen tollen, frevelhaften Fürsten schalt, machte Ferdinand II. um so weniger Umstände, als er Besitzer einer Reichspfründe und Erbe des Herzogs Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel war, mithin durch Reichsacht gezwungen werden konnte, sobald seine Unterwürfigkeit ausdrücklich verlangt worden wäre. Mannsfeld stand als Feldherr ungleich höher, und obschon ihn Tilly,

16) Der Markgraf zog sich in die Schweiz zurück und lebte bald zu Genf, bald an andern Orten, auch in Oberitalien, bis ihn die Engländer wider für die pfälzer Sache in die Waffen brachten. *Spon*, Histoire de Genève. I, 487 sq.

an welchen er sich dies Mal wandte, nicht anhörte, so stimmte er sich gleichwol ebenso wenig herab, als er die Besinnung dabei verlor, wenn auch die Rückkehr auf das rechte Rheinufer versperrt, das erschöpfte Elsaß ohne Mittel und das Gedränge durch die vereinten Spanier und Ligisten höchst bedenklich waren. Da brach er nebst seinem Waffengefährten, die Verhandlungen um Aufnahme fortführend, den 15. Juli nach Lützelstein und Lothringen auf, und lagerte sich zum Schrecken des unbewehrten Herzogs von Lothringen zwischen der Maas und Mosel mit den verhungerten, zum Theil widerspenstigen Truppen, die noch 25,000 Mann stark gewesen sein sollen. Diese setzten dort ihre Ausschweifungen fort und wurden zum Theil so meuterisch, daß ihre Befehlshaber in Lebensgefahr geriethen. Mannsfeld und Christian sollen sich, zu Folge einiger Nachrichten, zur schleunigen Dämpfung des Aufruhrs genöthigt gesehen haben, ihre Artillerie in Pont-a-Mousson zu versetzen, die nachmals beim Aufbruche wieder ausgelöst wurde: eine seltsame Auskunft für Feldherren, die doch mit dem lothringer Fürsten so wenig als mit den Bisthümern Metz und Verdun Umstände machten, sobald sie die Bedürfnisse ihres Kriegsvolkes von ihnen schonungslos verlangten. Mittlerweile knüpften sie neue Unterhandlungen mit dem Herzoge von Bouillon zu Sedan und den Generalstaaten an, und jagten daneben dem Könige von Frankreich, mit welchem die Hugenotten damals das zerrüttete Reich theilten, durch ihre unerwartete Erscheinung an seiner Grenze ein nicht geringes Schrecken ein, weil er fürchtete, die so lästigen als furchtbaren Gäste möchten gemeinsame Sache mit den Reformirten seines Reiches machen. Auch mit ihm wurden Unterhandlungen wegen Aufnahme in seine Dienste gepflogen[17]. Da die beiden Kriegshäupter aber mit Niemandem, außer mit den Holländern übereinkommen konnten, so brachen sie, nachdem Letztere ihren Dienst auf drei Monate für 600,000 Fl. zunächst zum Entsatze der bedrängten Stadt Bergen-op-zoom angenommen hatten, am 18. August aus ihrem festen Lager auf und gingen geraden Wegs nach Welschbrabant hinab, unbekümmert der Mahnungen zur Abwehr, welche ihnen die erschrockene Infantin zu Brüssel durch die Absendung des Herzogs von Bournonville hatte machen lassen. Unterwegs schafften sie das lästige Gepäck ab, ließen die schwersten Geschützstücke in Sedan zurück, und trafen am 28. August Abends bei der Abtei Villers unweit Fleurus auf den spanischen Feldherrn Don Cordova, der sich von Tilly unter der Hand abgelöst hatte, um ihnen den Weg nach Holland streitig zu machen. Es kam zur Kanonade, die ganze Nacht blieb man unter Waffen und den folgenden Morgen entspann sich ein sechsstündiges Treffen, in welchem Mannsfeld's Fußvolk über den Haufen geworfen wurde, und als er seine Reiterei in den Kampf brachte, verweigerte ein Theil derselben den Dienst, weil der Sold nicht gezahlt worden war. Da rettete ihn Christian von Braunschweig aus der Verlegenheit und gewann die Schlacht, indem er mit seinen Reitern heransprengte, die spanische Artillerie zum Schweigen brachte und die Bahn durch den versperrten Paß siegreich brach. Dem Herzoge wurde dabei der linke Arm zerschmettert, welchen er sich nach errungenem Siege unter Trompeten- und Paukenschall abnehmen ließ. Der tapfere Herzog Friedrich von Weimar war im Anfange des Treffens gefallen.

Während sich der schwer verwundete Halberstädter heilen ließ, führte Mannsfeld die ermüdete, hungrige und meuterische Kriegermasse, die sich noch auf 13—16,000 Mann belaufen mochte, nach Langenstraat, wo er sich lagerte. Mangel an Sold und schlechte Bewaffnung machten das Kriegsvolk vollends untauglich zum Dienste. Beides aber hoben die Generalstaaten; darauf rückte der Graf nach Tilburg und am 2. October endlich vereinte sich Prinz Moritz von Oranien mit ihm zu Rozendaal. Sofort hoben die Spanier die Belagerung Bergen-op-zooms auf, und die Winterquartiere wurden nun bezogen. Mannsfeld begab sich in den Haag, um fernere Bezahlung zu fodern und zu vernehmen, was er weiter für Dienste leisten könne. Man reichte ihm die nöthigen Gelder und auch einiges Geschütz, und um ihn mit seiner wilden Schar los zu werden, schickte man ihn, da er am Rheine wegen Nähe der Kaiserlichen keine ruhigen Winterlager finden konnte, grade zur Zeit, als die Reichsversammlung zu Regensburg, wo die pfälzer Lande mit der daran haftenden Kur dem Herzoge von Baiern übertragen werden sollten, ihren Anfang nahm, im November nach Ostfriesland, um sowol den katholischen Reichsständen Furcht einzuflößen, als auch, und zwar zunächst um den Grafen Enno zu züchtigen, welcher zum Verdrusse der Staaten und besonders des Prinzen Moritz schon lange geheimen Verkehr mit Spinola trieb. Mannsfeld verlangte von diesem 300,000 Thaler oder die Übergabe aller seiner festen Plätze, und da die Zahlung nicht erfolgte, nahm er die letztern ein und hielt den Grafen Enno sammt seinen Amtleuten wie gefangen. Enno und die Stadt Emden beschwerten sich bei den vereinten Staaten, diese leugneten von Mannsfeld's Unternehmen etwas zu wissen und gaben sich auch keine Mühe, den Bedrängten Linderung zu verschaffen. So blieb denn Mannsfeld das ganze folgende Jahr (1623) unter stetem Zwiste, wozwischen auch blutige Gefechte mit den Eingeborenen unterliefen, in dieser Grafschaft und saugte sie aus. Inzwischen bedrohte er den Kurfürsten von Cöln mit Einziehung seiner Einkünfte aus dem münster'schen Gebiete, und den Grafen Anton Günther von Oldenburg mit Einfällen in sein Land, nahm auch das feste Schloß Kniphausen weg, foderte vom Grafen 150,000 Thaler, freien Durchmarsch und offene Werbung in seinem Lande. Der König von Dänemark schickte aber dem Bedrängten einige

17) Nach Bougeant verlangte Mannsfeld von König Ludwig XIII. einen Strich Landes in der Gegend von Paris unter dem Titel eines Marquisats, und der Unterhändler des Herzogs von Nevers, welcher Statthalter in der Champagne war, machte ihm auch einige Hoffnung darauf. Nach Schirach (Biographien der Teutschen. VI, 256) waren seine Foderungen bedeutend größer. Der unterrichtete Nani weiß in seiner Histoire de la Republique de Venise nichts davon, sondern er versichert blos (II, 119), daß der Herzog von Nevers einen befürchteten Einbruch in's französische Gebiet aus allen Kräften abgewehrt habe.

nach Bergen-op-zoom, wo er sich von Neuem stärkte, sein auf dem Festlande zurückgelassenes Geschütz herbeischaffte und den Herzog Christian mit der in Frankreich angeworbenen Reiterei an sich zog. Mitten im Sommer 1625 brachen sie auf, setzten bei Gennep über die Maas und bei Rees über den Rhein, um von da aus zu den Dänen, welche in Niedersachsen so eben den Krieg mit dem Kaiser und den katholischen Reichsständen eröffnet hatten, zu stoßen, aber der Graf von Anholt trat ihnen in den Weg. Jetzt nahmen sie zwischen Wesel und Rees eine feste Stellung ein, bis sich der ungeduldige Halberstädter, der mit Mannsfeld übereingekommen war, unabhängig von ihm zu wirken, mit seiner Reiterei von ihm abgelöst hatte, um sich mit dem Könige von Dänemark vereinen zu können, was aber zu seinem Schaden von Tilly eine Zeit lang verhindert wurde [23]). Mannsfeld hingegen machte, nachdem er die Umgegend seines festen Lagers ausgesaugt hatte, den Ostfriesen abermals einen Besuch, fand sich aber in seinen Absichten dort durch einen Bauernaufruhr betrogen. Endlich setzte er Eingangs October durch, daß sein Fußvolk auf 40 Fahrzeugen zu Emden nach Bremen eingeschifft werden konnte, während er von Emmerich aus mit seiner Reiterei über Osnabrück dahin zu Lande nachzog und den 26. October dort ankam. Sein Heer bestand nach Vulturnus aus 8000 Mann. Die Stadt Bremen reichte ihm Getränke und Speisen, und Frankreich sandte eine Summe Geldes, womit die Truppen bezahlt werden konnten. Der Graf brach nun nach Lauenburg auf, ging dort über die Elbe, besetzte Mölln und Travemünde, foderte von der Stadt Lübeck, in deren Nähe er sein Hauptquartier aufschlug, Lebensmittel und auf erfolgte Weigerung hemmte er ihren Verkehr. Der Magistrat beschwerte sich darüber bei dem Könige Christian IV., da aber dieser erklärte, daß er keinen Antheil an des Grafen Handlungen hätte, derselbe auch, wie sein Vetter von Braunschweig, ihm nicht untergeben wären (wie Beide allerdings verlangt hatten), so griffen die Lübecker im Januar 1626 zu den Waffen, und brachten ihm durch nächtliche Ausfälle beträchtlichen Schaden bei [24]). Gleichwol wußte sich der Graf, wenn auch daneben noch allerlei Krankheiten in seinem Heere ausbrachen, zu halten und ließ von Neuem stark werben. Mittlerweile wurde er durch das am 9. Dec. 1625 im Haag abgeschlossene Bündniß zwischen England, Dänemark und den Generalstaaten dem Könige Christian überwiesen, und dieser fand nunmehr keinen Anstoß, sich allenthalben zu seinen Gunsten zu erklären. Mannsfeld galt nun öffentlich für einen von Frankreich und England besoldeten General, und nach genommener Abrede mit dem Könige von Dänemark über seine Wirksamkeit im nächsten Feldzuge brach er im Februar 1626, sobald der Friedenscongreß zu Braunschweig fruchtlos sein Ende nahm, mit 12,000 Mann, darunter 3000 neugeworbene Schotten und einige holländische Cavalerieregimenter, aus seinen Winterlagern bei Lübeck auf, ließ sich von den Herzogen von Mecklenburg, die ihn ungern in ihrem Lande sahen, schnell über die Elbe setzen und nahm seinen Marsch nach Havelberg in der Mark Brandenburg. Der Stadt Brandenburg zwang er am 2. März eine Besatzung auf. Mit dem dänischen General Fuchs in Verbindung gesetzt verdrängte er die Kaiserlichen aus den festen Plätzen an der Elbe, worauf er in das Anhaltische einbrach, wo ihn der Markgraf und Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg unterstützte. Schon ein Vierteljahr vor Eröffnung dieses Feldzuges erzählte man sich im feindlichen Lager von seiner Absicht, den Krieg nach Sachsen und Schlesien zu versetzen, und der Herzog von Friedland, kaiserlicher Feldhauptmann, hatte sich zur Aufgabe gemacht, mit dem Haupttheile seines Heeres den Bewegungen seines Lehrmeisters in der Kunst, Heere durch sich selbst zu erhalten, zu folgen und deshalb das magdeburger Gebiet zu besetzen. Bei Dessau hatte er Brückenschanzen anlegen lassen, deren Vertheidigung dem Obersten Altringer anvertraut worden war. Auf diese stieß der Graf, nachdem er Zerbst überrascht und die Kaiserlichen daraus vertrieben hatte, am 1. April; Altringer hielt diesen Angriff, sowie den zweiten am 11. dess. M. aus; am 25. April berennte er sie abermals, aber der Herzog von Friedland, der durch den nicht umzingelten Theil der festen Werke unvermerkt herbeigeeilt war, brach jetzt mit seinen Cuirassieren hervor und bewirkte in dem zurückweichenden mannsfeldischen Fußvolke, welchem die Reiterei vergebens zu Hilfe kam, eine völlige Niederlage. Ein im Lager des Grafen ausgebrochenes Feuer und die Entzündung mehrer Vorrathswagen vermehrten bei der Überlegenheit des Feindes die allgemeine Verwirrung. Er verlor fast alles grobe Geschütz, zum Mindesten 3000 Mann an Todten und Verwundeten, die Gefangenen, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird, nahmen beim Feinde Dienste, und kaum brachte Mannsfeld 5000 Mann in die Mark Brandenburg zurück, wohin ihn Friedland ungehindert ziehen ließ. Diesem kurfürstlichen Gebiete fiel er jetzt mehr, als vor zwei Monaten zur Last, indem nun gebrannt, verheert, geplündert und gebrandschatzt wurde. Unverdrossen ließ er neue Werbeplätze aufschlagen, zog 1000 Schotten aus England, den dänischen Obersten Baudissin mit 2000 Mann und endlich den Herzog Johann Ernst den Jüngern von S.-Weimar (s. d. Art.) mit 5000 Mann Dänen an sich. Grade die Erscheinung dieses ruhmbegierigen Prinzen aber in seinem Lager verursachte im Verlaufe des Feldzugs, da unterlassen wurde, über den gemeinschaftlichen Heerbefehl feste Bestimmungen zu fassen, Zwietracht, Mismuth und auffallende Störungen der kriegerischen Thätigkeit. Der Empfang französischer Subsidien setzte den Grafen mittlerweile in den Stand, seine eignen Truppen, die wieder zu 12,000 Mann stark geworden waren, für zwei Monate zu besolden.

23) Christian der Jüngere (so hieß der Halberstädter, seinem ältern gleichnamigen Vetter, dem Herzoge von Celle, gegenüber, welcher ein Bruder des berühmten Georg von Lüneburg war) wurde vom Kaiser nunmehr als ein geächteter Fürst behandelt und von jeglichem Rechtsanspruche an die Succession in den Landen seines kinderlosen Bruders losgezählt. 24) Vulturnus, Kurtze Erzehlung Aller fürnehmsten Händel rc. im Nieder- und Obersächsischen Creyse. S. 46 fg.

Marsch ins Bisthum Münster, das er zwei Jahre früher bereits ausgesaugt hatte, und ließ sich vom nacheilenden Tilly, dessen Streitkräfte eben auch nicht in der besten Verfassung waren, bei Stadtlohn am 27. Juli (a. St.) 1623 gänzlich schlagen. Der unvorsichtige Fürst rettete blos etliche tausend Reiter, die er, da die Holländer ihnen die Aufnahme verweigert hatten, Mannsfeld'en zuführte. Sodann begab er sich in den Haag zu dem Pfalzgrafen Friedrich und späterhin nach England und Frankreich. Der Graf Peter Ernst hingegen konnte sich, wie bereits erwähnt worden ist, noch bis zum Eingange des folgenden Jahres in seiner Stellung behaupten, da Tilly und der Graf von Anholt ihn nicht angriffen, theils weil sie auf gefährliche, von ihm getroffene Maßregeln der Vorsicht stießen, theils weil ihre Gebieter, die Glieder der Liga, sich aus mehrfachen Gründen nicht entschließen konnten, sie gegen ihn in jener Lage und in seinen versteckten Verhältnissen zu andern Mächten feindselig handeln zu lassen. Mannsfeld zog sich nach Abdankung seiner Räuberscharen als Privatmann in den Haag zurück. Kaum hatte die Infantin zu Brüssel Nachricht hiervon, so schickte sie den Kaplan Karl von Mannsfeld, seinen Bruder, an ihn ab, und ließ ihm den kaiserlichen Pardon und stattliche Anerbietungen machen; allein der Abgeordnete fiel bei Wesel den staatischen Reitern in die Hände und wurde auf geraume Zeit als Gefangener nach Breedevoort abgeführt.

Im Haag fand der unruhige Graf sicherlich weder Ruhe noch für seine Plane genügendes Gehör, er ging deshalb sofort nach Paris, wo ihn König Ludwig XIII., in dessen Diensten man ihn schon seit einiger Zeit, wie Einige irrig vermuthen, zu stehen glaubte, wohlwollend aufnahm und begab sich nach gepflogenen geheimen Unterredungen, die nicht zur Reife gediehen, reich beschenkt sodann (im April 1624) nach London, wo ihn das gemeine Volk mit den größten Ehren, wie einen Messias, empfing; den vornehmen Frauen aber misfiel der Held, weil er den landesüblichen Empfangskuß unterließ. König Jacob I. wies ihm zwar eine Wohnung im St. Jamespalaste mit freier Kost an, sein Sohn Karl, der Prinz von Wales, schenkte ihm eine Herrschaft von 30,000 Fl. jährlicher Einkünfte auf Lebenszeit; der König nahm aber anfänglich an ihm innerlichen Anstoß, weil er für seinen Schwiegersohn, den Pfalzgrafen, für dessen Bestes jener doch diese Reisen unternommen hatte, keinen entscheidenden Schritt thun wollte, bevor sich Frankreich und Savoyen erklärt hätten. Mannsfeld schmeichelte indessen des Königs Eitelkeit und pries es als kühne Großmuth, wenn er Allen mit seinem Beispiele vorangehen würde; und so brachte er es dahin, daß ihn Jacob vorläufig unter gewissen Bedingungen zu seinem Feldherrn ernannte und große Summen versprach, wofür er zur Wiedereroberung der Pfalz 10,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter werben und ins Feld führen sollte [20]). Schon war der Graf mit seinen Werbungen rasch vorgeschritten, als der bedenkliche König neue Schwierigkeiten erhob und die Hilfsgelder zurückhielt. Da ging Mannsfeld, vermuthlich im Einverständnisse des Prinzen von Wales, dem er überhaupt willkommener war, als dessen unentschlüssigem Vater, im Mai nach Frankreich zurück, wo er zum Abschlusse der Heirath zwischen Karl Stuart und Henriette von Bourbon, Ludwig's XIII. Schwester, mitwirkte und auch durch seine Bemühungen am 8. Aug. 1624 den großen Bund zwischen England, Frankreich, Savoyen, Venedig, Graubündten und den vereinten Niederlanden wider Österreich und Spanien zu Stande brachte. Hier warb er ebenfalls Volk und kehrte Ende Octobers mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren nach Holland zurück [21]). Geschütz und Waffen zog er aus Sedan und Emden herbei, und nachdem er im Haag mit den Botschaftern der Verbündeten über Kriegsplane und mit den Generalstaaten über Lieferung von Mundvorräthen, sowie mit dem Prinzen Moritz von Oranien zu Rozendaal andere erfoderliche Abrede getroffen hatte, ging er am 12. November auf einem englischen Schiffe zu Vlissingen wieder unter Segel nach London; allein nach einer Fahrt von zwei Stunden strandete das Schiff bei Sluys. Der Graf verlor alle seine mitgenommenen Kostbarkeiten bis auf seine Papiere, die gerettet wurden, und nur durch langes Zureden seiner Officiere ließ er sich bewegen, ein vorübersegelndes englisches Orlogschiff mit drei seiner Diener und einem Italiener zu besteigen. Zweiundsechszig Personen von seinem zurückgelassenen Gefolge — nur wenige retteten sich auf ein Boot — und 66 Engländer kamen ums Leben. Am 17. November landete der Graf in Margate, der König Jacob ersetzte seinen Verlust, überreichte ihm seine Vollmacht, und ehe der Winter vorüber war, kehrte der Graf im Februar 1625 mit seinen in England geworbenen 12,000 Mann und 200,000 (? 20,000) Pfund Sterling auf einer großen Anzahl von Schiffen nach dem Festlande zurück [22]). Nirgends aber, wo er landen und seinen Durchzug nehmen wollte, war man geneigt, ihn aufzunehmen und seinen Marsch zu fördern: so fast ohne Wirksamkeit war jener scheinbar übermächtige Bund geblieben. Hatte doch Jacob seinem Feldherrn bei dessen Abreise in der überreichten Vollmacht eingebunden, nichts Feindseliges gegen die Spanier zu unternehmen, noch weniger Breda entsetzen zu helfen! Selbst in Vlissingen setzte man seiner Landung große Schwierigkeiten entgegen, und ehe diese gehoben wurden, waren, wie Wagenaar versichert, zwei Drittel von seiner Mannschaft theils aus Hunger, theils an Krankheiten gestorben; der Rest aber, der noch ans Land stieg, verlief sich meistentheils aus Unzufriedenheit.

Dieses Unglück brachte Peter Ernst nicht außer Fassung; er ging mit den Überbleibseln seiner Engländer

20) Der alte Graf von Thurn sollte sein Generallieutenant und Herzog Christian Führer seiner Reiterei sein.

21) Der König von Frankreich wies ihm monatlich 360,000 Livres zur Kriegführung wider den Kaiser an; s. v. Raumer's Gesch. v. Europa. IV, 77. 22) Diese Truppen hatten in ihrem Vaterlande grobe Ausschweifungen begangen, und waren vor ihrer Einschiffung zu Dover nur durch summarische Hinrichtungen in Schranken zu halten gewesen. Lingard's Geschichte von England, teutsch von Salis. IX, 268 fg.

nisse dahin, daß sein Gehilfe glauben sollte, es wäre ihm nicht zu viel geschehen, sondern er hätte nur dem jungen ehrgeizigen Fürsten gleiche Rechte und Vorzüge einräumen sollen. Das ganze Gezänk lief im Ganzen dahin aus, daß Keiner dem Andern nachstehen wollte, daß Mannsfeld'en am Heerzuge nach Schlesien und Ungarn Nichts gelegen war, wie er denn bei der Wiedervereinigung zu Leipnik den Vorschlag abermals auf's Tapet gebracht hatte, durch Mähren und Böhmen nach der Schweiz oder in's Elsaß vorzudringen. Weil aber der Herzog von Weimar sich genau nach den dänischen Vorschriften richtete, so wußte Mannsfeld auch in allen Stücken Tadel und Mismuth einzuflechten und zuletzt den gänzlichen Bruch mit seinem Nebenbuhler herbeizuführen. Als er anfing sein Gesinde abzuschaffen, die zum Kriege nöthigen Dinge, selbst Kanonen, zu verkaufen und zu verschenken und seine vornehmsten Officiere zu disgustiren oder zu entlassen — mehre von ihnen nahm er mit sich — während das gemeine auf ein Geringes zusammengeschmolzene Kriegsvolk unwillig, nicht bezahlt, ja nicht einmal in Pflicht genommen war, so nimmt es nicht Wunder, wenn dem räthselhaften Abenteurer gar nicht mehr getraut und an seiner Wiederkehr gänzlich gezweifelt wurde.

Unter diesen Umständen verließ der Graf seine beiden Waffengefährten mit einem geringen Gefolge — Wagenaar spricht blos von zwölf Personen — und war entschlossen, durch das türkische Gebiet zunächst nach Venedig und vermuthlich von dort aus nach Savoyen, Frankreich und England zu gehen. Er nahm vielleicht Anfälle von der Ruhr oder sonst eine auszehrende Krankheit schon mit sich aus dem verbündeten Lager; denn zu Rackau, einem Flecken in Bosnien, befiel ihn, gewiß nicht in Folge einer Vergiftung, wie ein Gerücht lautete, eine solche Schwäche, daß er seine Reise einstellen mußte. Als sein Ende nahte, raffte er sich vom Krankenlager auf, ließ sich sein bestes Kleid anlegen und gab stehend mit dem Degen an der Seite, von zwei Officieren gehalten, am 20/30. Nov. 1626 in ihren Armen seinen Geist auf[26]). Seine Eitelkeit konnte nicht ertragen, daß man ihm hätte nachsagen sollen, er habe dem Tode unmännlich und schwach unterlegen. Der schmähsüchtige Carafa aber gab ihm aus Bosheit schuld, er habe vom Mufti zu Ofen einen türkischen Paß an Muhammed im Paradiese mit in jene Welt hinübergenommen, während ein neuerer katholischer Geschichtschreiber ihm, der doch offenbar gegen die Religion so lau war, wie der Herzog von Friedland, schuld gibt, er sei in den letzten schwachen Stunden zur Religion seines Vaters, in der er erzogen worden, aus inbrünstiger Reue wegen seiner verübten Greuel zurückgekehrt. Sein Leichnam wurde in die venetianische Stadt Spalatro gebracht und dort zur Erde bestattet. Man weiß aber jetzt sein Grab nicht mehr zu finden. Der Kaiser und der Kurfürst von Baiern waren jedenfalls froh, diesen furchtbaren Mann los geworden zu sein. Sein Gefährte Christian von Braunschweig war ihm ziemlich sieben Monate früher im Tode vorangegangen, vierzehn Tage nach ihm starb auch sein Nebenbuhler Johann Ernst von Weimar, und einen Monat später schloß Bethlen seinen Frieden mit dem Kaiser. Der Freistaat Venedig beabsichtigte dem gefürchteten Kriegshelden eine Ehrensäule zu setzen; die Ausführung unterblieb. Seine Truppen, die durch stete Gefechte, Krankheiten, Hunger und ungünstige Herbstwitterung bis zur unbedeutenden Zahl von 13—1500 Mann aufgerieben waren, hatte er nicht dem Herzoge von Weimar, wie Cluver behauptet, sondern dem Siebenbürgerfürsten, obschon er von dessen eingeleiteten Friedensverhandlungen mit dem Kaiser Kenntniß hatte oder haben konnte, zugewiesen, und die Officiere dieser Mannschaft beauftragt, mit demselben bis auf weitere Befehle in Correspondenz zu verbleiben. Ebendiesem Fürsten und dem Pascha von Ofen hatte er das Heergeräthe und Geschütz geschenkt. Seine getreue Begleitung auf der Reise wurde in seinem letzten Willen, welcher am 19/29. November datirt ist, gleichwie die in Ungarn zurückgebliebenen Diener und Officiere bedacht[27]). Man sagt, er habe einen guten Vorrath an Geld hinterlassen.

Graf Peter Ernst II. war nie verheirathet und nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen ein kleiner, blonder, frühzeitig zusammengeschrumpfter, unansehnlicher und durch eine Hasenscharte entstellter, häßlicher Mann, der zwar immer gern Frauenzimmer mit sich führte, aber doch allezeit wachsam war, einen unerschütterlichen Muth, große Gewandtheit, Verschlagenheit und Kühnheit besaß und nie in Verlegenheit gerieth. Grausamkeit und Rachsucht waren ihm nicht fremd, Carafa und Wassenberg, seine feindseligen Zeitgenossen, schildern ihn als eine verderbliche Geißel Teutschlands und als ein Ungeheuer. Gleichwol blieb er der doppelten Reichsacht und des auf seinen Kopf gesetzten hohen Preises ungeachtet niemals verstoßen. Seine Gegner liehen ihm immer gern ihr Ohr, so oft er Aussöhnung oder Dienste von ihnen verlangte, oder sie es in umgekehrtem Falle von ihm wünschten, sei's nun aus Furcht, oder aus Rücksicht auf seine Talente und auf den Besitz seines wohlversuchten Kriegerhaufens. Zuweilen geschlagen, aber niemals verlegen und nirgends überwunden, war Mannsfeld allerdings eine unerwartet furchtbare Erscheinung unter seinen Zeitgenossen, der allenthalben Rücksichten abzugewinnen und leicht mächtige Verbindungen anzuknüpfen verstand, wenngleich von Haus aus mittellos und von zweifelhafter Geburt. Sein vielfach geschmähtes Beispiel, so verwerflich es auch immer an sich ist, ward, wie es eben die Geschichte seiner Zeit unverdeckt

26) Andere setzen seinen Todestag auf den 19. Nov. a. St. Vergl. die Flugschrift: Wahrhafftiger Bericht von dem Leben vnd Todt des Grafen von Mansfeld. Dabei auch die letzten Wort, so er geredt hat, nachdem er ihm sein bestes Kleid anthun, vnnd den Degen an die Seiten hengen lassen, da ihm dann zween seiner Officiere, auff Begehren bei den Armen halten, vnd ihm diesen letzten Dienst erweisen müssen. Auß Frantzösischer Sprach in die Teutsche versetzt. Gedruckt im Jahr 1627 in 4. Daß Mannsfeld vergiftet worden sei, davon hat Cluver (in s. historiarum totius Mundi [epitome edit. 1631]. p. 883) Gerüchte vernommen.

27) Das Testament steht im Theatr. Europ. I, 973 sq. Vgl. Vulturnus a. a. O. S. 70 und Rani II, 244. Der Italiener irrt nur darin, daß er des Grafen Abreise eine Flucht nennt.

gibt, bald zum verführerischen Muster für andere Kriegshäupter, selbst Fürsten verschmähten nicht, es nachzuahmen, zum Beweise, daß er seine Zeit, ihre Begriffe und Interessen richtig erfaßt und erschütternd in den Gang der Begebenheiten eingegriffen hatte. Der Kaiser und der Kurfürst von Baiern fanden sich stets geneigt, ihn, den fruchtbaren Urheber beunruhigender Entwürfe, für sich unschädlich zu machen; kein Wunder also, wenn der Graf in seiner rohen aufgelösten Zeit, wo er immerdar allenthalben Gehör fand, sich nicht über ihre Mängel erhob, sondern in grobem Eigennutze beispiellos anmaßend hervortrat. Die Vorwürfe, die ihn treffen, finden sich zum Theil auch unter seinen Truppen wieder; sie verstanden, nach unbezweifelten Zeugnissen der Zeitgenossen, in ihrer wilden Rohheit keinen Unterschied zwischen dem Heiligen und Weltlichen zu machen: sie beraubten die Kirchen, sie verunreinigten die geweihten Plätze und Gefäße, rissen die Altäre nieder, traten die Hostien mit Füßen, schmierten ihre Schuhe mit heiligem Öle, verbrannten die Dörfer, mordeten oder mishandelten die Einwohner jeden Alters und Geschlechts auf die empörendste Weise, sogar die Leichen in den Gräbern waren vor ihren räuberischen Gewaltthaten nicht sicher. „Das Alles," heißt es in der von Mannsfeld selbst ausgegangenen Apologie seiner Kriegshandlungen, „wissen wir und gestehen es gern, haben dessen auch, mit unserm großen Herzeleid, viel Exempel sehen müssen; es ist aber unwidersprechlich, daß die Soldaten, wenn ihnen der Sold nicht wird, in keiner Kriegsdisciplin zu halten sind. Hält man ihnen mit dem Gelde nicht inne, so nehmen sie, wo sie etwas finden, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldet. Denn sie zählen und wiegen nicht: Sie nehmen Alles, sie zwingen Alles, schlagen und erschlagen Alles, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist kein Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften." Hier läßt sich noch hinzufügen, daß seine Officiere verwildert und meistens wol auch für Bestechlichkeit empfänglich waren. Schwer mochte es für ihn selbst sein, sich unter solchen Umständen in nöthigem Ansehen bei dem zügellosen Kriegsvolke zu behaupten. Indessen wußte er doch, wenn es galt, scharfe Kriegszucht zu handhaben. Als ihm im Sommer 1620 ein Regiment wegen großer Rückstände des Soldes in's Quartier rückte, und ihn bis zu völliger Bezahlung gefangen halten wollte, trat er bei geöffneter Thür mit seinem Degen unter sie, hieb alsbald zwei Soldaten nieder und verwundete andere; und als die Flüchtigen sich wieder auf den Gassen zusammenrotteten, ritt er ihnen mit drei Hauptleuten nach, schoß abermals eilf nieder und beschädigte 26 Andere. Also bezahlte Graf Peter Ernst und seine Soldaten respectirten ihn. Anders bezahlte der alte Graf Thurn; sah dieser die nichtbezahlten Regimenter meuterisch, so weinte er wie ein Kind und beklagte den Untergang seines Vaterlandes gar schmerzlich. Was Mannsfeld's verübte Greuel, seine Strebesucht, seinen Unabhängigkeitssinn, seine Eitelkeit und andere zur Unverträglichkeit anregende Eigenschaften in seiner kriegerischen Wirksamkeit betrifft, so hatte er diesen Tadel mit vielen andern Feldherren seiner Zeit gemein. Keiner von ihnen war ganz rein von diesen Flecken. Mannsfeld war ebenfalls, wie sie, begierig nach dem Erwerbe eines unabhängigen Gebietes und verlangte Erhebung in den Reichsfürstenstand. Ist der oben angeführte Abdruck seines Testaments richtig und die Abschrift seines Schreibens an einen seiner Hauptleute, welche ein Biograph Herzogs Johann Ernst des Jüngern von S.-Weimar aus dem dortigen Archive entlehnt hat, dem Originale getreu, so legte er sich selbst (mit Beziehung auf die Legitimation von Kaiser Rudolf) den Fürstentitel bei. Dort nämlich nennt er sich Fürst und Graf von Mannsfeld, edler Herr zu Heldrungen, Markgraf von Castelnovo und Boutiglière, wie es auch der König Jacob I. von Großbritannien in seiner Vollmacht vom 7. Nov. 1624 gethan hat. Jener letztere Titel rührt von einer Schenkung her, womit ihn früherhin die Dankbarkeit des Herzogs von Savoyen belohnt hatte; allein dieses Besitzthum, wie die englische Pfründe scheinen für ihn nicht bleibend gewesen zu sein, und werden auch im Testamente nicht namentlich erwähnt. Seine Gegner, das Recht der Legitimität stets festhaltend, hielten sich kleinlicher Weise nach Zeitsitte gern an die Mängel seiner Geburt, bestritten seinen Grafentitel, seine Abkunft von Peter Ernst I. und so behielt er ihre Meinung stets gegen sich. Nicht selten schalten sie ihn Hurensohn von den Wällen feindlicher Plätze herab. Von ihrer Seite in jeder Hinsicht geschmäht und in Allem getadelt und zurückgesetzt, veranlaßte er den Druck einer Schutzschrift [28]). Diese heißt im Original: Apologie pour le très Illustre Seigneur, Erneste Comte de Mansfeld, Marquis de Castel Nouo et Boutiglière, Seigneur de Heldrungen, Mareschal de Camp, Général du Royaume de Bohème et Païs incorporéz etc. l'an MDCXXI in 4. Gleichzeitig erschien zu Venedig von Livio Romano, ebenfalls in 4., eine wortgetreue Übersetzung davon mit dem Titel: Racconto delle Cose accadute all' Illustrjssjmo Sjgnor Ernesto Conte dj Mansfelt Marchese dj Castel nouo etc. Eine teutsche, jedoch sehr abgekürzte, Bearbeitung davon kam auch noch 1621, ohne Angabe des Druckortes in 4., mit dem Titel, wie folgt, zum Vorschein: Verdeutschte Relation deren in Frantzösischer Sprach jüngst außgegangener Mansfeldischen Apology vmbständlich beschriebenen Geschichten. Vom August-Monat 1618 bis vff den Monat Mai dis 1621jahrs. Ferner erschienen noch folgende Schutzschriften über ihn, als: Relation deren Geschichten, ritterlichen Thaten vnd Kriegshandlung, so Herr Ernst Graf zu Mannsfeld 2c. Ihr Fürstlichen Durchlaucht zu Savoyen, hernach der Krone Böhmen vnd deren incorporirten Länder Feldmarschalck, nun aber General einer Armada in Teutschland auf Kurpfalz Seiten, in seinen hohen Kriegsämtern verrichtet vnd 1618—1622 mit seinem vnterhabenden Kriegsvolke ins Werk gesetzet. Zu Rettung Ihrer Gnaden ehrlichen vnnd ritterlichen Namens vnd mennig-

28) Graf Peter Ernst soll diese Schrift in den Winterquartieren zu Hagenau selbst geschrieben und dann für den Druck von einem seiner Kanzleidiener haben abschreiben lassen, wie der Verf. der Acta Mansfeldica in seiner Vorrede bemerkt.

nisse dahin, daß sein Gehilfe glauben sollte, es wäre ihm nicht zu viel geschehen, sondern er hätte nur dem jungen ehrgeizigen Fürsten gleiche Rechte und Vorzüge einräumen sollen. Das ganze Gezänk lief im Ganzen dahin aus, daß Keiner dem Andern nachstehen wollte, daß Mannsfeld'en am Heerzuge nach Schlesien und Ungarn Nichts gelegen war, wie er denn bei der Wiedervereinigung zu Leipnik den Vorschlag abermals auf's Tapet gebracht hatte, durch Mähren und Böhmen nach der Schweiz oder in's Elsaß vorzudringen. Weil aber der Herzog von Weimar sich genau nach den dänischen Vorschriften richtete, so wußte Mannsfeld auch in allen Stücken Tadel und Mismuth einzuflechten und zuletzt den gänzlichen Bruch mit seinem Nebenbuhler herbeizuführen. Als er anfing sein Gesinde abzuschaffen, die zum Kriege nöthigen Dinge, selbst Kanonen, zu verkaufen und zu verschenken und seine vornehmsten Officiere zu disgustiren oder zu entlassen — mehre von ihnen nahm er mit sich — während das gemeine auf ein Geringes zusammengeschmolzene Kriegsvolk unwillig, nicht bezahlt, ja nicht einmal in Pflicht genommen war, so nimmt es nicht Wunder, wenn dem räthselhaften Abenteurer gar nicht mehr getraut und an seiner Wiederkehr gänzlich gezweifelt wurde.

Unter diesen Umständen verließ der Graf seine beiden Waffengefährten mit einem geringen Gefolge — Wagenaar spricht blos von zwölf Personen — und war entschlossen, durch das türkische Gebiet zunächst nach Venedig und vermuthlich von dort aus nach Savoyen, Frankreich und England zu gehen. Er nahm vielleicht Anfälle von der Ruhr oder sonst eine auszehrende Krankheit schon mit sich aus dem verbündeten Lager; denn zu Rackau, einem Flecken in Bosnien, befiel ihn, gewiß nicht in Folge einer Vergiftung, wie ein Gerücht lautete, eine solche Schwäche, daß er seine Reise einstellen mußte. Als sein Ende nahte, raffte er sich vom Krankenlager auf, ließ sich sein bestes Kleid anlegen und gab stehend mit dem Degen an der Seite, von zwei Officieren gehalten, am 20/30. Nov. 1626 in ihren Armen seinen Geist auf. Seine Eitelkeit konnte nicht ertragen, daß man ihm nachsagen sollen, er habe dem Tode unmännlich schwach unterlegen. Der schmähsüchtige Carafa ab[…] ihm aus Bosheit schuld, er habe vom Mufti […] einen türkischen Paß an Muhammed im Paradiese […] jene Welt hinübergenommen, während ein neu[…] tholischer Geschichtschreiber ihm, der doch offenb[…] die Religion so lau war, wie der Herzog von […] schuld gibt, er sei in den letzten schwachen St[…] Religion seines Vaters, in der er erzogen wo[…]

inbrünstiger Re[…] kehrt. Sein […] Spalatro geb[…] weiß aber […] Kaiser und […] froh, diesen […] Gefährte […] sieben Mon[…] Tage nach […] von Weim[…] seinen Fr[…] beabsichti[…] zu setzen […] die durch […] stige […] 13 — […] Herz[…] Sieb[…] Frie[…] oder […]

26) Andere setzen sein[…] auf den 19. […] Vergl. die Flugschrift: […] Bericht von […] Todt des Grafen von M[…] auch die le[…] er geredt hat, nachdem […] Kleid an[…] Degen an die Seiten […] ihm dann […] ficiere, auff Begehren […] halten, vnd […] Dienst erweisen mü[…] versetzt. Gedruckt […] worden sei, davo[…] [epitome edit. 1[…]

Scholasterie an der St. Simeonskirche zu Trier, und die Pfarreien zu Birthing (Bertingen bei Luxemburg) und Riol (auf dem rechten Moselufer zwischen Trier und Neumagen) zu besitzen, eine Befugniß, die zwar, in sofern sie die Pfarrei Riol betreffe, nur den bis dahin stattgefundenen Rentenbezug sanctioniren sollte, indem Peter jüngst die besagte Kirche aufgegeben habe. Der hohe Werth, welchen der neue Gebieter seinem Leibarzte beilegte, wird sattsam durch die Menge der von diesem zusammengebrachten Beneficien ersichtlich. Doch das Liebste einem Kinde zu opfern, wird einem Vater niemals schwer, und der dritte der kaiserlichen Prinzen, Herzog Rudolf, durfte nur den Wunsch, den Arzt zu seinen Diensten zu haben, äußern, so war derselbe befriedigt. In Herzog Rudolf's Namen bekleidete der Aspelter bei St. Stephans Münster zu Wien das oberste Pflegeramt, aber auch auf die übrigen Angelegenheiten des Prinzen scheint er gebietenden Einfluß gewonnen zu haben, ohne denselben stets nach dem Willen des ältesten der kaiserlichen Prinzen, des Herzogs Albrecht, anzuwenden. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Peter die böhmische Prinzessin Agnes bestimmte, unmittelbar nach ihres Eheherren, des Herzogs Rudolf, Absterben, 11. Mai 1290, nach Böhmen zu ihrem Bruder, König Wenzel II., zurückzukehren. Ihr einziges Kind, Johann von Schwaben, wurde demnach in Böhmen erzogen, und war nicht nur der Gegenstand von des Oheims voller Zärtlichkeit, sondern auch als ein „tugendlicher Jüngling" der Liebling des Volkes. Es waren dieses Dinge, die im Keime schon allen Entwürfen Herzog Albrecht's auf eine künftige Erwerbung Böhmens unbequem entgegentreten mußten, und unfehlbar würde seine Rache denjenigen, welcher zu dem folgenreichen Schritte gerathen, getroffen haben, hätte dieser nicht bei Zeiten auch für seine Person den Schutz König Wenzel's gesucht. An dem Hoflager zu Prag weilend, und mit Theilnahme die erste Entwickelung des Prinzen Johann verfolgend, gewann der trier'sche Arzt wiederum in den ihm durchaus fremden Kreisen überraschenden Einfluß, so zwar, daß er in Wenzel's Auftrag zwei verschiedene Gesandtschaften bei dem französischen und römischen Hofe verrichtete. Es werden diese Reisen ihm Gelegenheit geboten haben, einen ihm längst erworbenen Anspruch in Erinnerung zu bringen. Die Verleihung der trierischen Dompropstei, deren Papst Nicolaus IV. gedenkt, war nicht zu Vollzug gekommen. Als Theoderich's von Blankenheim Nachfolger in dieser Propstei, Bohemund von Warsberg, durch seiner Collegen Wahl zu der erzbischöflichen Würde erhoben worden war, benutzte Papst Nicolaus die hiermit eingetretene Vacanz, um das früher gegebene Wort zu lösen. Er verlieh zum andern Mal, 1289, die erledigte Dompropstei an Peter von Aspelt. Der Erzbischof, der Domdechant, die Chorbischöfe, des Capitels weiserer Theil, genehmigten die Ernennung, aber einige andere Domherren erhoben sich mit Macht gegen des Papstes Anmaßung, dem trierischen Dom einen Mann aufdringen zu wollen, der, seiner Gelehrtheit unbeschadet, immer nur bürgerlicher Herkunft bleibe, während ihre Gesellschaft von uralten Zeiten hergebracht habe, nur der edeln Geburt den Zugang zu verstatten. Der Papst wollte seine Ernennung durchsetzen, vergaß aber hierbei der dem Domcapitel schuldigen Rücksichten, daß diejenigen sogar, die für Peter die günstigste Gesinnung gezeigt hatten, sich entrüstet fühlen mußten. Das ganze Collegium vereinigte sich zu Widerstand, und wenn auch Excommunication und Interdict die Widerspenstigen traf, wenn aller Gottesdienst in der gebannten Kirche verstummte, so blieb dennoch dem Vorurtheil der Sieg, und Peter von Aspelt mußte der Dompropstei entsagen, unbeschadet den Worten der Bulle von Bonifacius VIII. Kal. April. Pontif. nostri anno tertio: „cum igitur Treverensis de qua cum dudum super ea inter te et quendam alium in curia nostra litigium verteretur, diffinitiva fuit pro te per dilectum filium nostrum Petrum S. Eustachii Diaconum Cardinalem, auditorem super hoc deputatum a nobis, sententia promulgata." Die römische Gesandtschaft trug dem Gesandten selbst reichliche Früchte. Eben, 1292, starb Peter Reich von Reichenstein, der Bischof zu Basel, welches hiermit dem römischen Hofe die erwünschte Gelegenheit verschaffte, sein eigenes Ansehen zu retten, denn des von Aspelt Erhebung zur bischöflichen Würde blieb der glimpflichste Weg, aus dem widerwärtigen Handel mit den stolzen Junkern in Trier zu scheiden. Ihm verlieh der Papst das erledigte Bisthum, zu der reichen Pfründe fügte König Wenzel die seit 1294 erledigte Propstei auf dem Wyssehrad, deren jedesmaliger Inhaber zugleich des Königreichs Böhmen oberster Kanzler war, hinzu. Da Peter seine Consecration apud sedem Apostolicam empfing, so war hiernach die Verleihung der von ihm bis dahin besessenen Beneficien dem Papste zugesichert, diesem aber gefiel es, seines Rechtes Gebrauch darauf zu beschränken, daß er den Genuß der fraglichen Beneficien, der Propsteien auf dem Wyssehrad und zu Bingen, und eines Kanonikats zu Mastricht, dem neu ernannten Bischof für die Dauer von fünf Jahren bestätigte, dat. Rome kal. Apr. Pontificatus nostri anno tertio. Später, Id. Martii Pontificatus nostri anno quinto, erneuerte Papst Bonifacius, abermals für die Dauer von fünf Jahren, dieses Indult, „considerantes attentius, quod Basiliensis ecclesia non modico premebatur onere debitorum et volentes propterea personam tuam gratia obsequi oportuna." Und nicht allein schwere Schulden, auch Arbeit und Verdruß die Fülle hat Peter in seinem Bisthume gefunden, nachdem unter der vorhergehenden Regierung geistliche und weltliche Angelegenheiten gleich sehr zu Verfall gekommen. Der Kirchenzucht suchte Peter durch die heilsamen Anordnungen der 1297 und am Montag nach Christi Himmelfahrt 1299 abgehaltenen Synoden aufzuhelfen, er begegnete aber von Seiten seiner Geistlichkeit unerwartetem Widerstande; einer der Domherren, Hartung Münch, soll sogar eine frevelnde Hand an seinen Bischof gelegt, denselben mit Schlägen mishandelt haben. Das Synodalstatut von 1297 theilt Würdtwein mit (Subsidia diplomatica. IV, 29—48), jenes von 1299, welches an den heilsamsten Verfügungen nicht minder reich, geben die Nova subsidia diplomatica. XIII, 327—345, gleichwie S. 351

denn von ihrem eignen Richter verhandelt würden, und daß geistliche Personen, aus welcher Ursache es immer sein möge, nicht vor einem andern, als dem geistlichen Richter belangt und gerichtet würden. Er verpflichtete sich, den Zoll zu Ober-Lahnstein, der aus ganz sichern, wahren und rechtmäßigen Ursachen der mainzer Kirche von den vorigen Kaisern überlassen worden, auf das Neue derselben zu bestätigen, und öffentlich anzuerkennen, daß Seligenstadt und der Bachgau Eigenthum der mainzer Kirche seien, und daß er dieser Kirche Ministerialen und Burgmännern den Vorzug, vor keinem andern Richter belangt werden zu können, sie seien dann zuvörderst bei ihrem Erzbischofe verklagt worden, und es habe sich eine Rechtsweigerung ergeben, unverbrüchlich bewahren wolle. Ferner ließ der Kurfürst sich versprechen, daß man ihn in den Rechten seines Erzkanzleramtes schützen wolle, besonders in dem Rechte, einen Protonotarius und andere Notarien an dem königlichen Hofe, ein- und abzusetzen, als welche ihm wegen des Zehnten der seiner Kirche gebührenden Kanzleigefälle schwören sollten. Es übernahm Heinrich die Verpflichtung, den von Kaiser Albrecht der mainzer Kirche zugefügten Schaden, der über 100,000 Mark sich belaufe, nach Billigkeit zu ersetzen, alle Unkosten, so der Erzbischof wegen der Wahl und Krönung haben würde, ohne Anstand zu vergüten, und demselben den Zoll zu Ehrenfels zu überlassen, bis dahin die 10,000 Pfund Heller, so der Erzbischof in der Heeresfolge nach Böhmen Kaiser Albrecht'en geleistet, aufwenden müssen, sodann eine von Albrecht'en gemachte Schuld von 2000 Mark Silber und die 1000 Mark, so Albrecht der mainzer Kirche, bei ihrer letzten Vacanz, an Umgeld und Judensteuer zu Frankfurt entzogen, bezahlt sein würden. Auch wollte Heinrich dem Erzbischof beistehen, daß er von dem Grafen von Montfort, der ihn vordem gefänglich niedergeworfen und in einen Schaden von 8000 Mark gebracht, Genugthuung erhalte; nicht gestatten, daß jemand die mainzer Kirche wegen der von Peter's Vorfahren gemachten Schulden beunruhige oder pfände, er sei denn vor seinem Richter überwiesen worden; allen Unwillen des Papstes und des heiligen Stuhls, wenn dergleichen wegen der vorzunehmenden Wahl den Erzbischof treffen könnte, auf sich nehmen, und ihn vollkommen schadlos halten, falls er darüber in Unkosten versetzt würde; den ehemals zwischen Erzbischof Gerhard und Kaiser Albrecht'en errichteten Vertrag in den Stücken, die noch nicht erfüllet, zu vollständiger Richtigkeit bringen; nicht gestatten, daß Angehörige der mainzer Kirche in den Reichsstädten als Pfahlbürger aufgenommen würden; endlich aus ganz besonderer Zuneigung für den Erzbischof auf der Stelle 3000 Mark Silber an den römischen Hof für ihn bezahlen [4]) und alle seine Anverwandte und Freunde beschützen und erhöhen. Peter hat aber solchen Schutzes gar bald für sich selbst bedurft. Zu Nürnberg hielt König Heinrich im Juli 1309 seinen ersten großen Reichshof, den zu besuchen Peter sich nicht getraute, nachdem er, wie gesagt, von mehren als der Verführer Johann's von Schwaben genannt worden. Um seinetwillen verlegte Heinrich die Versammlung nach Speier: allda August 1309 verhängte der König die Reichsacht über die Verschwörer, und über alle, welche einen derselben aufgenommen; es besuchten aber auch denselben Reichstag Friedrich und Leopold, die Herzoge von Österreich aufziehend „in Mannheit und in Gaturften" weit prächtiger, als der neue König mit „wahrlicher Weygand großer Schaar" (an einer Tafel wurden 700 Ritter gezählt). Es verfiel um diese zahlreiche, bewaffnete Begleitung der König zu großem Argwohn. Da schützte Herzog Friedrich die mächtigen Feinde vor, durch deren Antrieb der Vater gefallen sei, hiermit nebst Kurmainz den Pfalzgrafen Rudolf, den Schwiegersohn Adolf's von Nassau, des erschlagenen Königs, meinend. Der weisen Festigkeit König Heinrich's gelang es indessen, die Gefahr zu entfernen, und haben die Herzoge von Österreich Frieden gelobt. In dem Laufe des Reichstages noch fand Peter Gelegenheit, für den ihm gewährten Schutz dem luxemburgischen Hause seine Dankbarkeit zu bezeigen. Böhmen befand sich fortwährend in dem Zustande der vollkommensten Anarchie: nur gelegentlich wurde in einzelnen Bezirken Heinrich von Kärnthen als König anerkannt, in dem größten Theile des Landes wütheten unausgesetzt die grimmigsten Fehden. Vielen der Landherren wurde dieser Zustand von Ungebundenheit verderblich, und darum unerträglich; schweigend beobachtete die allmälig eintretende Veränderung der Gemüther der Kurfürst von Mainz, der noch im Laufe des Jahres 1309 in seiner Eigenschaft eines Propsten am Wyssehrad und böhmischen Kanzlers vorkommt, also fortwährend großen Einfluß in dem Königreich üben mußte, unbeschadet desjenigen, den seine neue Stellung, als Metropolit, ihm auf des Landes Bischof gewähren konnte. Um die beiden geistlichen Herren bildete sich unvermerkt eine mächtige Partei, die zuerst die Prinzessin Elisabeth, König Wenzel's II. jüngere Tochter, aus dem Gewahrsam des Herzogs von Kärnthen entführten, dann von dem Kurfürsten von Mainz getrieben, die Hand dieser Prinzessin, und zugleich das Königreich Böhmen, dem Kaiser Heinrich für seinen Sohn Johann anbieten ließ. Dergleichen Anträge werden nicht abgewiesen. Nachdem am 1. Sept. 1310 das Beilager in Speier gefeiert worden, stellte am 5. September der Kaiser eine Verschreibung aus, sich gegen den Erzbischof von Mainz für den Ersatz alles Schadens zu verbürgen, welchen derselbe, dem Könige Johann von Böhmen zu der Fahrt nach Prag folgend, empfangen könnte. Heinrich war nämlich der Meinung, daß derjenige, durch welchen die Krone verliehen worden, der geeignetste sein müsse, sie auf des

4) Bereits am 30. Juli 1307 ward Peter mit einer Excommunications-Sentenz bedroht, nachdem er es unterlassen, in der bestimmten Frist die ihm auferlegte Taxe an die apostolische Kammer zu entrichten, er hatte aber damals eine Fristerstreckung bis zu Allerheiligen 1307, erhalten. Daß er, wie herkömmlich, mit einer Taxe belegt worden, ist kein Beweis gegen die Wahrhaftigkeit der Erzählung des spanheimischen Abtes. Mit dem Erzbisthum konnte der Papst seinen Retter füglich beschenken, ohne darum die Kanzleitaxe zu erlassen.

jungen Prinzen Haupt zu befestigen, und ruhte darum nicht, bis Peter für den vorhabenden Zug seine Mitwirkung versprach. Bei Nürnberg versammelte sich das kleine Heer, welches der Kurfürst für die Besitznahme hinreichend erachtete; am 1. November überschritt er die Eger und alsbald fand sich der Bischof von Prag mit einer starken Mannschaft bei ihm ein. Dem weiter vordringenden Heere öffnete zuerst Pilsen freiwillig seine Thore, alle andern Städte, bis auf Prag und Kuttenberg, folgten dem Beispiele, und nachdem Prag den Söldnern aus Kärnthen und Meißen entrissen, der kärnthner Herzog zu schimpflicher Flucht nach seinem Erblande genöthigt worden, setzte Peter am 5. Febr. 1311 in der Domkirche zu Prag seinem König und seiner Königin die Krone auf, in Gegenwart von 300,000 Zuschauern. Ein ganzes Jahr verweilte er in Böhmen, und wie abhold immer den Teutschen das Volk, in dem Erzbischof von Mainz konnte es nicht umhin den einsichtsvollen, würdigen und gerechten Rathgeber des Königs zu preisen. Aber es verübten die Nachbarn der mainzischen Gebiete in Thüringen und Sachsen gegen sie wiederholte Feindseligkeiten, daß des Erzbischofs Heimkehr unumgänglich nothwendig schien. Von dem in Genua weilenden Kaiser erbat er sich seine Entlassung, die wurde ihm, ungern zwar, am 6. Jan. 1312 bewilligt, und bei König Johann sich beurlaubend, empfing Peter, außer dem herkömmlichen Krönungsgeschenk von 1000 Mark Silber, einen goldnen, mit Edelsteinen besetzten Sessel, der lange unter den Kleinodien der mainzer Kirche als St. Martin's Stuhl aufgeführt wird. Nochmals sollte Peter auf die Richtung der Weltgeschichte einwirken. Kaiser Heinrich VII. starb zu Buonconvento, 24. Aug. 1313. Hiervon die Trauerpost vernehmend, sprach der Erzbischof: „seit 500 Jahren ist keines Fürsten Tod der Christenheit schädlicher geworden." Es mußte aber dem verwaiseten Reiche ein Oberhaupt gefunden werden. Einen Augenblick dachte Peter an seinen König von Böhmen, doch schien dessen Hausmacht ihn den Herzogen von Österreich entgegenzusetzen, nicht sattsam begründet, denn Johann, wenig eingedenk der von seinem kurfürstlichen Mentor empfangenen Lehre, handelte in Böhmen, heute als ein thörichter Knabe, morgen als ein blutdürstiger Tyrann. So blieb für Peter und dessen Abneigung zu dem Hause Habsburg Herzog Ludwig von Baiern, als der einzige Fürst, welcher die Kaiserkrone zu empfangen, befähigt. Es wurde im Juni 1314 derselbe von den Kurfürsten von Mainz und Trier zu einer Zusammenkunft eingeladen, und man einigte sich ohne sonderliche Schwierigkeiten über die Bedingungen seiner Wahl. Für sich oder seine Kirche stipulirend, legte Peter die von Heinrich VII. eingegangene Capitulation zum Grunde. Außerdem wurde abgeredet, daß er den Zoll zu Ehrenfels noch ferner behalten solle, bis zum Abtrage der 3000 Mark, so er für Heinrich's VII. Römerfahrt und die böhmische Königswahl verausgabt, daß alle Lehen, welche die Landgrafen von Thüringen von dem Erzstifte gehabt, namentlich die Stadt Gotha, demselben, sobald die Eroberung von Thüringen vollbracht, zurückgegeben werden sollten, und daß endlich der Kurfürst für seine Bemühung und die Unkosten der Krönung baare 10,000 Mark Silber empfangen sollte, 12. Sept. 1314. Zu dem angesetzten Wahltage (19. Oct. 1314) fanden sich die Fürsten Angesichts von Frankfurt ein. Am ersten kamen die Kurfürsten von Mainz und Trier, beide in starker bewaffneter Begleitung. Balduin allein führte 4000 Helme, zu welchen noch 1000 Luxemburger stießen. Da die Stadt ihre Thore verschlossen hielt, breiteten sie sich in der nächsten Umgebung aus, während Herzog Friedrich von Österreich mit seinen Anhängern zu Sachsenhausen sich niederließ. Am 19. October erwarteten die Kurfürsten von Ludwig's Partei der Ankunft ihrer Collegen, um entweder noch am Wahltage selbst sich zu verständigen, oder doch nach alter Sitte auf dem Wahlfelde zu gemeinschaftlicher Wahl sich zu versammeln. Aber die Erwarteten ließen sich nicht blicken, wählten vielmehr noch an demselben Tage den Herzog Friedrich von Österreich zu ihrem König. Dem Beispiel folgte am andern Tage die Gegenpartei: am 20. October fiel ihre Wahl auf Ludwig den Baier. Diesem eröffnete die Stadt Frankfurt alsbald ihre Thore, worauf Ludwig am 23. seinen Einzug hielt, und auf den Altar der Bartholomäuskirche erhoben, am 25. November aber zu Aachen von den Erzbischöfen von Mainz und Trier gekrönt wurde. Während des Wahlgeschäftes hatte Peter bewaffnete Schiffe im Main gehabt, welche den Österreichern die Lebensmittel abschnitten, aber auf den Gang des Kriegs zwischen den beiden Kroncompetenten scheint er nur geringen Einfluß geübt zu haben. Ihn drückte die Last der Jahre, und was ihm davon übrig blieb, das wollte er hauptsächlich zum Besten seines Erzstiftes verwenden. Ihm verdankt Mainz gar viel, unbeschadet den aus Veranlassung der Kaiserwahl gemachten Erwerbungen. Wenn sein Nachbar Balduin den trierschen Kurstaat bildete, so hat Peter beinahe gleich großes Verdienst sich erworben, indem er seinen Gebieten zuerst eine regelmäßige Form ausdrückte, und ihnen eine Verwaltung gab. Der scharfsinnige Arzt, indem er das Wesen der organischen Körper auffaßte, scheint seinem Jahrhundert fremde Ansichten von einem Staatskörper gewonnen zu haben, welche er, zu der höchsten Würde erhoben, verwirklichte. Geehrt von seinen Unterthanen um seiner Frömmigkeit und seines musterhaften Wandels willen, sicherte er sich ihre Zuneigung durch die weise Sparsamkeit seines Haushalts. Was er erübrigte, das verwandte er zu des Landes Nutzen, zu Güterkauf, zu Erwerbung neuer Lehenleute insbesondere 16,278 Pfund Heller. Dergleichen Lehenleute waren Graf Ulrich von Helfenstein, wegen Machtolsheim, der Graf von Ziegenhain, der gegen Empfang von 300 Mark cölnischer Pfennige, auf Frankenhain versichert, Burgmann zu Amöneburg wurde (18. Sept. 1312), Graf Wilhelm von Katzenellenbogen, von wegen der Feste Zwingenberg, 1312, Theoderich von Kempenich, als Burgmann zu Lahnstein (24. Sept. 1312) etc. Die von seinem Vorfahren Gerhard an den Grafen von Waldeck verpfändete Burgen Waltenberg, Kellenberg und zu dem Werder lösete Peter 1308 um 3000 Mark. Von den Schenken von Limpurg und von



denn von ihrem eignen
daß geistliche Personen
sein möge, nicht vor
Richter belangt und
sich, den Zoll zu
wahren und recht
von den vorigen
Neue derselben zu
nen, daß Seligenst
mainzer Kirche seien,
rialen und Burg
dern Richter belangt
zuvörderst bei ihrem
habe sich eine
bewahren wolle.
chen, daß man
tes schützen wolle
tonotarius und
ein= und abz
ten der seiner
sollten. Es
von Kaiser Al
den, der übe
keit zu erse
gen der Wa
zu vergüten,
überlassen,
Erzbischof
brecht'en
Albrecht'e
die 1000
letzten
furt en
dem
Mon
in
ung
Kir

und Würzburg, auch päpstlicher Kämmerer, da er, wegen der Uneinigkeit des augsburger Domcapitels in der Wahl eines Nachfolgers, durch Papst Martin V. (1. März 1424) dem Bürgerrathe von Augsburg als Bischof und Vater verkündigt wurde. Im J. 1424 hielt er seinen feierlichen Einzug in die Stadt, und empfing vom glückwünschenden Rathe einen vergoldeten Becher mit 100 Goldgulden. Auf dem Rathhause empfing er das Gelöbniß der Treue, welches die Bürger leisteten, wofür er ihnen allen Schutz zusicherte. Das Domcapitel übergab ihm alle fürstbischöflichen Rechte, für deren ruhigen Genuß auch sein abgesetzter Vorgänger Anselm (1425) einwilligte. Er hatte auf der Universität zu Bologna viele Kenntnisse erworben, und sich für mancherlei Staatsgeschäfte der höchsten Wichtigkeit befähigt; weswegen er nicht nur die höchste Gunst der Kaiser, Sigmund und Friedrich III., genoß, sondern auch vom Papste Eugen IV. (19. Dec. 1439) unter die Cardinäle aufgenommen, vom Papste Nicolaus V. 1450 mit dem Cardinalshute geschmückt, vom Papste Calixt 1456 begünstigt, und 24. Juni 1467 vom Papste Paul II. zu seinem Gesandten in Teutschland ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er am 10. August dess. J. auf dem Reichstage zu Nürnberg erschien. Wie der Kirchenrath von Basel ihn als Bevollmächtigten nach Böhmen zur Unterhandlung mit den Hussiten gesandt hatte, so wirkte er auch als Vermittler bei den Königen von Frankreich und England und bei den Herzogen von Baiern und Burgund. So sehr er durch auswärtige Staatsgeschäfte in Anspruch genommen war, so wirkte er doch zugleich höchst eifrig für alle Angelegenheiten seines Bisthums. Er verbesserte mehre Pfarreien, erweiterte die Domkirche, verschaffte dem Domcapitel eine unbeschränkte Wahlfreiheit seiner Nachfolger, hielt mehre Diöcesansynoden für die Besserung seiner Geistlichkeit, besonders der Religiosen, sorgte für größeres Einkommen vieler Pfarreien, und für zweckmäßigere Verfassung mehrer Stifte seines Sprengels; begründete 1467 den Bau der Kirche zum heiligen Ulrich und Afra in Augsburg, vermehrte den Güterstand und das Einkommen des Bisthums selbst, ließ bessere Münzen prägen, und verglich sich über mehre Anstände mit den Herzogen von Baiern und mit dem Magistrate von Augsburg. Er starb zu Dilingen 12. April 1469 [1]).

3) Peter Philipp, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, wurde am 1. Juli 1619 aus dem freiherrlichen Stamme von Dernbach geboren. Sein Vater Melchior von Dernbach, genannt Gravel, war fürstlicher fuldaischer Obermarschall und Oberamtmann zu Rokenstul, seine Mutter Katharina, geb. Schutzbar von Milchling, prägten ihm von früher Jugend das Bild höchst ansehnlicher Ahnen ein, um ihn zum eifrigen Studiren und guten Betragen zu ermuntern. Er wurde zuerst am Gymnasium zu Fuld und an der Universität Würzburg gebildet, woselbst er auch am 7. Febr. 1631 eine Dompfründe erhielt, wie am 26. Febr. 1643 eine zweite zu Bamberg. Nach vollendetem philosophischen Curse begab er sich in das teutsche Collegium Apollinar's zu Rom, wo er sich vier Jahre der Theologie widmete. Nach seiner Rückkehr wurde er am 31. Mai und 7. August 1649 Domcapitular zu Bamberg und Würzburg, und bald auch Geheimrath des Fürstbischofs Melchior Otto Voit von Salzburg zu Bamberg. Noch vor dessen Tode 1651 wurde er von diesem, wie von dessen Nachfolger Philipp Valentin Voit von Rineck, zum Vicedom der bambergischen Besitzungen in Kärnthen ernannt. Er verwaltete dieses Amt mehr als zwei Jahrzehnte zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er deswegen am 21. März 1672 zum Fürstbischofe in Bamberg vom Domcapitel gewählt und vom Kaiser Leopold I. bestätigt wurde. Nach seinem Regierungsantritte beschloß er sogleich, über die bestrittenen Verhältnisse von Kärnthen mit dem Hause Österreich einen ewigen Vergleich abzuschließen, welcher am 17. Aug. 1674 geschlossen und am 20. December dess. J. genehmigt wurde. In demselben entsagte er allen frühern Territorialansprüchen über die funfzehn bambergischen Ämter in Kärnthen gegen die jährliche Entschädigung von 4000 Fl., welche Österreich aus den Zollgefällen zu Tarvis zu entrichten hatte. Durch seinen Ruhm von Geschäftsgewandtheit gewann er am 4. Dec. 1673 die Stelle eines Dompropstes, und am 27. Mai 1675 jene eines Fürstbischofs zu Würzburg und Herzogs von Franken. Durch die Vereinigung der beiden Fürstenthümer in seiner Person wurde er als Director des fränkischen Kreises in den Stand gesetzt, das ganze Militair von 6000 Mann zum Vortheile des teutschen Kaisers zu organisiren, weswegen die Glieder seiner ganzen Familie in den Grafenstand erhoben wurden. Mit gleichem Nachdrucke und Erfolge konnte er auch in der nämlichen Eigenschaft mit den benachbarten Reichskreisen gemeinschaftliche Maßregeln für Verbesserung des Münzwesens treffen. Von der größten Anhänglichkeit für das Haus Österreich durchdrungen, ließ er sich weder durch Versprechen, noch durch Drohungen für das Interesse Schwedens und Frankreichs gewinnen.

Ungeachtet dieses Eifers für die Angelegenheiten des teutschen Reiches sorgte er doch zugleich sehr väterlich für das Wohl seiner beiden Fürstenthümer. Begeistert von der Landeshoheit ließ er die drei Äbte Otto II. von Banz, Albert von Langheim und Roman von Michaelsberg, welche als Landstände zu Bamberg dem fürstbischöflichen Ansinnen über Landesabgabenerhöhung kräftigst widersprochen hatten, in der alten Hofhaltung einsperren, und ihre Abteien so lange mit Militair besetzen, bis sie auf alle Freiheiten verzichtet hatten. Später ließ er die Getreide- und Weinvorräthe der Abtei Langheim in ihren Höfen zu Waißmain und Kronach gewaltsam erbrechen und zur Ausgleichung der verweigerten Liebesbeiträge verkaufen. Die von ihm erlassenen Landesverordnungen befaßten sich mit den bei Juden versetzten Pfändern der Christen; mit dem Bau der Festungen Kronach und Forchheim; mit den Magistratsgeschäften auf dem bam-

1) *Stengel*, Comm. rer. August. Stetten, Gesch. v. Augsburg. *Khamm*, Hierarchia August. *Lünig*, Spicileg. eccles. Monumenta boica. XVI, 599. XXIII. VIII, 599. XXII, 506. *Harzheim*, Conc. Germ. V, 398. Lori Lechrain, Geschichte. Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsb. 3. Th. S. 1—61. Salver, Proben d. Reichsadels. S. 266.

bergischen Rathhause; mit der Auffoderung zur Rückkehr seiner Unterthanen aus französischem Kriegsdienste; mit dem Verbote der Judenmishandlung, des Branntweinbrennens aus Getreide und des Einlaufs fremder Galanteriewaaren. Er beschränkte die unmäßigen Gebühren der Advocaten; bewahrte sein Recht zur Bestätigung der Vorstandswahlen in den kärnthischen Klöstern; verbot den fremden Handelsleuten das Hausiren außer Jahrmärkten und Messen. Er erneuerte die frühern Verordnungen gegen Bettler, Ehebrecher, Kindermörder und Blutschänder, und ertheilte Vorschriften für das Münzwesen, die Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. Gegen die herrschende Pest traf er die zweckmäßigsten Verordnungen, dem Viehhandel bestimmte er eine Gewährleistung, den äußeren Ämtern befahl er Vollständigkeit in amtlichen Berichten. Dem Ehegerichte gab er nähere Bestimmungen. Den Müllern verbot er, sich in fremde Mühlordnungen einzupflichten. Den fremden Tuchhändlern gestattete er nur den Ballenverkauf. Adelige Besitzer bürgerlicher Häuser verpflichtete er zu Lehenträgern, wie die Besitzer von Gemeindegütern zur Entrichtung der Steuer. Den Rechtsberufungen, wie der Landgerichtsordnung, gab er neue Bestimmung; und allen Richtern prägte er die Unparteilichkeit ein. Mit Kurpfalz vereinigte er sich über die geistlichen Rechte auf die Abtei Weisennohe. Gegen die Geistlichkeit der beiden Bisthümer übte er eine so strenge Zucht aus, daß er mehr gefürchtet, als geliebt wurde. Zur Beseitigung der Rechtsstreite über die Hinterlassenschaften der Weltgeistlichen befahl er Allen, die Vollzieher ihres letzten Willens jährlich anzuzeigen. Mit den beiderseitigen Domcapiteln hatte er sich durch sein Streben nach unbeschränkter Landeshoheit in verschiedene so ernste Zwiste verwickelt, daß Kaiser Leopold I. und Papst Innocenz XII. sie vermitteln mußten. Seinen Anordnungen verdanken die würzburger Alumnen des Priesterhauses die jetzige Einrichtung, wie der Franziskanerorden die Erbauung des jetzigen Klosters auf dem Kreuzberge vor der Rhön. Aus Eifer für das Haus Österreich unterhielt er immer einen größern Militairstand, als die Einkünfte seiner beiden Fürstenthümer erlaubten. Auch stellte er vertragsmäßig viele Hilfstruppen, weswegen die Unterthanen mit ungewöhnlichen Abgaben belastet wurden. Aus gleichem Grunde versah er auch die Festung Marienburg über Würzburg mit neuen Mauern und Wällen. Die Jubelfeier der dasigen Universität erhöhte er durch seine thätigste Theilnahme, wie durch Vertheilung vieler Münzen in Gold und Silber, welche er auf dieses Ereigniß hatte prägen lassen. Er starb auf der Marienburg am 22. April 1683. Sein Leichnam wurde am 2. Mai dess. J. in die Domkirche begraben [2]).

4) Peter I., von Brunn oder Brum, Bischof von Chur, aus Böhmen gebürtig, zeichnete sich durch einen sehr sanften Charakter aus. So streng er in kirchlicher Zucht war, so bemühte er sich doch im zweiten Jahre seiner Bisthumsverwaltung (1356), die Nachricht von der Ermordung eines Klostergeistlichen durch einen andern möglichst verstummen zu lassen. Auch gegen das Domcapitel und den Klerus bewies er sich bei mehren Gelegenheiten schonend und wohlwollend. Im J. 1357 schloß er mit Ludwig, dem Markgrafen von Brandenburg und Grafen von Tyrol, ein wechselseitiges Schutzbündniß, und erwirkte nicht nur die Rückgabe der Schlösser Fürstenburg und Staintsberg, sondern auch den besondern Schutz aller bischöflichen Güter in der Grafschaft Tyrol, zu welchem Graf Ludwig am 23. Jan. 1358 sich verbindlich machte. Im April dess. J. erwarb er auch seinen Domherren eine eigene Wohnung zu Chur. Zugleich suchte er die Misbräuche des Nonnenklosters zu Caz durch Einführung der Regel des heiligen Augustin zu beseitigen, welche sich bis zu den neuesten Zeiten erhielt. Im J. 1359 ließ er sich zu Breslau ein kaiserliches Zollprivilegium mit der Beschränkung für alle Fuhrleute ertheilen, durch Rhätien nur auf der churer Hauptstraße zu fahren. Im J. 1360 erwarb er ein Münzrecht nach dem augsburger Fuße. Mit den Herzogen von Österreich überhaupt und mit Rudolf IV. besonders, hatte er vielfache Berührungen. So unterzeichnete er im Januar 1361 zu Basel eine Eintrachtsurkunde zwischen Österreich und dem baseler Bisthume. Er begleitete ihn dann in die schweizer Bäder und nach Wien, wo Rudolf IV. ein Haus für die churer Domherren gekauft hat. Mehre Unterschriften von Urkunden zu Frankfurt, Prag und Wien zeugen von dieser und andern Reisen in den Jahren 1364—1366. Er scheint daher nur selten zu Chur sich aufgehalten zu haben. Den österreichischen Herzogen Albert und Leopold verlieh er das Mundschenkamt, wie sie selbst am 8. Dec. 1366 zu Nürnberg bezeugten. Im J. 1368 reiste er nach Italien, um mit dem römischen Hofe über die Abtretung seines Bisthums gegen das Erzbisthum Olmütz in Mähren zu unterhandeln. Er wurde aber 1371 auf jenes von Magdeburg versetzt, wo er 1372 die Burg Schönbeck erwarb, und den ganzen Bezirk Wansleben mit seinem Sprengel vereinigte. Bei den Verhandlungen über die Abtretung des erzbischöflichen Gutes Jerichaw gerieth er mit dem Domcapitel und den Bürgern von Magdeburg in so heftigen Streit, daß er die Vermittelung des päpstlichen Hofes ersuchen mußte. Durch dieselbe wurde ihm möglich, 1381 das Erzbisthum Magdeburg an den Markgrafen Ludwig von Meißen, welcher Bischof von Bamberg bisher gewesen war, zu vertauschen, und das längst gewünschte Erzbisthum Olmütz zu erlangen, wo er 1387 verschied [3]).

5) Peter, Fürstbischof von Passau, früher Stiftsherr zu Breslau und Lehrer des Erzbischofs Wladislaus, Herzogs von Niederschlesien zu Salzburg, kam wahrscheinlich nur durch dessen Einfluß unter Mitwirkung

2) *Gropp* II, 516. Script. Wirc. Lünig XVII, 125 u. 1053. Theatrum Europ. XI, 510. Ledle, Leichenrede. (Würzburg 1683. 4.)

3) *Lentz*, Hist. episc. Magdeb. 120. *Meibom*, Chron. Berg. 33. *Torquati* series pontif. Magd. c. *Meibomii* et *Mencken*. III, 400. *Glafey*. Anecd. I, 503. *Herrgott*, Geneal. dipl. Habsb. T. II. P. II. 702—22. *Schoepflin*, Alsat. dipl. II, 236. *Hansiz*, Germ. S. I, 66. *Pez*, Thes. anecd. T. VI. P. III. 51. *Ughelli* Italia. P. III. 152—155. Ann. Praemonstr. I, 745. *Eichhorn*, Episc. Cur. 112.

des Königs Ottokar von Böhmen, zur höchsten Würde. Sobald er die Bestätigung Papst Clemens IV. vom 24. Nov. 1265 erlangt hatte, nahm er von seinem Bisthume Besitz. Im J. 1266 war er Schiedsrichter zwischen der Abtei Kremsmünster und dem Bisthume Bamberg über die beiderseitigen Rechte in Kärnthen. Vom Könige Ottokar zu Prag erwirkte er ein Verbot gegen die fernere Beraubung der Hinterlassenschaften von Prälaten und Pfarrern, und einen Befehl an die österreichischen Richter und Unterthanen, die Freiheiten und Gerechtigkeiten des Bisthums Passau zu schonen, und dessen Unterthanen in weltlichen Angelegenheiten gerecht zu behandeln. Bei den feindlichen Überfällen, zu welchen König Ottokar die Herzoge von Baiern veranlaßt hatte, benahm er sich sehr klug und ruhig, obschon letztere dem Bisthume bedeutenden Schaden zufügten. Im Frühlinge 1267 wohnte er mit mehren Geistlichen seines Sprengels der Kirchenversammlung zu Wien bei, und weihte bei dieser Gelegenheit die Kirche des Nonnenklosters Himmelspforten und jene des Hauses der Aussätzigen zu Klagbaum daselbst ein. Dasselbe Geschäft übte er auch im J. 1270 in der Abtei Niederaltaich. Im J. 1271 versammelte er sich zu Prag mit geistlichen und weltlichen Grafen für die Vermittelung des Friedens zwischen dem König Ottokar von Böhmen und König Stephan von Ungarn. Am 23. Febr. 1273 bewilligte er der Abtei Aldersbach die Befreiung von allen passauer Zöllen, und schützte dieselbe gegen die Ansprüche Konrad's von Harthaim wegen des Gütervermächtnisses des Bruders Heinrich von Hartheim. Am 9. Juli dess. J. bezeugte er die Verzichtleistung des Haucingar auf sein Gut Freinberg für den passauer Domherrn und Scholastiker Hartwich, welchem er auch am 27. März 1274 die Erlaubniß zur Stiftung des Cistercienserklosters Fürstenzell ertheilte. Der Abtei Lilienfeld bei Wien schenkte er mehre Zehentrechte, und die Abtei Zwettel schützte er in ihren Zehnten gegen die Ansprüche des Pfarrers Theoderich zu Pölan. Im October dess. J. nahm er Theil an der Provinzialsynode und an der Einweihung der Allerheiligenkirche zu Salzburg. Im November verweilte er zu Wien, wo er das Nonnenkloster des heiligen Nicolaus einsegnete. Am 13. Aug. 1276 ertheilte er dem Spitale zum heiligen Lorenz in Passau einen Ablaß, und verzichtete für die Kirche Ranshofen auf ein Zehntrecht. Im October erwirkte er vom neuen König Rudolf I. bei dem Zuge nach Österreich die Bestätigung des bischöflichen Zolles in Obernberg als Anerkennung seiner Treue für Kaiser und Reich. Im December dess. J. erlangte er wegen der kriegerischen Verhältnisse die Erlaubniß des Kaisers zur Befestigung dreier Ortschaften. Er schloß sich an die Beschwerde der Bischöfe von Salzburg, Gurk und Chiemsee bei dem Papst Johann XXI. wegen des Verbotes des Königs Ottokar von Böhmen, den Beschlüssen der lyoner Kirchenversammlung Folge zu leisten. Im Frühlinge 1277 unterzeichnete er die Urkunde König Rudolf's I., in welcher die Privilegien Steiermarks bestätigt wurden. Auch vereinigte er sich am 27. Juni dess. J. mit vielen andern Bischöfen für die Unterstützung der kaiserlichen Truppen in Österreich gegen die Versicherung, daß dieselbe die Folgen der Pflicht nicht nach sich ziehe. Nachdem 1277 König Rudolf I. über König Ottokar von Böhmen einen vollen Sieg errungen, und Letzterer auf alle Lehenrechte gegen das Bisthum Passau verzichtet hatte, so verlieh Bischof Peter einen Theil der Lehen an die Söhne König Rudolf's I. gegen eine jährliche Erkenntlichkeit, und unter der Bedingung des Rückfalles an das Bisthum, wenn dieselben ohne Erben sterben sollten. Im J. 1278 verlieh er dem Kloster Aldersbach Zehntrechte im Dorfe Weng, zu welchen er am 31. Juli 1279 noch einen Hof des landauer Bürgers Konrad Breithovel zu Liezingen beifügte. Am 19. August dess. J. widmete er dem neuen Kloster Fürstenzell das Weinzehntrecht zu Rechperg; auch erwirkte er eine kaiserliche Begünstigung der Bürger von Mautern über ihre Rechte am Donauufer. Im Andenken der Bewohner von Passau, welche ihm viele Unbilden erwiesen hatten, erhielt er sich durch volle Vergebung derselben, wie durch die Erbauung der ersten Brücke über die Donau, deren Erhaltung er 1278 der Stadt und Spitalverwaltung von St. Johannes übertrug. Er starb auf einer Reise in das Nonnenkloster Tuln, welches Kaiser Rudolf erst neu erbaut hatte, am 20. Febr. 1280, und wurde zu Passau in die Domkirche begraben [4]). (*Jaeck.*)

IV. Geistliche, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler.

1) Peter, der Ehrwürdige, Abt zu Clugny. Petrus venerabilis wird auch zuweilen Petrus Mauritius genannt von seinem Vater Mauritius de Monte Buxerio oder Montboissier in Auvergne. Seine Mutter, gleichfalls aus hochadeligem Geschlechte, hieß Raingarde, deren achter Sohn er war, geboren 1094 oder 1095. Bevor er noch das Licht der Welt erblickte, hatte ihn seine Mutter auf Veranlassung des Abtes von Clugny, Hugo I., dem geistlichen Stande geweiht, denn der Abt hatte ihr vorhergesagt, daß sie ein Männlein gebären würde, das ein Licht des Herrn und eine Leuchte vieler Frommen sein würde. Und so wurde denn auch Peter's erste Erziehung fast vom ersten Hauche des Lebens an darnach eingerichtet. Damit das Werk recht gelinge, übergab man das Kind so früh als möglich dem Kloster Soucilonges im Bisthume Clermont, wo er auch in Allem, was zur Mönchsdisciplin gehörte, so bewundernswerthe Fortschritte machte, daß man ihn schon in den frühesten Jünglingsjahren zum Prior des Klosters Bezelay erhob. Und diese im Grunde wider die Regel laufende Probe seiner überaus frühen Erhebung, die jedoch unter den Mönchen nichts weniger als unerhört war, lief so vortheilhaft für das Kloster ab, daß man ihn bald in gleicher Würde nach dem Kloster Domaine im Bisthume

4) *de Lang*, Regesta Bav. III, 252. 260. 410. 416. 426. IV, 42. 80. 94. 96. Mon. Boic. V, 8. 19. 383. *Hansiz*, Germ. Sacra. I, 406—424. *Hoffmanni* Annal. Bamberg. ad a. 1265 *Duellii* Misc. I, 406. *Hund*, Metropol. Salisb. 258. *Harduini* Concilia. VII, 580. Buchinger, Gesch. v. Passau. I, 245—255.

Grenoble berief, wo er sein Amt mit wachsendem Eifer und zu erhöhter Ehre verwaltete. Kaum hatte er sein 28. Jahr zurückgelegt, so wurde er nach lange ungewissem Bedenken, wem man am besten die wichtige Stelle anvertrauen solle, als Peter mit seinem Gefolge kaum in die Versammlung getreten war, einmüthig zum Abte von Clugny gewählt. Hier hatte man grade damals einen besonders frommen, nicht blos thätigen und durchgreifenden, sondern auch einen solchen Mann nöthig, der das Vertrauen der Brüder sich zu erwerben verstand, denn die Lage dieses Mönchvereins war eben jetzt nicht die beste. Vor ihm hatte als achter Abt von Clugny Hugo die Verwaltung des Klosters gehabt, hatte aber nichts thun können, da er schon im dritten Monate seines Amtes starb. Sein Vorgänger Pontius aber (s. d. Art.) hatte durch stürmische und übermüthig freie Handlungen die ganze Congregation und besonders ihren Besitzstand in Verwirrung gebracht. Peter's Wahl erfolgte 1122 und zwar am Himmelfahrtsfeste, wie er selbst in seinem Buche der Wunder (2 Miraculorum c. 12) berichtet. Wirklich besaß auch Peter alle Eigenschaften, die dazu nöthig sind, theils das innere Wesen der Brüder, theils das gesunkene Ansehen der Congregation von Außen wieder in Ordnung und in Flor zu bringen. Der Mann verband mit ausnehmender Sanftmuth, Bescheidenheit und wohlwollenden Gesinnungen ein eben so kluges, freundliches und mildes, als bestimmtes und festes Betragen, daß er sich sehr bald das Vertrauen und die Liebe aller seiner Untergebenen erwarb. Seine Thätigkeit für die Wohlfahrt der ganzen Anstalt war nach allen Richtungen hin gleichbedeutend und musterhaft, daher auch von so großem Glücke begleitet, daß er mit gleichem Rechte einer der vorzüglichsten Sittenverbesserer seiner Mönche, als einer der kräftigsten Wiedererneuerer und sogar Vermehrer des Glanzes seiner Congregation genannt werden muß. Sein Lebensbeschreiber, der Mönch Rodulf, der zugleich sein Schüler war, gibt uns folgendes Bild von ihm: Petrus ceteris praelatus, humilitati studebat et compunctioni, se magis judicans, quam alios reprehendere quaerens; erat vultu placidus, circa fratres benigne providus, erga infirmos pie sollicitus, ne quis esset in domo Domini, qui negligenter tractaretur. Admonebat subditos, ut puritati studerent, et *per confessionem* semetipsos purificarent. *In hac arte pater singularis erat*, et universos pietatis dulcedine superabat. Dicebat enim secundum donum hoc in ecclesia Dei esse confessionis bonum, quo quasi baptismate sacro omnis anima sanctificaretur. Denique hanc habebat gratiam, ut quicunque ei confessus fuisset, illum singulari praerogativa diligeret. et familiarius amplecteretur et foveret. Durch ein solches Auszeichnen Aller, die ihm mit Vertrauen entgegenkamen, und durch ein so großes Hervorheben offenherziger Beichte, die er nur dadurch wieder herstellen konnte, daß die Beichtbekenntnisse keinem nachtheilig, im Gegentheil vortheilhaft wurden, wußte er sich also zum Vertrauten und zum Vater der Seinen zu machen, die er aber auch nicht täuschte, sondern wirklich väterlich behandelte. Rodulf schreibt ausdrücklich: Misericordiae operibus sic inniabat, ut nullus unquam ab illius ope repulsus sit. Subveniebat oppressis, vestiebat nudos, famelicos reficiebat. Habebat autem proprios pauperes, quibus alimenta et vestes semper donabat. Sed et domos leprosorum furtim quasi ab alio fierent, ne sibi adscriberetur, faciebat. *Fratribus vero ita communis erat, quod sua petentibus ex toto communicabat.* Da nun die Feier kirchlicher Handlungen ihm noch mehr als dies Alles am Herzen lag, sodaß er alles nur Erdenkliche für eingänglichen Cultus that, so begreift man, daß er schon dadurch schnell sich in der Liebe seiner Mönche und in der Achtung der Weltlichen festsetzen mußte. Die Folgen davon wurden auch bald sichtbar und zwar in jeder Hinsicht. Unter seiner Pflege wuchs nicht blos das Vermögen oder der Wohlstand der Congregation, sondern man drängte sich auch zu ihm und unter seine Obhut. Unter ihm vermehrten sich die Cluniacensermönche so sehr, daß er bald über mehr als 450 Eingekleidete gebot. Wäre er auch minder eifrig in Erhaltung und Erlangung guter Kenntnisse gewesen; hätte er auch weniger auf fortgesetztes Lesen und Betrachten der Bibel gehalten, als er es that, so würde doch sein Ruhm der Gelehrsamkeit unter seinen Mönchen und unter seinen Zeitgenossen überhaupt hoch gestanden haben. Noch mehr gereicht es dem so Bevorzugten zur Ehre, daß er sich dadurch zu keinem Übermuthe irgend einer Art verleiten ließ. Immerhin hielt er es für schlechthin nothwendig, in Allem, was er als Befehlshaber von Andern foderte, in eigener Person mit gutem Beispiel voranzugehen; nie ließ er sich durch irgend ein Glück von seiner Mäßigung, Bescheidenheit und Väterlichkeit, nie von seinem Eifer im Fortstudiren und vor Allem in Erforschung der heiligen Schrift oder vielmehr im Vertrautmachen mit ihrem Inhalt abwendig machen. Dabei war er auf seine Kenntnisse, die noch dazu von seinen Zeitgenossen viel zu hoch angeschlagen wurden, was bekanntlich weit leichter zum Übermuthe verlockt, als wahrhaft ausgezeichnetes Wissen es thut, keineswegs so eingebildet, daß er sich für allein weise gehalten hätte: im Gegentheil hörte er gern auf Andere und suchte sich durch ihre Meinungen zu vervollkommnen. Zu dem Ende hatte er stets eine Anzahl gelehrter Männer um sich, mit denen er sich eifrig und aufmerksam besprach und von welchen er zu lernen gern bereit war. Diese Lernbegierde wurde jedoch in ihm nie so groß, daß sie ihn von Besorgung seiner Pflichten als Abt, auch zugleich für den äußern Wohlstand des Ordens sich zu bemühen, abgehalten hätte; es sind vielmehr ziemlich offenkundige Zeugnisse vorhanden, daß ihm das zeitliche Ansehen seiner Congregation vor Allem am Herzen lag, als wäre die innere Vervollkommnung als Mittel zur Erhebung des äußern Wohlstandes gepflegt worden, ob er selbst sich dies wol am Wenigsten gestanden haben mag. Wenigstens ließ er nie eine Gelegenheit unbenutzt entgehen, die dem Orden weltliches Ansehen und weltlichen Gewinn hätte bringen können. Und so hatte er denn auch die Freude, es zu erleben, daß sich nicht nur ein Kloster zu Constantinopel

mit Clugny vereinte, sondern daß er auch sogar zwei neue Klöster in Palästina zu den seinen zählen konnte, eins im Thale Josaphat, das andere auf dem Berge Tabor. Die ganze Summe seiner frommen Anstalten, Kirchen und Schulen wird über 300 angegeben. Dies neue Emporkommen des Ordens von Clugny, der ganz Recht hat, ihn den Ehrwürdigen zu nennen, würde wunderbar erscheinen, bedenkt man nicht die Zeit, in welcher er wirkte, und das frühzeitige Ansehen, das er sich erworben hatte. Schon 1124, also kaum zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Abte, hatte sich sein Ruf soweit verbreitet, daß ihn die Könige von Aragonien und Castilien zu ihrem Friedensvermittler wählten, unter welchen er auch einen glücklichen Vergleich zu Wege brachte. Diese dem ehrwürdigen Peter in Spanien erwiesene Ehre hatte er sich früher auf einigen Reisen dahin in Angelegenheiten für seinen Orden durch kluges Betragen verdient. Nicht minder hatte sich seine Persönlichkeit in England Ansehen erworben, wohin er gleichfalls in Ordensgeschäften sich begeben hatte. Noch mehr Einfluß erhielt Peter durch sein entschlossenes, unparteiisch blos seiner Überzeugung folgendes Handeln bei Gelegenheit eines Papstschisma. Als Innocenz II. sich vor dem Gegenpapste Anaklet II., welcher letzte in Rom nicht nur anerkannt, sondern auch früher unter dem Namen Peter Leonis Mönch von Clugny gewesen, von Paschalis II. nach Rom versetzt, zum Diakon und Cardinal gemacht, auch 1124 als Gesandter in Frankreich wirksam gewesen war, nach Frankreich rettete, zog ihm Peter der Abt sogleich entgegen, bevor noch irgend eine Verständigung mit der übrigen Geistlichkeit des Landes oder mit der weltlichen Macht stattgefunden hatte, empfing ihn ehrenvoll als rechtmäßigen Papst und nahm ihn in sein Kloster auf 1130. Peter's Handlung erschien um so gerechter, je offenkundiger sie gegen einen frühern Mönch seines eignen Klosters gerichtet war, ohne daß man Grund gehabt hätte, gehässige Ursachen unterzuschieben. Darum nützte sie auch dem Innocenz von allen Seiten, sowol in der Meinung der Mönche und Bischöfe, als der weltlichen Herren, so sehr, daß man sich allgemein für ihn entschied. Der König veranstaltete gleich darauf ein Concil, Peter's That als eine solche preisend, der nicht entgegengehandelt werden könne, und der Abt führte den Papst selbst zum königlichen Sitze, wo er als Hirt der Christenheit auf das Ehrenvollste begrüßt wurde unter Zustimmung Aller. Das Gerücht dieser That Peter's erscholl in allen Landen, die, mit Bewunderung gegen den Abt erfüllt (?) alsbald ein Gleiches thaten und Innocenz anerkannten. Indem sich also nach dem Vorgange Frankreichs (unter Ludwig VI.), England (unter Heinrich I.), Teutschland, nicht unter dem Kaiser Heinrich (V, wie Rodulf schreibt), sondern unter Lothar II. und Spaniens Könige auf Peter's Seite warfen, war das Schisma glücklich gehoben, nicht zum Nachtheile für Clugny, wie man sich von selbst denkt. Peter selbst, der den Papst auf allen seinen Wegen begleitete, zog mit ihm bis nach Rom, wo er ihn ungehindert einführte, da der Gegenpapst unterdessen mit Tode abgegangen war. (Man weiß, daß auch Bernhard von Clairvaux in diesem Handel unermüdlich thätig sich erwies.) Ein anderes für jene Zeiten noch viel merkwürdigeres Beispiel menschenfreundlicher und nicht allzu sehr in Vorurtheilen befangener Handlungsweise lieferte der Abt Peter durch den Schutz, den er dem berühmten Philosophen Abälard gegen das Ende seines Lebens angedeihen ließ. Als nämlich im J. 1140 gegen diesen Gelehrten neue Verketzerungen seiner schriftlich ausgesprochenen Meinungen erhoben worden waren, namentlich vom heiligen Bernhard, dem Abte von Clairvaux, sodaß auch Abälard auf einer französischen Synode zu Sens verdammt worden war, weil man ihm keine andere Vertheidigung zugestehen wollte, als Beweise für seine Sätze aus den Kirchenvätern, im Nichtfalle aber ihm nur die Wahl zwischen Widerruf oder der Erklärung lassen wollte, daß diese Sätze gar nicht die seinen wären, weshalb Abälard an den Papst appellirte, was die Synode für widerrechtlich erklärte und darum die Verdammung Abälard's um so schärfer aussprach; ja als auch selbst der Papst, nach einer weitläufigen und harten Auseinandersetzung der Ketzereien des unverbesserlich Geschilderten, in das Urtheil der Synode einstimmte und die Bücher Abälard's zum Feuer decretirte, hatte Peter, der Abt von Clugny, den Muth, dem überall verfolgten Mann in seinem Kloster eine Freistätte unter seinem Schutze zu eröffnen. Würde man sich aber deßhalb vorstellen, daß Peter sich soweit über den Geist seiner Zeit erhoben und Ketzereien gemäßigter beurtheilt habe, so wäre man in großem Irrthume. Der Abt Peter bewies durch sein Leben, daß er in diesem Punkte mit der gewöhnlichen Meinung seiner Zeit vollkommen einverstanden war; seine Anstalten zur Verfolgung wahrhafter Ketzer waren so scharf und eifrig, daß ihm vielmehr vor Vielen hierin noch der Vorrang zugesprochen werden muß. Nachsicht gegen Ketzereien war es also keineswegs, was ihn zu dieser Menschenfreundlichkeit bewog. Selbst die Hochachtung, die er gegen Abälard als Gelehrten in sich trug, würde ihn nicht zu einer solchen Handlung vermocht haben, wenn nicht bessere Überzeugungen dazu gekommen wären. Daß hingegen dessen ungeachtet Peter's Neigung, Gelehrte um sich zu sehen, ihm den ersten Antrieb gegeben, sich näher um Abälard zu bekümmern, wird kaum in Abrede zu stellen sein. Peter, gegen einen solchen Mann, der nicht nur Aufsehen in der gelehrten Welt gemacht hatte, das auch auf sein Kloster einen guten Widerschein werfen würde, wenn er ihn anders gewinnen würde, und dessen Kenntnisse noch Manches nützen könnten, machte daher wenigstens einen Versuch mit dem Verfolgten, dessen bedrängte Lage in seinem Alter den an und für sich gern hilfreichen Abt gewiß auch zum Mitleide bewegte, ob Abälard sich so fügsam erweisen würde, daß er sich ohne Gefahr für seine Rechtgläubigkeit seiner annehmen könne. Er ertheilte daher dem hart Angefochtenen den Rath, sich zuvörderst mit Bernhard von Clairvaux auszusöhnen und sich dem Glauben der Kirche zu unterwerfen, also im Grunde dennoch seinen Irrthümern zu entsagen. Da nun wirklich der in seinem Alter flüchtige, überall zurückgestoßene Mann in Peter's Rath einging und sich fügte, so konnte rechtli-

cher Weise von Beschützung eines eigentlichen Ketzers auch gar nicht mehr die Rede sein. Und dennoch brauchte Peter noch die Vorsicht, dem Papste vor der Aufnahme Abälard's in sein Kloster die gänzliche Sinnesänderung desselben, als eines Mannes, der weit entfernt sei, in Hartnäckigkeit zu beharren, zu berichten, wobei sich der Abt zugleich die Vergünstigung erbat, sich eines Gebesserten annehmen zu dürfen, der in seinem vorgerückten Alter und bei solcher Umwandlung seines geängsteten Gemüthes der Kirche durchaus nicht mehr gefährlich, eher vortheilhaft werden könne, weshalb er die Bitte wiederholte, die Verfolgung desselben aufzuheben und ihn ruhig zu lassen. Demnach kann Peter's That unter solchen Umständen für ihn und den rechtgläubigen Ruf seines Klosters weder eine gefährliche, noch eine besonders mühevolle genannt werden, so sehr sie auch auf der andern Seite seiner theilnehmenden Gesinnung zur Ehre gereicht. Ja Peter zog von Abälard's Aufnahme in sein Kloster nicht nur für sich den großen Vortheil, daß er den fleißigen, viel studirenden und sogar gern andächtigen Mann, so oft, als es ihm seine Geschäfte erlaubten, hören konnte, sondern er wußte die Anwesenheit seines Schützlings auch zum Vortheil seiner Mönche zu verwenden, nachdem er den frommen Sinn desselben näher kennen gelernt hatte. Der Abt fand bald Abälard's Gemüth so fromm, daß er selbst ihn veranlaßte, er möge den Brüdern seines Klosters andächtige Vorträge halten und sich von Zeit zu Zeit über geistliche Gegenstände mit ihnen unterreden. Abälard, an das Lehren gewöhnt, ging gern darauf ein und förderte dadurch, natürlich stets unter Peter's Aufsicht, das Aufkommen der Congregation nicht wenig. In der That fand auch Peter nie Ursache, sein Zutrauen zu bereuen. Das gute Verhältniß beider Männer blieb nicht nur unausgesetzt dasselbe, sondern es steigerte sich sogar noch durch Abälard's frommes Verhalten. Ruhig blieb er im Kloster zu Clugny, bis es die immer mehr wankende Gesundheit des Mannes nöthig machte, ihn nach einem andern cluniacensischen Kloster, nach St. Marcel zu Chalons an der Saone, zu senden, wo er 1142 starb. So hatte denn Peter ohne alles Wagniß die letzten Lebensjahre eines bedeutenden Mannes jener Zeit angenehm gemacht und sich neben offenbarem Gewinn seine Ehre von einer sonst an ihm nicht gekannten Seite her nicht wenig erhöht, die durch folgende Handlungen auch noch vergrößert wurde. Auf Heloisen's Bitte, ihr den Leichnam ihres Freundes in ihr Kloster Paraklet zur Beisetzung zu vergönnen und den Entseelten von seinen Sünden zu entbinden, sandte Peter ihr nicht blos die irdische Hülle desselben, sondern ertheilte ihm auch die Absolution, „vermöge seines Amtes und unter dem Ansehen Gottes und aller Heiligen." (Ego Petrus Cluniacensis Abbas, qui Petrum Abaelardum in Monachum Cluniacensem recepi, et corpus ejus furtim delatum, Heloissae Abbatissae et Monialibus Paracleti concessi, authoritate omnipotentis Dei et omnium Sanctorum, absolvo eum pro officio, ab omnibus peccatis suis.) Solche Lossprechungen, so sehr sie auch jetzt als Anmaßungen geistlicher Gewalt auffallen, standen doch in jenen Zeiten in solchem Ansehen, daß man sie gewöhnlich an das Grabmal befestigte, was auch in diesem Falle geschah. Peter aber hatte dies aus voller Überzeugung und aus Hochachtung gegen einen Mann gethan, der auch schon damals seine Freunde hatte, die ihn nicht verklagten, sondern bewunderten. Peter hatte ihn in seinen letzten Jahren wahrhaft rechtschaffen und gottesfürchtig befunden, einen Denker, der keine Zeit unbenutzt ließ und sie redlich für göttliche, philosophische und gelehrte Untersuchungen und Auseinandersetzungen verwendete. Daher geschah es auch vom Grunde des Herzens, daß er in seiner auf Abälard verfaßten Grabschrift, der wir weiter unten gedenken, dem Manne solche Lobsprüche ertheilte. Als eine Merkwürdigkeit müssen wir es noch bezeichnen, daß der Lebensbeschreiber Peter's, der Mönch Rodulfus, diese ganze Geschichte mit Abälard auch nicht mit einem Worte erwähnt. Sagt er gleich selbst, daß er sich der Darstellung der ganzen Verhältnisse und Thaten seines Gefeierten nicht gewachsen fühle und daß er daher nur des Denkwürdigsten kurz erwähnen könne, so bleibt doch immerhin zu befürchten, daß der Mönch in diesem Punkte nicht ganz mit seinem Lehrer einverstanden gewesen sei. Rodulf ist in der That so ganz Mönch, daß er sogar nur oberflächlich bei der Anzeige der Schriften seines Abtes verweilt, wobei er nur diejenigen, aber auch diese nicht vollständig, hervorhebt, die wider die Ketzer gerichtet sind und von Offenbarungen und Gesichten handeln. Am allerlängsten hält er sich dagegen bei den Wundern auf, die durch den frommen Abt und seine Gebete verrichtet worden sind. In Hinsicht auf die Ketzer, die, wie er sagt, damals auf sehr verschiedene Weise in der Kirche heraufwuchsen und sie bestritten, rühmt er von seinem Abte ausdrücklich: Pater beatus totis nisibus assurgens, contra omnes verbis et scriptis agere coepit, et omnes auctoritate scripturarum superavit. Und nach sehr flüchtigen Anführungen, worin des Abtes Buch gegen die „Sekte Muhammed" obenan steht, setzt er zum Beschlusse der kurzen Nachricht noch hinzu: Sed et alia diversa opuscula ex ipsius scriptis apud nos sunt, ex quibus omnibus quantae subtilitatis et sapientiae pater extiterit, lector colligere potest. Er mag also selbst kaum gehörig darauf Rücksicht genommen haben, so sehr er sie auch mit allgemeinen Worten preist.

Wie scharf aber dieser sonst so sanftmüthige Abt gegen der Kirche gefährliche Ketzer sich ereifern konnte, wie sehr er sich anstrengte, alles Erdenkliche zu ihrer Unterdrückung zu unternehmen, würde sich schon, wenn es auch keine anderen Zeugnisse der Art mehr gebe, wie es dergleichen gibt, zur Genüge aus seiner Epistola sive Tractatus adversus Petrobrusianos haereticos ergeben, welche sich in Martin Marrier's und Andr. du Chesne's Bibliotheca Cluniacensi (Paris 1614. p. 1117—1230) und in Biblioth. Patrum maxima Lugdunensi (T. XXII. p. 1033 etc.) befindet. Siehe darüber d. Art. Peter von Bruis. Hier haben wir nur zu bemerken, daß der Cluniacenser Peter, wo es galt, so heftig übertreiben konnte, wie jeder andere noch so ergrimmte Ketzerfeind.

Denn so wahr es ist, daß Peter von Bruis die Kreuze Christi nicht verehrt, sondern verachtet sehen wollte, als Schmachhölzer der Ungerechtigkeit und der Schande, daß er selbst Hand an sie legte, sie zertrat und auf einen Haufen geschichtet verbrannte, so wenig besteht es doch in der Wahrheit, daß er die Priester, die er verheirathet wissen wollte, mit eigner Hand durch Prügel und Gefängniß zur Heirath getrieben haben soll, was ihm doch der ehrwürdige Abt ohne Weiteres Schuld gibt. Peter war auf diese Kirchenverächter so erbittert, daß er nicht blos auf dem zu Pisa gegen sie angestellten Concil alles Mögliche wider sie that, sondern daß er auch noch fortfuhr, den Rest dieser Partei in den Anhängern ihres zum Scheiterhaufen verdammten Oberhauptes bis zum Tode zu verfolgen. Wenn aber diese Schärfe damals und noch von dem sehr gläubigen Helyot unter die ganz besonders heilsamen Thaten des ehrwürdigen Abtes gerechnet wird, so ist das völlig in der Ordnung. Peter von Clugny schrieb auch gegen die Juden: Adversus Judaeorum inveteratam duritiem. Auch diese Schrift, die nicht ohne Beredsamkeit ist, steht in der genannten Ausgabe der Biblioth. Cluniac. p. 621 sq. Adversus nefandam sectam Saracenarum. Ebend. S. 1118 fg. Auf seinen Reisen in Spanien hatte sich Peter, um Muhammed's Religion kennen zu lernen, mehre Stücke im Auszuge aus dem Koran in lateinische Übersetzung bringen lassen. Daß hingegen alle Schriften gegen den Koran weiter nichts fruchten können, als daß sie die Schriftsteller selbst und die eifrigen Christen beschäftigen, da die Muhammedaner selbst dergleichen nicht einmal lesen dürfen, wenn sie es auch vermöchten, wie sie es der Sprache wegen nicht vermögen, ist schon oft bemerkt worden.

Völlig im Geschmacke und Aberglauben seiner Zeit ist sein Werk: De Miraculis sui temporis seu Miraculorum illustrium Libri duo (p. 1247 sq.), voll von Erscheinungen Christi, aller Heiligen, der Todten und der Teufel, welche kommen, um die Leute in die Hölle zu schleppen. Das erste dieser Bücher bringt 28, und das andere 30 Wundererzählungen, deren Schreibart nach der Bibl. Cluniac. ciceronisch sein soll. Wenn nur auch diese Wunder nicht noch zugleich einen gar zu offen vorliegenden Nützlichkeitszweck hätten, und zwar größtentheils für die Congregation und das Kloster, aus welchem sie verbreitet wurden! Auch hier sieht man, daß durch viele dieser Wunder der außerordentlich hilfreichen Einfluß der Cluniacenser und ihre fruchtbringende Heiligkeit gefördert werden soll. Peter's Lebensbeschreiber rühmt davon: Librum, quem de diversis revelationibus sive visionibus edidit, quantae puritatis fuerit vel utilitatis, qui legit, intelliget. Und nun nehmen die von Peter oder vielmehr durch seinen Einfluß hervorgerufenen oder damit in Zusammenhange stehenden Erscheinungen und Wunder, welche Rodulf erzählt, also als Peter's Schüler mit erlebt haben will, mehr als die Hälfte der ganzen Lebensbeschreibung weg. Einige derselben werfen ein zu gutes Licht auf solche Erzählungen, als daß sie übergangen werden dürften. Ja Rodulf selbst ist so naiv, den Zweck solcher Sagen auf das Klarste anzugeben: Redeamus ad illa describenda, quae mortales desiderant, signa et miracula, quae per eum Deus operatus est. Non enim Deus Cluniacum reliquit; sed adhuc magnificat eos, qui ei adhaerent in veritate. Das heißt doch klar und deutlich! Es ist viel, daß solche Geständnisse dem Glauben der Leute an solche Wunder nichts geschadet haben. Als Peter mit seinem Schüler Rodulf auf einer Visitationsreise seiner Klöster nach Ruolium (oder Ruelium, d. i. Rueil) kam, fand er den Abt todtkrank. Er beichtet seinem Vorgesetzten mit Verschweigen einer Sünde aus Scheu, und wird absolvirt und zwar von den gestandenen und allen andern. Um Mitternacht schlägt das Zeichen des Todes. Alle Mönche laufen zusammen; Peter fühlt dem Mann an die Schläfe und findet noch Leben. Aber die bösen Geister hatten ihn vor Gericht geschleppt und hart verklagt. Sein Engel vertheidigt ihn und sagt, daß er seinem Abte bekannt habe. Nun legen die Teufel schweres Gewicht auf die verheimlichte Sünde. Da kommt die Mutter Jesu mit einer Schar heiliger Engel und spricht: Was wagt ihr, böse Geister, meinen Knecht zu belästigen (die Kirche des Klosters war der Maria geweiht)? Seine Stunde ist noch nicht kommen. Er kehre zurück und bekenne seinem Vater, und so komme er zu uns. Da flohen die Teufel und der Schwache kam vor unsern Augen zu sich und rief mit starker Stimme: Wo ist mein Herr Abt? Dieser erhob sich von seinem Stuhl und nahte sich. Nachdem wir andern uns entfernt hatten, erzählte der Kranke ihm sein Gesicht. Kurz darnach kehrte der Vater zu uns zurück unter so vielen Thränen, daß sich keiner an ihn wagte. Nach einiger Erholung sprach er: Kindlein, wie groß ist die Barmherzigkeit Gottes gegen uns! Unser Bruder ist nicht allein uns, sondern auch Gotte wiedergegeben. Des andern Tages hielt er ein Kirchendankfest in großer Feierlichkeit, daß sich Alle verwunderten. Dann ging er zu dem Kranken, absolvirte, segnete und küssete ihn, ihn Jesu und seiner Mutter empfehlend. Und am dritten Tage starb der Kranke. Man feiert ihm das Todtenamt. Natürlich ergreift Peter, nach Clugny zurückgekommen, im Capitel die Gelegenheit, unter vielen Thränen den Brüdern die Geschichte zu wiederholen und ihnen begreiflich zu machen, welche große Tugend das Bekenntniß sei, und ermahnet sie zu erneuertem Gebet. Und bald darauf erscheint der Todte dem Abte und sagt ihm, daß er durch das Gebet der Brüder von aller Strafe befreit sei. Ein ebenso großes Wunder geschieht mit dem Könige von England, Heinrich I. Dieser Heinrich I., der den Cluniacensern sehr viel Gutes gethan hatte, war den Weg alles Fleisches gegangen, und weil die Mächtigen mächtige Qual auszustehen haben, wird er sehr hart angelassen. Einst trug es sich nun zu, daß dieser König, als wäre er noch am Leben, auf einem schwarzen Rosse in Begleitung eines starken Reitergefolges einem seiner Soldaten begegnete. Der Kriegsmann steht bestürzt und ruft ihm mit lauter Stimme zu: Bist du nicht mein Herr und König? Der König bejaht und berichtet ihm, daß er zur ewigen Qual verdammt worden wäre, wenn nicht Dominus Peter, der Abt von Clugny, mit den Seinen ihm beigestanden; weil er aber

auch jetzt noch seiner Hilfe bedürfe, beschwöre er den Mann, sich eilig in das Kloster des heiligen Pancratius (das zu Clugny gehörte) zu begeben und zu verkündigen, was er gesehen habe, damit man es schriftlich seinem Freund und Vater, dem Abt von Clugny, anzeige, damit er des Königs eingedenk sei und von seiner Wohlthat nicht lasse, bis er die Begnadigung des Königs vernommen habe. Alles wurde in's Werk gesetzt. Als nun Peter das hörte, stand er auf und befahl in allen seinen Klöstern Almosen, Messen, Tricenarien und alle gute Werke, die Sündern hilfreich sind, anzustellen zur Erlösung des Königs, bis es vollbracht sei. Das ist auch geschehen, bis der König dem Abte und vielen Andern erschien und danksagete für seine Erlösung. Man sollte meinen, der Zweck solcher Erzählungen läge auf der Hand, und der Glaube daran könne einem Manne, wie Peter der Ehrwürdige sonst in andern Dingen war, nicht eben ernst gewesen sein, wenn in einem und demselben Menschen nicht Kraut und Unkraut neben einander gedeihen könnte und oft bis zum Staunen. Von der andern Seite betrachtet, hatten eben jetzt die Cluniacenser, die durch den Abt Pontius sehr heruntergekommen waren, ein ganz besonderes Erhebungsspiel höchst nöthig, um so mehr, je lebhafter und durchschlagender der heil. Bernhard für die Cistercienser wirkte. Beide Orden einer und derselben Familie (Clugny und Citaux) lagen aber seit einiger Zeit in schwerem Kampfe mit einander, der hauptsächlich durch die Heftigkeit Bernhard's stark ins Hitzige getrieben worden war. Konnte nun auch Peter von Clugny die Berührung mit Bernhard von Citaux gar nicht vermeiden, so vermied er doch, was möglich war, soweit es die Sorge für seine Congregation nur erlaubte. Und hierin erwies sich Peter klüger und besonnener, als sein Gegner Bernhard, dessen leidenschaftliche Angriffe und Ausfälle gegen die Cluniacenser Peter nicht im Geringsten erwiederte. Zwar haben wir ein Schreiben Peter's an Bernhard über den Streit beider Orden. Allein es ist keine Antwort auf Bernhard's vorausgeschickte harte Züchtigungen des Ordens von Clugny, die Peter ruhig ihrem Schicksale überließ, das schon damals kein sehr günstiges war, sondern es ist eine besonnene und männliche Untersuchung, was doch wol einen solchen Streit zwischen zwei Congregationen veranlaßt habe, die nicht blos Diener Eines Herrn, sondern auch Söhne einer und derselben Regel sind. Peter findet es kindisch, wenn Einer mit dem Andern über verschiedene Gewohnheiten und Kleidung hadern wolle, ob er gleich die schwarze Tracht seines Ordens der weißen der Cistercienser, welche mehr schimmere, vorziehe. Am Ende sieht er den Hauptgrund des Streites in Stolz und Neid, worin er das Rechte getroffen hatte, was um so schlagender wirken mußte, weil er den Fehler auf beiden Seiten sucht, weshalb er auch den Abt Bernhard bittet, seinen Mönchen für die Zukunft liebreichere Gesinnungen einzuflößen. In diesem Punkte stand Peter offenbar hoch über Bernhard und seine kluge Mäßigung muß ihm um so höher angerechnet werden, je frischer die Wunden waren, welche Bernhard durch seine Ausfälle, welche er eine Schutzschrift zu nennen beliebte, dem Briefsteller geschlagen hatte. Peter's Schreiben an den Abt von Citaux fällt in das Jahr 1143 und ist um so wichtiger für die Geschichte jener Zeit, da sich nicht blos Mönche, sondern auch weltlich hochgestellte Männer in diese Angelegenheit mischten. Auch war der Orden von Clugny, dessen Äbte bereits vor unserm Peter vom Papste soweit bevorzugt worden waren, daß sie den Rang der Cardinäle hatten und geborene Cardinäle hießen, gar nichts Geringes, auch seiner Reichthümer wegen. Ob nun aber jene oben berührten Wundererzählungen aus Glaubenseinfalt oder so gut, als diese kluge Mäßigung Peter's gegen Bernhard aus Überlegung, zum Vortheil des Ordens ersonnen, oder doch von Peter selbst dafür angenommen, hervorgingen, mag dahin gestellt bleiben; möglich ist Beides, scharf erweislich keins von Beidem. Überhaupt aber sind Peter's Briefe, welche 1522 zu Paris von Petrus de Monte Martyrum herausgegeben und noch manchen Sammlungen einverleibt worden sind, für die Geschichte jener Zeit, wenigstens zum Theil, gar nicht unwichtig. Dagegen sind diejenigen, welche theologische Fragen beantworten, von weit geringerem Werthe; er erhebt sich nicht über den kleinlichen Geist des Aberglaubens seiner Zeit darin, sondern läßt sich, wie die Meisten damals, oft genug in Auseinandersetzungen solcher Gegenstände ein, die für das Praktische des Christenthums unnütz und der Wissenschaft theils unzugänglich, theils nachtheilig oder doch völlig überflüssig sind, z. B. ob sich das göttliche Wort eher mit dem Menschen vereinigt habe, als es von der Jungfrau Maria geboren worden sei? Peter's Briefe sind gewöhnlich in sechs Bücher abgetheilt. Auch in seinen Predigten, deren einige uns mitgetheilt worden sind, über die Verklärung Christi in der Sammlung seiner Werke, und drei über das Grab des Erlösers, über Reliquien und zum Lobe des heiligen Marcellus (in *Martène* Thesaur. nov. Anecdotor. T. V. p. 1419—1452) schließt er sich dem mystisch deutenden, erzählenden Geschmacke seiner Zeiten an und setzt großen Werth auf eine spielende Andacht. Seine neuen Satzungen für den Orden, Statuta Congregat. Cluniacens. cum diplomatibus et chartis 76. et praefatione satisfactionali sive apologetica, welche gleichfalls, wie die meisten seiner Schriften in Biblioth. Cluniac. stehen, mußten den Cluniacensern freilich von Bedeutung sein, da sie ihre klösterliche Lebensweise änderten und schärften, für alle andern Menschen sind sie weit weniger anziehend, da sie zu sehr ins Kleinliche gehen. Sogar Helyot, der doch Ordensverbesserungen in der Regel als etwas überaus Wichtiges zu behandeln pflegt, hält sich nicht lange bei der Anzeige des Inhalts dieser Statuten auf und berichtet nur außer der Angabe, daß sie aus 76 Artikeln oder Capiteln bestehen, was uns schon der Titel derselben sagt, eine besondere Eigenheit, wodurch sie sich vor andern auszeichnen. Es ist dies der jedem Gebote angehangene Grund, warum der Abt so und nicht anders befohlen hat. Darüber fährt Helyot so fort: Er verbietet z. B., man solle in Zukunft des Freitags kein Fett essen, ausgenommen am Weihnachtstage. Die Ursache, die er davon angibt, ist, weil nicht allein die Geistlichen, die Laien, die Kinder und sogar die Kränk-

lichen in der römischen Kirche sich des Fleischessens an diesem Tage enthielten, weil Christus an demselben Tage für uns den Tod erlitten hat, dagegen nur grade die Mönche Fett in ihre Gemüse mischten, sondern auch, weil es aller Welt so unvernünftig vorkäme, daß selbst die Armen, denen man die Überbleibsel der Kost schenkte, die man in das Refectorium zu Tische gebracht, dergleichen Gaben entweder bis auf den nächsten Tag aufbewahrten, oder sie gar mit Entrüstung wegwürfen. Das beweist, setzt Helyot hinzu, daß man zu Peter's Zeiten in den zu Clugny gehörenden Klöstern des Freitags noch Fett gegessen hat. Wer also die veränderten Sitten der Mönche genau kennen lernen will, wird dennoch sich entschließen müssen, solche Statuten, so sehr sie auch ins Kleine gehen, mit Sorgfalt zu benutzen. Daß aber seine Mönche nicht lange sich nach Peter's strengeren Geboten der Enthaltsamkeit im Essen richteten, geht daraus hervor, daß Helyot berichtet: Peter verbot auch seinen Mönchen alles Fleischessen. Allein der Gebrauch, sogar an den Sonnabenden Fleisch zu genießen, schlich sich doch bald wieder in diesen Orden ein, weil Hugo V., welcher 1204 neue Statuten verfaßte, das Fleischessen abermals verbieten mußte, und zwar an der Mittwoch und dem Sonnabend mit Ausnahme der Kranken. Aber auch jetzt half es wenig, denn der Orden war zu reich geworden, als daß er für Entbehrungen solcher Art eine besondere Neigung hätte zeigen sollen. Und so blieben denn auch Peter's Statuten nicht lange wirksam, ebenso wenig als die Verbesserungen aller andern Äbte, die noch Sinn dafür hatten, was keineswegs die Mehrzahl war, weil sie von den Päpsten zu sehr bevorzugt worden waren, sodaß sie unter Niemandem, als allein unter dem Papste standen. Um so deutlicher leuchtet es ein, daß Peter der Ehrwürdige zur glücklichen Regierung eines solchen Ordens, grade in einer Zeit, wo sich die Cistercienser und vor Allen der heilige Bernhard selbst so stark gegen Clugny erhob, alle Klugheit nöthig hatte, die man ihm auch in den meisten Fällen ebenso wenig absprechen kann, als jenen Verstand und jene Mäßigung, die in Benutzung der Umstände sich kund gibt, woraus denn auch manches sonst Auffällige in seinem Leben und Handeln sich erklären lassen möchte. Am meisten muß ihm seine große und ausdauernde Thätigkeit zum Besten seiner Congregation zum Ruhme gereichen. Es gab nicht leicht eine Gelegenheit, die er nicht alsbald ergriffen und sich und den Seinen zum Nutzen verwendet hätte, mag man auf äußern oder innern Vortheil sehen. Außer dem, was schon berichtet wurde, haben wir ihn auch noch als Erbauer eines Nonnenklosters zu nennen, was er in seiner Vaterlandsprovinz in der Diöces von Clairmont, Namens Lavenna, anlegte. Die Nonnen dieses Klosters werden von Robulf so fromm geschildert, daß sie mit der übrigen Welt nichts weiter gemein gehabt haben sollen, als daß sie lebten. Besonders wird an ihnen der Gehorsam gerühmt, den sie stets gegen die Einrichtungen ihres Stifters bewiesen, namentlich durch einen so strengen Verschluß, daß sie sich dem Anblicke aller andern Menschen völlig entzogen und sich zu einem Tempel Gottes heiligten. Bei dem Allen fand der fromme Mann doch auch zuweilen noch Zeit, sich mit Versemachen zu beschäftigen. Es sind noch von ihm übrig Rhythmi, versus et hymni, wozu er wol unter Allem, was er that, die wenigsten Anlagen hatte. Nur seine Grabschrift auf Abälard hat sich bemerkenswerth gemacht, um der Lobsprüche willen, die der fromme Mann dem noch oft verketzerten Todten ertheilt. Sie wurde daher nicht selten ein Gegenstand der Bewunderung und Verwunderung für Freund und Feind, weshalb sie auch der Mittheilung vorzüglich werth ist. Die Bibliotheca Cluniacensis erwähnt Anfangs ausdrücklich nur folgende Rhythmen, die sie also für die vorzüglichsten halten wird: In laudem Salvatoris; de sancto Hugone; de S. Benedicto; de resurrectione Domini (von dem ersten Rhythmus theilt Rambach im 1. Th. s. Anthologie christlicher Gesänge, S. 283, ein Bruchstück mit); einen Hymnus in honore S. Mariae Magdalenae und einen andern in honore matris Domini, auf welche Peter auch noch eine Prosa verfaßte. Später (S. 553) erwähnt jedoch die cluniacenser Bibliothek, nachdem sie die gänzliche Sinnesänderung Abälard's durch ihren Abt Peter sorgfältig berichtete, den Anfang des Epitaphiums: Gallorum Socrates, Plato maximus Hesperiarum etc. Das Ganze folgt unter seinen Schriften S. 1354 mit der Überschrift: In Epitaphio Petri Abaelardi Versus, welche den Beschluß der Verse und Reime des ehrwürdigen Abtes machen; in Allem an der Zahl 13:

> Gallorum Socrates, Plato maximus Hesperiarum,
> Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt,
> Aut par, aut melior; studiorum cognitus orbi
> Princeps, ingenio varius, subtilis et acer;
> Omnia vi superans rationis, et arte loquendi,
> Abelardus erat. Sed tunc magis omnia vicit,
> Cum Cluniacensem Monachum, moremque professus,
> Ad Christi veram transivit Philosophiam,
> In qua longaevae bene complens ultima vitae,
> Philosophis quandoque bonis se connumerandum
> Spem dedit, undenas Majo renovante Calendas.

Man sieht jedoch auch daraus, daß er sich in Allem versuchte, was ihm nützlich zu sein schien, sodaß ihm Liebe und Eifer, seinen Geist in Wissenschaften und Künsten immer mehr auszubilden, niemals fehlten. Alle diese Thätigkeiten waren so sehr dem Glauben an die Kirche untergeordnet, daß er ihr alle seine Kräfte dienstbar machte, jede Erkenntniß verwerfend, die sich mit diesem Glauben nicht vereinigen lassen wollte; ohne Eitelkeit für sich und sein menschliches Denken, was soweit in ihm ging, daß er selbst die natürliche Sanftmuth und Weichheit seines Temperaments opfern und in Härte und Verfolgungsgewalt umwandeln konnte, sobald er trotzig widerstrebende Feinde jener Glaubensrichtung fand, in welcher er das Menschliche von dem Göttlichen nicht zu trennen vermochte, weil er es der Gewohnheit und seines in ihm festgewurzelten Gefühls wegen nicht wollte, jeden Versuch im Voraus für unrecht haltend. Insbesondere mußte dieser Mönchsglaube der Erhebung und Wiederherstellung des Glanzes seines Ordens dienen, weil er als Abt dies für seine höchste Pflicht erachtete, für welche er auch sogar die List, nicht blos die Klugheit in Anspruch zu neh-

Griechen sei zu schwach. Ihm antwortete Peter, wenn die römische Kirche und die Fürsten des Abendlandes von einem glaubwürdigen Manne von den Leiden der Christen Jerusalems unterrichtet würden, sie ohne Zweifel schnell helfen würden. Der Patriarch möge daher sowol an den Papst und die römische Kirche, als an die Könige und Fürsten des Abendlandes schreiben. Er (Peter) werde um des Heils seiner Seele willen sich dieses Mühsals unterziehen, und zu allen sich begeben, und sie zur Rettung der Christen Jerusalems auffodern. Dem Patriarchen gefiel Peter's Antrag, und er gab ihm das verlangte Schreiben. Als Peter eine Nacht in der Kirche der Auferstehung zubrachte, um Gottes und der Heiligen Beistand zu seiner bevorstehenden Abreise zu erflehen, sank er, von Gebeten und Wachen erschöpft, in Schlaf, und vernahm von dem ihm im Traume erscheinenden Heilande die Worte: „Auf! Peter! eile! verrichte mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir sein. Es ist Zeit, daß die heiligen Orte gereinigt[6]) und meinen Dienern geholfen werde." Peter erwachte und fühlte sich in seinem Vorhaben durch Hoffnung auf den Herrn gestärkt, vollbrachte die gewöhnlichen Gebete, beurlaubte sich bei dem Patriarchen, reiste nach Antiochien, bestieg hier ein Handelsschiff, das nach Apulien segelte, landete in Bari, reiste nach Rom zum Papste Urban, überreichte ihm die Briefe des Patriarchen und der zu Jerusalem wohnenden Gläubigen, und setzte ihm ihre Leiden und die Greuel, die von den unreinen Völkern an den heiligen Orten geschehen, aus einander. Von Urban wegen seines frommen Eifers belobt, und als des Papstes und der Kirche zu Jerusalem Gesandter durch Briefe an die Großen der Christenheit bevollmächtigt, durchzog Peter zuerst Italien, ging dann über die Alpen, durchwanderte Frankreich und andere Länder. Er ritt mit entblößten Füßen und Haupte auf einem Maulesel, ein Crucifix in der Hand, um den Leib ein dickes Seil, und nur bedeckt mit einer Mönchskutte und einem Einsiedlermantel vom gröbsten Zeuche. Seine Predigten, durch welche er die Völker zur Befreiung des heiligen Landes auffoderte, fanden überall Beifall. Er richtete sie nicht blos an die Großen, sondern noch lieber an das Volk, las die Briefe des Patriarchen und der Christen zu Jerusalem vor und bestätigte und unterstützte ihre Klagen. Aus ihrem Vaterlande, dem Oriente, verbannte Christen, welche, um Almosen bittend, Europa durchzogen, stellte er dem Volke als lebende Zeugen der Grausamkeit der Ungläubigen vor, und indem er auf die sie bedeckenden Lumpen zeigte, sprach er die heftigsten Worte gegen ihre Unterdrücker und Henker. Auch erzählte er das Gesicht, in welchem der Sohn Gottes ihn zu seinem Gesandten erklärt, und soll sogar einen vom Himmel gefallenen Brief[7]), in welchem alles, was er erzählte und verhieß, bestätigt wurde, vorgewiesen haben. Mit den Geschenken der zu Thränen gerührten frommen Christen, mit welchen sie ihn überhäuften, unterstützte er Arme, steuerte geschwächte Frauenzimmer aus, und machte sie ehrlich, indem er sie verheirathete. Wo Zwietracht herrschte, stellte er Eintracht her. Alles, was er that oder sprach, schien einen göttlichen Anstrich zu haben. Ja es sollen, wie man erzählte, Haare aus seinem Maulesel als Reliquien gerissen worden sein. Bereits auf der Kirchenversammlung zu Piacenza im J. 1095 trug die Begeisterung, welche Peter durch seine Predigten erregt hatte, Früchte, denn der Papst Urban II. unterstützte die Bitten der Gesandten des Kaisers Alexius Komnenus um Hilfe gegen die ihn bedrohenden Türken mit aller Kraft seiner Beredsamkeit, und schon damals schwur eine große Menge, deren Gemüther Peter aufgeregt hatte, nach Constantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu kämpfen. Noch mehr zeigte sich die Wirkung von Peter's begeisternden Predigten, als Papst Urban die allgemeine Kirchenversammlung zu Clermont, welche am 18. Nov. 1096 ihren Anfang nahm, ausschrieb. Durch den Einsiedler war bereits ganz Frankreich für die heilige Unternehmung gewonnen, und außer 14 Erzbischöfen, 225 Bischöfen, 400 Äbten und vielen geringeren Geistlichen, erschien eine unzählbare Menge Laien. Bei der zehnten Sitzung auf einem großen Platze in Clermont bestieg der Papst, von dem Einsiedler in seinem groben Anzuge begleitet, den Thron. Peter sprach zuerst, und erzählte mit betrübtem, niedergeschlagenem Antlitze die dem christlichen Glauben angethane Schmach, die Entweihung und Plünderung der Kirchen, die grausame Behandlung und Schleppung der gefesselten Christen in Sklaverei, die Bedrückung der mit Tribut belegten Pilger, die Geißelung der Diener Gottes &c., und führte dieses und anderes als Augenzeuge an. Seine Stimme stockte vor Schluchzen und die Erschütterung seines Herzens durchdrang die Gemüther Aller. Hierauf hielt der Papst mit nicht minderer Beredsamkeit jene berühmte Rede, und bezog sich in ihr auf das Schreiben, das ihm der gegenwärtige ehrwürdige Peter gebracht. Die begeisterte Versammlung sprach sich ganz so aus, wie Peter es gewünscht hatte, nämlich, daß Gott die Befreiung des heiligen Grabes durch die abendländischen Christen wolle. Aber bei den Schritten zur Ausführung dieses großen Unternehmens mußte alsbald eine Verschiedenheit sich zeigen. Die Fürsten, welche das Kreuz nahmen, mußten als erfahrene Staatsmänner und berühmte Heerführer ihrer Zeit, sogleich erkennen, daß das heilige Land nicht blos durch den Sturm der Schwärmerei genommen werden könne, sondern, daß die Unternehmung mit Besonnenheit und Planmäßigkeit ausgeführt werden müsse. Während sie mit Zurüstungen zur Heerfahrt beschäftigt waren, bezeigte sich die Menge, die dem Einsiedler auf seine Predigten gefolgt war, höchst ungedul-

Streiter zu Roß. Um die abendländischen Schriftsteller und Anna Komnena zu vereinigen, nimmt Meusel (Forts. der allgem. Welth. 36. Th. S. 368) an, daß Peter's Leute in zwei großen Haufen theils durch Italien, theils durch Teutschland gezogen.

6) Vom Joche der Türken befreit.

7) Vielleicht hat die Sage aus dem Briefe des Patriarchen, welchen Peter vorzeigte, einen vom Himmel gefallenen Brief gemacht. Peter der Einsiedler hatte hinlänglich einnehmende Beredsamkeit, und der Brief des Patriarchen Wirksamkeit genug, daß er das Vorgeben des vom Himmel gefallenen Briefes nicht brauchte.

big. Das unzählbare Heer von geringen Menschen aus Frankreich, Lothringen und Teutschland, welches Peter'n zum Anführer wählte, mußte eine ganz andere Beschaffenheit haben, als die wohlgerüsteten und wohlgeordneten Heere der Fürsten. Des Einsiedlers Heer bestand theils aus Leibeigenen, die ihren Herren entlaufen waren, theils aus solchen Pilgrimen, welche entweder von den Fürsten abgewiesen waren, oder es für heiliger hielten, unter dem frommen Mann zu fechten, als unter einem weltlichen Fürsten. Ein anderer Theil war zu Peter geströmt, weil bei seinem Heerzuge keine großen Zurüstungen erheischt wurden, während hingegen die Zurüstungen der Fürsten eine Verzögerung nöthig machten, welche den schwärmerisch Gesinnten verhaßt war. Des Einsiedlers Heer war ohne Geld, ohne regelmäßige Waffen und ohne Reiterei, mit Ausnahme von acht tapferen Rittern, unter denen sich Walther von Perejo mit seinem Neffen Walther[8]) ohne Habe, die ihm 15,000 Mann zu Fuß aus Frankreich zuführten, befand. Ihr Heer glich ganz dem des Einsiedlers[9]), nur daß es noch mehr nach Abenteuern dürstete, und noch ungeduldiger war; denn zu Cöln, wo sie das Osterfest feierten, trennte es sich von Peter, welcher, durch den glücklichen Erfolg seiner Predigten bewogen, noch einige Zeit dort zu verweilen beschloß; oder es wollte wenigstens den Vortrab des Heeres des Einsiedlers bilden. Führer dieses Vortrabs war Walther von Perejo. Er nahm im März 1096 seinen Weg durch Teutschland nach Ungarn. Bei Belgrad erlitt es wegen verübter Plünderungen Niederlagen. Walther von Perejo starb auf dem Wege nach Constantinopel, und sein Neffe Walther ohne Habe führte die Überbleibsel des Heeres, welche dem Schwerte der Bulgaren, dem Hunger und Krankheiten entronnen waren, nach der Kaiserstadt, unter deren Mauern das Heer Peter's zu erwarten ihnen erlaubt ward. Peter gewann zu Cöln zwei teutsche Grafen und 15,000 Mann des gemeinen Volkes durch seine Predigten zur Annahme des Kreuzes. Hierauf folgte der Einsiedler als Heerführer in der Mönchskutte und in Sandalen, auf dem Maulesel, seinem einzigen Lastthiere, dem Walther'schen Heere oder Vortrabe nach. Peter's Heer hatte das Wachsthum einer Lavine, und stieg auf 40,000[10]) Mann, welche aus verschiedenen Völkern, Franzosen, Baiern, Franken, Österreichern und Lombarden, welche das Gerücht zu ihm gerufen hatte, bestanden. Aber an wachsender Kraft glich es einer Lavine nicht, denn im Gefolge der Kreuzfahrer waren Weiber, Kinder, Greise und Kranke. Die Schwärmer glaubten auf ihrem heiligen Zuge wunderbar von Gott getränkt und genährt zu werden. An der Grenze von Ungarn erhielt Peter zwar vom Könige Kalmav den Durchgang gestattet, mußte aber, weil das Betragen des Walther'schen Vortrabes bei den Bulgaren Vorsichtsmaßregeln erheischte, versprechen, daß sein Heer nirgends rauben und plündern, sondern seine Lebensmittel kaufen und billig bezahlen[11]) solle. Ruhig zog es bis an die andere Grenze von Ungarn, als es mit Argwohn und Haß gegen die Ungarn dadurch erfüllt ward, daß man, wiewol es nur ein falsches Gerücht war, Peter'n benachrichtigte, der Statthalter des Königs von Ungarn in jener Gegend habe aus Beutelust mit dem Statthalter von Belgrad einen Bund zum Verderben des Heeres der Pilgrime geschlossen, und werde, sobald es über den Fluß gesetzt sei, ihm in den Rücken fallen, während es die Bulgaren von Vorn angriffen. Gelegenheit, Rache zu nehmen, benutzte Peter sogleich, als er die Kleider jener 16 Mann aus Walther's Vortrabe, welche von den Semlinern mishandelt worden waren, auf den Mauern der Stadt aufgehängt sah. Zornentbrannt führte er sein Heer gegen die Mauern der Stadt. Die Besatzung, auf einen so furchtbaren Angriff nicht gefaßt, ward durch die Pfeile der Pilgrime von den Mauern vertrieben. Gottfried von Burel, Befehlshaber von 200 Mann zu Fuß, und der mit Helm und Panzer bewaffnete Ritter Rainold von Bruis, welche die Mauern zuerst erstiegen, und der größte Theil des Heeres, stürmten in die Stadt, drängten diejenigen Einwohner, von welchen viele ihnen zu widerstehen versuchten, zurück, und erschlugen den größten Theil derselben, als sie durch das östliche Thor zu entfliehen suchten. Dem fürchterlichen Blutbade, welches die Pilgrime in der Stadt anrichteten, entrannen nur die, welche zu Schiffe auf der Sau die Flucht nehmen konnten. Während viele Tausend von den Semlinern in den Tod sanken, verlor Peter von den Kreuzfahrern nur 100 Mann. Die Leichname der Semliner, welche die Donau hinabgeführt wurden, verkündeten den furchtbaren Sieg der Pilgrime bis Belgrad, und der Befehlshaber dieser Stadt floh nach Nissa, und die Einwohner in die Wälder und Gebirge. Peter's Heer, welches einen großen Vorrath von Lebensmitteln aller Art, von Korn, Vieh und Wein, in Semlin fand, brachte bei fetten Speisen und gutem Weine fünf Tage in dem größten Wohlleben zu, als aus einem Orte, wo sich Franzosen niedergelassen hatten, Peter'n plötzlich die Botschaft gesandt ward, daß der König von Ungarn mit einem gewaltigen Heere heranziehe, um seine von den Pilgern erschlagenen Unterthanen zu rächen. Peter wagte nicht, des Ungarnkönigs Heer zu erwarten. Alle auf dem Strome befindlichen Fahrzeuge wurden beladen, und da sie nicht in

8) In Peter's Heere befanden sich unter der geringen Anzahl namentlich Ritter Reinhold von Bruis, Walther von Breteuil, Folker von Orel (Aureliensis, welches man auch durch Orleans erklärt findet) und Gottfried Burel aus Etampes. Er trat im März 1096 seinen Zug aus Lothringen an. 9) Einschließlich des Walther'schen Vortrabes soll Peter 80—100,000 Mann unter seinen Fahnen gehabt haben. 10) Peter's Heer war von Hause ohne Geld, war aber doch, da es Almosen sammelte, nicht ganz mittellos.

11) Peter's lautere Absicht ward auch zu Constantinopel anerkannt, denn Anna Komnena bemerkt: Peter hatte in der Wahrheit keine andere Absicht bei dem Kreuzzuge gehabt, als die das heilige Grab zu besuchen. Die übrigen Grafen aber und vorzüglich Bohemund hegten einen alten Groll gegen den Kaiser, und suchten nur Gelegenheit, sich wegen des glänzenden Sieges bei Larissa zu rächen. Unter dem Scheine, nach Jerusalem zu gehen, verbargen sie ihre geheime Absicht, Constantinopel zu erobern, und den Kaiser vom Throne zu stoßen.

hinlänglicher Zahl vorhanden waren, auch Balken mit Binsen befestigt und Flöße verfertigt, und so gelangte Peter und sein Heer mit dem größten Theile der Beute über die Sau, und erlitt nur den Schaden, den ihnen die Pincenarier, welche Bulgarien bewohnten, auf kleinen Booten zufügten. Als die Kreuzfahrer das bulgarische Gebiet betraten, fanden sie Städte und Dörfer, selbst Belgrad, die Hauptstadt, von den Einwohnern verlassen. Kaum konnte Peter's Heer eines Wegweisers habhaft werden. Auch litt es Mangel an Lebensmitteln, welche verzehrt waren, als es nach einem sehr beschwerlichen Zuge von acht Tagen durch dichte Wälder vor Nissa, der Hauptstadt der Bulgarei, ankam, wo es über die steinerne Brücke zog und sich vor den Mauern lagerte, auf welchen die Bulgaren sich zeigten. Peter ersuchte um Erlaubniß, Lebensmittel in Nissa kaufen zu dürfen, erlangte sie vom Fürsten gegen Stellung zweier vornehmen Ritter, Walther's von Breteuil und Gottfried's von Burel, als Geisel, und erhielt Lebensmittel für einen sehr billigen Preis geliefert. Denen, welche nichts hatten, womit sie kaufen konnten, wurden Almosen von der Stadt geschenkt. Am andern Morgen kamen die Geiseln in Peter's Lager zurück. Ohne dessen Wissen brachen nun 100 Teutsche auf, und verbrannten, um wegen eines Streites, welchen sie mit einem Bulgaren am vorigen Tage beim Handel gehabt, Rache zu nehmen, sieben Mühlen, welche bei der genannten Brücke vom Flusse getrieben wurden, und mehre Häuser außerhalb der Stadt, und eilten nach vollbrachter Unthat, sich dem unschuldigen Haufen anzuschließen. Der Fürst von Nissa, der sie gütig behandelt hatte und sich so schnöde belohnt sah, hielt alle für Räuber und Mordbrenner, rief die Bürger auf, zog mit großer Menge aus der Stadt, griff den Nachtrab des vorausgehenden Heeres an, und erschlug die genannten Missethäter, welche dasselbe noch nicht erreicht hatten. Aber auch viele von denen, die nichts verbrochen hatten, wurden von den verfolgenden Nissanern in den Tod gesandt. Diese nahmen auch die Wagen, auf welchen die Geräthe und der Proviant gefahren, und führten die Greise und Kranken, die Weiber und Kinder gefangen in die Stadt. Unterdessen setzten Peter und sämmtliche vorausgehende Scharen, von diesem Unglücke durchaus nichts wissend, den begonnenen Zug fort, als der herbeieilende Ritter Lambert die Nachricht von den traurigen Vorfällen brachte. Die Kreuzfahrer kehrten um, betrachteten mit Thränen ihre erschlagenen Brüder, und schlugen ihr Lager vor der Stadt auf, wo es gestern sich befunden. Peter hatte eine reine Absicht, er wollte mit den Nissanern um Frieden unterhandeln, um das Vergießen unschuldigen Blutes zu verhüten, und das Gepäck und die gefangenen Genossen zurück zu erhalten. In diesem Sinne schickte er eine Gesandtschaft in die Stadt, und die Unterhandlungen hatten einen glücklichen Fortgang. Aber während dessen entstand im Lager ein Tumult, da gewisse Indiscrete das erlittene Unrecht gewaltsam rächen wollten. Peter wollte ihrem Unsinne Einhalt thun, suchte Ursache zum Blutvergießen zu vermeiden und sie durch Absendung von einsichtsvollen und sehr angesehenen Männern von der Wuth und dem Angriff, mit welchem sie die Bürger von Nissa bedrohten, zurück zu bringen. Als Peter's Gesandte bei jenen Aufrührern nichts ausrichteten und sie seinen Ermahnungen nicht Gehör geben wollten, ließ er durch Heroldsstimme dem Heere bei der Pflicht des versprochenen Gehorsams streng verbieten, Niemand solle jenen, die den erneuerten Frieden verletzen, Hilfe leisten. Das Heer gehorchte, und saß wie ein Schiedsrichter, das Ende des Tumultes erwartend. Die aber, welche von Peter als Friedensstifter zum Vorsteher der Stadt gesandt worden waren, vermochten, da der Tumult nicht gestillt, sondern immer ärger ward, ihr Vorhaben nicht auszuführen, und kehrten in das Lager zurück, und strengten sich mit Peter'n an, die Unordnung zu unterdrücken, aber auch dieses vermochten sie nicht. Um sich mit den tausend Aufrührern des Peter'schen Heeres zu schlagen, zogen tausend Städter heraus, und ein großes Gefecht vor der Stadt entbrannte. Da die in den Mauern derselben sich befindenden erfahen, daß gleichsam eine Spaltung im Pilgerheere entstanden, hofften sie, daß der übrige Theil des Heeres denjenigen, welche wider willen Peter's den Hader erregt, durchaus nicht Hilfe leisten würden, und zogen alle einmüthig aus der Stadt. Von den kämpfenden Kreuzfahrern fielen gegen 500 auf der Brücke. Die übrigen, der Furte unkundig, ertranken fast alle im Flusse. Das Heer im Lager ertrug die Niederlage ihrer Genossen nicht. Vergebens wandte Peter seine Beredsamkeit an, um es ruhig zu halten. Es eilte in den Kampf, und schlug an der Brücke eine furchtbare Schlacht, vermochte jedoch nicht, die Bulgaren von der Brücke zu vertreiben, und ging in das Lager zurück. Um seine Unschuld zu beweisen, versuchte Peter noch einmal den Weg der Unterhandlung, und bat durch einen nach Nissa gesandten Bulgaren, welcher das Kreuz genommen hatte, um Waffenstillstand und eine Unterredung, und erhielt beides bewilligt. Sobald den Pilgrimen dieses bekannt war, begannen sie die Wagen zu bepacken, und machten sich auf den Weg, ohne auf die Vorstellungen Peter's und der bei ihm befindlichen Ritter zu achten. In der Stadt war man des Glaubens, Peter, dessen Unschuld wieder verkannt ward, habe um Waffenstillstand nur deshalb nachgesucht, um zu entfliehen und nachher zu plündern. Die Krieger und Einwohner eilten aus der Stadt und des Einsiedlers Heere nach. Wallbrüder, besonders Weiber und Kinder, wurden in die Sklaverei geschleppt oder erschlagen. Peter erlitt noch größern Verlust an Menschen, als bei den frühern Anfällen, denn es wurden gegen 10,000 Mann erschlagen. Dazu ward das Gepäck geraubt, und darunter auch Peter's Wagen und mit ihm das ganze Geld, welches er von frommen Fürsten erhalten hatte, um auf der Reise den Armen die Bedürfnisse zu verschaffen. Die Vernichtung des ganzen Heeres des Einsiedlers wäre erfolgt, wenn die Gebirge und Wälder des Landes es nicht der Verfolgung der Feinde entzogen hätten. In zerstreuten Haufen durch dichte Wälder, über Felsenklippen und durch rauhe Thäler ging die Flucht der Wallbrüder. Der Einsiedler selbst floh ohne Begleitung, und traf endlich auf

der Spitze eines Hügels mit Walther Burel, Rainold von Bruis und Folker von Orel, welche 500 Mann mit sich führten, zusammen. Peter's Betrübniß war groß, denn er hielt sie für die Überbleibsel seines ganzen Heeres. Aber durch Hörner- und Trompetenklang waren gegen Abend doch schon wieder 7000 um ihn versammelt. Am andern Tage setzte er mit ihnen seinen Zug fort, bis er an eine von den Einwohnern aus Furcht gänzlich verlassene Stadt gelangte. Er beschloß hier zu verweilen, um die zerstreuten Flüchtlinge wieder zu sammeln. Da sie in der Stadt keine Lebensmittel fanden, und ihnen die 2000 Wagen mit Lebensmitteln von den Nissanern entrissen worden waren, so nährten sie sich von gedörrten Körnern der auf den Feldern in der Umgegend reifenden Saat, es war nämlich im Juli 1096. Auf dem weitern Zuge litten sie großen Mangel an Lebensmitteln, als in Straliѕce (Sternitz) ein Gesandter des Kaisers Alerius zu Peter und den andern Hauptleuten des Heeres kam, und ihnen wegen der angestifteten Unordnungen zwar Verweise im Auftrage des Kaisers ertheilte, ihnen jedoch zugleich die Gnade desselben verkündigte, namentlich die Zusicherung, daß der Gesandte vor dem Heere vorausgehen, und für die Bedürfnisse desselben sorgen werde. Dafür sollte jedoch Peter nicht länger als drei Tage an einem Orte verweilen dürfen, damit in seinem Heere nicht die Lust zum Rauben sich regen möchte. Bei dieser Nachricht, welche Peter'n aus seiner Verlegenheit wegen des großen Mangels an Lebensmitteln riß, vergoß er Freudenthränen, warf sich vor den Augen seines Heeres auf die Kniee, und dankte mit lauter Stimme Gott für diese Gnade. Voll Vertrauens und Hoffnung setzte der Einsiedler seinen Zug fort, und sein Heer entsprach seinen und des Kaisers Wünschen, indem es sich aller Unordnungen enthielt. Überall wurden Peter und seine Scharen von den Griechen auf das Beste aufgenommen und mit Lebensmitteln und Geld, auch Pferden und Mauleseln beschenkt. Der Kaiser brannte vor Verlangen, Peter'n wegen des Rufes, den dieser erlangt hatte, zu sehen. Der Einsiedler ward daher ersucht, seinen Zug zu beschleunigen, rastete daher in Adrianopel nur zwei Tage, und kam am 1. Aug. 1096 mit seinen, Palmenzweige in den Händen tragenden, Scharen vor den Mauern Constantinopels an. Hier fand er Walther'n, der mit seinen Heerscharen auf des Einsiedlers Ankunft wartete. Beide Heere vereinigten sich, und schlugen auf dem ihm angewiesenen Platze das Lager auf. Peter, von dem Kaiser gerufen, ging in die Stadt, und gab, über seine Absicht [12]) und den Grund so großer Anstrengung befragt, vollen Bescheid, wie es von seinem erhabenen Geiste und seiner Beredsamkeit zu erwarten war. Der Kaiser, gerührt, beschenkte ihn mit 200 Byzantien, und ließ Lebensmittel und Geld in seinem Heere austheilen. Er gab dem Einsiedler wohlmeinend den Rath, die Ankunft der übrigen Fürsten abzuwarten. Aber Peter hörte ihn nicht. Voll Zuversicht auf die Stärke [13]) seines Heeres ging er nach Asien hinüber. Die Pilger drangen nämlich bei dem Kaiser darauf, ihnen Schiffe zu verschaffen. Da alle Gegenvorstellungen fruchtlos waren, wurden sie endlich geliefert, und Peter und Walther setzten mit ihren Heerscharen nach Bithynien hinüber, und lagerten sich bei Nikomedien und bald darauf bei Civitot (Kibotus) bei Helenopolis, um eine bequemere Verbindung mit der jenseitigen Küste zu haben. Zwei Monate saßen sie hier. Sie hatten an nichts Mangel. Aber als halsstarrige Haufen, welche sich von dem Einsiedler nicht regieren ließen, und denen das müßige, ruhige Leben zur Last ward, machten sie wider Willen ihrer Obern kleine Streifzüge in die benachbarte von dem Feinde (den Türken) besetzte Gegend, und trieben Heerden hinweg. Doch erhielten sie öfters von Seiten des Kaisers Ermahnungsbriefe, daß sie vor Ankunft der größeren Fürsten sich nicht vermessen sollten, weiter zu schweifen, und den Zorn der Feinde zu reizen, sondern sollten vorsichtig an dem ihnen angewiesenen Orte verweilen. An Zügellosigkeit thaten es die durch Lebhaftigkeit sich auszeichnenden Franzosen, welche nur durch eine strenge Beschäftigung hätten im Zaum gehalten werden können, den andern Scharen der Kreuzbrüder zuvor, und behandelten diese übermüthig und verächtlich, sodaß sich die Teutschen und Italiener von ihnen trennten, und sich einen Italiener Rainold zum eignen Anführer wählten. Die dadurch zwischen beiden Heeren sich regende Eifersucht machte sie noch unruhiger und begieriger nach dem Kampfe mit den Türken. Peter, welcher die Tollheit des Volkes, welches er zusammengehäuft hatte, in Zaum zu halten, nicht vermochte, ging vorsichtig nach Constantinopel hinweg, weil er fürchtete, in ihren zügellosen und unüberlegten Leichtsinn verwickelt zu werden [14]). Als Be-

12) Sagt Anna Komnena, aber dazu kam, daß Peter und sein Heer durch Gottes Hülfe über die Türken zu siegen hofften, und des Beistandes der Heere der übrigen Kreuzfahrer nicht bedürftig zu sein glaubten.

13) So nach dem Abt Guibert. Die andern abendländischen Schriftsteller geben an, daß Peter sich nach Constantinopel zurückbegeben, aus Sorgfalt für das ihm anvertraute Volk, um in der Kaiserstadt Erleichterung der Erlangung der Lebensmittel zu erbitten und billigere Bedingungen bei dem Handel zu erlangen. Um diese Angabe mit der Guibert's zu vereinigen, nehmen Neuere an, daß Peter das, was jene als wirklichen Grund angegeben, nur als Vorwand zur Rückkehr nach Constantinopel gebraucht. Anna Komnena erwähnt nichts von derselben, sondern nach ihr wohnte Peter der Schlacht bei Nicäa bei, denn sie sagt: Aus diesem entsetzlichen Blutbade entkam nur Peter mit einigen wenigen nach Helenopolis, und vielleicht wären auch diese verloren gewesen, wenn sich der Kaiser nicht ihrer angenommen und sie durch ein starkes Corps unter Anführung Euphorbenus Catacalo, bei dessen Annäherung sich die Türken zurückzogen, hätte abholen lassen. Auf die Vorwürfe, welche er Peter'n wegen seiner Unbesonnenheit machte, antwortete dieser, wie man es von einem aufgeblasenen Lateiner gewohnt ist. Er schob die Schuld nicht auf sich, sondern auf diejenigen, welche ihm nicht Folge leisteten, und nur nach ihrem Eigendünkel handelten. Er schalt sie Räuber, Mordbrenner, Menschen, die nicht werth wären, das heilige Grab zu betreten. Ihm ähnlich an Stolz, nur in einem weit größern Grade, war Ubas (Hugo), Bruder des fränkischen Königs u. s. w.

14) Nach Anna Komnena schieden, als Peter bei dem Städtchen Helenopolis gelagert war, ungefähr 10,000 Normänner von ihm, und rückten in die Gegend um Nicäa, wo sie alles mit Raub und Mord erfüllten. Kleine Kinder wurden in Stücken zerhauen, oder am Feuer auf hölzernen Spießen gebraten.

fehlshaber ließ Peter Walther'n ohne Habe zurück. Sogleich nach Peter's Entfernung rückten von den Franzosen 300 Mann zu Roß und 700 Mann zu Fuß[15]) gegen Nicäa, die erste Festung des seldschukischen Sultan, und wütheten in der Umgegend auf die grausamste Weise. Die Türken zogen aus Nicäa, und griffen sie an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Sieger kehrten mit der Beute nach Helenopolis zurück, wo sie von ihren verständigeren Landsleuten mit Vorwürfen wegen ihres Ungehorsams gegen Peter's Befehle und die Vorstellungen des Kaisers empfangen wurden, sodaß beinahe auch selbst unter den Franzosen eine Trennung entstanden wäre. Unter Rainold's Anführung drangen die Teutschen, 200 Mann zu Roß und 3000 Mann zu Fuß, nach den in der Nähe von Nicäa gelegenen Gebirgen vor, und bemächtigten sich der kleinen Festung Xerigordon am Fuß eines Berges. Wegen der Fülle der von ihnen darin gefundenen Lebensmittel und der angenehmen und fruchtbaren Gegend befestigten sie die Burg, und wählten es zu ihrem Aufenthalt, um daselbst die Ankunft des größeren Heeres unter den Fürsten zu erwarten. Aber Kilidsche Arslan, der Sultan der Türken, welcher ein Heer von 15,000 Mann zusammenbrachte, ließ sie unvermuthet in ihren Verschanzungen angreifen. Von den Türken, welche ihnen das Wasser abschnitten, sodaß sie ihren Durst mit Pferde- und Eselsblut stillen mußten, in der Burg belagert erduldeten die Teutschen die Drangsale mit der größten Standhaftigkeit, von den Geistlichen durch die Verheißungen der Freuden des Himmels wegen des irdischen Ungemaches getröstet. Rainold, ihr Anführer, verließ sie mit seinen Leuten, indem er den schändlichsten Verrath übte. Er gab vor, daß er einen Ausfall thäte, ging aber mit seinem ansehnlichen Haufen zu den Feinden, mit welchen er ein geheimes Bündniß gemacht hatte, über, und nahm den Muhammedanischen Glauben an. Die Burg ward von den Türken eingenommen, und alle Wallbrüder empfingen den Tod durch den Stahl der Feinde, bis auf die jungen Leute, welche als Sklaven zum Sultan geschickt wurden. Als die Kunde von dem Falle der Teutschen in das Lager der Franzosen bei Helenopolis gelangte, gaben in dem Kriegsrathe, der deshalb gehalten wurde, die meisten Stimmen den Rath zu einem sofortigen Zuge gegen die Türken, um die erschlagenen Brüder zu rächen. Walther jedoch, ihr Anführer, stellte ihnen vor, daß die Kreuzfahrer, deren Verlust sie beklagten, als ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit den Tod gefunden und daß man sich hüten müsse, ihr Beispiel nachzuahmen. Auf sein Ansehen ward der Beschluß gefaßt, vor Peter's Rückkehr, welche man täglich erwartete, nichts zu unternehmen. Als aber acht Tage hernach die Türken aus Nicäa einige auf den Feldern zerstreute Kreuzfahrer erschlugen, verlangten die übrigen wieder von ihren Anführern, daß sie sie gegen die Feinde führen möchten. Walther ohne Habe, Folker und Walther von Breteuil beruhigten auch dieses Mal ihre Scharen durch die Vorstellungen, daß sie ohne Peter nichts unternehmen dürften. Gottfried Burel jedoch setzte sie durch Spottreden von Neuem in Flammen. Sie ließen sich, sagte er, von den Türken Schmach zufügen, ohne dafür Rache zu nehmen, gleich als wenn Christus nicht für sie streiten würde; was die Anführer für Klugheit und Mäßigung ausgäben, sei Feigheit. Dieses konnten Walther und die Andern nicht ertragen. Sie zogen vor, als tapfere Ritter zu fallen, als feig gescholten zu werden. Sie ertheilten den Tag darauf das Zeichen zum Aufbruch. Nur die Geistlichen, die Greise, Kranken, Weiber und Kinder blieben im Lager zurück. Die waffenfähigen Männer, 500 Mann zu Roß und 25,000 Mann zu Fuß, rückten in sechs Schlachtordnungen gegen Nicäa, den nicht völlig 3000 Schritt von Helenopolis beginnenden Wald mit Jubel durchziehend[16]). Das türkische Heer, im Anrücken gegen Helenopolis begriffen, marschirte zu gleicher Zeit in den Wald, erhielt aber durch den Lärm und das Jubelgeschrei, welches die Wallbrüder den Wald durchtönen ließen, von ihrem Anzuge Kunde, und begaben sich auf das freie Feld zurück. Nach einem Zuge von einigen Stunden erblickten die Kreuzbrüder, als sie aus dem Walde kamen, das Lager der Türken, und sandten die 500 Mann zu Roß und zwei Schlachtordnungen zu Fuß voraus, um unter Gottes Beistand die Ungläubigen zu schlagen. Diesen Vortrab griffen die Türken sogleich und zuerst an, und schnitten sie vom Hauptheere ab. In der gräßlichen Verwirrung flohen die Abgeschnittenen nach Nicäa zu, wandten sich aber wieder zurück, und machten den Versuch, sich mit dem Schwerte den Rückweg durch die Türkenscharen zu bahnen. Aber vergebens! Zuerst fanden die Rosse und dann die Reiter durch die Pfeile der Feinde den Tod. Walther ohne Habe, von sieben

---

Gegen erwachsene Personen ließ sich ihre unmenschliche Wuth in allen nur ersinnlichen Gestalten aus. Die Einwohner von Nicäa thaten einen Ausfall, wurden aber beherzt zurückgeschlagen. Als die Normänner wieder mit vieler Beute bei Helenopolis eintrafen, geriethen sie mit den Zurückgebliebenen, die über ihr Glück neidisch waren, in heftigen Zank, bei denen es sogar bis zu Thätlichkeiten kam. Vergleichen wir diese Angabe Anna Komnena's mit der der abendländischen Schriftsteller, welche von Franzosen reden, so waren jene Normannen nicht italienische, sondern französische, mit andern Bewohnern Frankreichs untermengt.

15) Anna Komnena gibt den Hergang des Zuges der Wallbrüder gegen Nicäa, und die Herbeiführung jenes Blutbades durch die Türken auf folgende Weise an: Elchan (der Feldherr des Sultans, der Xerigordon wieder erobert), schickte einige verschlagene Menschen in Kukupeter's Lager, die dort aussprengen mußten, die Normänner hätten Nicäa eingenommen, und wären nun im Begriffe, ihre Beute zu theilen. Er kannte die schwache Seite der Lateiner sehr gut, und wußte, daß sie bei Plünderungen nichts weniger als Kriegszucht beobachten. Kaum hörten sie, was ihnen diese Leute erzählten, so eilten sie auch unhaltbar, ohne Kriegszucht, ohne die mindeste Ordnung auf dem Wege zu beobachten, nach Nicäa. Bei Draco überfällt sie der Hinterhalt, den Elchan daselbst hingelegt hatte, und säbelt sie fast alle ohne Barmherzigkeit nieder.

16) Ein Theil der von den Türken im J. 1096 Gefangenen ward jedoch im J. 1097 befreit. Als nämlich das große Heer der Wallbrüder unter den Fürsten vor Antiochien gerückt war, brachten die Haufen, welche zur Verschaffung von Lebensmitteln auszogen, viele Beute und gefangene Pilgrime von Peter's Heere, welche auf dem Lande als Sklaven dienten, in das Lager vor der genannten Stadt.

Pfeilen durchbohrt, Rainold von Bruis und Folker besiegelten den christlichen Glauben durch ihr Blut. Walther Burel und Gottfried von Breteuil erreichten den Wald und durch ihn das Lager von Helenopolis. Hierher richteten auch die andern Schlachtordnungen, welche sich noch in dem Walde befanden, ihre Flucht, als die beiden ersten schon den Tod gefunden hatten. Aber in der grenzenlosen Unordnung, in welcher sie flohen, wurden die meisten von den nachsetzenden Ungläubigen erschlagen, und nur wenige erreichten das Lager von Helenopolis. Dieses Lager der Wallbrüder ward auch von den Türken erobert, die darin befindlichen Geistlichen, Greise, Kranken und Weiber erschlagen, und nur die Knaben und Mädchen als Gefangene hinweggeführt [17]). Die von dem ganzen Heere noch übrigen 3000 Mann Wallbrüder suchten in einer alten halbverwüsteten, an der Seeküste gelegenen Burg ohne Thore und Fenster einen Zufluchtsort, und vermachten die Öffnungen mit großen Steinen, welche sie über und hinter einander setzten. Die sie verfolgenden Türken umzingelten das Mauerwerk, wagten jedoch nicht hinauf zu steigen, sondern schossen eine ungeheure Menge Pfeile in die Luft, welche auf die dachlose Burg herniederfielen und viele Menschen tödteten und verwundeten. Während die Wallbrüder gänzlich verloren schienen, sich jedoch auch nicht ergeben wollten, kam ein Grieche nach Constantinopel und brachte Peter'n die Trauerbotschaft von dem Unglücke seiner Brüder. Peter bat den Kaiser um Beistand, und dieser sandte ihnen die Turkopolen zu Hilfe. Mit der Beute an allem Gelde, allen Lastthieren, allem Schlachtvieh und allen Zelten aus dem Lager von Helenopolis beladen, zogen sich die Türken nach Nicäa zurück. Die Überbleibsel des Heeres der Wallbrüder kamen nach Constantinopel. In die größte Dürftigkeit gerathen, verkauften ein Theil ihre Waffen an den Kaiser Alexius, und kehrten in ihre Heimath zurück. Als im J. 1097 im Kriegsrathe der von den Fürsten geführten Kreuzbrüderheere die Belagerung von Nicäa beschlossen war, schloß sich an sie zu Rufinel, wo er mit den geringen Überbleibseln seines Heeres sie erwartet hatte, der Einsiedler an, um mit diesen vortrefflichen Heeren, welche seine Predigten unter die Kreuzesfahnen gebracht hatten, in Jerusalem einzuziehen, wenn er auch selbst nicht mehr als Anführer eines großen Heeres auftreten konnte. Peter, von vielen aus jenen Heerscharen und Führern gütig aufgenommen, führte, von den Fürsten über den Fall der Seinigen befragt, Klagen darüber, wie ungläubig, halsstarrig und gänzlich unlenkbar das Volk gewesen, welches mit ihm vorausgegangen, und daß ihm das Unglück mehr durch eigne Schuld als die eines andern zugestoßen. Die Fürsten empfanden Mitleid mit seinem und der Seinigen Unglücke, und beschenkten ihn und die, welche ihm folgten, freigebig. Ungeachtet Peter so die herrlichen Scharen der mit dem Kreuze bezeichneten Fürsten begleitete, so spielte er doch keine Hauptrolle, wiewol er sich auch nicht ganz in der Menge der Kreuzfahrer verlor, sondern tauchte aus der Nacht der untergeordneten Rolle, welche er nun spielte, vermöge seines berühmten Namens bisweilen auf. Zunächst wird er bei einer sehr traurigen Gelegenheit wieder genannt, einer Gelegenheit, aus welcher man schließen möchte, er habe Augenblicke gehabt, wo er doch nicht von der unerschütterlichen Standhaftigkeit beseelt gewesen, welche man von seinem schwärmerischen Glauben, mit welchem er andere begeisterte, hätte erwarten sollen. Vielleicht läßt sich rückwärts schließen, daß er an Zügelung seines Heeres eher verzagte, bevor noch die äußerste Nothwendigkeit, sich von ihm zurückzuziehen, und es seinem Schicksale zu überlassen, oder es wenigstens nur von fern zu leiten, und den persönlichen Befehl blos Walther'n zu überlassen, vorhanden war. Walther als Ritter konnte den Vorwurf der Feigheit weniger ertragen, als es Peter dem Einsiedler gestattet war, der längst den Waffenrock mit der Mönchskutte vertauscht hatte. Daß Peter, ungeachtet seiner begeisternden Reden nicht der stärkste im Ertragen von Leiden war, zeigte er bei der allerdings gräßlichen Hungersnoth, welche die Kreuzbrüder, als sie im J. 1098 Antiochien belagerten, zu erdulden hatten. Peter der Einsiedler und der Ritter Wilhelm, Charpentier (der Zimmermann) zubenannt, wandten sich durch nächtliches Entweichen zur Flucht, und trennten sich von der heiligen Genossenschaft der Gläubigen Gottes. Der berühmte Ritter Tankred, den dieses schmerzte, setzte ihnen nach, ergriff sie, und zwang sie, mit Schmach zurückzukehren, und führte sie ins Haus Bohemund's. Aber auch nach diesem Auftritte verlor Peter, der sich einmal durch seine Beredsamkeit einen so einflußreichen Namen gemacht, sein Ansehen bei den Kreuzfahrern nicht ganz, denn sie brauchten ihn, als sie nach der Einnahme von Antiochien aus den Belagerern dieser Feste die in derselben Belagerten durch die Ankunft des unermeßlichen Heeres Korboga's geworden waren, zu Unterhandlungen mit dem genannten Anführer der Ungläubigen. Zu diesem Zwecke ward ein Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Der Einsiedler begab sich mit dem der Sprache der Sarazenen kundigen Herluin in das Lager der die Kreuzfahrer in Antiochien belagernden Türken. Peter, obgleich klein von Statur, aber von großer Seele, kam nicht außer Fassung, als er in das Zelt des von seinen Unterbefehlshabern umgebenen Feldherrn der Sarazenen trat, sondern richtete die ihm übertragene Gesandtschaft kräftig und treu aus. Er stellte sich vor Korboga und bezeigte dem Heerführer der Ungläubigen die gewöhnliche Ehrerbietung nicht, beugte sich nicht, sondern stand mit aufgerichtetem Nacken. Die Ungläubigen murrten, und würden Rache genommen haben, wenn sie nicht auf Peter's Würde als einen Gesandten Rücksicht genommen. Standhaft und unerschrocken richtete er mit gebieterischem und trotzigem Tone an den die Ungläubigen befehligenden Fürsten von Mosul eine Rede dieses Inhalts, daß die heilige Versammlung

17) *Anselmus Gemblac.* ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. T. I. ed. *Struve* p. 944. Die Hauptquellen zu Peter's des Einsiedlers Geschichte sind die Geschichtschreiber in den Gestis Dei per Francos ap. *Bongarsium*, und darunter am wichtigsten und ausführlichsten Albert von Aix; s. die Nachweisungen bei Wilken, Gesch. d. Kreuzzüge. 1. Th. S. 46—94. 137. 138. 172. 184. 217. 218. 259. 287. 298. 2. Th. S. 7.

der in Antiochien befindlichen Fürsten ihn zu ihm sende, um ihn zu ermahnen, daß er ablassen möge, sie und die Stadt zu befeinden. Der erste der Apostel, Petrus, habe Antiochien vom Heidenthume bekehrt, und Christus, der mächtige Herr, habe die Stadt jetzt, da sie, wie andere christliche Länder von den Ungläubigen ungerechter Weise eingenommen gewesen, den Christen wieder gegeben. Die christlichen Fürsten machten daher Korboga'n den Antrag, er möge entweder von der Belagerung der Stadt und der Belästigung der Fürsten abstehen, oder am dritten Tage nach diesem mit ihnen mit den Schwertern kämpfen, und zwar stellten sie ihm frei, ob er allein mit einem allein den Kampf bestehen, und als Sieger das Ganze erhalten, oder besiegt ruhen wolle, oder ob mehre mit gleicher Anzahl unter gleichen Bedingungen kämpfen, oder endlich ob sämmtliche Heerscharen von beiden Seiten den Ausgang einer Schlacht versuchen sollten. Korboga, von großem Zorn entbrannt, konnte kaum sprechen, gab edoch Peter'n den Auftrag, den Fürsten zurück zu verkünden, daß sie nicht in dem Zustande seien, Bedingungen vorzuschreiben, sondern daß sie solche vielmehr annehmen müßten; sie sollten dem Christenthume entsagen, dann werde er sie alle zu Gnaden annehmen, und ihnen Länder ertheilen, würden sie sich weigern, würden sie in Kurzem sterben oder als Sklaven gefesselt werden. Hierauf nahm Herluin, der die Sprache der Sarazenen verstand, das Wort, und sagte zu Korboga, wie thöricht es sei, die Christen zur Verleugnung des Herrn aufzufodern, und daß ihre (der Christen) Rettung, hingegen jener (der Ungläubigen) Untergang ganz nahe sei. Noch mehres redete Herluin, aber Korboga konnte es nicht länger ertragen, und befahl ihn aus seinen Augen zu bringen. Die Umstehenden foderten Herluin und Peter'n auch auf, sich schnell hinweg zu begeben, weil sonst ihre Unterhandlung niemals Fortgang haben und sie selbst umkommen würden. Der Einsiedler und Herluin kehrten zu den Fürsten zurück, und erzählten, was Korboga geantwortet hatte. Als Peter den Stolz und die Drohungen des Fürsten, zu dem er gesandt worden war, in Gegenwart des Volkes umständlich auseinandersetzen wollte, ließ Gottfried von Bouillon ihn nicht weiter reden, aus Furcht, das Volk, welches durch beständige Drangsale schon soviel gelitten, möchte, wenn ihm alles, was der Heerführer der Ungläubigen gesagt, eröffnet würde, vollends ganz verzagen und in zu großes Schrecken gesetzt werden, und führte den Einsiedler vom zahlreichen Haufen hinweg und abseiten, und gab ihm an die Hand, daß er das Übrige hinweglassen, und das blos kurz und summarisch anzeigen sollte, daß die Feinde die Schlacht verlangten, und die Kreuzfahrer sich völlig darauf vorbereiten möchten. Als diese Peter's Wort vernahmen, wurden sie von brennendem Verlangen nach dem Kampfe ergriffen, und sie siegten in der Schlacht, welche sie drei Tage darauf (den 28. Juni 1098) gegen Korboga schlugen. Graf Raimund von Toulouse, welcher mit den andern Fürsten in Zwistigkeiten gerieth, suchte diese, als sie im J. 1099 vor der Festung Arka lagen, durch Freigebigkeit zu gewinnen. Da Raimund's Volk auf seinem Zuge von Marra nach Arka durch Beute und Geschenke der ungläubigen Fürsten reich geworden, während die dem Herzoge Gottfried und dem Grafen Robert von Flandern folgenden Kreuzbrüder arm geblieben waren, so befahl der Graf von Toulouse, jeder Wohlhabende unter den Seinigen sollte den Zehnten der erhaltenen Beute darbringen. Ein Viertheil von diesem Zehnten erhielten die Bischöfe, das zweite Viertheil die Geistlichen, bei welchen die Kreuzfahrer die Messe hörten. Die zwei übrigen Viertheile wurden Peter dem Einsiedler, welchem die Sorge für die Armen und Kranken aus der Geistlichkeit und dem Volke anvertraut war, übergeben, damit er sie unter dieselben vertheilen sollte. Bei der großen Procession oder dem feierlichen Umgang der Wallbrüder um die von ihnen belagerte Stadt Jerusalem, welche den 8. Juli 1099 statt hatte, hielt auf dem Ölberge zuerst Arnulf, der beredte Geistliche aus Flandern, eine eindringende, die Fürsten zur Eintracht ermahnende Rede. Nicht minder trat Peter auf, und entflammte das Volk zur Ausdauer, um den Heiland, der noch heute in dieser Stadt (Jerusalem) geächtet und gekreuziget werde, zu befreien. Die größte Ehre wurde nach Einnahme der Stadt von den Christen Jerusalems Peter dem Einsiedler erzeigt. Sie, die ihn vor vier oder fünf Jahren in der Stadt gesehen hatten, erkannten ihn, dem sowol der Patriarch, als die Ältesten aus der Stadt zur Aufregung der Fürsten der abendländischen Reiche ihre Briefe übergeben hatten, wieder, und verehrten ihn mit gebeugten Knieen mit ganzer Demuth, indem sie sich an seine frühere Ankunft und die Gnade der vertrauten Freundschaft erinnerten, die er mit ihnen zu schließen sie gewürdigt hatte, und ihm ihren Dank zollten, daß er ihre Gesandtschaft so fleißig und so treu blos aus Liebe verwaltet hatte. Sie priesen über alles den Herrn, der in seinen Knechten ruhmreich ist, der so wider alle menschliche Hoffnung des genannten Mannes Wege und Rede in seiner Hand wirksam gemacht, daß er die Völker und Reiche zur Erduldung so großer Anstrengungen für Christi Namen mit Leichtigkeit brachte. Einzeln und gemeinschaftlich suchten die Christen Jerusalems Peter'n mit vielfältiger Ehrenbezeigung zuvor zu kommen, indem sie nächst Gott allein ihm zuschrieben, daß der Zustand der harten Knechtschaft, die sie so viele Jahre geduldet, gelöset, und der heiligen Stadt die alte Freiheit wieder gegeben war. Der Patriarch selbst war abwesend, nämlich in Cypern, wohin er vor Belagerung der Stadt, um Almosen für die Bürger zu sammeln, gereiset war. Als die Kreuzfahrer nach Besitznahme Jerusalems durch den Anzug eines großen Ägyptischen Heeres bedroht wurden, ward auch Peter zur Theilnahme an diesem Kampfe eingeladen. Er jedoch, der nie ein Schlachtheld gewesen, und jetzt der Schlachten müde war, zog den seiner Natur angemessenen Wirkungskreis vor, nämlich in Jerusalem für den abwesenden Patriarchen die Processionen oder Bittfahrten zu ordnen, in welchen die griechischen und lateinischen Geistlichen für die kämpfenden Brüder den Beistand Gottes erflehten. Den 14. Aug. 1099 gewannen die Christen den Sieg in der großen Schlacht bei Askalon. Der Patriarchenstuhl zu Je-

rusalem hätte ein wünschenswerther Besitz erscheinen müssen, und dem berühmten Kreuzprediger Peter hätte es, wenn er ehrgeizige Absichten gehabt, nicht schwer fallen können, sich auf den erledigten Stuhl zu schwingen. Doch man findet nicht, daß Peter darnach gestrebt. Vielmehr kehrte er bald nach Eroberung der Stadt aus Syrien in das Abendland zurück, denn er hatte seinen Wunsch erfüllt und das durch sein Wirken befreite heilige Grab gesehen. Er starb im J. 1115 zu Huy, und ward in dem von ihm gestifteten Kloster begraben.

3) Peter de Vineis [de Vinea [18]], italienisch Piero delle Vigne, dieser berühmte [19]) Kanzler Kaiser Friedrich's II. war nach der wahrscheinlichsten Annahme von Geburt ein Capuaner [20]), weniger wahrscheinlich ein Teutscher [21]). Er entsproß aus niedrigstem Geschlecht [22]), nämlich von einem unbekannten Vater und einer verworfenen Mutter,

---

18) Die gewöhnlichste Form, in welcher sein Bezeichnungsname vorkommt, und welche er auch selbst im Namen des Kaisers braucht, ist de Vineis, doch findet man auch de Vinea, so z. B. in der Formula Depositionis Friderici Imperatoris ap. *Schardium* (vor Petri de Vineis Epistolarum Libr. VI. Amberger Ausgabe von 1609. S. 61), ap. *Rolandinum Patavinum*, De factis in Marchia Patavensi (ap. *Muratori* Rer. Ital. Script. T. VII. p. 226. 230. 244) und bei Matthäus Paris zum J. 1249. S. 661. 19) In den neuesten Zeiten ist sein Andenken besonders durch Raumer (Geschichte der Hohenstaufen) wieder belebt worden. 20) Zu dieser Annahme wird berechtigt durch den Brief mit der Überschrift: Magna laudum Praeconia de bonitate magistri Petri de Vineis, und mit dem Schlusse: Telae finis imponitur, quam stupendo contexuit Nicolaus (in *Petri de Vineis* Epistolarum, L. III. Ep. 45), wo es (in der amberger Ausgabe S. 454) bei dem Vergleiche unsres Petrus mit dem auf dem Felsen gegründeten Apostel gleiches Namens weiter heißt: Relictis quidem retibus, princeps Apostolorum, Petrus ille piscator nimirum, secutus est Deum. Sed Petrus hic legifer a sui domini latere non discedit; curam gregis dominici pastor ille curabat antiquus: sed iste novus athleta juxta latus summi principis virtutes inserens, et errores exstirpans, in statera justitiae ponderat, quidquid dicit. Galilaeus ille tertia dominum sua voce negavit: sed absit quod semel abneget Capuanus. O felix vinea, quae felicem Capuam tam suavis fructus ubertate reficiens, Terram laboris irradiare, et remotos orbis terminos instantia tuae foecunditate irradiare non cessas: a cujus stipite palmites non discrepant. Ex te namque prodiit hic Petrus, quem etc., nun folgen die Worte, welche wir in der 22. Anmerk. dieses Art. mittheilen. In der Capitulum Capuanensium regratiatur magistro Petro de Vineis, quod aliquid ab eis petit et recommendat se sibi überschriebenen Ep. 43. Lib. III. p. 449. 450 heißt es: O quantum debet vobis Ecclesia! O quantum vobis civitas Capuana tenetur! quia non a civitate vel provincia laudem, sed civitati et provinciae laudis titulum acquisivistis: ut jam non Petrus a Capua, sed a Petro Capua latius agnoscatur; felix radix, quae fructiferum protulit palmitem! felix vinea, quae vinum praecipuum germinavit! Grates ergo vobis referimus, quod a nobis requiritis gratiam: et quod mandastis, implevimus gratiose: rogantes ut ecclesiae matris vestrae non sitis immemores, cujus vos in sacramentis ecclesiasticis ubera lactaverunt. Wird in dieser Stelle Capua nicht blos bildlich Weinberg genannt, sondern ein Theil desselben, oder eine Vorstadt oder dazu gehöriger Ort vor derselben, so hieß Petrus de Vineis nicht von einer Besitzung, die er erwarb, sondern, was im Mittelalter bei Besitzlosen gebräuchlich war, von seinem Geburtsorte. Es wäre demnach Petrus in einem zu der Stadt oder vielleicht auch blos der Provinz Capua gehörigen Orte geboren, und hätte seine Erziehung in der Stadt Capua empfangen, namentlich wäre er daselbst confirmirt worden. Mit dem, was das Capitel von Capua von der Abstammung des Petrus de Vineis aus der Stadt oder wenigstens Provinz Capua sagt, und mit der Angabe des Magister Nicolaus übereinstimmt, welcher ebenfalls den Petrus Diakonus sowol einen Capuaner nennt, als auch sagt, daß er aus Capua hervorgegangen, läßt sich auch die Angabe des Rolandinus (S. 226), nach welcher Petrus ein Apuler war, vereinigen, wenn wir nämlich Apulien in jener weitesten Bedeutung nehmen, in der es in dem Ausdrucke König von Sicilien und Apulien alles das begriff, was vom Königreiche Sicilien auf der Halbinsel lag. In dem einen der Briefe, welche der Erzbischof Johann von Capua an den Magister Petrus de Vineis gerichtet, sagt ersterer von ihnen beiden: Quos una provincia genuit, et una terra lactavit, et incrementis sequentibus non multum dispar provectus arrisit, und im nämlichen Briefe (Ep. 37. Lib. III. p. 435), sowie auch in einem andern (Ep. 40 Lib. III. p. 444) bezeichnet er ihn durch: domestica vinea.

21) Petrus de Vineis, natione Teutonicus, sagt Joh. Trithemius (de Script. Ecclesiast. Prima P. Op. Hist. Frankfurter Ausgabe v. 1601. S. 285) und ein Theil der Neuern (z. B. *Hoffmannus*, Lex. Universale. p. 138. *Moreri*, Le grand Dict. Hist. T. IV. Ed. II. p. 542). Wie Schardius (Vita Petri de Vineis) vor der Ausgabe der Briefe desselben vermuthet, hat Trithemius jenes aufzustellen, sich vielleicht durch den Zunamen veranlaßt gefunden, bei welchem er möglicher Weise an das schwäbische Vinea (Weingarten) nicht weit von Ravensburg gedacht habe. 22) Franziscus Pipinus (Chron. Lib. II. c. 39 ap. *Muratori* Rer. Ital. Script. T. XI. p. 660) sendet dieser Angabe die Bemerkung voraus, daß auf den so blühenden Verfasser (dictator floridissimus), der im Kaiserreiche zu Zeiten Friedrich's II. geglänzt, jenes Monostichum gesagt worden:

Hic redit in nihilum, qui fuit ante nihil

und jenes Distichon:

Vinea per saltum etc.

Es darf dieses, was der Lobredner (Lib. III. Ep. 45. p. 454. 455) sagt, daß Petrus einen so sehr edlen Hervorbringer (tam nobilissimum creatorem) gehabt, nicht, obgleich creator dichterisch für Vater gebraucht ward, auf des Petrus Vater bezogen werden, sondern der Kaiser ist darunter zu verstehen, welcher den Petrus, der vorher nichts war, zu einem so hohen Manne umschuf, oder der Lobredner versteht vielleicht auch Gott darunter, und will sagen, des Petrus de Vineis Größe rührt nicht daher, weil er etwa aus altem Geschlechte entsprossen, sondern Gott hat ihn durch die Gaben, welche er ihm verliehen, groß gemacht; oder endlich könnte der Lobredner sagen wollen, Petrus sei sich selbst der sehr edle Erzeuger gewesen, habe sich durch seine Anlagen zu der Größe emporgeschwungen. Dennoch geht das tam nobilissimum creatorem am wahrscheinlichsten auf den Kaiser, da Petrus de Vineis selbst (Ep. 11. Lib. III. p. 372) in Beziehung auf denselben sagt, ejus, a quo sum, et sine cujus judicio nihil sum, und anzunehmen ist, daß Nicolaus im Geiste des von ihm verherrlichten Petrus de Vineis geschrieben haben wird. Vermuthlich ist es derselbe Nicolaus, welchen eine Briefstellerin in der X. Ep. Lib. III. p. 543 des Petrus von Vineis zukünftigen Schwiegersohn nennt. Daher jene gewaltige Begeisterung des Nicolaus für den Vater seiner Zukünftigen. Der geschickte Panegyrist sagt nicht ausdrücklich, daß Petrus von niedriger Abkunft gewesen, sondern deutet dieses nur an, und drückt sich, wie es scheint, absichtlich dunkel aus, wenn er sagt: Ex te (Capua) namque prodiit hic Petrus, quem commendabiliter ejus effectus laudabilem exhibet, eo quod habuit tam nobilissimum creatorem: et quem ordinavit qualitas habitus, ipsum amictu decoris adornat. Nam legis armatus peritia, Digesta digerit, et Codicis scrupulositates elimat, dum in quadrigis sedens Imperii, super emergentes quoslibet casus et causas in libra judicii, quotiens ponderat et appendit, toties eos derimit et decidit, quasi veritas sub nube non lateat, quae videntibus non celatur, angelum se fore sanctum lucidius repraesentat. Bei dieser Hochstellung der Größe des Petrus de Vineis könnte wol der Magister Nicolaus zugleich haben sagen wol-

einem Weibsbild, das ihr und ihres Sohnes Leben elendiglich durch Betteln unterhielt [23]). Aber seine großen natürlichen Anlagen [24]) retteten ihn aus diesem niedern Zustande. Er warf sich nämlich endlich mit dem größten Eifer und der höchsten Anstrengung auf das Studium der Wissenschaften. Doch war er noch immer arm, und befand sich in geringen Umständen, bis ein Zufall ihn zum Kaiser brachte. Im kaiserlichen Palast ward sein Genie mit Erfolgen belohnt. Im Verlaufe der Zeit und durch die Gunst des Kaisers brachte er es vermittels seiner Kunst in schriftlicher Abfassung [25]) und seiner Kenntniß des Rechtes soweit, daß er fast keinem seiner Zeit in diesen Fächern nachstand. Da er hierdurch des Kaisers Huld und Liebe erlangte, so ward er der großen [26]) Curie Protonotarius, Rath, Richter [27]) und Mitwissender bei den geheimen Angelegenheiten, oder mit andern Worten wirklicher geheimer Rath, d. h. in seiner eigentlichen ursprünglichen

---

ten, Petrus sei sich der so edle Erzeuger gewesen, wenn er auch eigentlich den Kaiser darunter versteht. War Petrus nicht nach seinem Geburtsorte genannt, sondern von einer seiner Besitzungen, so muß doch dabei Folgendes in Betracht gezogen werden. Nach der Sitte der damaligen Zeiten wurde man genannt und nannte man sich nach seiner Hauptbesitzung, besonders, wenn diese zugleich der Wohnsitz war. Dieses Besitzthum brauchte eben nicht grade allemal angestammt zu sein. Aus dem Namen de Vineis darf man also bei Petrus nicht auf Abkunft aus einem begüterten Geschlechte schließen. Er konnte so genannt werden, auch wenn er dieses Besitzthum erst in den Tagen seiner Größe erworben. Der Lobredner will vielleicht nicht blos ein Spiel mit dem Namen Vinea treiben, sondern vielleicht andeuten, Petrus habe das Besitzthum und den Namen nicht ererbt, sondern durch seine Weisheit erworben, wenn der Panegyrist fortfährt: Haec itaque fuit vinea, quam Philosophiae manus multo sudore plantavit et coluit, ipsam suae irriguitatis amoenitate foecundans: in qua tabernaculum eruditionis erexit, ut ex eo mentes indoctae, doctrinae reciperent spiritum, et ex ejus fructu mellifluo biberent sitientes. Haec est vinea, cujus radices grandis aquila in terra negotiationis de Libano asportas secus decursus aquarum, cum diligenti prudentia transplantavit: ad cujus virtutes eximias explicandas etiam lingua Tullii laboraret, ne forsan balbutiens in prosequendo deficeret, et sic displicendo placeret. Jener Ausdrücke von dem Weinberge, mit Beziehung auf des Petrus Bezeichnungsnamen, konnte sich jedoch Nicolaus auch bedienen, wenn er nach seinem Geburtsorte genannt war.

23) Wahrscheinlich gefiel man sich, des Petrus de Vineis niedrige Abkunft zu übertreiben und auf das Grellste auszumalen. Wir haben oben im Texte bemerkt, was Franziskus Pipinus (Lib. II. c. 39. p. 560) angibt. Aus des Petrus de Vineis Brief (Ep. XIII. Lib. IV. p. 543—546), nach welchem seine Ältern in keinem so verworfenen Zustande sich befunden zu haben scheinen, kann man nicht mit Sicherheit auf ihre frühern Umstände schließen, da sich annehmen läßt, daß der Sohn nach seiner Erhebung für die Ältern gesorgt haben wird. Der mit Lagerangelegenheiten Beschäftigte hatte in der Ferne auf gute Nachrichten aus dem väterlichen Hause gehofft, und sagt, er sei in seiner Hoffnung durch das Gerücht von seines Vaters Tode getäuscht worden. Er spricht seinen Schmerz in dem Briefe aus, daß der, durch den er das Dasein erhalten, seinen Wünschen genommen sei, und er dem im Todeskampfe Liegenden nicht habe beistehen können. Aus den Trostworten, welche er an seine Familie richtet, geht hervor, daß damals seine Mutter noch lebte, und er selbst Frau und Kinder hatte, und seine Ältern Großälternfreuden erlebten. Nicht minder richtet er darin Worte des Trostes an seinen Bruder und seine Schwester. Aus der XIV. Ep. Lib. IV. (p. 547. 548), welche die Überschrift trägt: Consolationis Literae ad affines, de morte cognati sui und an seinen Schwiegervater L. und seine Schwiegermutter A. gerichtet ist, und in dem es heißt: de obitu N. dilecti filii vestri, cognati mei, lernten wir einen Blutsverwandten, der zugleich sein Schwager gewesen wäre, kennen, wenn man sicher wäre, daß Petrus cognatus in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht hätte. Da aber im Italienischen cognato Schwager (Bruder der Frau) bedeutet, so darf der N., dessen Tod er beklagt, da Petrus cognatus in letzterer Bedeutung gebraucht haben kann, als Blutsfreund desselben nicht mit Sicherheit in Anspruch genommen werden. In dem Schreiben beklagt er sich und seine Frau und seine Töchter, daß diese durch den Tod des geliebten N., einen Collateralen, der sie in seiner (des Petrus de Vineis) Abwesenheit habe trösten können, verloren haben. Bemerkenswerth ist, daß in der Zuschrift die Schwiegermutter die Bezeichnung dominae A. hat, während dem Schwiegervater nur ein bloßes L. gewidmet ist. Es zeigt, daß nur jene, nicht auch dieser von vornehmer Abkunft war. 24) Selbst seine Feinde, nämlich die Anhänger des Papstes, mußten diese anerkennen. Seine Freunde mußten natürlich von der aufrichtigsten Bewunderung hingerissen werden. Sein Lobredner sucht diese in Folgendem auszudrücken: Satis praeclaros alumnos longe lateque per orbem naturae praegnantis peperit uterus et plurimorum pectoribus partem fecunditatis infudit: sed propter communem opinionem omnium, in singulari subjecto congerens, quicquid contulerit universis, magistrum Petrum cunctis peperit clariorem. Petrus de Vineis war nämlich ein vielseitiges Genie, sodaß ihm die Nachwelt auch die Abfassung des ersten Sonetts in italienischer Sprache zuschreibt. Mag dieses begründet sein oder nicht, soviel ist gewiß, daß seine größte Stärke in der Jurisprudenz lag. Von dieser Seite ist es auch, von welcher der Panegyrist die Größe dessen, den er verherrlicht, auffaßt, und seine allgemeinen Lobeserhebungen enden mit diesem Ziele, denn in der Stelle, in welcher er davon handelt, wie die Natur ihn auf das Reichlichste ausgestattet, und von der wir so eben den Anfang mitgetheilt haben, fährt er fort: Nec sine merito sic ipsum sua liberalitate donavit, cum virtutum congeriem personarum varietas saepe confunderet, sententiarum erraret auctoritas, et jura prompta solvere, buccis lacerata domesticis, ordinarium judicem non haberet. Multum etenim, ut requiem quaereret sapientia felicis ingenium, et in gyro coeli, et abyssi profundo circumquaque limitavit; cum quo factum cor unum, et anima una, in eo ferrum de terra transtulit, et lapidem calore resolvit, ut quidquid esset terrena grossities, in doctrinae substantiam verteretur. Per cujus namque virtutis instinctum justitia mortificata resurgeret, et eclipsati juris qualitas suae discretionis industria supplementa sentiret? qui velut novus legifer Moyses de Monte Sinai, legum copiam concessam sibi coelitus hominibus reportavit: ut quorum noxius appetitus per lustra devia oberrarat, ad industriae fabricam, qua imposita quaelibet diriguntur, ejus luce praevia dirigatur. Was Magister Nicolaus von dem gewaltigen Einflusse des Petrus de Vineis sagt, ist zwar rednerisch gesteigert, doch nicht blos Schmeichelei, denn auch die Feinde desselben erkannten dieses an, begründeten aber einen Vorwurf gegen ihn und den Kaiser daraus, wie es in der Vita Gregorii Papae IX. (bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. III. p. 575) heißt: Judicem Petrum de Vineis, Achitophel alterum, cujus consilio, contemptis Principibus Majestas Imperatoria regitur.

25) Dictandi arte, sagt Pipinus S. 660. 26) Magnae Curiae Protonotarius, Consiliarius et Judex et in arcanis conscius, sagt Pipinus S. 660. Die magna Curia ist das große Hofgericht (la gran corte), welches Friedrich II. gemeiniglich mit sich führte. Vergl. Joh. Fr. le Bret, Fortf. d. allgem. Welthistorie. 42. Th. S. 164. 27) Nämlich Großrichter in Petri de Vineis Epist. Lib. I. nennt im 33. Brief S. 210 der Kaiser: Magistros Petrum de Vineis et Thadaeum de Suessa, magnos Curiae nostrae judices. In der Epist. III. Lib. I. p. 93 wird gedacht: magistri Thadsei de Suessia, magnae curiae nostrae judicis, sodaß das Groß als bald auf die Curie, bald auf die Richter bezogen erscheint.

Bedeutung. Als Zeichen der besondern Vertrautheit[28]) wird angeführt, daß im Palaste zu Neapel die Bildnisse des Kaisers und des Petrus sich befanden. Der Kaiser saß auf dem Throne, Petrus auf dem Katheder. Das Volk senkte sich zu den Füßen des Kaisers, und deutete, daß ihm Gerechtigkeit in Rechtsstreiten werden möge, durch diese Verse an:

> Caesar amor Legum, Friderice piissime Regum,
> Causarum telas nostras resolve querelas.

Hierauf schien der Kaiser mit diesen andern Versen solche Antwort zu geben:

> Pro vestra lite Censorem juris adite:
> Hic est; jura dabit, vel per me dando rogabit.
> Vineae cognomen Petrus Judex est sibi nomen.

Des Kaisers Figur nämlich blickte auf das Volk, zeigte mit dem Finger auf Petrus, und dadurch an, daß er (der Kaiser) die Rede auf diesen bringe. An den Verdiensten, welche sich Friedrich II. als König von Sicilien in diesem Königreich erwarb, hat den größten Theil sein Secretair Petrus de Vineis, denn diesen ließ er eine Sammlung aller von seinen Vorgängern gemachten Reichsverordnungen veranstalten, und machte sie nebst den neuen Reichsverordnungen auf der Versammlung aller seiner Reichsstände zu Melfi im J. 1231 bekannt[29]).

Der beredte und gelehrte Kanzler des Kaisers wurde zu vielen wichtigen Gesandtschaften gebraucht, und hatten seine Bemühungen nicht den Erfolg, den man hätte erwarten sollen, so lag es nicht an ihm, sondern an der äußersten Hartnäckigkeit der Gegner des Kaisers. Zwar zunächst finden wir einen Fall, der sich entschuldigen läßt. Aber bei den weiter unten vorkommenden Fällen waren die Feinde des Kaisers Friedrich völlig im Unrecht. Petrus de Vineis und der Bischof von Patti wurden von Friedrich II. im J. 1235 an den päpstlichen Hof gesandt, daß sie die Bestätigung der vom Erzbischofe von Ravenna getroffenen Verfügungen bewirken sollten. Aber Gregor IX. erklärte dem Kaiser durch ein Schreiben, daß er das vom Erzbischofe Dietrich über die Stadt Ptolemais ausgesprochene Interdict aufgehoben habe, weil ein Land, in welchem Christen von so verschiedenen Bekenntnissen und Gebräuchen zusammen wohnten, einer besonders schonenden Behandlung bedürfte, und im andern Falle ein allgemeiner Abfall von dem römischen Stuhle leicht erfolgen und daselbst der Ketzerei ein weites Feld geöffnet werden könnte[30]). Bei dem Streite des Kaisers mit dem lombardischen Bunde sandte der erstere (im J. 1237) den Patriarchen von Antiochien, die Erzbischöfe von Messina und Palermo, den Großmeister des teutschen Ordens und den Richter Petrus de Vineis, dessen Rathschläge den Kaiser leiteten, und der lombardische Bund einige Edelleute an den apostolischen Stuhl unter Gregor IX. Der Streit ward lange geführt, und daß er nicht entschieden, lag nach Versicherung der Päpstlichgesinnten an der Chicane beider Parteien[31]). Als der Kaiser sich im J. 1239 zu Padua aufhielt, sprach sein Richter Petrus de Veneis weise für seinen Herrn, und stiftete eine Vereinigung großes Wohlwollens und großer Liebe zwischen dem Kaiser und dem paduanischen Volke. Als in Padua verlautete, daß der Kaiser vom Papste excommunicirt worden, ließ Ersterer sogleich selbst eine große Versammlung im Palaste zu Padua zusammenberufen, und während hier seine Majestät saß, stand der kaiserliche Richter Petrus de Vineis auf, der mit einem guten Boden vieler Literatur, göttlicher und menschlicher, und darunter auch Lectüre der Dichter versehen war, und führte jene Autorität des Ovidius an:

> Leniter ex merito quidquid patiare ferendum est:
> Quae venit indigne poena dolenda venit.

Diese Autorität paßte er weislich seinem Zwecke an, und disputirte und belehrte das Volk, daß da der Kaiser so gütig und ein gerechter Fürst und billiger Herr, wie je einer, der seit Karl'n das Kaiserreich regiert habe, sei, so könne er sich mit Recht über die Lenker der heiligen Mutter, der Kirche, beklagen und betrüben. Als sich Kaiser Friedrich im nämlichen Jahre (1239) mit seinem Heere im Gebiete des Schlosses S. Bonifacio im veroneser Districte befand, legte einer von den Vertrauten des Kaisers die rechte Hand an seinen eignen Hals und blickte auf den Markgrafen Azzo VII. von Este, und machte ein Zeichen der Enthauptung, denn er liebte den Markgrafen und wünschte ihn zu warnen. Der Markgraf bemerkte es, begab sich in das Schloß S. Bonifacio und blieb daselbst. Der Kaiser sandte den Petrus de Vineis, um den Markgrafen nebst den Seinigen zurückzurufen, und ließ ihm sagen, daß er ihm und Allen Sicherheit gebe. Petrus de Vineis brachte dem Kaiser zurück, daß der Markgraf und seine Freunde zu dem Kaiser durchaus nicht kommen wollten[32]). Um Innocenz IV. zu seiner Erhöhung zum Papste Glück zu wünschen, und ihm seine Ergebenheit zu versichern, und seine ganze Macht zur Ehre der Kirche und zur Vertheidigung der Kirchenfreiheit anzubieten, sandte Kaiser Friedrich II. im J. 1243 den Teutschmeister Gerard von Marburg, den Großadmiral Anselbus de' Mari, die Großrichter seiner Curie Petrus de Vineis und Thaddäus von Sessa, und seinen Kapellan und Dekan von Messina Rogerius von Porcastrella[33]). Sie wurden am päpstlichen Hoflager zu Rom mit vieler Achtung em-

28) Welchen Einfluß Petrus de Vineis bei dem Kaiser hatte, und wie er gleichsam dessen rechter Arm war, sucht der Magister Nicolaus, welcher selbst die Feder ausgezeichnet zu führen wußte, in Folgendem darzustellen: Hic siquidem alter Joseph, cui tanquam fideli interpreti, ejus studio magnus ubique Caesar (de cujus potentia sol et luna mirantur) circularis orbis regna gubernanda commisit: qui tanquam imperii claviger claudit, et nemo aperit; aperit et nemo claudit: cujus eloquentiae tuba dulcisonans, orationis voce melliflune audientium corda demulcet, utpote cui, quidquid erat sub pallio solis absconditum, praeter clausi libri septem signacula, divinus intuitus revelavit. Ipse est etenim Petrus fundatus in petra, ut caeteros fidei stabilitate funderet, et sinceritatis soliditate firmatus, foret aliis fundamentum. Relictis quidem retibus etc. Es folge nun die Stelle, welche wir in der 19. Anmerk. dieses Art. mitgetheilt haben. 29) *Grimaldi*, Istoria delle leggi e magistrati del' regno di Napoli. L. VII. p. 31 sq.

30) Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 6. Th. S. 552. 553. 31) s. Vita Gregorii Papae IX. p. 581. 582. 32) *Rolandinus* p. 226. 230. 33) Petri Epist. Lib. I. Ep. 23. p. 210.

pfangen, aber doch nicht zum Verhöre des Papstes zugelassen. Bei den Friedensversuchen zwischen dem Papste und dem Kaiser im J. 1244 sandte Letzterer den Grafen von Toulouse, seinen Kanzler Petrus de Vineis und den Thaddäus von Sessa mit einer Vollmacht ab, die so beschaffen war, daß man alles Gute erwarten konnte. Aber der Papst wollte durch den Frieden allein für sich Vortheile gewinnen. Da die kaiserlichen Gesandten, welche mit der Vollmacht, in alle Schadloshaltung wegen des den Kirchen und den Geistlichen zugefügten Schadens zu willigen versehen waren, Bedenken trugen, zu dem für die römische Kirche vortheilhaften Plan, nach welchem der Papst den Frieden eingehen wollte, ihre Einwilligung zu geben, bevor sie sich mit dem Kaiser näher besprochen haben würden, so reisten Petrus de Vineis und Thaddäus von Sessa ab. Der Kaiser schickte ersteren und Walter'n von Ocra noch einmal zum Papste, der sich in Citta Castellana befand, und ließ ihm von Neuem versichern, daß er zum Frieden geneigt sei [34]). Aber der von gewaltigem Mistrauen beherrschte Papst floh nach Frankreich. Als Kaiser Friedrich im nämlichen Jahre (1244) nach Pisa zog, sandte er den Petrus de Vineis zur Verstärkung und Befestigung der Macht der Parmenser, weil er für sie fürchtete, da der Papst dort viele durch Ansehen und Macht ausgezeichnete Freunde hatte [35]). In Frankreich sicher vor gerechter Züchtigung durch den Kaiser, suchte Innocenz IV. sein Rachegefühl durch Excommunicirung und Erklärung der Absetzung desselben zu kühlen. Der Kaiser sandte den Kanzler Petrus de Vineis nebst dem Bischofe von Freysingen und dem Teutschmeister nach Lyon ab, damit sie die von dem Patriarchen begonnene Unterhandlung fortsetzen sollten. Sie erhielten aber wenig Gehör, und der Papst bestand darauf, es müßte die dritte Sitzung der Synode am 17. Juli 1245 gehalten werden, mochte Thaddäus von Sessa noch so sehr an ein künftiges allgemeines Concilium appelliren. Er und Petrus de Vineis, mochten sie ihren Herrn noch so gut vertheidigen, mußten doch sehen, daß er in ihrer Gegenwart durch den Machtspruch des Papstes für abgesetzt erklärt ward [36]). Den am 22. Sept. (1245) von Cremona aus an den König von Frankreich geschriebenen Brief, in welchem der Kaiser ihn bat, daß er mit Zuziehung seines Adels Kenntniß von seiner Sache nehmen und nicht zulassen möchte, daß der Papst von den Geistlichen und Weltlichen Subsidien zöge, ließ er durch seinen Kanzler Petrus de Vineis und Walter von Ocra überbringen.

Bei diesen und andern Gesandtschaftsreisen scheint es klar am Tage zu liegen, daß Petrus de Vineis keinen Verrath an seinem Herrn hatte üben können, denn er hatte diesen ebenso gut und mit eben dem Eifer vertheidigt, wie die andern ihn begleitenden Gesandten. Als zweifelhaft kann man annehmen, ob Petrus de Vineis Alles angewandt, um den Markgrafen Azzo zu bewegen, zu dem Kaiser zurückzukehren. Daß der Kanzler desselben den Markgrafen gewarnt habe, findet man von Rolandinus von Padua dabei nicht bemerkt. Wol aber behauptet dieses Laurentius, dessen Stelle wir unten in der 42. Anmerkung mittheilen. Wir können nicht wissen, ob diese Stelle nicht wirksam gewesen auf einen folgenden Schriftsteller, nämlich auf den Verfälscher des Rolandinus [37]), dessen Angaben, wenn sie begründet wären, äußerst beschwerend für Petrus de Vineis sein würden. Aber im echten Rolandinus findet man nichts davon. Ein neuerer Schriftsteller fußt jedoch auf das verfälschte Werk, und wir erhalten dadurch die schwersten Beschuldigungen gegen den Petrus de Vineis. Rolandinus (nämlich der verfälschte, den aber jener Neuere benutzt) erzählt an mehr als einer Stelle, daß Petrus de Vineis dem so gefährlichen Feinde des Kaisers, dem Ezzelino, Alles entdeckt, was an dem Hofe und in dem Lager des Kaisers vorging. Namentlich findet man dieses in Beziehung auf folgende Fälle bemerkt. Als der Kaiser sich im J. 1239 in Oberitalien befand, und dem Markgrafen Azzo VII. von Este viele Beweise seiner Achtung gab, und alle Große, welche sich aus Furcht vor Ezzelino entfernt hatten, an sein Hoflager berief, erfuhr Ezzelino, der überall seine Späher hielt, und den Großkanzler des Kaisers und seine andern Räthe bestochen hatte, daß der Markgraf mit allen Landesverwiesenen auf einen bestimmten Tag zum Kaiser kommen sollte, und stellte seine Leute aus, die ihm wieder von allen, die dem Markgrafen entgegen gegangen waren, sicheren Bericht abstatteten. Der Markgraf, welcher mit andern Verwiesenen kam, erhielt zwar bei dem Kaiser gnädige Aufnahme, machte aber nur zu bald die unerfreuliche Erfahrung, daß der Kaiser seinem damals geliebten Ezzelino am meisten Gehör gab. Bei den Berathschlagungen, welche Tag und Nacht stattهatten, hörten die kaiserlichen Räthe alle Klagen, die man wider Ezzelino'n anbrachte, zwar an, aber Ezzelino war sicher, daß er von dergleichen durch seine Geschenke geblendeten Räthen nichts zu fürchten hatte, wartete daher den Ausgang der Sache ruhig ab, und dieser schlug auch wirklich zu seinem Vortheile aus, denn Azzo VII. mußte, damit der Friede zwischen ihm und Ezzelino desto sicherer wäre, nicht nur kaiserliche Besatzung in seine festen Plätze aufnehmen, sondern auch seinen Sohn Rainald und seine erst vor Kurzem geheirathete Gemahlin [38]) dem Kaiser als Geisel geben, und die angesehensten Männer wurden theils nach Mantua, theils nach Vicenza und Verona verwiesen. Ezzelino verstieß im J. 1245 seine ihm vom Kaiser gegebene Gemahlin. Diese Ehescheidung geschah, mittels päpstlicher Vollmacht, durch den

34) Le Bret S. 729—732. 35) Friderici II. Imp. Vita ex historia Neapolitana Panduliß Collenutii conversa a *S. Schardio* bei diesem vor *Petri de Vineis* Epist. Amberger Ausgabe S. 32. 36) Formula Depositionis Friderici Imp. p. 61. *Rolandinus* p. 243.

37) Le Bret S. 697. 743. 960 nach dem angeblichen *Pietro Gerardo*, Vita et gesti de Ezzelino III. (Ven. 1544.) p. 45 b. Dieses verfälschte Werk hat Muratori mit Recht in seine große Quellensammlung nicht aufgenommen, wol aber den echten Rolandino. s. In *Rolandini* Chronicon Praefatio *Lud. Muratorii*, R. I. Scr. T. VII. p. 156. 38) Adelheid, eine Tochter Alberich's von Romano.

hierzu delegirten Erzpriester Philipp von Feltre. Die Verstoßene war die Schwester des kaiserlichen Podesta von Padua, dem Ezzelino den Abschied gab, und den er zwang, vieles Geld, das er von den Einwohnern, wie Ezzelino vorwandte, unrechtmäßiger Weise erpreßt hatte, herauszugeben. Dagegen setzte er einen andern, nämlich seinen innigen Freund, den Grafen Guicciardo da Realdesco von Brescia als Podesta mit dem Titel eines kaiserlichen Statthalters vom Flusse Oglio an bis nach Trient ein. Aus diesen Umständen mußte Friedrich den ihn kränkenden Schluß machen, daß Ezzelino vorhabe, sich vom Kaiser zu trennen. Er schützte eine Versammlung der Reichsstände zu Verona vor, wollte aber eigentlich Ezzelino'n diese Stadt entziehen, und begab sich deshalb selbst dahin. Aber Ezzelino, welcher am kaiserlichen Hoflager vertraute Freunde, unter denen Peter de Vineis einer der ersten war, immer hatte, zog unter der Hand eine ansehnliche Mannschaft zusammen, besetzte alle Thore und Festungen, und gab den Veronesern zu verstehen, daß sie sich von den Leuten des Kaisers nicht plagen lassen sollten. Zwar wurde Friedrich in Verona mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen, aber doch konnte er es mit den sich daselbst einfindenden Großen zu keinem Schlusse bringen. Daher wollte er versuchen, was er von den Veronesern zu erwarten habe, und bat den Herzog von Österreich, mit einigen Veronesern einen Zwist zu beginnen. Aber das ganze Volk griff zu den Waffen, erschlug Teutsche, und die Empörung wurde immer heftiger. Friedrich mußte daher Ezzelino'n um Stillung des Aufstandes bitten. Kaum winkte dieser dem Volke, als alles wieder ruhig ward. Auf Ezzelino's Ansuchen mußte der Kaiser hierauf dem Volke verzeihen. Ezzelino's Macht wurde immer ansehnlicher. Wären jene Angaben, daß Peter de Vineis sich hat von Ezzelino de Romano bestechen lassen und ihm heimlich Nachricht von den Rathschlägen und Absichten des Kaisers gegeben hat, begründet, so hätte er allerdings die schwerste Schuld auf sich geladen. Aber die Annahme, daß Peter de Vineis ein Verräther gewesen, ist nicht [39]) allgemein. Auch geben nicht alle das verrätherische Verhältniß des Peter de Vineis als Grund seines Sturzes an, sondern dieses, was Matthäus Paris sagt, daß sich Peter de Vineis habe von dem päpstlichen Hofe bestechen lassen, um einen Mordplan gegen den Kaiser zu entwerfen. Nach Angabe Anderer bestand jedoch Peter's Verrath nur darin, daß er bei Führung des Zwistes zwischen dem Kaiser und Papst sich gegen seinen Herrn nicht redlich benahm [40]). Einige erzählten, daß er zu dieser Untreue aus dem Grunde verleitet worden sei, weil der Kaiser durch jenen Zwiespalt der Schätze entblößt, den Peter von Vineis selbst eines großen Schatzes beraubt habe [41]). Andere geben an, daß der Kaiser durch ein Liebesverhältniß, das Peter de Vineis mit einer Geliebten [42]) des Kaisers unterhielt, beleidigt worden. Doch findet man dieses am unwahrscheinlichsten. Von den Neuern nimmt ein Theil an, daß Peter ein Verräther gewesen, und man findet Folgendes bemerkt. Friedrich selbst sah ihn als einen Verräther an, und als ein solcher mußte er ihm auffallen, wenn er seine geheimen Verbindungen mit Ezzelino und Azzo VII. [43]) erfuhr. Er selbst sagt: „Ich bin durch die andre Hälfte von mir verrathen worden [44]). Wem soll ich hinfüro noch trauen?" Der andre Theil der Neuern [45]) nimmt den Peter de Vineis als unschuldig an, und diese Annahme

39) So z. B. sagt Pipinus (S. 660): Ex proditionis nota, *aliqui ferunt*, ab Imperatore carceri trusus atque caecatus est. Die Meinung, daß der Kaiser aus dem Grunde, weil Petrus de Vineis ein Verräther war, oder weil er ihn wenigstens dafür hielt, ihn habe blenden lassen, ist die beliebteste und verbreitetste geworden. Man legt ihm daher bei der Entdeckung des von Petrus gegen ihn entworfenen Mordanschlags die Worte in den Mund: Vae mihi, Petrus, dimidium animae meae, capitales mihi insidias comparavit: in quo in posterum quiescam? Vergl. *Sigonius* Lib. 18.
40) Pipinus sagt: Male enim tractasse dicitur super discordia inter Imperatorem et Papam.

41) Auch dieses zählt Pipinus bei Aufführung der verschiedenen Angaben über die Veranlassung des Sturzes des Günstlings des Kaisers auf. 42) Pipinus sagt: Nonnulli referunt, quod in vitula ejus (Imperatoris) arabat. 43) In Beziehung auf Azzo stützt sich nämlich Le Bret auf *Laurentii de Monachis* Veneti Senatus a Secretis ac Cretensis Regni Magni Cancellarii Historiae Venetae Lib. XIII. ap. *Muratori* T. VIII. p. 144, wo es in Beziehung auf die Flucht des Markgrafen von Este von dem Kaiser heißt: Tunc Imperator misit ad eum Petrum de Vineis ejus Cancellarium, qui clam suasit sibi (ei) et Comiti Sancti Bonifacii, ne venirent, quod, ut est creditum, fuit causa mortis dicti Petri. Vergleichen wir mit Laurentius die Stelle des Rolandinus (S. 230), wo er von der Flucht des Markgrafen und der Sendung des Petrus de Vineis handelt, so finden wir nur, daß er erzählt, der Kaiser habe durch Petrus de Vineis dem Markgrafen und Grafen und ihren Freunden Sicherheit anbieten lassen, aber der Kaiser sei durch seine Gesandten in Kenntniß gesetzt worden, daß der Markgraf und der Graf und ihre Freunde nicht kommen wollten. Es läßt sich also vermuthen, man habe erst später aus diesem Falle geschlossen, Petrus de Vineis habe den Markgrafen von Este und den Grafen von S. Bonifacio gewarnt. Aber dieses wäre für Petrus de Vineis nicht ganz leicht gewesen, da Petrus nicht allein, sondern mehre Gesandten abgeschickt waren, und Petrus de Vineis hätte sich durch seine Warnung in die größte Gefahr begeben, als Verräther entdeckt zu werden. 44) Le Bret, welcher durch den verfälschten Rolandinus, auf welchen er sich beruft, das verrätherische Verhältniß des Petrus de Vineis als eine Thatsache annimmt, sucht die Sache durch folgende Betrachtung wahrscheinlich zu machen. Ihm scheint Petrus de Vineis im Falle mancher Minister gewesen zu sein, die wissen, welcher Gesinnungen und Handlungen ihr Herr fähig ist, und um die bösen Ausbrüche desselben zu hemmen, eine doppelte Rolle spielen, indem sie zwar auf der einen Seite die Befehle ihres Herrn ausrichten, auf der andern aber mit der Miene einer Privatperson andern, die in Gefahr kommen könnten, den Rath ertheilen, sich vor Fallstricken zu hüten. Petrus de Vineis hatte ebendiese Rolle schon lange mit dem Ezzelino gespielt, und ihm alles entdeckt, was etwa sein Herr mit ihm vorhatte (s. Vita e gesti d'Ezzelino III. Ven. 1544). Petrus de Vineis sah, daß sein Herr alt zu werden begann, er sah, daß er im Falle des Todes seines Herrn vieles wagte, er wollte sich Freunde machen, zugleich aber auch die Ehre seines Herrn retten. So nach Le Bret. Aber freilich wagte Petrus, wenn er die Rolle des Verräthers spielte, noch weit mehr. Weit glaublicher ist, daß es den Feinden des Kaisers durch irgend eine List gelang, den eifrigen Vertheidiger bei diesem zu verdächtigen. Sie gewannen in der That durch den Sturz des Petrus de Vineis äußerst viel. 45) In der Vita Petri de Vineis bei Schardius wird sein Schicksal mit dem des mit Undank belohnten Themistokles, Pausanias und Manlius Capitolinus, und mit dem des Parmenio, des Eusenides, des Aleimenides, des Aratus von Sicyon, des Aetius, des Belisarius, des Narses und mehrer anderer verglichen.

besteht sehr gut mit der andern, daß der Kaiser ihn für einen Verräther hielt, denn die Feinde beider konnten durch Ausführung eines arglistigen Streichs den Peter de Vineis verdächtigen. Verdachte mußte aber Friedrich II. sehr zugänglich geworden sein, weil er, von den Ränken der Italiener umgeben, schon manche traurige Erfahrung gemacht hatte und von Mordanschlägen umdroht war.

Wir erzählen nun das Ende des Peter de Vineis nach der Darstellung des Matthäus Paris zum J. 1249. In diesem Jahre kehrte der von schwierigen Angelegenheiten von allen Seiten her in Bewegung gesetzte Kaiser, welcher diesseit der Gebirge (der Alpen) gekommen war, nach Apulien zurück, wie man sagt, im Tranke vergeben [46]). Peter de Vineis, welcher Friedrich's vertrautester Rathgeber und besonderer Wächter seines Lebens gewesen war, hatte einen Physicus bei sich, welcher, als er sowol auf Befehl des Kaisers als des Peter selbst, das zur genannten [47]) Reinigung Nöthige vorbereiten sollte, ränkevoll zu Werke ging, denn auf den Rath Peter's selbst mischte er todtbringendes und sehr wirksames Gift in den Trank und in das Bad, damit er seinen auf sie [48]) vertrauenden Herrn umbrächte. Die Feinde der Kirche sagten, daß der Papst zu dieser Unthat das Herz Peter's entnervend durch die größten Geschenke und Versprechungen gebeugt habe. Friedrich erhielt über dieses Versprechen in der Stunde selbst, in welcher jener vorher vergiftete Trank zu nehmen war, von einem seiner Freunde ganz geheime Warnung und volle Belehrung, und sagte zu dem den Trank zeigenden Physicus und zu Peter: „Freunde! meine Seele vertraut auf euch; hütet euch, ich flehe, daß ihr mir, der euch traut, nicht Gift statt Arzeney gebet." Ihm antwortete Peter: O! mein Herr! mehrmals gab dieser mein Arzt euch heilsamen Trank, warum fürchtet ihr? Friedrich aber mit finsterem Blicke, und nachdem er Wache von Hinten aufgestellt hatte, daß die Verräther nicht entfliehen konnten, sagte zu dem den Becher zeigenden Physicus: Trinke den Trank zur Hälfte mir vor! Der Arzt, darüber verblüfft und sich des Verbrechens bewußt, stellte sich, als wenn er mit den Füßen an etwas stoße und deshalb falle, und stürzte auf sein Antlitz, und goß das Gift größtentheils aus. Den kleinsten noch übrigen Theil aber befahl der Kaiser einigen aus dem Gefängniß gezogenen Verbrechern zu geben, und sie hauchten sogleich die armen Seelen aus. Dadurch über die gegen sein Leben angestiftete gefährliche Verrätherei vergewissert, ließ er den Physicus hängen und den nach Verdienst [49]) geblendeten Peter durch viele Städte Italiens [50]) und Apuliens führen, damit er öffentlich vor allen das unternommene Verbrechen bekännete. Endlich befahl der Kaiser, daß Peter den Pisanern, welche ihn unerbittlich haßten, überantwortet werden sollte, daß sie ihn tödten möchten. Als Peter dieses hörte, so stieß er an die Säule, an welche er gefesselt war, das Haupt mächtig und sich selbst das Gehirn aus, damit er nicht nach der Willkür der Feinde sterben möchte, weil, wie Seneca sagt, nach der Willkür des Feindes zu sterben zweimal sterben ist. So erzählt Matthäus Paris das Ende des Peter de Vineis. Aber des Kaisers Verdacht scheint nicht plötzlich gegen ihn rege geworden zu sein. Ein für die Lebensgeschichte Peter's äußerst merkwürdiger Brief trägt die Überschrift: Magister Peter entschuldigt sich bei dem Kaiser über das, dessen er von einigen seiner Nebenbuhler angeklagt war [51]). Zum Eingange sagt er, daß er ohne den Kaiser nichts, und des Kaisers Ruhm sein Ruhm und sein Heil von dem Heile des Kaisers abhängig sei, daher er diesem unzertrennlich anhängen und alles zur Ausführung der Befehle desselben thun müsse [52]). Es läßt sich jedoch aus der Stelle [53]), welche

46) Ut dicitur potionatus, sagt Matthäus Paris (S. 662), noch bevor er von dem Mordanschlage des Petrus erzählt hat, und knüpft die Erzählung von diesem daran. Nach ihm benutzt nämlich Petrus de Vineis diesen siechen Zustand des Kaisers, um den Mordanschlag, den er selbst beabsichtigte, auszuführen. Fühlte sich nämlich der Kaiser wirklich vergiftet, oder glaubte er es wegen seines Siechthums zu sein, so mußte er für Argwohn sehr empfänglich und den Feinden des Kaisers es um so leichter werden, durch Anknüpfung eines arglistigen Kunstgriffes, den Petrus de Vineis zu verdächtigen. 47) Nämlich um das Gift, das der Kaiser im Tranke erhalten haben sollte, wieder aus dem Körper zu schaffen. 48) Petrus de Vineis und dessen Arzt. 49) Oder mit Recht, wir folgen nämlich hier ganz dem Matthäus Paris, welcher an den Verrath des Petrus de Vineis glaubte und ihn deshalb: Merito exoculatum nennt. Ein Theil der Neuern sind dem Matthäus Paris gefolgt, und nehmen die von Petrus de Vineis beabsichtigte Vergiftung des Kaisers als Thatsache an, s. z. B. *Struvii* Corp. Hist. Germ. p. 552.

50) d. h. Oberitalien. 51) Magister Petrus de Vineis excusat se Imperatori super eo, quod accusatus fuerat a quibusdam aemulis suis. Ep. II. Lib III. p. 372—374. 52) Vobis, non alii (pie Caesar) cedit ad gloriam et honorem, quod me totiens redditis per vestras literas gloriosum: quasi dignus sim, quod de gloria vestra glorificer, et de prosperis successibus vestris exultem. Equidem nihil mihi sic optabile posset afferri, sicut incolumis status, felix processus, et insignis triumphus ejus, a quo sum, et sine cujus judicio nihil sum, sub cujus umbra vivo, magnificor et honoror. Haec inquam dum me contingunt, nihil ex me mihi remanet, quod me beneplacitis vestris non obliget et mandatis exponat. Et novit Altissimus, quod in his vivere, sub iis senescere cupio, et dummodo mori placeat, concupisco. 53) Die Stelle ist zur Veranschaulichung des Verhältnisses des Petrus de Vineis zu dem ihn so sehr achtenden Kaiser äußerst merkwürdig. Der Kaiser hatte nämlich gesagt, und Petrus erwiedert darauf, wie folgt: Ad haec, clementissime principum, ne celem in me, quod vel data venia timens loquar, quod in literis vestris quidam me favor terruit: videlicet, ubi dicit, hortando mandamus, quatenus circa servitia nostra, et maxime *rationum* te geras more solito sollicitum et attentum: quia licet tibi super iis socios adjunxerimus, Serenitas nostra tamen tibi tantum modo noscitur inhaerere. Beabsichtigte der Kaiser wirklich, dem Petrus de Vineis Vorwürfe in dieser Stelle zu machen, so that er es wirklich auf eine sehr feine Art, und man sieht, er hatte noch nicht Lust, mit dem ihm unentbehrlichen Manne zu brechen. War außerdem nichts vorgefallen, was den Petrus de Vineis einen Angeber vermuthen ließ, so kann man vermuthen, er habe sich schuldig gefühlt, und deshalb sich veranlaßt gefunden, sich zu entschuldigen. Aber man muß sagen, es verdroß ihn, daß der Kaiser ihm Genossen beigesellt. Fühlte er sich aber wirklich nicht schuldig, so hätte ihn dieses weniger beunruhigen können, als wenn er schuldbewußt war. Aber freilich auch dem Schuldlosen mußte der dem Kaiser beigebrachte Argwohn sehr empfindlich sein. Petrus de Vineis faßt aber die Stelle nicht von der schlimmsten Seite, oder gibt sich wenigstens die Miene, als wenn er nicht wegen Untreue, sondern nur wegen Nachlässigkeit Mitführer der Rechnungen

Peter de Vineis aus dem Briefe des Kaisers einschaltet, nicht mit Sicherheit schließen, ob Peter de Vineis wirklich bei dem Kaiser angeklagt war, oder ob nach dem Spruche, daß der, welcher sich entschuldigt, sich anklagt, Peter de Vineis sich wirklich schuldig fühlte, und dadurch sich veranlaßt fühlte, sich zu entschuldigen, und dadurch eigentlich selbst anzuklagen. Aus dem Thatumstande, daß der Kaiser ihm Genossen zuertheilte, scheint er erst geschlossen zu haben, daß ein Angeber[54]) ihn bei dem Kaiser verklagt habe. Doch wenn Peter de Vineis sich schuldig gefühlt haben sollte, so war es wenigstens zu jener Zeit, wo er den Brief schrieb, doch keine Verbindung mit den Feinden des Kaisers oder gar ein Mordanschlag, sondern Veruntreuung von Geldern, und um diese zu verdecken, nachlässige Führung der Rechnungen, wenn nämlich in der Stelle aus dem Briefe des Kaisers, welche wir in der 53. Anmerkung mitgetheilt haben, Rechnungen zu verstehen sind. Man kann fragen: „warum braucht Peter de Vineis einen Delator oder Angeber zu vermuthen, wenn es sich um Rechnungen handelte. Es ist unter rationes, wie Cicero es auch braucht, das Interesse, der Vortheil des Kaisers zu verstehen." Aber der Kaiser sagt: „im Betreff unserer (der uns zu leistenden) Dienste, und vorzüglich unserer Rechnungen." Das Interesse, welches Peter für den Kaiser wahrnehmen sollte, war ja schon überhaupt unter den Diensten begriffen; unter rationes muß also ein specieller Dienst begriffen werden, und dieses ist die Rechnungsführung. Peter mußte daraus, daß er Genossen zugesellt erhalten hatte, schließen, daß er bei dem Kaiser überhaupt verdächtigt[55]) worden sei; aber auch im speciellen Falle der Rechnungsführung konnte er einen Angeber vermuthen, weil ja der Kaiser, wenn Peter abwesend war, nicht nachzukommen vermochte, wie viel er eigentlich im Dienste des Kaisers verwendet hatte, wenn er die Rechnungen nicht gewissenhaft führte. Bei den vielen Geldern, welche zu Kriegsrüstungen gebraucht wurden, konnte Peter de Vineis, durch dessen Hände alles ging, allerdings bedeutende Unterschleife machen und sich eines großen Verrathes an kräftiger Kriegsführung schuldig machen. Aber freilich hatten bei diesen Verhältnissen die Feinde des Kaisers und seines rechten Armes auch sehr leichtes Spiel, Letzteren bei Ersterem zu verdächtigen, weil vieles unglücklich ging, und also leicht auf den, der für den Kaiser die Kriegsangelegenheiten und andere Unterhandlungen betrieben hatte, ein Schein von Schuld geworfen werden konnte, auch wenn er unschuldig war. Erwarb Peter de Vineis Vermögen, so konnte es seinen Feinden gar nicht schwer fallen, ihn bei dem Kaiser als ungetreuen Verwalter darzustellen. Hatten sie dem Kaiser einmal in dieser Beziehung Argwohn beigebracht, so konnten sie auch noch weiter gehen, und den Kaiser, wenn er von ihm beigebrachtem Gifte siech war, überreden, Peter de Vineis habe einen Mordanschlag gegen den Kaiser entworfen. Der Großkanzler ward gestürzt, und die Sage gestaltete dann eine Erzählung von Herbeiführung seines Sturzes, wie sie sich bei Matthäus Paris findet.

Ein unschätzbares Denkmal hat uns Peter in der Sammlung seiner Briefe hinterlassen. Der Biograph des Peter de Vineis muß freilich bedauern, daß im Verhältniß zu den übrigen die Sammlung der Briefe, welche den Peter de Vineis selbst betreffen[56]), nur sehr wenige sind, und sich deshalb kein reiches biographisches Gemälde über ihren Verfasser entwerfen läßt. Aber diesen Mangel überwiegt ein Vortheil in anderen Beziehungen, nämlich daß die Briefsammlung eine reiche Quelle für die Geschichte des Kaisers Friedrich II. und seiner Zeit überhaupt ist. Die Briefe sind theils, doch nur ein geringer Theil, in des Peter de Vineis[57]), theils und zwar die meisten in des Kaisers Namen geschrieben. Die Sammlung enthält nicht blos eigentliche Briefe, sondern auch Ausschreiben, Proclamationen, Benachrichtigungen über Ereignisse, Verordnungen, Privilegien, Gerichtsformeln u. a. m. Die Ordnung der Sammlung ist im Allgemeinen so, daß die verwandten Stoffe zusammengestellt sind, doch ist sie nicht streng systematisch. Auch ist die Anordnung in den Handschriften nicht gleich; so z. B. weicht in der papiernen Handschrift zu Jena die Reihenfolge von der in dem Pergamentcodex ebendaselbst statthabenden, welche letztere mehr mit der in den gedruckten Ausgaben übereinkommt, bedeutend ab[58]). Wie die lehrreiche

erhalten, denn er bemerkt zu der Stelle aus dem Briefe des Kaisers: Fateor domine, quod ex verbis istis favor grandis resultat: nisi contrarium innuant, quod pigrum scilicet arguant, vel feriant negligentem.

54) Petrus de Vineis sagt in dieser Beziehung: Ad quod si est delator, aggreditur vox libera innocentem, et si homo vel angelus est, qui sibi super his placuit, etiamsi non habuit, tamen anhelitum perdidit inter Filios veritatis. Et certus sum, quod quantumcunque sit de latere, qui contra me lasciviat, si votis meis Altissimus faveat ut pedibus vestris assistam, iniquitas adversus me oppilabit os suum. Aus dieser Stelle läßt sich schließen, daß Petrus de Vineis, so gewandt er auch mit der Feder war, durch persönliche Beredsamkeit doch noch mehr vermochte. 55) Worauf man den Schluß des folgenden Schreibens beziehen kann, nämlich wenn Petrus de Vineis sagt: Det autem dominus, et cito, vaniloquiis istis finem, ut visus eorum doceat, et relatus moram abbreviet, patrem ad filium benefactorem, et dominum ad fideles reducat.

56) Wir haben die wichtigsten derselben bereits, so wie wir Beziehung darauf zu nehmen hatten, namhaft gemacht, und auch einen Theil ihres Inhalts angegeben oder rücksichtlich angedeutet. Alle zu betrachten, würde dem Zwecke dieses Artikels nicht entsprechen. Doch dürfte Epist. Lib. III. p. 387, welche die Überschrift Magister Petrus de Vineis, cuidam de reditu suo ad Curiam führt, nicht übergangen werden, da dieser Brief die Beschwerden und Gefahren betrifft, welche Petrus auf einer seiner Reisen zu dulden hatte, indem er bemerkt: Praeteriti laboris angustias, quas patientibus nobis hactenus invida Roma suaserat, cum variae voluntates Imperio semper varientur, et actus Viterbiensis, nequitia suggerente periculum, et laborem de alpibus Lombardiae de novo gustavimus: quibus divina clementia, quae fessis dat requiem, licet ipsos per regni refrigerium crederemus reprimere, superatis, ad curiam prosper reditus nos reduxit incolumes, ubi de nostris renovari successibus expectamus. 57) s. z. B. Epist. III. Lib. II. p. 245—249. Petrus de Vineis principibus Almaniae, super captione currus Mediolanensis, missi ad urbem. 58) Vergl. *Mylius*, Memorabilia Bibliothecae Jenensis. p. 403—408. In dem jenaischen Cod. Membran. findet sich die Lamentatio Petri de Vineis, quod in carcerem Frideri-

Sammlung der Briefe und anderer Schriften verdient, ist sie in vielen Handschriften verbreitet worden, von welchen über 50 zum Behufe einer künftigen Ausgabe in den Monumentis Germaniae Historicis benutzt sind [59]). Auch hat man bereits mehre Ausgaben [60]). Doch die erste Ausgabe, welche Joh. Secerius zu Hagenau 1529 in Octav besorgt hat, unter dem Titel: Petri de Vineis Querimonia Frid. II. Imp.; qua se a Rom. Pont. et Cardinalibus immerito persecutum et Imperio dejectum esse ostendit, und welcher nach Anleitung der Überschrift [61]) des ersten Buches verfaßt ist, enthält blos die ersten 33 Briefe [62]) des ersten Buches; dagegen alle sechs Bücher die von Sim. Schardius mit einer männlichen Vorrede versehene Ausgabe mit dem Titel: Petri de Vineis Friderici II. Imp. Rom. Epistolarum libri VI. zu Basel bei Quecus, 1566 in Octav, die nach der Schardischen zu Amberg 1609 in Octav erschienene unter dem Titel: Petri de Vineis Cancellarii quondam Friderici II. Imp. Rom. Epistolarum libri VI. Opus, historiarum, politicae et juris studiosis utilissimum: diu desideratum: et nunc post CL. L. V. *Simonis Schardii* IC. editionem anni 1566 denuo cum Haganoensi exemplari collatum, recognitum, accurate castigatum, locis quam plurimis auctum: Glossario et Indice illustratum. Per *Germanum Philalethen* [63]); und die in zwei Bänden zu Basel bei Christ 1740 in Octav erschienene mit der Bemerkung auf dem Titel: Novam hanc edit. adjectis variantibus lectionibus [64]) curavit *Joh. Rud. Iselin.* Acc. *Sim. Schardii* hypomnema de fide, amicitia et observantia pontif. Romanor. erga imperatores Germanicos.

Außer in den Briefen, in welchen Peter de Vineis auch tapfer für den Kaiser focht, schrieb er auch die Gewalt desselben gegen den Papst vertheidigend: De potestate imperiali Lib. I. [65]) und einiges andere [66]).

(*Ferdinand Wachler.*)

---

cus redegit illum. Zwei andere Handschriften beschreiben die Merkwürdigkeiten der Zapf'schen Bibliothek. 1. Bd. S. 18 fg. 27 fg.

59) In mehren Bänden des Archivs der Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde, herausgegeben von G. H. Pertz, finden sich Nachrichten über Petrus de Vineis und seine Briefsammlung mit Benutzung von 50 Handschriften derselben. 60) Von den Handschriften und Ausgaben der Sammlung der Briefe des Petrus de Vineis handelt der allgem. liter. Anzeiger. 1799. S. 1638. 61) Querimonia Friderici Imperatoris, super depositione sua contra papam et dominos Cardinales. 62) In der amberger Ausgabe. S. 79—211. 63) In dem Zwischenraume zwischen der amberger Ausgabe von 1609 und der baseler von 1740 erschienene neugesammelte Briefe: Friderici II. Imp. Epistolae variae cum summariis privilegiorum ecclesiae Romanis ex quibusdam aliorum epistolis ap. *Edmund. Martene* et *Ursin. Durand*, Veterum Script. ampliss. Collectio. T. II. (Paris 1724.) 64) Beiweitem wird jedoch hierin diese Ausgabe von der in den Monumentis Germaniae Historicis übertroffen werden. 65) Dagegen schrieb Innocenz IV.: Liber de jurisdictione imperii et auctoritate pontificis contra Petrum de Vineis. So nach *Paul. Lang.* Monach. Chron. Citizense, ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. ed. *Struve*. T. I. p. 1177. 66) *Joh. Trithemius*, Catalogus Illustrium Virorum in den Op. Hist. Frankfurter Ausg. v. 1601. P. I. p. 139 und de Scriptoribus Eccles. ebendas. S. 285, bemerkt jedoch, daß er nur sah: Epistolarum ex persona Imperatoris Lib. VI. und De potestate imperiali Lib. I. In dem Palaste des berühmten Petrus de Vineis zu Neapel starb den 7. Dec. 1254 sein Gegner, Papst Innocenz IV. s. *Nicolaus de Curbio*, Vita Innocentii IV. c. 43 ap. *Baluzzium*, Miscell. T. VII. p. 404.

4) Peter von Alcantara wurde 1499 in der genannten kleinen Stadt des spanischen Estremadura geboren; sein Vater war ein Rechtsgelehrter und Vorsteher der Stadt, Alfonso Gravito, und seine Mutter Maria Villeja von Sanabria, Beide durch Frömmigkeit ausgezeichnet. In seiner Jugend zu den Weltwissenschaften angehalten, wurde er von seinem Stiefvater nach Salamanca geschickt, um das kanonische Recht zu studiren, dem er sich auch zwei Jahre lang widmete, wobei er sich eines sehr tugendsamen Lebens befleißigte. Kaum 16 Jahre alt, verlangte er in das Grenzgebirgskloster zwischen Castilien und Portugal zu Manjarez aufgenommen zu werden, das zu den strengen Franziskanern der spanischen Provinz St. Gabriel gehörte. Die Zeit seines Noviziats brachte er so eifrig zu, daß er schon jetzt von vielen Mönchen bewundert wurde. Man rühmt ausdrücklich von ihm: „er aß wenig, schlief fast gar nicht; die größte Strenge schreckte ihn nicht ab; er machte sich ein Vergnügen aus der Armuth und suchte Demüthigungen mit vielem Eifer (Alles so recht Franziskanisch, als es die Strengsten nur wünschen konnten)." Nie war er vergnügter, als wenn man ihm die niedrigsten und beschwerlichsten Hausdienste auflegte, worin er immer noch größere Strenge sich selbst anthat, als irgend ein anderer Mönch. Nachdem er eingekleidet worden war, schickte man den Eiferer in ein noch einsameres Kloster bei Beluise. Aber auch hier war es ihm noch nicht einsam genug. Er erbaute sich von Baumzweigen und Lehm, fern von den Übrigen, eine kleine Celle, um seine scharfen Büßungen recht verborgen zu üben. Dennoch blieb den neugierigen Mönchen nicht alle Qual geheim, die er zur Abtödtung des Fleisches sich ersann. So hatte er sich Eisenblech, das wie ein Reibeisen durchstochen und mit den Spitzen nach Innen gekehrt worden war, auf den bloßen Leib gegürtet, der zuvor mit eiserner Geißel wund gepeitscht wurde. Bei solchen Erzählungen verweilen diese Mönche mit Vergnügen, die recht hohe Heiligkeit ihres Ordens darin sehend und mit Stolz hervorhebend. Man wußte aber auch, welchen Eindruck solche fromme Überspannungen auf das Volk und nicht blos auf den Pöbel machten, und verstand sie gut zu verwenden. Als daher die Custodei St. Joseph 1519 zu einer Ordensprovinz erhoben wurde, wählte ihn der neue Provinzial, damit er ein neues Haus in Beschlag nehme, welches Gomez Ferdinand Solisio und dessen Gemahlin Katharina von Silva zu Badajoz für die Verbesserten dieser Provinz stiften wollten. Wirklich wurde der noch nicht 20jährige Mönch, der noch keine Weihe empfangen hatte, der jüngste unter Allen, welche die Mannschaft dieses Klosters ausmachen sollten, in Rücksicht auf seine Verdienste, zum Superior ernannt. Als solcher befliß sich der eifrige Mönchsjüngling sowol der größten Demuth als der rühmlichsten Wachsamkeit, sodaß er den schärfsten Befehl

nur wie Einer der untersten Diener ertheilte, und in genauerer Unterthänigkeit lebte, als diejenigen, die er zur Befolgung der Regel anhielt.

Nachdem die drei Jahre seines Amtes verflossen waren, erhielt er von seinem Provinzial den Befehl, die heiligen Weihen anzunehmen. Umsonst setzte seine Demuth die bescheidensten Einwürfe einer Ehre, die ihm noch nicht zukomme, entgegen, fügte sich jedoch in Gehorsam dem Gebote und empfing das Priesterthum 1524. Im nächsten Jahre sah man ihn von seinen Obern als Superior des Klosters U. L. Fr. von den Engeln in gleich preiswürdiger Thätigkeit. Nach Beendigung dieses Amtes warf sich sein Eifer auf das Predigen, das so viele glückliche Bekehrungserfolge hatte, daß er es nicht wieder aufgab, auch als man ihn noch einmal zum Superior zu Badajoz und Placenzia ernannt hatte. Bei allen diesen apostolischen Beschäftigungen beklagte er nichts mehr, als daß er durch solche Werkthätigkeit sich selbst in den stillen Übungen des Gebets und frommer Meditation abgehalten sah und seufzete nach dem Frieden der Einsamkeit, damit er desto mehr an der eigenen Beseligung seines Lebens arbeiten könnte. Deshalb bat er auch seine Vorgesetzten, ihn in eins der verborgensten Klöster zu senden, welche Bitte ihm auch erfüllt wurde. Man schickte ihn in das Kloster zu St. Onophrius in Soriano mit dem Auftrage, es zu verwalten. Hier war es, wo er auf anhaltendes Bitten seines Freundes, Rodrigo von Chaves, seine kurze Abhandlung über Gebet und Betrachtung aufsetzte, welche ihm die größte Anerkennung vieler hochgestellten Männer und Frauen brachte, z. B. der heiligen Theresia, des heiligen Franz von Sales, des Papstes Gregor XV. u. A. Damals erneuerten die Väter der Observanz in der Provinz St. Jacob die alte Streitigkeit mit den Vätern der Provinz St. Gabriel. Der Provinzial der Verbesserten schickte ihn nach Placenzia, um vor dem dortigen Bischofe, dem sie die Untersuchung dieses Zwistes anvertraut hatten, ihre Sache zu vertreten. Mit Freudigkeit begab er sich dahin, übergab ihm das Breve des Papstes Clemens VII., das die Verbesserten 1526 erhalten hatten, und bat um schnelle Beendigung. Die Väter der Provinz St. Jacob wurden daher vom Bischofe beschieden, sich in drei Tagen vor ihm zu stellen, um ihre Ansprüche gegen die Provinz St. Gabriel, deren Vertreter eben unser Peter war, zu verfechten. Seine Gegner aber fürchteten seine Heiligkeit so sehr, daß sie nicht zu erscheinen und gegen ihn aufzutreten wagten.

Peter's Ruhm hatte sich jetzt schon so sehr verbreitet, daß Johann III., König von Portugal, sich ihn erbat zur Beseitigung mancher Gewissenszweifel. Nachdem Peter den Befehl zur Reise nach Lissabon von seinem Provinzial erhalten hatte, machte er sich auf die Reise, alle Bequemlichkeit, die ihm der König veranstaltet hatte, ausschlagend, zu Fuße, völlig barfuß, selbst ohne Sandalen. Er verstand den König so gut zu befriedigen, daß er in der Folge noch mehre Reiseaufträge solcher Art erhielt. Unter Andern hatte er das Glück, die Schwester des Königs, die Infantin Maria, zu bekehren, daß sie die Ordensgelübde ablegte und auf Peter's Rath noch eine Zeit in weltlicher Kleidung am Hofe blieb, um unter ihren Hofdamen noch Manche zur Heiligung zu bewegen. Auf sein Anregen ließ die Prinzessin ein Barfüßerinnenkloster, mit Beachtung der ersten Regel der heiligen Clara, errichten, das von vielen vornehmen Damen besetzt wurde. Gern hätte ihn die fromme Maria in Lissabon gehalten, allein der Palast, wohin er oft zu gehen sich genöthigt sah, war ihm zu geräuschvoll und zu weltlich, ob man ihm gleich ein eigenes Zimmer in demselben ganz wie einen Betsaal eingerichtet hatte. Dennoch würde es ihm schwer geworden sein, sich sobald aus diesem Verhältnisse befreit zu sehen, wenn ihm nicht eine Mishelligkeit seiner Vaterstadt, die er ausgleichen sollte, zu Hilfe gekommen wäre. Unmittelbar nach glücklicher Beendigung dieses Versöhnungsgeschäftes wurde er von seiner Provinz 1538 in der Versammlung zu Albuquerque zum Provinzial erwählt. Um sich nun als solcher gleichfalls auszuzeichnen, lag ihm nichts mehr am Herzen, als eine Reform, die ganz zur alten Strenge zurückführte, obwol seine Klöster bereits unter die strengsten des Landes mit Recht gezählt werden mußten. Er fand es jedoch gerathener, seinen Eifer zu mäßigen und seinen Plan noch einige Zeit zu verschieben, da er bei nicht wenigen in Ansehen stehenden Mönchen Hindernisse bemerken mußte. Unterdessen beschäftigte er sich im Stillen mit Abfassung strengerer Satzungen, für deren Bestätigung er eine schickliche Zeit abzuwarten beschloß. Im J. 1540 war er mit sich so völlig einig, daß er ein Capitel nach dem Kloster zu Placenzia ausschrieb, wo er den versammelten Mönchen seine Reform, als eine ihm von Gott eingegebene, vorlegte. Anfangs widersetzten sich auch hier Viele, wodurch er sich doch so wenig abschrecken ließ, daß er vielmehr Befehl gab, man solle seine Satzungen hören, er werde darauf ihre Gegengründe vernehmen und darüber sich mit ihnen besprechen. Natürlich gingen auf diesem Wege, den der gesetzliche Gehorsam gar sehr erleichterte, wenn auch mit innerem Widerstreben Vieler, Peter's Satzungen durch. Die Frömmigkeit der Zeit und des Landes beschenkte ihn sogleich mit zwei Landesstrecken, wo er, ganz im Sinne der völligsten Armuth nach seinen neuen Satzungen, ein paar Klöster erbauen konnte.

So hatte er denn auch als Provinzial seinen Willen glücklich durchgesetzt und legte sein Amt 1541 mit Freuden nieder. Jetzt begab er sich mit einem andern Mönche seiner Provinz, dem Pater Johann von Aquila, nach Portugal zu dem frommen Pater Martin von St. Maria, welcher noch mit Vollendung einer sehr strengen Einsiedelei beschäftigt war, zu deren Errichtung ihm der Herzog von Aveiro einen ungemein rauhen Berg, nur von wüsten Klippen zusammengesetzt in der Nähe der Mündung des Tajo, überlassen hatte. Der Berg hieß Arabida. Hier schlug nun Peter von Alcantara vor, in den dazu dienlichen Zwischenräumen der Felsen Cellen anzulegen, die nur mit Bretern bedeckt wurden. Die Celle Peter's war so eng, daß er nicht Raum genug hatte, sich völlig gerade in derselben zu erheben. Alle schliefen hier entweder auf Bretern oder auf Reißbündeln; Wein und

Fleisch wurden gar nicht, und Fisch nur an Festtagen genossen. Um Mitternacht wurde Metten gehalten, wo man bis zur Prima im Gebete verweilte; darauf wurde Messe gehalten, in welcher Alle gegenwärtig sein mußten. Dann beschäftigte man sich in den Cellen mit mancherlei Büßungen, die zu andern Zeiten auch gemeinschaftlich gehalten wurden. Zwischen der Vesper und Complet trieb man Handarbeit. Dies machte Aufsehen; vorzüglich aber glänzte auch hier die unbegreifliche Demuth unseres Peter's, die Alle in Erstaunen setzte, unter Andern auch den Pater Johann Calus, der damals General des Ordens war. Martin erhielt die Erlaubniß, auch andere Mönche in seinen Verein aufzunehmen. Seine Anhänger wuchsen so, daß man ihnen die Klöster zu Pathais und Santarenna gab, wodurch Arabida zu einer Custodei wurde.

Nach zwei Jahren eines sehr musterhaften Aufenthaltes in dieser Einsiedelei wurde Peter von seinen Obern wieder nach Spanien berufen, wo ihn die Brüder mit großen Freuden empfingen. Auf dem Generalcapitel 1548, wo ein neuer Provinzial gewählt werden sollte, waren alle Stimmen zwischen ihm und seinem geliebten Johann von Aquila getheilt. Beide baten daher so lange, bis man versprach, auf keinen von ihnen Rücksicht zu nehmen; Beide gingen vereint nach St. Onophrius von Soriano und von hier bald darauf wieder nach Arabida, um diese Custodei noch mehr zu befestigen, da Martin vor einiger Zeit gestorben war. Peter ließ 1550 ein neues dazu gehöriges Kloster zu Lissabon nach den Satzungen der strengsten Armuth bauen. Genöthigt, wieder nach Castilien zu gehen, ließ er die ganze Anstalt unter Aufsicht seines geliebten Johann von Aquila, der sie so regierte, daß sie 1560 zu einer Provinz heranwuchs, die den Namen U. L. Fr. von Rabida erhielt.

Im J. 1551 war Peter im Kloster zu Placenzia noch einmal so glücklich, die Wahl zum Provinzial von sich abzuwenden: nicht so 1553, wo man ihn zu Salamanca zum Custos des Generalcapitels ernannte. Auf der Reise dahin mit seinem Provinzial begab er sich noch zuvor in ein sehr einsames Kloster, um sich durch Enthaltsamkeiten aller Art zu erquicken. Hier gab ihm nun der fromme Eifer eine noch heißere Begier ins Herz, seine scharfen Verbesserungen des Ordens, wie er sie zu St. Gabriel aufgesetzt hatte, noch mehr zu schärfen, denn nie konnte ihm der Pfad zur Tugend rauh genug scheinen. Papst Julius III. gab ihm auch in einem Breve die Erlaubniß, seinem brennenden Eifer genug zu thun. So ging er denn mit einem Gefährten nach Coria, wo ihm der Bischof eine kleine, sehr einsame Kirche unweit Santa Cruz de Cevola übergab, wozu er nur soviel Land annahm, als hinreichte für zwei Cellen und einen Garten von zehn Fuß Länge und fünf Fuß Breite, worin er einen Theil der Nacht im Gebete zubrachte. Seine Celle war vier Fuß lang und drei Fuß breit, dabei so niedrig, daß er nicht aufrecht in ihr stehen konnte. Nach einiger Zeit wanderten beide Cellenbrüder nach Rom, um sich die Erlaubniß zu einem Kloster auszuwirken, wo er seine Strenge ohne Einmischung seiner Provinz ausüben könne. Die mögliche Beunruhigung durch die Seinen selbst scheuete er so sehr, daß er sein erstes Kloster der Art, welches ihm der Bischof zu Santa Cruz selbst erbauen lassen wollte, lieber an einem andern Orte aufgeführt sehen wollte, wo die Observanten ihm nicht so nahe wären, als hier. Roderich von Chaves bot ihm auch jetzt wieder einen Platz dazu bei dem Flecken Pedroso in der Diöces von Placenzia an. Nach eingeholter Erlaubniß des Bischofs legte man 1555 den Grund und vollendete das Haus sehr schnell, da es weder beträchtlich im Umfange, noch durch etwas Anderes als durch beispiellose Geringfügigkeit und Armseligkeit ausgezeichnet sein sollte. Das ganze Gebäude hatte 32 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, und war eher einem Grabe, als einem Kloster ähnlich. Die Kapelle, von der Kirche nur durch ein rohes Geländer abgesondert, faßte außer dem Priester und dem Altardiener nur mit Beschwerde noch eine einzige Person. Jede Celle war zur Hälfte von drei Bretern ausgefüllt, die zum Bette dienten; sonst war nichts darin, der Eingang aber so klein, daß man nur von der Seite und gebückt sich hinein schieben mußte. Er selbst wohnte am schlechtesten, sodaß er weder aufrecht noch ausgestreckt darin sein konnte.

Fanden sich auch Anfangs nicht Viele, die in so strenger Lebensweise nach ihm sich bilden wollten, so machte doch der Verein sowol unter dem Volke als unter andern strengen Mönchsbrüdern bald Aufsehen. Zunächst waren es die Paschasiten, d. i. eine besondere Abtheilung durch Johann Paschasius und Hieronymus Lanza verbesserter Minoriten, welche aus einer Custodei von vier Klöstern unter dem Namen St. Joseph bestand und unter dem Gehorsame der Minoriten-Conventualen lebten, — welche ihre Aufmerksamkeit auf den frommen Peter von Alcantara richteten und ihn zu ihrem Commissar wünschten, was ihnen vom Ordensgeneral 1556 auch bewilligt wurde. Peter nahm das Amt an, und Paul IV. bestätigte ihn nicht nur, sondern erlaubte ihm auch durch ein Breve 1559, diese Custodei zu einer Provinz zu erheben, zu welcher er sein Kloster zu Pedroso und noch drei andere, die er unterdessen erhalten hatte, nämlich zwei vom Grafen von Oropeza und eins im Bisthume Zamora, geschlagen hatte. In dieser neuen Provinz, welche den Namen St. Joseph behielt, konnte er 1561 das erste Capitel halten, wo Christoph Bravo zum ersten Provinzial ernannt wurde. Für diese Provinz und für alle, welche seine Verbesserung noch annehmen würden, entwarf er nun Satzungen, die sich durch ungemeine Strenge auszeichneten. Unter andern war vorgeschrieben worden, jede Celle solle nur 7 Fuß lang, die Krankenstube 13, die Kirche 24 und der ganze Raum des Klosters 40 — 50 Fuß groß sein. Ein Raum, wo eine Bibliothek aufbewahrt und ein Capitel gehalten werden könne, war verpönt. Alles Andere sollte nach dem Vorbilde von Pedroso eingerichtet sein. Alle sollen völlig barfuß gehen, auf bloßer Erde, oder auf Bretern oder Matten schlafen, bis auf die ganz niedrigen Häuser, wo man Betten von einem Fuß Höhe zu machen vergönnte; Fleisch, Fisch, Eier und Wein sollte Keiner, als nur ein

Kranker genießen; nur für einen, höchstens für zwei Monate solle es erlaubt sein, Vorräthe von Küchengewächsen und Öl zu halten; es sollen keine Almosen für Messen angenommen werden; drei Stunden solle Jeder täglich im Stillen ohne Worte beten und jedes Kloster solle nicht mehr als acht Brüder haben. Ferner wurde beschlossen, sich von den Conventualen zu sondern und sich an die Observanten zu halten, deren Leben mehr mit dem ihren überein kam, was auch in Rom genehmigt wurde. Peter hielt als Commissar noch ein zweites Capitel zu St. Bartholomäus von St. Anna, wo er zum Provinzial gewählt wurde. Nach gebührender Besprechung mit dem Ordensgenerale holte er die Bestätigung des Papstes Pius IV., die auch schriftlich 1562 ausgefertigt wurde, was manche Folge für den Orden hatte. Außer dieser Verbesserung der Franziskaner unterstützte Peter noch sehr angelegentlich die Verbesserung der heiligen Therese des Karmeliterordens, sodaß ihr Unternehmen den erwünschtesten Fortgang hatte. Dabei fuhr er fort für Aufrechthaltung und Vermehrung seiner Verbesserung durch angestrengte Reisen, gutes Vorbild und Untersuchungen seiner Klöster zu sorgen. Auf einer solchen Reise wurde er im Kloster Vitiosa krank. Wider seinen Willen ließ ihn der Graf von Oropeza in sein Schloß bringen und mit größter Sorgfalt pflegen; allein die Krankheit nahm zu. Der Heilige, der sein Ende nahe fühlte, verlangte, in den Armen seiner Brüder zu sterben und wollte in das Kloster Arenas gebracht sein. Dort kaum angekommen, nahm er die Sacramente, ermahnte Alle zur Treue und Beharrlichkeit, namentlich in Übung völliger Armuth, fiel auf seine Knie und starb am 17. Oct. 1562 in einem Alter von 63 Jahren.

Die vielen Wunder, die er während seines Lebens und nach seinem Tode that, vermochten den Papst Gregor XV., ihn 1622 selig zu sprechen. Clemens IX. aber versetzte ihn 1669 unter die Heiligen. Seine Verbesserung hat sich nicht blos in Spanien sehr stark verbreitet, sondern ist auch nach Italien übergesiedelt worden. Ihre Kleidung ist sehr grob und geflickt, ähnlich der Kleidung der Cäsariner. Auch des Winters gehen sie völlig barfuß.

Viele Geschichtsbücher über diese verbesserte Abtheilung des seraphischen Ordens der Franziskaner lieferten die Spanier, die man sämmtlich in Helyot's ausführlicher Geschichte der Kloster- und Ritterorden, wornach dies gearbeitet wurde, verzeichnet findet im siebenten Bande.

5) **Peter von Alliaco** (**Petrus de Alliaco** oder **ab Allyaco**, auch **Peter von Ailli**), wurde zu Compiegne in der Picardie, nicht im Dorfe Ailly, 1350 von unbekannten Ältern geboren, war also kein Teutscher, wie Thevet (in Hom. illust. T. VII. p. 86 in 12.) nach Volaterranus behauptete; auch seine Armuth in seiner Jugend ist ebenso fabelhaft. Den besten Beweis für seinen Geburtsort liefern die Kirchenbücher zu Cambray nach Launoi (Histor. Coll. Nav. p. 137). Ebenso unrichtig wird er zum Unterthürhüter an dem Collegium von Navarra gemacht, in welches er erst gegen 1372 als Student der Theologie aufgenommen wurde, und zwar als Stipendiat. So schreibt Bayle, einer der bündigsten und genauesten Darsteller des Lebens und Wesens dieses Mannes, hauptsächlich dem Launoi folgend, dessen Berichten er den Vorzug vor allen übrigen giebt, welche über Peter von Ailly schrieben. Woher käme aber der Name „Peter von Ailly," wenn er nicht daselbst, sondern in Compiegne geboren wäre? Offenbar will man auch den Ort seiner Geburt zu einem echt französischen machen, was nicht eben nöthig wäre, da er völlig in Frankreich, namentlich in Paris, gebildet wurde und somit der Ihrige bleiben mag. Auch seine Armuth und sein Thürsteheramt in seiner Jugend, das man eifrig von ihm nehmen will, kann kein schlimmes Licht auf den Mann werfen, im Gegentheil. Und so werden denn die Gegenangaben wol nicht so völlig zu verwerfen sein, als es Bayle thut. Schon damals machte er sich als Sprecher der französischen Nation berühmt, am meisten aber durch seine Abhandlungen über Dialektik, als Anhänger der Nominalisten. Seinen feinen Unterscheidungen verdankte er manchen Sieg. Eine Abhandlung von der Natur der Seele und eine andere von der Beschaffenheit der Lufterscheinungen wandten gleichfalls die Aufmerksamkeit auf ihn, welche seine Erklärung der berühmten Schrift Peter's des Lombarden (s. d. Art.) 1375 noch bedeutend vermehrte. Diese gelehrten Arbeiten hinderten ihn jedoch nicht, sich auch als praktischen Redner immer mehr auszubilden, sodaß er als Kanzelredner beliebt wurde. Mit der Doctorwürde im J. 1380 wurde ihm zugleich eine Domherrenstelle zu Noyon ertheilt. Im J. 1384 berief man ihn wieder nach Paris als Rector des Collegiums von Navarra, wo er sich eines außerordentlichen Zudranges von Hörern erfreute. Unter vielen Andern sind seine Schüler Johann Gerson und Nicolaus von Clemangis zu nennen. Als im J. 1387 der aus Aragonien gebürtige Jacobiner, Johann von Monteson, welcher die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria geleugnet hatte und von der Universität zu Paris verurtheilt worden war, sich an den damals in Avignon hofhaltenden Gegenpapst Clemens VII. gewendet hatte, übernahm er die Verfechtung des Rechtsspruches der Universität vor dem Papste mit solcher Schärfe, daß sein Gegner völlig geschlagen wurde und der Papst das Urtheil der Universität bestätigte. Nicht geringere Ehre erwarb ihm damals eine wider die Ketzerei des Johann von Monteson gerichtete Schrift. Bei diesem immer wachsenden Ansehen vermehrten sich auch seine Ämter; Karl VI. machte ihn zu seinem Beichtvater und Almosenpfleger, wie er denn auch Kanzler der Universität wurde. Wenn ihn Andere zum Großalmosenpfleger von Frankreich, oder auch nur des Königs machen, so ist dies ein Irrthum, weil diese Ämter damals noch gar nicht vorhanden waren, sondern erst unter Karl VIII. und Franz I. errichtet wurden, wie du Peyrat (in seinen Alterthümern der königlichen Kapelle S. 345) beweist. Diese Ämter waren ihm 1389 ertheilt worden, und 1394 erhielt er noch die oberste Stelle an der heiligen Kapelle, oder das Amt eines Schatzmeisters. Ungeachtet so vieler Geschäfte war er doch einer der thätigsten Männer, welche das große

Schisma der Päpste, das Länder und Völker so lange gedrückt hatte, endlich zu beseitigen sich anstrengten. Noch in demselben Jahre 1394 erhielt er von seinem Könige den Auftrag, eine Reise zu dem Gegenpapst Benedict XIII. zu thun und dem Könige sein Urtheil über denselben zu bringen. Da sein Ausspruch für Benedict äußerst vortheilhaft ausfiel, wurde auch wirklich in Frankreich beschlossen, ihn als rechtmäßigen Papst anzuerkennen (wozu freilich auch noch politische Umstände das Ihre beitrugen). Es war also kein Wunder, daß der Mann am Ende des Jahres 1395 das Bisthum zu Puy in Velai (nicht das Bisthum zu Belei), und schon zu Anfange des folgenden Jahres das Bisthum zu Cambray erhielt. Erzbischof, wozu ihn Einige machen, war er nie. Auch Bonifaz IX. hielt soviel auf ihn, daß er auf Peter's Rath an jeder Kirche einen eigentlichen Theologen anstellen ließ. Als er 1405 in Genua vor dem Papste Benedict XIII. über das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit gepredigt hatte, überredete er diesen Papst leicht, in der ganzen Kirche die Feier des Festes der heiligen Dreieinigkeit anzuordnen. Ferner glänzte sowol seine Gelehrsamkeit als seine Klugheit, auf der Kirchenversammlung zu Pisa 1409, sodaß er wenigstens bewundert wurde, wenn er auch nichts Nützliches schaffte. Hatte er auch in seiner fortwährend ausgesprochenen Meinung, daß die zerrissene Lage der Christenheit durch das Schisma der Päpste nur auf einer allgemeinen Synode gehoben werden könne, das rechte Mittel gefunden, wie andere Männer jener Zeit gleichfalls, so hatte er doch im Orte der Zusammenkunft sich versehen, welcher, wie jeder andere in Italien, schon im Voraus Vielen als ungeeignet erschienen war. Würden auch Gegenreden wider den zur Kirchenversammlung erlesenen Ort schwerlich etwas gefruchtet haben, so hätten sie doch, ernstlicher gemacht, die Besorgnisse offener erörtert und, war kein anderes Mittel, in Pisa selbst weniger klug und mehr kräftig gehandelt werden müssen, namentlich von Peter d'Ailly, wenn er das ihm gespendete Lob wirklich verdient hätte. Daß ihn aber sogar an Kraft und besonders an Offenheit sein gewesener Schüler Gerson (s. d. Art.) auch hier weit übertraf, beweist die ganze Geschichte des Concils zu Pisa, wo die Reden Gerson's obenan stehen. Damit wird jedoch keineswegs geleugnet, daß d'Ailly's Klugheit und dialektische Gewandtheit sich nicht im schönsten Lichte gezeigt hätte; schon der Erfolg würde dies bestätigen. Wurde auch der berühmte Mann nicht gleich auf dem Concil zu Pisa selbst zum Cardinal erhoben, so erhielt er doch diese Würde einige Jahre darauf (1411). Von jetzt an fühlte er sich noch mehr verpflichtet, für Aufrechthaltung der geistlichen Gewalt Sorge zu tragen. Es war daher eine gute Wahl des Papstes, grade diesen Mann als Legaten nach Teutschland zu senden, als über ein neues allgemeines Concil 1414 nachdrücklicher unterhandelt werden sollte. Auf dieser vielfach merkwürdigen Kirchenversammlung zu Costnitz, wo Peter von Alliaco in der dritten Zusammenkunft den Vorsitz hatte, war Keiner von den vielen Anwesenden, der einen größern Einfluß auf den Gang der Unterhandlungen gehabt hätte, als er. Während dieser Synode, die bekanntlich drei Jahre dauerte, verfaßte er drei Schriften: De emendanda Ecclesia; De duodecim honoribus beati Josephi; De modo et forma eligendi Papae. Er war es auch, der den Johann Huß zum Feuer verdammte, was von ihm, dem Cardinal und dem von den Vorzügen geistlicher Gewalt ganz erfüllten Manne weit weniger unerwartet kommt, als daß sich Niemand vorfand, der dagegen sich kräftig zeigte. Allerdings ermahnte er den Beklagten zuvor, er möge sich um seines Heils willen der Synode gebührend unterwürfig erweisen, wovon Bayle aus Launoi Folgendes mittheilt: Examinatis dictis testium et recitatis articulis erroneis in Patrum confessis, Cardinalis Cameracensis, Judex causae deputatus a Concilio, dixit ad Joannem Hussum: „En viae duae propositae sunt tibi, ut ex his eligas unam; aut te offeras omnino totum in potestatem et gratiam Concilii, ejusque decretis super hac re acquiescas; ita namque fiet, ut Concilium ob honorem Domini nostri Regis Romanorum nunc praesentis, ac fratris ejus Bohemiae Regis clementer acturum sit tecum; aut si ex dictis articulis quosdam tenere ac defendere intendas, et desideres aliam audientiam, concedetur tibi quidem; sed tunc scias, hic esse magnos et illuminatos viros, qui fortissima habent adversus articulos tuos fundamenta, et verendum est, ne inde gravioribus involvaris erroribus. Id consulendo dixerim tibi, non ut judex." Wundern wird sich wol Niemand, daß Launoi noch hinzusetzt: Verum litigiosus homo dogmata sua nimis pertinaciter perpugnare maluit, et comburi, quam usque adeo salubre Cardinalis Alliaci consilium sequi.

Er starb 1425 und wurde in seiner Stiftskirche zu Cambray begraben. Wenn es also damit seine Richtigkeit haben sollte, was Erasmus über ihn bemerkt: Petrum Alliacensem Cameracensis Civitas Episcopum ejecit, Roma ex exule fecit Cardinalem — so müßte ihn die Stadt doch in der Folge wieder als ihren Bischof erkannt haben. Zugleich aber ergibt sich, daß die Kirchenbücher zu Cambray wol als gültige Zeugen der Zeit seines Todes, aber deshalb noch nicht als unwiderlegliche Zeugen seines Geburtsortes angesehen werden können, ob sie gleich von Launoi als solche auch für die Angabe des Geburtortes angeführt werden. Da aber hier, wo der Mann begraben liegt, sein Tod auf den 9. Oct. 1425 gesetzt wird, so werden die übrigen verschiedenen Angaben darnach geordnet werden müssen. Daß von Mehren das Jahr 1426 (1416 ist ein Druckfehler) als sein Sterbejahr bezeichnet wird, mag daher kommen, daß die Stadt Cambray ihren Bischof, welcher als päpstlicher Gesandter in Niederteutschland starb, erst im Juli des nächsten Jahres einholte und ihn hinter dem großen Altare beerdigte.

Den größten Nutzen brachte dieser Mann als ausgezeichneter Lehrer, sodaß ihm seine Schüler wol noch mehr verdanken als das navarrische Collegium zu Paris selbst, so groß auch die Vortheile sind, die er dieser Anstalt zuwandte. Er war es, der ein eignes Haus für die

Theologen des Collegiums bauen ließ, nicht aber das Bibliothekgebäude, welches Karl VIII. errichten ließ. Von seinen Geldvermächtnissen an diese Anstalt wurde auch der Bücherschatz vermehrt: Bayle läßt es hingegen ungewiß, ob er dem Collegium seine Bibliothek vermacht habe, oder nicht, ob es gleich Miräus (in s. Auctuario de Script. Eccles. c. 454. p. 265) versichert; Bayle will hierin Keinem als dem Launoi glauben, welcher davon nichts berichtet. Dieser letztgenannte Schriftsteller findet keinen andern Flecken an ihm, als die Lehre von der geistlichen Gewalt, die ihn auch wol zu seinem Urtheile gegen Huß trieb. Wenn ihn aber Manche unter die Zeugen der Wahrheit setzen, die auch kräftig gegen den Papst gesprochen haben u. s. w., so wird man wol Zeit und Umstände unterscheiden müssen, die ihn oft wol mehr als die Wahrheit selbst leiteten. Denn daß er auch die weltlichen Herrscher der geistlichen Macht unterworfen wissen wollte, ist ebenso gewiß, als daß er für die Ruhe seiner Seele eine Menge Messen zu lesen verordnete, und bald eifrig für Vermehrung, bald für Verminderung der christlichen Feiertage sprach. Als einen Hauptflecken seines Geistes sieht Bayle dessen seltsame Einbildung, in den Planeten lesen zu können, an. Er glaubte nämlich, alle Veränderungen der Welt, als Entstehung und Verfall der Staaten und der Religionen u. s. w., seien in den Gestirnen zu lesen und ständen mit ihren Verbindungen und ihrem Zusammentreffen in dem genauesten Zusammenhang, sodaß man alles aus der Constellation der Gestirne vorher wissen könne. Daß in seinen Sterndeutungen auch grobe Verstöße gegen die Geschichte vorkommen, ist in Frankreich nichts Ungewöhnliches. So setzte er einmal den Anfang der Arianischen Ketzerei nach Angabe der Sterne 700 Jahre nach Christi Geburt! Und dennoch gab es nichts, was dem berühmten Cardinal so sehr am Herzen gelegen hätte, als die Sterndeuterei. Mehre Tractate über diese Kunst und mehre Vertheidigungen derselben sind im Druck vorhanden. Seine vorzüglichsten Schriften, die gedruckt wurden, sind bereits angegeben. Das vorzüglichste ist seine Erklärung über den Magister Sententiarum. (Strasburg 1490.) Ebendaselbst (1490) einen Band Abhandlungen und Reden. Einige Handschriften befinden sich in der Bibliothek des navarrischen Collegiums und andere in dem Emanuelischen zu Cambridge. Es sind meist Beantwortungen seltsamer oder ungewisser Fragen, von denen Launoi ein Verzeichniß gibt. Außerdem hat er sich zuweilen auch in Reimen seiner französischen Sprache versucht, wie sie damals gewöhnlich waren. Viel aber, wie Manche behaupten, sind es nicht gewesen; Bayle gibt nach einer Handschrift des la Monnoie nur 32 an. (*G. W. Fink.*)

6) **Peter von Apono**, s. **Abano (Peter von)**.

7) **Peter von Blois**, s. **Petrus Blesensis**.

8) **Peter von Cortona (Pietro da Cortona)**, s. **Berettini**.

9) **Peter von Dresden**, s. **Faulfisch**.

10) **Peter von Novara**, s. **Petrus Lombardus**.

11) **Peter von Poitiers**, über dessen frühere Lebensumstände nichts Sicheres bekannt gemacht worden ist, war ein Schüler Peter's des Lombarden (s. d. Art.), und zwar einer der treuesten, berühmtesten und scharfsinnigsten, welcher auch seines Lehrers Nachfolger im Amte an der Universität zu Paris wurde, wo er den theologischen Lehrstuhl 38 Jahre lang mit ausgezeichnetem Beifalle behauptete, selbst des Vertrauens mehrer Päpste sich gewürdigt sah, und in den letzten Jahren seines Lebens noch zur Würde eines Kanzlers emporstieg. Endlich wurde er auch zum Erzbischof von Embrun erhoben. Selbst sein Todesjahr wird von den Meisten nur unbestimmt angegeben, sodaß es in die ersten Jahre des 13. Jahrh. gesetzt wird. Nach dem Catalogus illustrium Academicorum (in *Bulaei* Hist. Univers. Paris. T. II. p. 767) heißt es, daß er als Kanzler der Kirche und Universität zu Paris um das Jahr 1206 gestorben ist. In Sammarthan's Gallia Christiana wird es bestimmt in das Jahr 1205 gesetzt. So einflußreich ein so gestellter Mann für seine Zeit auch sein mußte, so wären wir doch mit diesen wenigen Notizen über ihn am Ende, wenn sich der Mann nicht durch seine Schriften das Recht einer weitern Besprechung erworben hätte. Sein vorzüglichstes Werk: Distinctiones seu libri Sententiarum quinque — war offenbar ein Erzeugniß seiner treuen Liebe zu seinem Lehrer, dessen berühmte Sentenzen damals vielfach abgeschrieben wurden, am Meisten von den Theologen, die keine besondern Liebhaber der scholastischen Philosophie waren. Diesen letzten wollte Peter von Poitiers das Buch seines verehrten Lehrers durch eine ihrer Philosophie angemessene Sprache gleichfalls lieb machen und somit jenes System der Sentenzen des Lombarden auch von dieser Seite her befestigen und verbreiten. Aus diesem Grunde wählte er auch den Titel des Buches seines Lehrers für sein Werk, damit es Jedermann sogleich für eine philosophische Erörterung der Lehren seines Meisters halten möchte, dessen Worte ihm fast ein Evangelium schienen. Um den Zusammenhang seines Buches mit des Lombarden Sentenzen noch sichtbarer zu machen, behielt er auch die Aufeinanderfolge der Gegenstände nach Möglichkeit bei, sodaß Abweichungen in der Vertheilung des Lehrstoffes nur als seltene Ausnahmen vorkommen. Aber auch diese wenigen Abweichungen von der Ordnungsfolge beweisen doch, daß er sich seinem Vorbilde nicht ganz unbedingt überließ und nicht ohne Prüfung verfuhr. In der Behandlungsart oder der Vortragsform der Gegenstände mußte er dagegen sich von seinem Meister gänzlich sondern und einen völlig verschiedenen Weg von dem Wege des Lombarden einschlagen, wenn er seinen Zweck, seines Vorbildes Lehre auch den Philosophen lieb zu machen, erreichen wollte. Das Asketisch-Rhetorische, Erbauliche und leicht Eingängliche für Jedermann mußte vielmehr vermieden und das Scholastisch-Dialektische durchaus bevorzugt und streng festgehalten werden, um zugleich manchen Ausspruch seines Lehrers, der für den Philosophen ohne Beweis hingestellt worden war, näher zu bestimmen und zu erhärten. Machte nun also der Mann dadurch nothwendigen Anspruch auf zeitgemäß philosophische Bildung seiner Leser, systematisch geordnetes Den-

ken voraussetzend, so mußte er auch nothwendig dadurch den Kreis seiner Liebhaber verringern, vor Allem damals, wo es eine sehr bedeutende Partei gab, welche alle philosophische Behandlung religiöser Gegenstände als unzweckmäßig, ja schlechthin als nachtheilig verdammte und nichts anders, als blos andächtige und noch lieber mystische Beschauungen verwendet wissen wollte. Um so höher ist der Muth des Mannes in Anschlag zu bringen, der, die Nachtheile und Hinderungen seiner gewählten Methode recht wohl kennend, einer streng philosophischen Darlegung dennoch den Vorzug gab, theils und vornehmlich aus Liebe und Achtung zu seinem Lehrer, dessen System er auch unter den Philosophen verbreitet sehen wollte, wenn es auch auf Kosten seiner selbst geschehen sollte, theils aus Überzeugung, daß der Weg des philosophischen Bedenkens dennoch der bessere, wenn auch noch für Viele der mühevollere, ja der unbetretene sei. Es mag ihm also immerhin zum Ruhme angerechnet werden, daß er, glaubend, es könne in philosophischer Behandlung gar nicht wissenschaftlich und streng genug verfahren werden, von Begründung der Lehrsätze in dialektischer Abfassung gar nicht weichen und sie auch dann gebrauchen wollte, wenn er Gegner der kirchlichen Dogmen auftreten läßt, die in den bestimmtesten Schlußfolgen ihre Einwendungen vorbringen: wenn aber dabei nicht stets klar zu erkennen ist, was seine eigene Überzeugung ist oder nicht, so mußte diese Methode der Mehrzahl der Theologen nur noch auffälliger und anstößiger werden. Wenn er hingegen selbst dann nicht von syllogistischer Lehrform weicht, wenn die Rede auf geschichtliche Gegenstände kommt, so ist dies eine so offenbare Übertreibung, ein solches Versinken im Dialektischen, daß die Schuld des Unbehaglichen nur seiner innern Steifheit beigemessen werden dürfte. Das Einerlei in der Darstellungsweise, das stets abgerissene Syllogistische, selbst in Fällen, wo es unnütz ist, mußte das Schwerfällige vermehren und für Viele die Dunkelheit mitternächtlich machen. Und so hat er selbst zur Hälfte es sich zuzuschreiben, wenn er von Gautier von St. Victor, dem Mönche, unter die Labyrinthe Frankreichs gezählt wird. Etwas Ähnliches mag Peter wol im Voraus befürchtet haben. Es ist daher wol möglich, daß er aus Klugheit, um nicht von den Gegnern philosophischer Behandlungsweise religiöser Gegenstände, zu früh, noch ehe sein Buch von den Theologen beachtet und gelesen wurde, und zu stark verfolgt werden möchte, sein Werk dem Erzbischofe Wilhelm von Sens gewidmet habe, damit er (wie Cramer meint) unter dem Schutze dieses Mannes, wenigstens eine Zeit lang, sicher sei. Johann Andreas Cramer handelt im sechsten Theile seiner Fortsetzung der Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion von Jacob Benignus Bossuet am Ausführlichsten über Peter von Poitiers. Den kurzen Inhalt der Sentenzen gibt er S. 756 und 757 so an: Der erste Theil handelt von Gott und der Dreieinigkeit; der zweite von der Schöpfung der vernünftigen Creaturen, der Engel und der Menschen, von dem Falle derselben, besonders von der Sünde Adam's und ihren Folgen; der dritte Theil von der Tugend, von der Gnade und von der Art und Weise, durch Reue und Bekenntniß zu den Tugenden zurückzukehren, die der Mensch durch seinen Fall verloren hatte; der vierte von der Erlösung der Menschen durch Christum, wobei er zugleich die gewöhnlichen Meinungen von dem Unterschiede zwischen dem alten und dem neuen Bunde vorträgt; der fünfte endlich von den Sacramenten: von der Taufe, von der Firmelung, von dem Abendmahle, von der Ehe; dann von der Auferstehung der Leiber, vom Weltgerichte, von dessen Folgen und von den dahin gehörigen kirchlichen Lehrfragen. Zu dieser übersichtlichen Inhaltsanzeige fügt er sogleich noch folgende nützliche Bemerkungen: In der Ordnung und Folge der abgehandelten Materien unterscheidet sich also Peter von seinem Lehrer blos darin, daß er die Meinungen der Kirche von dem Sacramente der Buße und von den Priestern, welche dasselbe verwalten, bereits im dritten Theile, nicht aber wie sein Meister in der Lehre von den Sacramenten abhandelt. Die Meinungen der Kirche von der letzten Ölung übergeht er ganz, woraus unwidersprechlich erhellet, daß, obgleich Lombard nicht mehr und nicht weniger als sieben Sacramente angenommen hatte, diese Art, sie zu zählen, doch noch frei und der Willkür der Theologen überlassen war. Von S. 757 — 788 bringt nun Cramer über die Art der Beweisführung aus Peter's Sentenzen ziemlich ausführliche Auszüge, worauf wir verweisen. Wer sie liest, wird das Langweilende solcher Darstellungsweisen, die von Schluß zu Schluß, oft abgerissen, sich in einander schieben, die sogenannten Sophismen der Composition und der Division, oder jene Trugschlüsse bringen, welche aus zweideutig genommenen Ausdrücken, bald im verknüpften, bald im abgesonderten Sinne verwendet, hervorgehen und natürlich dadurch zu Misverständnissen Veranlassung geben, lebhaft genug empfinden, und somit begreifen, wie wenig die Mehrheit der Leser, namentlich jener Zeit, sich aufgelegt fühlen konnte, durch fünf Bücher sich hindurch zu arbeiten, welche Satz und Gegensatz, Widerspruch und Behauptung nur mit Anstrengung festhalten lassen. Nicht die Belehrung ist es, die zum Weiterlesen reizt, sondern mehr die geschichtliche Lust, zu sehen, wie es Peter in seiner scholastisch-philosophischen Weise angefangen habe, um nicht ohne Grund unter die philosophischen Labyrinthe Frankreichs gerechnet zu werden. Dagegen gab es freilich auch damals, wie immer, andere Menschen, die grade in der Anstrengung, ja sogar recht eigentlich im Nichtverstandenen einen besondern Reiz fanden, und eine Darstellungsweise, welcher sie nicht im Geringsten gewachsen waren, scharfsinnig nannten, um selbst vor Andern scharfsinnig zu scheinen. Und so kam denn auch Peter trotz der langweiligen Einerleiheitsform bald in den Ruf eines scharfsinnigen Denkers, doch so, daß er mehr genannt, als gebraucht wurde. Als man aber an seinem Vorbilde, an Peter dem Lombarden, mancherlei Ketzerisches, namentlich in der Lehre von der Dreieinigkeit, aufgespürt hatte, weshalb er auch eine Zeit lang verdammt wurde, mußte natürlich sein treuer Schüler, der noch durch seine Dunkelheit sich verdächtig gemacht hatte, glei-

ches Schicksal leiden. Dazu war aber Peter von Poitiers ganz unschuldig gekommen. Denn so fest er an seinem Meister hing, ebenso fest hing er auch an der herrschenden Lehre der Kirche, welche er durchaus für untrüglich erklärte und gegen welche er stets mit äußerster Vorsicht und größter Verehrung sich zu betragen für verpflichtet hielt. Dies sah man auch in der Folge sehr wohl ein und nahm ihn und die Bestrebungen der scholastischen Philosophie wieder zu Gnaden auf. Je glänzender die Welt bald hernach die Sentenzen des Lombarden erhob, desto mehr Nebenstrahlen fielen auch auf die philosophischen Sentenzen Peter's, welche auch der Benedictiner Hugo Mathoud 1655 zu Paris in Folio veröffentlichte. Folgende Werke sind noch handschriftlich vorhanden: Sermones; Allegoriae ordinariae super tres priores libros Mosaicos; Distinctiones Psalterii. Mit ihm ist nicht zu verwechseln ein zweiter Peter von Poitiers, welcher gleichfalls im 13. Jahrh. als regulirter Kanonikus des heiligen Augustin im Kloster St. Victor zu Paris lebte und ein Manuscript de poenitentia et confessione hinterlassen hat. (*G. W. Fink.*)

12) Peter Waldus, s. Waldus.

13) Peter (Wenzeslaus), geboren 1742 zu Karlsbad in Böhmen, widmete sich in seiner Jugend dem Handwerk eines Waffenschmieds. Seine ungemein correct gezeichneten Ciselirungen fanden großen Beifall und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Einen wohlwollenden Gönner fand Peter besonders an dem Grafen von Kaunitz, der als österreichischer Gesandter am päpstlichen Hofe den jungen Künstler nach Rom rief, wo er Gelegenheit fand, sein Talent zu üben durch die Betrachtung und das Studium der dortigen Monumente. Ein Basrelief von zwanzig Figuren aus gebrannter Erde war sein Versuch in der Bildhauerkunst. Lord Bristol kaufte dies Basrelief, das sich jetzt in England befindet. Von Kennern bewundert wurden sein Daniel, ein Herkules, eine Juno und andere Bildhauerarbeiten. Sein Talent nahm jedoch bald eine andere Richtung. Von der Malerei versprach er sich einen weitern Wirkungskreis. Ein unwiderstehlicher Hang trieb ihn, von mannichfachen Thieren, wie er sie theils in Rom vorfand, theils von andern Orten her sich zu verschaffen wußte, Copien im Großen zu liefern. Mit rastloser Thätigkeit gab er sich diesen Studien hin, und scheute kein Opfer, sich zu vervollkommnen in einer Kunst, in der er seinen wahren Beruf gefunden zu haben glaubte. Das Colorit, das Fell, die Muskeln eines jeden Thieres auf der Leinwand wiederzugeben, gelang ihm mit sprechender Wahrheit. Ausgezeichnet war er in der Charakteristik. Dem aufmerksamen Beobachter entging nicht, wie er den Luchs unruhig, den Tiger grimmig, den Löwen großmüthig darstellte. So gab er allen seinen Gemälden Anschaulichkeit und Leben, nicht blos durch die Form, sondern auch durch die Stellung und Bewegung, welche die Eigenthümlichkeit der dargestellten Geschöpfe charakterisirte.

Einen wohlwollenden Gönner fand Peter an dem kunstliebenden Fürsten Marc Antonio Borghese. Durch ihn erhielt er einen Ruf als Professor an der Akademie von St. Luca. Eine große Zahl seiner Werke befindet sich im Quirinal und im Palaste Torlonia zu Rom. Er war überhäuft von Arbeiten. Nicht blos nach Neapel, Florenz, Mailand, auch nach Österreich, Rußland, Spanien, Frankreich, selbst nach Amerika sandte Peter zahlreiche bestellte Bilder. Für England mußte er besonders Wölfe malen, die in diesem Lande nicht mehr einheimisch und daher von Kunstliebhabern sehr gesucht wurden. Am bedeutendsten erscheint sein Künstlertalent in einem großen Gemälde, das Paradies vorstellend. Nach langem Nachdenken, vielen Vorarbeiten und beträchtlichen Kosten entwarf er dies Bild, auf welchem er die mannichfaltigste Menge von vierfüßigen Thieren, Reptilien, Vögeln, paarweise vereinigt um das erste Menschenpaar, auf eine höchst anmuthige Weise darstellte. Durch dies großartige Kunstwerk, auf welchem er alle Thiere abbildete, von denen er irgend Studien zu machen Gelegenheit gehabt, begründete Peter für immer seinen Ruhm, und er war so stolz auf dies Werk, daß er es Niemandem abtreten wollte.

Peter starb zu Rom am 27. Dec. 1829. In seinem Nekrolog im Kunstblatt des Morgenblatts vom J. 1830 wird eine Anekdote erzählt, von einem jungen reichen und eitlen Franzosen, den ein Spaßvogel einst an den Künstler schickte, um sich malen zu lassen, während in dem Billet, welches der Reisende übergab, die Worte standen: „Hier sende ich Ihnen Jemanden, der Ihnen Gelegenheit geben wird, einen auserlesenen französischen Pfau zu malen*)." (*Heinrich Döring.*)

PETER (Pieter van Loewen), eine in der Stadt Löwen im ehemaligen Burgund vom Herzoge Philipp dem Gütigen um das Jahr 1430 ausgegangene Goldmünze von der Größe eines Louisd'or, welche folgendes Gepräge hat: Av. PHilippuS. D.ei G.ratia DVX BVRG.undiae BRAB.antiae ET LIMB.urgi. Der in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken Hand ein Buch haltende heilige Petrus in halber Figur, unter welchem sich ein Schild mit dem burgundischen Wappen befindet. Rev. PAX XTI MANEAT SEMPER NOBISCVM. Ein mit Schnörkeln versehenes Kreuz†). (*K. Päsler.*)

PETER (St.), Ortsname. Diesen führen in der Geographie sehr viele größtentheils jedoch unbedeutende Inseln, Flüsse, Städte, Flecken, Dörfer, Bezirke, Ämter ꝛc. Unter diesen heben wir als ungefähr bemerkenswerth heraus: 1) Peter (St.) le Port (Port St. Pierre), Hauptstadt der englischen Insel Guernsey, auf deren Ostseite sie unter 49° 10′ nördl. Br. und 2° 34′ westl. Länge nach dem Meridian von Greenwich liegt. Sie ist Sitz des Gouverneurs, besteht aus einer einzigen Straße und zählt über 4000 Einwohner, welche Schiffahrt und Fischfang treiben. Der von zwei Steindämmen eingefaßte Hafen wird durch das sogenannte alte, in der Stadt befindliche und durch das auf einem Felsen im Meere erbaute Cor-

*) Vergl. G. K. Nagler's allgem. Künstlerlexikon. 11. Bd. S. 162 fg. Neuer Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrg. 2. Th. S. 980.

†) J. F. Joachim, Neueröffnetes Münzcabinet. 2. Th. S. 149.

nat-Fort vertheidigt. Vergl. d. Art. Guernsey. 2) Peter (St.) (Szent Péter, opp. Sti Petri), Marktflecken und Bezirksort in der zum ungarischen Kreise diesseit der Theiß gehörigen borsoder Gespanschaft am Sajó (spr. Schajo), dessen ungarische Einwohner etwas Weinhandel treiben. Der nach diesem Flecken benannte Petererbezirk ist größtentheils gebirgig und enthält einen Marktflecken und 37 Dörfer mit katholischen und reformirten ungarischen und teutschen Bewohnern, von welchen die ersteren die Mehrzahl bilden. Eine Merkwürdigkeit dieses Bezirks ist das auf einem Berge beim Dorfe Tapoltsán entspringende, warme Mineralwasser, welches harntreibend ist und gegen Rheumatismen und podagraische Zufälle angewendet wird[1]). 3) Peter (St.), Marktflecken des Bezirks Rothenfels, im judenburger Kreise des österreichischen Herzogthums Steiermark, welcher 48 Meilen von Gräz entfernt, nördlich von der Murr am Kammersberge und Katschbache gelegen, eine eigene Pfarre hat und in 90 Häusern 220 Einwohner zählt. 4) Peter (St.) in der Au, Marktflecken mit einem Schlosse im österreichischen Lande unter der Enns, Kreis ob dem Wienerwalde[2]). 5) Peter (St.), Oberamt im badischen Treisamkreise (s. d. Art.), welches in 14 Voigteien zerfällt, deren Einwohner in einzelnen Bauerhöfen und Weilern zerstreut leben. Der Sitz des Oberamtes befindet sich in der ehemaligen, jetzt in eine Domaine verwandelten und über 200 Einwohner zählenden Benedictinerabtei, welche hoch im Gebirge liegt. 6) Peter (St.) Cap, Vorgebirge im Lande der Somaulis auf der afrikanischen Ostküste, welches 17 Leagues vom Vorgebirge Felix (Felis, Feluk, Ras el Fil) entfernt ist. 7) Peter (St.), Stadt auf der Südwestküste der britisch-nordamerikanischen Insel Cap Breton, liegt an der nach ihr benannten Bucht und treibt starken Fischfang. 8) Peter (St.), Kirchspiel der britisch-westindischen Insel Barbadoes, liegt zwischen den Kirchspielen St. James, St. Lucia und St. Andrews auf der Südküste, enthält in 6,62 □Meilen 8330 Morgen Land und verdankt seinen Namen der St. Peterskirche in der Kirchspielsstadt Speightstown. 9) Peter (St.), kleines, zu den nördlichen Mulgraveinseln gehöriges Eiland, welches unter 11° 5′ Br. und 198° 19′ Länge liegt. 10) Peter (St.), Inselgruppe, welche zum australischen Flindersland gehörig, zwei größere Eilande, Turenne und Richelieu, und drei kleinere, bis jetzt namenlose, enthält. 11) Peter (St.), kleines zur Grafschaft Queens auf der britisch-nordamerikanischen Insel St. Johns (Prinz Edward) im Meerbusen St. Lorenz gehöriges Eiland. 12) Peter (St.), auch der große St. Peter genannt, Fluß, welcher, nach Will. C. Preston's Angabe, 200 engl. Meilen schiffbar, aus Missouri dem diesen Staat begrenzenden Missisippi zufließt, der bei seiner Aufnahme die Antoniusfälle bildet. Am obern St. Peter wohnen die Wahpacootas, ein Indianerstamm, der nach Pike gegen 550 Köpfe zählt. Weiter herab von der Prairie des François bis Roche Blanche und von da bis zum See Grosse-Roche trifft man die zu den Sioux gehörigen Stämme der Washpetongs und Sussetongs, deren ersterer 1060, die zweiten 2160 Köpfe zählen sollen. 13) Peter (St.), schmaler Strom in Chili, welcher sich durch den auf der 1751 durch ein Erdbeben verschütteten Stadt Conception erbauten Flecken Pencun windet und dem stillen Ocean zueilt. 14) Peter (St.), Redoute in der russisch-asiatischen Provinz Tobolsk, bei welcher der Ischim die nach ihm benannte Steppe erreicht. 15) Peter (St.), Vergl. Virgin Gorda. (*G. M. S. Fischer.*)

PETER (St.), reformirtes Pfarrdorf von 200 teutschsprechenden Einwohnern, im Hochgerichte Schalfick, im Zehengerichtenbund des eidgenössischen Cantons Graubündten, östlich von Chur. Das Thal ist fruchtbar und wird von der Plessur durchströmt. Zu St. Peter werden die Gemeinden des Hochgerichts Schalfick, sowie die Gerichtssitzungen gehalten. Mit Castiel, Maladers und Peist bildet St. Peter das eine der zwei Gerichte, woraus das Hochgericht Schalfick besteht; das andere heißt Langwiesen; s. auch St. Petersthal. (*Escher.*)

PETER (St.) und St. PAUL, 1) Hafen auf Kamtschatka, welchen Capitain King in Cook's dritter Reise, einen Plan desselben gebend, unter 53° 0′ 38″ nördl. Br. und 198° 43′ östl. Länge setzt. Die Abweichung der Magnetnadel betrug im J. 1779 6° 19′ östlich. Vergl. Petropauluska. 2) St. Peter und St. Paul, Fluß der Campechebai im mexicanischen Staate Yucatan, dessen Arme die Insel Tabasco bilden. (*G. M. S. Fischer.*)

Peterbatzen, s. Petermännchen.

PETERBOROUGH, PETERBURGH, City (Bischofsstadt) in der englischen Grafschaft Northampton, liegt 81 englische Meilen Nord bei West von London entfernt, an deren östlicher Grenze auf dem Nordufer des hier überbrückten[1]) Nenflusses, welcher sehr fischreich ist und die angrenzende Gegend so fruchtbar macht, daß man sie das englische Nilland zu nennen pflegt. Die Stadt zählt außer der bischöflichen Kathedrale[2]) und der fast in ihrer

---

1) Korabinsky zählt in seinem geographisch-historischen und Productenlexikon von Ungarn noch 18 Dörfer St. Peter in den verschiedenen ungarischen Comitaten auf, von welchen das 1¾ Meile von Wieselburg entlegene St. Peter Wien mit Heu in großer Menge versorgt. 2) Auch in Österreich und den übrigen zu ihm gehörigen Ländern, Steiermark, Krain, Tyrol, finden sich noch viele St. Peters, doch ohne Bemerkenswerthes.

1) Die Brücke wurde im vierten Regierungsjahre Eduard's II. vom Abt Godfrey erbaut. Da sie zu der einen Hälfte der Grafschaft Huntingdon, zu der anderen der Grafschaft Northampton angehört, so entstand einst die Frage, welche Grafschaft für ihre Erhaltung und Ausbesserung zu sorgen habe. Eine Jury, zu welcher jede Grafschaft sechs Geschworene stellte, sollte die Frage entscheiden, und da diese erklärte, daß weder die eine noch die andere Grafschaft in dieser Hinsicht eine Verpflichtung hätte, so sorgte der Abt Adam für ihre Wiederherstellung, damit der König und die Königin, welche dies beabsichtigten, über sie ihren Einzug in Peterborough halten könnten. Ein gänzlicher Neubau der Brücke erfolgte 1790. 2) Die Verhältnisse dieser im normännischen Styl erbauten Kathedrale sind folgende: Die äußere Länge derselben mit Einschluß der Strebepfeiler beträgt 471 Fuß, das Schiff ist von der Westthüre bis zum Eingange in das Chor 267, dieses selbst 117 Fuß lang. Die Entfernung vom Altar des Chors bis zum östlichen Fenster beträgt 38 Fuß, sodaß die Westthüre von dem Ostfenster 421 Fuß absteht. Die Länge des Transepts von Norden nach Süden beträgt 180 Fuß, die Höhe des Schiffs 81, und die des mitt-

Mitte gelegenen Parochialkirche St. John[3]) eine Armen- und mehre Sonntagsschulen, ein Arbeitshaus, zwei Gefängnisse[4]) und gegen 1000 Häuser mit beinahe 6000 Einwohnern[5]), welche, jeden Donnerstag einen Wochenmarkt und jährlich zwei Jahrmärkte unterhaltend, einen im Ganzen unbedeutenden Handel mit Kohlen, Bauholz, Getreide und Malz, von welchem letzteren jedoch jährlich gegen 6000 Quarters ausgeführt werden, dagegen aber starken Fischfang treiben. Eine andere Erwerbsquelle ist Wollenzeuchweberei, Spitzenklöppeln und Strickerei. Peterborough ist, wie bereits angedeutet wurde, der Sitz eines unter dem Erzbischofe von Canterbury stehenden Bischofes, welcher 414 Pf. Sterling 16 Schillinge Einkünfte bezieht und 293 Parochien in seinem Sprengel zählt, dann auch einer ökonomischen Gesellschaft und zeichnet sich vor allen übrigen Städten Englands dadurch aus, daß es weder einen Mayor noch Aldermens hat, indem an deren Stelle sieben Magistratspersonen, sowie die Bailiffs des Lords of the manor[6]) die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten besorgen. Die Criminalfälle jeder Art werden für die Stadt und ihren Bezirk (liberty) vierteljährlich von einer Commission of oyer and terminer and gaol delivery[7]) entschieden, an deren Spitze ein Custos rotulorum steht. Peterborough sendet zwei Abgeordnete in das Parlament, welche von den Steuern und Abgaben (Scot and Lot, Schoß und Loth) entrichtenden Einwohnern erwählt werden.

Geschichte. Die Stelle, auf welcher Peterborough steht und wo sich vor dem 6. Jahrh., wenn auch keine bedeutende Stadt, doch wenigstens ein Dorf befunden zu haben scheint, hieß ursprünglich Medeshamstede und wird in den angelsächsischen Annalen häufig wegen einer hier befindlichen Abtei erwähnt, welche sich ebenso sehr durch ihre weitläufigen Gebäude als ihre ausgedehnte Gerichtsbarkeit auszeichnete. Den Grund zu dieser Abtei, an deren Geschichte sich die Peterboroughs auf das Engste anschließt, legte 655 oder 656 Peada, der älteste Sohn des Königs' Penda von Mercia, und wurde, da der erste bereits im vierten Jahre seiner Regierung starb, von Wolfere [Wulfhere[8])], dem zweiten Sohne Penda's, welchen dessen dritter Sohn Ethelred, sowie dessen zwei Töchter, Kynesburga und Kyneswitha, und der kluge und fromme Graf Saxulf unterstützten, vollendet. Saxulf wurde der erste Abt des Klosters, welches eine Versammlung der Edeln und Bischöfe dem heiligen Petrus widmete und mit großen Freiheiten und reichen Besitzungen beschenkte, denen Wolfere im siebenten Jahre seiner Regierung die Bestätigung ertheilte. Papst Agatha [Agathon][9]) ernannte die Abtei zu einem päpstlichen Vicariat, welches Personen, die hier ihre Gelübde ablegten, den päpstlichen Segen ertheilte und sie von ihren Sünden lossprach. Fast 200 Jahre lang blühte die Abtei unter sieben Äbten, als 870 die Dänen unter Hubba's Anführung, nachdem sie die Abteien Croyland und Thorney verwüstet hatten, Medeshamstede gänzlich zerstörten, dessen Zubehörungen plünderten, die Klosterbibliothek vernichteten, und den Abt Hedda zugleich mit den Mönchen und dem Landvolke, welches in der Klosterkirche Schutz gesucht hatte, erschlugen. Sechsundneunzig Jahre lang lag jetzt das Kloster in Ruinen, worauf es der Bischof von Winchester, Athelwold nach einem größern Maßstabe von Neuem aufbaute, wobei ihn der König Edgar, sowie die Bischöfe Dunstan und Oswald kräftig unterstützten. Um diese Zeit erhielt Medeshamstede den Namen Burgh, wurde aber gewöhnlich wegen des Glanzes und der Vorrechte des Klosters, welchem Athelwold und Edgar seine alten Privilegien und Besitzungen bestätigten, Gildenburgh genannt, welcher letztere Name darauf in Beziehung auf den heiligen Petrus der Klosterkirche in Peterburgh überging. Unter mehren folgenden Äbten hatte das Kloster zwar manches zu leiden, doch ereignete sich nichts besonders Merkwürdiges, bis endlich unter dem Abte Thoroldus die Dänen, angeführt von Sweyn, die Stadt zerstörten, das Kloster selbst aber trotz wiederholter Angriffe nicht zu nehmen vermochten. Verderblicher wurde diesem im J. 1116 eine zufällig entstandene Feuersbrunst, welche das Kloster bis auf das Capitelhaus, den Schlaf-

---

leren Thurmes 150 Fuß. Die Breite des Schiffes und der Flügel von der nördlichen bis zur südlichen Mauer kommt 78, die der westlichen Fronte 156 Fuß gleich. Auf der Südseite der Kathedrale, welche manche schöne und interessante architektonische Partien hat, befindet sich der bischöfliche Palast, auf der Nordseite die Dechanei. Ausführlicher ist diese Kathedrale und ihre Geschichte beschrieben worden von Symon Gunton, welcher in Peterborough geboren wurde, den größten Theil seines Lebens hier zubrachte und 1676 starb. Von den alten Klostergebäuden haben sich nur wenige erhalten.

3) Diese Kirche wurde 1400 vom Abt Genge mit Beihilfe der Bürger erbaut. Sie ist geräumig und enthält mehre Grabmale. Über dem Altartische befindet sich ein großes, von Robert Ker Porter verfertigtes Gemälde. 4) In dem einen dieser Gefängnisse, welches dem Grafen von Exeter gehört, werden die von dessen Bailiffs im Bezirke ergriffenen Verbrecher eingesperrt. Das zweite Gefängniß gehört dem Dechanten und dem Capitel und ist für die in der Stadt Arretirten bestimmt. 5) Im J. 1811 zählte Peterborough 900 Wohnhäuser und 3674 Einwohner, welche letztere von Jenny zu 4598 angibt. 6) Für diejenigen, welche mit der englischen Staatsverfassung unbekannt sind, bemerken wir mit Wenigem Folgendes. Wilhelm der Eroberer führte bekanntlich das Lehnsystem, von welchem sich jedoch schon unter den Angelsachsen Spuren finden, in England ein. Er theilte diesem Systeme zufolge seinen Baronen, Rittern und Edlen zur Belohnung ihrer ihm geleisteten Dienste Ländereien als Lehen zu. Diese behielten von diesen Ländereien einen Theil für sich, welcher Demesme, terra dominicalis oder domanialis, und weil sie selbst sich hier aufhielten, manerium a manendo, d. i. bleiben, wohnen, genannt wurde. Aus manerium bildete sich das englische Manor und aus dominus manerii, wie der oberste Lehnsträger hieß, wurde Lord of the manor, womit Baro (vom Allemannischen bar, d. i. frei) gleich ist, in sofern der dominus manerii ein freier Bewohner seines Lehns war. 7) Die Commission of oyer und terminer untersucht jede Art von Verbrechen und entscheidet durch Spruch über die Schuldigen. Die Commission of General goal delivery befragt alle Gefangenen und spricht sie nach Umständen frei oder bestraft sie.

8) So schreibt ihn Shavon Turner in seiner 1807 zu London erschienenen History of the Anglo-Saxons. 9) Dieser Papst soll die Abtei Peterborough im J. 680 eximirt, d. h. der Gerichtsbarkeit der Erzbischöfe und Bischöfe entzogen haben und das hierauf Bezug habende Document ist vom Erzbischof Theodor von Canterbury, der in demselben Legat des Papstes genannt wird, unterzeichnet; allein Burnet hält in seiner Reformationsgeschichte der englischen Kirche dies Document für unecht.

und Speisesaal zugleich mit einem großen Theile der Stadt, verzehrte. Zwei Jahre darauf begann der Abt John (Johann) of Salisbury den Neubau der Kirche, welche jedoch erst 1144 unter Martin de Becti vollendet wurde und unter William de Waterville verschiedene architektonische Verschönerungen und Vergrößerungen erhielt. Während König Heinrich's III. Regierung erhielten die Äbte Sitz im Oberhause und im J. 1400 wurden sie infulirt. Im J. 1535 wurde Heinrich's VIII. erste Gemahlin, Katharina von Aragonien [10]), wider ihren Willen in der Kirche des Klosters begraben und 1541 machte der genannte König die Abtei zu einem Bisthume und die Klosterkirche wurde zur Kathedrale [11]). Die Verwaltung der Güter des Bisthums wurde dem Bischofe, dem Dechanten und sechs Präbendarien übergeben und ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich nicht allein über die Stadt Peterborough, sondern auch über den größten Theil der Grafschaften Northampton und Rutland. Unter Heinrich's VIII. Tochter, der Königin Maria, wurde das Bisthum wiederum dem römischen Stuhle unterworfen, dem es jedoch die Königin Elisabeth bald wieder entzog. Im Jahre 1587 feierte man hier ohne alles Gepränge das Leichenbegängniß der unglücklichen Königin, Maria Stuart, doch wurde 1612 ihr Leichnam unter James (Jacob) I. nach Westminster geschafft. Während der Rebellion 1643 wurde der Kathedralkirche von den Parlamentstruppen sehr mitgespielt; die Orgel, die Bibliothek, die Denkmäler, kurz alle Verzierungen litten außerordentlich und erst nach acht Jahren wurde der Schade in soweit wieder hergestellt, daß sie zu gottesdienstlichem Gebrauche benutzt werden konnte [12]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETERBOROUGH. 1) P., Poststadt in der zum nordamerikanischen Freistaate Neuhampshire gehörigen Grafschaft Hillsborough, liegt unter den Monadnokbergen am Contocook und zählt 1600 Einwohner, welche Baumwollen- und Wollenmanufacturen, Mahl-, Säge-, Öl- und Walkmühlen unterhalten; 2) P., Township und Poststadt in der zum Staate Neuyork gehörigen Grafschaft Madison, hat eine Druckerei, ein Zeughaus und betreibt die Wollen- und Baumwollenweberei sehr stark. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERBOROUGH, Graf und Pair von England, war der 1662 geborene älteste Sohn des Schaltgrafen von Avalon aus dessen Ehe mit Elisabeth Carrey, empfing in der Taufe den Zunamen Karl und führte ihn bis zum Tode seines Vaters, wo er dessen Titel und Rang erbte, als Sir Charles den Familiennamen Mordaunt. Zum Seedienste bestimmt verrichtete er 1680 unter den Admiralen Torrington und Narborough bei der Belagerung Tangers von den Mauren seine erste Waffenthat und hielt nach seinem Eintritte ins Oberhaus wider die von der Regierung beantragte und von Jacob II. persönlich gewünschte Aufhebung der sogenannten Testacte, jenes die Abschwörung des Papstes fodernden Gesetzes, seine „jungfräuliche" Rede. Hierdurch dem Hofe feindlich gegenübergestellt und auch sonst mit der Regierungsweise unzufrieden ging er nach Holland, angeblich, den Befehl einer nach Indien ausgerüsteten holländischen Flottille zu übernehmen, insgeheim aber vielleicht, um sich dem unmittelbaren Dienste des Prinzen von Oranien, nachherigen Wilhelm III., zu widmen. Wenigstens übernahm er keinen Flottenbefehl, war einer der Ersten im englischen Adel, der sich dem Oranier anschloß, begleitete ihn nach England und erfuhr vor Allen, die dem Prinzen rathend zur Seite standen, namhafte Beachtung. Auch hatte Wilhelm kaum den Thron bestiegen, so beschenkte er ihn mit dem Kammerherrnschlüssel, ernannte ihn dann zum Geheimrathe, gleich nachher (1689) zum ersten Beisitzer des Schatzkammeramtes, endlich zum Grafen von Monmouth [1]) — dies ein Titel, der mit seinem Großvater mütterlicher Seits erloschen war. Bei des Königs erstem Feldzuge in Flandern (1691) befand sich Monmouth im Gefolge. Sei es aber, daß ein Sinken in der königlichen Gunst oder die Wechselfälle des Kriegs ihm keine Gelegenheit zur Auszeichnung boten, oder, wenn er sich ausgezeichnet, die Geschichte es verschwiegen — das Nächste, was sie von ihm berichtet, ist die Niederlegung seiner Beisitzerstelle 1693, wahrscheinlich auf Anlaß der vom Könige in diesem Jahre zu besserer Balancirung des Tory- und Whigeinflusses vorgenommenen Ministerialveränderungen [2]). Deshalb trat er jedoch nicht ganz von der öffentlichen Bühne ab [3]). Die Motive, aus welcher er

10) Als Katharina sich unwohl fühlte, machte sie ihr Testament und verordnete in demselben, daß ihr Leichnam in einem Franziskanerkloster beigesetzt werden sollte, weil diese Mönche viel für sie gethan und gelitten hatten, daß man 500 Messen für ihre Seele lesen und einen Pilger zur Jungfrau Maria von Walsingam senden sollte, welcher unterwegs den Armen 200 Goldstücke auszutheilen hätte. Allein der König ließ den auf ihre Beerdigung sich beziehenden Theil des Testaments unbefolgt und verordnete die Beisetzung Katharinen's in die Klosterkirche zu Peterborough. Vergl. Burnet's angeführtes Werk. 11) Durch einen Parlamentsbeschluß vom 23. Mai 1539 erhielt Heinrich VIII. bereits das Recht, neue Bisthümer zu gründen. Unter den in dieser Acte erwähnten befindet sich auch Peterborough und zwar für die Grafschaften Northampton und Huntingon. 12) Der Graf Fitzwilliam hat ein Mansion-house (Schloß) zu Milton, welches ungefähr drei Miles östlich von Peterborough liegt, und in einem andern näher gelegenen Sitze dieses Grafen fand man 1720 einen Mosaikboden, welcher nach der Meinung der Antiquare der Villa eines vornehmen Römers angehört haben soll. Für ein anderes römisches Werk gilt der Graben Caerdyke, welcher zur Austrocknung der Sümpfe gedient zu haben scheint, welche bei Peterborough beginnen, sich nach Lincolnshire hinüberziehen und die Stadt ungesund machen. Man vergl. außer den bereits genannten Werken die Beauties of England and Wales. Vol. XI; *Carlisle* Topographical Dictionary. Vol. II.; History of the Church of Peterburgh bei *Symon Gunton*. Fol.; *Rees*, Cyclopaedia. Tom. XXVII.

1) Smollet in seiner Fortsetzung von Hume's History of England erwähne den Grafen von Peterborough bei Besprechung des neuen Ministeriums (Vol. I. Book I. Chapter I. §. 2) mit den Worten: Godolphin, now brought into the Treasury, was modest, silent, sagacious, and upright. Mordaunt, appointed first commissioner of that board, and afterwards created Earl of Monmouth, was open, generous, and a republican in his principles, ein Ausspruch, der Bemerkung verdient. 2) So *Smollet* l. c. Chapter IV. §. 16. 3) Das Weitere im Texte bezeugt die Unrichtigkeit der in der Biographie universelle. (T. XXXIII. Paris 1823.) der gedachten Niederlegung folgenden Worte: Depuis ce moment on n'entendit plus parler de lui pendant tout le règne

den Herzog von Shrewsbury in die 1697 wider Sir John Fenwick wegen hochverrätherischen Einverständnisses mit König Jacob vor dem Parlamente anhängigen, mit Fenwick's Enthauptung endenden Untersuchung zu verwickeln trachtete, kann zwar ebenso gut eine loyale als eine gehässige gewesen sein, denn weder für das Eine, noch für das Andere liegen überzeugende Beweise vor. Die Thatsache aber steht fest, daß namentlich seine Beredsamkeit die Anklageacte gegen Fenwick im Oberhause durchsetzte. Handelte er aus Haß, so fand er seine Strafe durch seine Einsperrung im Tower und den Verlust der Ämter, die er bekleidete. Handelte er in Wilhelm's Interesse, so erklärt dies seine Freilassung beim Parlamentsschlusse und die aus des Königs eigenen Mitteln ihm gewordene Entschädigung [4]). Zwischen dieser Zeit und 1705 erbte er von seinem Oheim Heinrich den Titel Graf von Peterborough und als solchen betraute ihn die Königin Anna mit dem Oberbefehl über die dem Erzherzoge Karl von Österreich zu Geltendmachung seiner Ansprüche auf die Krone Spaniens (spanischer Erbfolgekrieg) zugesagte Hilfe. Flott eund Landungstruppen, letztere an 5000 Mann stark, erstere unter Sir Cloudesly Shovel, verließen St. Helena Ende Mai, kamen den 20. Juni in Lissabon an, wo Karl sich aufhielt, und vereinigten sich daselbst mit einer andern englischen Escadre unter Sir John Leake und einer holländischen Flottille unter Allemonde. Auf die vom Prinzen von Hessen-Darmstadt bei seiner Ankunft aus Gibraltar dem Erzherzog überbrachte Nachricht, daß bei seinem Erscheinen in Catalonien und Valencia diese Provinzen sich für ihn erklären würden, beschloß Letzterer, den Grafen von Peterborough nach Barcelona zu begleiten, und schiffte sich mit ihm am Bord des Ranelagh ein. Verstärkt durch zwei Regimenter englische Dragoner stach die Flotte am 28. Juli in See, nahm in Gibraltar eine Abtheilung englische Garde und in Austausch gegen zwei frischgeworbene Bataillone drei alte Regimenter an Bord und ging am 11. August in der Bucht von Altea vor Anker. Eine hier vom Grafen von Peterborough in spanischer Sprache erlassene Proclamation hatte nur theilweisen Erfolg. Während Altea, die nächsten Dorfschaften und die angrenzenden Bergbewohner den Erzherzog für ihren König erkannten, schickte die Stadt Alicante dessen Auffoderung zur Übergabe uneröffnet zurück und die Stadt Denia sammt Castell fiel nur durch Verrath in seine Hände. Also wurde die Fahrt nach Barcelona fortgesetzt und am 22. die dortige Bucht erreicht. Obwol die ausgeschifften Truppen vom Landvolke günstig aufgenommen und Karl selbst von einer ungezählten Menge mit tausendfachem: lange lebe der König! empfangen wurde, so sah er doch in seiner wesentlichen Erwartung sich getäuscht. Statt 10,000 Bewaffneter, die sich seinem Unternehmen anschließen sollten, kamen nur wehrlose Landleute, die Victualien zum Kauf boten. Statt einer schwach befestigten Stadt fand er starke Bollwerke, statt einer Besatzung, die, weil an Zahl gering, beim ersten Klang seiner Trompeten sich ergeben würde, eine den Belagerern an Zahl fast gleiche, 5000 kampflustige Streiter, unter den Befehlen Velasco's, Herzogs von Popoli, und anderer, dem Könige Philipp treu anhängenden Officiere. Mochte die Stimmung der Einwohner ihm noch so wohlwollen — Niemand erhob sich für ihn. Vierzehn Tage lang schwankte die Frage, ob die Belagerung rathsam sei oder nicht. Der Graf von Peterborough war gleich Anfangs unter den Bejahenden. Endlich traten ihm auch der Prinz von Hessen, ein freiwilliger Theilnehmer, Sir Cloudesly Shovel und Karl bei. Dem Grafen verblieb die Ausführung, und alle Zeugnisse vereinigen sich in seinem Lobe. Nur im Stande, die Stadt von einer Seite einzuschließen, berannte er die Feste Monjuich, die damals wie noch heute Barcelona beherrschte. Ihre Außenwerke wurden mit Sturm genommen. Ein Schuß durch den Leib tödtete den Prinzen von Hessen, aber eine Bombe sprengte das Pulvermagazin in die Luft. Die Trümmer begruben den Commandanten und mehre seiner besten Officiere. Die Garnison ergab sich. Von den Kanonen der Feste gedrängt capitulirte Don Francisco Velasco und am 4. October zog Karl in Barcelona ein [5]). Mit alleiniger

---

de Guillaume. Ebenso unrichtig sind die frühern Jahrzahlen 1692 und 1694 statt 1691 und 1693. Überhaupt leidet der ganze Artikel an Irrthümern, die hier und da von französischer Absichtlichkeit verschuldet sein dürften.

4) Vergl. *Smollet* l. c. Chapter V. §. 46.

5) An den Verdiensten des Grafen von Peterborough schweigend vorübergehend, findet die Biographie universelle (a. a. O.) den Grund dieser geschichtlich berühmten Einnahme darin, daß Don Francisco Velasco, vice-roi de Catalogne, avait eu à lutter, avec une poignée de mauvaises troupes, contre une armée nombreuse habituée à faire la guerre et à observer la discipline. Les dispositions hostiles de la plûpart des Catalans et du peuple même de Barcelone paralysaient d'ailleurs les efforts de son gouverneur, qui fut obligé de capituler, lorsque par un funeste accident (die erwähnte Bombe; kein Wort vom Sturmlaufen) le fort de Montjoui fut tombé au pouvoir de l'archiduc. Die bessere Wahrheit ist oben erzählt, und das beste Zeugniß für den Grafen von Peterborough enthält ein Brief des Erzherzogs an die Königin von England, datirt du camp de Senia devant Barcelone, ce 22. Octobre 1705, worin es heißt: Je rens cette justice à tous vos Officiers . . . et particulièrement à Mylord Peterborow, qu'il a fait paroitre dans toute cette Expedition, une constance, valeur et conduite, dignes du choix, que Vôtre Majesté a fait de lui, et qu'il ne me pouvoit rendre plus satisfait que je suis. Dieser Brief ist nach dem Originale abgedruckt in: La Conduite du Comte de Peterborow en Espagne. Traduit de l'Anglois. (Londres 1708.) p. 33 sq. Von dieser Übersetzung ist der englische Urtext mir unerreichbar. Weil ich aber anderweit mich darauf beziehen werde, will ich sofort bemerken, daß die Übersetzung vor dem Originale das voraus hat, daß Letzteres 13 wichtige, französisch geschriebene Documente verenglischt, Erstere sie in der ursprünglichen Fassung mittheilt. Das gilt auch von gedachtem Briefe. — Auf die Autorität Voltaire's und wörtlich nach Smollet (l. c. Vol. II. Chapter 8. §. 39) berichtet die Bibl. univers., während der Capitulationsunterhandlung seien einige teutsche und catalonische Soldaten über die Wälle in die Stadt gedrungen und hätten viel Unziemliches verübt, der Gouverneur sich deshalb beim Grafen von Peterborough beschwert, dieser geantwortet, wenn man ihn mit Engländern einlassen wolle, verspreche er, dem Unfuge zu steuern und sich nachher zurückzuziehen, der Gouverneur habe das gethan und der Graf sein Versprechen gehalten. Die Biogr. univ. versichert in einer Note: Les récherches que nous avons faites dans des documens officiels, nous mettent à portée d'affirmer

Ausnahme von Roses folgten alle Orte Cataloniens dem Beispiele der Hauptstadt und es gebührt dem Grafen von Peterborough das Anerkenntniß, mit einem Heere, nicht viel stärker als die Besatzung Barcelona's, dem Könige Karl die größte und reichste Provinz Spaniens gewonnen zu haben. Auch in Valencia machten dessen Waffen Fortschritte. Der Graf von Cifuentes sicherte ihm die Städte Taragona, Tortosa, Lerida, San-Mattheo, Gironne und andere. Der Übertritt des Don Raphael Nevat führte ihm ein Regiment Reiter zu und brachte bedeutende Ortschaften in seinen Besitz. Ein kühner Streifzug lieferte sogar die Hauptstadt Valencia sammt dem Vicekönige, Marquis von Villa-Garcia, in seine Gewalt. Doch alle diese glänzenden Vortheile fanden ihr Gegengewicht in den Factionen und Streitigkeiten an Karl's Hofe, in dem Wankelmuthe des unentschlossenen Fürsten. Vergebens bat ihn der Graf von Peterborough, das Glück der Stunde zu nutzen. Wochen und Monate vergingen in Säumniß, bis plötzlich ein Corps von 6000 Feinden unter Anführung des Conde de las Torres in Valencia erschien und das schwach besetzte San-Mattheo bedrohte. San-Mattheo war als Communicationsplatz von so einleuchtender Wichtigkeit, daß selbst in Karl's Rathe ein plötzlicher Entschluß reifte. Mit 200 Pferden und 1000 Mann Fußvolk wurde Graf von Peterborough zum Entsatze gesendet. Im Januar 1706 stand er dem Feinde gegenüber. Zu schwach zu offenem Angriffe nahm er List und Klugheit zu Hilfe und durch Finten und Finessen mancher Art vermochte er nicht blos den Conde zu schleunigem Rückzuge, sondern brachte auch die Städte Molviedro, Raquena, Carthagena, Cuenca, Nules, Alicant und selbst Valencia meist ohne Schwertschlag in seine Gewalt [6]). Der Weg nach Madrid war jetzt Karl'n geöffnet; er zögerte, ihn zu gehen, blieb in Barcelona und sah sich am 6. April von seinem Gegner, König Philipp, zu Land und Wasser eingeschlossen, auf der Landseite von fast 24,000 Combattanten unter Philipp's eigenem Befehle, auf der Seeseite von einer Escadre unter dem französischen Großadmirale, Grafen von Toulouse. Karl schwebte in steigender Gefahr. Die Einwohner von Barcelona unterstützten ihn; aber die Zahl seiner Truppen war gering und die Feste Monjuich wurde von den Franzosen erobert. Da nahte der Graf von Peterborough an der Spitze von 3000 Mann. Eilboten hatten ihn aus Valencia gerufen. In die Stadt zu gelangen, war unmöglich; also warf er sich in die Berge und beunruhigte 14 Tage lang die Belagerer so unaufhörlich, daß diese gegen die Stadt etwas Ernstes nicht unternehmen konnten und durch diesen Verzug Sir John Leake Zeit gewann, mit seiner bei Lissabon stationirten Flotte vor Barcelona zu erscheinen. Er erschien am 8. Mai. Der französische Admiral wartete seine Ankunft nicht ab. Bei der ersten Nachricht lichtete er die Anker und segelte nach Toulon. Drei Tage später hob Philipp die Belagerung auf, mit Hinterlassung seiner Kranken, seiner Zelte und des größten Theils seines Geschützes. Ein zweites Mal hatte Karl dem Grafen von Peterborough Barcelona und das zweite Mal auch seine Freiheit zu danken [7]). Während hierauf Letzterer wieder nach Valencia ging und Karl in Barcelona blieb, rückte Graf Galway mit einem portugiesischen englischen Heere von 20,000 Mann aus Portugal in Spanien ein, eroberte Alcantara und Placentia, und war Ende Juni Herr von Madrid, wo er Karl zum Könige proclamirte. Die Hauptstadt hörte es ruhig an. Für den anwesenden Karl würde sie sich erklärt haben. Seine Abwesenheit verletzte, Madrid in den Händen der Portugiesen und deren Anführer ein Ketzer, kränkte sie. Brief auf Brief schrieb Graf von Peterborough an den König, ihm die Nothwendigkeit vorstellend, sich nach Madrid zu begeben, um die Ehre bittend, ihn im Triumph einzuführen. Karl verharrte unbeweglich in Barcelona, und als er sich endlich erhob und den Weg über Saragossa nahm, wo ihn die Einwohner als Herrn von Aragonien und Valencia begrüßten, war es zu spät, hatte Philipp sich erholt, war auf Madrid marschirt und hatte Graf Galway es geräumt. Anfangs August erreichte Karl mit einer kleinen Truppenzahl das portugiesische Lager; wenige Tage später folgte Graf von Peterborough mit 500 Reitern. Die Armeen, sich ziemlich gleich, standen einander schlagfertig gegenüber; aber keiner der beiden Führer wollte ein entscheidendes Treffen wagen, und Graf von Peterborough, unzufrieden mit solcher Unthätigkeit, gehorchte gern dem Befehle der Königin von England, der ihn nach Italien rief, und schiffte

que le fond de cette anecdote est exact. Leider sind die documens officiels nicht angegeben. Daß der angeführte Brief des Erzherzogs diese Ritterlichkeit des Grafen von Peterborough nicht erwähnt, muß zwar befremden, beweist aber nichts gegen die Wahrheit der Anekdote. Indessen gedenkt er eines autre accident qu'on n'a jamais veu devant. Les crusutés du prétendu Viceroy, et le bruit qui couroit qu'il vouloit emporter des prisonniers contre la capitulation, avoit suscité les bourgeois, et quelques uns du pays, de prendre les armes, la garnison étant employée à charger leur bagage, qui devoit sortir le lendemain, s'est trouvée embarassée, et tout tendoit au carnage, quand les troupes de Vôtre Majesté sont entrées dans la ville avec le comte de Peterborow, et au lieu de s'employer à piller . . . elles ont calmé le désordre et ont sauvé la ville, et la vie même de leurs ennemis. Hätte etwa Voltaire hieraus seine Anekdote fabricirt? So gar unglaublich nicht.

6) Was ich Finten und Finessen genannt, nennt die Biogr. univ.: des stratagèmes qui ne montraient pas toujours une grande delicatesse, frei nach Smollet (l. c.): by dint of artifices not altogether justifiable even in war. Welcher Art diese artifices gewesen, erzählt ausführlich La Conduite du Comte d. P. (p. 153 sq.) und rechtfertigt sie (p. 180) mit der Bemerkung, daß le grand art de la guerre consiste surtout à être bien instruit du veritable état des ennemis, et à leur faire croire ce qui n'est point. Und das hatte der Graf gethan.

7) Das will allerdings die Biogr. univ. in sofern nicht Wort haben, als sie hinzusetzt: Il est certain cependant que la ville était au moment de se rendre, lorsqu'une flotte anglaise, chargée de troupes de débarquement, et infiniment supérieure à la flotte française qui bloquait le port, força (?) celle-ci à s'éloigner et par suite le maréchal de Tessé à lever le siège. Zugegeben nun, daß ohne die Ankunft der englischen Flotte der Graf von Peterborough Barcelona nicht, hätte retten können, rettete er es doch, indem er die Einnahme verhinderte, bis die Flotte kam.

sich zugleich in Karl's Auftrage und mit Vorwissen der Generalität im September am Bord einer englischen Fregatte nach Genua ein [8]). Schon unter dem 12. October schrieb ihm Mr. Stanhope, englischer Botschafter an Karl's Hofe: „Je puis seulement dire en peu de mots à vôtre Grandeur, que depuis vôtre depart les affaires sont allées de mal en pis [9])," und da dies namentlich eine Folge des Geldmangels war, zu dessen Abhilfe der Graf von Peterborough in Genua für Karl'n ein Darlehn aufnehmen sollte, erwarb sich derselbe um ihn ein neues Verdienst, indem er ihm bereits im Januar 1707 die gewünschten Summen überbrachte. Karl erkannte das auch in einem Schreiben vom 4. Februar ausdrücklich an [10]). Unmittelbar nachher führte ein Auftrag anderer Art den Grafen wieder nach Italien und die schlimmste seiner Vorhersagungen in Karl's Angelegenheit erfüllte sich am 14. April durch die Schlacht bei Almanza, in welcher Karl gegen den Herzog von Berwick seine ganze Artillerie, 120 Fahnen und Standarten und 10,000 Mann verlor. Weitere Unglücksfälle folgten, und es kann dem Grafen von Peterborough unter den angegebenen Verhältnissen nur zum Ruhme gereichen, daß seinem Weggange aus Spanien ein Theil der Schuld beigemessen wurde [11]). Die Sache kam 1710 vor dem Hause der Lords zur Untersuchung, und nachdem die Abstimmung entschieden, daß der Graf von Peterborough während seines Commando's in Spanien viele große und ausgezeichnete Dienste geleistet, sowie daß die Befolgung seines Rathes die späteren unglücksvollen Ereignisse abgewendet haben dürfte, votirte ihm das Haus seinen wohlverdienten Dank [12]) — ein Ehrenzeichen, das in England einer Bürgerkrone ähnlich sieht. Die Gewandtheit, mit welcher der Graf von Peterborough seine italienische Mission erfüllt, veranlaßte die englische Regierung, ihn bei den Unterhandlungen zu gebrauchen, welche 1710 und 1711 zwischen ihr und den italienischen Staaten, besonders dem turiner Hofe stattfanden. Als Belohnung empfing er 1713 den Hosenbandorden und wurde gleichzeitig als Gesandter beim Könige beider Sicilien accreditirt — ein Posten, den er bis zum Tode der Königin Anna (den 1. Aug. 1714) bekleidete. Georg I. ernannte ihn zum Oberadmiral der gesammten großbritannischen Marine. Auch unter Georg II. behielt er diese Stelle. Doch scheint sie eine Sinecure gewesen zu sein. Von activer Dienstleistung schweigt die Geschichte. In politischer Beziehung gedenkt sie seiner zuletzt 1717. Der Graf reiste wegen seiner Gesundheit nach Italien und wurde bei seiner Ankunft in Bologna am 11. September auf Befehl Papstes Clemens XI. verhaftet. Dieser Befehl betraf alle Fremde und vorzugsweise alle Engländer, die in der Nähe von Urbin, wo der Prätendent sich aufhielt, erscheinen würden. Die großbritannische Regierung nahm jedoch davon erst Notiz, als man sich an dem Grafen von Peterborough vergriffen, seine Papiere durchsucht und ihn nach einem scharfen Verhöre in die Citadelle eingesperrt hatte. Das päpstliche Ministerium war allerdings klug genug, bei der Nachricht von solcher Notiznahme den Grafen unter tausend Entschuldigungen und mit der Versicherung, sich geirrt zu haben, nach Monatsfrist in Freiheit zu setzen; aber England foderte nichtsdestoweniger Genugthuung, und als eine Escadre die Foderung zu unterstützen drohte, desavouirte der Papst eigenhändig das Verfahren seines Legaten, das er eine Gewaltthat und eine Ungerechtigkeit nannte, und es mußte der arme Cardinallegat sich schriftlich hierzu bekennen und sowol den heiligen Vater als den König von England de- und wehmüthig um Verzeihung bitten.

Graf von Peterborough war zweimal vermählt und hatte von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Sir Alexander Fraser, zwei Söhne und eine Tochter. Witwer geworden verband er sich mit der gefeierten Sängerin Anastasia Robinson. Diese Ehe blieb längere Zeit geheim. Die Sängerin wollte den Grafen nur als Gattin erhören und der Stolz des Grafen von solcher Bedingung nichts wissen. Aber die Liebe war stärker als der Stolz; der Bund wurde insgeheim geschlossen und man lebte vor der Welt getrennt. Zum Tode krank rief der Graf seine Gemahlin zu sich, stellte sie seinen Verwandten vor, ging dann mit ihr, seiner Gesundheit wegen, nach Lissabon und starb hier am 5. Nov. 1735. Unter seinen Papieren fand sich ein über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens von ihm selbst geschriebenes Heft, das aber die Gräfin, man sagt, zur Ehre seines Andenkens, der Veröffentlichung entzog. Eine lebhafte Phantasie, ein dem Romantischen zugewandter Sinn und eine unermüdliche Thätigkeit bezeichneten viele seiner Handlungen. Schnelle und witzige Antworten fehlten ihm selten, und als er eines Tages in London zu einer Zeit, wo Marlborough die Volksgunst verloren, von einem Haufen Pöbel für diesen gehalten und mit fühlbaren Beweisen der Unzufriedenheit bedroht

8) Dieser Weggang aus Spanien ist dem Grafen von Peterborough sehr nachtheilig gedeutet worden. Die Biogr. univ. und deren Gewährsmann, Smollet, finden den Grund seines Wegganges in seinem verletzten Ehrgeize. Er habe gehofft, sagen sie, den Oberbefehl über die vereinigte Armee zu erhalten, und getäuscht in dieser Hoffnung, sowie aus Feindschaft gegen den Prinzen von Lichtenstein, Karl's Günstling, habe er die Armee und Spanien verlassen. Wider so harte Beschuldigung tritt der Verf. von La Conduite etc. (p. 90 sq.) siegreich auf. Le bruit courut en Angleterre, heißt es dort, qu'il avoit quitté l'armée à Guadalaxara par quelque mécontentement et de lui même, pour aller faire en Italie un voyage de plaisir, sans y être envoyé pour aucune affaire. Mais ce bruit également faux et ridicule, étoit dementi par le commandement exprés qu'il avoit reçu de sa Majesté Britannique. Il avoit de plus non seulement le consentement, mais encore les sollicitations les plus pressantes, du Roi Charles, de ses Ministres, aussi bien que de ceux de la Reine Anna, et enfin de tous les Généraux qui étoient à Guadalaxara. Le meilleur moyen de réfuter cette accusation, c'est de produire les pièces qui justifient ce que je viens d'avancer. Sothane pièces justificatives sind theils diplomatische Instructionen, theils kriegsgerichtliche Entscheidungen vom 4. Mai bis mit 9. August 1706, und last, not least, Karl's eigener betreffender Auftrag vom 10. Aug. 1706. Es ist unmöglich zu lesen und nicht zu glauben. 9) Vergl. La conduite etc. p. 119. 10) Abgedruckt ebendaselbst. S. 121. 11) Möglich, daß Karl nichts that, um den Verdacht zu widerlegen, doch weiß die Geschichte ebenfalls nichts von den accusations transmises contre lui par l'archiduc, wie die Biogr. univ. bemerkt. 12) Vergl. *Smollet* l. c. Vol. III. Book I. Chapter 10. §. 21.

wurde, sprang er auf einen Karren und rief: „Mit Verlaub, meine Herren; ich kann Sie sofort durch zwei Thatsachen überzeugen, daß ich nicht der Herzog von Marlborough bin. Mein Vermögen besteht in fünf Guineen — das ist Eins. Das Zweite ist, bedienen Sie sich derselben." Damit warf er das Gold unter den Haufen und lauter Jubel schallte ihm nach. Vielleicht zu freimüthig äußerte er einst während des Kriegs in Spanien zu einigen seiner Officiere: „Sie mögen Recht haben, daß ich vom Kriegshandwerke mehr verstehe, als der französische General da drüben. Aber eigentlich sind wir Beide große Esel, daß wir uns für zwei noch größere die Hälse brechen wollen." Muth und Entschlossenheit waren hervorragende Züge seines Charakters, und zwar nicht auf dem Schlachtfelde allein, auch auf dem Siechbette. Zum Behuf der Operation des Steines wollte der Arzt ihn binden lassen. „Nichts dergleichen," befahl er; „es soll von einem Mordaunt nie heißen, er habe sich binden lassen." Und wenn der Erzähler wahr berichtet, bestand er die Operation, ohne zu zucken. In wiefern seine Bewerbung um Pope's Freundschaft, der in seinen Gedichten ihn unter Andern den Besieger Spaniens nennt, Zeugniß gibt für seine Liebe zu den Wissenschaften, ist mir unmöglich gewesen zu ermitteln.

(D. *Woldemar Seyffarth.*)

PETERCULTER, Kirchspiel in der englisch-schottischen Grafschaft Aberdeen, welches, am Leuchar oder Culter liegend, 1811 etwas mehr als 1000 Einwohner zählte. (*G. M. S. Fischer.*)

PÉTERFALWA, Petersdorf, Petrovaves, Dorf im neutrer Comitat des Königreichs Ungarn, ist eine Meile von Saschin entfernt und verdient nur deshalb bemerkt zu werden, weil hier der glaubenseifrige Georg Bárschony geboren ward, welcher 1679 in Zips als Bischof von Großwardein und Propst des zipser Capitels starb. Seine sogenannte Veritas ist mit der Antwort Falsitas nachgedruckt worden und P. Horányi (Memoria Hungarorum) theilt ausführlichere Nachrichten über ihn mit. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERFFI, richtiger PÉTERFFY (Karl). Das Wenige, was wir von dem Leben dieses Gelehrten wissen, beschränkt sich darauf, daß er von adeliger Abkunft war, aus Ungarn stammte, indem er hier gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren wurde, schon früh zu Tyrnau dem Jesuiterorden beitrat, sich vorzüglich mit Dichtkunst und Rhetorik beschäftigte, in Wien die Priesterweihe erhielt und nachdem er in dieser Stadt die Dialektik gelehrt hatte, in sein Vaterland zurückkehrte, wo er im Collegio zu Presburg am 14. Aug. 1761 starb [1]). Wir besitzen von ihm 1) ein Gedicht auf Benedict XIII., 2) eine Schrift de judicibus Curiae, und 3) ein größeres, sehr gelehrtes, aber auch äußerst polemisches Werk, welches er, glänzend gedruckt, unter dem Titel: Sacra Concilia Ecclesiae Romano-Catholicae in Regno Hungariae celebrata ab anno Christi MXVI usque ad annum MDCCXV [2]). Accedunt Regum Hungariae et Sedis Apostolicae Legatorum Constitutiones Ecclesiasticae, Partes II. Viennae et Posonii CIƆIƆCCXLII in Folio herausgab. Obgleich Péterffy dieses Werk, dessen kirchenhistorischen Werth auch seine Gegner anerkennen, unmittelbar aus den Quellen geschöpft, gesammelt und erläutert (eruisse, collegisse et illustrasse) haben will, wie er selbst sagt, so scheint doch der bekannte, dem Virgil zugeschriebene Vers:

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores

hier seine volle Anwendung zu finden, da Péterffy, wie wenigstens M. Hungarus behauptet, das Meiste den reichen, kirchenhistorischen Sammlungen des Otrokocsius entnommen hat, welche dieser, der selbst eine Historiam Hungariae Ecclesiasticam, sowie eine Enarrationem recensionemque historicam Ecclesiae Hungaricae Conciliorum schreiben und herausgeben wollte, nach seinem Übertritt zum Katholicismus mit nach Tyrnau gebracht und bei seinem Tode daselbst zurückgelassen hatte. Was den Inhalt dieses Werkes anbetrifft, so glauben wir diesen am besten mit des Hungarus Worten angeben zu können, welcher sagt: Quantum Rei Hungaricae Literariae, praecipue illius, quae in origine, progressu, fatisque variis antiquitatis sacrae ac eruditae illustranda versatur, *Opus Péterffyanum* contineat, longum esset, vel summatim enarrare. Multos enim, cum in Praefatione Partis I. tum in ipsis Commentariis passim, Scriptores Ecclesiasticos, aliosque hujus generis una cum MSS. auctor commemorat; Vitas Archiepiscoporum, Episcoporum et reliquorum praecipuorum, Summe Venerabilis Cleri Hungarici, Virorum atque Antistitum, una cum sacrorum origine, varia fortuna nec non Regimine ecclesiastico accurate passim describit; Musarum item Pannonicarum egregiam subinde mentionem facit. Verbo tantam rei domesticae eruditae lucem affundit, quantam ex parte nimirum ejus, nemo alter. Ut adeo non coeco aliquo fato, verum data opera, hic eum inter reliquos Patriae nostrae Scriptores Literarios collocemus. Recensirt findet sich dieses Werk in den Actis Eruditorum Latinis Lipsiensibus, die polemische, gegen die Reformirten und Lutheraner gerichtete Seite desselben hat besonders Hunnius weitläufig und scharf angegriffen [3]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PETERFORTSIDE oder PETERSIDE. Stadt im Reiche Bonny auf der afrikanischen Küste Benin, liegt, 5 — 6 englische Meilen von dessen Mündung entfernt, auf dem rechten Ufer des Bonny.

(*G. M. S. Fischer.*)

PETERGERICHT, PETERSLEUTE, PETERLINGE. Mittelbare Bauern, auch Patrimonialgerichtsbauern genannt, standen unter den Gutsherren. Diese waren entweder weltliche Personen, oder, als Nutznießer

1) Cont. Horon. memor. Hungar. III. p. 70.

2) In diesem Jahre kam Péterffy nach Trenschin. 3) Vergl. Historiae Hungaricae Literariae etc. Lineamenta etc. (Altonaviae et Servestae MDCCXLV.) p. 82 sq.

von Stiftungen, Geistliche. Die Unterthanen der Letztern nannte man Dotalbauern, Gotteshausleute, Heiligenkreuzleute, Stiftungsbauern oder Wiedemuthsleute. Häufig wurde der Name, welchen man ihnen in Bezug auf ihr Verhältniß beilegte, von einem Heiligen, dem Schutzpatrone der Kirche oder des Stifts, dem sie unterworfen waren, entlehnt, wodurch man sie gleichsam als in dem Eigenthume eines Heiligen stehend [1]) bezeichnete. So bildeten sich auch die Benennungen Peterlinge, Petersleute für dergleichen Stiftungsbauern [2]), wenn nicht etwa diese letztern von dem Namen des vornehmsten Apostels der Christenheit entlehnten Bezeichnungen soviel bedeuten sollen, als zur Kirche gehörig. Im Übrigen waren diese Peterlinge, z. B. in Westfalen, freie Leute, welche hinziehen konnten, wohin sie wollten [3]). Die früherhin vielleicht nur auf geistliche Sachen sich erstreckende, in spätern Zeiten aber auch auf weltliche Gegenstände ausgedehnte voigteiliche Gerichtspflege über jene Bauern sowol als über andere mit jener geistlichen Stiftung in Berührung kommende Personen, wurde Petergericht genannt. Außerdem wird mit diesem Namen ein in dem Hennebergischen und sonst hin und wieder in Franken übliches Gericht bezeichnet, welches unter Beobachtung besonderer Ceremonien jährlich auf den Tag Petri Stuhlfeier gehalten wird, um theils über geringe Verbrechen zu erkennen, theils um in Gemeinde- und Polizeiangelegenheiten Verfügungen zu erlassen [4]). (*K. Pässler.*)

PETERHEAD. 1) Eine Markt-Seehafenstadt und Borough of Barony in dem zur schottischen Grafschaft Aberdeen gehörigen Districte Deer (Marr bei Hassel), liegt, 14 Stunden nordöstlich von Aberdeen, 60 Stunden nördlich von Edinburgh, eine englische Meile südlich vom Flusse Ugie und 300 Miles vom Naze of Norway entfernt, auf einer, die östlichste Spitze von Schottland bildenden und sich in das teutsche Meer (die Nordsee) hinein erstreckenden Halbinsel, deren Landzunge eine Breite von 80 Yards (Ellen) hat, ist in Kreuzesform erbaut und wird in die vier Wards Peterhead, Kirktown, Ronheads und Keith-Inch getheilt. Ohne Pfarrkirche besitzt Peterhead eine im neuesten Style erbaute Kapelle der Episkopalen, außerdem Bethäuser für Burghers, Antiburghers, Methodisten ꝛc., ein Hospital, eine achtbare Parochialschule und eine von D. Anderson's Curatoren (trustees) mit einem jährlichen Salar von 20 Pfund Sterling ausgestattete Schreib- und Rechnenschule. Die Privathäuser sind zum Theil geschmackvoll aus Granitstein erbaut und unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich besonders das mit einer 100 Fuß hohen Thurmspitze (Spire) versehene und am Eingange der Hauptstraße stehende Rathhaus aus. Die Zahl der Einwohner soll sich jetzt auf 6—7000 belaufen. Diese unterhalten jeden Freitag einen Wochenmarkt und jedes Jahr zwei Messen, und finden theils in den großen Manufacturen, welche Zwirn, wollene Tücher, Serges, Twist, Kalmanke und andere baumwollene Gespinnste liefern, theils in den bedeutenden Salzwerken Arbeit und Unterhalt. Der Handel der Stadt ist gering und die Ausfuhr beschränkt sich auf Getreide, Fische, Käse, Eier, gesalzenes Schweinefleisch, Zwirn, Granit, Kelp und Walfischthran; mehr hat der Kabliaufang zu sagen. Der Hafen Peterheads, welcher mit einigen Verbesserungen zu dem größesten und bequemsten der Ostküste Schottlands erhoben werden könnte, vermag 60 Schiffe zu fassen und zerfällt, durch ein mit acht Kanonen besetztes Fort vertheidigt, durch die Keithinsel getheilt in den Nord- und Südhafen. Jener ist der ältere und eignet sich vorzüglich zur Aufnahme der zahlreichen Fahrzeuge, welche des Fischfangs wegen jährlich das Moray (Murray) Frith besuchen; dieser ist zur Fluthzeit 14 Fuß tief. Im Sommer ist Peterhead äußerst lebhaft, indem sich viele Bewohner der Städte Nordenglands hierher begeben, um theils das Seebad zu gebrauchen, theils Heilung und Krankheitsbefreiung von den kräftigen Mineralquellen zu erwarten, welche sich hier befinden und deren kräftigste Weinquelle (Wine-well) genannt wird, weil sie gleich dem Champagner sprudelt. Das Wasser dieser Quelle wird theils getrunken, theils zum Baden benutzt, und es leistet bei Schwäche des Magens und der Eingeweide, bei Nervenübeln, Skrofeln, weiblichen Krankheiten ꝛc. ausgezeichnete Dienste. Zur Erheiterung der Badegäste hat man einen Kafferoom, sowie mehre Sammelplätze angelegt und Assembleen finden alle 14 Tage statt, doch fehlt es an angenehmen Spaziergängen.

2) P., Kirchspiel, welches früherhin Peter Ugie hieß. Es zieht sich vier englische Meilen lang an der Küste hin und enthält gegen 7000 englische Morgen (acres) Land, von welchen 5000 für den Feld- und Gartenbau benutzt werden, 2000 aber aus Moor- und Sumpfland bestehen. In diesem Kirchspiele, welches im J. 1811 außer den öffentlichen Gebäuden 919 Häuser und 4707 Einwohner enthielt, liegt die Ruine Old- oder Ravens-Craig-Castle.

Geschichte. Peterhead und seine Umgebungen waren früherhin Eigenthum der reichen Abtei Deer, aus welcher 1593 zu Gunsten Robert Keith's, der damals Commandant von Deer war und bei dieser Gelegenheit zum Lord Altree ernannt wurde, ein weltliches Lordship entstand. Nach seinem Tode fiel die Stadt dem Grafen Marischal zu, welcher sie unter dem Namen Keith-Inch zum Borough of Barony ernannte. Im J. 1715 erkaufte eine englische Fischergesellschaft die Stadt, und machte diese von dem in ihr befindlichen Merchants-Maiden-Hospitale abhängig, dessen Vorsteher den Baillie erwählen, während die Lehnsleute (Feuars) in einer eigens deshalb angestellten Versammlung die acht Räthe ernennen, denen die

---

1) *K. J. de Westphalen*, Monumenta inedita Rerum Germanicarum. Tom. IV. in praefat. p. 153 sq. 2) J. G. Heineccius, verm. Anmerk. und rechtl. Gutachten. (Berlin 1742.) S. 74 — 99. *J. A. Apel*, Dissert. de origine rusticor. dotalium eorumque in primis in Saxonia conditione. (Lips. 1795. 4.) 3) *G. M. de Ludolf*, Observat. P. II. Obs. 152 et 155. Buri, Abhandl. von Bauerngütern. S. 610. 4) *R. G. Knichen*, De sublim. et reg. territor. jure. c. 4. n. 349 heißt es über diesen Gegenstand: „Voigtheica jurisdictio committitur ut plurimum judicio Petrino Petergericht, dicto, per quod exercetur secundum Peterbeweisthomb. Namque circa vel Petri cathedram ejusmodi judicia non solum solemniter habentur, vero etiam innovantur, puta judice, scabinis." Vergl. auch *P. M. Wehneri* Observat. p. 392.

Angelegenheiten der Stadt, welche sehr beträchtliche Einkünfte besitzt, obliegen *). (*G. M. S. Fischer.*)

PETERHOF, ein prächtiges, vom Kaiser Peter I. erbautes kaiserliches Lustschloß, nahe am finnischen Meerbusen, vier Meilen von St. Petersburg, im Umfange des gleichnamigen Gouvernements, mit den schönsten und abwechselndsten Gartenanlagen, Wasserkünsten und einer sehenswerthen Steinschleiferei. Die Lage dieses herrlichen Lustschlosses auf einer Anhöhe ist einzig in ihrer Art und die Aussicht von hier eine der reizendsten. Sie beherrscht nicht nur einen großen Theil der Landseite, sondern sie geht über die Gärten und den Meerbusen nach der Küste von Karelien bis nach St. Petersburg und Kronstadt. Das Palais ist nach dem Risse von le Blond erbaut und seit 1712, sowie unter den nachfolgenden Regierungen, besonders unter der Kaiserin Elisabeth, Katharina II. und unter Kaiser Alexander I., mit vielen Kosten bedeutend verschönert und alles angewendet worden, um diesen schon von Natur sehr angenehmen Platz durch Kunst noch mehr zu vervollkommnen. Das Schloß hat im Hauptgebäude drei und in den beiden mit Thürmen gezierten Flügeln zwei Stockwerke. Die äußern architektonischen Verzierungen sind reichlich vergoldet, sodaß nicht nur das Palais selbst, sondern auch die herrlichen Gärten mit einer Menge Statüen und Fontainen, vielen Alleen, kleinen Hainen und anderen reizenden Anlagen diesen Ort zu einem der entzückendsten Wohnsitze machen. Das untere Stockwerk des Schlosses wird von Hofleuten bewohnt; das mittlere hat eine große Anzahl prächtig und geschmackvoll ausgeschmückter Zimmer, unter denen sich vorzüglich der Thron- und Audienzsaal auszeichnet. Eine besondere Zierde des Palastes sind viele große Gemälde von Hackert, welche Scenen aus der Schlacht von Tschesme vorstellen und im Thronsaale aufgestellt sind. Von ungemeiner Schönheit sind die Gärten. Ihre Länge beträgt 1500, die Breite 700 Klaftern. Lustgänge, Waldpartien, Blumenplätze, kleine Seen, Grotten ꝛc. wechseln in lieblicher Mannichfaltigkeit und interessanten Überraschungen mit einander ab. Auch sehenswerthe Wasserkünste und Springbrunnen verschönern die verschiedenen Partien, an welchen die Verzierungen früher von vergoldetem Holze waren, unter Kaiser Paul aber in marmorne und bronzene verwandelt wurden. Vorzüglich schön ist der im obern Garten vor der Landseite des Schlosses in einem sehr großen Bassin befindliche Neptun von vergoldeter Bronze mit Tritonen umgeben, und Simson, welcher den Löwen zerreißt, aus dessen Rachen sich eine Wassersäule von 1⅓ Fuß im Durchmesser zu einer Höhe von mehr als 20 Fuß erhebt. Das Wasser wird von den nahe liegenden Bergen hierher geleitet. Der Absprung vor der Hinterseite des Schlosses hat zwei prächtige Cascaden, die sich über die Terrassen hin in große Becken stürzen, unter welchen man, wie unter einem Gewölbe, in eine schöne Grotte geht. Der Terrasse gegenüber sind zwei Colonnaden aus Tuffstein, mit grauen marmornen Säulen angelegt. An beiden Enden der kleinen Colonnaden, auf deren Dächern Fontainen sind, befinden sich mit vergoldetem Bleche gedeckte Kuppeln, aus deren Spitzen sich ebenfalls Fontainen erheben, die sich dann über die Kuppeln plätschernd ergießen, und hierauf an den Enden in ein Becken rauschend herabstürzen. Dieses Wasserspiel erzeugt eine wunderbare Täuschung, wenn man hier unter den Colonnaden sitzt und bei heiterem Himmel einen künstlichen Platzregen herabstürzen sieht. Der ganze Raum von dem Absprunge bis an das Meerufer ist ein großer, von einem zehn Klaftern breiten, in den Meerbusen führenden Kanal, in zwei Hälften getheilter Prachtgarten in alter, aber mit vielen neuen Anlagen verschönerter Manier. In einer kleinen Waldpartie desselben liegt ein niedliches, von der Kaiserin Katharina II. angelegtes Badehaus. Die hölzerne Wand, welche dasselbe umgibt, bildet ein großes, oben offenes Oval, welches den Himmel zum Dache hat und von den rings umher stehenden Bäumen auf das Lieblichste umschattet wird. Innerhalb der Wand selbst sind verschiedene größere und kleinere Zimmer, mit Bequemlichkeiten aller Art versehen, angebracht, und mitten im Platze befindet sich ein großer Wasserbehälter, der mit einer Galerie umgeben und mit Treppen versehen ist; auf dem Wasserbecken, das durch Röhren bis zu einer bestimmten Höhe angefüllt wird, schwimmen Flöße und Gondeln. Außer diesem sind auch noch im untern Garten die beiden Colonnaden aus pudowskischen Stein sehenswerth, sowie noch mehre andere Schönheiten und Merkwürdigkeiten, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Der Thiergarten enthält nichts Merkwürdiges, es müßte denn sein, daß man hier Hirsche sieht, unter dieser Zone eine seltene Erscheinung. Desto interessanter ist der südwärts liegende, eine Viertelstunde von dem obern Garten entfernte, englische Garten, mit seinen stattlichen Häusern, Tempeln, Brücken, Grotten, Kanälen ꝛc. Überraschend ist hier ein artig eingerichtetes Bauernhaus, das von Innen prächtig und geschmackvoll eingerichtet ist, und durch eine optische Täuschung gefällt. Das Erstaunen nämlich, welches dieser unerwartete Anblick schon an sich erzeugt, wird durch die scheinbare Größe und Entfernung der Cabinette vermehrt, welche sich in künstlich verborgenen Spiegeln verdoppeln. Das schöne und ansehnliche Gartenhaus Monplaisir in einer abgelegenen Waldpartie, von der Kaiserin Elisabeth angelegt, ist unter andern durch eine prächtige Küche merkwürdig, in welcher diese Monarchin zuweilen sich selbst ihre Speisen zubereitet haben soll. Marly heißt das kleine hölzerne, einstöckige Gartenhaus Peter's des Großen, welches im Garten, dicht am Ufer des Meerbusens steht, nach holländischer Weise eingerichtet ist und des großen Monarchen Lieblingsaufenthalt war. Zu seinem Andenken hat man alles, selbst das einfache Hausgeräthe, so gelassen, wie es zu seiner Zeit war. Das Bette ist so gestellt, daß der Kaiser von demselben aus Kronstadt und seine Flotte übersehen konnte. Das bei Peterhof liegende Dorf (Slobode) hat eine steinerne

*) Vergl. Topographical Dictionary of Scotland and the British Isles by *Nicholas Carlisle*, F. S. A. 1813; Beauties of Scotland. Vol. IV; *Rees*, Cyclopaedia, Vol. XXVII; v. Jenny's Handwörterbuch von Großbritannien ꝛc.

Kirche und hübsche Häuser, in welchen zum Theil die Hofleute wohnen. Peterhof selbst hat gegen 60 Schloß- und 7 Kirchenbediente, 4 Architekten, 30 Gärtner, über 100 verschiedene Handwerker, 10 Personen beim Lazareth rc., zusammen an 250 Personen, die unter einem Intendanten stehen, und nebst der Unterhaltung der Gebäude, Gärten, Wasserwerke rc. jährlich über 80,000 Rubel kosten. Eine kleine halbe Stunde unterhalb Peterhof am Meere und einem Bache liegt die sehenswürdige kaiserliche Steinschleiferei, von der Kaiserin Elisabeth im J. 1750 angelegt, in welcher von 50 Meistern und Gehilfen aus fremden edeln Steinen, vorzüglich aber aus einheimischem Granit, Jaspis, Marmor, Porphyr, Achat, Topas, Carneol, Malachit und Bergkrystall, Tassen, Vasen, Urnen, Dosen, Säulen, Messerstiele, Tafeln und allerlei Schmuck geschliffen und verfertigt werden. Die Straße von hier nach St. Petersburg besteht beinahe aus einer Reihe von schön gebauten Lusthäusern und zum Theil stattlichen Schlössern der russischen Reichen und Großen, die sich auf beiden Seiten der Chaussee sehr schön darstellen. Bei großen Feierlichkeiten, Geburts- und Namensfesten der kaiserlichen Familie rc. werden Gärten und Schloß mit vielen Tausend vielfarbigen Lampen erleuchtet, wodurch das Ganze einen wunderschönen Feenpalast darstellt. Mit einer solchen prachtvollen Erleuchtung und einer ebenso glänzenden Maskerade, zu welcher das ganze St. Petersburgische Publicum durch ein Programm eingeladen wird, pflegt der gesammte kaiserliche Hof dergleichen Feste, insbesondere den Peter-Paulstag (am 29. Juni), hier zuzubringen. Eine zahllose Menge Zuschauer aus allen Ständen findet sich dann aus der Residenz und den umliegenden Gegenden ein, um dem unvergleichlich prächtigen Feste beizuwohnen. Auch hält sich, wegen der hier herrschenden angenehm kühlen Seeluft, in den drei heißen Monaten Juni, Juli und August, nicht selten die kaiserliche Familie einige Wochen hier auf. In Peterhof war es auch, wo der unglückliche Kaiser Peter III. von seiner treulosen Gemahlin Katharina II. gefangen genommen werden sollte, aber auf erhaltene Nachricht von der gegen ihn begonnenen Verschwörung nach Oranienbaum flüchtete, wo die Gefangennehmung ohne große Schwierigkeiten erfolgte*).

(*Joh. Christ. Petri.*)

PETER- und ALEXANDERINSELN nannte Capitain Bellinghausen einige 1823 von ihm unter 69° 30' südl. Br. entdeckte Inseln, welche die südlichsten der bisher bekannten Inseln sein möchten. (*G. M. S. Fischer.*)

Peterkau, s. Petrikau.

Peterlingen, s. Payerne.

PETERMÄNNCHEN oder **PETERMENGER** sind Bezeichnungen silberner Scheidemünzen des ehemaligen Kurfürstenthums Trier, welche man früher Albus nennte. Jene Namen entstanden im Anfange des 17. Jahrh. daher, weil sich auf diesen Scheidemünzen der heilige Petrus abgebildet befand. Als nachher diese Münzbezeichnung allgemein und sogar den Münzen als Name aufgeprägt wurde, wurden zuweilen auch Petermännchen ohne die Abbildung des erwähnten Apostels geprägt. Der Werth dieser Scheidemünze betrug Anfangs 9 leichte Pfennige, der sich später auf 8 herabdrückte, und 36 Stück betrugen 1 rheinischen Gulden oder 13 Groschen 4 Pfennige im Conventions-Zwanzigguldensuße. Es gab Stücke von ½, von 1 und von 3 Petermännchen, und von jeder Sorte folgt hier die Beschreibung eines Stücks:

1) Halbe Petermännchen:

Av. Ein auf Palmzweigen ruhendes mit dem Kurhute bedecktes, rundes, über das Malteserordenskreuz gelegtes quadrirtes Wappenschild mit einem Herzschilde, ersteres das Stifts-, letzteres das Familienwappen enthaltend. Rev. In vier Absätzen, und zwar der erste die Werthzahl enthaltende zwischen zwei Rosetten: ½ — peter — mengen — 1715. Dieses höchst seltene Stück ist vom Kurfürsten Karl aus dem herzoglichen Hause Lothringen, welcher vom Jahre 1711 — 1715 regierte.

2) Ganze Petermännchen:

Av. IOAN.nes HVGO. D.ei G.ratia ARCH.iepiscopus ET EL.ector TREV.irensis. Ein Kreuz. Das mit dem Kurhut bedeckte Stifts- und Familienwappen, hinter welchem der Bischofsstab und das Schwert hervorragt. Rev. MONETA. NOVA. TREV.irensis. AnnO. 1677. ein Kreuz. Der rechtsgekehrte Apostel Petrus in der Rechten den Schlüssel haltend. Ist vom Kurfürsten Johann Hugo aus dem adeligen Geschlechte der von Orsbeck, welcher vom Jahre 1676 — 1711 regierte.

3) Stücke von drei Petermännchen, und zwar:

a) Mit der Abbildung des heiligen Petrus: Av. CHVR. TRIER.sche LAND. MVNZ. Das mit dem Kurhute, Krummstab und Schwert gezierte Stifts- und Familienwappen in einem spitz zulaufenden, an den Seiten mit kleinen Verzierungen versehenen Schilde. Daneben die getheilte Jahrzahl 16 — 89. Rev. SANCT9 — PETRVS im Halbcirkel zwischen Rosetten als Umschrift. Der heilige Petrus in Halbfigur auf einer Wolke schwebend, in der Linken den Schlüssel haltend. Unten in zwei über einander stehenden Zeilen: C III L — PETERMENTGER. Das Stück ist vom Kurfürsten Johann Hugo.

b) Ohne Abbildung des Apostels Petrus: Av. Ein teutsches, quadrirtes, mit dem Kurhute bedecktes Schild mit dem wiederholten trierschen und von orsbeckschen Wappen. Hinter dem Schilde liegen in Form eines Andreaskreuzes Krummstab und Schwert, und daneben die getheilte Jahrzahl: 17 — 03. Rev. Zwischen zwei Palmzweigen in drei über einander stehenden Zeilen: die Werthzahl III zwischen Rosetten und das Wort: PETER — MENGER. Auch dies Stück ist von dem Kurfürsten

*) Man vergleiche hierbei: Makinowicz, geograph. Wörterbuch des russ. Reichs (in russ. Sprache). Storch, Gemälde von St. Petersburg, 1. Th. 2. Abschn. Georgi, Beschr. von St. Petersburg. Reimer's St. Petersburg am Ende seines 1. Jahrh. Freiherr von Campenhausen, Auswahl topogr. Merkwürdigkeiten des St. Petersburger Gouvernements, u. a. m.

Johann Hugo. Die Stücke von drei Petermännchen werden auch „Triersche Dreier" genannt *). (*K. Pässler.*)

Petermännchen (Zool.), s. Trachinus.

PETERMANN (Andreas), wurde am 7. März 1649 zu Werbelin, wo sein Vater, welcher später nach Delitzsch als Diakonus ging, Prediger war, geboren, besuchte das Gymnasium zu Halle a. d. S. und studirte zu Leipzig Medicin, Philosophie und Theologie. Nachdem er einige Zeit zu Gera die Medicin ausgeübt hatte, promovirte er 1673 zu Altorf, und ließ sich dann als Arzt zu Torgau nieder, woselbst er sich große Verdienste während der 1680 herrschenden Pest, an welcher er selbst erkrankte, erwarb. Torgau, sowie schon früher Delitzsch, Bitterfeld und Zörbig, ernannten ihn zu ihrem Physikus. Im J. 1688 wurde Petermann als außerordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie nach Leipzig berufen und erhielt 1691 das Ordinariat. Sein praktischer Ruf begleitete ihn auch hier und besonders stand er als Geburtshelfer in bedeutendem Ansehen. Neben seiner Thätigkeit als Arzt und Lehrer beschäftigte er sich fortwährend mit theologischen Untersuchungen und zeigte sich als ein eifriger Vertheidiger der Philosophie des Cartesius. In dem letzten Jahre seines Lebens wurde er von einem sehr schmerzhaften Übel am Fuße befallen und starb den 5. Aug. 1703. Außer ziemlich zahlreichen medicinischen Dissertationen schrieb Petermann: Gründliche Deduction vieler irrigen und gefährlichen Handgriffe, die in dem Buche: Die Brandenburgische Hofwehmutter genannt, gerühmt werden. (Leipzig 1692. 4.) Philosophiae cartesianae adversus censuram *P. D. Huetii* vindicatio, in qua pleraque intricatiora Cartesii loca clare explanantur a D(octore) *A(ndrea) P(etermanno)* L(ipsiensi). (Lipsiae 1690. 4.) Nach seinem Tode gab sein Sohn von ihm heraus: Observationum medicarum decuriae III. (Lips. 1706.) Manuductio ad practicam medicam. (Lips. 1707.) Casuum medicorum decas II. (Lips. 1708.) Chymia. (Lips. 1708.) Theses de principiis cognitionis humanae. (Lipsiae 1708.) Sein jüngster Sohn, Benjamin Benedict Petermann, wurde 1680 zu Leipzig geboren, studirte zu Leipzig und Halle Medicin, promovirte auf letzterer Universität im J. 1703 mit einer Dissertation de anatomia publica, und ließ sich zu Leipzig als Arzt nieder, wo er bald sich auch als Geburtshelfer auszeichnete. Im J. 1708 wurde er zum Amtsphysicus ernannt, vertauschte diese Stelle aber 1719 mit der eines Stadtphysicus und starb am 17. April 1724. Außer seiner Dissertation haben wir von ihm nur noch Observationes medicae, welche der von ihm herausgegebenen Casuum medicorum decas II. seines Vaters angehängt sind. (*J. Rosenbaum.*)

PETERMANN (Georg), geb. den 19. März 1710 zu Pukanz in Oberungarn, der Sohn eines dortigen Kürschners, erhielt den ersten Unterricht in der Schule zu Bohnwitz, und erwarb sich seit dem Jahre 1728 in dem Gymnasium zu Presburg die nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse, um 1733 die Universität Halle beziehen zu können. Er widmete sich dem Studium der Theologie, folgte jedoch bereits 1734 einem Rufe nach Berlin. Dort ward Petermann, unter der von ihm gestellten Bedingung, binnen Jahresfrist wieder zu seinen akademischen Studien nach Halle zurückkehren zu dürfen, als Prediger angestellt bei der böhmischen Exulantengemeinde. Ihre Bitten, vereint mit den Vorstellungen einiger ihm wohlwollender Gönner, fesselten ihn bis zum Jahre 1738 in Berlin.

Aufgefodert durch den Grafen von Gersdorf, nahm er um diese Zeit eine Predigerstelle in Gebhardsdorf an, vertauschte sie jedoch bereits nach einem Vierteljahre mit dem ihm angetragenen Pastorat zu Uhyst an der Spree in der Oberlausitz. Im J. 1741 rief ihn der Graf von Promnitz als Archidiakonus nach Vetschau in der Niederlausitz. Als die böhmische Gemeinde in Berlin ihn 1746 abermals zu ihrem Prediger verlangte, lehnte er diesen Ruf ab, und ging im folgenden Jahre als böhmischer und teutscher Prediger nach Dresden. Er starb dort, als Senior des geistlichen Ministeriums, den 16. Dec. 1792, geschätzt als Kanzelredner durch seine populären Vorträge, und auch als theologischer Schriftsteller nicht unbekannt, durch die Herausgabe eines böhmischen Gesangbuches [1]), sowie durch mehre Predigtsammlungen [2]) und eine Postille über die Sonn- und Festtagsevangelien in böhmischer Sprache [3]). Sein Bildniß befindet sich vor seinen vorhin angeführten evangelischen Predigten [4]). (*Heinrich Döring.*)

PETERMANN (Karl Maximilian Wilhelm), geb. am 3. Sept. 1722 zu Baireuth, bildete sich in den Lehranstalten zu Hof und Baireuth. In Jena studirte er die Rechte, und ward nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn 1743 beim geheimen Archiv zu Baireuth angestellt. Einige Jahre nachher (1749) ward er Regierungssecretair. Seine juridischen Kenntnisse erhoben ihn 1758 zum Justizrath, 1763 zum Hofrath, 1764 zum wirklichen Regierungsrath und 1767 zum ersten geheimen Secretair. Im J. 1769 ward er bei dem Oberbergdepartement angestellt, 1770 bei der Polizei und Landesökonomie, 1771 zum Consistorialrath ernannt und 1772 zum Deputirten bei der Waisenkammer. Das Jahr 1774 erhob ihn zur Würde eines Consistorial-Vicepräsidenten. Er starb am 27. September 1794.

In seinen Mußestunden beschäftigte sich Petermann viel mit den schönen Wissenschaften und machte sich als Schriftsteller vorzüglich bekannt durch Herausgabe eines Journals: „Versuche in den Werken des guten Geschmacks" betitelt. (Baireuth 1746.) Er schrieb außerdem Fabeln und Erzählungen (Coburg 1754—1756. 2 Bde.); auch

---

*) Berichtigungen zur Münzkunde des Mittelalters und der neuern Zeit. 1. Lieferung. (Coblenz 1830.)

1) Dresden 1748. 2) Sechs Predigten, bei Gelegenheit des Jubiläi (Ebend. 1755). Evangelische Predigten auf das ganze Jahr (Greiz 1771.) u. a. m. 3) Dresden 1783. 4. 4) Vergl. Röttger's Nekrolog. 1792. S. 144 fg. Dietmann's Kursächsische Priesterschaft. 1. Th. S. 58 fg. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 779 fg. 4. Bd. S. 327. Richter's biograph. Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 272 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 239 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 329.

einige Romane und Gedichte: Der Gleichgültige (Baireuth 1773); Der Milchtopf (Ebend. 1775) u. a. m. Vorzüglichen Beifall fand sein historischer Versuch: Folge der aus dem Hause Zollern entsprossenen Burggrafen zu Nürnberg, dann Kurfürsten und Markgrafen zu Brandenburg, bis auf unsere Zeiten. Dies Werk, zu Baireuth 1758 gedruckt, erlebte ebendaselbst 1788 die dritte Auflage. Seine patriotische Gesinnung zeigte Petermann durch eine kleine Schrift: Das Glück des Vaterlandes unter der Regierung des Markgrafen Friedrich Christian. (Baireuth 1763. 4.)*) (*Heinrich Döring.*)

PETER-MOUNT oder Mountains heißen die Alleghanen in ihrer Mitte im nordamerikanischen Staate Virginia. Vergl. Keeneebaloo. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERON, eine Stadt der Celtiberi, in der Nähe von Bilbilis. (*Ptolem.* II, 6.) (*Krause.*)

Peter-Pauls-Festung, Peter-Pauls-Hafen, s. Petropawlowskaja.

PETER'S (St.). 1) St. P's., Stadt und Kirchspiel auf der Nordküste der britisch-westindischen Insel Antigua (Antigoa), liegt zwischen dem Meere und den Kirchspielen St. Philipps, St. Pauls und St. Johns, und hat Parham zum Hauptorte. 2) St. P's., oder St. Pierre, Fluß der französisch-westindischen Insel Martinique, entspringt auf deren westlichen Gebirgen und wird an seiner Mündung unter 14° 44′ nördl. Br. vom Fort St. Peter's beschützt. 3) St. P's., Stadt auf der Insel Stronsay, liegt unter 59° nördl. Br. 4) St. P's., Fluß auf der Südseite der britisch-nordamerikanischen Küste Labrador, welcher gegen vier Leagues von der Insel Belle-isle in der nach dieser benannten Straße mündet. 5) St. P's., Fluß im nordamerikanischen Louisiana, gehört zu den nordwestlichen Quellströmen des Mississippi und fließt diesem unter 45° 6′ nördlicher Br. und 94° 22′ westl. Länge zu. 6) St. Peters-Bank, großer, fischreicher, 30—45 Faden tiefer Meeresgrund an der Südküste Neufundlands, welcher sich vom Cap Raze im Osten bis zu der den Baien Placentia, St. Mary und Trepassy gegenüberliegenden St. Peter's- (St. Pierre's-) Insel ausdehnt. 7) St. Peter's-Bai, Bucht an der Südostküste der Insel Cap Breton, welche rings mit Fischerhütten umgeben ist. 8) Peter'sfall, s. Merrimack. 9) St. Peter'sfort, s. Nr. 2. 10) St. Peter's Harbour, Hafen auf der Nordküste der im britisch-nordamerikanischen Meerbusen St. Lorenz (St. Lawrenze) gelegenen Insel St. John, findet sich unter 46° 25′ nördl. Br. und 60° 42′ westl. Länge, acht Leagues westlich von der Ostspitze der Insel. 11) St. Peter'shafen, Hafen auf der Ostküste Labradors unter 56° 31′ nördl. Br. und 60° 42′ westl. Länge. 12) St. Petersinsel, auch St. Pierre'sinsel genannt, liegt, unter 46° 46′ nördl. Br. und 56° 17′ westlicher Länge, südsüdwestlich von der Spitze der Fortunebay und nahe bei und südöstlich von der Südspitze der Insel Miquelon am Eingange des St. Lorenzbusens und dient hauptsächlich zum Einpökeln und Trocknen der Stockfische. 13) St. Peter'sinsel, kleine Insel in dem schmalsten Theile der Straße zwischen Neubraunschweig und der Insel St. John, an deren Westküste und nahe an und Nord bei West von der Governorinsel. 14) St. Peter's Island, zur britisch-westindischen Insel Virgin Gorda gehörig, liegt zwischen St. Jean und Copper-Island. 15) St. Peter's Lake, See, welcher, von dem St. Lorenzstrome im britischen Canada gebildet, aus dem Champlainsee von Südosten den Sorel, von Nordwesten den Francis und einige kleinere Flüsse, sowie den Masquinonge und Omachis aufnimmt. Der Mittelpunkt dieses See's liegt 68 engl. Meilen oberhalb Quebeck und 205 Miles nordöstlich von Kingston an der Mündung des Ontariosees. 16) St. Peter's Mountains, d. i. Petersberge, heißen die Berge des südwestlichsten der beiden Arme, in welche sich die Alleghanen in der zum nordamerikanischen Staate Virginien gehörigen Grafschaft Montgommery theilen*). 17) St. Peter's Point, englisches Vorgebirge an der Küste von Lincolnshire, ist vier englische Meilen in südöstlicher Richtung von der Mündung des Witham entfernt. 18) Peter's, kleiner Creek (spr. Krik, Fluß), welcher in der Grafschaft Providenze des nordamerikanischen Freistaates Rhodeisland bei Cumberland zugleich mit den Creeks Mill und Abbot in den Blackstone fällt. 19) Peter's, Fluß, welcher in dem Freistaate Virginien, in der zu diesem gehörigen Grafschaft Nicholas mit dem Cherry Tree (s. d. Art.) dem Gauley zueilt. 20) Peter, Townships der zu dem Freistaate Pennsylvanien gehörenden Grafschaften Franklin und Washington, von welchen das erstere 1800, das zweite über 1000 Einwohner zählt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petersbank, Petersbai (St.), s. Peter's (St.).

PETERSBERG (St.) §. 1. Lage und natürliche Beschaffenheit. Ein und dreiviertel Meile von Halle nach Norden zu liegt der Petersberg, der zur Unterscheidung von einem in der Stadt Halle selbst gelegenen gleichnamigen Hügel gewöhnlich der hohe Petersberg genannt wird. Diesen Namen hat er von dem auf seiner Spitze erbauten und dem heiligen Petrus geweihten Kloster erhalten. In frühern Zeiten hieß er der Lauterberg [1]), was die lateinischen Chroniken durch mons serenus bezeichnen; Beweis genug dafür, daß nicht die in heidnischer Urzeit der Sonne angezündeten Feuer, von der Höhe weit hin lauter und hell leuchtend, dem Namen seine Entstehung gegeben haben, sondern daß der heitere und helle Himmel, der dort gewöhnlich sich findet, die einzige Veranlassung dazu ist. Der Berg liegt unter 29° 37′ 34″ 2‴ der Länge und

*) Vergl. Meyer's biogr. Nachrichten von ansbachischen und baireuthischen Schriftstellern. S. 264 fg. Heerwagen's Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1. Th. S. 312 fg. Richter's Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 274. Fikenscher's gel. Fürstenth. Baireuth. 7. Bd. S. 70 fg. Ernesti in Hirsching's Handbuch. 7. Bd. 2. Abth. S. 13 fg.

*) Peter's St. Mount, s. Keeneebaloo.

1) Ohne allen Grund ist die Erzählung bei Melissantes (erneuertes Alterthum S. 289), Markgraf Konrad habe am Tage der feierlichen Einweihung des Klosters im J. 1155 befohlen, den Berg fortan Petersberg zu nennen. Noch 1497 erscheint der alte Name sogar in öffentlichen Documenten. Die Form Luterberg ist Niederteutsch.

unter 51° 36′ 47″ der Breite, wie sich aus den im J. 1803 von Prof. Rüdiger aus Leipzig angestellten Beobachtungen ergeben hat[2]). Die Höhe erscheint unbedeutend, weil die Steigung schon in weiter Entfernung in der Ebene beginnt und nur allmälig sich hebt, sodaß der Gang auf den Berg nicht die geringsten Beschwerden macht. Nach genauen Beobachtungen liegt er 640⅚ rheinische Fuß höher als Wettin; da nun Wettin 484⅚ Fuß über der Meeresfläche liegt, so ergibt sich für den Petersberg eine Höhe von 1125⅚ Fuß. Wie der Berg, der fast isolirt in einer weiten Ebene sich erhebt, aus großer Ferne gesehen wird, so bietet er auch von seinem Gipfel eine weite, reiche und herrliche Aussicht[3]) und besonders bei heiterem Himmel und klarem Horizont ein Panorama, das die Vergleichung mit den schönsten Fernsichten Teutschlands nicht zu scheuen braucht. Eine unzählige Menge von Städten (durch ein gutes Instrument hat man 1804 einmal 45 derselben gezählt), Dörfern und Schlössern breitet sich wie eine bunte Decke vor dem Auge aus, das selbst unbewaffnet einen von fast einer Million Menschen bewohnten Flächenraum überschaut. So zeigen sich, um nur einige Örter zu nennen, gegen Mitternacht die Städte Cönnern, Cöthen, Zerbst, Bernburg, Acken, Calbe, Barby, Salze, Schönebeck und ganz am Horizont die Domthürme von Magdeburg; nach Abend zu Wettin, Löbejün, Rothenburg, Gerbstädt, Alsleben, Sandersleben, Eisleben, Freiburg und das Harzgebirge, aus dem der Brocken hoch emporragt; nach Mittag Halle und zwischen grünem Gebüsch der Silberstreif der Saale, Lauchstädt und mehr seitwärts Merseburg mit den schlanken Domthürmen, Lützen, Weißenfels, die Höhen von Roßbach und Leipzig; gegen Morgen Landsberg, Delitzsch, Bitterfeld, Zörbig, Radegast, Eilenburg, Wurzen und etwas weiter nach Norden die Städte Dessau, Coswig und Wittenberg. Der Berg besteht aus einem sehr harten Porphyr, der aber nur an wenigen Stellen in großen Massen hervorragt und ihm vorzüglich an der Mitternachtseite, wo er am steilsten ist, ein wilderes Ansehen gewährt; in dem Porphyr ist in einem Steinbruche an der halle'schen Seite des Berges auch grüner Flußspath gefunden worden, der in irregulairen Krystallisationen im Gesteine liegt und einen blättrigen Bruch hat[4]). Überraschend ist die Fruchtbarkeit des Bodens, denn bis auf die Höhe wechselt bebautes Feld mit kleinen Gärten und selbst auf dem Gipfel liegen Äcker, Anger und Wiesen, welche eine gesunde Weidefütterung geben. Die Erdlage ist so hoch, daß neben der Kirche die Todten aus vier benachbarten Dörfern begraben werden können. Ihren Wasserbedarf finden die Bewohner des Berges am Abhange desselben gegen Mitternacht in dem sogenannten Baumgarten, wo die Natur durch eine Felsenhöhle einen Wasserbehälter von etwa 14 Fuß Tiefe gebildet hat. Nur bei trockenen Herbsten und sehr kalten Wintern bleibt dieses Schwitzwasser aus. Der Volksglaube bezeichnet den Berg als eine Wetterscheide, weil nur selten Gewitter über denselben ziehen und in der Regel sich theilen. Kommen sie grade über den Berg, so sind sie um so schwerer und verderblicher, wie unter andern das Jahr 1565 gezeigt hat.

§. 2. Geschichte. Die ältesten Zeiten sind ganz in Dunkel gehüllt; nur unsichere Vermuthungen wurden aufgestellt, denen es bis in die neuesten Zeiten nicht an Vertheidigern gefehlt hat. Drusus, so sagt man, habe, als er unsere Gegenden berührte, auf zwei Höhen dieses Berges zwei Tempel, dem Mars auf der höchsten Stelle, und der Bellona auf der westlichen etwas niedrigern Spitze, erbaut, um dadurch den Göttern seinen Dank auszudrücken. Eine Feste, die in Verbindung mit dem gleichzeitig angelegten Gibichenstein und Merseburg gestanden, habe die Gegend beherrscht und in Unterwürfigkeit erhalten. Fragt man nach Beweisen, so wird die runde Form einer alten Kapelle, der Name Blonsberg (das soll Bellonensberg sein) und blonsberger Mark für die in der Nähe des zweiten Hügels gelegenen Felder und der im Munde des Volkes lebende Name „Heidenkapelle oder Heidenkirche" für einen Theil der Ruinen angeführt[5]). Allein die noch vorhandenen Trümmer, aus deren erst in neuerer Zeit zu Tage gelegten Fundamenten man die alte Form deutlich erkennen kann, weisen auf ein kurzes, gerades, 20 Fuß 7 Zoll langes und 18 Fuß 9 Zoll breites Schiff, das in eine geräumige Rotunde ausläuft. Der daran stehende im J. 1843 erst eingestürzte Thurm ist byzantinisch; in demselben Baustile wird auch die Kapelle erbaut gewesen sein, die demnach offenbar einer viel spätern Zeit angehört. Wahrscheinlicher ist es, daß die alten heidnischen Völker in der Nähe des Berges denselben zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt und Altäre ihrer Götter dort errichtet haben. Daß er vielfach benutzt ist, beweisen mehre reichhaltige Steingräber, hauptsächlich das am 21. November 1827 aufgefundene Heidengrab auf der Mittagsseite des Berges, in welchem neben einem in gekrümmter Stellung liegenden Leichnam über 250 Stück kleine Perlmutterscheiben, 15 Amulete von Schweinszähnen, mehre von schmalen Kupferstreifen länglich gerollte Korallen gefunden wurden. Die Richtung des Leichnams von Mitternacht nach Mittag deutet auf ein germanisches Grab, das im 5. oder 6. Jahrh. zur Bestattung einer vornehmen Person weiblichen Geschlechts angelegt sein mag[6]). Auf die Verehrung heidnischer Götter deuten die Worte im Chronicon montis sereni (p. 167): Intelligens antiquum hostem, qui jam ab illo loco per institutionem dominici servitii deturbatus erat, per praesentiam ligni salutaris (ein Stück des

2) Im August dieses Jahres hielt sich Rüdiger mit den halle'schen Professoren Klügel und Gilbert hier auf, um durch Pulversignale mit dem Brocken, wo sich v. Zach befand, zu correspondiren. Vergl. Zach's monatliche Correspondenz 1804 im Monat October. 3) Schilderungen derselben geben Krause (in den wöchentlichen hall. Anz. v. J. 1786. Nr. XXII. S. 169) und Bullmann (im hall. patriot. Wochenbl. 1803. S. 829 fg. 847 fg.) 4) Vergl. Schmieder's topographische Mineralogie der Gegend um Halle. S. 25.

5) Vergl. die Faseleien bei Bothe S. 13 und die noch ärgeren bei Hendel S. 26—30. 6) Vergl. Bergner's Bericht (in Kruse's teutsche Alterthümer 2. Bds. 6. Heft. S. 97—101), wo auf Tafel 3 genaue Abbildungen des Grabes und der gefundenen Schmucksachen gegeben sind.

heiligen Kreuzes war im Kloster), in quo semel triumphatus est, efficacius debellari.

Kloster des heiligen Petrus. Mit der Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden wird auch die Geschichte dieses Berges sicherer und durch urkundliche Zeugnisse und chronikalische Überlieferungen mehr beglaubigt. Graf Dedo von Wettin (ein Sohn des Grafen Thiemon und älterer Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen) faßte im J. 1124 unter Kaiser Heinrich's V. Regierung den Entschluß, auf dem Petersberge ein Kloster zu begründen. Zu diesem Behufe beauftragte er den Propst Herminold zu Gerbstädt mit den Vorbereitungen und schickte ihn nach Rom, um die päpstliche Genehmigung dazu einzuholen. Ein Gelübde verpflichtete ihn inzwischen zu einer Wallfahrt in das gelobte Land, aus dem er ein Stück von dem Kreuze Christi, kostbar in Silber gefaßt [7]), mitbrachte und dem zu errichtenden Kloster verehrte. Noch ehe er die Heimath erreichte, erkrankte er und starb bald nach seiner Rückkehr. Dem Erben seiner Güter, Konrad, hatte er die Sorge für das Kloster ans Herz gelegt und mit seltenem Eifer führte dieser den Plan des Bruders aus [8]). Er überwies dem Kloster die Kirchen zu Löbejün und Ostrau und außerdem ansehnlichen Grundbesitz; auch seine Gemahlin Luitgard (Lucardis) schenkte von ihrem eignen Vermögen bedeutende Grundstücke, besonders im Mannsfeldischen. Papst Honorius hatte 1127 die Stiftung eines Klosters der geregelten Domherren Augustinerordens (canonici sub regula b. Augustini) bestätigt, die Ordnung desselben ganz dem Willen des Stifters [9]) gemäß festgesetzt, es unabhängig von dem Erzbischofe zu Magdeburg, in dessen Diöcese es eigentlich lag, gemacht und nur einen Vierding Silber als jährliche Abgabe sich ausbedungen [10]). Man bediente sich offenbar im Anfange der bereits stehenden kleinern, dem Petrus geweihten Kirche, die auch in der folgenden Zeit unter dem Namen der vetus capella in Gebrauch blieb und als Pfarrkirche (ein parochianus veteris capellae wird oft erwähnt) benutzt zu sein scheint [11]). Erst 1128 wurde der Grund zu der größern oder eigentlichen Klosterkirche gelegt und ein Theil der eigentlichen Klostergebäude aufgeführt. Die erstere ward erst vollendet unter dem Propst Meinher (1137—1151) und vom Erzbischof Friedrich von Magdeburg (unbestimmt in welchem Jahre) geweiht. Im J. 1154 wurde der Bau des Klosters an der südlichen Seite der Kirche begonnen und mit großer Mühe, die durch die Lage des Bauplatzes veranlaßt war, vollendet [12]); 1174 erweiterte derselbe Propst Ekkard den hohen Chor, der für die Bedürfnisse zu klein war; ließ 1182 einen Altar des Evangelisten Johannes an der Nordseite, 1184 bei einer zweiten Klosterweihe einen Altar Johannes' des Täufers im hohen Chor, 1185 Altäre des heiligen Kreuzes und des heiligen Petrus und 1183 das Oratorium an der Südseite des Chores weihen. So war für Kirche und Kloster gesorgt, als eine verheerende Feuersbrunst im J. 1199 einen großen Theil der Gebäude vernichtete. Ein in dem Kloster bewirtheter Soldat hatte, um sich bei Nachtzeit zu erwärmen, ein großes Feuer angezündet, das vernachlässigt sich in dem Holzwerke schnell fortpflanzte und bei der Gewalt des stürmenden Windes weiter verbreitete. Die mondhelle Nacht begünstigte die Rettung der Bewohner, von denen keiner umgekommen oder nur verletzt worden ist. Erhalten wurde die alte Kapelle, aber Kloster und Kirche wurden vernichtet, nur der Thurm und die daran liegenden Gebäude blieben verschont [13]). Der Neubau wurde mit Ernst angegriffen; er war in zwei Jahren vollendet (woraus man schließen kann, daß nur das Innere und das Holzwerk der Decke verzehrt war, die Mauern aber wieder benutzt werden konnten), die Propstei hinzugefügt und das Ganze mit einer Mauer umschlossen, während früher alle Gebäude offen gelegen hatten [14]); 1206 kam die neue Glocke Petronella und das Jahr darauf eine neue Orgel. Aus den jetzigen Trümmern läßt sich der Umfang der Gebäude erkennen. Die Kirche, in byzantinischem Stil inmitten der übrigen Gebäude aufgeführt, hatte eine Länge von 180 Fuß und man konnte von der Thurmmauer der Abendseite durch den großen Mittelbogen bis an den Hochaltar hin sehen. Die Form desselben war ein Kreuz, das nur am Hochaltar mit einem runden Ausbau von geringer Tiefe versehen war. Der Glockenthurm, 90 Fuß hoch, hat vier Stockwerke gehabt, von denen das oberste 14 unregelmäßig vertheilte Schalllöcher enthielt und das unterste durch drei Bogen die Verbindung mit dem Mittelschiff und den beiden Seitenschiffen der Kirche herstellte. Das Mittelschiff war von den Seitenschiffen durch 60 Fuß lange und 40 Fuß hohe Mauern getrennt, an deren äußere Seiten sich die Dächer der Seitenschiffe anlehnten. Etwa fünf kleinere Fenster mögen diesen Licht gegeben haben; sie waren mit hölzernen Decken überdeckt und die Dächer mit Hohlziegeln gedeckt. Die Breite und Höhe des Mittelschiffes läßt sich an dem Gewölbe des Hochaltars erkennen; fünf Fenster auf jeder Seite gaben ihm das nöthige Licht. In jeder Wand waren sechs 17 Fuß hohe Bogen von zehn Fuß Weite, welche auf achteckigen, mit einem Kämpfergesimse versehenen Pfeilern ruhten. Auf dem Forste des Daches, da, wo das Kreuz zusammentrat, stand ein kleines Thürmchen, wie es nicht blos oft bei Kloster-

7) Vergl. Annal. Vet. Cell. p. 382 ed. *Menck.* 8) Die Volkssage erzählte, der heilige Petrus wohne selbst auf dem Berge und schaue sich von demselben um, wie sich die Umwohner zu dem christlichen Glauben verhielten; darum sei sein Wunsch, daß ihm auf der Höhe eine Kirche gebaut werde. 9) Das Schreiben desselben steht im Chron. M. S. p. 169 *Menck.* und bei Dreyhaupt II. S. 869. 10) Die Bestätigungsbulle des Papstes findet sich nirgends. 11) Chron. M. S. p. 170. Ante hoc autem fratres illius temporis celebrationem divinorum apud capellam veterem celebrabant, habentes habitacula suis usibus necessaria ad occidentalem partem eiusdem capellae. Sie muß sehr alt gewesen sein, da bereits der vierte Propst Eckard (1151—1192) größere Reparaturen an derselben vornehmen mußte.

12) Chron. M. S. p. 184. Ekkehardus — aedificium claustri in australi parte majoris ecclesiae construere aggressus est in loco praecipiti et scopuloso, et in quo nonnisi laborem et impensam perdere omnibus inspicientibus videbatur. 13) Chron. M. S. p 214. Totam claustri et ecclesiae majoris praeter turris superficiem et aedificia eis adhaerentia ignis depopulatus est. 14) Chron. M. S. p. 222.

und Stiftskirchen vorkommt, sondern auch aus der im Allgemeinen richtigen Abbildung auf dem alten Wandrelief im Mönchssaale sichl ergibt [15]). Neben der großen Halle des Hochaltars befanden sich auf beiden Seiten geräumige Gewölbe, auf deren Bogen die hohen Chöre ruhen, welche mit einer steinernen Balustrade umgeben waren und durch je zwei Fenster gegen Morgen erleuchtet wurden. Die Wände innerhalb der Halle des Hochaltars waren bemalt. Die Halbrotunde von eilf Fuß Weite, welche in reicher Verzierung den Raum am Hochaltare abschließt, mag zur Aufbewahrung der Reliquie des heiligen Kreuzes gedient haben, welches Dedo aus Palästina mitbrachte. Der Gibel darüber enthielt eine Kreuzigung Christi, deren Bruchstücke sich noch erkennen lassen. Alle Gesimse, Ecken und Verzierungen waren von pirnaischem Sandstein, die übrige Mauer von Porphyr. Das byzantinische Bauwerk muß sich durch edle Einfachheit ausgezeichnet haben, es erinnert durchaus an die Anfänge der Kunst; allein einzelne Theile haben eine Schlankheit, die erst die Kühnheit der gothischen Baukunst vollkommener darstellte. Denselben Stil mögen auch die übrigen Gebäude gehabt haben, über die sich nur nach den Ruinen der Umfassungsmauern und nach alten Überlieferungen ein Urtheil fällen läßt. Auf der Abendseite des Berges stand die Propstei (curia praepositi) mit einem Thurme; damit hing zusammen die domus hospitum (gewöhnlich das Lazareth genannt) und die Badestube; gegen Morgen (da wo jetzt das Schulhaus steht) waren die Ökonomiegebäude nebst dem Proviantbause; gegen Mittag die eigentlichen Klostergebäude mit den Zellen und Wohnungen der Domherren und der Laienbrüder, von denen eins an die Befriedigungsmauern des Pfarrgartens reichte, das andere in einer größeren, zum Theil noch bewohnten Ruine (jetzt die Klippe genannt und seit Kurzem von dem dort hausenden Gesindel gesäubert) sich deutlich genug erkennen läßt. Rechnet man dazu kleinere Häuser, wie sie das Bedürfniß einer großen Wirthschaft verlangt, so muß das Ganze innerhalb der mit zwei Thoren versehenen Ringmauer, von der sich nur noch wenige Spuren finden, einen großartigen Eindruck gemacht haben und aus einiger Ferne gesehen vorzüglich auf der Morgenseite höchst imposant gewesen sein.

Nach dieser Abschweifung über die Gebäude des Klosters kehren wir zu unserer Erzählung zurück, die sich ferner mit der Einrichtung und Geschichte beschäftigen muß. Patron des Klosters war der heilige Petrus. Es stand unter keinem Bischofe, sondern unmittelbar unter dem Papste; nur Chrysam, Priester- und Altarweihen gingen von dem Erzbischof zu Magdeburg aus, in dessen Sprengel das Kloster lag. Wenn dieser mit solchen Amtsverrichtungen zögerte oder sie verweigerte, konnte man einen andern Bischof darum ersuchen. An der Spitze stand ein Propst, den der Convent meist aus seiner Mitte wählte, jedoch in den frühern Zeiten nicht so selbständig, daß nicht die Schirmvoigte großen Einfluß auf die Wahl ausgeübt und unangenehme Personen abgelehnt hätten. Die insignia pontificalia durfte er nicht führen; alle Versuche, auch dieses Vorrecht zu erlangen, blieben ohne Erfolg. Wenn der Propst mit der Besetzung der erledigten geistlichen Beneficia zögerte, so stand das Recht, sie zu vergeben, dem Erzbischofe zu Magdeburg zu. Ihm zunächst stand der Prior, außerdem werden erwähnt der Decanus, Custos, Scholasticus, der Cellerarius (so immer im chronicon montis sereni), der Hospitalarius. Die Anzahl der Conventualen läßt sich nicht ermitteln. Bei den Streitigkeiten um die Propstwahl im J. 1211 sind auf Seiten der Minerität der Prior und noch zwölf, die Majorität belief sich über zwanzig [16]). Doch waren diese nicht alle im Kloster anwesend, sondern zum Theil als Geistliche auf den zu demselben gehörenden Pfarren beschäftigt. Viele haben sich durch wissenschaftliche Werke bekannt gemacht, nachdem besonders von Halle aus gelehrte und fromme Domherren zur Verbesserung der Zucht dahin gezogen und tüchtige Pröpste an die Spitze gestellt waren. Aber nicht immer war der Zustand löblich; unter dem Propste Dietrich war am Anfange des 13. Jahrh. ein großer Verfall eingetreten, den die Parteien unter den Domherren und die Streitigkeiten mit dem Propste noch vergrößerten. Unwissenheit und Unsittlichkeit, Hurerei und Spielsucht waren in das Kloster gedrungen und konnten nur mit großer Anstrengung wieder verbannt werden [17]). Die Conventualen erhielten natürlich ihre Verpflegung im Kloster. Diese war reichlich und gut, und gestattete nach einem besondern päpstlichen Privilegium vom Jahre 1201 sogar in der Fastenzeit Fleischspeisen, weil die abgeschlossene Lage die Herbeischaffung von Fischen erschwerte. Aber in den Zeiten der Zerwürfnisse drückten die Pröpste die ihnen widerstrebende Partei durch schlechte Kost, Entziehung des Fleisches und Weines, Vorsetzung schlechter und ungesunder Getränke, sodaß sich viele nicht entblödeten, auf eigene Kosten die Speisen herbeizuschaffen und gar nicht mehr in dem verödeten Refectorium zu erscheinen. Traurig ging es ihnen besonders bei der Hungersnoth im J. 1218. Da nun eine Menge von Fremden im Kloster einkehrten und die Verwandten der Pröpste selbst längere Zeit daselbst verweilten, so muß eine große Zahl von Laienbrüdern zur Besorgung der Wirthschaft vorhanden gewesen sein. Ob auch Nonnen hier gewesen sind, ist schwer zu entscheiden, feminae conversae, eine congregatio feminarum wird öfter erwähnt und einige Geschichtschreiber versichern es bestimmt [18]). Schirmvoigte des Klosters blieben die Grafen von Wettin, denen dies ausdrücklich ausbedungen war. Konrad hatte dieselbe seinem ältesten Sohne oder Erben übertragen [19]) und denselben das Recht des Begräbnisses

15) Dieselbe ist abgebildet zu finden bei Bothe S. 34, bei Dreyhaupt 2. Th. S. 865, bei Hendel S. 51.

16) Chron. M. S. p. 234. Prior enim et alii cum eo XII. unum de fratribus Wichnandum nomine elegerunt — alii omnes vicenarium numerum excedentes — Tidericum elegerunt. 17) Das Genauere erzählt das Chron. M. S. p. 247. 281. 18) Albinus, Meißn. Chron. S. 603. 19) Chron. M. S. p. 186. Deinde filiorum vel haeredum quemlibet suorum seniorum post se advocatum loci ordinarium hoc modo statuit, ne advocatia ipsa ulli unquam iure feudi concedatur et ne advocatus aliquid servitii secularis extra placitum fratrum in rebus ecclesiae quasi ex iure sibi audeat usurpare.

in der Kirche vorbehalten. So hatten 1146 Konrad's Gemahlin Lucardis und 1156 seine Schwester Mechtildis hier ihre Ruhestätte gefunden; ihnen folgte Konrad selbst, der seines vielbewegten irdischen Treibens müde sich 1156 als Geistlicher in das Kloster begeben hatte, und schon am 5. Febr. 1157 daselbst gestorben war. Nach ihm wurden hier beerdigt seine Söhne Graf Heinrich von Wettin 1181, Graf Friedrich zu Brehna 1182 und Markgraf Dietrich zu Lausitz 1184, seine Enkel Graf Konrad zu Lausitz 1176, Graf Heinrich der jüngere zu Wettin 1187 und Graf Ulrich zu Wettin 1206. Sein Urenkel Graf Heinrich von Wettin (gest. 1217) ist der letzte dieses Geschlechts, der hier beigesetzt wurde; denn Konrad's ältester Sohn Markgraf Otto der Reiche bestimmte 1175 das von ihm gestiftete Kloster Altenzelle zum künftigen Erbbegräbniß der regierenden Familie. Der Besitz des Klosters wuchs sehr schnell. Schon bei der ersten Stiftung im J. 1125 wandte Konrad ihm 150 Hufen Landes zu, seine Gemahlin schenkte außer vielen Kleinodien und Schmuck 45 Hufen; 1156 that er die Kirche zu Niemegk bei Bitterfeld mit 280 bei verschiedenen Ortschaften gelegenen Landes hinzu [20]). Auch seine Kinder haben das Kloster nicht vergessen, und der Chronist hat sehr sorgfältig die verschiedenen Vermächtnisse verzeichnet; von der Zeit, wo das Chronikon aufhört, fehlen die Nachrichten. Von den Pröpsten sind nur wenige bekannt; neun kennen wir aus dem Chronikon, aus einzelnen Urkunden lassen sich noch eilf auffinden, unter denen mehre aus dem adeligen Geschlechte derer von Canitz sind. Verzeichnisse geben Bothe (S. 45—57), Dreyhaupt (II. S. 866), Hendel (S. 62 — 75), von denen das erste und das letzte in allen chronologischen Angaben leider ganz unzuverlässig sind.

Amt Petersberg. Im J. 1540 wurde das Kloster von Herzog Heinrich und Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen secularisirt und in ein weltliches Amt verwandelt. Die drei noch vorhandenen Domherren wurden entlassen, zum evangelischen Pfarrer der letzte Prior (M. Augustin Berreit) eingesetzt und aus den Klostereinkünften salarirt, die übrigen Einkünfte aber zur Kammer gezogen. Selbst ein Theil der Kirche wurde für die Zwecke des Amtes benutzt und der Gottesdienst auf die kleinen Räume am Chor beschränkt. Das Amt bestand nur noch aus zwei Dörfern Nehlitz und Sprôda und einigen Freigütern und Holzungen, und wurde von Amtsschössern verwaltet. Am 31. Aug. 1565 traf bei einem heftigen Gewitter ein Blitzstrahl die Klostergebäude; Wassermangel erschwerte die Rettung, das Meiste brannte bis auf die Mauern nieder [21]). Bei dieser Gelegenheit soll auch das Metall der Grabstätten der wettinischen Grafen geschmolzen sein, Kurfürst August habe es an sich genommen und dafür 1567 das noch jetzt stehende Denkmal aus pirnaischem Sandstein errichten lassen. Daß das geschmolzene die Gestalt des jetzigen gehabt habe, ist nirgends gesagt; ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, da die ursprünglichen Begräbnißstätten nicht neben einander waren [22]). Ebert [23]) macht es wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Denkmale sich auf bloße Steinarbeiten beschränkt haben, da Metallgüsse in unserer Gegend vor dem Anfange des 15. Jahrh. wenigstens noch nicht auf Grabsteinen vorkommen. Zum Wiederaufbau der eingeäscherten Gebäude wurden die Steine von den Trümmern genommen und dadurch die Übersicht der alten Einrichtung sehr erschwert. Auch im 30jährigen Kriege brannten am 22. April 1636 durch die Fahrlässigkeit sächsischer Reiter die Schäferei und die Scheunen nieder. Im J. 1697 verkaufte August König von Polen das Amt mit allem Zubehör an Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg für 40,000 Thaler (nicht 20,000); dieser ließ es am 10. März 1698 in Empfang nehmen, am 19. März dem Herzogthume Magdeburg einverleiben und am 15. Mai 1699 sich huldigen, wobei der Kanzler von Jena aus Halle die Huldigung annahm. Seit dieser Zeit wurde es verpachtet. Da aber die Höhe des Berges den Betrieb der Landwirthschaft sehr beschwerlich machte, so wurden 1726 die Ökonomiegebäude an den Fuß desselben gegen Abend verlegt, 1737 auch die Schäferei (da die auf dem Berge gelegene das Jahr vorher abgebrannt war) hinzugethan und alle Gebäude von Grund aus neu aufgeführt. Im J. 1807 kam es durch den Friedensschluß zu Tilsit zu dem Königreiche Westfalen und gehörte in dem Departement der Saale in dem Districte Halle zu dem Canton Löbejün. Nachher kam es an Preußen zurück und gehört jetzt zu dem Regierungsbezirk Merseburg und dem landräthlichen Bezirke des Saalkreises.

Die jetzige Kirche wurde 1567 innerhalb der niedergebrannten erbaut, sodaß man den Theil vom Kreuze bis zum Thurme benutzte. Es ist dieselbe mit starken Kreuzgewölben überspannt, welche auf zwölf Pfeilern und vier Mittelpfeilern ruhen. Das Mittelschiff ist grade so breit als das der alten Kirche war. Im J. 1731 ist das Dach derselben wegen des Windes niedriger gemacht und ein kleines Thürmchen mit vergoldetem Knopf und preußischer Krone angebracht, was aber später wieder abgenommen werden mußte. Das einzig Merkwürdige in derselben ist jenes Epitaphium der alten Grafen von Wettin. Es ist mit einem hohen hölzernen Gitter umgeben. Die Figuren, offenbar Nachbildungen älterer Bilder (wenn auch keine ganz genauen) liegen in Lebensgröße auf einem sechs Fuß hohen Piedestal dem Altare gegenüber, zu ihren

20) Die Urkunde steht in *Schoettgen* vita Conradi p. 325, bei Bothe S. 59, bei Dreyhaupt 2. Th. S. 869, bei Hendel S. 77 sogar in teutscher Übersetzung und mangelhafter Erklärung der vielen Ortsnamen. Einzelnes enthält auch Papstes Innocenz III. Bestätigungsbulle vom J. 1201 bei *Ludewig*. Reliqu. MSS. T. II. p. 208 und *Baluz*. epistol. Innocent T. II. p. 614. 21) Darauf bezieht sich die Inschrift an der linken Seite der Mauer des Chores:

Dum sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne domus.
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra
In mediis flammis sic tege, Christe, tuos.

22) Chron. M. S. p. 199. Henricus Comes de Witin — sepultus est sereno monte ad sinistram patris sui (zur Rechten mag Lucardis gelegen haben). Fridericus comes de Brene — sepultus et ipse post patrem suum ad occidentem. In dem jetzigen Begräbniß hat dieser die fünfte Stelle. 23) Vergl. Provinzialblätter f. d. Prov. Sachsen. 1838. Nr. 8.

Häuptern ihre Wappen, zu ihren Füßen Namen, Tag und Jahr des Ablebens [24]). Markgraf Konrad eröffnet die Reihe, auf ihn folgen Lucardis und Mechtildis und dann die übrigen nach der Zeitfolge [25]). Hinter dem Monument oben hinter der Orgel ist eine auf diese Erneuerung bezügliche lateinische Inschrift: **Haec domus sepulturae illustrissimorum principum ac dominorum Marchionum Misnicensium renovata et aedificata est regnante illustrissimo principe ac domino domino Augusto, duce Saxoniae, sancti Romani imperii archimarschallo et electore, landgravio Thuringiae, Marchione Misniae, Burggravio Magdeburgensi anno nati Christi 1567 mens. Octobr. etc.** Bei dem öftern Öffnen der Begräbnisse sind einige Steine derselben locker geblieben, wodurch man Gelegenheit hat, die Särge Konrad's und seiner Gemahlin sehen zu können. Diese sind ganz von pirnaischem Sandstein, ungefähr sechs Fuß lang; der untere Theil ist in Form eines Troges nach der Gestalt des Menschen ausgearbeitet, sodaß für den Kopf eine tiefe Höhlung darin vorhanden ist. Über den untern Theil des Sarges ist ein flaches Gewölbe von Bruchsteinen gespannt, welches gleichsam den Deckel desselben ausmacht und ungefähr zwei Fuß unter dem Pflaster der Kirche liegt. Die Kirche ist jetzt so baufällig, daß ein Neubau dringend nothwendig wird. Denselben an dem Fuße des Berges vorzunehmen, schien im Interesse der eingepfarrten Gemeinden zu liegen, allein des Königs Kunstsinn verlangt den Bau auf der Höhe, der mit Beseitigung des neuen Einschiebsels sich durchweg an die alten Reste anschließen und den byzantinischen Baustil erneuern soll. Zeichnungen dazu hat Baurath Ritter in Merseburg entworfen, auch ist bereits eine sehr ansehnliche Summe dazu angewiesen. — Zu der Pfarre gehören das Amt und der Berg, Neglitz mit dem rothen Haus und Mühle, Drehlitz, Frößnitz, Westewitz, Wallwitz, Dreblitz, Merkewitz, Dacheritz, deren Einwohner alle zur Kirche auf den Berg gehen mußten, bis 1717 Wallwitz und Merkewitz Filialkirchen erbauten, in denen der Prediger wechselsweise zwei Sonntage nach einander predigt, zu gewissen Zeiten auch Beichte und Abendmahl hält, während an hohen Festtagen die Eingepfarrten den Gottesdienst in der Hauptkirche abwarten müssen. Die sehr einträgliche Stelle hat keinen Acker, sondern nur feste Einnahmen an Geld, Getreide und Holz. Auf dem Berge liegt noch die Pfarrwohnung und das Schulgebäude und seit 1736, besonders aber im J. 1775, sind mehre andere Häuser in der Nähe des an der cöthener Straße liegenden Gasthofes und des gegenüber liegenden Wohnhauses des Oberförsters entstanden. Dieser Gasthof ist während der schönen Jahreszeit viel besucht. Die Dürftigkeit der Bewohner ist eine große Last für die Besucher, die durch Scharen von Kindern um eine Gabe angesprochen werden. Sowie hiergegen Abhilfe Noth thut, so muß man noch mehr wünschen, daß die schöne Ruine von dem tiefen Schutte befreit, vor ferneren muthwilligen Zerstörungen und ungeschickten Erneuerungen (man sieht dergleichen im Gewölbe des hohen Chores) bewahrt werde und den Einwirkungen der Zeit wo möglich Einhalt geschehe, damit nicht auch andere Theile so zusammenstürzen, wie 1843 der alte Glockenthurm der sogenannten Heidenkapelle, der bei zeitigem Eingreifen sich wohl hätte erhalten lassen.

Quellen und Hilfsmittel. Eine der reichsten Quellen für die Geschichte des Klosters, wie überhaupt für die Geschichte des darin umfaßten Zeitraums bietet das **Chronicon montis sereni**, welches mit dem Jahre 1124 beginnt und 1225 schließt. Als Verfasser wird in der Regel **Conradus presbyter Lauterbergensis** genannt, ohne daß dafür ein bestimmtes Zeugniß vorliegt [26]). Er beschränkt sich nicht auf eine urkundliche Geschichte des Klosters, wie er sie aus Privilegien und Breviarien sammeln konnte, sondern ließ auch über die älteren Zeiten die mündlichen Berichte nicht unbeachtet und zog, um bei jedem Jahre etwas Merkwürdiges zu berichten, andere Begebenheiten in den Kreis seiner Darstellung. Eine Handschrift gelangte in Marr. Freher's Hände, der sie Meibom zur Abschrift überließ, dessen Copie dann durch den Kanzler Schwarzkopf in Braunschweig an den Rector Joachim Johann Mader gelangte, welcher die erste ziemlich incorrecte Ausgabe zu Helmstedt 1665 in Quart besorgte [27]). Wiederholt wurde es von Hoffmann in dem ersten Bande der **Scriptores rerum Lusaticarum**, aber nachlässig. Darum hat Joh. Burch. Mencken in dem zweiten Bande der **Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum** (p. 165 — 312) einen verbesserten Abdruck veranstaltet, zu dem ihm neue handschriftliche Hilfsmittel zu Gebote standen. Vieles daraus ist in die **Annales Vetero-Cellenses** (bei Mencken 2. Th.) übergegangen. Christian Schlegel, Diakonus M. Gueinzius und der Kanzler von Ludewig, ebenso Professor Fabri in Halle beabsichtigten größere Geschichtswerke, die aber nie zu einem Abschlusse gediehen sind. Monographien gibt es nur zwei: 1) Kurz gefassete historische Beschreibung des ehemaligen berühmten Augustinerklosters auf dem Petersberge von Heinrich Gottvertrau Bothen [28]) (Halle 1748) und 2) Historische Beschreibung des hohen Petersberges im Saalkreise und des auf demselben ehedem berühmten Augustinerklosters von Johann Christian Hendel (Halle 1808), welcher durch seltene Unkenntniß der lateinischen Sprache grobe Irrthümer in der älteren Geschichte begangen hat. Das anspruchlose Büchelchen: Bemerkungen auf einer kleinen Reise auf den Petersberg im Saalkreise (Dresden 1791. 40 S.) enthält in fünf Briefen einige gute Bemerkungen in angenehmer Form. Außerdem ist zu benutzen, was Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises (2. Bd. S. 864—874), C. Duval in „Thüringen und der Harz" (5. Bd. S. 241—260) und der Conducteur Bergner in einem Aufsatze: über die Form, Größe und Bauart der Klostergebäude auf dem St. Petersberge zusammengestellt hat, der in Kruse's Zeitschrift: Deutsche

24) Ebert vermuthet, daß der geheime Archivar Peter Albinus die Inschriften angefertigt habe. 25) Eine vollständige Abbildung gibt Dreyhaupt in der Chronik. 2. Bd.

26) *Vossius*, De historic. Latin. III. p. 699. 732. *Struve*, Biblioth. Saxonica. p. 239. 27) Die Handschrift befindet sich jetzt in den Sammlungen des thüringisch-sächsischen Vereins zu Halle. 28) Bothe war von 1728—1780 Pastor auf dem Petersberge.

Alterthümer (3. Bd. 5. und 6. Heft. S. 118 — 134) abgedruckt ist. Historische Nachrichten von einigem Werthe hat 1785 Aug. Karl Fischer dem Haupt- und Erbbuche des Amtes Petersberg vorausgeschickt, welches handschriftlich bei dem Rentamte zu Halle aufbewahrt wird. Unbedeutendes, wie ein Aufsatz von W. Schulze: der Petersberg bei Halle in der Zeitschrift: Unser Planet (1843. Nr. 93 und 94) verdient keine Erwähnung. Mir standen einige handschriftliche Aufsätze über das Architektonische von den Conducteuren Bergner und Beck zur Benutzung, die in den Sammlungen des thüringisch-sächsischen Vereins sich befinden. Genaue Zeichnungen sind wol vorhanden, aber liegen noch immer in den Mappen der Architekten, z. B. des Baumeisters Stapel zu Halle. Die gewöhnlichen Bilder befriedigen kaum das Bedürfniß der großen Menge von Reisenden. (*Fr. A. Eckstein.*)

PETERSBERG, eine halbe Stunde von der kurhessischen Stadt Hersfeld, war ehemals eine von dem hersfeldischen Abte Bernhard ums Jahr 1001 gestiftete Propstei, mit welcher ein Gerichtsbezirk verbunden war, der die Dörfer Kathus, Sorga, Rothensee, Oberroda rc. umfaßte; er besteht jetzt nur noch aus der Kirche, welche 1755 erneuert worden, und dem Staatsgute Wilhelmshof. (*G. Landau.*)

PETERSBIRN (Pomol.), runde, bauchige, zugespitzte Birne, mit gelber, dünner, glatter Schale, die auf der Sonnenseite ziegelroth ist, auf allen Seiten aber viele rothe und grüne Punkte hat. Das Fleisch ist zart, weiß, halbbrüchig und von süßem, angenehmem Geschmack; sie reift Ende Augusts und hält sich bis gegen den October. (*William Löbe.*)

Petersblume (St.), s. Melampyrum arvense.

PETERSBRUNN, PETERSBRUNNEN, Weiler an der Würm, im bairischen Landgerichte Starnberg, wovon er ¼ St. entfernt ist, mit drei Häusern, einem Schlößchen, einer Kapelle, 30 Einwohnern und einer Mineralquelle, welche Kohlen- und Salzsäure enthält und besonders heilsam gegen Hautkrankheiten, offene Leibesschäden, Geschwüre, Verrenkungen, Gicht, Rheumatismus und Nervenschwäche, wirkt. Der Besitzer dieser Anstalt, Herr von Ertel, hat viel Zweckmäßiges für die Verschönerung derselben, sowie für die Bequemlichkeit der Badegäste eingerichtet. (*Eisenmann.*)

PETERSBURG, eine Fideicommißherrschaft im Königreiche Böhmen, im südlichen Theile des saazer Kreises, hat einen Flächeninhalt von 24,256 Joch, und umfaßt zwei Städte (Jechnitz und Rudig), einen Markt (Schöles), 27 Dörfer, einige einzelne Meierhöfe und ein Jagdschloß (Hubertiwald). Die Einwohnerzahl beträgt zwischen 7—8000. Der Besitzer ist Graf Czernin. Fabriken und Manufacturen fehlen, doch sind die sonstigen Erzeugnisse, als Vieh, Getreide, Hopfen, Wolle, Holz und Fische (aus den vielen Teichen) nicht unbedeutend. Die herrschaftliche Residenz ist das Schloß Petersburg, in italienischem Styl erbaut; mit einer dem heiligen Lorenz gewidmeten geräumigen Kapelle, einem Parke und einer Fasanerie. Auf dem Schlosse befinden sich das Rentamt und der Schloßpfarrer. In einem Saale steht ein für die Familie merkwürdiges ausgestopftes Pferd; es ist dasselbe, auf dem Graf Hermann Czernin 1618 nach dem stürmischen Landtage in Prag, wo er die Sache des Königs Matthias verfechtend in Lebensgefahr gerieth, entfloh, und das, nachdem es ihn nach einem Laufe von 20 Meilen in Sicherheit gebracht hatte, todt niederstürzte. Ein obrigkeitliches Gebäude, worin sich das Oberamt befindet, und 15 andere Häuser umgeben das Schloß. In der Nähe desselben liegt der sogenannte Allerheiligenberg, worauf man noch die Ruinen des ehemaligen uralten Schlosses Petersburg entdecken will. Gegenwärtig steht darauf eine offene, leere Kapelle. (*A. Keler.*)

PETERSBURG (St.), Territorium. 1) Gouvernement, ein Theil der Ostseeprovinzen Rußlands, liegt zwischen 45° 38′ und 51° 32′ östl. L. und zwischen 57° 56′ und 60° 35′ nördl. Br., grenzt nördlich an den finnischen Meerbusen, Finnland, den Ladogasee und das Gouvernement Olonetz, östlich an das Gouvernement Nowgorod, südlich an das Gouvernement Pskow und westlich an den Peipussee und Ehstland, und umfaßt das alte Ingermannland, einige früher zum Gouvernement Nowgorod gehörige Kreise und, mit dem nördlich der Newa gelegenen Stücke, einen kleinen Theil des alten Kareliens. Es enthält auf 870 □Meilen 950,000 Einwohner, was die für Rußland nicht unbedeutende Dichtigkeit der Bevölkerung von 1092 Seelen auf die □Meile ergibt. Rechnet man aber die Hauptstadt mit 2 □Meilen und circa 476,000 Einwohnern ab, so erscheint ein weit ungünstigeres, durch den Mangel an großen Städten und die dem Anbau hinderliche natürliche Beschaffenheit zu erklärendes Verhältniß von 546 Seelen auf der □Meile. Über zwei Drittel des Areals werden von Landseen, Morästen und Wäldern, sowol Laub- als Nadelwäldern, eingenommen; das Übrige hat auch nur wenigen mittelmäßigen Ackerboden und ist mehrentheils sandig oder thonig. Im Allgemeinen ist das Land flach, indem sich nur im Süden die 240—300 Fuß hohen Duderhof'schen Berge hinziehen. Die Gewässer des Gouvernements sind der Ladoga- und der Peipus- mit dem Pskowsee an den Grenzen und viele kleine Landseen im Innern. An Flüssen: die Newa, der Ausfluß des Ladogasees nach dem kronstädter Meerbusen, 8½ Meilen lang. Ihr fließen zu links die Tosna und die Ischora mit der Pasarka, rechts die große mit der kleinen Ochta. Von den Zuflüssen des Ladogasees gehören hierher der Ojat, der die Grenze gegen Olonetz macht, und der Wolchow, der aus dem Ilmensee kommt und die östliche Spitze des Gouvernements durchschneidet. In den finnischen Meerbusen ergießen sich von Süden die Kawassa, die Luga und die Narowa. Letztere ist der Abfluß des Peipussees, macht die Grenze gegen Ehstland und wird durch die Plusa verstärkt. Von Norden die Sestra, der Grenzfluß gegen Finnland. Unmittelbar am südlichen Ufer des Ladogasees zieht sich der den Swirr mit der Newa verbindende Ladogakanal hin. Von Producten des Landbaues sind die wichtigsten Winterroggen, Hafer und Gerste; Erbsen, Bohnen und Linsen lohnen nur gering. In der Nähe der Residenz wird sehr starker Gartenbau getrieben und das feinste Gemüse

gezogen, während sich der Landmann nur mit dem ordinairen, namentlich Kohl, Rüben, Zwiebeln und Kartoffeln befaßt. Obst gibt es indessen im ganzen Gouvernement, einige Kirschen ausgenommen, fast gar nicht; aber Waldbeeren in großer Menge und Güte. Unter den Thieren ist das Pferd das allgemeine Zugthier, Ochsen sind selten. Die veredelte Schafzucht, welche im südlichen und mittleren Rußland seit Peter dem Großen und noch mehr seit Katharina II., und auch in Kurland, Livland und Ehstland seit der Errichtung von Merinoschäfereien im J. 1826 so bedeutende Fortschritte gemacht hat, gedeiht hier nicht mehr. Nur in Zarskoje Selo ist eine kaiserliche Schäferei. An Wildpret gibt es Hasen und viel wildes Geflügel. Die Fischerei ist sehr einträglich. Das Mineralreich liefert einen marmorartigen Kalkstein, den man zum Bau anwendet, ferner bläulichen Thonmergel, Quarzsand, Ziegel- und Töpferthon und Granit. Kunstfleiß und Zahl der Fabriken sind bedeutend, wovon der beiweitem größte Theil auf die Hauptstadt kommt. Diese enthält auch die meisten Fremden, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil der Gesammteinwohnerschaft ausmachen. Die Zahl der außerhalb der Hauptstadt in den 13 Colonien wohnenden Fremden belief sich im J. 1838 auf 3118. Die Einheimischen gehören außer den in einigen Kreisen, namentlich Petersburg, Schlüsselburg und Nowaja Ladoga, wohnenden Finnen und Ischoren, der griechischen Kirche an, welche seit der 1839 erfolgten Vereinigung der beiden Kirchen auch die frühern griechisch Unirten umfaßt. Die Fremden sind größtentheils Evangelische oder Katholiken. Der Verwaltung nach zerfällt das Gouvernement in neun Kreise: 1) St. Petersburg (s. unten); 2) Schlüsselburg, am südwestlichen Ufer des Ladogasees auf beiden Seiten der Newa, mit der Stadt Schlüsselburg und den Dörfern Morjä, Saratowka, Putilowa und Pella, letzteres an der Mündung der Tosna mit den Ruinen eines kaiserlichen Lustschlosses; 3) Nowaja Ladoga, am Süduser des Ladoga, vom Ladogakanal durchschnitten, mit der Stadt Nowaja Ladoga am linken Ufer des Wolchow und dem Marktflecken Staraja Ladoga am Ladogasee; 4) Sophia, am linken Ufer der Newa, mit den Städten Sophia, Paulowsk und Gatschina, und den Marktflecken und Dörfern Kolpina, Tschesme, Alexandrowsk und Ischora; 5) Oranienbaum, am finnischen Meerbusen, mit der Stadt gleiches Namens, der Stadt Koporje, den Dörfern Peterhof, Strelna (in welchen kaiserliche Lustschlösser sind), Ropscha, Duderhof und Krasnoje Selo; 6) Luga, am gleichnamigen Flusse, der größte Kreis dieses Gouvernements, mit der Stadt gleiches Namens und dem Dorfe Roschesskoje Selo; 7) Gdow, am Peipussee, mit Gdow, einer sehr alten Stadt, und den Dörfern Alexiewskoje, Czamari, Gorka und Podorzelje; 8) Jamburg, an der Luga, mit der Stadt gleiches Namens; 9) Narwa, an der Narowa, woran die Hauptstadt Narwa und das Dorf Narowskaja; ferner zu bemerken die Dörfer Dubrowa und Milikino. 2) Kreis auf beiden Seiten der Newa und an der Böschung des kronstädter Meerbusens. Hierin liegen die Städte St. Petersburg und Kronstadt, der Marktflecken Sestrabeck und die Dörfer Torowa und Murina. Die Dörfer Groß- und Kleinochta sind jetzt zum 13. Stadttheil von Petersburg erhoben. 3) Eparchie umfaßt, nach der russischen Kirchenverfassung, das Gouvernement St. Petersburg und die griechischen Kirchen Ehstlands und Finnlands. In dieser Eparchie waren (nach Bulgarin)

	geboren	gestorben
1804 . . .	20,253	17,590
1833 . . .	22,653	28,308

4) Der evangelisch-lutherische Consistorialbezirk begreift die Gouvernements St. Petersburg, Olonetz, Wologda, Jaroßlawl, Kostroma, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Tschernigow, Poltawa, Kiew, Podolien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und die Provinz Bessarabien. In diesem Bezirke wurden im J. 1838 geboren: 8623 und starben: 8545. 5) Lehrbezirk*) besteht aus den Gouvernements St. Petersburg, Pskow, Nowgorod, Wologda, Olonetz und Archangel. Nach dem Berichte des Ministers des öffentlichen Unterrichts enthielt derselbe 1837 eine Universität (in Petersburg), neun Gymnasien (davon vier in Petersburg), 50 Kreisschulen, 99 Parochialschulen und 92 Privatpensionen, zusammen 251 Unterrichtsanstalten mit 913 Lehrern und 12,865 Schülern. *(A. Keber.)*

PETERSBURG (St.), Stadt, A. in Europa, die Residenz- und zweite Hauptstadt des Kaiserthums Rußland und die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements (s. d. vorherg. Art.). Von den verschiedenen Gesichtspunkten, nach denen wir hier die Stadt betrachten, ist es zweckmäßig, der Geschichte den letzten Platz anzuweisen, weil diese, fast nur eine Geschichte der allmäligen Vergrößerung und namentlich keine eigentliche Municipalgeschichte, nur dann gehörig verstanden werden kann, wenn eine Beschreibung vorausgegangen ist [1]).

*) Rußland, ohne die vier Gouvernements von Sibirien und die transkaukasischen Provinzen, ist behufs der Unterrichtsanstalten in neun Lehrbezirke getheilt: St. Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Dorpat, Kiew, den Weißrussischen, Warschau und Odessa, welche unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts stehen und jeder einen Curator an der Spitze hat.

1) Hilfsmittel: Friedr. Wilh. v. Bergholz, Tagebuch während seines Aufenthalts in St. Petersburg, in den J. 1721—1725 (in Büsching's Magaz. f. d. neue Hist. u. Geogr. 19. Bd. S. 5—202. 20. Bd. S. 332-592. 21. Bd. S. 180—360 und 22. Bd. S. 426—552). Georgi, Versuch einer Beschreibung der russisch-kaiserlichen Residenzstadt St. Petersburg und den Merkwürdigkeiten der Gegend. (Petersburg 1790.) Heinrich Storch, Gemälde von St. Petersburg. 2 Bde. (Riga 1794.) (Heinr. v. Reimers) St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraumes. Mit Kupfern, Plänen und Karten. 2 Bde. (Petersb. 1805.) Enthält vier Plane der Stadt, von den Jahren 1716, 1737, 1760 und 1805. Christian Müller, St. Petersburg, ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. (Mainz 1813.) *Paul Svignine*, Description des objets les plus remarquables de St.-P. et de ses environs. 4 Bde. (St. Petersburg 1816—1819.) Russisch und Französisch mit vielen Kupfern. Friedr. Enoch Schröder, Neuester Wegweiser durch die russisch kaiserliche Residenz St. Petersburg. Mit historischen Rückblicken. (St. Petersburg 1819.) Ferd. Hand, Kunst und Alterthum in

Zur Erleichterung des Auffindens diene folgende Übersicht der Abschnitte: 1) Lage, 2) Größe, 3) allgemeiner Charakter, Bauart, 4) Eintheilung, Topographie, 5) Einwohner, Leben, 6) Städtisches, Behörden, Wohlthätigkeitsanstalten, 7) Bildungsanstalten, 8) Handel, Gewerbe, Communication, 9) Umgegend, 10) Geschichte.

1) Lage. Petersburg liegt an der Mündung der Newa in den kronstädter Busen, die östlichste Bucht des finnischen Meerbusens, unter 59° 56′ 23″ nördl. Br. und 47° 59′ 30″ östl. Länge v. F., also in fast ganz gleicher Breite mit Christiania und Ochotsk (aber nördlicher als Stockholm, Tobolsk) und ziemlich derselben Länge mit Constantinopel. Seine Entfernung von Moskau beträgt 100, von Warschau 140, von Berlin 215, von Paris 350 und von Stockholm 96 Meilen.

2) Größe, Einwohnerzahl. Petersburg hat einen Umfang von fünf bis sechs Meilen und einen Flächenraum von fast zwei Quadratmeilen [2]). In diesem Umkreise befinden sich aber noch sehr viele unbebaute Strecken, besonders in dem südöstlichsten Stadttheil und auf den Newainseln, und die Gebäude mit ihren Hofplätzen nehmen, da überdies die Plätze sehr groß und die Straßen sehr breit sind und bei der großen Menge Wassers nur den fünften Theil jenes Flächenraums ein. Die Anzahl der Gebäude betrug am Ende des Jahres 1839 8665 (1803 nur 4200 und 1833 8200), darunter 3260 steinerne und 5405 hölzerne. Ferner waren darunter 60 Kirchen (die in verschiedenen Palästen und bei öffentlichen Anstalten bestehenden Kapellen sind dabei nicht mitbegriffen), 10 kaiserliche Paläste, 487 Krongebäude (eine verhältnißmäßig sehr große Zahl) und 107 öffentlichen Instituten und Gesellschaften gehörige Gebäude; die übrigen gehören Privaten zu. Die Zahl der Einwohner, mit Einbegriff des Militairs, belief sich zu derselben Zeit auf 476,386, worunter 337,512 männliche und 138,874 weibliche Individuen [3]). Dies ergibt gegen die Bevölkerung am Ende des J. 1838 von 469,720 eine Vermehrung von 6666. Davon kommen 1686 auf das Überwiegen der Geborenen über die Gestorbenen (es wurden nämlich im Laufe des Jahres 1839 geboren 10,038, darunter 5629 Knaben und 4409 Mädchen, und es starben 8352, darunter 5154 männlichen und 3198 weiblichen Geschlechts), die Übrigen auf das Überwiegen der Anziehenden über die Abziehenden. Die Vertheilung der Bevölkerung nach den Ständen und den Nationen siehe unter: Einwohner, Leben.

Die Zunahme der Einwohnerzahl seit dem Entstehen der Stadt zeigt folgende Tabelle:

Jahr	Einwohnerzahl	Jahr	Einwohnerzahl
1725	75,000	1804	271,000
1735	105,000	1805	295,000
1750	138,000	1810	310,000
1765	162,000	1820	400,000
1775	185,000	1825	433,112
1785	195,000	1831	448,221
1795	208,000 [4])	1832	449,368 [5])
1803	235,000 [4])	1836	451,974

Gegenwärtig wird Petersburg unter den Residenzstädten Europa's nur von London, Paris und Constantinopel übertroffen. Vor dreißig Jahren stand es noch hinter Wien und Neapel zurück.

3) Allgemeiner Charakter, Bauart. Petersburg ist eine der schönsten Städte der Erde. Die bewunderswürdigsten Prachtgebäude bilden die großartigsten und schönsten Gruppen, die Häuser sind auch ungerechnet die Paläste neu, schön und mit Pracht und Aufwand gebaut [6]), die Plätze sind groß und frei und in großer Anzahl vorhanden, die Straßen sind lang, gerade und 60 bis 120, ja bis 150 Fuß breit, und die Anlage der Stadt ist sowol im Ganzen als im Einzelnen durchaus regelmäßig zu nennen. Diese Regelmäßigkeit, welche in

St. Petersburg. (Weimar 1827.) *A. B. Granville*, St.-P. A journal of travels to and from that Capital. 2 Bde. (London 1828.) Meyer, Darstellungen aus St. Petersburg. (Hamburg 1829.) *Dupré de St.-Maure*. L'hermite en Russie. (Paris 1829. Teutsch Leipzig 1830.) Wilhelm v. Lüdemann, Petersburg wie es ist (Leipzig 1830. 2. Aufl. 1836), ein dürftiges Buch. J. F. A. L. Weltmann, Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. (Hamburg 1833.) Baszucki, Panorama von St. Petersburg. (St. Petersburg 1834.) Leitch Ritchie, Reise nach St. Petersburg und Moskau, aus dem Englischen von A. v. Treskow. (Quedlinburg 1836.) Bismark (Generallieutenant Graf v.), Die kaiserlich russische Kriegsmacht im J. 1835, oder meine Reise nach St. Petersburg. (Karlsruhe 1836.) Tagebuch eines preußischen Officiers während seiner Reise nach St. Petersburg und seines Aufenthalts daselbst bei Einweihung der Alexandersäule. Zum Druck befördert durch Fr. W. Streit. (Berlin 1836.) Tietz, Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. (Coburg 1836.) Ders. Bunte Skizzen aus Ost und Süd (Leipzig 1838.) Reichard, Der Passagier auf der Reise in Teutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Paris, St. Petersburg und Stockholm, 10. Aufl. (Berlin 1839.) Auch sind zu benutzen das russische Staatshandbuch. (St. Petersburg 1835.) F. W. Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1. Bandes. 1. Theil. (Königsberg 1835.) Thaddäus Bulgarin, Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung dargestellt, aus dem Russischen von H. v. Brackel, Gesch. 1. Bd. und Statistik 1. Bd. (Riga 1839) und P. A. F. K. Possart, Das Kaiserthum Rußland. 1. Th. Statistik. (Stuttgart 1840.) — An Beschreibungen, Wegweisern, Fremdenführern für St. Petersburg ist die Literatur, im Verhältniß zu andern Residenzstädten und merkwürdigen Örtern, nicht reich, namentlich fehlt ein neueres Werk, wie die oben angeführten ältern von Georgi, Storch und von Reimers. Dasselbe Verhältniß findet in den Zeitschriften statt: doch enthält das Ausland viele wichtige auch hier benutzte Aufsätze. — Plane der Stadt befinden sich bei den meisten der oben angeführten Beschreibungen. Wichtiger und großartiger und auch wegen der musterhaften Ausführung bemerkenswerth sind die Plane vom Generalmajor v. Bizthum, 9 Bl. gr. Fol. 1822 und vom Generallieutenant v. Schubert, 24 Bl. gr. Fol. 1828 fg., beide ausgeführt durch das topographische Bureau des russischen Generalstabes.

2) Bei den von diesen abweichenden, geringern Angaben sind die von der großen und der kleinen Newka umschlossenen Inseln nicht mit zur Stadt gerechnet.

3) Den Grund und die Folgen dieses Überwiegens der männlichen Bevölkerung werden wir unten angeben (s. Einwohner, Leben). 4) Wahrscheinlich zu geringe Angaben. 5) Im J. 1831 waren an der Cholera 13,152 gestorben. 6) Ich erinnere an die bekannte Bemerkung, daß in Petersburg jedes Haus ein Palast und jeder Palast eine Stadt sei.

manchen Beziehungen, namentlich durch die gleich hohen und mit gleicher, heller Farbe angetünchten Häuser, durch die allgemeine Neuheit derselben, durch die geraden Linien der Häuserreihen und durch das ebene Niveau der Stadt [7]), fast zur Einförmigkeit wird, findet doch in manchen Umständen eine dem Eindrucke sehr günstige Milderung. Die Straßen sind zwar gerade, aber sie durchschneiden sich nicht so durchweg in rechten Winkeln, wie dies z. B. in der Friedrichsstadt Berlins und in den neuen Städten Nordamerika's der Fall ist. Ferner erzeugt schon das Wasser eine solche Abwechselung, indem, außer dem mehrfach getheilten majestätischen Newastrome, die Stadt von vielen Kanälen, d. h. von schmäleren, durch die Kunst erweiterten und vertieften Armen der Newa durchschnitten wird, und diese selbst, breit genug, um sich dem Auge bemerkbar zu machen, nicht gerade sind, wie etwa die holländischen Kanäle, sondern sich in Krümmungen zwischen den Häuserreihen verlieren. Diese allgemeinen Züge, wobei wir uns die Zierden im Einzelnen der nähern Beschreibung vorbehalten, rechtfertigen schon die Bezeichnung Petersburgs als einer schönen Stadt, und vermögen einen Begriff von dem Genuß zu geben, den die freien, weiten Aussichten, das Ergehen in den luftigen Räumen, das Verweilen auf den schönen Formen gewähren. Dabei geht aber ein großer Reiz, den andere Städte haben, verloren, und eine solche Schönheit kann nur als ein sehr einseitiges Lob erscheinen. Petersburg ist eben nur schön und großartig und hat sonst keinen eigenthümlichen Charakter als den der Schönheit und Großartigkeit. Diese beiden Eigenschaften sind so überwiegend, gleichsam das Substanzielle der Stadt, daß diese als ein allgemeines Musterbild einer Stadt erscheint, aber Originalität und Individualität vermissen läßt. „Als ein Gemälde einer Stadt, als ein oberflächlich betrachtetes Bild eines Sammelplatzes der Menschen, ohne Rücksicht auf Nationalcharakter, auf Geschichte oder auf Individualität irgend einer Art, ist Petersburg ohne seines Gleichen [8])." Was also der russischen Residenz zunächst abgeht, und was andern Städten, trotz vieler Unförmlichkeiten und Unsauberkeiten und trotz mancher Verletzung der allgemeinen Anfoderungen der Ästhetik, einen so großen Reiz gewährt, ist das Gepräge der Nationalität. Sie ist eine allgemein moderne Stadt, die ebenso gut an den Ufern der Elbe und der Seine liegen könnte, als der Newa. Am wenigsten ist sie eine orientalische Stadt, als welche sich entschieden Moskau geltend macht; sie ist durchaus europäisch. Nur das Smolnoikloster und die St. Nicolaikirche gehören ganz dem eigentlichen Kirchenbaustyle Rußlands an, den die Form eines Kreuzes und fünf zwiebelartig geformte, prächtig bemalte und vergoldete Kuppeln, vier kleinere, eine größere, mit dem griechischen Kreuze versehene einschließend, kenntlich machen [9]). Die übrigen Gebäude, namentlich Kirchen und Paläste, zeigen moderne Nachahmungen classischer Formen. Nur eine Eigenthümlichkeit bleibt den meisten Thürmen, die sehr hohe, vergoldete Spitze, die auf einer Kuppel emporragt. Diese Vergoldungen vollenden die Blendung, welche die vorherrschenden hellen Farben, weiß, hellgrün oder hellgelb, verursachen. Ebenso wie ein nationaler wird ein historischer Charakter der Stadt vermißt, aus welchen beiden sich eben die Individualität einer Stadt erzeugt. Es fehlt jene Mischung des Alterthümlichen mit dem Neuen, jene plastische Darstellung der Geschichte, die außer den Abwechselungen für das Auge, die dadurch entstehen, auch als Erinnerung an die früheren Jahrhunderte, an die Sitten untergegangener Geschlechter, als das sichtbare Gestalten aus dem Alten zum Neuen, den Beschauenden fesselt und ebenso viel Ehrwürdiges als Interessantes hat. Der Grund dieser Erscheinungen ist nicht schwer anzugeben; sie sind durch die Genesis der Stadt bedingt. Petersburg stellt gleichsam das moderne Rußland dar. Wie dieses durch Kunst, durch einen von Außen influirenden Willen, nicht von Innen heraus, geworden ist, so auch die auf einem sich nicht von selbst darbietenden und eben auch nur der Kunst zugänglichen Terrain und man kann sagen, außerhalb des Landes angelegte Hauptstadt, ein Werk der Kunst, ein Product des Willens, eine Schöpfung der Abstraction, aus dem Nichts hervorgerufen und wie in einem Guß geschaffen, nicht nach einem innern Organismus sondern auf vorgeschriebene Weise sich gestaltend. Nehmen wir nun noch verschiedene äußere Umstände, die ungeheuren Mittel, welche jenem Willen zu Gebote standen, Anfangs besonders Mittel an Gehorsam, später Mittel an Geld, die Freiheit von Rücksichten auf Ökonomie des Raumes, erwägen wir ferner die Zeit der Gründung, in welcher so Vieles die Anlage von Städten bedingende und dann erst im Laufe der Jahrhunderte allmälig verschwindende, namentlich die Rücksicht auf Haltbarkeit im Kriege, schon im Voraus überwunden war und ebenfalls keine Schranken mehr setzen konnte, und bedenken wir, daß der Hauptstamm der Bevölkerung und der die Stadt besonders gebaut hat, der Adel ist, so ist damit das oben Angegebene, die Schönheit und Regelmäßigkeit, die Pracht und die Großartigkeit, die Verschwendung des Raumes im Ganzen und in den einzelnen Plätzen und Straßen, und der Mangel an nationalem und historischem Charakter erklärt. Wenn also Petersburg nicht der Vergangenheit, sondern nur der Gegenwart lebt, so gestaltet sich doch selbst diese, der fortlaufende Proceß seines Bestehens und Zunehmens, gleich seiner Genesis, aus denselben Gründen ganz anders als bei den meisten übrigen Städten. Es verändert sich noch fortwährend, indem neue Paläste erstehen, hölzerne Häuser in steinerne verwandelt, Holzräume und andere leere Plätze mit Straßen bebaut und eine immer größere Gleichmäßigkeit in der Schönheit der Anlage und Ausführung hergestellt wird, aber solche Veränderungen, in andern Städten eine Entäußerung des Alten, vormals Berechtigten, und eine Überwindung desselben durch das Neue, sind hier gleichsam nur eine Entäußerung des Vorläufigen, gleich Anfangs zu einer spätern

7) Man vergleiche auch das unten über die Straßennamen auf Wasili-Ostrow Gesagte. 8) Ritchie im angef. W. S. 74. 9) Die Isaakskirche (s. unten) können wir, ungeachtet der Kreuzesform und der fünf Kuppeln, doch wegen des vorherrschenden Säulenschmucks nicht hierher rechnen.

Unterordnung unter die allgemeine Norm Bestimmten, sind also bei weitem weniger interessant und bieten immer dieselbe, stets wiederkehrende Erscheinung; wir sehen in Petersburg, auch wo die größten Contraste in die Augen fallen, doch immer nur verschiedene Phasen derselben Generation.

In Bezug auf die Bauart der Häuser haben wir außer den schon erwähnten hellen Farben noch hinzuzufügen, daß sie mehr langgestreckt als hoch und beiweitem nicht so hoch sind als sonst in großen Städten, in der Regel nur drei Stockwerke, das Erdgeschoß mitgerechnet. Der Grund davon ist der, daß der Raum weniger beschränkte. Daraus und aus der sonstigen Räumlichkeit erklärt sich auch, daß die Bevölkerung im Verhältniß zum Flächenraume, wenigstens mit andern Städten verglichen, nur gering ist[10]). Die größern Häuser haben ferner gewöhnlich in der Mitte einen Thorweg, durch den man hineinfährt, und über diesem fast alle einen von Säulen getragenen Balkon mit einem Geländer von, oft vergoldetem, Gußeisen, was den freundlichen Eindruck der Fronte noch erhöht. Die Säulen sind aber oft im Übermaße angebracht, einer Vorliebe des Kaisers Alexander zu Gefallen, und begegnen dem Auge so häufig, daß man Petersburg nicht mit Unrecht eine Säulenstadt genannt hat. Eigenthümlich ist die Bedachung. Diese ist nämlich fast flach und besteht aus grün, roth oder grau angestrichenen Eisenplatten, welche zwei Fuß vier Zoll lang und doppelt so breit sind, auf dem Dache aber, nachdem sie an den Seiten in einander umgeschlagen und auf den Latten festgenagelt, nur den Raum von 8 □Fuß einnehmen. Um 100 □Fuß zu decken, braucht man somit 12½ Platten, welche 150 Pfund wiegen und nur 21 Fl. kosten. Wegen des voreiligen mit Kalk Bewerfens, welches das bei dem früh eintretenden Winter ohnehin misliche Austrocknen der Häuser noch erschweren mußte, hat der Kaiser 1835 ein Gesetz erlassen, wornach neue Häuser weder von Außen noch Innen in demselben Jahre mit Kalk beworfen werden dürfen, in welchem sie gebaut sind. Die hölzernen Häuser bestehen aus in der Länge über einander gelegten, innig verbundenen und verkalfaterten Balken (die bekannten russischen Blockhäuser), welche von Außen und Innen mit Bretern bekleidet sind. Außer den ganz steinernen und ganz hölzernen Häusern gibt es noch eine Menge ganz von Fachwerk, oder solche, deren Erdgeschoß von Stein, die darauf gesetzten aber von Fachwerk sind. Häuser der letzten Art finden sich selbst noch in den Hauptstraßen. Von der innern Einrichtung der Häuser, namentlich der Art der Heizung, werden wir unten Gelegenheit haben zu sprechen. Die Straßen sind sowol für Fußgänger als für Fuhrwerke musterhaft eingerichtet. Für jene befinden sich zu beiden Seiten vortreffliche Trottoirs von Granitplatten, durch schwarze, aufrecht stehende Steine von dem Fahrwege geschieden. Dieser ist, wenn die Pflasterung aus behauenen Steinen oder Holzklötzen besteht, sehr gut, das Pflaster aus gewöhnlichen Steinen bedarf dagegen einer häufigen Nachhilfe und ist meist schlecht, woran auch der lose Boden, auf dem die Stadt steht, und der es nothwendig macht, alle steinernen Gebäude auf Rosten zu bauen, Schuld ist. Das Pflaster aus Holzklötzen bedarf hier, als der russischen Hauptstadt und einigen andern russischen Städten eigenthümlich, einer nähern Beschreibung. Kleine sechseckige Klötze, aus einem harzigen Holze gesägt, werden in ein Bett von Sand und zerstoßenen Steinen gestellt, und unter einander befestigt, und dann mit siedendem Peche begossen und mit Sand bestreut. Dieses Pflaster, das, von Gourief erfunden, unter Alexander eingeführt wurde und sich allmälig über immer mehr Straßen verbreitet, empfiehlt sich durch Dauerhaftigkeit und eine für die Fahrenden unvergleichliche Bequemlichkeit. Die breiteren Straßen sind parkettirt gepflastert, sodaß oft drei neben einander fortlaufende breite Wege entstehen. So groß auch die Sorgfalt für das Pflaster und so musterhaft die Reinlichkeit in den Straßen überhaupt ist, so vermag dies doch nicht, zur Zeit, da Eis und Schnee aufgeht, einige Tage einen fast unüberwindlichen Schmutz zu verhindern. Gleich lästig wird in den heißen und trockenen Sommern der Staub. Die Reinlichkeit der Straßen wird besonders dadurch befördert, daß sich unter denselben, wenigstens den Hauptstraßen, unterirdische gemauerte Abzugskanäle befinden, welche die Stelle der Rinnsteine vertreten, indem sich in dieselben Unrath und Regenwasser vermittels stellenweise angebrachter Öffnungen hineinzieht. Der Anfang wurde mit dieser vortrefflichen Einrichtung 1770 unter Katharina II. in den Admiralitätstheilen gemacht. Die Beleuchtung läßt noch vieles zu wünschen übrig, ist wenigstens in einem sehr bedeutenden Besserwerden begriffen, indem 1839 der Anfang mit der Gasbeleuchtung gemacht ist, für die sich 1836 zwei Actiengesellschaften gebildet hatten, die eine für tragbares, die andere für leitbares Gas. Die erstere versorgt die Stadttheile auf den Inseln. Am Schlusse des Jahres 1839 waren aber unter den 4411 Straßenlaternen erst 144 Gasflammen.

4) Eintheilung; Topographie. Die natürliche Eintheilung Petersburgs wird durch die Newa gebildet, indem es mit einem ganz kleinen Theile auf dem rechten Ufer desselben (also in dem alten Karelien), mit dem übrigen zur Hälfte auf ihrem linken Ufer, zur Hälfte auf den durch den Fluß gebildeten Inseln (also in dem alten Ingermannland) liegt. Die Newa theilt sich nämlich, nachdem sie, einen Theil der Stadt in nördlicher Richtung umfließend, sich westlich gewendet hat, in die große Newa und die große Newka, von denen jene jetzt südwestlich, diese Anfangs nordnordwestlich, dann westlich fließt. Die große Newa entsendet darauf rechts nach Westnordwest die kleine Newa, und die große Newka links in südwestlicher, dann in westlicher Richtung die kleine Newka, welche beide Arme sich demnach zwischen der Mündung der großen Newa und der großen Newka, und zwar dicht neben einander, in den kronstädter Meerbusen ergießen. Indem sich nun von der großen Newka noch einmal links ein, in sie selbst zurückfließender, Arm abzweigt, und zu diesem die kleine Newka rechts einen Arm entsendet, entstehen dadurch im

10) Der Flächenraum Londons ist nicht größer als der von Petersburg.

Ganzen zwischen der großen Newa und der großen Newka fünf Hauptinseln, welche sich indessen durch einige sie durchfließende natürliche Kanäle wieder in noch mehre theilen. Ebenso ist auch der auf dem linken Newaufer liegende Theil der Stadt von mehren natürlichen oder künstlichen Kanälen durchflossen, und die dadurch entstehende Zertheilung ist zugleich zur Eintheilung der Stadt benutzt. Wenn nun auch, wie gesagt, dem Flächenraume nach, ein gleich großer Theil der Stadt auf dem linken Newaufer und auf jenen Inseln liegt, so gestaltet sich doch das Verhältniß der Bevölkerung nach ganz anders. Denn von den Inseln ist nur ein Theil mit Straßen bebaut, das Übrige sind Lustgärten, während auf dem linken Ufer verhältnißmäßig nur wenig unbebaute Räume liegen und daher beiweitem mehr Menschen wohnen.

Ein soviel verzweigtes Wassernetz macht natürlich eine große Menge Brücken nothwendig. Von diesen und von den herrlichen Quais sprechen wir zuerst, ehe wir zur nähern Beschreibung der Stadt schreiten.

Die Newa und ihre Hauptarme vertragen wegen des Eisganges nur Schiffbrücken. Solcher sind über die oben genannten Gewässer im Ganzen acht; nur über den letzten Arm der großen Newka, und den, durch welchen dieser mit der kleinen Newka in Verbindung steht, führen feste Brücken, deren drei sind. Doch sind letztere, sowie die in dieser Gegend gelegenen Schiffbrücken nicht als Communicationsmittel der eigentlichen Stadt zu betrachten, indem sie nur die zu Lustpartien dienenden Inseln unter sich oder mit dem gegenüberliegenden nördlichen Ufer verbinden. Desto lebhaftere Communicationsmittel sind die Brücken über die die Stadt durchschneidenden Kanäle, und deren sind über 70, theils von Holz, theils von Stein oder Gußeisen; auch sind zwei Kettenbrücken darunter. Fast alle diese Brücken haben eine mit der Straße, welche darüber hinwegführt, gleiche Breite. Die Schiffbrücken sind, von Osten nach Westen gehend, erstlich die Woskrezenskoibrücke, über den noch ungetheilten Newastrom, 1150 Fuß lang. Diese Brücke wurde schon 1786 von Katharina II. angelegt, aber 1804 an die Stelle versetzt, wo jetzt die zweite Brücke steht; erst neuerdings wurde sie an der ersten Stelle wieder hergestellt, sodaß sie jetzt von den Hauptbrücken Petersburgs die jüngste ist. Sie verbindet den Stückhof oder die Liteinaja mit dem wiburgschen Stadttheil, auf dem rechten Ufer. Dieser Brücke westlich, bald nachdem die große Newka rechts abgeflossen ist, folgt die Troitzkoi- oder Suwarowbrücke, welche den ersten Admiralitätstheil mit dem Petersburgischen Stadttheil, der Insel zwischen der großen Newka und der kleinen Newa, verbindet. An dieser Stelle ist die Newa am breitesten; die Länge dieser Brücke ist daher die bedeutendste von allen und beträgt 2456 Fuß. Die westlichste endlich der über die große Newa führenden Brücken, unterhalb der Trennung in die große und kleine Newa, ist die Isaaksbrücke, welche den ersten Admiralitätstheil mit Wasili-Ostrow, der Insel zwischen der großen und kleinen Newa, verbindet, die belebteste von allen, 910 Fuß lang. Über die kleine Newa, zur Verbindung von Wasili-Ostrow mit dem Petersburgischen Stadttheil, führt die Tiutschkowbrücke. Über die große Newka gehen drei, über die kleine Newka eine Schiffbrücke. Die meisten dieser Brücken stehen, nach einer eigenthümlichen Einrichtung, auch im Winter. Sobald nämlich im Spätherbste der Eisgang beginnt, werden sie zwar abgetragen, d. h. nach einer in der Mitte vorgenommenen Lösung nach beiden Seiten aus einander gelassen, sobald das Eis aber zum Stehen gekommen ist, vermittels bogenförmiger in dasselbe eingeschlagener Wege wieder an ihre alte Stelle gebracht. Im Frühlinge, ehe das Eis bricht, werden sie auf dieselbe Weise wieder aus einander gelassen, was indessen, bei dem stärkeren Eise, weit schwieriger zu bewerkstelligen ist. Diese Einrichtung gewährt den großen Vortheil, daß die Communication für Wagen und andere Lasten weit schneller hergestellt wird, als es blos durch den andauernden Frost, auch bei Nachhilfe der Menschen, geschehen könnte, und ferner, daß nicht durch das Wasser, das gewöhnlich im Frühlinge vor dem Bruche des Eises auf demselben steht, die Communication unterbrochen wird. Das Zugehen der Newa erfolgt in der Regel zwischen Mitte Octobers und Ende Novembers, das Aufgehen zwischen dem 22. März und dem 30. April. Der Eisgang in Frühlinge hält oft mehre Wochen an, und ist sehr heftig, weil, nachdem schon das Eis der Newa gebrochen und hinuntergetrieben ist, erst das Eis aus dem Ladogasee in ungeheuren Massen ankommt. Zuweilen verfließt zwischen diesem ersten und zweiten Eisgange eine ganze Woche, während welcher auch die Brücken aufgeschlagen sind, die nachher wieder abgetragen werden müssen. Im J. 1733 und 1737 stellte sich, da starker Frost eintrat, das Ladogaeis wieder und stand im ersten Jahre acht, im zweiten 15 Tage. Im Mittel aus 120jährigen Beobachtungen stellt sich das Eis am 12. November und geht auf am 10. April (wobei der 6. März 1822 als ganz ungewöhnlicher Aufgangstermin nicht mit in Anschlag gebracht ist). In demselben Mittel ist die Newa jährlich 146 Tage mit Eis bedeckt und 219 Tage vom Eise frei [11]). Sobald die Heftigkeit des Eisganges soweit vorüber, daß die Passage auf Böten möglich ist, wird diese dadurch eröffnet, daß der Festungscommandant von der Festung nach dem Winterpalaste (d. h. von der Petersburgischen Insel nach der Admiralitätsseite) hinüberfährt und dem Kaiser einen mit Newawasser gefüllten silbernen Becher überreicht. Beim Zufrieren ist die Communication gewöhnlich nur kurze Zeit, selten einen ganzen Tag lang auch für kleinere Kähne gehemmt. In den Wintermonaten ist das Eis so stark, daß es nicht allein die größten Lasten trägt, sondern auch, wie wir sehen werden, als Schauplatz zu Volkslustbarkeiten dient. Das Wasser der Newa ist übrigens von vorzüglicher Reinheit und Güte, und ist, da auf dem morastigen Boden Petersburgs keine Brunnen gegraben werden können, zugleich das allgemeine Trinkwasser. Im J. 1838 hat sich eine Actiengesellschaft zur Versorgung der Stadt mit Newawasser durch Dampfkraft gebildet; das derselben ertheilte Privilegium lautet

11) s. Possart im angef. W. Anhang.

auf 20 Jahre. Bis jetzt scheint sie indessen erst mit den Vorarbeiten zu dem Unternehmen beschäftigt. Einer großen Gefahr ist die Stadt bei ihrer niedrigen Lage durch den Fluß ausgesetzt, der der Überschwemmung, und dies nicht im Frühlinge, beim Aufgehen des Eises, sondern im Herbste, wo anhaltende Westwinde das Wasser aus dem kronstädter Meerbusen zurückstauen. Das Steigen des Wassers ersieht man aus der Schnelligkeit der auf einander folgenden Kanonenschüsse, welche auf den Wällen der Festung gelöst werden, und aus der Anzahl der am Admiralitätsthurme aufgezogenen Laternen oder Flaggen. Solche Überschwemmungen, die unsäglichen Schaden angerichtet haben, waren besonders in den Jahren 1715, 1721, 1725, 1777 und am 19. Nov. 1824, die letzte die größte, die wol noch in ganz Europa in allgemeinem Andenken steht, und bei welcher die Höhe des Wassers an der Admiralität 11 Fuß 10½ Zoll und am Galeerenhafen 16 Fuß über dem gewöhnlichen Stande betrug.

Die Quais gehören zu den schönsten Zierden der Stadt und zu den großartigsten Anlagen in ganz Europa. Die Ufer der großen Newa nämlich und der Moïka, des Katharinenkanals und der Fontanka (alle drei in dem südlich der Newa gelegenen Stadttheile) sind mit Granitquadern eingefaßt und gewähren die großartigsten Promenaden, die es gibt. An dem linken Ufer der Newa geht man über eine halbe Meile weit auf einem 7 Fuß breiten Fußwege von Granitquadern, zur einen Seite eine 2½ Fuß hohe und ¾ Fuß dicke Brustwehr ebenfalls von Stein, die durch geschmackvolle Treppenfluchten und Sitze unterbrochen wird, und den majestätischen Strom, zur andern Seite eine breite Straße und eine Reihe Paläste. Dieser Quai, der sogenannte große oder englische Quai, wurde unter Katharina II. in den Jahren 1764—1788 angelegt. In kleinerem Maßstabe, und statt mit steinerner Brustwehr meistens mit eisernem Geländer versehen, sind die genannten Kanäle eingefaßt, der Katharinenkanal und die Fontanka unter derselben Regierung, die Moïka unter Paul und Alexander. Noch schöner, aber nicht so lang ist der erst 1834 vollendete Quai auf Wasili-Ostrow, auf dem rechten Ufer der großen Newa.

Petersburg wird jetzt in 13 Stadttheile und diese wieder in Viertel eingetheilt. Von jenen liegen neun auf dem linken Ufer der Newa, zwei auf den Inseln zwischen der großen Newa und der großen Newka, und zwei auf dem rechten Newaufer. Die Begrenzung der neun Stadttheile auf dem linken Newaufer, auf dem wir zunächst verweilen, machen größtentheils die Kanäle. Die drei genannten, die Moïka, der Katharinenkanal und die Fontanka, sowie die weiterhin folgenden, der Stadtgraben und die Ligowa, gehen nämlich unter sich, ihrer Hauptrichtung nach parallel und gleichsam concentrische Kreise bildend, von der Newa aus und weiter unterhalb wieder in dieselbe zurück, und so, daß, mit Ausnahme der Ligowa, beide Endpunkte innerhalb der Stadt liegen [12]). Nur der Kriukow- oder Nicolaikanal fließt in einer die übrigen senkrecht durchschneidenden Richtung und verbindet die Fontanka mit der Newa. Alle diese Kanäle waren Anfangs morastige Gräben, voll ungesunder Ausdünstungen und im Sommer oft zum Theil austrocknend. Die Kunst hat ihnen reines und fließendes Wasser und ein so tiefes Bett verschafft, daß sie Flußschiffe tragen, und so für die Fahrzeuge, welche die Stadt mit Lebensmitteln versorgen und nun bis zu den verschiedenen Märkten gelangen können, sehr wichtig geworden sind. Auch bilden sie für viele derselben einen Winterhafen. Vorzugsweise ist dazu der Stadtgraben bestimmt, der durch Kunst angelegt und erst 1832 fertig geworden ist. Derselbe beginnt oberhalb des Alexander-Newskiklosters, also ganz am südöstlichsten Ende der Stadt, fällt dann eine Strecke lang mit dem sogenannten schwarzen Fluß zusammen, dessen Wasser zu dem Ende durch ein Wehr erhöht wurde, durchschneidet später die Ligowa, und mündet sich am südwestlichsten Ende der Stadt in die Newa. Kurz vor seiner Ausmündung ist er mit der Fontanka verbunden. Dieses Werk, schon 1805 begonnen, bot wegen der Ausgrabungen in dem morastigen Boden ungeheure Schwierigkeiten dar, und wurde, nachdem es deshalb einmal vier und einmal acht Jahre lang unterbrochen und fast aufgegeben war, erst im Laufe von 27 Jahren vollendet. Die Eröffnungsfeierlichkeit fand am 25. Oct. 1832 statt. Jetzt gehen alle die Newa herunterkommenden Fahrzeuge sogleich in den Stadtgraben. Die einzelnen Stadttheile sind folgende:

1) Der erste Admiralitätstheil, von der Newa und der Moïka eingeschlossen, recht im Mittelpunkte der Stadt. Wieder in der Mitte desselben [13]) liegt die Admiralität an der Newa, die auch für alle diese neun Stadttheile nicht blos nach ihrer Lage, sondern nach der Anlage des Ganzen als Mittelpunkt zu betrachten ist. Die Anlage des südlichen Theils von Petersburg, gewöhnlich die Admiralitätsseite genannt, ist nämlich, wenn man von einzelnen Unregelmäßigkeiten absieht, gleichsam fächerförmig zu nennen, und von der Admiralität laufen als dem Mittelpunkte die Strahlen aus. Die Bestimmung dieses herrlichen Gebäudes, des größten der Residenz, zeigt schon der Name an. Bereits Peter I. legte 1705, also zwei Jahre nach der Gründung der Stadt, an dieser Stelle ein hölzernes Gebäude mit Magazinen und Schiffswerften an, das er mit einem Walle umgab. Dieser Stadttheil zwischen der Newa und Moïka erhielt davon damals den Namen der Admiralitätsinsel. Die spätern Regenten führten es von Stein auf, in seiner jetzigen Gestalt aber ist es erst von Alexander ausgebaut. Es hat drei Flügel, welche ein gegen die Newa offenes längliches Viereck bil-

12) Für diejenigen, welchen vielleicht ein Plan zur Hand ist, bemerke ich, daß von den drei zuerst genannten eigentlich nur die Fontanka der Newa entfließt, erst jener die Moïka und der Moïka wieder der Katharinenkanal. Sonst aber wird man sich bei der obigen Darstellung, bei welcher die Hauptrichtung, als das Wichtigste, zu Grunde gelegt ist, am leichtesten ein Bild des Ganzen machen.

13) d. h., wenn man den ersten Admiralitätstheil als einen flachen Kreisabschnitt betrachtet, dessen Bogen die Moïka und dessen Sehne die Newa bildet, in der Mitte dieser Sehne. Wir sind hier so weitläufig, um für den Anfang der Beschreibung einen recht sichern Ruhepunkt zu gewähren.

den. Es befinden sich darin die Bureaux des Marineministeriums, große Magazine, verschiedene sehr werthvolle Sammlungen, namentlich von Schiffsmodellen und andern nautischen Gegenständen, und eine Werfte für Kriegsschiffe. Das schönste Zimmer darin ist der große Versammlungssaal. Die Fronte, gebildet durch den der Newa parallel laufenden Flügel, sieht nicht nach dem Flusse, sondern nach der entgegengesetzten Seite, südlich oder vielmehr südöstlich, nach dem Admiralitätsplatze. Diese Fronte, 950 Fuß lang, imponirt nicht nur durch ihre Ausdehnung, sondern auch durch ihre architektonische Schönheit. Sie hat drei Hauptfaçaden. Die mittlere besteht aus einem Portal, zu dessen beiden Seiten kolossale Statuen, die Erd- und die Himmelskugel tragend, stehen, und über dem sich ein mit verschiedenen Emblemen geschmücktes Frontispice und darauf ein hoher Thurm erhebt. Der Thurm ist mit einer Galerie von Jonischen Säulen umgeben, auf denen eine Kuppel ruht, welche selbst wieder die hohe, schlanke Spitze, mit einem Schiffe auf ihrem äußersten Ende, trägt. Kuppel und Spitze sind mit Goldblech belegt, dessen Werth sich auf 60,000 Dukaten belaufen soll. Dieser Thurm ist es, den man von den meisten Punkten in Petersburg sieht, namentlich längs der von der Admiralität strahlenförmig auslaufenden Straßen. Die beiden andern Façaden, zwischen denen und der mittleren ein einfacherer und niedrigerer Bau läuft, bestehen gleichfalls aus Portal, Säulenreihe und Frontispice, letzteres mit Bildwerken und Statuen geziert. In demselben Stadttheile, ganz an seinem westlichsten Ende, in der Ecke, welche durch die Newa und die Moïka gebildet wird, liegt die neue Admiralität, bis 1800 Galeerenwerfte genannt, ebenfalls mit Werften zum Bau von Kriegsschiffen und den nöthigen Gebäuden. Für den Bau von Kriegsschiffen ist übrigens in Petersburg, da die Newa und der kronstädter Meerbusen wegen einiger seichten Stellen nicht Schiffe von mehr als neun Fuß Tiefgang tragen, eine eigenthümliche Vorrichtung nöthig; sie werden in den sogenannten Kameelen nach Kronstadt, dem eigentlichen Kriegshafen Petersburgs, transportirt. Diese Kameele, die man auch in Holland, namentlich auf den Schiffswerften von Amsterdam, anwendet, sind ungeheure hölzerne Kasten, in welche, nachdem sie mit Wasser gefüllt und an einer Seite geöffnet sind, das Kriegsschiff hineingelassen wird. Nachdem letzteres darauf mit Ständern zu beiden Seiten gehörig befestigt und die Öffnung des Kameels fest verschlossen worden ist, wird daraus das Wasser ausgepumpt, worauf es sich mit seiner ungeheuren Last fünf bis sechs Fuß hebt und ungehindert seinen Weg auch über die seichten Stellen fortsetzen kann. Statt eines solchen Kastens nimmt man auch wol zwei, welche nach der Gestalt des Schiffes geformt sind, und nachdem dasselbe zwischen ihnen eingeklemmt ist, fest verbunden und dann ausgepumpt werden. Der Erfolg ist derselbe. Wir kehren wieder zur großen Admiralität zurück. Vor derselben liegt, wie erwähnt, der Admiralitätsplatz. Diesen gemeinschaftlichen Namen oder auch den des Isaaksplatzes gibt man drei länglichen Vierecken, welche sich um die Fronte und die beiden schmalen Seiten der Admiralität ziehen, und jetzt, nachdem die Abgrenzungen zwischen denselben weggeschafft sind, einen einzigen Platz bilden, dessen größte Länge 3000 Fuß und größte Breite 1900 Fuß [14]) beträgt. Es wurden nämlich die die Admiralität umgebenden Wälle in die Gräben geworfen und diese darauf mit einer vierfachen Reihe Lindenbäumen bepflanzt und in Spaziergänge verwandelt. Durch diese Zurücklegung der Wälle trat der zunächst vor der Admiralität liegende Platz, der eigentlich sogenannte Admiralitätsplatz, der Schauplatz der Revolution von 1825, mit denen zu seiner Rechten (den Rücken gegen die Newa gekehrt) und zu seiner Linken in ununterbrochene Verbindung. Jener ist der Peters- und der Isaaksplatz (ersterer zunächst der Newa, über welche hier die Isaaksbrücke führt), welche beide nach Überwölbung eines morastigen Kanals auch nur einen Platz ausmachen; dieser, zur Linken, ist der Winterpalast- oder Schloßplatz. Die drei großen Straßen, welche von dem Admiralitätsplatze, auf dem man in neuester Zeit die ersten Versuche mit Asphaltpflasterung gemacht hat, in gerader Linie nach Ostsüdost, Südost und Süd, mit dem Admiralitätsthurm als Perspective, auslaufen und auch die andern Stadttheile durchschneiden, sind der schon 1713 angelegte Newskiprospect, über eine halbe Meile lang und 150 Fuß breit, die Hauptstraße der Stadt, die Friedrichsstraße Berlins, die Orfordstraße Londons, zu beiden Seiten mit einer Lindenallee besetzt, eine Reihe der schönsten Wohnhäuser und merkwürdiger Gebäude, darunter allein sieben Kirchen [15]), und der prachtvollsten Läden; sie überschreitet die Moïka, den Katharinenkanal, die Fontanka und die Ligowa, und erreicht, nachdem sie sich ein wenig rechts gebogen hat, am Alexander Newskikloster wieder die Newa [16]); ferner der Admiralitätsprospect und endlich der Wosnesenskoiprospect. Die den Admiralitätsplatz begrenzenden Gebäude, die vorzüglichsten der Stadt, von denen wir einige näher beschreiben werden, sind außer der Admiralität, oberhalb derselben an der Newa beginnend, der kaiserliche Winterpalast mit der Eremitage, ein großes Exercirhaus, der große kaiserliche Generalstabspalast, das Gouvernementsgebäude, das Kriegsministerium, die Reitbahn der Garde zu Pferde, der Palast des Senats und des heiligen Synods und viele dem Ganzen an Pracht entsprechende Privatgebäude. Der kaiserliche Winterpalast,

---

14) Dann ist die weit gegen Süden auslaufende Spitze des Isaaksplatzes mitgerechnet; sonst beträgt die größte Breite nur 900 Fuß. Der Platz ist nur in seinen einzelnen Theilen, nicht als Ganzes, regelmäßig. 15) Diese Kirchen, deren einige weiterhin noch besonders erwähnt werden sollen, sind die russische Kirche der Mutter Gottes zu Kasan (die Kathedrale von Petersburg), eine andere russische Kirche, eine Kapelle der altgläubigen Russen, eine armenische Kirche, die römisch-katholische Hauptkirche, die größte Lutherische (Petri-) Kirche und die teutsche und französische reformirte Kirche. Diese Kirchen gehören sechs verschiedenen Glaubensbekenntnissen an, ein Zeugniß für die in Petersburg herrschende religiöse Toleranz. 16) Dadurch, daß die Newa, wie schon oben gesagt, eine Strecke nach ihrem Eintritte in die Stadt ihre nördliche Richtung in eine westliche und dann südwestliche ändert, wird es möglich, daß der Newskiprospect gleichsam die Grundlinie eines spitzwinkeligen Dreiecks ist, dessen beide Seiten die Newa bildet.

die gewöhnliche Residenz des Kaisers, bildet mit der großen und der kleinen Eremitage, mit denen er durch einen Bogengang verbunden ist, eine Fronte von etwa 550 Fuß. Von der Admiralität ist er durch einen freien Raum, einen Theil des Admiralitätsplatzes, getrennt. Er besteht aus einem länglichen Viereck, 450 Fuß lang und 350 Fuß breit, dessen Hauptfronte mit einem herrlichen Portal und mehren Balkons nach der Stadtseite liegt. Auch die Newaseite hat indessen eine prachtvolle marmorne Treppe, und auf den schmalen Seiten, von denen die längern als Flügel etwas vorspringen, befinden sich ebenfalls Auffahrten. Er hat nur drei Stockwerke, zusammen 70 Fuß hoch, das Erdgeschoß gewölbt und Küchen, Zimmer für Hofbedienungen rc. enthaltend, das Hauptstockwerk mit den kaiserlichen Zimmern und ein Entresol, zu Wohnungen für die bei der kaiserlichen Familie Angestellten dienend. Das untere Stockwerk hat rund herum Ionische, das mittlere, zusammen mit dem obern, korinthische Säulen. Der Baustyl ist überhaupt nicht edel und das Gebäude seinem Äußern nach nicht eigentlich schön zu nennen. Es wurde an der Stelle des vormaligen gräflich Apraxin'schen Palastes, welches der Besitzer bei seinem Tode Peter II. vermachte, und in welchem auch dieser Regent, sowie die Kaiserin Anna wohnten [17]), unter Elisabeth von dem italienischen Baumeister Grafen Rastrelli in den Jahren 1754—1762 erbaut. Die Kaiserin bewohnte unterdessen ein an der Polizeibrücke, die über die Moïka führt, gelegenes hölzernes Palais, und starb, ehe der Winterpalast bezogen werden konnte, sodaß Peter III. der erste ist, der ihn bewohnt hat. Am 29. und 30. Dec. 1837 brannte das ganze Gebäude bis auf das Erdgeschoß und die Ringmauern nieder, erstand aber, da letztere wieder benutzt werden konnten, so schnell aus seiner Asche, daß es schon Ostern 1839 von der kaiserlichen Familie, die so lange den Anitschkowschen Palast, bewohnt hatte, bezogen und am 14. Juli dess. J. die Vermählung der Großfürstin Maria mit dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg darin gefeiert werden konnte. An dem genannten Osterfeste fand auch zum ersten Mal wieder der so lange in der Kapelle der Eremitage gehaltene Gottesdienst in der Hofkirche des Winterpalastes statt. Ein solcher wird daselbst, mit Begleitung des vortrefflichen Hofsängerchors, an jedem Sonntag und besonders feierlich, mit darauf folgender Cour, an dem Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfeste gehalten. An dem ersten derselben ist damit zugleich ein Tedeum für die Befreiung des Landes im J. 1812, die an jenem Tage erfolgt war, verbunden. Von den prachtvollen Gemächern in seinem Innern, die nach dem Brande der Hauptsache nach in der frühern Weise wieder hergestellt worden sind, nennen wir den Feldmarschalls-, den Weißen-, Peter's I.-, den Marmor-, den St. Georgssaal, mit einem Throne von Jaspis und Achat, den Thronsaal der Kaiserin Maria, den Grenadiersaal, das Malachit-, das Pompejizimmer und die Militairgalerie. Letztere hat ihren Namen von den die Wände schmückenden Bildnissen der Generale, welche den Krieg von 1812 — 1814 mitgemacht haben; sämmtliche Bildnisse sind bei dem Brande gerettet worden. Diese Galerie ist so geräumig, besonders nach ihrer jetzigen Wiederherstellung, daß der Kaiser darin zuweilen eine Parade von Officieren und Soldaten hält, welche jenen glorreichen Feldzug oder die letzten Kriege gegen die Türken oder die Polen mitgemacht haben. Die Eremitage, östlich vom Winterpalaste und durch eine bedeckte Galerie mit demselben verbunden, welche bei dem letzten Brande unter den unerhörtesten Anstrengungen gerettet wurde, ist 1775 von Katharina II. erbaut worden. Es sind eigentlich zwei Gebäude, die große und kleine Eremitage. Die Kaiserin nannte es Eremitage, weil sie sich in demselben in die Einsamkeit zurückzog, oder mit einem kleineren Kreise von Gelehrten und Künstlern geistreichen Genüssen lebte. Die Fröhlichkeit der in den Sälen, in dem hängenden Garten (auf der Platteform des Erdgeschosses) und in dem Wintergarten gegebenen Feste wurde durch originelle Verordnungen erhöht. Mit dieser Bestimmung der Eremitage hing die Sammlung und Aufstellung von Gemälden und andern Kunstsachen und Bibliotheken zusammen, welche unter den spätern Regierungen immer mehr vervollkommnet wurde, sodaß die Eremitage jetzt eine der reichsten derartigen Sammlungen bildet, die es gibt. Davon sprechen wir weiterhin. Auf die Eremitage folgt, mit der schmalen Seite, obwol mit dem Haupteingange gegen den Winterpalast stehend, das unter Paul I. gebaute große Exercirhaus. Es ist 385 Fuß lang und 126 Fuß breit, hat auf jeder Seite eine doppelte Reihe von 22 Fenstern, die obern kleiner, und kann, wie fast alle dortigen Exercirhäuser, durch Öfen geheizt werden. Dem Winterpalaste gegenüber liegt der Palast des Generalstabs, in dem alle dahin gehörigen technischen und gelehrten Branchen vereinigt sind, ein halbkreisförmiges ungeheures Gebäude, dessen beide Enden sich nachher noch eine Strecke in einer dem Winterpalaste parallelen Richtung fortsetzen. Es mißt über 1200 Fuß Fronte und bildet durch seine Flügel und Hintergebäude sieben Höfe. In der Mitte wird es von einem hohen, 70 Fuß weiten und von einem Siegeswagen gekrönten Triumphbogen durchbrochen, der nach dem Newskiprospect führt; an demselben ist jetzt eine Abends erleuchtete Uhr angebracht. In diesem Palaste befindet sich auch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das topographische Bureau. Zwischen demselben und dem Winterpalaste steht, eine herrliche Zierde dieses schönen Platzes, die Alexandersäule. Diese ist ein Monument von 160 Fuß Höhe, und besteht aus folgenden Haupttheilen: einer Granittreppe bis zum Piedestal, 5 Fuß, dem Piedestal viereckig und 35 Fuß hoch, und mit Bronze bekleidet (drei Seiten desselben enthalten, in der Bronze en relief gearbeitet, mit Trophäen umgebene Darstellungen, zwischen denen man die Jahreszahlen 1812, 1813 und 1814 liest, auf der vierten, dem Winterpalaste zugewandten, steht

17) Peter I. und Katharina I. wohnten und starben in dem alten Winterpalais, in der großen Million, das jetzt als Kaserne des ersten Bataillons des preobraschenskischen Garderegiments dient. Ehe Wasili-Ostrow bebaut war, hatte Peter I. von diesem Palaste aus die Aussicht auf das Meer.

die einfache Inschrift: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland"); ferner dem eigentlichen Säulenschafte, einem ungeheuren Monolith von 84 Fuß Höhe und 37½ Fuß Umfang (oder 12 Fuß Durchmesser); endlich einem metallenen, bronzirten kuppelförmigen Aufsatze, worauf ein Engel steht, der mit der Rechten gen Himmel zeigt und mit einem Kreuz in der Linken eine Schlange zerdrückt, beides zusammen 36 Fuß hoch. Unten geht ein Gitter von Gußeisen herum. Errichtet ist das Monument von Montferrant; der Engel ist von Orlowski gegossen. Gebrochen wurde der Granitblock, im Laufe zweier Jahre, zu Pjuterlar in Finnland, im Gouvernement Wiburg, demselben Orte, der auch die andern ungeheuren Granitblöcke zum Schmucke Petersburgs, namentlich für die Kasan- und Isaakskirche, geliefert hat. Die feierliche Einweihung durch den Metropoliten, wobei eine Truppenmasse von 105,000 Mann dem Monumente die militairischen Ehren erwies, fand am 11. Sept. 1834 statt. Es war dies eine der größten Feierlichkeiten, welche die Stadt in neuerer Zeit erlebt hat, und welche in zahlloser Menge Fremde aus allen Theilen des Reichs und aus andern Ländern herbeigezogen hatte. Bei dem Gouvernementsgebäude und dem Kriegsministerium vorbei gelangen wir zu dem Theile des Admiralitätsplatzes, welcher der Isaaksplatz heißt. Auf diesem steht die Isaakskirche, welche einst der prächtigste und größte Tempel des russischen Reichs sein wird; noch werden aber bis zu ihrer Vollendung einige Jahre vergehen. Schon Peter I. baute auf diesem Platze, aber näher der Newa, 1716 eine hölzerne, dem heiligen Isaak geweihte Kirche, welche er selbst aber bald durch eine steinerne ersetzte. Da diese 1735 vom Blitze getroffen und nebst dem aus Amsterdam für 35,000 Rubel gekauften Glockenspiel abgebrannt war, so legte Katharina II. 1768 an der jetzigen Stelle am Isaakstage (den 30. Mai) zugleich dem Geburtstage Peter's I., den Grund zu einer marmornen Kirche, deren Bau aber durch die vielen Kriege unterbrochen wurde und so langsam fortschritt, daß er nach 30 Jahren noch nicht vollendet war. Da ließ Paul, um der Arbeit endlich ein Ziel zu setzen und den Platz von den hölzernen Baracken der Arbeiter zu säubern, auf den bis zum Gesimse vorgeschrittenen Bau einen Glockenthurm und eine Kuppel von Ziegeln setzen, und in dieser Gestalt wurde die Kirche am 30. Mai 1802 eingeweiht. So stand sie, bis Alexander 1821 den letzten Aufbau und auch einen Theil des früher Gebauten abreißen ließ, um das Ganze nach einem großartigeren Plane umzubauen. Demnach bildet die Kirche ein Kreuz, in der einen Ausdehnung 340, in der andern 298 Fuß lang. Die auslaufenden Enden des Kreuzes, Hallen von 120 Fuß Länge, bilden die vier Fronten, von denen jede mit zwölf polirten Granitsäulen aus einem Stücke von 56 Fuß Höhe und 7 Fuß Dicke geschmückt ist. Über der Mitte erhebt sich die Kuppel, die 108 Fuß im Durchmesser hat und von 24 Säulen, deren Höhe 42 Fuß beträgt, umgeben ist. Das darauf stehende Kreuz wird 329 Fuß über dem Boden erhaben sein. Die vier kleineren, um die Hauptkuppel herumstehenden, Kuppeln sind ebenfalls mit Säulen geziert. Das ganze Gebäude wird von Außen mit grauweißem Marmor bekleidet, zur Zierde des Innern werden 188 Säulen verwandt, deren Capitäler aus vergoldeter Bronze bestehen. Mit demselben Aufwande von Pracht ist die ganze übrige Einrichtung. Namentlich besteht der Fußboden aus Marmorplatten, unter dem 32 Öfen und Röhren zur Leitung der Wärme angebracht werden; denn die Kirchen in Petersburg werden im Winter geheizt. Nach dem Anschlage sollte dieser Umbau 30 Millionen Rubel [18]) kosten und davon jährlich drei Millionen verwandt werden. Der jährliche Etat ist aber später erhöht, obwol der Bau nun schon statt 10 Jahre 19 Jahre währt. In den Sommermonaten sind täglich 3 — 4000 Arbeiter daran beschäftigt. Um den Transport der Steinmassen zu erleichtern, hat man 1837 eine Eisenbahn von dem Newaquai (wo die Steine aus Finnland anlangen) längs des Boulevards der Admiralität nach dem Platze der Kirche angelegt und ist auch sonst durch andere Einrichtungen in den letzten Jahren immer rascher fortgeschritten. Auch diesen Bau leitet Montferrant. Die Reitbahn der Garde zu Pferde ist ein Werk des vor 20 Jahren verstorbenen Baumeisters Quarenghi. Das letzte endlich der den großen Platz umgebenden Prachtgebäude, zunächst an der Newa, mit der Fronte nach der schmalen Seite der Admiralität sehend, ist der Palast des dirigirenden Senats und heiligen Synods. Er ist in dem letzten Jahrzehent erbaut und seine Hauptzierde ist das Portal in der Mitte, durch das man die Galeerenstraße entlang bis zur neuen Admiralität sieht und die Flagge derselben als Perspective hat. Zwischen diesem Palaste und der großen Admiralität steht ein Monument, das nicht minder merkwürdig ist als die Alexandersäule, die kolossale Reiterstatue Peter's I., aus Kupfer getrieben, 54,000 Pfund schwer, auf einem drei Millionen Pfund schweren Granitfelsen von 50 Fuß Länge, 21 Fuß Breite und 17 Fuß Höhe. Dieser Felsblock stammt aus Karelien, wo er in einem Dorfe am finnischen Meerbusen einsam in einem Sumpfe lag [19]). Der Kaiser ist den Felsen hinaufsprengend dargestellt, die Vorderfüße des Pferdes sind in die Höhe gebäumt; Schwerpunkt und Haltbarkeit sind aber dadurch sehr glücklich hergestellt, daß der Guß, in den vordern Theilen des Pferdes nur drei Linien dick, in den hintern die Dicke von einem Zoll erreicht und in letzteren außerdem 10,000 Pfund Eisen angebracht sind, und daß sich eine Schlange, das Symbol des Bösen, welche der Hinterhuf des Pferdes zertritt, zu dem Schweife des Pferdes hinankrümmt, wodurch die

---

18) Wenn nur Rubel gesagt wird, so sind darunter immer Rubel Banco zu verstehen, wovon 3⅗ auf einen Silberrubel (à 1 Thlr. 3 gGr.) gehen. 19) Der Transport dieses Felsens zum Meere, allein ein erstaunliches Werk der Mechanik, wurde durch den Grafen Carburi, einen Griechen von Geburt, der sich hier Ritter Lascari nannte, ausgeführt. Man machte von dem Lager des Steins bis zum Ufer einen festen Weg und legte in demselben metallene Schienen an, in welchen die auf eine Art von metallenen Schlitten gelegte Last vermittels metallener Kugeln von fünf Zoll im Durchmesser fortbewegt wurde. Die dabei angebrachten Winden setzten 400 Menschen in Bewegung. Über das Meer trug ihn ein Floß, das selbst wieder durch Kameele, wie sie oben beschrieben sind, gehoben wurde; v. Reimers im angef. W. I. S. 325.

Schwerfälligkeit in der Stellung und die unnatürliche Länge und Dicke des Pferdeschweifes vermieden ist, die z. B. an der Reiterstatue August's II. in Dresden stört. Die Figur des Kaisers ist 11 Fuß hoch, die des Pferdes 17. Der Kaiser sitzt, gleichsam das redende Zeugniß der Größe seines Geistes beschauend, in würdiger Haltung da, mit dem Gesichte nach der Newa, die ausgestreckte Rechte nach der Newa, der Festung und der Akademie weisend. Der Bildner und Errichter dieses Werkes, das Katharina II. 1782 aufstellen ließ, ist der französische Künstler Falconnet. Auf der Admiralitäts- und der Senatspalastseite des Felsens, auf jener in russischer, auf dieser in lateinischer Sprache, steht in bronzenen vergoldeten Buchstaben die einfache Inschrift: Peter dem Ersten Katharina II. 1782. Russen sieht man oft vor diesem Denkmale des Gründers ihrer Größe entblößten Hauptes vorbeigehen. Eine andere Reiterstatue des Kaisers werden wir im dritten Admiralitätstheile finden. Der erste Admiralitätstheil enthält ferner das Hoftheater, an der Newa, welches mit der Eremitage durch einen Bogengang verbunden ist; es ist von Quarenghi gebaut, soweit es bei den jetzigen Vorstellungen möglich ist, nach dem Modell des berühmtesten griechischen Theaters aus Perikles' Zeit; sein Äußeres ist geschmackvoll mit Säulen und kolossalen Statuen griechischer, römischer und russischer Theaterdichter geziert. Den Marmorpalast, weiter hinauf, ebenfalls an der Newa, neben der Troitzkoibrücke. Dieser wurde in den Jahren 1770 — 1783 erbaut und war von Katharina zum Geschenk für den Fürsten Orlow bestimmt. Da Letzterer aber noch vor Beendigung desselben starb, so kaufte ihn die Kaiserin von den Erben des Fürsten für die Krone. Kaiser Paul bestimmte ihn als Wohnsitz für den letzten König von Polen, welcher auch darin starb, und schenkte ihn dann seinem Sohne, dem Großfürsten Konstantin. Jetzt steht er unbewohnt und ist zum Theil verfallen. Das Gebäude, das leider nicht mit der Hauptfronte gegen die Newa sieht, besteht aus drei Seiten eines Quadrats, von denen die mittlere einen Glockenthurm hat, und ist ganz aus Marmor, Stein und Metall, durchaus ohne Holz, erbaut. Die Fensterrahmen sind von gegossenem, stark vergoldetem Messing, ebenso die Thüren; die Treppen sind von Marmor, die Sparren des Dachs von Eisen. Die Außenseite, düsteren Ansehens, besteht im Erdgeschosse aus Granit, in den obern aus grauem Marmor mit Säulen von rothem Marmor. Die durch den Marmorpalast und die andern Häuser bis zur Eremitage von der Newa getrennte und mit dieser parallel laufende Straße heißt die große Million, welche früher teutsche Straße genannt wurde und die erste regelmäßig angelegte Straße Petersburgs war. Lebhafter ist die in der Nähe liegende kleine Million, in welcher besonders ein großartiges Handelsetablissement zu bemerken ist, das englische Magazin, an der Ecke des Newskiprospects, in welchem man von eleganten, fast alle europäischen Sprachen redenden Commis bedient wird. Jene Straße, die große Million, mündet sich mit dem einen Ende auf den Admiralitätsplatz, mit dem andern auf das Marsfeld, einen ungeheuren freien Platz der zu großen Paraden von 40 — 50,000 Mann und zum Exerciren benutzt wird. Solche Paraden und kleinere Manoeuvres finden darauf besonders in jedem Frühlinge statt, ehe die Truppen ihre Lager außerhalb der Stadt beziehen. Auf dem Marsfelde stand früher der Romanzow'sche Obelisk, den wir jetzt auf Wasili-Ostrow vor der Akademie der Künste finden werden. Ebenso ist auch die Bildsäule Suwarow's, die am 17. Mai 1801, ein Jahr nach seinem Sterbetage, feierlich enthüllt wurde und früher an dem der Newa entgegengesetzten Ende des Marsfeldes stand, jetzt nach dem neuerrichteten Suwarowsplatze versetzt, der zwischen dem Marsfelde und der Newa liegt und auf den die Troitzkoibrücke ausmündet. Der Feldherr steht zu Fuß in mehr als Lebensgröße auf einem Piedestal, in dem Costume eines römischen Kriegers, einen Helm auf dem Haupte, in der rechten Hand ein gezogenes Schwert und in der linken ein Schild haltend, mit welchem er auf einem nebenbeistehenden kleinen Altare die päpstliche Tiara und die neapolitanische und die sardinische Krone schützt. Neben dem Marsfelde am äußersten östlichen Ende dieses Stadttheils und ebenfalls an der Newa, liegt der Sommergarten, ein großer Park, der seinen Namen nicht etwa als Gegensatz zu einem Wintergarten, sondern von einem Sommerpalaste Peter's I., der daran lag, erhalten hat. Er ist dem Vergnügen des Publicums gewidmet und wird an allen heitern Tagen, besonders aber nach einer alten Sitte, am zweiten Pfingstfeiertage, zur sogenannten „Brautschau" von Alt und Jung aller Stände besucht[20]). Im Sommer spielt hier an jedem Sonntage auf zwei Rundplätzen die Musik zweier Garderegimenter. Die schönste Zierde dieses Sommergartens ist die berühmte eiserne Balustrade gegen die Newaseite, schön genug, um die bekannte Anekdote zu veranlassen, daß ein reisender Engländer nur um diese Balustrade zu sehen, nach Petersburg gekommen, und, nachdem dies geschehen, sogleich wieder umgekehrt sei. Sie wurde in den Jahren 1778 — 1784 aufgeführt und besteht aus 36 cylinderförmigen Granitsäulen von 14 Fuß Höhe und 3 Fuß im Durchmesser, welche auf Granitwürfeln ruhen, oben mit Vasen verziert und durch ein eisernes Gitter verbunden sind. Letzteres und besonders die auf Rollen gehenden Thüren sind trefflich gearbeitet und reich vergoldet. Die übrigen, noch nicht erwähnten Merkwürdigkeiten des ersten Stadttheils sind das Ordonnanzhaus, das Gebäude des Finanzministeriums, beide in der großen Million, die Kaserne der Garde zu Pferde (hinter der erwähnten Reitbahn), das Posthaus in der Poststraße und Neuholland, eine durch Arme der Moika gebildete Insel mit Magazinen der Marine, in der Nähe der neuen Admiralität. Der erste Admiralitätstheil enthält von allen die wenigsten hölzernen Häuser.

2) Der zweite Admiralitätstheil liegt zwischen der Moika und dem Katharinenkanal, aber südwestlich nicht bis zur Newa, sondern nur bis zum Kriukowkanal reichend, und umschließt den ersten. An dem Newskipro-

---

20) Vergl. Das gemeinsame Lustwandeln in Rußland. Ausland 1835. Nr. 326 fg.

spect, der auch ihn durchschneidet, liegt neben dem Katharinenkanal die Kathedrale von Petersburg, die Kirche zur heiligen Mutter Gottes von Kasan, oder kurzweg Kasankirche genannt. Dieses Gebäude, das wir hinsichts seiner Schönheiten im Einzelnen den schönsten Gebäuden in Europa zuzählen müssen, obwol es als Ganzes nicht befriedigt, wurde, nachdem schon Kaiser Paul den Plan dazu gefaßt hatte, unter Alexander in den Jahren 1801 — 1811 von Woronichin [21]) erbaut. Die eigentliche Kirche, in Form eines Kreuzes, dessen der Straße parallele Ausdehnung 238 und die entgegengesetzte 182 Fuß beträgt, steht eine Strecke von der Straße entfernt. Es geht aber von ihr eine halb kreisförmige Colonnade, der an der Peterskirche in Rom nachgebildet, aus, deren beide Enden an die Straße hinanreichen und in deren Mitte sich die Fronte des kürzern Armes des Kreuzes und das Hauptportal befindet. Die Entfernung der beiden Enden der Colonnade von einander, also der Durchmesser des Halbkreises, beträgt 280 Fuß, die Zahl der sie bildenden Säulen, wie das ganze Äußere der Kirche aus pudowskischem Sandsteine verfertigt und auf Basen von Gußeisen stehend, 42 Fuß hoch und 4½ Fuß im Durchmesser, beträgt 132, welche in zwei doppelten Reihen stehen und eine Attika tragen. An den Portalen, welche die Enden der Colonnade gegen die Straße bilden, stehen zwei kolossale bronzene Statuen auf Piedestalen von Granit, die Erzengel Gabriel und Michael vorstellend. Das Hauptportal der Kirche, in der Mitte der Colonnade, ist ein Peristyl aus sechs Säulen. Hier stehen ebenfalls vier kolossale bronzene Statuen, der heilige Wladimir, der heilige Alexander Newski, Johannes der Täufer und der Apostel Andreas. Die Thür ist aus Bronze und nach dem Muster der des Battisterio in Florenz; sie zeigt verschiedene Gegenstände aus der biblischen Geschichte. Das Innere der Kirche imponirt ebenso durch Pracht wie durch Großartigkeit. Eine Kuppel, 63 Fuß im Durchmesser, durch welche die Kirche das Licht erhält, ruht auf einem vergoldeten Karnieß, der von 56 korinthischen Säulen und 40 Pilastern, aus polirtem Granit und 35 Fuß hoch getragen wird. Capitäler und Füße dieser Säulen sind von polirtem Erz. Auch das äußere der Kuppel erhält durch eine Umgebung von 16 Pilastern korinthischer Ordnung eine herrliche Zierde. Die Höhe der Erstern beträgt aber im Ganzen nur 233 Fuß, was ihr im Verhältnisse zu der Länge der Colonnade ein wahrhaft zwerghaftes Ansehen gibt und die Symmetrie des Ganzen stört. Nicht weniger unvortheilhaft für das Gebäude ist seine Lage, daß es nämlich nicht gegen eine große Straße steht, für welche die offene Colonnade ein herrlicher Gesichtspunkt sein würde, und überhaupt nirgends einen vollständigen Überblick über das Ganze gewährt. Wir kehren in das Innere zurück, wo zunächst das wunderthätige Bild der kasanischen Mutter Gottes zu bemerken ist. Dieses wurde von Iwan Wasiliewitsch von Kasan nach Moskau, von Peter I. aber von da nach Petersburg gebracht, woselbst es bis zum Baue der ihm geweihten Kirche in einer andern aufbewahrt wurde. Der Schmuck an Perlen und Edelsteinen, den es trägt, beläuft sich an Werth auf mehre Millionen. Die Thüre zum Hauptaltar, sowie die ihn umgebende Balustrade ist von massivem Silber. Neuerdings ist auch die ganze Altarwand mit massivem Silber bekleidet worden, wozu die donischen Kosaken 40 Pud geschenkt haben. Es ist dies das Silber, das sie 1812 dem Feinde bei seiner Flucht aus Moskau von der Beute wieder abnahmen. Die andern Wände zieren 107 Adler und Standarten, den Franzosen entrissen, und sieben von den Persern eroberte Fahnen; ebenda prangen die Schlüssel von 28 eroberten Festungen und der Marschallstab von Davoust. Neben diesen glorreichen Andenken ruht der hier begrabene Feldherr Kutusow. Der Fußboden ist ein Mosaik aus verschiedenen Marmorarten. Der Platz auf der Westseite der Kirche wird von einem gußeisernen Gitter umschlossen. Auf der Nordseite (innerhalb der Colonnade) stehen seit dem 7. Jan. 1838, dem russischen zweiten Weihnachtsfeiertage 1837 (an welchem die feierliche Enthüllung stattfand) die kolossalen Standbilder der Feldherren Kutusow und Barclai de Tolli. Der Verfertiger derselben, Orlowski, der, wie erwähnt, auch den Engel auf der Alexandersäule gegossen hat, erlebte ihre Enthüllung nicht mehr. In diesem Stadttheile stehen noch zwei andere Kirchen, welche oben in der Anmerkung als in dem Newskiprospect gelegen aufgezählt sind, nämlich die Lutherische St. Petrikirche, die größte Lutherische Kirche der Stadt, an der Stelle einer schon vor hundert Jahren gebauten, seit 1833 aufgeführt und am 12. Nov. 1838 (nach russischem Kalender am 31. October, also am Reformationstage) feierlich eingeweiht, und die teutsch- und französisch-reformirte Kirche, ein früher hölzernes, unter Katharina II. aber von Stein aufgeführtes Gebäude. In der kleinen Stallhofsgasse, nördlich vom Newskiprospect, liegen die holländische reformirte Kirche, die St. Marienkirche der Finnländer und die St. Katharinenkirche der Schweden. Die beiden letzten Gemeinden bauten sich 1733 eine gemeinschaftliche hölzerne Kirche, welche aber die schwedische Gemeinde 1767 der finnischen überließ und sich daneben eine steinerne baute, worauf jene 1803 ebenfalls mit einer steinernen vertauscht wurde. Ganz am entgegengesetzten südwestlichen Ende dieses Stadttheils, in dem Winkel, den der Katharinen- und Kriukowkanal bilden, liegt auf einem freien Platze die russische Nicolai- oder Matrosenkirche, 1743 von Rastrelli, dem Erbauer des Winterpalastes, aufgeführt. Daß diese in dem reingriechischen Kirchenstyle gebaut ist, wurde schon oben gesagt. Die Vergoldungen, sowol der fünf Kuppeln als im Innern, sind ungemein reich. Die Kirche besteht aus zwei Stockwerken, von denen das untere geheizt werden kann. Ebenfalls am Kriukowkanal, näher an der Moïka, und auf einem freien Platze steht das sogenannte steinerne Theater, auch Opernhaus und großes Theater genannt, das in den Jahren 1784 und den folgenden von Tischbein aufgeführt und seitdem mehrmals ausgebaut und erweitert, 1836 aber gänzlich umgebaut wurde, sodaß nur die äußern Mauern

21) Woronichin war ein Russe und Zögling der dortigen Akademie, wie auch alle Arbeiter bei diesem Bau, bis zu den Handlangern, nur Russen sein durften.

stehen blieben. Auf seine Größe kann man schließen aus den Sitzen über einander, nämlich vier Reihen Logen, zwei Galerien und einem Amphitheater. Bei dem letzten Umbau hat man auch die früher gegen die Akustik begangenen Fehler verbessert. Auch das Äußere ist schön. Das Portal, unter dem die Wagen vorfahren, besteht aus acht Jonischen Säulen, welche ein mit Emblemen verziertes Frontispice tragen. Von andern Merkwürdigkeiten dieses Stadttheils, dem Findel- und Erziehungshause und ähnlichen Instituten, wird unten weitläufiger die Rede sein. Wir erwähnen hier nur noch des Kriegscollegiums an der Moïka, in der Nähe des steinernen Theaters, des Stadtgefängnisses, der kaiserlichen Stallhofsgebäude, ebenfalls an der Moïka, aber am entgegengesetzten Ende, der Wechselbank, eines herrlichen Gebäudes aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das aus drei besondern Palästen, zwei Stockwerke außer dem Erdgeschosse hoch, besteht, die unter sich durch Colonnaden verbunden sind, und von denen das mittlere zurückstehend, einen gegen die Straße mit einem geschmackvollen eisernen Gitter gezierten Hofraum bildet, und das Palais des Herzogs von Leuchtenberg, des Schwiegersohns des Kaisers. Letzteres wird seit dem Sommer 1839 unter der Leitung von Stackenschneider, einem Zöglinge der Petersburgischen Akademie der Künste, im Wosnesenskoiprospect an der über die Moïka führenden blauen Brücke gebaut, und wird, wenn es vollendet ist, zu den schönsten Zierden der Residenz gehören.

3) Der dritte Admiralitätstheil, der von allen am dichtesten bevölkerte, erstreckt sich, in derselben Richtung wie die vorigen, zwischen dem Katharinenkanal und der Fontanka und ebenfalls westlich nur bis zum Kriukowkanal. Die Fontanka ist von den Kanälen im Innern der Stadt am breitesten und die über sie führenden Brücken haben drei Bogen, oder, wenn sie aufzuziehen sind, zwei Bogen, zwischen denen sich der Aufzug befindet. Die Zugwinden sind in vier, 20—30 Fuß hohen, Thürmchen angebracht, welche den Brücken zu nicht geringer Zierde gereichen. Zwei von den Fontankabrücken sind indessen die schon oben erwähnten Kettenbrücken. Die Hauptstraßen dieses Stadttheils sind noch immer die vom Admiralitätsplatze auslaufenden. Im Newskiprospect liegt die römischkatholische Kirche, 1763—1783 erbaut, in welcher der letzte König von Polen beigesetzt ist, und in ihrer Nähe die armenische Kirche, 1771 und in den folgenden Jahren gebaut und 1782 durch den armenischen Erzbischof feierlich eingeweiht. Russische Kirchen dieses Stadttheils sind die Himmelfahrtskirche im Wosnesenskoiprospect und die Kirche zum Erlöser auf dem Heumarkt, wobei wir die Kirchen und Kapellen in Palästen und öffentlichen Anstalten, wie auch schon vorher, unerwähnt lassen. Die merkwürdigsten Paläste sind der alte Michailowsche Palast (von dem heiligen Michael benannt), in der Nähe des Sommergartens gelegen, 343 Fuß lang und ebenso breit. Er wurde von Paul I. in der unglaublich kurzen Zeit von 1797—1801 erbaut, ungeachtet der Boden hier so morastig ist, daß ein Rost von Pfahl an Pfahl nöthig war, und dann von ihm, freilich nur für wenige Wochen, bezogen. Jetzt befindet sich darin das Ingenieur-Cadettencorps, und die Wälle, die ihn wie eine Festung umgaben, sind in Spaziergänge verwandelt. Von seiner eben keinen angenehmen Eindruck machenden rothen Farbe hat er auch den Namen des rothen Palastes. Vor dem Palaste steht eine 1774 von Martelli gegossene Reiterstatue Peter's I. auf einem marmornen Piedestal, zu welchem drei Granitstufen leiten. Der Kaiser ist in römischem Costume, das Haupt mit einem Lorbeerkranz umwunden, in der Rechten einen Commandostab und das Pferd vorwärts schreitend dargestellt. Das Piedestal trägt in russischer Sprache die Inschrift: Dem Ältervater der Enkel. Weit schöner als der alte Michailowsche Palast und vielleicht das schönste der neuern Prachtgebäude ist in der Nähe von jenem der neue Michailowsche Palast, den Alexander in den Jahren 1819—1825 mit einem Aufwande von 17 Millionen Rubel durch Rossi aufbauen ließ und seinem Bruder, dem Großfürsten Michael, schenkte, der ihn bewohnt. Man naht sich demselben vom Newskiprospect aus durch die neue Michailowsche Straße und befindet sich vor einem aus vier mit kolossalen Trophäen gekrönten Pfeilern gebildeten Einfahrtsthor, welches in der Mitte eines reich vergoldeten eisernen Gitters steht, das den Platz vor dem Palaste begrenzt. Dieser hat eine Länge von 364 Fuß, zwei Seitenflügel ungerechnet, ist aber nicht hoch, sondern besteht, das Erdgeschoß ungerechnet, nur aus einem Stockwerke, um das eine herrliche Colonnade läuft. Das Innere ist noch prachtvoller als das Äußere, namentlich die doppelte, reich verzierte Säulentreppe, die man eintretend vor sich hat, und die Säle, deren Wände aus künstlich nachgebildetem Marmor bestehen. Der dritte Palast ist der Anitschkowsche, an der Brücke gleiches Namens im Newskiprospect gelegen. Er ist 1748 von Rastrelli erbaut und wird in der Regel vom Thronfolger bewohnt, weshalb er, so lange der jetzige Kaiser ihn inne hatte, auch der Nikolajewsche Palast hieß. Neuerdings war er die Wohnung der kaiserlichen Familie während des Wiederaufbaues des abgebrannten Winterpalastes. In derselben Straße liegt das Rathhaus mit einem hohen, aber leicht zu ersteigenden Thurme, von dem aus man das Panorama von Petersburg für das schönste hält. Das Gebäude wurde von 1800—1802 aufgeführt. Ferner der große Kaufhof, Gostinnoi-Dwor. Dies ist ein unregelmäßiges Viereck, unter dessen Arkaden man eine gute halbe Stunde zu gehen hat, ehe man es umkreist. In zwei Etagen, sowol auf der innern als äußern Seite, befinden sich hier Läden, einer am andern, in welchen man jeden nur erdenklichen Gegenstand feil findet. Die hier ausstehenden Kaufleute sind sämmtlich Russen, die aber der gangbarsten europäischen Sprachen mächtig sind, sodaß man sich hier in einem ebensolchen Gewühle und Gemische von Menschen wie von Sprachen befindet. Dieser Kaufhof, bis 1780 nur zum Theil von Stein aufgeführt, brannte in dem genannten Jahre bis auf den Grund ab; sein Wiederaufbau, ganz von Stein, war 1785 beendet. An diesen stößt die große kaiserliche Bibliothek, ein unter Katharina II. angefangenes und unter Paul vollendetes großes Gebäude, das von dem Newskiprospect bis zur

großen Gartenstraße reicht, mit Säulen und Statuen verziert; über seine literarischen Schätze unten ein Mehres. Dann folgt das kleine Theater oder Alexandertheater, von der Straße durch einen geräumigen Platz getrennt; in diesem ist, um Feuersgefahr zu vermeiden, nur zu dem Allernothwendigsten Holz verwendet worden. An die Hinterseite dieses Theaters stößt das sogenannte Palais imperial (nach der Analogie von Palais royal so genannt) eine aus neuen großartigen Gebäuden gebildete Straße, in denen sich eine Reihe der schönsten Läden und der Sitz mehrer Ministerien befindet. Dieser Stadttheil hat auch noch andere Plätze des lebhaftesten Kleinhandels; es liegt darin an der Fontanka das kaiserliche Cabinet, unter dessen gewölbten Arkaden die Niederlagen der kaiserlichen Porzellan- und Glasfabriken sind, ferner der Trödelmarkt in Apraxin-dwor und der Heumarkt. Ersteren läßt kein Fremder unbesucht wegen des interessanten Gewühls der niedern Volksclasse, und letzterer bietet im Winter ein ganz eigenthümliches Schauspiel dar. Auf ihm sieht man nämlich vorzugsweise die Lebensmittel aufgehäuft, welche in ungeheuren Massen aus weiten Entfernungen in gefrornem Zustande nach der Stadt gebracht werden. Besonders sind es die Fleischmassen, welche in großen Pyramiden aufgehäuft, einen seltsamen Anblick gewähren.

4) Der vierte Admiralitätstheil, südwestlich des zweiten und dritten gelegen, zwischen der Newa, der Moika, dem Kriukowkanal und der Fontanka, ist einer der unansehnlichsten und gehört zu denjenigen, welche noch die meisten hölzernen Häuser enthalten. Von den Hauptstraßen, der großen und kleinen Kolomna, führt er auch diesen Namen. Außer einigen Kasernen und einer großartigen Gußeisenfabrik befinden sich darin keine merkwürdigen Gebäude.

5) Der narwaische Stadttheil, weiter abwärts an der Newa, südlich vom vorigen, aus dem er erst vor 25 Jahren als eigner Stadttheil abgesondert wurde, ist derjenige, in den man, von Riga kommend, zuerst gelangt. Vor dem eigentlichen, rigaer, Stadtthore steht die steinerne, mit bronzirtem Gußeisen bekleidete Triumphpforte, durch deren hölzernes Modell die vom französischen Feldzuge heimkehrenden Garden zogen. Die Namen der Regimenter sind auf dem Bogen in goldener Schrift zu lesen. Auf der Spitze steht die Victoria in einem sechsspännigen Siegeswagen. Ebenfalls außerhalb des Thores und schon am Meeresufer liegt das für das Petersburger Leben wichtige Katharinenhof. Dieses ist ein kaiserliches Lustschloß mit einem großen Parke. Das Lustschloß ist nur ganz unbedeutend und noch dasselbe hölzerne Gebäude, das hierselbst Peter I. 1711 an der Stelle eines 1703 über die Schweden erfochtenen Seesieges anlegte und nach seiner Gemahlin benannte. Der Park aber, mit dem berliner Thiergarten zu vergleichen, ist am russischen ersten Mai, als am Anfange des Frühlings, der Sammelplatz aller Stände von Petersburgs Einwohnern. Es findet an diesem Tage die Wagenfahrt statt, an Pracht den Wagenfahrten im Prater und in Longchamp [22]) nicht nachstehend, indem sich die höhern Stände in eleganten Equipagen einfinden und in unabsehbaren Doppelreihen die Alleen langsam auf- und abfahren, während sich eine unzählige andere Menge zu Fuß und zu Pferde in den großen Anlagen umhertummelt. Die ganze kaiserliche Familie nimmt daran, wie an den andern Volksfesten, Theil. Von dem Entbindungshause und dem Militairwaisenhause, die in diesem Stadttheile liegen, sprechen wir weiterhin.

6) Der moskauische Stadttheil liegt neben dem vorigen, längs der südöstlichen Stadtgrenze, zwischen der Fontanka, dem zarskoje-seloschen Prospect, dem Stadtgraben und dem Newskiprospect. Seinen Namen hat er davon, daß die Straße nach Moskau hier ihren Anfang nimmt. Auch hier müssen wir die Beschreibung seiner merkwürdigsten Gebäude, des Stadthospitals und des Irren- und Zuchthauses der spätern Darstellung der derartigen Anstalten vorbehalten. Zu erwähnen ist nur die an der Barriere der nach Moskau führenden Straße neu erbaute, und 1838 eingeweihte steinerne Triumphpforte, die dem Andenken der gegen die Perser, Türken und Polen 1826 bis 1831 geführten Kriege gewidmet ist. In diesem Stadttheile, und zwar auf dem semenowskischen Platze an der Fontanka, also noch eine beträchtliche Strecke innerhalb der Stadt selbst laufend, beginnt die nach Zarskoje-Selo und Paulowsk führende Eisenbahn, von der weiter unten (s. Umgegend) die Rede sein wird. Der semenowskische Platz ist der größte Exercirplatz in der Stadt und noch bedeutend größer als das Marsfeld.

7) Der Stückhof oder Liteinaja, schließt sich wieder an den vorigen an und reicht nördlich bis zur Newa, sodaß er zwischen dem Newskiprospect, der Fontanka, der Newa und der Ligowa zu liegen kommt und wir mit den drei letztgenannten Stadttheilen einen Bogen beschrieben haben, der als äußerer Kreis die vorigen inneliegenden vier Stadttheile umschließt. Es ist dies einer der am höchsten gelegenen und gesündesten Theile der Stadt. Hier liegen in der Nähe der Newa das Gießhaus, das alte und das neue Zeughaus. Das Gießhaus wurde 1733 unter der Leitung des Feldmarschalls Münnich gebaut. Das alte Zeughaus ließ der Generalfeldzeugmeister Fürst Orlow in den Jahren 1770 bis 1780 aufführen und schenkte es sodann der Krone. Es bildet in drei Straßen ein Viereck von drei Stockwerken Höhe und 434 Fuß Länge. Sein Äußeres erhält durch das Portal und die auf dem Dachgesimse stehenden Armaturen und allegorischen Figuren einen würdigen Schmuck. Unter den Sehenswürdigkeiten seines Innern nehmen außer den Armaturstücken auch viele Alterthümer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, so die russische Oriflamme oder die alte Strelitzenfahne, auf welcher man Heilige, Legenden aus der Bibel, die Hölle, in welcher Türken und Tataren brennen, und andere fromme Gegenstände gemalt erblickt. Dem alten Zeughause gegenüber in derselben Straße liegt das noch weit prachtvollere neue Zeughaus, das erst unter Alexander erstand. Es hat eine Länge von 500 Fuß. In dem untern Stockwerke enthalten zwölf Säle die verschiedenen, immer mit mehr als tausend Arbeitern angefüllten Ateliers. In der mittlern Etage, zu der eine im-

22) Im bois de Boulogne bei Paris.

posante, mit Fahnen geschmückte Treppe führt, ist ein runder Saal, dessen Durchmesser 90 Fuß beträgt, und dessen Kuppel auf 16 Säulen ruht, besonders sehenswerth. Auch dieses Zeughaus enthält eine Sammlung von historischen Merkwürdigkeiten, unter andern die alten Rüstungen des teutschen Ordens, welche früher in Riga aufbewahrt wurden. Am Newaufer liegt das Apanagendepartement. Unter den Kirchen ist die zur Verklärung Christi oder die preobraschenskische die sehenswertheste. Die wohlthätigen Anstalten, an denen dieser Stadttheil besonders reich ist, wie das große Lazareth, das Katharinenstift, das Marienstift, werden unten näher beschrieben werden. Daß von hier die Woskresenskoibrücke nach der wiburgschen Seite führt, ist schon oben gesagt worden. Ziemlich an der Stelle, wo die von Süden kommende Newa die erwähnte Biegung nach Westen macht, beginnt der nächste Stadttheil, sodaß dieser und der folgende beide hinter einander in südlicher Richtung die Newa hinauf und von dem vorigen zum größten Theil durch die Ligowa getrennt liegen. Die Grenze zwischen ihnen selbst macht der Newskiprospect. Zunächst also

8) der Roschestwenskische Stadttheil, d. i. Weihnachtsstadttheil mit vielen noch unbebauten Gegenden, der aber zwei der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Stadt enthält, den taurischen Palast und das Smolnoikloster. Der taurische Palast ist das berühmte Gebäude, das Katharina II. 1784 ihrem Günstlinge Potemkin, dem Taurier, erbauen ließ und worin dieser der Kaiserin das prachtvolle Fest gab. Sie kaufte es ihm nachher, kurz vor seinem Tode, ab, worauf es zuweilen von ihr und ihren Nachfolgern bewohnt wurde, in der Regel aber leer stand, wie auch noch jetzt. Seine Räume nahmen 1837 einen großen Theil der aus dem Brande des Winterpalastes geretteten Effecten auf. Das Gebäude ist nur ein Stockwerk hoch, und imponirt nur durch die Kuppel, die auf dem mittlern etwas höhern Theile, dem sogenannten Pantheon, steht, durch die Länge der mit Dorischen Säulen geschmückten und der Newa zugekehrten Fronte und durch die ungeheuren und prachtvollen Räume seines Innern, worunter die Vorhalle, eine 250 Fuß lange und aus 64 Säulen bestehende Colonnade, und der Wintergarten, die großartigste Schöpfung einer südlichen Vegetation mitten im nordischen Winter, zu bemerken sind. Die Sammlung von Antiken ist nicht bedeutend. Auf der der Newa entgegengesetzten Seite befindet sich ein sehr großer Lustgarten mit einem kleinen See. Das Woskresenskoi- oder Smolnoikloster an der Newa, kurz ehe sie die westliche Biegung macht, wurde 1744 von Elisabeth erbaut, wie es heißt, indem sie damals die Absicht hatte, der Regierung zu Gunsten ihres Neffen zu entsagen und sich in jenes zurückzuziehen. Im J. 1764 erhielt es von Katharina seine jetzige Bestimmung eines Erziehungsstiftes für adelige und bürgerliche Mädchen. Das Hauptgebäude ist die im weiten Umkreise sichtbare, erst vor Kurzem im Innern ganz vollendete, Kirche, deren Kuppeln in der Art, wie oben ausgeführt wurde, erbaut sind und durch ihre mit goldnen Sternen übersäete blaue Farbe und ihre goldenen Spitzen gegen die Weiße der übrigen Gebäude einen besonders lebhaften Contrast machen. Von der Kirche dehnen sich nach beiden Seiten hin lange, gebogene Flügel aus, die sich in weiter Entfernung von jener beinahe wieder treffen. Außerdem gehören noch viele andere Gebäude dazu und das Ganze, mit einer quadratförmigen Mauer eingefaßt, macht den Eindruck einer kleinen Stadt.

Der letzte Stadttheil auf der Admiralitätsseite endlich ist

9) der Karetnoi-Stadttheil oder die Jamskaja, auf teutsch Kutschenstadttheil, erst zu einem geringen Theile bebaut. Hier befindet sich am äußersten Ende der Stadt, unmittelbar am Ufer der Newa, das merkwürdige Alexander-Newskikloster, noch von Mönchen bewohnt und dabei der Sitz des Metropoliten von Petersburg und einer geistlichen Akademie. Es entstand vom Jahre 1713 an allmälig, indem Peter I. an dieser Stelle, wo vermeintlich im 13. Jahrh. der später heilig gesprochene Fürst von Nowgorod, Alexander Newski, den Sieg über die Schweden erfochten hatte, die erste Anlage machte und die spätern Regenten den Bau immer großartiger aufführen ließen. Schon Peter ließ, um dem Boden Petersburgs in den Augen des abergläubischen Volkes eine religiöse Weihe zu geben, 1724 die Reliquien des Heiligen, die so lange in dem Roschesweskoi-Kloster zu Wladimir aufbewahrt waren, unter großen Feierlichkeiten hierher bringen. Späterhin haben die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina am meisten auf dieses Gebäude verwandt, namentlich ließ Letztere von 1776—1790 die große Hauptkirche bauen. Außer dieser zählt man aber noch neun Kirchen innerhalb der Ringmauern des Klosters und in dreien dieser zehn Gotteshäuser wird regelmäßig Andacht gehalten. Die älteste derselben ist die schon 1716 von Peter I. erbaute. In letzterer, die alte steinerne genannt, ruhen die Gebeine mehrer Mitglieder der kaiserlichen Familie, einer Schwester und eines dreijährigen Sohnes Peter's I., der Gemahlin des Zars Iwan Alexejewitsch, der Herzogin von Mecklenburg, Katharina Iwanowna, der Herzogin-Regentin Anna, Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, einer zweijährigen Tochter Peter's III., der ersten Gemahlin und einer Tochter Paul's. Neben diesen sind die Grabstätten einiger berühmten Männer, u. a. Suwarow's. Die von Katharina II. erbaute Hauptkirche bildet den Mittelpunkt der einen Seite eines Vierecks. Ihre Länge beträgt 245 Fuß, ihre Breite 140 Fuß. Ihre Façade ist rein und schön mit einer einfachen, Dorischen Halle. Über dieser erheben sich zwei starke Thürme und im Hintergrunde derselben eine Kuppel, die mit dem Kreuze 205 Fuß vom Boden hoch ist. Das Innere derselben, geschmackvoll und großartig, ist auch sehr reich an Kostbarkeiten. Rechts vom Hauptaltare ist das Grabmal des heiligen Alexander, der in einem Sarge von massivem Silber ruht, auf welchem sich Schlachtstücke en basrelief befinden. Der Baldachin über dem Sarge und der Altar hinter demselben ist ebenfalls von massivem Silber, sowie eine in der Kirche hängende Lampe. Alle diese Silberarbeiten sind unter Elisabeth angefertigt, sehr kostbar, aber ohne Geschmack. Die Kirche bewahrt noch manche Kleinodien auf, unter andern das Ruhebett, auf dem Pe-

ter I. starb. Innerhalb der die Klostergebäude umgebenden Mauer liegt noch ein an Monumenten sehr reicher Kirchhof und ein großer Garten. Am 30. August, als am Namenstage des Alexander Newski, findet alljährlich eine feierliche Procession nach diesem Kloster statt. Außerdem ist nur noch die kaiserliche Glas- und Spiegelfabrik (s. unten, 8) zu bemerken.

10) Wasili-Ostrow (Basiliusinsel) ist die von der großen und kleinen Newa und dem Meere eingeschlossene Insel. Den Namen erhielt sie von einem Officiere Basilius, der unter Peter I. Commandant der auf ihrer östlichsten Spitze aufgeworfenen Schanze war, und von dem Kaiser Briefe unter der Adresse: „An Basilius auf der Insel" erhielt, sodaß man also, wie Anfangs den Mann nach der Insel, so nachher die Insel nach dem Manne nannte. Der Name Menschikowinsel war nur vorübergehend. Dieser mächtige Günstling erhielt dieselbe nämlich zum Geschenk und legte daselbst einen Palast mit einem Lustgarten an, welche nach seinem Sturze an die Krone übergingen. Von dieser Insel ist nur die östliche Spitze, etwa ein Drittel des Ganzen, und eine kleine Strecke an der Westseite bebaut, aber nach einem ganz andern Plane als die Admiralitätsseite. Hier fanden wir eine fächerartige Anlage, dort ist sie mehr fensterartig, d. h. so, daß sich schnurgerade Straßen in rechten Winkeln durchschneiden. Es laufen nämlich, den Newaquai ungerechnet, von Osten nach Westen (die Richtung ist eigentlich etwas mehr südwestlich) drei parallele lange Straßen, der große, der mittlere und der kleine Prospect, der Länge nach durch die ganze Insel, aber erst zur Hälfte mit Häusern besetzt, und werden von den sogenannten Linien, deren zwölf bebaut und ebenso viel nur abgesteckt sind, in der entgegengesetzten Richtung durchschnitten. Die Namen sind also ebenso einförmig wie die Anlage[23]); dazu kommt noch die Gleichartigkeit der Bauart dieser größtentheils von den reichen, fremden Kaufleuten bewohnten Häuser. Diese Einförmigkeit wird nur durch einige großartige Krongebäude unterbrochen. Wir bemerken zuerst die Börse auf einem freien Platze an der Ostspitze. Wo sich nämlich die Newa in die große und kleine theilt, ist der Hafen von Petersburg, der immer mit einer Menge von See- und Flußschiffen angefüllt ist. Zur großen Bequemlichkeit des handeltreibenden Publicums und zur ungemeinen Belebung dieser Stelle hat man nun Börse und Marktplatz unmittelbar daneben. Früher war die Börse auf der gegenüberliegenden Petersburger Insel, 1735 wurde sie aber an die jetzige Stelle verlegt. Das damals errichtete Gebäude wurde 1784 durch ein neues ersetzt, doch auch dieses, weil der ganze Platz eine andere Gestalt erhalten sollte, 1804 abgetragen und der Bau der jetzigen Börse begonnen, womit zugleich die Graniteinfassung der diesseitigen Newaufer, Vertiefung des Flusses an den Landungsplätzen und ähnliche Wasserarbeiten verbunden waren. Die Börse hat die Gestalt eines länglichen Vierecks und ist auf allen Seiten von einer Colonnade umgeben. Sie ist 330 Fuß lang, 246 Fuß breit und 90 Fuß hoch. Der Saal im Innern, der von Oben erleuchtet wird, hat eine Länge von 126 und eine Breite von 66 Fuß; den Platz vor der Börse zieren zwei Rostral- (Schiffsschnäbel-) Säulen, 120 Fuß hoch, die für die ankommenden Schiffe zugleich als Leuchtthurm dienen. Dieser Platz und noch mehr der mit einem Eisengitter und Barrieren umgebene hinter der Börse ist im Frühlinge besonders belebt, wenn die angekommenen Schiffe Producte des Südens, auch Affen, Papageien und andere Luxusgegenstände der feinern Welt, gebracht haben. Der Contrast mit dem Einheimischen und besonders mit dem eben überstandenen nordischen Winter macht diese wie manche andere Scenen in Petersburg besonders interessant. Die den letztern Platz umgebenden Gebäude sind: an der kleinen Newa das Zollhaus und verschiedene Magazine, an der großen Newa, grade der Admiralität gegenüber, die Akademie der Wissenschaften, und zwischen beiden das lange Gebäude der zwölf Reichscollegien, in welchem sich jetzt die Universität und das Senatsarchiv befinden. Letzteres, das zwar nur zwei Stockwerke, aber die ungeheuere Ausdehnung von 1150 Fuß hat, wurde 1722 zu bauen angefangen, dem ersten Plane Peter's gemäß, daß die eigentliche Stadt gleich Amsterdam auf den Inseln liegen sollte. Die zwölf Reichscollegien, welche darin, bis es bei Errichtung der Universität seine jetzige Bestimmung erhielt, ihren Sitz hatten, waren 1) die Audienzkammer; 2) der dirigirende Senat; 3—9) das Reichs-, das Kriegs-, das Admiralitäts-, das Kammer-, das Justiz-, das Commerz- und das Bergcollegium; 10) die Domainenkammer; 11) das Staatscomptoir und 12) der heilige Synod. Jetzt haben diese Collegien zum Theil andere Namen und Verwaltungskreise erhalten und sind in verschiedene Theile der Stadt, größtentheils auf der Admiralitätsseite, vertheilt. Das Hauptgebäude der von Peter I. gegründeten und unter Katharina I. eröffneten Akademie der Wissenschaften, die wir hier nur vorläufig erwähnen, wurde unter Katharina II. von 1784—1790 aufgeführt; bis dahin war sie auf die jetzigen Nebengebäude beschränkt. Ihre Räume enthalten auch viele, unten näher zu beschreibende, Sammlungen, und ein Observatorium, das indessen jetzt durch die neue Sternwarte bei Zarskoje-Selo (s. Umgegend) ersetzt ist. In der Mitte des jetzt umschriebenen Platzes steht in einem tempelähnlichen Gebäude der große gottorp'sche Globus. Es ist indessen nicht mehr derselbe, den der Herzog von Holstein, Friedrich, 1654 in seiner Residenz Gottorp aufstellen ließ, und der 1716 als ein Geschenk an Peter den Großen hierher kam (wobei oft, da der Transport zu Lande geschah, die Wege in den Wäldern erst breiter gemacht werden mußten), denn dieser verbrannte im J. 1747 mit einem Theile der Kunstkammer. Der jetzige ist nur nach dem Modell des vorigen angefertigt; er hat 14 Fuß im Durchmesser. Hinter dem Gebäude der zwölf Collegien liegt mit der kürzern Fronte (1170 Fuß) gegen die Newa, mit der längern

23) Welch ein Contrast gegen die ehrwürdigen Straßennamen in alten Städten, wo sich der eine von einem vor Jahrhunderten dort gestandenen Gebäude, der andere von einer ebenso alten Sitte, ein dritter von einem ähnlichen, nur noch in diesem Namen fortlebenden, Alterthume herschreibt, und jeder an eine Denkwürdigkeit aus den Zeiten der Väter erinnert.

(1860 Fuß) gegen die erste Linie, das erste Cadettencorps, früher der Menschikowsche Palast, der 1732 diese Verwandlung erfuhr. Die Isaaksbrücke trifft grade auf die Newafronte dieses Gebäudes. Durch einen freien Platz von demselben getrennt (indem die zwei nächsten Häuserreihen nicht bis an die Newa reichen) folgt weiter abwärts an der Newa die Akademie der Künste, von den Meisten als das schönste Gebäude der ganzen Stadt betrachtet, das 1764 von der Kaiserin Katharina, als sie die schon von Elisabeth 1758 als besondere Classe der Akademie der Wissenschaften errichtete Akademie der Künste zu einem selbständigen Institute gemacht hatte, zu bauen angefangen, aber erst 1788 vollendet wurde. Der Baumeister, dessen Genius sich in keinem schönern Gegenstande hätte verherrlichen können, als eben in einer Akademie der Künste, war Kakorinow. Es ist in einem Quadrat gebaut, jede Seite 420 Fuß lang, mit einem runden Hofe in der Mitte, und drei Stockwerke hoch. Die Vorderseite wird durch eine Kuppel und durch ein herrliches Portal geziert; auf jener ist eine Minerva in sitzender Stellung angebracht, dieses hat zur Seite die kolossalen Statuen des farnesischen Herkules und der Flora, davor sind 1832 zwei echte ägyptische Sphinxe aufgestellt. Auf dem vorher erwähnten freien Platze steht der 82½ Fuß hohe Obelisk Romanzow's, der bis 1819 seinen Platz auf dem Marsfelde (im ersten Admiralitätstheile) hatte. Dieses Monument wurde 1799 von Brenna errichtet. Die eigentliche Pyramide besteht aus drei sehr gut zusammengefügten Stücken von geschliffenem schwarzem Granit aus den Steinbrüchen von Serdopol. Sie ruht mit ihrer Basis auf vier Würfeln. Das Piedestal ist von röthlichem Marmor und der Sockel ist ebenfalls von schwarzem Granit. Ein Fries von weißem italienischen Marmor, mit vortrefflich en bas-relief gearbeiteten Verzierungen, über denen bronzene Guirlanden hängen, geht an allen vier Seiten des Piedestals herum. Auf der Spitze der Pyramide ist eine bronzene stark vergoldete Kugel, auf welcher ein Adler, aus demselben Metall gearbeitet, schwebt. Eine schwarze Marmorplatte am Sockel trägt in bronzenen, stark vergoldeten Buchstaben, die einfache Inschrift: Den Siegen Romanzow's. Noch weiter abwärts, ebenfalls an der Newa, liegt das Gebäude des Seecadettencorps, das 1716 von Peter I. gestiftet wurde und Anfangs seinen Sitz auf der gegenüberliegenden Seite der Newa, da wo jetzt das Winterpalais steht, hatte, 1731 aber hierher verlegt wurde, und diesen Platz auch wieder einnahm, als es 1796 aus Kronstadt, wohin es 1772 versetzt war, zurückkam. Das letzte Gebäude an der Newa ist endlich das des Bergingenieurcorps. Zu bemerken sind noch die russische Akademie in der ersten Linie, mehre Kasernen, die Kirchen, deren der russische Cultus neun, die andern christlichen Confessionen vier zählen (es sind dabei die Kirchen in den Cadetten- und andern Anstalten mitgezählt), mehre Kirchhöfe und endlich der Galeerenhafen. Dieser, in dem die zur Schärenflotte gehörigen Galeeren liegen, ist zwölf Fuß tief und hat eine Breite für vier Galeeren. Beim Ausflusse in die Newa ist er befestigt. Die Häusergruppe, welche sich an demselben allmälig angebaut hat und jetzt schon aus zwei Haupt- und sechs Nebenstraßen besteht, wird größtentheils von Matrosen und Marinearbeitern bewohnt. Die für letztere 1799 und 1800 erbaute Kaserne ist ein sehr ansehnliches Gebäude.

11) Der Petersburger Stadttheil. Hierunter versteht man im engern Sinne die von der Newa, der kleinen Newa, der kleinen Newka und der Newka umschlossene Insel; im weitern rechnet man auch noch die Inseln zwischen der großen und kleinen Newka dazu, doch selbst jene ist noch beiweitem nicht ganz mit Häusern besetzt. Dieselbe wurde von Peter zuerst zur Gründung seiner Stadt ausersehen und hier legte er auf einer kleinern, dicht am Südrande der größern liegenden und mit derselben durch eine hölzerne Brücke verbundenen Insel von 2800 Fuß Länge und 1400 Fuß Breite, schon 1703 den Grund zu der Festung, die freilich ihre Bedeutung sogleich verlor, als auch die südliche Newaseite zur Stadt gezogen wurde. Die jetzige sechseckige Festung ist aber nicht die zuerst von Peter im Laufe von vier Monaten aufgeführte, welche nur aus Erdwällen und Holzwerk bestand, in ihrem Innern aber schon damals mehre Gebäude, darunter auch zwei hölzerne Kirchen, enthielt. Peter legte indessen schon selbst 1706 den Grund zu der gemauerten Festung, deren Bau 1740 vollendet wurde. Späterhin hat noch Katharina II. die Festungswerke der Newaseite mit gehauenen Granitquadern bekleiden lassen. Die jetzige Festungskirche, Peter-Paulskirche genannt, wurde von 1712—1732 gebaut. Ihr Thurm, 385 Fuß hoch, mit einem Engel auf der stark vergoldeten Spitze, in dessen Hand sich eine Fahne nach dem Winde dreht, ist der höchste in der Stadt. In dieser Kirche liegt Peter I. und alle seine Nachfolger, mit alleiniger Ausnahme von Peter II., begraben. Auf dem Deckel von des Erstern Sarge ließ Alexander 1803 die auf die Säcularfeier der Stadt geschlagene Medaille befestigen. Ihr Inneres schmücken ferner eine Menge persischer, türkischer, polnischer u. a. Fahnen. Auch sind die darin hängenden elfenbeinernen Kronleuchter zu bemerken, die Peter I. selbst verfertigt hat. Außer der Kirche liegen im Innern der Festung noch die Wohnung des Commandanten von Petersburg, eine Kaserne, ein Arsenal und die Münze, deren vortreffliche Einrichtung und außerordentliche Leistungen von Kennern bewundert werden, namentlich die Gold- und Silberscheidung, welche in zwölf großen Platinakesseln bewerkstelligt wird. Unter den Wällen sind die Kerker für Staatsgefangene. Die Zahl der Truppen, welche diese Festung besetzt halten, ist nur gering, und die wenigen auf den Wällen stehenden Kanonen sind nur dazu da, um bei feierlichen Gelegenheiten und bei drohender Wassersnoth gelöst zu werden. Endlich ist eines Kleinods zu gedenken, des unter dem Namen Großvater der russischen Flotte bekannten Bootes, das hier unter einem steinernen Überbau aufbewahrt wird. Dieses ist entweder von Peter I. eigenhändig gebaut worden, oder nach andern Erzählungen dasjenige, welches er 1691 in einem Speicher fand, das er ausbessern ließ, selbst steuern lernte, und dem er die erste Idee zur Schöpfung einer russischen Seemacht verdankte. In jedem Falle ist sein Name gerechtfertigt. Das Boot

wurde 1723 von Moskau nach Schlüsselburg gebracht und von da vom Kaiser selbst die Newa abwärts nach Petersburg gesteuert, wo seiner ein sehr feierlicher Empfang wartete, und ihm, nachdem es zur größern Dauerhaftigkeit mit Kupfer beschlagen war, sein Stand in der Festung angewiesen wurde. Viermal hat es denselben seitdem zu einem Triumphzuge verlassen, noch in demselben Jahre, 1723, dann 1750, 1803 bei dem Säcularfeste, und endlich 1836. Es wurde nämlich bei seiner Nachkommenschaft, der russischen Flotte, vorbeigeführt — 1836 fand dieses Fest, den frühern ähnlich, zu Kronstadt am 15. Juli statt. Schon am 10. brachte man das Boot unter Kanonendonner in das Wasser und führte es dorthin ab. Daselbst wurde es auf ein Dampfschiff gesetzt und am Tage des Festes, an dem auch die ganze kaiserliche Familie Theil nahm, reich geschmückt, eine Wache nebst einem Officier neben sich, längs der ganzen in einer Linie von 1¼ Meile aufgestellten baltischen Flotte, unter militairischen Grüßen jedes einzelnen Schiffes, vorübergeführt. Darauf wurde es wieder in das Wasser gelassen und nach Petersburg zurückgezogen, wo es bis zum Morgen des 16. unter einer Ehrenwache im Kanale der Admiralität stand und dann wieder seinen Platz in der Festung einnahm. Noch ehrwürdigern Andenkens ist ein kleines hölzernes Haus, gleichfalls durch einen steinernen Überbau geschützt, neben der Troitzkoibrücke (also nicht mehr auf der eigentlichen Festungsinsel). Dies ist das Haus Peter's I. Von hier aus übersah und leitete er den Bau der Festung und die übrigen Anlagen. Es ist ein gewöhnliches Blockhaus, von 56 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, von Außen in der Art roth angestrichen, daß es wie die holländischen aus Ziegel erbauten und nicht mit Kalk überworfenen Häuser aussieht. Auf dem Dache ruht in der Mitte ein hölzerner Mörser und an jeder Seite eine hölzerne Bombe. Das Innere enthält außer einem winzigen Hausflure zwei Zimmer, sein Wohn- und Speisezimmer, worin auch der in jedem russischen Hause heimische Heiligenschrank, mit kostbarem Schmucke und der ewigen Lampe davor, nicht fehlt, und gegenüber sein Arbeits- und Audienzzimmer. Dazwischen befindet sich noch, von der Breite des Hausflurs, ein Schlafcabinet. Die Zimmer sind im Innern mit grobem, weiß angestrichenem Segeltuche austapeziert. Den steinernen Überbau ließ noch 1724 der Kaiser selbst anlegen, der damals schon seine vorhin bezeichnete Wohnung in der großen Million bezogen hatte. So wenig als die Festung ist noch in eigentlichem Vertheidigungszustande das derselben gegenüber auf der Petersburgischen Insel liegende sogenannte Kronwerk, das jetzt zu Magazinen dient. Was im Weiteren diesen Stadttheil betrifft, so hat er einige regelmäßige, ähnlich wie Wasili-Ostrow gebaute Partien, enthält aber von Merkwürdigkeiten nur noch sieben Kirchen (darunter die Troitzkoikirche, nächst der Peter-Pauls- oder Festungskirche hier die bedeutendste), das zweite Cadettencorps, mehre Kasernen und auf der Apothekerinsel, einem durch den Karpowkafluß (der von der noch ungetheilten Newka nach der kleinen Newka geht) von der eigentlichen Petersburgischen Insel nördlich abgeschnittenen Stücke, den botanischen Garten mit ungeheuren Gewächshäusern. Die westlichste Spitze der Hauptinsel schneidet ein etwas breiterer Fluß, Danowka, ab. Dies ist die von diesem, der kleinen Newa, dem kronstädter Meerbusen und der kleinen Newka umschlossene Insel Petrowskoi, d. h. Petersinsel, nach dem Kaiser so benannt, der sich hier oft zu vergnügen pflegte. Zu seiner Zeit weideten hier unter der Aufsicht von Lappländern mehre Rennthiere. Jetzt ist sie wie die zwischen der großen Newka und kleinen Newka gelegenen Inseln, Jelagin, Krestowskoi und Kamenoi-Ostrow, welche drei wie eine Gruppe zusammengehören, in Parkanlagen verwandelt, alle mit gleich großer Anstrengung, denn die Natur übergab diese Inseln nur als unzugängliche Moräste der Kunst der Menschen. Krestowskoi, die größte der genannten, ist besonders als öffentlicher Belustigungsort sehr besucht. Auf Kamenoi-Ostrow und Jelagin liegen herrliche Lustschlösser, theils kaiserlich, theils Privatpersonen gehörig. Der Großfürst Michael residirt während des Sommers in der Regel auf der ersteren, auf der sich auch ein kleines Theater befindet, und die übrige kaiserliche Familie bringt gewöhnlich, ehe sie die entfernteren Lustschlösser bezieht, auf Jelagin einige Wochen zu. Hier genießt dieselbe auch des bekannten russischen Wintervergnügens auf eigens für sie errichteten Rutschbergen. Ähnliche Besitzungen von Privatpersonen haben sich auch schon bis auf das rechte Ufer der großen Newka ausgedehnt.

12) Der wiburgsche Stadttheil liegt auf der rechten Seite der Newa und der großen Newka; sein Mittelpunkt ist ungefähr die Stelle, wo letztere sich von ersterer scheidet. Er enthält das große Land- und Seehospital, Gebäude von ungeheurem Umfange, und die medicinischen Anstalten, ist aber sonst ganz unangesehen.

13) Groß- und Kleinochta, liegt weiter aufwärts an derselben Seite der Newa, dem Stadttheile Jamskaja gegenüber. Es war vor Kurzem noch ein Dorf und enthält keine Merkwürdigkeit als eine Schiffswerfte, die somit die dritte in Petersburg, aber eine Kauffahrteischiffswerfte ist.

Endlich fassen wir hier die bei der Beschreibung der einzelnen Stadttheile unerwähnt gebliebenen Paläste der russischen Großen zusammen. Die bedeutendsten derselben, deren es bei dem ungeheuren Reichthume dieser Familien viele mit der größten Pracht gebaute giebt, sind: der Stroganowsche im Newskiprospect an dem linken Moikaufer bei der Polizeibrücke, der Woronzowsche am linken Ufer der Fontanka unweit der Obuchow'schen Brücke, der Besborodkoische in der kleinen Morskoi unweit der Post, der Scheremetjevsche im Stückhof-Stadttheil am linken Fontankaufer, der Beloselski'sche bei der Anitschkowschen Brücke, der Jussupowsche bei der Obuchowschen Brücke am rechten Fontankaufer, der Taltikowsche im ersten Admiralitätstheile an der Troitzkoibrücke, ferner der Demidowsche, Lawalsche u. a. Jedes dieser Hotels bietet übrigens schon wegen der kostbaren Gemäldegalerien, die zu den größten gehören, die es im Besitze von Privatpersonen gibt, reichen Stoff zu einer eignen Beschreibung. Mehre der ältern sind von Rastrelli, dem Erbauer des

Winterpalastes und des Anitschkowschen Palastes, aufgeführt. Ungeachtet ihrer Lage mitten in der Stadt sind doch einige zugleich von nicht unbedeutenden Gärten umgeben.

5) Einwohner; Leben. Was oben von dem Charakter Petersburgs in Bezug auf das Äußere der Stadt gesagt wurde, daß derselbe nicht national eigenthümlich, sondern mehr allgemein modern sei, das gilt auch, obwol nur in geringerem Grade, von der Einwohnerschaft, deren russisches Element ebenfalls in Bildung, Sitten, Trachten etc. sehr getrübt erscheint. In sofern bildet Petersburg einen Gegensatz zu Moskau, das noch immer in allen Ständen, namentlich auch in dem Adel, das alte Rußland repräsentirt, während dort, demselben Willen, der die Stadt aus dem Nichts hervorgerufen hat, dienstbar, die fremde Bildung und das ihr anheim gefallene Rußland seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, und, wie groß auch die Zahl der von dieser Bildung unberührt Gebliebenen unter den mittleren und niedern Ständen sein mag, doch grade die höheren Stände, die Repräsentanten des modernen Rußlands, sich als die Träger des allgemeinen Charakters der Einwohnerschaft und des dortigen Lebens geltend machen. Nach den Ständen sondert sich die Bevölkerung folgendermaßen: unter den 451,974 Einwohnern im J. 1836[24]) befanden sich Ordens- und Weltgeistliche 1859; Militairpersonen, d. h. nur Officiere aller Grade, in activem Dienste 5806; active Civilbeamte 21,608; Officiere außer Diensten 3956; Civilbeamte außer Diensten 12,056; Ehrenbürger 305; Bürger zweiter Classe 28,891; Kaufleute der drei Gilden[25]) 9878; Bürger und Possadski, d. h. Bürger, die das Recht haben, Handel zu treiben, 38,469; Handwerker 10,286; Personen von den kaiserlichen Theatern 1126; Unterofficiere und Soldaten, sowol in activem Dienste als außer Dienst, 74,928 (derer in activem Dienste kann man zwischen 50 und 60,000 rechnen); Personen, die keiner Classe angehören, 4349; sogenannte Bauern, mit Inbegriff der Dienstboten, Iamtschiks (Fuhrleute) etc. 211,549; Zöglinge aller öffentlichen Unterrichtsanstalten, die militairischen mit inbegriffen, 11,293; Fremde 14,268. Unter dieser Zahl der Fremden sind die dort ansässigen Ausländer nicht mitbegriffen. Derer gibt es aber eine große Menge. So zählte man im J. 1839 allein zwischen 25 und 26,000 Teutsche, denen viele hohe und niedere Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker, namentlich fast alle Bäcker, angehören. Ferner 3000 Franzosen, 1000 Engländer, 1200 Schweden etc. Die sehr zahlreichen und wohlhabenden Engländer sind fast sämmtlich Kaufleute, die Franzosen besonders Musiker, Sänger, Maler und Gelehrte; sie haben auch fast ausschließlich die Modehandlungen. So fällt noch Mehres den Fremden anheim und das russisch Nationale ist selbst an Zahl nicht so sehr überwiegend. In andern Angaben finden wir die Anzahl der Adligen besonders aufgeführt; die Durchschnittssumme aus mehren derselben ist 40,000, also fast ein Zehntel der ganzen Bevölkerung. Durch besondere Umstände, die sich weiter unten ergeben werden, erscheint dieses Verhältniß sogar für den Adel noch weit günstiger. Auch die Anzahl der Militairpersonen, die mit den Officieren immer auf 60,000 anzuschlagen sind, ist verhältnißmäßig sehr groß, und trägt daher nicht wenig zur Trübung des nationalen Charakters des dortigen Lebens bei[26]). Das in Petersburg stehende Militair ist das Gardecorps. Die russische Kriegsmacht wird auf die gewöhnliche Weise in Armeecorps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone etc. eingetheilt. Demnach besteht das Militair der Hauptstadt[27]) 1) aus drei Divisionen Fußvolk; die erste Gardeinfanterie-Division enthält folgende vier Regimenter: Preobraschenski, Semenowski, Ismailowski und das Gardejäger-Regiment; die zweite Division: die Regimenter moskauische Garde, Grenadiergarde, Paulowski und finnländische Jäger; die vier Regimenter der dritten Division sind: lithauische Garde, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm Grenadiere und volhynische Jäger. Jedes Garderegiment hat drei Feld- und ein Depotbataillon. Der Gardeinfanterie sind attachirt zwei Bataillone des Instructions-Karabinierregiments, zwei Bataillone des Infanterie-Musterregiments, ein Bataillon Sappeurs von der Garde, ein Bataillon Instructionssappeurs und ein Bataillon finnländische Schützen. Die Stärke der Gardeinfanterie beträgt daher 43 Bataillone oder 43,000 Mann, ohne die Depotbataillone. Die Schloß-Grenadiergarde, ein kleines Corps, aus ausgedienten Unterofficieren bestehend, thut nur im Innern des Winterpalastes Dienste und gehört nicht zum Feldetat; 2) aus drei Divisionen Gardecavalerie à vier Regimenter. Die Cuirassierdivision enthält die Regimenter: Chevaliergarde, Garde zu Pferd, Regiment des Kaisers, Regiment des Thronfolgers; die erste leichte Division die Regimenter: Gardegrenadier, Gardeulahnen, Gardehusaren und Gardekosaken-Regiment; die zweite leichte Division die Regimenter: Gardedragoner, Ulahnen des Großfürsten Michael, Husaren von Grodno, Kosaken des Attamanns. Jedes Regiment hat sechs Feld- und ein Depot Schwadron à 160 Pferde, die drei Divisionen zusammen also, die Depot-Schwadronen ungerechnet, 11,520 Pferde in 72 Schwadronen. Der Gardecavalerie sind attachirt eine Schwadron Tscherkessen, eine Schwadron Linienkosaken-Muselmänner und zwei Schwadronen Pionniere zu Pferd, ergibt zusammen mit den obigen 76 Schwadronen; 3) aus der Artillerie, 12 Batterien mit zusammen 120 Geschützen stark, die von 2000 Mann und 1600 Pferden bedient werden. Jedes Regiment hat eine etatsmäßige

24) Wir wählen dieses Jahr, weil uns für dasselbe die genauesten Detailangaben (nach den polizeilichen Nachweisungen) zu Gebote stehen; bedeutende Abweichungen in diesen Angaben zwischen verschiedenen Jahren entstehen besonders dadurch, daß unter demselben Namen bald mehr, bald weniger Einwohnerclassen verstanden werden. 25) Die Bürger der Gilden sind von der Kopfsteuer und der Aushebung frei, sie können Käufe und Lieferungsverträge mit der Regierung abschließen und mit Ausnahme des Branntweins und Salzes alle Producte verkaufen.

26) Sehr genaue Detailangaben über die Einwohner Petersburgs für das Jahr 1833 gibt Bulgarin im angef. W. Anhang. Erste Tabelle. 27) s. Bismark im angef. W. S. 90 fg.

Musik von 40 Köpfen. Die hier besonders großartigen Anstalten für das Militair sind die Kasernen und Exercirhäuser, von denen schon die Rede gewesen ist, und die Schulen, deren unten Erwähnung geschehen wird.

Unter den obigen Gesammtangaben wird die der Bauern, der Dienerschaft ꝛc. als sehr bedeutend aufgefallen sein. Es ist nämlich eine Rußland eigenthümliche Sitte, die Dienerschaft in einer uns ganz unbekannten großen Anzahl zu haben. Hundert Bediente ist in einem bedeutendern Hause nichts Ungewöhnliches, und es ereignet sich, daß ein Hauslehrer nicht blos, wie gewöhnlich, einen, sondern zwei, auch drei Bediente zu seiner alleinigen Disposition hat. Bei einer so zahlreichen Dienerschaft, d. h. solcher Personen, die als ein unselbständiges, bei der Gestaltung und standesmäßigen Sonderung des dortigen Lebens kein Gewicht habendes Element der Bevölkerung anzusehen sind, wird das angegebene Verhältniß des Adels zur Gesammteinwohnerschaft von 1 : 10 für jenen noch beiweitem günstiger und entscheidender, fast wie 1 : 6. Der größte Theil der Dienerschaft der reichen Familie sind Leibeigene von den Gütern derselben, daher eben der Ausdruck Bauern, wie man gewöhnlich das russische Muschiks übersetzt. Diese Muschiks bedürfen hier aber als Petersburg eigenthümlich, noch einer besondern Erwähnung. Außer denen nämlich, welche von der Herrschaft selbst in die Stadt beordert werden, gibt es eine große Menge, welche aus den nähern Gouvernements oft aber sogar 100 Meilen weit, mit Bewilligung ihrer Gutsherren sich für einen Theil des Jahres nach der Hauptstadt begeben, und dort durch allerlei Beschäftigungen und Dienstleistungen, namentlich als Aufwärter in Gasthäusern, Lohnbediente der Fremden ꝛc., einen Erwerb suchen. Frau und Kinder lassen sie zu Hause und müssen sich selbst zu bestimmten Fristen einfinden, um ihre Abgabe (Obrock) an die Gutsherrschaft zu entrichten. Nun liegt auch der Grund jenes auffallenden Misverhältnisses zwischen der Zahl der männlichen und der der weiblichen Einwohner (im Jahre 1839 fast wie 5 : 2) nahe. Die Muschiks und ein Theil der Dienerschaft überhaupt gehören allein jenen an; dazu kommen die vielen unverheiratheten Beamten, deren es in einer Residenz wegen des theuern Lebens immer mehr als anderswo gibt, ferner die starke Garnison, die höhere Geistlichkeit, und der Umstand, daß die Anziehungskraft, welche eine Residenzstadt ausübt, vorzugsweise Unverheirathete trifft, und diese in der Regel einer geraumen Zeit bedürfen, ehe sie einen Hausstand gründen können. Eine Folge dieses Überwiegens der männlichen Bevölkerung ist erstens, daß unter den Gestorbenen immer mehr männliche Individuen sind als weibliche, zweitens ein von der Norm ganz abweichendes Verhältniß zwischen der Zahl der Geborenen und der der Gesammteinwohnerschaft, nämlich nach einem zehnjährigen Durchschnitte, wie 1 : 52, während in Paris eine Geburt auf 31 Einwohner kommt.

Das Verhältniß der Confessionen, nach dem man neben der russischen Kirche 25,000 Katholiken, über 20,000 Lutheraner, 2700 reformirte und englische Glaubensgenossen zählt, stellt sich auch aus der Anzahl der verschiedenen Kirchen heraus. Von den oben angegebenen 60 Kirchen gehören 43 dem griechisch-russischen Cultus, fünf der altgläubigen Sekte und zwölf den fremden Confessionen an. Dazu kommen für den ersten noch 91, für die letzten neun Hauskapellen. Unter den evangelischen Gemeinden ist die zu St. Petri die älteste und zahlreichste. Die Zahl der im J. 1837 Gebornen, Verstorbenen und Copulirten vertheilt sich nach den Confessionen folgendermaßen [28]):

Confession	Geboren			Gestorben			Copulirt.
	Männl.	Weibl.	Summa	Männl.	Weibl.	Summa	
Griechisch-russischer	5649	5471	11,120	7222	4489	11,711	1962
Evangelischer [29])	626	606	1232	792	676	1468	372
Römisch-katholischer	124	130	254	221	106	327	86
Muhammedanischer	7	9	16	11	4	15	4
Summa	6406	6216	12,622	8246	5275	13,521	2424

Die Zahl der Kirchen bleibt immer auffallend groß. Dies erklärt sich aber daraus, daß dieselben im Winter geheizt werden und daher in der Regel nur klein sind. Auch besuchen die höhern Stände nur selten die öffentlichen Kirchen, sondern bedienen sich ihrer Hauskapellen. Der Gottesdienst wird in nicht weniger als 15 Sprachen gehalten. Die religiöse Toleranz ist in Rußland von dem Augenblicke einheimisch geworden, als Peter der Große sein Bildungswerk begann. Die innere Einrichtung der Kirchen ist bekanntlich von der unsrigen ganz verschieden, namentlich darin, daß es keine Sitzplätze gibt, sondern Alle stehen, und zwar alle Stände unter einander gemischt.

Übrigens aber, in der ganzen äußern Erscheinung, in Lebensart, Tracht, Bildung, ist eine sehr scharfe Sonderung der Stände grade Petersburg eigenthümlich. Eigentlich kann man in dieser Hinsicht nur von zwei Ständen sprechen, den Gebildeten und den Ungebildeten. Dies ist darum ganz erklärlich, weil seit der Aufdrängung der Bildung durch Peter den Großen diese immer nur in einer Freimachung, Loslösung Einzelner von dem nationalen Kern, nicht in einer Hebung der Gesammtheit bestanden hat. Während man daher in andern Ländern Leute aus den verschiedensten Classen der Gesellschaft in demselben Rocke einhergehen sieht, der sich nur etwa durch die Qualität des Stoffes unterscheidet, und in ihrem Benehmen nur der höhere oder niedere Grad von Feinheit unmerklich in einander übergehende Unterschiede bildet, ist hier durchaus ein schroffes Entweder — Oder, eine Sonderung, die sich auch auf die Diener der Kirche erstreckt, unter der die Popen ebenso entschieden den Ungebildeten wie die höhern Geistlichen den Gebildeten angehören.

Die Ausländer, die vornehmen Personen vom Civilstande und die russischen Kaufleute der höhern Classe kleiden sich sämmtlich in die französische oder allgemein europäische Tracht, ebenso auch alle Adelige, die nicht

28) s. Possart im angef. W. Anhang.. 29) Darunter wird nach dem Ukas vom 8. Jan. 1818 sowol die Lutherische als die reformirte Confession begriffen.

Militairs sind. Mit dieser Tracht ist zugleich die französische Sprache eingebürgert, welche die allgemeine aller Vornehmen ist. Daß ferner die Zahl der Uniformen, die man sieht, sehr groß ist, wird schon durch die starke Garnison mit sich gebracht. Die eigentliche national russische Tracht findet sich nur bei den Muschiks, und mit mehr oder weniger Abweichungen bei den Kleinhändlern, Handwerkern, Fuhrleuten ꝛc., während sie in Moskau fast von Allen beibehalten ist. Sie besteht bei dem männlichen Geschlechte in einem Kaftan oder einer Tunika von leichtem Tuche, der mit einer rothen, blauen oder grünen Binde gegürtet wird, in weiten Beinkleidern von gestreifter Leinwand, die in hohen, bis an das Knie reichenden Stiefeln stecken und einem farbigen Hemde ohne Kragen, das an der Seite mit einem kupfernen Knopfe zugeknöpft wird. Die Jahreszeit ändert darin Manches, aber der Kaftan, wenn er nicht durch einen Pelz vertreten wird, bleibt immer als das Charakteristische. Auf dem Lande fällt in der Regel das Hemde (das übrigens auch in jener Tracht über den Beinkleidern getragen wird) ganz weg, wie denn Reinlichkeit in der Wäsche nichts weniger als eine russische Nationaltugend ist. Zum Theil wird dieselbe, wenigstens was die Gesundheit betrifft, durch die russischen Dampfbäder ersetzt. Nächst dem Kaftan ist der Bart das Charakteristische, der besonders den Kutschern, unter denen man überhaupt vorzugsweise die schönen Russen suchen muß, ein malerisches Ansehen gibt. Das Haar gehört zu dieser Tracht rund um den Kopf horizontal abgeschnitten, und zwar in einer Linie, die quer über die Mitte der Nase geht. Das Hauptkleidungsstück der weiblichen Nationaltracht ist der Sarafan, ein langes Kleid ohne Ärmel, das vorn zugemacht wird, und zwar durch eine von Oben bis Unten fortlaufende Reihe kleiner, zwischen farbigen Borden stehender Knöpfchen. Bei diesem Costume, das 1834 bei den Hofdamen eingeführt worden ist, wie bei dem dazu gehörigen Kopfputze, läßt sich außerordentlich viel Pracht aufwenden. In dieser Nationaltracht findet man auch noch am meisten die russischen Charakterzüge, als Gutmüthigkeit und damit immer verschwisterte Fröhlichkeit, Gastfreiheit (eine Allen gemeinsame Tugend), Tüchtigkeit und Dauerhaftigkeit, Beweglichkeit und Anstelligkeit und besonders ein bewundernswerthes Geschick zu mechanischen Arbeiten, in denen sie mit den rohesten Handwerkszeugen[30]) Außerordentliches leisten können. Die Reisenden erwähnen besonders die Rührigkeit und Dienstfertigkeit eines Lawotschnik, die man betrachten müsse, um diese nationalen Züge so recht kennen zu lernen. Lawotschnik ist nämlich der Besitzer einer Lawka oder eines Krämerladens im Kellergeschosse, in dem man alle Arten von Lebensmitteln und sonstigen kleinen Hausbedarf findet. Die russischen Nationalgerichte, die mehr oder weniger alle Stände beibehalten haben, sind Thee, das allgemeine Lieblingsgetränk auch der niedrigsten Volksclasse, Kwas, eine Art Halbbier, aus Wasser, Roggenmehl und Malz bereitet, säuerlich und kühlend, das für sehr gesund gehalten wird, Kljuwka, Wasser mit dem Safte wohlschmeckender Moosbeeren vermischt und Sbitn, ein warmes Getränk, aus Honig, Pfeffer und Wasser, oft mit einem Zusatze von Lorbeerblättern und Gewürznelken gekocht. Mit diesen Getränken sieht man Verkäufer auf allen Straßen umherziehen und sie den Trinklustigen in Gläsern, die sie in einem um den Leib gebundenen Gürtel mit runden Fächern tragen, präsentiren. Ebenso werden kleine in Öl gesottene Pasteten, Pirogi, überall zum Verkauf ausgeboten. Gegessen wird sonst von den Ärmern besonders Sauerkraut, Kohlsuppe (Schtschi) und Griesbrei (Kascha). Über die Consumtion sind wir nicht im Stande, so genaue Nachrichten zu geben, als man sie so häufig z. B. über Paris liest. Im J. 1839 wurden 105,816 Ochsen, 5610 Kühe und 30,965 Schafe zu Markte gebracht. Sehr beliebt sind auch die Tauben, die man in auffallend großer Menge in allen Straßen umherflattern sieht. Das Leben ist in Petersburg nicht so theuer als in andern großen Städten und wird es bei den Vornehmen nur durch den ungeheuren Aufwand, besonders an ausländischen oder wenigstens aus dem Süden des Reichs hergebrachten Producten, wozu namentlich Obst gehört. Brod und Fische sind wohlfeil, Fleisch von mäßigem Preise. Namentlich kann der an solchen Aufwand nicht gewöhnte Fremde ziemlich billig leben, sobald er die rechten Mittel kennen und besonders sich gegen die Übertheuerung, der er nach den russischen Grundsätzen beim Handel immer ausgesetzt ist, verwahren gelernt hat.

Daß Petersburg an Lebhaftigkeit auf den Straßen London und Paris und andern Städten nachsteht, wird bei seiner Geräumigkeit nicht befremden. Der Contrast würde aber noch größer sein, wenn nicht hier ein beträchtlicher Theil der Lebhaftigkeit auf die verhältnißmäßig sehr große Zahl von Equipagen käme, die überdies bei den Vornehmen durchaus vierspännig und sehr lang gespannt sind, was mit der Breite und Länge der Straßen ebenso harmonirt wie die zweispännigen Fuhrwerke, wo die Pferde mit ihren abgestutzten Schweifen fast den Sitz des Kutschers berühren, mit den engen Straßen Londons. Auf den Vorderpferden sitzt immer ein elegant gekleideter Jokey, gewöhnlich Vorreiter genannt, und wo die Equipage hält, sieht man diesen auf der Straße vor die Vorderpferde gelegt[31]), den Kutscher auf dem Bocke schlafen. Es wird sehr schnell gefahren, wodurch aber ebenfalls bei der Breite der Straßen selten Unglück geschieht. An Kutschen und Chaisen rechnete man 1839 in Petersburg zusammen gegen 8000. Zu diesen kommen aber noch ebenso viel Droschken. Nirgends ist der Gebrauch dieser kleinen auf den Straßen haltenden einspännigen Miethfuhrwerke so häufig als in Petersburg, weil dem bei den weiten Entfernungen sehr lebhaften Bedürf-

30) Das scharf geschliffene Beil ist noch immer das Universalhandwerkszeug des gemeinen Russen.

31) Es ist dies noch nicht eine der halsbrechendsten Stellungen der Russen beim Schlafen, die man in den Zwischenzeiten der Arbeitsleute sehen kann. Die Maurer legen sich nicht neben den Granitblock, sondern auf denselben, Brückengeländer, der schmale Rand hinter denselben, oder gar ein bis über das Wasser hervorragender Balken scheinen ferner für die Schlaflustigen eine ganz besondere Anziehungskraft zu haben.

nisse nicht durch Omnibus, Fiacres u. a. abgeholfen wird. Diese Droschken sind sehr leicht und von höchst einfacher, eben nicht bequemer Construction. Dem Pferde fehlt nie der Krummbügel, Doga genannt, über dem Rücken. Außer den Droschken bekommt man auch vier- und zweispännige Fuhrwerke jeder Art für billige Preise, bei denen nur die an solche Strapazen gewöhnten russischen Kutscher und Pferde bestehen können, zur Miethe. Die zweispännigen haben in der Regel die eigenthümliche russische Bespannung, daß das eine Pferd in einer Gabeldeichsel unter einem Krummbügel trabt, während das andre nebenbei galoppirt. Im Winter werden nun fast alle diese Wagen auf Schlitten gesetzt, und außerdem findet sich noch eine Menge solcher kleiner Fuhrwerke vom Lande in der Stadt ein, mit denen sich die Besitzer in der Jahreszeit, wo sie in der Wirthschaft nicht gebraucht werden, einen kleinen Verdienst machen. Die Gespräche dieser Leute mit ihren Pferden sind originelle Scenen, von denen oft die Reisenden erzählen.

Das sonstige Petersburger Leben ist voll der Contraste, auf die schon vorhin mehrmals Gelegenheit war aufmerksam zu machen. Im Winter eine Kälte von 20, 25 und mehr Graden, im Sommer eine ebenso große Hitze [32]), die kürzesten Tage so kurz, daß man erst um neun Uhr das Licht löscht und es um drei Uhr wieder ansteckt, die längsten dagegen kaum der Nacht weichend, sodaß man in der ganzen zweiten Hälfte des Juni bei hellem Himmel um Mitternacht ohne Anstrengung lesen kann (der längste Tag währt 18 St. 29 M., der kürzeste 5 St. 52 M.), das Leben mit allen seinen Einrichtungen zwei ganz entgegengesetzten Klimaten angehörend, und dieser Wechsel, dieser Übergang von einem Extrem zum andern, in schneller und allgemeiner Verwandlung erfolgend. Für den Winter gilt die bekannte Erfahrung, daß man von ihm wegen der bessern Schutzmittel im Norden weniger zu leiden hat als im Süden. Solche Schutzmittel sind nun in Petersburg zunächst die Pelzkleidung, die mit der Jahreszeit in Gebrauch genommen und auch mit dieser erst wieder abgelegt wird; ferner die Einrichtung der Häuser als doppelte Fenster, doppelte Thüren, und eine solche Art der Heizung, die vielen Fremden sehr aufgefallen ist, die aber wol auch in dem ganzen nordwestlichen Teutschland allgemein angewendet wird. Die Öfen sind nämlich sehr groß, aus Kacheln von glasirtem Thon und von dicken Wänden, und werden in der Art geheizt, daß eine bedeutende Masse Holz, in Petersburg immer Birkenholz, hineingesteckt, und nachdem dieses soweit abgebrannt ist, daß es zu Kohlen geworden und kein einziges blaues Flämmchen mehr zeigt, was durch im Innern angebrachte Züge, durch welche die Luft stark hindurchstreicht, und durch Umwühlen des Feuers ziemlich schnell geschieht, der Ofen durch Umdrehung einer Klappe in der nach dem Rauchfange führenden Röhre geschlossen wird. Erst nun wird er, von der innern Gluth durchdrungen, allmälig warm, und erreicht seine größte Hitze erst ein Paar Stunden nach dem Einheizen. Nun hält er aber auch den ganzen Tag über warm, besonders da auch der Hausflur in der Regel geheizt wird, und nur bei den höhern Kältegraden muß diese Heizung noch einmal erneut werden. Dadurch erreicht man, außer manchen andern Bequemlichkeiten, auch eine gleichmäßige Stubenwärme, die übrigens, nach der Vorliebe der Russen, die auch in geheizten Zimmern schlafen, sehr groß sein muß, sodaß sie schon bei dem Heraustreten aus denselben in die Kälte etwas von jenem plötzlichen Übergange aus einer Temperatur in die ganz entgegengesetzte erfahren, an den sie von Jugend auf gewöhnt werden und der beim Gebrauche ihrer Dampfbäder den höchsten Grad erreicht. Daß die Kirchen und Exercirhäuser geheizt werden, ist schon gesagt. Andere eigenthümliche Anstalten der Art sind die auf Kosten des Staats geheizten öffentlichen Wärmestuben in den verschiedenen Theilen der Stadt, und die auf den freien Plätzen unter einem eisernen Dache in einer Mauereinfassung unterhaltenen Feuer, an denen sich 20 — 30 Menschen wärmen können, und die besonders in der Nähe der Theater zum Besten der dort wartenden Kutscher dienen.

Geselligkeit und Gastfreiheit sind zwei Tugenden des

---

32) Es wird hier der passendste Ort sein, über das Klima von Petersburg das Nöthige beizubringen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 3,23° R., fast ganz gleich mit Moskau, aber um fast zwei Grade niedriger als in Stockholm und Christiania. Folgende (aus Possart entlehnte) Tabelle zeigt die mittlere Temperatur für die einzelnen Monate des Jahres nach den von 1822 — 1834 bei der Akademie der Wissenschaften angestellten meteorologischen Beobachtungen:

	Mittl. Temp.		Mittl. Temp.
Januar	— 7,70	Juli	+ 13,88
Februar	— 5,35	August	+ 12,72
März	— 3,01	September	+ 8,45
April	+ 2,06	October	+ 4,15
Mai	+ 7,02	November	— 0,71
Juni	+ 12,08	December	— 4,18

Die mittlere Barometerhöhe war nach denselben Beobachtungen 28,098 franz. Zoll oder 760,61 Millimeter, bei 14° R. Quecksilbertemperatur, oder 758,22 Millimeter bei 0° Quecksilbertemperatur. Die niedrigste Jahrestemperatur fand in den Jahren 1771 und 1809 statt, nämlich + 0,96° und + 0,91°, die höchste 1794 und 1826: + 4,23° und + 5,30°. Die größte Hitze ist im Juni und Juli, selten im August; sie erreicht am heißesten Tage des Jahres 23, 24 oder 25°, stieg aber im Juli 1788 auf 26°, am 23. Juli 1812 auf 27° und im Juli 1839 auf 28 — 30°. Der Frost erreichte in den Jahren 1758 und 1767 die Höhe von — 33°, betrug am 13. Dec. 1813 — 31°, am 9. Febr. 1810 30°, ist aber in den letzten Jahren seltener als sonst mehr als 20° gewesen. In Bezug auf die Witterung hat das Jahr durchschnittlich 96 heitere, 104 Regen-, 72 Schnee- und 93 trübe Tage. Die heitern Tage sind aber in der Regel die der größten Kälte und die der größten Hitze. Mildes und heiteres Wetter ist selten vereinigt. Der Niederschlag an Schnee und Regen beträgt durchschnittlich nach denselben zwölfjährigen Beobachtungen 16,362 Zoll. Im J. 1825 betrug derselbe, als am meisten 21,930, 1833, als am wenigsten, 8,787. Das Wetter ist in Petersburg weniger beständig als in Moskau und andern Städten des innern Landes, selbst im Januar wechselt sehr große Kälte mit sehr geringer und sogar Thauwetter ab. Doch hält man das Klima, was die Witterung betrifft, für gesund; nur die Lage der Stadt, wegen des sumpfigen Bodens, ist ungesund, wird es aber mit der steigenden Cultur immer weniger. Die herrschende Windesrichtung ist Südwest.

Petersburger Lebens, die von jedem Fremden gerühmt werden und auch diesen besonders zu Statten kommen. Der öffentlichen Vergnügungen an fremden Orten sind dort nämlich weniger als in andern Städten, in denen ein gleicher Luxus herrscht, sondern mehr Zusammenleben in Familien. In diese, und namentlich in die vornehmsten Häuser, erhält aber der Fremde durch jede Empfehlung leicht völlig freien Zutritt, sodaß er sich täglich zu jeder Mahlzeit einfinden kann. Man erstaunt über den Aufwand bei der Bewirthung, welche z. B. in dem dem eigentlichen Diner vorangehenden Voressen schon fast einer vollständigen Mahlzeit gleicht. Die allgemeine Eßstunde in den angesehenеren Familien ist drei Uhr. Eine Hauptunterhaltung bei den geselligen Zusammenkünften bildet aber leider das, auch für die Finanzen der russischen Großen sehr hohe, Spiel. Wie nun Fremde mit ihrer Mahlzeit weniger auf die Gasthäuser und Restaurationen gewiesen sind, so pflegen sie auch, wenn sie sich mehr als einige Tage dort aufhalten, nicht in solchen zu wohnen, sondern Miethwohnungen zu beziehen. Eine natürliche Folge davon ist, daß die Gasthäuser weniger gut sind, als man sie in großen Städten zu treffen gewohnt ist. Die vorzüglichsten sind: das Engelhardt'sche in dem Newskiprospect, der Kasankirche gegenüber, mit einem prächtigen großen Concertsaale und einem schönen Locale für Maskeraden und andere Festlichkeiten, das Hotel Demuth an der Moïka, das Hotel Willson in der Galeerenstraße, das Hotel Coulomb in der neuen Michailowschen Straße, das Hotel de Paris in der kleinen Morskaja und das Hotel de London an der Ecke der Erbsenstraße und des Isaaksplatzes. Conditoreien in der bei uns gewöhnlichen Bedeutung des Wortes gibt es eigentlich nicht, sondern diese sind zugleich Kaffeehäuser und unter diesen die glänzendsten von Wolf und Beranger an der Polizeibrücke, von Ambiel an der armenischen Kirche und von Lareda an der Ecke des Admiralitätsplatzes, alle drei im Newskiprospect. Solcher Kaffeehäuser und Conditoreien zählte man im J. 1837 73, Traiteurs und Restaurateurs 70, dergleichen für niedere Classen 90, Hotels garnis 29, Weinhandlungen 308, Gasthäuser (zum Logiren) 98 und öffentliche Bäder 350. Die Zahl der Schenken ist sehr groß und immer im Zunehmen begriffen, da das Branntweintrinken ein allgemeines Laster der niedern Stände Petersburgs ist, und von der Regierung, die durch das Branntweinmonopol eine sehr beträchtliche Einnahme hat, fast nichts zur Unterdrückung desselben geschieht. Man zählte nach Bulgarin

Im Jahre	Trinkhäuser	Wedro- und Strohbuden
1827	100	87
1828	99	88
1829	102	90
1830	102	91
1831	102	110
1832	102	132

Für einen Fremden würde es schwer halten, einen Bedienten zu bekommen, der sich nicht einen oder wenigstens einen halben Tag der Woche, um dieser Leidenschaft zu fröhnen, ausbedänge. Eine Folge dieses Lasters sind häufige plötzliche Todesfälle durch Erfrieren. Die Zahl der auf diese Art Umkommenden beträgt jährlich mehr als 100. Scenen der Rauferei, die sonst bei der Trunkenheit nicht fehlen, wendet die russische Gutmüthigkeit mehr oder weniger ab.

Von den Vergnügungen Petersburgs sind die Spaziergänge im Sommergarten und nach Katharinenhof schon erwähnt, und auf die hier und in Moskau einheimische Sitte des gemeinsamen Lustwandelns hingedeutet. Übrigens ist die Stadt an Promenaden, wenn man die Quais, die keinen Schatten gewähren, nicht dazu rechnet, nicht reich, und steht namenlich Paris mit seinen Boulevards nach. Die Boulevards um die Admiralität und der Sommergarten genügen nicht. Im Sommer kommen zu diesen Spaziergängen noch die überaus genußreichen Gondelfahrten auf der Newa, nach den reizenden Inseln Krestowskoi, Jelagin ꝛc. Öffentliche und Privatgärten gibt es 1105. Dem Publicum sind auch mehre der letzteren geöffnet, als der Stroganowsche auf der wiburgischen Seite zwischen der Newka und Tschornaretschka mit Homer's Grabmal, d. h. einem alten Sarkophag von weißem, grobem Marmor mit etwas plump gearbeiteten kriegerischen Figuren en haut-relief, der im vorigen Jahrhunderte aus einem russisch-türkischen Kriege nach Petersburg gebracht wurde und Homer's Asche enthalten haben soll, der Besborodkoi'sche, ebenfalls auf der wiburgischen Seite, und der Michailowsche. Theater gibt es drei, eine für die Größe der Bevölkerung geringe Anzahl. Diese sind das große steinerne Theater im zweiten Admiralitätstheile, für Opern und Ballette, das Alexandrina-Theater im dritten Admiralitätstheile, für russische Vorstellungen, das Michailowsche in demselben Stadttheile, wo französisch und teutsch gespielt wird. Dazu kommt noch das auf Kamenoi-Ostrow, nur für den Sommer, wie das Charlottenburger Theater für Berlin und das im Linke'schen Bade für Dresden. Zuweilen sind auch auf dem Hoftheater französische Vorstellungen. Alle diese Theater sind kaiserlich, mit einem Gesammtpersonale von zwischen 1000 und 1100 Mitgliedern. Diese werden nach einer kaiserlichen Verordnung von 1839 in drei Classen eingetheilt. Zur ersten gehören: die Schauspieler, welche in allen Arten der dramatischen Kunst die ersten Stellen einnehmen, die Directeurs, die Regisseurs, die Kapellmeister, die Balletmeister, der Obercostümeur, die Dirigenten der Orchester, die Decorateurs, Maschinisten, Solomusici, und Solotänzer. Zur zweiten gehören: die Schauspieler, welche die zweiten und dritten Rollen spielen, die Souffleurs, Garderobenmeister, Theatermeister, Musiker, Maler, Sculptoren, die Aufseher des Notencomtoirs und die Fechtmeister. Zur dritten: die Choristen, die Schauspieler, die bei Aufzügen zur Führung der Choristen und Statisten gebraucht werden, die Figuranten, Notenschreiber und Perückenmacher. Die Artisten erster Classe können, wenn sie zehn Jahre gedient haben, das Theater verlassen und in allen Ressorts in Civildienste treten mit den Rechten der Canzleidiener dritter Classe. Doch müssen die Zöglinge der Theaterschulen (von diesen Anstalten sprechen

wir unten) 15 Jahre gedient haben. Noch in mancher andern Hinsicht sind die kaiserlichen Schauspieler sehr günstig gestellt. So haben die fremden Künstler nach zehn Jahren ihren Gehalt als Pension, die nach ihrem Tode der Witwe und später den unmündigen Kindern zufällt und auch im Auslande bezogen werden kann. Bei einer Kälte von mehr als 18° wird nicht gespielt. Auch fällt das Schauspiel in der Fastenzeit aus, und ein Theaterjahr wird von seinem Wiederanfange in der Osterwoche bis zum Schlusse mit der Butterwoche, d. i. der Woche vor der Fastenzeit, gerechnet. Doch hat man in der Fastenzeit Concerte, lebende Bilder u. dergl. In der Butterwoche, dem russischen Carneval, ist dagegen zweimal täglich, Vormittags und Abends, Theater, und diese, sowie die Osterwoche, sind die Hauptfestzeiten für die eigenthümlichen russischen Lustbarkeiten, in jener gewöhnlich auf der Newa, in dieser meistens auf dem Admiralitätsplatze, da man um diese Zeit, wenn das Eis auch noch liegt, doch selten einer achttägigen Haltbarkeit desselben sicher sein kann. Solche Lustbarkeiten sind Rutschberge, russische Schaukeln, Pferderennen (auf der Newa), Schlittenfahrten [33]), Maskeraden ꝛc. Die Newa oder der Admiralitätsplatz ist dann in ein Dorf aus hölzernen Buden verwandelt, unter welchen außer denen, die Eßwaaren und Getränke feil haben, besonders die Polichinellbuden die Menge an sich ziehen. Auch fehlt es nicht an Seiltänzern, Affenkomödien u. dergl. Den Schluß der Butterwoche und damit des Theaterjahrs macht eine glänzende Maskerade. Andere Festlichkeiten finden mit einer in Rußland eigenthümlichen allgemeinen Theilnahme besonders an Festtagen in der kaiserlichen Familie statt, z. B. am Namenstage des Kaisers, der Kaiserin (vergl. d. Art. Peterhof). Besonders berühmt und merkwürdig ist die so oft beschriebene Maskerade im Winterpalaste am russischen Neujahrstage. Eine lange Reihe von Sälen, bis in die Eremitage hinein, wird diesem Feste eingeräumt. Die Menge findet in mehren derselben reichlich besetzte Büffets, der Hof speist an zwei Tafeln à 200 Gedecken in dem Speisesaale der Eremitage, der dazu jedes Mal mit einem Aufwande von mehr als 10,000 Rubel zu einem Frühlingsgarten voll Blumen, Gebüsche, Wasserfälle (letztere von Silberzindel täuschend nachgeahmt) umgewandelt wird. Es hält sehr leicht, zu diesem Feste Billets zu erhalten, und daß derselben immer an 30,000 ausgetheilt werden, bestätigt ein neuerer Reisender, dessen Billet die Nummer 29,754 trug. Übrigens erscheint Niemand en Maske und auch nicht en Costume, sondern in der gewöhnlichen Tracht, die aber bei dem bunten Gemische von allen Ständen und so vielen Nationen nicht hindert, dem Ganzen das Ansehen einer Maskerade im eigentlichen Sinne des Worts zu geben. Nur den im Frack Erscheinenden ist es vorgeschrieben, darüber einen kleinen schwarzen Venetianermantel zu tragen. Die Kaiserin und die Hofdamen tragen die russische Nationaltracht. Jene erscheint im himmelblauen, sammtenen, mit Gold besetzten Sarafan, aus dem die weißen, weiten Ärmel hervorquellen. Auf dem Haupte trägt sie die rothsammetne nationelle Haube, Kakosch genannt, unter der die langen Haarflechten bis weit über den Rücken herabhängen. Getanzt wird nur Polonaise und das sonstige Vergnügen besteht allein in dem Umhertummeln in den Sälen. Durch die Mischung aller Stände unter einander und besonders durch die nächste Theilnahme der allerhöchsten Personen, sowie dadurch, daß der Kaiser selbst mit diesem und jenem ohne allen Unterschied ein freundliches Wort spricht, was wie ein Bestandtheil des Festes betrachtet wird, erhält dasselbe seine eigentliche nationale Bedeutung. Am 6. (18.) Januar, dem Tage der Erscheinung Christi, wird das Jordansfest oder die Wasserweihe der Newa gefeiert. Früher fand dieses auf der Moïka, seit der Regierung Paul's I. aber immer auf der Newa selbst, vor dem Winterpalaste, in folgender Weise statt. Auf dem Eise, in einiger Entfernung vom Ufer, wird ein runder, auf hölzernen Säulen, die durch grünes Holzgitterwerk verbunden sind, ruhender Pavillon errichtet. Vier offene Thüren lassen im Innern desselben einen kleinen Altar sehen, und eine Treppe führt von da hinunter zu einem in das Eis bis auf die Wasserfläche eingehauenen Loche. Zur Ausschmückung gehören auch noch einige Gemälde, unter denen das der Taufe Christi im Jordan nicht fehlen darf. Das ganze Gebäude heißt auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens der Jordan, und davon führt eben das Fest seinen Namen. An jenem Tage nun ist die ganze Garnison auf dem Admiralitätsplatze, auf dem Quai und auf dem Eise aufgestellt. Nachdem der Metropolit in der Kapelle des Winterpalastes in Gegenwart der kaiserlichen Familie und des ganzen Hofes die Messe gelesen hat [34]), begibt sich von hier aus die Procession, bestehend aus der höhern und niedern Geistlichkeit, Unterofficieren, welche die Fahnen aller Garderegimenter tragen, dem 100 Personen starken kaiserlichen Sängerchor, der kaiserlichen Familie (auch die Kaiserin mitgerechnet, die indessen bei zu strenger Kälte nur auf einem Glasaltane des Schlosses erscheint), den Hofchargen, den Adjutanten des Kaisers und der Generalität, in bloßer Uniform und mit entblößten Häuptern, auf einem mit rothem Tuche beschlagenen Bretergange nach dem kleinen Tempel, in welchem unter mehren Ceremonien, und während die Kanonen von den Festungswällen donnern und die Infanterie ein Pelotonfeuer erhebt, das Wasser geweiht und darauf sämmtliche Fahnen mit dem geweihten Wasser besprengt werden. Die Regimenter, beim Pavillon vorbeidefilirend, erhalten diese darauf zurück, und eine große Parade beschließt das Fest. Das Volk, das sich bisher nur zuschauend verhalten hat, sucht darauf wo möglich etwas von dem geweihten Wasser zu erhalten und glaubwürdige Augenzeugen berichten, daß oft Mütter ihre nackten Kinder in das kalte Element tauchen. Es ist dies ein uraltes Fest der griechischen Kirche, das nicht unter dem 60. Breitengrade seinen Anfang ge-

33) Schlittschuhläufer sieht man in Petersburg selten und meist nur Kinder.

34) Im J. 1838, da der Winterpalast in Asche lag, fand dieses Fest in und vor der Eremitage statt.

nommen hat, sonst würde es wahrscheinlich in eine passendere Jahreszeit fallen als die, in welcher das Wasser mit einer vier bis fünf Fuß dicken Eisrinde bedeckt ist. Übrigens wiederholt es sich noch einmal im Jahre, obwol minder feierlich, und zwar zu Anfange des Frühlings, wo dann die Peter-Paulskirche in der Citadelle sein Vereinigungspunkt ist.

Eine eigenthümliche Gestaltung des Petersburger gesellschaftlichen Lebens können wir nicht unerwähnt lassen, die Clubs. Der älteste derselben ist der englische Club, im zweiten Admiralitätstheile zwischen der rothen und blauen Brücke, 1770 gestiftet. Ferner der musikalische Club (1772), der Bürgerclub (1776), der amerikanische Club (1783), der Tanzclub (1785); in neuerer Zeit der Commerzclub, der Adelsclub u. a. Der Adelsclub hat das schönste Local in der Nähe des neuen Michailowschen Palastes, das 1838 vollendet und dessen Tanzsaal, einer der prachtvollsten der Residenz, erst 1839 am Namenstage des Kaisers (6/18. Dec.) eingeweiht wurde. Für Fremde ist besonders der Bürgerclub zu empfehlen. Dieser, am Isaaksplatze, mit einem aus zwölf zusammenhängenden Sälen und Zimmern bestehenden Locale, vereinigt keineswegs blos Bürger, sondern auch höhere Staatsbeamte, Officiere, Gelehrte und Gebildete überhaupt. Gegen Erlegung von zehn Rubel monatlich kann man sich dort als außerordentliches Mitglied einführen lassen, findet einen weit bessern Mittagstisch als in den Restaurationen und Abends Unterhaltung durch Gesellschaft und reichhaltige Lectüre.

6) Städtisches; Behörden; Wohlthätigkeitsanstalten. Die oberste städtische Behörde ist der Militairgouverneur, eine Würde, die seit der Eintheilung des russischen Reichs in zwölf Generalgouvernements, jedes drei bis fünf Gouvernements umfassend, im J. 1823, nur noch in den beiden Hauptstädten beibehalten ist, indem in den übrigen der Generalgouverneur zugleich diese Stelle versieht. Unter ihm stehen für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten das Stadthaupt (Gorondschi) und die Rathsmänner, welche von den Bürgern gewählt werden, und für die Polizei ein Polizeiobermeister und zwei Polizeimeister. Der Hauptposten der städtischen Einnahme ist die Abgabe von ½ Procent vom Werthe des unbeweglichen Besitzthums, als Häuser, Gärten ꝛc. (nach dem Ukas vom 19. Jan. 1804), die sich auf zwei Millionen Rubel beläuft [35]); dazu kommen noch zwischen 650,000 und 700,000 Rubel an Pacht für sämmtliche Überfahrten über Flüsse, Kanäle ꝛc., Antheil an den Zolleinkünften, Accise von den in der Stadt handelnden Bauern, die nicht als Bürger oder Kaufleute eingeschrieben sind, Abgaben von den Miethkutschern, Miethe für verschiedene Gebäude, Buden und Plätze, Antheil an dem reinen Gewinn des Branntweinverkaufes (1 Proc.), und kleineren Einnahmeartikeln als für verschiedene Erlaubnißscheine, Strafgelder, Kanzleigebühren ꝛc. Die wichtigsten Ausgabeposten sind Besoldung der Behörden, Unterhaltung der Polizei, Erleuchtung der Stadt, Unterhaltung der Schiffbrücken, Reinigung der Stadt und Unterhaltung des Pflasters auf den öffentlichen Plätzen, Einrichtung und Unterhaltung des Newaufers, der unterirdischen Kanäle, Trottoirs u. dergl., Zuschuß für die Volksschulen, Unterhaltung, Heizung und Erleuchtung der Casernen, der Ordonnanz- und Wachthäuser, des Rathhauses, der Gefängnisse, Hospitäler (soweit letztere nicht aus anderen Fonds bestritten werden) und andere dergleichen Artikel, endlich verschiedene kleine Ausgaben an Quartiergeldern, Pensionen, Miethen u. dergl. In allen Justizsachen spricht, nach der Städteordnung vom 24. April 1785, bestätigt durch das Manifest vom 2. April 1801, der Magistrat in erster Instanz. Die Polizei, welche in Rußland einen weitern Wirkungskreis hat, indem namentlich die vorfallenden Streitigkeiten meistens vor ihr Forum und nicht das der Gerichte gehören, hat eine etwas militairische Einrichtung. Der Polizeiobermeister ist in der Regel ein General, die Polizeimeister ebenfalls höhere Militairs. Unter diesen steht an der Spitze eines jeden der 13 Stadttheile ein Prißav oder Major, und als Aufseher über ein Quartal, deren die einzelnen Stadttheile meistens vier, einige aber auch fünf, sechs und mehr haben, ein Nadsaretel, ein Quartallieutenant und ein Stadtunterofficier. Ferner befinden sich in jedem Quartal an verschiedenen Stellen vier hölzerne Wachthäuser und in jedem derselben drei Straßenwächter, Budeschniki, von denen zwei in dem Innern, d. h. einem mit Ofen, Feldbett und Pritsche versehenen Zimmer, verweilen, der dritte aber vor der Thüre, mit einer Hellebarde in der Hand, Wache steht und alle zwei Stunden abgelöst wird. Wenn diese Straßenwächter einen Schuldigen an den Nadsaretel abliefern, so ist, mag nun dieser die Sache sogleich abfertigen oder sie, nach vorläufigem summarischem Verhöre, an die höhere Behörde verweisen, das Verfahren ziemlich kurz und, wol auch nach dem neuen Reglement von 1838, nicht frei von Willkürlichkeiten und Inconsequenzen. Die Straßenwächterhäuser sind auch durch die russischen Farben, Weiß, Roth und Schwarz, kenntlich, die Budeschniki tragen graue, an Kragen und Ärmeln grün vorgestoßene Jacken und Überröcke und eine Mütze von derselben Farbe. Die Officiere haben die Uniform der Gardeinfanterie, nämlich den dreieckigen Hut mit dem Federbusche von schwarzen Hahnenfedern, Degen, Reiterstiefel und den grünen Oberrock oder Frack. Unseren Gendarmen entspricht ein Corps von Dragonern, welche die Depechen hin und her tragen, Verbrecher geleiten, darauf sehen, daß die Kutscher bei öffentlichen Feierlichkeiten ihre Reihe halten ꝛc. Das Vorfahren der Kutscher, etwas bei der Menge derselben nicht Unerhebliches, namentlich bei den Theatern, geschieht nach sehr bestimmten polizeilichen Vorschriften. Von bewährter Vorzüglichkeit ist die Organisation der Löschanstalten. In jedem Stadttheil ist in einem mit einem Thurme versehenen Gebäude, auf welchem bei Tage durch telegraphisch zusammengesetzte Figuren, bei Nacht durch Laternen der Ort eines ausgebrochenen Feuers signalisirt wird, ein

35) Diese Abgabe ist 1836 um $^1/_{10}$ Pr. erhöht worden, welches in die Casse des Collegiums der allgemeinen Fürsorge fließt und für die Krankenhäuser in Petersburg bestimmt ist.

Feuercommando stationirt, bestehend aus einem Brandmeister mit Officiersrang, einem Unterofficier und 50 Gemeinen. Die Pünktlichkeit des Erscheinens auf der Brandstätte und die treffliche Leitung und Wirksamkeit der Löschanstalten ist bewunderungswerth. Auch befinden sich bei jeder Feuerwache vortreffliche Rettungsanstalten, als Leitern, welche so aus einander geschoben werden können, daß sie bis an die obersten Etagen reichen, Stricknetze, in welchen die Herunterspringenden aufgefangen werden und mit denen die Pompiers oft selbst Versuche anstellen, ohne daß jemals ein Unglück dabei vorgefallen, Filzdecken, die angefeuchtet über brennende Balken gelegt werden, sodaß man darüber gehen kann, und Ähnliches. An Feuersbrünsten ereignen sich jährlich 40 — 50.

Petersburg ist ferner der Sitz der höchsten Behörden des Staats, als des Reichsraths, des dirigirenden Senats, des heiligen Synods und der Ministerien, ferner des Commerzcollegiums, das dem ganzen Handelswesen vorgesetzt ist, des Reichsjustizcollegiums der liv-, ehst-, kur- und finnländischen Rechtssachen, des Bischofs der evangelischen Kirche (die Katholiken in Petersburg stehen unter dem Erzbischofe von Mohilew), der Hauptbibelgesellschaft, welche Sections- und Hilfsgesellschaften in allen Theilen des Reichs hat, und vieler Wohlthätigkeitsanstalten. Letztere sind wegen ihrer Menge, vortrefflichen Einrichtung und durchgreifenden Wirksamkeit einzig in ihrer Art und gereichen sowol der auf diesen Gegenstand besonders gerichteten Umsicht der Staatsverwaltung als dem wohlthätigen Sinne der Privaten zur Ehre.

Wir beginnen mit denjenigen, welche zugleich Erziehungsanstalten sind. Unter diesen steht als die großartigste das kaiserliche Findelhaus obenan, welches zugleich Erziehungshäuser, Entbindungshäuser, Hebammeninstitute, eine Taubstummenanstalt, Armenhospitäler, Witwenhäuser und einen Lombard umfaßt. Der Lombard bildet zugleich (wie auch bei dem moskauischen und andern Findelhäusern des russischen Staats) den Hauptfonds der Anstalt, indem derselbe Capitalien zu 5 Proc. aufnimmt und solche, gegen vollkommen sichere Hypothek, zu 6 Proc. ausleiht und auf diese Weise sehr große Geldgeschäfte macht und einen sehr bedeutenden reinen Gewinn abwirft. Er hat daher eine doppelte wohlthätige Bestimmung, die Unterhaltung des Findelhauses und die Verhinderung des Wuchers. Doch hat das Findelhaus noch andere Einnahmen, so das Privilegium des Spielkartenverkaufs für den ganzen Staat, das jährlich an 500,000 Rubel einbringt, einen Antheil von den Abgaben, welche die Inhaber öffentlicher Vergnügungsörter, fremde Virtuosen, die hier Vorstellungen geben, Herumführer von Menagerien zahlen und Ähnliches. Auch besitzt es das großartige Manufacturetablissement in Alexandrowski. Das Findelhaus wurde 1767 von Katharina II. gestiftet und lag zuerst neben den Smoloikloster, zu weit entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt. Daher wurde es 1785 nach der großen Million verlegt, vertauschte aber, nachdem es 1797 der Oberaufsicht der 1828 verstorbenen Kaiserin Maria Feodorowna, Mutter des jetzigen Kaisers, anvertraut war, auch dieses Local mit seinem jetzigen, im zweiten Admiralitätstheile an dem linken Ufer der Moika, wo es zwischen der Polizei- und der rothen Brücke fast das ganze Quarré zwischen diesem Kanale und der großen Meschtschanskaja einnimmt. Zu dem Ende wurde das Rasumowski'sche und das Bobrinski'sche Hotel mit den dazu gehörigen Gärten und Plätzen für 450,000 Rubel gekauft, eine Summe von 175,000 Rubel zum Ausbau verwendet und später noch einige danebenliegende Gebäude erstanden. Die Anstalt des Findelhauses zerfällt in drei Abtheilungen, das Findelhaus zu Petersburg, das in dem nahe gelegenen Gatschina (1803 errichtet) und die sogenannte ländliche Expedition. Von den in dem Petersburger Hause abgegebenen Kindern (denn nur hier werden Kinder angenommen, und deren sind jährlich, die dort gebornen mitgerechnet, 4000, von denen, da die Abgabe eines Kindes Jedem erlaubt ist, nur ein Fünftel uneheliche sind) werden die stärkern, sobald ihre Genesung von der Vaccine erfolgt ist, an Frauen auf dem Lande zur Ernährung abgegeben, was der Anstalt weit weniger kostet, als das im Hause Behalten und Annehmen von Ammen, weshalb Letzteres daher wo möglich vermieden wird. Auch auf dem Lande bleiben die Kinder unter der Aufsicht des Findelhauses, welches Ärzte und Aufseher für die Revisionsreisen hält. Sieben Jahre alt kommen die Kinder nach Gatschina oder nach Petersburg, und es beginnt für sie der Elementarunterricht, nach welchem entweder die Erlernung eines Handwerks folgt, zu welchem sich sowol für die Knaben als für die Mädchen in den Häusern selbst und außerdem in der Alexandrowski'schen Manufactur Gelegenheit jeder Art findet, wie denn auch der Verkauf der von den Zöglingen verfertigten Gegenstände, namentlich der weiblichen Handarbeiten, nicht allein die Kosten des Materials einbringt, sondern noch einen erheblichen Gewinn abwirft, oder Fähigere weiter gebildet und die Knaben für das Studium, namentlich das medicinische, und den höhern und niedern Staatsdienst, für die Apotheke des Hauses, den botanischen Garten u. dergl., die Mädchen namentlich zu Gouvernanten bestimmt werden. Auch haben die Mädchen Gelegenheit, die Haushaltung in ihrer ganzen Ausdehnung, namentlich Küche und Waschhaus, kennen zu lernen. Einige, die sich der Hebammenkunst widmen, erhalten in dem zum Ressort des Findelhauses gehörigen Entbindungshause darin Unterricht. Die Zöglinge männlichen Geschlechts bleiben bis zum 21., die weiblichen bis zum 18. Jahre im Findelhause, worauf sie, mit Kleidung und Wäsche versehen und mit einem Geschenke von 25 Rubeln, entlassen werden. Doch steht bei sich darbietendem günstigem Unterkommen auch der frühere Austritt frei, während auf der andern Seite diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, auch länger unterstützt werden, und später ein für sie auf Zins von Zins im Lombard niedergelegtes Capital erhalten. Die Mädchen, die sich verheirathen, sei es gleich aus dem Findelhause, oder später, erhalten zur Ausstattung 100 Rubel. Für die Gouvernanten wird von dem Pupillenrathe selbst der Contract mit dem Hause, in welches sie treten, abgeschlossen, und für sie ebenfalls ein Capital deponirt. Gebrechliche und

Krüppel verbleiben zeitlebens dem Findelhause, welches für sie derartige Anstalten besitzt. Von dem Entbindungshause, das mit einem Hebammeninstitute verbunden, ist dasjenige ebenfalls zum Findelhause gehörige zu unterscheiden, in welchem eine jede Schwangere für ihre Entbindung Aufnahme findet, ohne nach Namen und Stand gefragt zu werden, natürlich nur für die Erlegung einer Summe Geldes. Solche Wöchnerinnen sagen sich dann auch ganz von dem Kinde los, während es sonst den Ältern und Angehörigen erlaubt ist, Sonntags zu gewissen Stunden ihre Kinder zu sprechen. Ob es den Ältern, die vielleicht nur eine bedrängte Lage zum Abgeben der Kinder genöthigt hat, freisteht, dieselben zurückzunehmen, wenn ihre Umstände sich gebessert haben, ist uns nicht näher bekannt, läßt sich aber wol vermuthen.

In dem Zeitraume von 1822—1832 wurden [36])

	männl. Geschl.	weibl. Geschl.
in das Findelhaus gebracht	16,737	17,547 [37])
im Hause selbst geboren	2485	2345
Summa	39,114.	

Verausgabt wurden in derselben Zeit:

Im Findelhause zu Petersburg	7,595,439 Rub.	10¼ Kop.
Im Findelhause zu Gatschina	3,144,931 „	10⅛ „
Auf dem Lande	5,542,993 „	89¼ „
Für die zur einstweiligen Erziehung Abgegebenen	769,538 „	69 „
Summa	17,052,902 Rub.	79 Kop.

In dem Findelhause zu Petersburg wohnen zwischen 3—4000 Menschen. Wie gut für die dortigen Zöglinge gesorgt sei, dafür spricht schon unter andern, daß die Wiegen, damit sich kein Ungeziefer darin einniste, von Eisendraht sind. Viele andere Vorzüge vor ähnlichen Anstalten würden sich bei dem weitern Eingehen in Einzelheiten herausstellen. Die Sterblichkeit der Kinder hat sich in neuerer Zeit sehr vermindert; übrigens muß man, um Hinsichts dieser nicht zu ungünstig zu urtheilen, den Umstand in Anschlag bringen, daß sehr häufig arme Leute, um die Begräbnißkosten für ein Kind zu ersparen, dieses sterbend in das Findelhaus bringen. Das Smolnoikloster, früher ein Nonnenkloster, 1764 von Katharina II. in ein Fräuleinstift verwandelt [38]), gehört auch zu denjenigen Anstalten, welche unter der Oberaufsicht der Kaiserin Maria Feodorowna standen und deren Fürsorge außerordentlich viel zu danken haben. Diese hat auch den ursprünglichen Fonds von 1⅛ Mill. Rubel, eine Stiftung der Kaiserin Katharina, noch um ein Erhebliches vermehrt, sowie die Krone der Anstalt noch fortwährend Unterstützungen zufließen läßt. Es werden hier 200 adelige und 240 bürgerliche arme Mädchen neun Jahre lang standesmäßig frei erzogen, während welcher Zeit sie die Anstalt nie verlassen und ihre Angehörige nur an den bestimmten Assembleetagen sprechen dürfen. Erziehung und Unterricht der adeligen und der bürgerlichen Mädchen ist übrigens völlig getrennt. Die Anstalt nimmt auch Pensionairinnen auf. Ganz ähnlich ist das St. Katharinenstift, im Stückhofstadttheil, am linken Ufer der Fontanka, an der Stelle des ehemaligen italienischen Palastes. Es wurde 1798 von der Kaiserin Maria, Großmeisterin des St. Katharinenordens, auf gewisse Abgaben, welche die Damen dieses Ordens von ihren Comthureien und später von den an die Stelle derselben getretenen Geldeinkünften zahlen sollten, fundirt und zur kostenfreien Erziehung älternloser adeliger Mädchen, vorzugsweise Töchter höheren Militairs und Civilbeamten, bestimmt, deren Anfangs nur 60 sein durften. Jetzt sind es über 200, welche im zehnten Jahre in das Stift treten und aus demselben nach sechs Jahren entlassen werden. Das Marienstift im zweiten Admiralitätstheile am Katharinenkanale ist eine Stiftung allein der Menschenliebe jener wohlthätigen Kaiserin und nur auf Beiträge aus ihrer und der andern Mitglieder der kaiserlichen Familie Privatcasse fundirt. Es wurde 1797 gegründet und für die Erziehung vater- und mutterloser armer Waisen bestimmt, Anfangs Knaben und Mädchen, nachher blos Mädchen. Der Unterricht, den dieselben erhalten, ist anders als der im Fräulein- und im Katharinenstifte ertheilte, indem alles nur für die Bildung der höhern Stände Gehörige daraus ausgeschlossen ist. Desto eifriger werden die Handarbeiten betrieben. Noch gibt es viele andere ähnliche Anstalten, namentlich ein bürgerliches Erziehungshaus für Bürgertöchter, und das 1806 gestiftete Haus für Arbeitsamkeit, dessen Zweck die Verpflegung und einfachste Erziehung von Töchtern der Stabs- und Oberofficiere ist; 1834 befanden sich darin 77 Zöglinge und 121 Pensionairinnen. Für Waisenknaben ist nicht weniger gesorgt, obwol die Anstalten für Mädchen durch die Fürsorge der Kaiserin Maria, an deren Stelle zum Theil die jetzige Kaiserin getreten ist, einen ganz besondern Aufschwung genommen haben. Eine der großartigsten Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten ist das Militairwaisenhaus im narwaischen Stadttheil, von Kaiser Paul noch als Großfürsten gegründet, und zur Erziehung von 1000 Kindern von Officieren und gemeinen Soldaten, theils Knaben, theils Mädchen, bestimmt. Bei der Meldung zur Aufnahme erhalten diejenigen, die den Vater im Kriege verloren haben, eine vorzugsweise Berücksichtigung. Die Erziehung hat theils die Bildung zu Officieren, theils zu Handwerkern und andern nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft im Auge.

Sehr groß ist die Zahl der Krankenhäuser, deren es außer denen zum allgemeinen Besten noch bei den meisten öffentlichen Anstalten, als bei den verschiedenen Cadettencorps, bei den kaiserlichen Fabriken, für die Hofdienerschaft, bei den Theatern u. s. w., gibt. Im wiburgischen Stadttheile liegen das Land- und das Seehospital mit verschiedenen pathologischen Anstalten, beide schon von

36) s. Bulgarin im angef. W. S. 175 fg. 37) Früher war das Überwiegen der Kinder weiblichen Geschlechts beiweitem bedeutender, indem die Soldaten für die Söhne eine Unterstützung von der Krone erhielten, für die Töchter nicht, und daher Letztere vorzugsweise dem Findelhause übergaben: dies hat jetzt aufgehört. 38) Als das Haus diese neue Bestimmung bekam, existirten noch Nonnen, welche einen kleinen Theil desselben zur Wohnung erhielten, und, da keine Novizen aufgenommen wurden, allmälig ausgestorben sind.

Peter dem Großen 1718 angelegt und dann von Anna erweitert. In ersterem können im Winter 2000, im Sommer 3000, in letzterem im Winter 1100, im Sommer 1460 Kranke gleichzeitig aufgenommen werden. Außerdem gibt es aber noch mehre Militairlazarethe kleineren Umfangs in verschiedenen Stadttheilen. Die übrigen Krankenhäuser stehen größtentheils unter dem Collegium der allgemeinen Fürsorge. Die Einrichtung dieser überaus wohlthätigen Collegien, deren es 1830 im ganzen russischen Reiche 57 gab, fällt schon mit der Gouvernementseinrichtung im J. 1775 zusammen; 1828 traten die meisten derselben unter den Schutz der Kaiserin-Mutter. Die Capitalien der Collegien in den Residenzen werden in den Depositencassen des Vormundschaftsraths verzinst. Wir erwähnen zunächst das Stadthospital oder das Obuchowsche, verbunden mit einem Irrenhause und einer Zucht- und Correctionsanstalt. Es liegt im moskauischen Stadttheile an der Fontanka, und nimmt daselbst sehr große Räume mit freien Plätzen und Gärten für die Reconvalescenten ein. Die Zahl der aufgenommenen Kranken, jährlich immer an 4000, betrug im J. 1831 3858, der Genesenen 2738, der Gestorbenen 784. Im Irrenhause wurden in derselben Zeit 251 aufgenommen, 78 genasen und 60 starben. Aufgenommen wird in dem Krankenhause ein Jeder, mit Ausnahme derjenigen, für welche eigene Anstalten bestehen, als Matrosen, Soldaten, Venerische, Gebärende. Ferner das große kaiserliche Lazareth für Arme oder Marienhospital, im Stückhofstadttheile, also dem gesundesten von allen, gelegen. Es wurde in den Jahren 1803—1805 errichtet und gehört zum Ressort des Findel- und Erziehungshauses. Das Gebäude zeichnet sich durch seine innere Einrichtung, namentlich durch die Höhe der Krankensäle, aus. Außer den im Hause behandelten werden auch Externe mit ärztlicher Hilfe und Arzneien unterstützt. Die Zahl der Ersteren beläuft sich jährlich auf mehr als 2000, die der Letztern auf 20,000. Mit diesem Krankenhause ist zugleich eine Anstalt zur Bildung von Krankenwärterinnen, die zum Dienste des Publicums bereit stehen, verbunden. Eine ganz gleiche Bestimmung hat das Hospital für arme gefährliche Kranke, das neue Krankenhaus auf Wasili-Ostrow (1831 1372 Kranke) und das Krankenhaus alter Leidenden (1831 mit 230 und 1834 mit 108 Kranken). Allgemeinerer Bestimmung sind noch das Marien-Magdalenen und das Peter-Paul'sche Hospital, dagegen hat das Kalinkinsche ausschließlich die Behandlung syphilitischer Kranken zum Zwecke. Im J. 1836 ist ein gymnastisches Institut, das auch zunächst für Kranke bestimmt ist, unter der Leitung zweier Ärzte eröffnet worden. Eine andere sehr wohlthätige und nachahmungswerthe Stiftung aus neuerer Zeit ist das Kinderkrankenhaus im vierten Admiralitätstheile an der Alartschinbrücke, 1834 größtentheils aus milden Beiträgen von Privaten gegründet. Es ist für Kinder vom 3. bis zum 15. Lebensjahre bestimmt, und war Anfangs nur für 60 Betten eingerichtet, ungerechnet die zur Consultation hingebrachten und unentgeltich mit Arzneimitteln versorgten oder sonst vom Hause aus behandelten Kinder. Seitdem ist es aber sehr erweitert (noch im ersten Jahre um 40 Betten) und hat auch durch anderweitige milde Stiftungen, durch Einnahmen von Concerten rc. seinen Fonds beträchtlich vergrößert gesehen. So schenkten die Brüder Paul und Anatol von Demidow der Anstalt ein Capital von 200,000 Rubel. In den ersten vier Jahren wurden, theils in, theils außer dem Hause, 10,000 Kinder ärztlich behandelt. Die Verwaltung leitet ein aus 30 Mitgliedern bestehendes Comité. Kleinkinderbewahranstalten gibt es in Petersburg mehre, über die ein eigenes Curatorium, unter der Leitung der Kaiserin selbst, gesetzt ist. Ein anderes Curatorium hat die oberste Leitung sämmtlicher mildthätigen Anstalten. Sehr groß ist endlich die Zahl der Wohlthätigkeitsvereine. An der Spitze derselben steht die kaiserliche Gesellschaft der Wohlthätigkeit, 1805 unter kaiserlichem Schutze eröffnet und zur Unterstützung Nothleidender aller Art bestimmt. Sie erhält vom Kaiser jährlich ein Geschenk von 100,000 Rubel. Ihre Thätigkeit begreift in sich Geldunterstützungen an arme Familien, Behandlung von Kranken, Erziehung von Kindern rc. Auch besitzt sie ein Hospiz für 25 unheilbare Kranke beider Geschlechter und eine Anstalt zur Aufnahme von 200 Dürftigen. Der vorigen mehr oder weniger untergeordnet sind die medico-philanthropische Gesellschaft, 1802 gestiftet und nach der bessern Organisation im J. 1804 dazu bestimmt, für arme Kranke, die in ihren Wohnungen ohne ärztliche Hilfe bleiben, zu sorgen, bei plötzlichen Unglücksfällen auf den Straßen Hilfe zu leisten, und durch Natur oder Zufall Verkrüppelte zu verpflegen. Die Gesellschaft unterhält in jedem Stadttheile einen von ihr besoldeten Arzt. Der Kaiser schenkt ihr jährlich 24,000 Rubel. Ferner ein Unterstützungscomité für Arme, eine Beschäftigungsanstalt für Arme, bei der 1836 auch 40 Plätze zur Aufnahme armer Frauen höherer Stände errichtet sind, welche in reinlichen und geräumigen Zimmern Material zu Handarbeiten und für ihre Arbeit Bezahlung erhalten, ein Comité zur Verpflegung minderjähriger armer Eremten in Petersburg, mehre Privatblindeninstitute, der patriotische Damenverein, unter der Protection der Kaiserin, 1812 ursprünglich zur Unterstützung der durch den Krieg Verarmten bestimmt, der aber jetzt seine Thätigkeit armen Kindern überhaupt widmet und namentlich mehre Schulen und Erziehungshäuser unterhält, das Invaliden-Comité, das außer Officieren und Soldaten auch Ältern, Witwen und Waisen gefallener Krieger unterstützt, und durch das zu seinem Besten herausgegebene Journal: Der russische Invalide, allein 42,000 Rubel jährlich einnimmt, eine Gesellschaft zur Fürsorge für die Gefängnisse, 1819 gestiftet, die außer der sittlichen Besserung der in den Gefängnissen befindlichen Verbrecher und der bessern Einrichtung der Gefängnißlocale selbst noch besonders den Zweck verfolgt, inhaftirte Schuldner zu befreien; die philharmonische Gesellschaft zur Unterstützung von Musikerwitwen, 1802 gestiftet, eine ähnliche für Witwen von Ärzten, ein Verein zur Unterstützung und Aufmunterung von Künstlern, dessen Haupteinnahme aus der Verlosung von Kunstgegenständen fließt, ein Verein zur Unterstützung verarmter Kaufleute, 1834 zur Erinnerung an die Volljährigkeitserklä-

rung des Thronfolgers gestiftet, vertheilt jährlich 8000 Rubel, ein Unterstützungsverein für französische Arme, 1820 gestiftet, mit einer jährlichen Einnahme von 9000 Rubel und eine 1831 gebildete Gesellschaft zur Versorgung der Armen mit warmer Kleidung.

Unter diesen Umständen erklärt sich leicht die jedem Fremden auffallende Erscheinung, daß man in Petersburg fast nie Bettler sieht. Neuerdings (1837) wurde, um diesem Unwesen wo möglich ganz zu steuern, ein eignes Comité errichtet, welches die Verpflichtung hat, die ihm zugeschickten Bettler sogleich zu einer Arbeit anzuhalten, zu welchem Zwecke eine besondere Arbeitsanstalt errichtet wurde. Der Kaiser hat demselben jährlich 10,000 Rubel angewiesen.

7) Bildungsanstalten[39]). Darunter fassen wir hier die Akademien, die Universität, die öffentlichen und Privatschulen, die Sammlungen, die literarischen Gesellschaften, die Buchhandlungen und Buchdruckereien und die Zeitungen und Journale zusammen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, auf Wasili-Ostrow am Ufer der großen Newa gelegen, wurde von Peter dem Großen gegründet, aber erst nach seinem Tode unter Katharina I., am 29. Dec. 1725, eröffnet. Der Kaiser faßte den Plan zu Anlegung dieses Instituts auf seiner Reise in Frankreich und wandte sich deshalb an die pariser Akademie, welche ihn an Leibnitz wies. Letzterer entwarf auch, nach mündlichen Besprechungen mit dem Monarchen, den Plan dazu, dessen ins Leben Treten sich noch durch die Berufung und verzögerte Ankunft der Mitglieder bis zu dem genannten Tage verschob. Die Eröffnung geschah in Gegenwart der Kaiserin und des ganzen Hofes. Den Zweck, den die Akademie von ihrer Stiftung bis jetzt verfolgt, geben wir am besten mit den Eröffnungsworten ihres neuen Statuts vom Jahre 1836. Es heißt darin: „Die Akademie der Wissenschaften ist die höchste gelehrte Anstalt im russischen Reiche. Ihre Aufgabe besteht darin, die Grenzen aller der Menschheit nützlichen Kenntnisse zu erweitern und dieselben durch neue Entdeckungen zu vervollkommnen und zu bereichern; ferner trägt sie Sorge für die Verbreitung der Aufklärung überhaupt und dafür insbesondere, daß dieselbe eine dem allgemeinen Wohle nützliche Richtung nehme, und endlich sucht sie nützliche Theorien, sowie auch durch angestellte Versuche und gelehrte Beobachtungen erlangte Resultate dem praktischen Gebrauche zugänglich zu machen." Als die Wissenschaften, die ihr obliegen, werden genannt: Reine und angewandte Mathematik, Astronomie, Geographie und Nautik, Physik, Chemie, Technologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie, Geschichte, besonders vaterländische, griechische und römische Literatur und Alterthümer, Statistik und politische Ökonomie. Demnach theilt sie sich in drei Classen, die mathematisch-physikalische, die naturwissenschaftliche und die politisch-historisch-philologische. Ihr Etat wurde unter Anna auf 24,000 Rubel festgesetzt, unter der sie auch ihre ersten Statuten erhielt. Bis dahin wurden ihr unbestimmte Summen aus Staatsfonds angewiesen und ihre Geldverhältnisse waren so wenig geregelt, daß sich ihre Schulden beim Regierungsantritte Anna's auf 30,000 Rubel beliefen, welche die Kaiserin bezahlte. Elisabeth erhöhte ihren Etat auf 54,000, Alexander 1803 auf 120,000, Nicolaus mehrmals, zuletzt (1836) auf 241,800 Rubel, wozu noch Einnahmen durch den Kalender- und Zeitungsverkauf kommen. Sie hat ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, beide vom Kaiser ernannt, beständigen Secretair und ein Verwaltungscomité. Die zeitherigen Präsidenten sind gewesen: v. Blumentrost, 1725—1733; Graf Kaiserlingk, 1733—1734; Baron v. Korff, 1734—1740; v. Brewern, 1740—1741; nach einer Vacanz von fünf Jahren Graf Razumowski, 1746—1766; Graf Wladimir Orlow, 1766—1774; v. Domaschnew, 1774—1783; die Fürstin Daschkow, 1783—1796; Paul v. Backunin, 1796—1798; Baron von Nicolai, 1798—1803; v. Nowositzow 1803—1810; nach einer abermaligen Vacanz von Uwarow, der verdiente Minister des öffentlichen Unterrichts, von 1818 bis jetzt. Mehre derselben führten nicht den Titel Präsident, sondern Director. Mitglieder zählte die Akademie im Anfange des Jahres 1840: 27 wirkliche, besoldete Mitglieder, darunter 20 ordentliche, 4 außerordentliche und 3 Adjuncten, ferner 98 Ehrenmitglieder und 130 Correspondenten, zusammen 255 Mitglieder. Davon befinden sich in Rußland die 27 wirklichen Mitglieder, 53 Ehrenmitglieder und 64 Correspondenten, in

Preußen	11	Ehrenmitgl.	20	Corresp.
Österreich	1	—	4	—
den übrigen teutschen Staaten	8	—	14	—
Frankreich	9	—	13	—
Großbritannien	9	—	6	—
Italien	2	—	2	—
Schweden und Norwegen	2	—	1	—

Die Akademie hält fast in jeder Woche eine Sitzung, zweimal im Jahre eine öffentliche. Am 10. Jan. (29. Dec.) ist die Feier des Stiftungstages. Zu der Erreichung ihres oben angegebenen Zweckes gehört, außer den eignen gelehrten Arbeiten der Mitglieder, auch daß sie bei wissenschaftlichen Expeditionen Instructionen ertheilt, so an die einzelnen zu einem gelehrten Zwecke die geistliche Mission nach Peking, welche alle zehn Jahre dahin abgeht, begleitenden Mitglieder, an die Theilnehmer von Entdeckungsreisen, daß sie solche Reisen veranlaßt, daß sie solche Unternehmungen ganz und gar übertragen erhält, wie das im J. 1837 ausgeführte wichtige Nivellement zur Ausmittelung der Höhendifferenz zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, daß sie Bücher, deren Erscheinen auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels nicht möglich wäre, herausgibt, so im J. 1834 J. Schmidt's mongolisch-russisch-teutsches Wörterbuch ꝛc. Ihre eignen gelehrten Arbeiten (die in den Versammlungen vorgelesenen Abhandlungen) macht die Akademie bekannt erstens in ihren

39) Siehe besonders Tietz, Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg. Ausland 1838. Nr. 219—229.

Denkschriften; davon sind erschienen 1) Commentarii Academiae scientiarum imp. Petropolitanae ab anno 1726 ad annum 1746. 14 Bände. 2) Novi Commentarii Acad. sc. imp. Petrop. ab a. 1747 ad a. 1776. 20 Theile in 21 Bänden. 3) Acta Acad. sc. imp. Petrop. von 1777—1782. 6 Theile in 12 Bänden. 4) Nova Acta Acad. sc. imp. Petrop. von 1783—1802. 15 Bände. Die beiden letzten Sammlungen in französischer Sprache, mit nur wenigen lateinischen Aufsätzen. 5) Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de Saint-Pet. avec l'histoire de l'Acad. von 1803—1830. 11 Bände. 6) Unter demselben Titel neue Folge, von 1830 an, in Lieferungen von 8—10 Bogen erscheinend. Jährlich kommen circa 100 Bogen heraus. Zweitens in dem Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St.-Pet. Dieses ist erst 1836 begonnen und war Ende 1839 bis zum fünften Bande vorgeschritten. Es enthält Auszüge aus den in der Akademie vorgelesenen Abhandlungen, kleine Aufsätze und Miscellen. Die Akademie stellt auch jährlich Preisaufgaben. Von diesen aus ihrem Fonds bestrittenen ist der große Demidow'sche Preis zu unterscheiden, eine für sich bestehende Stiftung. Der Kammerherr P. N. Demidow hat nämlich der Akademie eine Rente von 20,000 Rubel, zahlbar Zeit seines Lebens und noch 25 Jahre nach seinem Tode vermacht, zur Krönung der besten ihr eingesandten Werke. Diese Werke, für die nicht vorher eine Aufgabe gestellt wird, können gedruckte oder Manuscript sein, müssen aber in russischer Sprache geschrieben sein oder einen auf Rußland bezüglichen Gegenstand behandeln. Die erste Concurrenz fand 1831 statt; seitdem erfolgt die Preisertheilung in jedem Jahre in den letzten Tagen des April oder ersten Tagen des Mai. Der höchste Preis beträgt 5000 Rubel, den in der Regel drei Werke erhalten. Das Übrige wird als Aufmunterungspreise in kleinern Parcellen vertheilt.

Die Akademie besitzt auch sehr bedeutende Sammlungen, für deren fortdauernde Vermehrung ein Theil ihres Etats angewiesen ist. 1) Die Bibliothek. Der Anfang derselben ist die von dem Leibarzte Peter's des Großen, Areskin, gestiftete, nur 2500 Bände starke, welche die Akademie 1726 empfing. Ihr wurden auch alle Bücher, Plane, Karten des Kaisers beigefügt. Sie erhielt allmälig immer bedeutendern Zuwachs, besonders 1772 von Katharina II. die berühmte Bibliothek des Fürsten Radziwil in Nieswicz. Im J. 1777 belief sich die Zahl der Bände auf 36,000, 1794 auf mehr als 60,000, 1831 auf 101,116. Viele ihrer Bücherschätze sind zugleich werthvolle Alterthümer oder sonstige Merkwürdigkeiten. 2) Das asiatische Museum, das man auch als eine Unterabtheilung der Bibliothek betrachten kann, ist in seinem Fache das vollständigste in Europa. Seine Gründung und schnelle Vervollkommnung verdankt es dem Minister Uwarow und dem berühmten Orientalisten v. Frähn. Es enthält alle früher in andern Sammlungen zerstreut gewesenen Gegenstände, die sich auf Literatur, Künste und Alterthümer des Orients beziehen, als 3000 chinesische Bücher, kleine Bände in Portefeuilles, eine reiche Sammlung von tibetischen und mongolischen Werken, arabische, persische, türkische, japanische &c. Manuscripte, Muhammedanische, chinesische und japanische Münzsammlungen, chinesische Malereien und ausgezeichnet reiche Sammlungen von Instrumenten, Hausgeräthen, Luxusartikeln, Kunstgegenständen, Kleidungen aller Völker des Orients, hauptsächlich aber der Chinesen und Japaner. Die Zahl der 1819 und 1825 dem französischen Generalconsul in Bagdad, Rousseau, abgekauften orientalischen Manuscripte beläuft sich allein auf 700 Nummern. Dazu ist 1835 noch eine neue sehr große Sammlung für die Literatur Mittelasiens gekommen, bestehend aus den dem Baron Schilling zugehörig gewesenen chinesischen und mandschurischen Schriften, Karten, Planen und verschiedenartigen Erzeugnissen der japanischen, tibetischen, mongolischen und indischen Literatur, ferner aus 73 vormals dem Obersten Stuart gehörigen Handschriften aus fast allen Zweigen der Sanskritliteratur, und aus 43 mongolischen und tibetischen, von dem Archimandriten Peter in Peking gesammelten Schriften, sodaß nun das schon vorhin überaus reiche Fach des Chinesischen und Mandschurischen noch mehr vervollständigt ist. 3) Das Ägyptische Museum, 1825 aus den von dem Mailänder Castiglione in Alexandrien und Kairo gemachten Sammlungen gebildet, umfaßt etwa 1000 Gegenstände. 4) Das ethnographische Museum, wurde 1831 aus den Kleidungen, Geräthen &c. verschiedener sibirischen Völker gebildet, welche Gegenstände man sonst auf der Kunstkammer aufbewahrte. Diesen wurden noch die von Mertens auf seiner Reise um die Welt gemachten Sammlungen, sowie ein aus 1028 Zeichnungen bestehendes Portefeuille, das von den Seeexpeditionen der Schiffe Moller und Seniávin herrührte, beigefügt. 5) Das Medaillencabinet oder numismatische Museum, wurde schon von Peter I. gegründet, blieb aber sehr unvollständig, bis die Akademie 1823 das reiche Medaillencabinet des Grafen Suchtelen für 50,000 Rubel kaufte. An eigentlichen Münzen steht es andern Münzcabineten nach, obwol es neuerdings nach dem polnischen Aufstande durch eine sehr vollständige Reihe polnischer Münzen vermehrt ist, aber sehr sehenswerth ist die Medaillensammlung, z. B. 276 auf die Begebenheiten aus der Regierung Ludwig's XIV. bezügliche. Hier befinden sich auch die goldenen und silbernen Gegenstände, als Diademe, Waffen, Vasen, Götzenbilder, die in sibirischen Grabhügeln gefunden wurden. 6) Das Cabinet Peter's des Großen. Hier sieht man den Kaiser selbst mit dem hellblauen, von der Hand Katharinen's I. silbergestickten Hochzeitkleide angethan, unter einem Baldachin in einem Armstuhl sitzen. Der Kopf ist eine Wachsbüste, nach einem von der Leiche entnommenen Gypsabgusse verfertigt, die Haare sind die natürlichen der Leiche abgeschnittenen. Ebenda befinden sich noch mehre Anzüge des Kaisers, seine Waffen, der runde, in der Schlacht von Pultawa von einer Kugel durchbohrte Hut, das Pferd, das er in derselben Schlacht ritt, ausgestopft, verschiedene von seiner Hand verfertigte Elfenbeinarbeiten, seine Werkzeuge, sein Schreibpult und Ähnliches. 7) Das naturhistorische Museum, nicht besonders reich, aus verschiedenen Abtheilungen bestehend. Der

erste Anfang dieses Museums ist ein Ankauf von Vögeln, Fischen und Insecten, den Peter 1698 zu Amsterdam machte, und eine aus der kaiserlichen Hofapotheke zu Moskau erstandene Sammlung von Misgeburten. Die zoologische Abtheilung, reich besonders an Wasservögeln, erhielt die bedeutendsten Erweiterungen unter Katharina durch die Reisen verschiedener Akademiker, namentlich Pallas', dann durch die aus Brasilien gemachten Sendungen des Akademikers Langsdorff von Säugethieren, Vögeln, Amphibien rc., durch die Sammlungen, die Siewald von seiner Reise um die Welt mitbrachte, durch eine entomologische Sammlung von Pander, während einer Reise in der Krimm gemacht, durch die Ausbeute von Mertens' Reise um die Erde, die Vögelsammlung von Kittlitz, die Muschelsammlung von Jäger u. A. Es befindet sich hier auch die ausgestopfte Haut des Elephanten, den Peter der Große 1713 vom Schach von Persien zum Geschenk erhielt, und das angeblich einzige vollständige Mammuthsgerippe; doch hat es damit nicht ganz seine Richtigkeit und viele Theile sind analog den andern nachgebildet worden. Das Herbarium umfaßt die Sammlungen der Reisenden Steller, der beiden Gmelin, Falk, Kraschennikow, Pallas u. A. Neuerdings ist es besonders durch die Bemühungen des gegenwärtigen Botanikers der Akademie, Trinius, vermehrt. So hat die Akademie Schimper's in Habessinien gemachte Sammlung angekauft und hat durch Actien Theil an andern mit Sammlungen verbundenen Entdeckungsreisen. Das mineralogische Cabinet, von Peter dem Großen gestiftet, erhielt den ersten bedeutendern Zuwachs 1767 durch die Erwerbung der zur Nachlaßmasse des Raths der Bergwerke, Henkel, gehörenden Sammlung von 2000 Mineralien, dann durch die Sammlung von Nartow, durch die Reisen mehrer Akademiker, 1830 durch den Ankauf der Sammlung, welche der Staatsrath Struve in Hamburg angelegt hatte, und deren oryktognostischer Theil sich allein auf 5480 Piecen belief. Seitdem sind noch besonders sibirische Mineralien hinzugekommen. Zu dem naturhistorischen Museum rechnet man noch das physikalische Cabinet, das chemische Laboratorium und den magnetischen Pavillon. 8) Die Kunstkammer, die außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch den berühmten mechanischen und musikalischen Schreibschrank von Roentgen enthält.

Die Akademie der Künste liegt in der Nähe der vorigen. Es ist schon oben, bei der Beschreibung des herrlichen Gebäudes, erwähnt, daß dieselbe 1758 von Elisabeth als besondere Classe der Akademie der Wissenschaften gestiftet, 1764 aber von Katharina zu einem selbständigen Institute umgeschaffen wurde. Sie ist eine Anstalt zur Bildung von Künstlern, sowol für Malerei als Bildhauerei, Kupferstecherkunst rc. Im J. 1800 wurde von Kaiser Paul auch eine eigene Medailleurclasse angelegt. Der jährliche Etat dieser Akademie, Anfangs 60,000 Rubel, beträgt jetzt 221,825 Rubel. Dafür werden, außer der Vermehrung der Sammlungen und sonstigen derartigen Ausgaben, der Präsident und die Professoren besoldet und eine bestimmte Anzahl Zöglinge frei unterhalten. Zu letzteren kommen immer noch solche, welche mit eignen Mitteln studiren. Der Cursus dauerte früher zwölf Jahre. Die Knaben begannen denselben schon mit ihrem zehnten Lebensjahre und erhielten einen ganz auf ihre Kunstbildung berechneten Unterricht. Jetzt ist der Anfang des Cursus auf das 14. Lebensjahr, die Dauer auf sechs Jahre und die Anzahl der Zöglinge auf 60 festgesetzt. Die übrigen Pensionaire haben bisher auch in der Akademie gewohnt, was aber jetzt abgeändert werden soll. Ein Theil des Etats ist dazu angewiesen, Preisbewerbungen zu veranstalten, und namentlich Fähigere Reisen machen zu lassen. Von jeher fand im September jedes Jahres eine öffentliche Ausstellung der Arbeiten der Zöglinge statt. Seit Kurzem ist dies aber alle drei Jahre eine ausgedehntere Kunstausstellung, zu der vaterländische und fremde Künstler ihre Arbeiten liefern. Im J. 1836 zeigte der Katalog 580 Nummern, theils Gemälde, theils Sculpturen, Architekturplane, Medaillen und andere Kunstwerke. Auch diese Akademie besitzt vortreffliche Sammlungen, als Modelle, Abgüsse, Originalgemälde (darunter das berühmte Bild Brulow's, den Untergang Pompeji's darstellend), Copien und Kupferstiche.

Die russische Akademie, in der ersten Linie auf Wasili-Ostrow, wurde von Katharina II. durch einen Ukas vom 30. Sept. 1783 gegründet und am 21. October desselben Jahres unter dem Präsidium der Fürstin Daschkow, die damals zugleich Präsidentin der Akademie der Wissenschaften war (s. oben) eröffnet. Ihr Zweck ist Cultivirung und Durchforschung der Landessprache und Studium der slawischen Sprachen überhaupt. Zu dem Ende hat sie Grammatiken und Dictionnaire herausgegeben, als ihr großes etymologisches Dictionnair in sechs Quartbänden (1794), ihr Dictionnair nach alphabetischer Ordnung, ebenfalls in sechs Quartbänden (1806—1822), seit 1816 ihre jährlich erscheinenden Novellen. Jetzt ist sie mit der Herausgabe eines neuen russischen Wörterbuchs beschäftigt, für welche Arbeit ein eignes Comité ernannt ist, das die nöthigen Untersuchungen bis auf die der einzelnen Worte durch Anweisungen und Vertheilungen leitet. Sie gibt ferner die Staatsdocumente und Verträge des russischen Reichs heraus (eine Arbeit, die schon von dem Kanzler Romanzow begonnen, nachher aber ins Stocken gerathen war), und veranstaltet von den byzantinischen und occidentalischen Schriftstellern, die auf die Geschichte Rußlands Bezug haben, eine Textausgabe nebst Übersetzung. Von ihren Büchern schenkt sie Exemplare an die Gouvernementsbibliotheken. Auch hat sie die Herausgabe eines vergleichenden Wörterbuchs in 200 Sprachen unternommen, von dem aber erst die den Entwurf enthaltenden ersten Bände erschienen sind. Ihr Etat beläuft sich auf 60,000 Rubel, die Anzahl ihrer Mitglieder (1838) auf 54 wirkliche und 20 Ehrenmitglieder. Ihre seit 1831 gebildete Bibliothek enthielt 1836 bereits über 4000 Bände und 112 Handschriften. Die 1837 errichtete archäographische Commission, zum Ressort des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts gehörig, beschäftigt sich ausschließlich mit der Herausgabe von auf die Geschichte Rußlands bezüglichen Documenten, zu welchem Zwecke ihr solche aus den verschiedenen Gegenden des Reichs übersandt werden, und

leitet die Untersuchung der Archive zu Petersburg und Moskau und der ergiebigsten Klöster. Im J. 1840 ist noch ein Hauptredacteur bei ihr angestellt zur Herausgabe der auf Rußland Bezug habenden Acten in ausländischen Sprachen.

Die Universität wurde 1819 aus der ersten Abtheilung des pädagogischen Hauptinstituts gestiftet; 1838 am 22. März fand die feierliche Installirung ihres neuen Locals in dem Gebäude der zwölf Collegien (auf Wasili-Ostrow) statt; bis dahin hatte sie ein interimistisches Local im moskauischen Stadttheil inne. Ihre neuesten definitiven Einrichtungen sind nach dem Statute vom 26. Juli (7. Aug.) 1835. Sie hat drei Facultäten, eine philosophisch-juristische, eine physikalisch-mathematische und eine historisch-philologische, also keine medicinische und keine theologische, für welche Wissenschaften in Petersburg eigne Lehranstalten bestehen. Die Zahl der Lehrer und Beamten belief sich 1837 auf 73, die der erstern allein auf 42. Im J. 1839 ist ein neuer Lehrstuhl für die walachisch-moldauische Sprache errichtet worden. Der Studirenden waren bei der Stiftung der Universität 48, erst in den letzten Jahren ist ihre Zahl rasch angewachsen; es waren 1833 206, 1834 230, 1835 285, 1836 299, 1837 385, 1838 413. Für diejenigen, welche nach dem Wunsche der Ältern unter speciellerer Aufsicht stehen sollen, ist ein Pensionat, im Universitätsgebäude selbst befindlich, errichtet worden. Was den Lehrapparat betrifft, so zählte 1837 die Universitätsbibliothek 24,145 Bände, das physikalische Cabinet 213, das chemische 1893 Apparate, das Herbarium 6000 Species und 13,000 Exemplare, das zoologische Cabinet 9258 und das mineralogische 7875 Exemplare. Der Lectionskatalog erscheint in lateinischer, teutscher und russischer Sprache. Außer den von den Studenten besuchten Lectionen werden auch noch öffentliche Vorlesungen über Landwirthschaft, Forstwesen, kaufmännische Buchhalterei &c. gehalten.

Die medico-chirurgische Akademie, die 1839 aus dem Ressort des Ministeriums des Innern in das des Kriegsministeriums übergegangen ist, liegt mit ihren ausgedehnten Gebäuden auf der wiburgischen Seite und gehört mit dem Land- und Seehospitale zusammen und hat auch mit diesen einen gemeinschaftlichen Ursprung, indem schon Peter der Große mit diesen Krankenanstalten eine medicinische Schule verband, sowol hier als in Moskau. Paul reorganisirte 1799 diese Institute unter der Benennung Akademien. Die moskauer wurde aber bald mit der Petersburger vereinigt, welche 1800 ihr eignes Local erhielt, ein sehr großes und geschmackvolles, nur leider zu versteckt liegendes Gebäude, und 1802 auch das 1783 von Katharina II. für Jünglinge aus den livländischen Provinzen errichtete und an der Fontanka gelegene medicinisch-chirurgische Institut in sich aufnahm. Im J. 1808 wurde die Akademie abermals reformirt, erhielt einen neuen Etat und wurde wieder in zwei Abtheilungen in Petersburg und in Moskau, getrennt. Letztere ist indessen 1837 wieder zu einer selbständigen Akademie erhoben worden. Die Petersburger hat jetzt einen Etat von 386,290 Rubel, für die zugleich von den 900 Zöglingen 400 auf Kosten der Regierung studiren, die dafür verpflichtet sind, in der Folge acht Jahre lang in Krondiensten, nämlich bei der Flotte, Armee, den Bergwerken, in den Colonien, Manufacturen und andern Regierungsetablissements, zu bleiben. Mit dieser Akademie ist zugleich eine Pharmaceuten- und Thierarzneischule verbunden. Im J. 1836 ist auch ein Klinikum dazu gekommen, in welchem Kranke jedes Standes und Alters Aufnahme finden, wodurch für die praktische Ausbildung, für welche die beiden Hospitäler dienten, jetzt noch mehr Gelegenheit gegeben ist. Von den Lehrmitteln ist besonders die Bibliothek erwähnenswerth, welche über 32,000 Bände umfaßt. In gewisser Hinsicht eine Pertinenz dieser Akademie ist der botanische Garten, auf der Apothekerinsel, der sehr reich ausgestattet ist, aber mehr großartig als zweckmäßig. Im gemeinen Leben heißt er in der Regel der Apothekergarten, welchen Namen er wie die ganze Insel wegen des vorzugsweisen Anbaues officineller Pflanzen erhalten hat. Die theologische Akademie im Newskikloster, zur Bildung griechischer Geistlichen, wurde 1732 gegründet. Das orientalische Institut im ersten Admiralitätstheile, in der Straße Morskoi gelegen und 1823 errichtet, ist zum Unterrichte von 20 jungen Leuten in den orientalischen Sprachen bestimmt, um als Dolmetscher bei den diplomatischen Verbindungen Rußlands mit den orientalischen Regierungen der Türkei, Persiens, Ägyptens, der Bucharei, Mongolei &c. gebraucht zu werden. Es steht unter dem orientalischen Departement des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Die Bibliothek dieses Instituts ist reich an orientalischen Manuscripten. Dasselbe besitzt auch eine eigene orientalische Münzsammlung, die 1834 6650 Nummern zählte. Für die kalmückische Sprache besteht ein eigenes, 1830 errichtetes, Institut, auf der Apothekerinsel, in welchem man fünf junge Kalmücken aus einer Horde an der Wolga und zehn russische Jünglinge aus dem Gouvernement Jaroslawl aufnahm und sie der Leitung des selbst der kalmückischen Sprache völlig kundigen Akademikers Schmidt übergab.

Die militairischen Institute, welche sämmtlich unter der obersten Leitung des Großfürsten Michael stehen, sind außer dem schon oben erwähnten Militairwaisen- und Erziehungshause folgende: Die Militairakademie, die höchste militairische Lehranstalt, bestimmt zur Bildung von Officieren für den Generalstab oder für einen solchen Dienst, welcher besondere Kenntnisse und eine hohe vielseitige Bildung erfodert; außerdem hat diese Akademie noch die Cultivirung der militairischen Wissenschaften überhaupt zum Zweck. Die Gardejunkerschule ist für adelige junge Leute bestimmt, welche nach einer Vorbildung im älterlichen Hause oder in einem der Cadettencorps hier in einem vierjährigen Cursus ihre Bildung zu Officieren der Garderegimenter vollenden. Früher traten sie in einem Alter von 16—17 Jahren ein, jetzt, nach der Reorganisation des Instituts vom 27. Oct. 1838, dürfen sie nur 13½—15½ Jahre alt sein. Ihrer sind jetzt 108, nämlich eine Escadron Junker für den Cavalerie- und eine Compagnie Unterfähnriche für den Infanteriedienst. Sie werden nur auf ihre Kosten in die Anstalt aufgenommen und gehören fast immer den höchsten Familien an. Dieser Anstalt ähn-

lich, sowol nach dem letztern Umstande als nach ihrer Bestimmung, ist das Pagencorps, in welches die Zöglinge indessen schon jünger aufgenommen und in ihrer Behandlung mehr denen in den andern Cadettencorps gleichgestellt werden. Drei Landcadettencorps, von denen das erste, schon von der Kaiserin Anna gestiftete, wie schon oben erwähnt ist, in dem ehemaligen Menschikowschen Palaste auf Wasili-Ostrow seinen Sitz hat. Es ist für 1000[40]) Zöglinge eingerichtet. Drei Kirchen für die verschiedenen Confessionen der Zöglinge, eine griechisch-russische, eine evangelische und eine katholische, befinden sich in dem Hause selbst. Von den verschiedenen Sammlungen dieser Anstalt ist besonders die der Modelle sehenswerth. Das zweite Cadettencorps, 1762 von Katharina errichtet, befindet sich im Petersburgischen Stadttheile an der Petrowka, woher es auch das Petrowskische heißt. Es ist für 700 Zöglinge eingerichtet und vorzugsweise zur Vorbildung für die Artillerie- und Ingenieurschule bestimmt. In dem dritten oder Paulowski'schen Cadettencorps befinden sich 500 Zöglinge. Das Seecadettencorps ist für 700 Söhne adeliger Ältern bestimmt, die bei ihrer Entlassung als Midschipmen auf den kaiserlichen Kriegsschiffen angestellt werden. Das Jahr seiner Stiftung und seiner verschiedenen Verlegungen ist schon oben (s. d. Stadttheil Wasili-Ostrow) angegeben. Das Artilleriecadettencorps für 300 Zöglinge, mit welchem die Vorbereitungsschule für 500 junge Leute zu Unterofficieren verbunden ist. Das Ingenieurcadettencorps, mit 560 Zöglingen, ist besonders durch die Sammlung der Modelle von Festungen und einigen Schlachtfeldern bemerkenswerth; unter letztern zeichnet sich das von der Schlacht bei Borodino vorzüglich aus. Außerdem gibt es noch eine höhere Ingenieurschule, eine Kriegscantonistenschule, eine große Bereiterschule und mehre Elementarschulen für das Militair. Auch kann man das militairische Seminar zur Bildung von Regiments- und Feldpredigern hierher rechnen; ferner einige Anstalten in der Umgegend von Petersburg, wie das adelige Alexander-Institut in Zarskoje-Selo, zur Aufnahme und ersten Bildung von Waisenknaben, die nachher in die Cadettencorps kommen, ebenda das Lyceum für Zöglinge der Diplomatie und des höhern Staatsdienstes.

In Bezug auf die übrigen Schulanstalten erinnern wir zunächst an die in Rußland vermöge des Unterschiedes der Stände bestehende und neuerlich durch einen Ukas vom 21. Mai 1837 wiederholt eingeschärfte Sonderung der Schulen in höhere, mittlere und niedere, wonach ein jeder nur die seinem Stande gemäße Bildung erhalten und namentlich Leibeigne nur dann in die mittleren oder höheren Schulen aufgenommen werden sollen, wenn sie durch den Willen ihrer Herren die Freiheit erhalten haben. Gleichsam die oberste dieser Anstalten ist das pädagogische Haupt- oder Centralinstitut zur Bildung von Lehrern für höhere und mittlere Schulen, aus dessen erster Abtheilung, wie oben gesagt, die Universität erwachsen ist. Dieses Institut, das jetzt ebenfalls seinen Sitz in dem Gebäude der zwölf Collegien hat, wurde schon 1782 von Katharina errichtet, gerieth aber ins Stocken, bis es 1803 von Alexander reorganisirt wurde. Auch so kann es nur als Vorläufer des jetzigen, das 1828 seine definitive Einrichtung und 1832 seine letzte Erweiterung erhalten hat, betrachtet werden. Dieses nimmt jetzt in ihren Kenntnissen schon weiter vorgerückte Zöglinge auf, die in einem sechsjährigen Cursus die Bildung für ihre Bestimmung vollenden, worauf die Fähigeren noch auf Kosten der Regierung für gewöhnlich zwei Jahre auf eine ausländische Universität geschickt werden. Die Zahl der Lehrer betrug 1837 47, die der Schüler 141 (1834 respective 44 und 136). Dabei besteht die Eintheilung in die drei Facultäten wie bei der Universität, die philosophisch-juristische, die mathematisch-physikalische und die historisch-philologische. Etwas Ähnliches ist das sogenannte Professoreninstitut in Dorpat. Ein anderes Seminar ist zur Bildung von Lehrern für niedere Schulen bestimmt. Gymnasien hat Petersburg vier, von denen das vierte oder Larinsche, zu Ehren eines Kaufmanns, der eine ansehnliche Summe zu seiner Errichtung hergegeben hat, so genannt, erst am 27. Aug. 1836 eröffnet worden ist. Auf diesem ist zuerst die Einrichtung getroffen, welche die Regierung für alle Gymnasien beabsichtigt, daß für diejenigen, die sich dem Handel und der Industrie widmen, in den obern Classen ein besonderer Cursus in den für ihr Fach nöthigen Gegenständen besteht, wogegen sie von der Erlernung des Lateinischen und Griechischen dispensirt sind und ihren Fleiß besonders auf neuere Sprachen verwenden können. Diese Einrichtung ist seiner Bestimmung und Lage (auf Wasili-Ostrow, wo vorzugsweise die fremden Kaufleute wohnen) gemäß. Mit den Gymnasien sind zugleich Pensionate verbunden, und in dem ersten Gymnasium werden nur Pensionaire aufgenommen. In diesem ist der Cursus auf sechs, in den übrigen auf sieben Jahre festgesetzt. Die Rechte eines Gymnasiums hat seit 1836 auch die große teutsche Lutherische Schule zu St. Petri und St. Anna, 1760 gestiftet und zuerst in dem Newskiprospect gelegen, 1793 aber nach einem neuen Schulgebäude im Stückhof-Stadttheil versetzt. Mit dieser ist zugleich eine Mädchenschule und eine Waisenanstalt verbunden. Die niedern Schulen können hier nicht einzeln aufgezählt werden.

Wir wenden uns jetzt zu den für einzelne Fächer bestimmten Anstalten. Das Rechtsstudium in größerer oder kleinerer Ausdehnung gehört in Rußland schon in den Gymnasialcursus, wie denn auch schon oben gesagt ist, daß sich bei dem pädagogischen Centralinstitute, auf dem Lehrer für höhere und mittlere Schulen gebildet werden, eine philosophisch-juristische Facultät befindet. Im J. 1835 ist aber in Petersburg auf den Vorschlag des Prinzen Peter von Oldenburg eine zum Theil von diesem dotirte Rechtsschule für Adelige eröffnet worden. Nach dreijährigem Bestehen erhielten die Statuten derselben ihre definitive Bestätigung. Für den Handel bestehen in Petersburg das Handelsinstitut, 1772 in Moskau von Prokop Demidow durch Niederlegung von 205,000 Rubel in dem Lombard des dortigen kaiserlichen Erziehungshauses begründet, 1800 aber nach Petersburg versetzt. Die Fonds

40) Die Angabe 4000 beruht auf einer Verwechselung mit dem Gesammtpersonale, das in diesem Hause wohnt, und das allerdings nahe an 4000 beträgt.

der Anstalt sind seitdem noch beträchtlich erweitert. Ihr Zweck ist Befähigung zum Eintritte in ein Comptoir, sodaß also Mathematik, Waarenkunde, Technologie, Handelsgeographie, Sprachen und Buchhalterei die wichtigsten Unterrichtsgegenstände bilden. Sie zählte 1821 150 Schüler (darunter 60 Freischüler), 1837 206. Davon ist zu unterscheiden die höhere Handelslehranstalt, 1839 für 50 Zöglinge begründet, ferner die Handelsschiffahrts- oder Navigationsschule, 1781 von Katharina gestiftet, bei welcher auch seit Kurzem während des Winters ein unentgeltlicher Cursus für Steuermänner und Schiffer stattfindet, entsprechend der neuern Verordnung über eine strengere Prüfung, der sich von 1840 an Steuermänner und Schiffscapitäne zu unterwerfen haben; 32 Eleven werden auf Kosten der Krone und 12—20 zahlende Pensionaire aufgenommen. Seit ihrer neuen Organisation vom J. 1829 ist mit ihr auch die 1798 von Paul gegründete Schiffbauschule verbunden. Das Bergingenieurcorps, an der Newa im Stadttheile Wasili-Ostrow, ist eine der großartigsten Anstalten Petersburgs, als welche sich schon das Äußere des herrlichen Gebäudes ankündigt. Als die Schöpfung eines unbeugsamen Willens der Natur zum Trotz, wie die ganze Stadt, können wir auch ein Institut betrachten, in welchem der Bergbau, so weit von seiner Heimath, nicht blos theoretisch, sondern, wie wir sehen werden, auch praktisch gelehrt wird. Schon Peter der Große legte 1718 bei der Errichtung eines Bergcollegiums zugleich ein kleines Hüttenwerk mit zwei Schmelzöfen an. Katharina machte daraus 1772 eine förmliche Bergschule, welche später den Namen Bergcadetten- und Bergingenieurcorps erhielt. Die Zöglinge, über 400, sind theils vaterlose Söhne von Bergbeamten, die auf Kosten der Krone unterhalten werden, theils Pensionaire, theils Halbpensionaire, welche letztere nur den Unterricht genießen, ohne im Institute zu wohnen. Letzterer zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, den vorbereitenden und das eigentliche Bergstudium, und dauert sieben Jahre, nach deren Verlauf die Eleven als Praktikanten auf die Kronswerke kommen. Das Bemerkenswertheste an dieser Anstalt sind ihre Hilfsmittel, so außer der Bibliothek, dem physikalischen Cabinet, den Laboratorien, von denen ein eignes zur Reinigung und Verarbeitung des Platinas, eine sehr sehenswerthe Vorrichtung, bestimmt ist, und einer Sammlung von Modellen aller zum Bergwesen gehörigen Maschinen, Hütten, Schmelzöfen, besonders der unter dem Gebäude und im Hofe angelegte Bergmusterbau, wo man Schachten, Gebirgsformationen ꝛc. zur vollständigsten Belehrung nachgebildet findet, und das Mineraliencabinet mit mehr als 50,000 Stufen, unter denen einige sehr große Seltenheiten, als ein Malachit von 3840 Pfund Gewicht, ein Goldklumpen von 25 Pfund Gewicht und ein zehn Pfund schweres Stück Platina. An die Stelle der von Paul 1800 im Seecadettencorps angelegten eignen Classe zur Erlernung der Forstwissenschaft [da das Forstdepartement unter der Admiralität sortirte und die Forstmeisterstellen mehrentheils von vormaligen Flottenofficieren bekleidet wurden [41])] ist im J. 1829 ein besonderes Forstinstitut getreten, das unter dem Ministerium der Reichsdomainen steht und in dem auf Rechnung der Regierung 100 Zöglinge zu gelehrten Forstmeistern und Landmessern gebildet werden. Es gibt aber noch eine andere Landmesserschule, welche mit der Apanagenlandbauschule verbunden ist. Letztere, schon 1798 projectirt, ist 1832 ins Leben getreten. Die Gartenbauschule ist neuerlich von dem Verein für Gartenbau errichtet, welcher darin auch zehn Waisenknaben unterhält. Derselbe veranstaltet ferner Kunstausstellungen von Erzeugnissen des Gartenbaus. Das Institut des Corps der Wege- und Wassercommunication ist 1809 gegründet und 1830 neu reformirt. Es besitzt die Modelle aller von diesem Corps ausgeführten Wasser- und Brückenbauten. Die Schule für Civilingenieure ist 1831 gestiftet. Eine eigene Ingenieurschule besteht für hydraulische Beamten. Sehr wichtig ist das technologische Institut, von dem Departement der Manufacturen und des innern Handels abhängig und 1831 eröffnet. Es hat zum Zweck fähige Subjecte für das Manufacturwesen theoretisch und praktisch auszubilden. Man nimmt darin über 200 Eleven auf, von denen die auf Kosten der Krone unterhaltenen unter den vorgeschlagenen Candidaten aus verschiedenen Städten nach dem Gutachten des Finanzministers ausgewählt werden. Im J. 1836 waren derselben 135 und außerdem 49 Pensionaire und 42 Lehrlinge der technologischen Bergwerksschule. Der Unterricht umfaßt außer den gewöhnlichen Schulgegenständen besonders Physik, Chemie und die verschiedenen Zweige der Technologie. Es befindet sich hier zugleich ein chemisches Laboratorium und zur praktischen Einübung verschiedene Ateliers. Die Eleven, die mit dem 13.—15. Jahre aufgenommen werden, sind in zwei Altersclassen getheilt, wonach sich der Unterricht in zwei Cursen, jeden von drei Jahren, scheidet. Die weniger Fähigen treten gar nicht in den zweiten Cursus, sondern werden sogleich nach Verlauf der ersten drei Jahre als Arbeiter in einer Manufactur untergebracht. Von denjenigen, die den ganzen Cursus durchgemacht haben, werden Einige, wie in Rußland gewöhnlich bei solchen Instituten, zur weitern Ausbildung in fremde Länder geschickt, die andern treten in Hüttenwerken und Fabriken als Mechaniker, Färber, Coloristen, Chemiker, Weber, Metallschneider, Kattundrucker, Tuchmacher, Lithographen ꝛc. ein. Die in den Ateliers der Anstalt verfertigten Arbeiten werden jährlich öffentlich ausgestellt. In jedem Winter werden hier auch öffentliche Vorlesungen über Physik und Mechanik gehalten. Daß es in Petersburg eine eigene kaiserliche Theaterschule gibt, ist schon oben erwähnt. Sie wurde 1783 von Katharina gegründet, und bildet ihre Zöglinge, zum größten Theil im Findelhause erzogene, in allen Arten der Schauspielkunst, in Vocal- und Instrumentalmusik und Tanz aus, aber nur für die russischen Theater.

Zum Ressort des Findelhauses gehört ein Blindeninstitut. Ferner eine Taubstummenanstalt, welche 1806 von der Kaiserin Maria in Paulowsk für zwölf Zöglinge gegründet und einem Schüler des berühmten Siccard übergeben, später nach Petersburg versetzt und erweitert

41) s. v. Reimers im angef. W. II. S. 65.

wurde. Im J. 1836 befanden sich darin 43 Knaben und 35 Mädchen.

Des Hebammeninstituts, sowie der andern Lehranstalten, die zugleich der Wohlthätigkeit gewidmet sind, ist schon im vorigen Abschnitte gedacht worden. Somit bleibt hier noch der Privatanstalten Erwähnung zu thun. Deren gibt es, nach Possart, 65, und zwar 6 für Knaben, 24 für Mädchen und 35 für Kinder beiderlei Geschlechts. Jede desfallsige Angabe hat aber etwas Unbestimmtes, indem der Begriff einer Privatanstalt sich nicht ganz scharf fassen läßt. Was endlich die Privaterzieher oder Hauslehrer betrifft, deren es in Petersburg, nach der in den höhern Ständen herrschenden Vorliebe für diese Art der Kindererziehung, ungemein viel gibt, so ist dem berüchtigten Unwesen, das früher dabei obwaltete, dadurch ein Ziel gesetzt worden, daß nach dem Ukase vom 1. Juli 1834 alle Hauslehrer, auch die Gouvernanten mit inbegriffen, vor dem Antritte ihres Amtes, vor einem bei der Universität niedergesetzten Comité eine Prüfung abzulegen haben.

Von den Sammlungen bleiben uns, da derer, welche zu einzelnen Instituten gehören, schon gedacht ist, nur noch zu erwähnen die kaiserliche Bibliothek, die Eremitage und das Romanzowsche Museum. Die kaiserliche Bibliothek befindet sich an der Ecke des Newskiprospects und der Gartenstraße, neben Gastinnoidwor, und hat demnach zwei Façaden. Die Hauptfaçade bildet in der Mitte ein Rondel, das mit sechs Dorischen Säulen und den kolossalen Statuen griechischer Philosophen geschmückt ist. Dieses Gebäude wurde schon von Katharina begonnen, aber erst 1801 vollendet. In dem herrlichen Saale desselben wird alljährlich einmal in einer öffentlichen Versammlung ein Bericht über das Verwaltungsjahr abgestattet. Der Hauptstamm dieser Bibliothek, welche

1832	263,647	Bände und	14,632	Manuscripte
1835	395,199	„ „	16,941	„
1837	424,356	„ „	17,235	„

besaß, ist die einst in Europa berühmte Zaluski'sche Bibliothek. Der Graf Stanislaus Zaluski, Bischof von Krakau, hatte dieselbe in dieser Stadt gegründet, und sein Erbe, Andreas Zaluski, Bischof von Kiew, vermachte sie in der Folge der Republik Polen, sodaß sie gegen die Mitte des 18. Jahrh. von Krakau nach Warschau gebracht und daselbst 1746 dem Publicum geöffnet wurde. Bei den späteren Wirren in Polen gerieth sie in Unordnung, ja es wurden sogar Werke daraus verkauft. Als Suwarow 1794 Warschau eingenommen hatte, nahm Rußland diesen Schatz an sich, der, als 1810 die Ordnung und Aufstellung beendet war, und die öffentliche Benutzung beginnen konnte, 262,646 Bände zählte. Darunter befanden sich 753 seltener Druckwerke aus dem 15. Jahrh. Bei ihrem bedeutenden Fonds hat sie sich schnell vergrößert. Dazu kamen noch Doubletten aus der Eremitage und andere Erwerbungen. So kam nach der Unterdrückung des letzten polnischen Aufstandes die Czartoryski'sche Bibliothek aus Pulawy, die 7728 Bände und 13 Handschriftencartons der ehemaligen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau zählte, und die warschauer Bibliothek, 150,000 Bände in 499 Kisten, und 150 Cartons voll Manuscripte, dazu. Die seltensten Exemplare erwarb aber das Institut 1805 durch Ankauf der Dubrowski'schen Bibliothek. Dieser hatte als Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf seinen Reisen in Italien, Spanien, Frankreich, Holland und Belgien eine der kostbarsten Bibliotheken zusammengebracht, die jemals ein Privatmann besessen, und dieselbe zuletzt noch besonders mit den Trümmern der berühmten Bibliothek der Abtei von St. Germain und anderer Klöster und mit den in den Archiven der Bastille aufbewahrten Manuscripten bereichert. Darunter befinden sich die größten literarischen Seltenheiten und 15 Jahrhunderte hindurchlaufende Documente zur Geschichte Frankreichs. Wir führen davon Einiges an: Den Codex Sangermanensis, der die Episteln des Paulus in griechischer und lateinischer Sprache enthält, muthmaßlich aus dem 4. Jahrh.; den Codex argenteus, ein lateinisches Manuscript aus dem 5. Jahrh.; das älteste in Europa vorhandene Manuscript der Werke Gregor's des Großen; ein Isidor von Sevilla vom Ende des 7. Jahrh.; ein Minucius Felix, ein Cicero und ein Columella des 9. Jahrh.; ein von René von Anjou selbst geschriebenes Werk; ein Seneca und ein Cicero de senectute mit Miniaturen von Johanna von Brügge; ein Gebetbuch, gemalt für Anna von Bretagne bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit Ludwig XII.; ein Gebetbuch der Louise von Savoyen, mit 24 unter Aufsicht des Leonardo da Vinci ausgeführten Malereien; Description du monde universel aus der burgundischen Bibliothek; die historia tripartita von Cassiodor, ein lombardisches Manuscript; die Geschichte Gottfried's von Bouillon aus dem 13. Jahrh. mit Miniaturen; das Originalmanuscript der Geschichte Frankreichs von du Tillet, Karl IX. dedicirt und verziert mit den Miniaturbildnissen aller Könige von Frankreich; ferner Originalbriefe mehrer teutschen Kaiser, Kurfürsten ꝛc.; Karten von Frankreich seit dem 13. Jahrh.; Originalbriefe von Ludwig XI. und vielen späteren französischen Königen, namentlich von Heinrich IV.; von Ludwig XIV. eine sechsmal copirte Schreibübung, von ihm als Kind geschrieben, auf der man die Worte liest: Les rois font ce qu'ils veulent, il faut leur obéir; die Berichte des französischen Gesandten beim Concilium von Trient. Alles dieses gehört zur Dubrowski'schen Sammlung. Unter den übrigen Schätzen sind besonders werthvoll die orientalischen Manuscripte, namentlich die persischen, malabarischen, chinesischen, tibetischen und sanskritischen. Dieselben sind 1828 und 1829 durch folgende, weniger durch ihre Zahl, als durch ihre Seltenheit und Merkwürdigkeit wichtige Manuscriptensammlungen vermehrt worden: die Bibliothek von Ardebil, einer Stadt in Aderbeitschan, die 1827 in die Hände der Russen fiel und mit ihr die bei der im ganzen Oriente berühmten Moschee des Scheik Sefy niedergelegten Bücher, ein Geschenk des Schah Abbas, die kostbarsten Exemplare orientalischer Werke, reich mit Vignetten und Miniaturen verziert; ferner die Bibliothek der Achmedmoschee in Akalzik, welche 1829 ein gleiches Schicksal traf; endlich das Geschenk von

17 mit der größten Pracht geschriebenen und gemalten Werken, welches 1829 der Schah von Persien dem Kaiser von Rußland machte und durch den Prinzen Khosrew Mirza selbst nach Petersburg bringen ließ. Sämmtliche Bücher der kaiserlichen Bibliothek sind in drei Sectionen getheilt, in die für die Wissenschaften, die für die Künste und die für die Philologie und schönen Wissenschaften. Besonders reich ist die Theologie ausgestattet, noch von der Zaluski'schen Bibliothek her. Die literarischen und Kunstschätze der Eremitage (s. oben 1. Admiralitätstheil) zerfallen in sechs Abtheilungen: 1) Die Gemäldegalerie, eine der größten in Europa, entstanden durch Ankäufe der Sammlungen von Crozat zu Paris, von Tranchini zu Genua, von Baudouin zu Paris, des Grafen Brühl zu Dresden, von Robert Walpole, eines Theils des Cabinets von Braankamp zu Amsterdam, eines Theils der Galerie des Fürsten Giustiniani, ferner der Galerie des Bankiers Hope zu Amsterdam, der zu Malmaison und der von Kösvelt in London (1836) und viele einzelne noch fortdauernde Erwerbungen. Aus der italienischen Schule nennen wir acht Gemälde von Leonardo da Vinci, darunter eine heilige Familie am berühmtesten, sechs von Rafael, darunter der durch Kupferstiche bekannte heilige Georg, eine heilige Familie von Andrea del Sarto, ein Ganymed von Michel Angelo, eilf Titians, mehre von Correggio, das oft in Kupfer gestochene Bild von Guido Reni, eine Versammlung von Kirchenvätern über die Unbeflecktheit der Jungfrau Maria disputirend, von demselben eine Europa von seltener Schönheit, zwei von Annibal Caracci. An niederländischen Gemälden ist die Galerie besonders reich, von van Dyk befinden sich hier die größten Gemälde, von Mieris die Wochenstube einer reichen Holländerin, von Rembrandt 39 Gemälde, die einen eignen Saal einnehmen, und worunter ein Geld zahlender Jude, der verlorene Sohn und Isaak's Opferung die bemerkenswerthesten sind, 95 von Snyder in einer eigenen Galerie, Meisterstücke der Thier-, Obst- und Blumenmalerei, viele Teniers, 54 Wouvermanns, von Potter die berühmte pissende Kuh, das Gericht der Thiere über den Menschen und mehre andere. Spanische Gemälde sind außer Spanien in keiner Galerie in so großer Menge vereinigt, darunter von den größten Meistern, als Murillo, Velasquez, Morales. Aus der französischen Schule befinden sich hier 19 Stücke von Poussin, mehre von Claude Lorrain, darunter die vier Tageszeiten, welche von Napoleon aus Cassel fortgeführt und der Kaiserin Josephine geschenkt, später den Erben derselben abgekauft wurden; das ausgezeichnetste Stück von Vernet ist eine Mondscheinlandschaft. Die altteutsche Schule ist nicht reich. Außer den Originalgemälden gibt es noch eine Menge Copien, namentlich eine sehr gelungene Nachbildung der Rafaelschen Logen im Vatican. Sie befinden sich in einer eigens und ganz nach dem Maßstabe der römischen gebauten Galerie, und sind von geschickten italienischen Künstlern angefertigt. 2) Die Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen nimmt in der obern Etage vier Zimmer ein. Sie ist theils nach der Geschichte der Zeichen- und Kupferstecherkunst, theils nach der Ethnographie und Geographie geordnet. Man zählt 130,000 Blätter. 3) Die Sammlung von Medaillen, Antiken und Kameen. Die Medaillen sind besonders für die russische Geschichte sehr vollständig. Die Kameen schreiben sich größtentheils aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans her. Neuere Sculpturen sind nur wenige, aber sehr treffliche, namentlich Amor und Psyche, eine Gruppe in weißem Marmor von Canova. 4) Das naturhistorische Cabinet ist von Pallas angelegt, von dem es die Kaiserin Katharina kaufte. 5) Das Kunstcabinet zeigt verschiedene Arbeiten in Gold, Silber, Perlen, Perlmutter, Filigran, kostbare Mosaiktische, Schalen von Jaspis, Malachit und Porphyr, und mehre Reliquien aus dem Haushalte der frühern Zaren. 6) Die Bibliothek endlich unter den Rafaelschen Logen befindlich, ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Bibliotheken mehrer berühmten Männer enthält, welche Katharina mit der bekannten Freigebigkeit an sich kaufte, namentlich Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und Büsching's. Die ganze Sammlung beläuft sich auf mehr als 100,000 Bände. Das Romanzowsche Museum enthält eine Bibliothek von 31,000 Bänden, 752 Handschriften und 636 Landkarten, Risse, Plane, Originalzeichnungen, und außerdem andere kostbare Sammlungen, namentlich von Mineralien.

Die wichtigsten literarischen Gesellschaften in Petersburg sind die kaiserlich freie ökonomische Gesellschaft, welche 1765 auf den Vorschlag des Fürsten Gregor Orlow gestiftet wurde und von der Kaiserin sogleich 6000 Rubel zum Ankaufe eines Hauses geschenkt erhielt. Sie wird aus mehren wirklichen und Ehrenmitgliedern und Correspondenten im In- und Auslande gebildet; an ihrer Spitze steht ein Präsident. Ihrem Zwecke nach umfaßt sie alle Zweige des Ackerbaues, der Viehzucht und Haushaltung. Demnach hält sie Sitzungen, in denen ihre Abhandlungen vorgelesen werden, von welchen sie bis jetzt 70 Bände durch den Druck veröffentlicht hat, veranstaltet öffentliche Vorlesungen über die ihr zugehörigen Gegenstände, sammelt dahin einschlagende Berichte im ganzen Umfange des Reichs und stellt Preisaufgaben. Die Gesellschaft der Literatur, Wissenschaften und Künste, 1801 gestiftet, die freie Gesellschaft von Liebhabern der russischen Literatur, 1815 gestiftet, die mineralogische Gesellschaft, 1817 gestiftet, die eine bedeutende Mineraliensammlung und Bibliothek besitzt, die pharmaceutische, gestiftet 1818 von dem berühmten Chemiker Scherer, ferner eine ärztliche, eine zur Aufmunterung des Forstwesens (seit 1832) und ein Verein für Gartenbau.

Buchdruckereien und Buchhandlungen sind in ziemlich schneller Vermehrung begriffen. Jener zählte man 1839 70, darunter 33 Regierungs- und 37 Privatbuchdruckereien, 1836 waren der erstern 32, der letztern 31. Buchhandlungen, zum Theil zugleich Musikalienhandlungen, sind 40. Mehre derselben sind mit Lesecabinetten verbunden. Der Absatz von Büchern, namentlich der der belletristischen in Vergleich mit dem sonstigen dortigen Luxus, ist nicht beträchtlich. Mehr spricht für das Obwalten höherer Interessen, daß die öffentlichen Vorlesungen, welche, wie erwähnt, von Akademikern, von Professoren

der Universität und anderer Institute in jedem Winter gehalten werden, zahlreichen Besuch finden.

An politischen Zeitungen erscheinen in Petersburg in russischer Sprache: Die nordische Biene, der russische Invalide und die Petersburgische Zeitung, alle sechsmal wöchentlich; in teutscher Sprache die Petersburgische Zeitung, ebenso oft; in französischer Sprache: das Journal littéraire et politique de Saint-Petersbourg, dreimal wöchentlich. An sonstigen gemeinnützigen und unterhaltenden Zeitschriften, die officiellen miteinbegriffen, in russischer Sprache: die nordische Ameise (zwei Mal), die Bibliothek der Lectüre (Journal für Literatur, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Novellistik und Moden, in Monatsheften), die Commerzzeitung (zweimal wöchentlich), das Journal für Forstwesen, das Journal für gemeinnützige Kenntnisse (beide viermal wöchentlich), das Journal für Bergwesen, das Journal für Manufacturen und Handel, das Journal des Ministeriums des Innern, das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (alle in Monatsheften), das Kinderjournal (ebenso oft), die landwirthschaftliche Zeitung, die Literaturbeilage zum russischen Invaliden (beide zweimal wöchentlich), die Literaturzeitung (alle fünf Tage eine Nummer), die medicinilche Zeitung (einmal), der nordische Merkur (dreimal), das Militairjournal (alle zwei Monate ein Heft), der Senatsanzeiger, die Senatszeitung, die Polizeizeitung und der Sohn des Vaterlandes oder das nordische Archiv (einmal wöchentlich); in teutscher Sprache: die Handlungszeitung, der Preiscourant (beide zweimal wöchentlich, letzterer nach Beendigung der Schiffahrt nur einmal) und die in Monatsheften erscheinende St. Petersburgische Zeitschrift, die man indessen noch immer nur als einen Versuch betrachten kann, da sie unter diesem und andern Titeln schon oft hat eingehen müssen; in französischer Sprache: die Revue de la litérature étrangère (in Monatsheften) und das Supplément d'intérieur de la Russie (zweimal monatlich); endlich in polnischer Sprache: Balamut und Tygodnik, beide einmal in der Woche.

8) Handel; Gewerbe, Communication. Petersburg ist die erste Handelsstadt des russischen Reiches. Von dem ganzen auswärtigen Handel desselben hat es, dem Werthe der Waaren nach, die volle Hälfte. Dies verdankt es seiner für den Handel überaus günstigen Lage, indem es Seeschiffe bis zum Gehalte von 300 Tonnen aufnehmen kann und auch für die größern, deren Ladung auf Lichterfahrzeugen nach der Stadt gebracht wird, in Kronstadt einen vorzüglichen Hafen besitzt, und ferner für den Binnenhandel mit allen Theilen des Reichs in Wasserverbindung steht. Der auswärtige Handel ist aber fast nur in den Händen dort angesessener fremder Kaufleute, namentlich Engländer. Denn so entschiedenes Talent der Russe für den Kleinhandel hat, so geringes Geschick zeigt er für größere Handelsspeculationen. Wenn also auch von Russen hier größere Handelsgeschäfte gemacht werden, so sind dies in der Regel nur Geschäfte zweiter Hand, d. h. Besorgungen von Producten und Fabricaten in die Hände der fremden Handelshäuser zur auswärtigen Verschiffung und umgekehrt. Petersburg besitzt 46 ausländische Handelshäuser, 141 Handelshäuser zur ersten Gilde, 161 Handelshäuser zur zweiten Gilde und 980 zur dritten Gilde gehörig. Die größten Handelshäuser, die einen jährlichen Waarenumsatz von mehr als 12 Mill. Rubel machen, sind: L. Stieglitz und Comp., Loder und Comp., Thomson, Bonnard und Comp., J. Thomas und Comp., Mitchell, Cayley und Comp. und J. Holsord und Comp. Darunter keine russischen Namen. Im J. 1839 waren der Häuser, die für mehr als eine Million Rubel Geschäfte machten, 16. Die Größe des Handels ergibt sich erstens aus der Zahl der in Kronstadt ein- und ausgelaufenen Schiffe und zweitens aus dem Werthe der Ein- und Ausfuhr (letztere für Petersburg selbst). Es liefen in Kronstadt

	1832	1837	1838
Schiffe ein	1404	1240	1364
Schiffe aus	1381	1232	1328

Von diesen Schiffen sind in der Regel über die Hälfte englische, 1/15 preußische, 1/15 schwedische und norwegische, 1/20 hanseatische, 1/20 amerikanische, 1/24 national-russische, 1/24 französische, 1/24 dänische, 1/24 meklenburgische, hanövrische und oldenburgische, 1/30 holländische und nur ein oder das andere spanische, portugiesische oder neapolitanische.

Was die Ein- und Ausfuhr betrifft, so betrug jene in dem Zeitraume von 1819—1826 jährlich im Durchschnitte 130 Mill. Rub. an Werth, 1826—1833 150 Millionen. Die Ausfuhr in jenem Zeitraume 105 Mill., in diesem 111 Millionen. Im J. 1839 wurden für 199 Mill. eingeführt und für 132 Millionen ausgeführt[42]). Der Werth der Einfuhr übersteigt also den der Ausfuhr beträchtlich, welche ungünstige Handelsbilanz sich leicht daraus erklärt, daß erstens die Ausfuhr vorzugsweise in rohen Stoffen besteht, die sich an Werth nicht so hoch belaufen können, die Einfuhr dagegen in Fabrikaten, Colonialwaaren und Farbestoffen, und zweitens eine Stadt, die der Sitz des Hofes und des Luxus überhaupt ist, das Ausland mit seinen theuern Waaren ganz besonders in Anspruch nimmt. Doch bemerkt man wegen der zunehmenden russischen Industrie auch unter den Einfuhrgegenständen eine Verminderung der verarbeiteten Stoffe gegen die rohen, z. B. bei der Baumwolle. Die wichtigsten Gegenstände der Einfuhr sind Gold und Silber in Barren und Münzen, Baumwollen-, Seiden-, Wollen- und Farbewaaren, Baumöl, Häringe, Wein, Kaffee und andere Colonialwaaren, ganz besonders Zucker. Ausfuhrgegenstände sind (mit der Angabe des Werths im J. 1836): Talg (nahe an 41 Mill.), Hanf (19 Mill.), Flachs (6

---

42) v. Reimers (im angef. W. 1. Bd. S. 4) theilt für die Vermehrung der Ausfuhr folgende aus dem Archive des Commerz-Collegiums entnommene Tabelle mit, dieselbe betrug:

im J.	1742	2,479,656	Rubel
—	1752	4,353 694	—
—	1762	5,217,006	—
—	1772	6,451,494	—
—	1782	11,467,347	—
—	1792	22,224,331	—
—	1802	30,498,663	—

Mill.), Kupfer (9½ Mill.), Eisen (7 Mill.), Leinen (7½ Mill.), Schweineborsten (7½ Mill.), rohe Leder (2½ Mill.), Juchten (1¼ Mill.), Potasche (2 Mill.), ferner Leinöl, Taue, Pferdehaare, Wachs, Getreide, Breter und Wolle. Namentlich hat die Ausfuhr der Wolle zugenommen und sich in den letzten fünf Jahren auf 90,000 Pud gestellt, während früher nie über 40,000 Pud ausgeführt wurden. An Buden für den Kleinhandel zählte man 1839 2572, Modehandlungen 181. Apotheken hat Petersburg 41.

Was nun die Handwerke und Manufacturen betrifft, so ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß hierin die Ausländer die Oberhand haben. Theils pflegt sich der Russe überhaupt nicht weit über seine allerdings nicht unbedeutende natürliche Geschicklichkeit zu vervollkommnen, und neuere Verbesserungen, namentlich in den Handwerkszeugen, abzuweisen, theils herrscht hier ein so entschiedenes Vorurtheil gegen einheimische Fabricate, daß es nicht allein zum guten Tone der feinern Welt gehört, sich nur ausländischer zu bedienen, sondern daß auch der Russe, wenn er ein wirklich gutes Fabricat zu einem würdigen Preise absetzen will, es verleugnen und ein fremdes, besonders ein teutsches, nennen muß. Die russischen Waaren sind in der Regel sehr wohlfeil, aber wenig dauerhaft. Die Sonderung unter den verschiedenen Handwerken ist gewöhnlich auch nach Herkunft und Nation, indem nicht allein unter den Muschiks diejenigen, welche zur Betreibung eines Handwerks nach Petersburg kommen, aus einer bestimmten Gegend sind, sondern auch die Ausländer ein durch alte Sitte ihrer Nation vorzugsweise angewiesenes Handwerk haben. So sind die Wagenbauer gewöhnlich Engländer, die Bäcker dagegen und die Tischler Teutsche. Im J. 1839 gab es 5010 Meister mit 7548 Gesellen, also im Ganzen 12,558. Darunter 427 Tischler mit 1011 Gesellen, 53 Töpfer mit 150 Gef., 84 Ofensetzer mit 180 Gef., 622 Schuhmacher mit 330 Gef., 400 Schneider mit 580 Gef., 46 Kürschner mit 105 Gef., 27 Mützenmacher mit 19 Gef., 36 Hutmacher mit 60 Gef., 101 Posamentirer mit 32 Gef., 11 Spinner mit 16 Gef., 106 russische Weißbrodbäcker mit 480 Gef., 33 teutsche Weißbrodbäcker mit 10 Gef., 27 Pfefferkuchenbäcker mit 130 Gef., 49 Conditoren mit 20 Gef., 42 Wurstmacher mit 23 Gef., 121 Metallarbeiter mit 342 Gef., 66 Kesselschmiede mit 163 Gef., 41 Schlosser mit 34 Gef., 54 Eisendachdecker mit 213 Gef., 23 Schornsteinfeger mit 80 Gef., 181 Fensterrahmenverfertiger mit 146 Gef., 110 Maler mit 70 Gef., 314 Maler von Heiligenbildern mit 550 Gef., 59 Faßbinder mit 164 Gef., 52 Drechsler mit 60 Gef., 23 Kammmacher mit 32 Gef., 94 Tabaksverfertiger, 36 Uhrmacher mit 13 Gef., 36 Fortepianoverfertiger, 138 Juweliere mit 127 Gef., 92 Silberarbeiter mit 349 Gef., 131 Bronzearbeiter mit 401 Gef., 200 Schmiede mit 300 Gef., 117 Wagenbauer mit 110 Gef., 43 Färber mit 23 Gef., 39 Gärber mit 48 Gef., 145 Tapetenverfertiger mit 116 Gef., 194 Feldscheerer und Perückenmacher mit 124 Gef., 54 Buchbinder mit 62 Gesellen ꝛc.

Der Fabriken sind 6 kaiserliche und 218 Privatfabriken. Unter den kaiserlichen bemerken wir zuerst die Glas- und Spiegelfabrik, im Stadttheil Karetnoi, welche die nirgends übertroffenen Fabricate, besonders die großen Spiegel und Fensterscheiben, liefert. Ihr Ursprung ist ein unter Peter I. von einem Privatmanne in Jamburg errichtetes Etablissement. Im J. 1725 verlegte dieser die Fabrik nach Petersburg und 1735 kam dieselbe unter die Direction der Krone, welche sie 1755 nach dem Dorfe Nasia am Ladogakanal verlegte und 1777 dem Fürsten Potemkin verlieh. Dieser versetzte 1779 die Glasfabrik und 1783 die Spiegelhütte wieder nach Petersburg zurück, an den Ort, wo sie noch befindlich sind, und gab dem Ganzen eine bessere Einrichtung, in welcher es die Krone 1792 beim Tode des Fürsten zurückempfing. Unter den zahlreichen von der Glas- und Spiegelfabrik gelieferten Kunstwerken verdient eins noch besondere Erwähnung. Es ist dies das vom Kaiser 1825 dem Schah von Persien geschenkte Krystallbett. Dieses ist ganz von bläulichem, kunstvoll geschliffenem Glase, 7 Fuß breit, 11½ Fuß lang und 1 Fuß hoch. Auf der einen Seite befinden sich zum Einsteigen drei halbrunde Stufen, auf der entgegengesetzten eine krystallne Vase auf einer gläsernen Säule, auf den andern Seiten sind auf einer Stufe drei kleinere krystallne Vasen angebracht. Aus allen diesen Vasen springt Wasser hervor, Kühlung verbreitend und durch sein eintöniges Rauschen einschläfernd. Eine Achtel-Meile von dieser Fabrik entfernt, schon außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Schlüsselburg, liegt die Porzellanfabrik, welche 1756 von Elisabeth angelegt und 1786 von Katharina vergrößert wurde. Ihr Fabricat steht, nach einstimmigem Urtheile, zwar nicht an Schönheit der Formen, wol aber an Würde der Masse und Schönheit der Malerei dem berliner nach. Jährlich findet eine öffentliche Ausstellung der verfertigten Gegenstände statt. Noch weiter von der Stadt entfernt, an derselben Straße, liegt die große Baumwollen- und Linnenmanufactur zu Alexandrowski, verbunden mit einer Spielkartenfabrik für das ganze russische Reich. Dieses Etablissements, das leider in der Nacht zum 1. Jan. 1840 zum Theil ein Raub der Flammen geworden ist, wurde schon oben bei dem Findelhause gedacht; denn es gehört zum Ressort desselben (und steht also nur mittelbar unter der Krone) und erhielt auch bei seiner Stiftung (1798) sogleich die besondere Bestimmung zur Beschäftigung von Zöglingen des Findelhauses. Der größte Theil der Arbeiter (an 1500, deren Geschäft aber fast nur in Bedienung der großartigen Dampfmaschinen besteht) ist aus dem Findelhause hervorgegangen. Die übrigen kaiserlichen Fabriken sind eine Tapetenfabrik, schon von Peter dem Großen angelegt, eine Tressen- und eine Gold- und Silberschlag- und Scheidewasserfabrik. Die wichtigsten Privatfabriken, deren der dritte und vierte Admiralitätstheil die meisten enthält, sind in Glas, Porzellan, Papier, Tapeten, baumwollenen und seidenen Zeuchen, Linnen, Tuch, lakirten Waaren, Leder, Tabak (darunter die größte und eine der größten auf der ganzen Erde die Schukowsche), chemischen Präparaten, Farben, Neusilber ꝛc.; ferner Eisen-, Metall- und Bronzegießereien und Zuckersiedereien. Mehre derselben sind Actienunternehmungen,

welche in Petersburg immer häufiger werden und guten Fortgang haben. Nur die auf diese Weise gegründete Mineralwasserfabrik ist bis jetzt noch nicht auf ihre Kosten gekommen und wird vielleicht eingehen müssen. Ein sehr blühender Industriezweig ist die Kunstgärtnerei. Die Treibhäuser in Petersburg, die bei dem dortigen Klima ein rechtes Feld ihrer Thätigkeit und durch den Luxus und Reichthum der Einwohner die größte Aufmunterung erhalten, liefern Außerordentliches.

Ein Hebel des russischen Fabrik- und Industriewesens ist die Industrieausstellung in Petersburg, durchaus nur von inländischen Fabricaten, sodaß eine Hauptfolge derselben wahrscheinlich das Verschwinden des Vorurtheils gegen russische Waaren sein wird. Die erste fand 1829, die zweite 1833, die dritte 1839 statt, und zwar in den Sälen des Börsengebäudes.

Als Mittel des Verkehrs betrachten wir hier die Landstraßen, die Eisenbahn- und die Dampfschiffahrtsverbindung.

Von den aus Petersburg auslaufenden großen Communicationsstraßen ist die über Nowgorod und Twer nach Moskau die beste und die einzig ganz vollendete. Die übrigen, als über Ostrow, Witepsk, Mohilew, Tschernigow, Kiew, Balta nach Ismaïl, eine andere, mit dieser zum Theil zusammenfallende, nach Odessa, ferner über Dünaburg und Kauen nach Warschau, über Narwa, Dorpat, Riga und Mitau nach der preußischen Grenze, sind erst zum Theil in dem Zustande, in welchen nach neuerdings getroffenen Maßregeln alle Hauptcommunicationsstraßen gesetzt werden sollen.

Mit der Anlage einer Eisenbahn ist Petersburg nicht zurückgeblieben. Eine solche, von dem bekannten östreichischen Ingenieur Ritter v. Gerstner gebaut, führt von der Fontanka im moskauischen Stadttheil nach Zarskoje-Selo und Paulowsk. Die Strecke von Zarskoje-Selo nach Paulowsk wurde zuerst eröffnet. Die Eröffnung der ganzen, 3½ teutsche Meilen langen, Bahn erfolgte am 16. April 1838. Sie ist seitdem regelmäßig befahren worden, und zwar, den stärkern Zudrang in der ersten Zeit abgerechnet, in einem Monate im Sommer von 50—60,000, im Winter von 30—40,000 Personen. An diese Bahn knüpft sich der Plan einer Verlängerung bis Moskau.

Sehr lebhaft ist die Dampfschiffahrtsverbindung Petersburgs mit verschiedenen Ostseehäfen, theils unmittelbar von hier, theils von Kronstadt aus. Davon sind die ältesten und wichtigsten Course nach Lübeck und nach Stockholm, die seit 1830 bestehen. Die Route nach Stockholm geht über Reval, Helsingfors und Abo. An allen drei Orten wird übernachtet, indem die Fahrt durch die Schären nur bei Tage möglich ist. Im J. 1838 sind hierzu noch regelmäßige Fahrten nach London und nach Havre gekommen, beide mit Stationen in Kopenhagen. Alles dieses sind von dem günstigsten Erfolg gekrönte Actienunternehmungen. Die Zahl der mit Dampfschiffen angekommenen und abgegangenen Passagiere beläuft sich in der Regel jährlich auf 11—1200.

In Petersburg muß jeder Fremde seinen Paß deponiren und erhält für zehn Rubel einen Aufenthaltsschein. Vor der Abreise ist eine dreimalige Anzeige in den öffentlichen Blättern und demnächst ein Schein von dem Polizeiamte des Stadtviertels, daß sich keine Gläubiger gemeldet, nöthig. Bei Stellung eines sichern Bürgen kann man aber sogleich abreisen.

Endlich gedenken wir hier der von Petersburg ausgehenden Telegraphenlinien. Es sind zwei, nach Kronstadt und nach Warschau, nachdem die früher nach Schlüsselburg bestandene eingegangen ist. Die Linie nach Warschau ist erst im J. 1839 eröffnet worden. Beide Linien gehen von dem kaiserlichen Winterpalaste aus.

9) Umgegend. Die Umgegend von Petersburg bietet wenig natürlichen Reiz. Sie ist flach und zum Theil morastig, und war früher von großen Waldungen eingenommen. Desto thätiger ist hier die Kunst gewesen, reizende Landhäuser zu schaffen, unter welchen die kaiserlichen obenan stehen. Aber auch die übrigen russischen Großen und Reichen haben fast immer solche Landhäuser, welche mit dem Eintritte des Sommers bezogen werden. Die Newainseln, die Straße nach Wyburg, nach Peterhof (welches Anfangs zugleich die Straße nach Riga ist) sind mit denselben besetzt. Der kaiserlichen Lustschlösser auf den Newainseln ist schon oben gedacht worden. Die wichtigsten der um die Stadt liegenden, derentwegen wir auf die einzelnen Artikel verweisen, sind: am Süduser des kronstädter Meerbusens Strelna, Peterhof und Oranienbaum, südlich von der Stadt und ganz in ihrer Nähe Tschesme, das durch die Kaiserin Katharina zum Andenken des großen Sieges, den die russische Flotte bei Tschesme 1770 über die türkische erfochten, ganz im Geschmacke der Schlösser an der Dardanellenstraße und am Bosporus erbaut wurde, 1836 aber zu einer Versorgungsanstalt für Invaliden (16 Officiere und 400 Soldaten) umgeschaffen worden ist, noch weiter südlich, und zwar etwas nach Westen, Krasnoje-Selo, dagegen grade südlich von Tschesme das prächtige Zarskoje-Selo, in dessen Nähe, auf dem Bulkowaberge sich die neue mit dem größten Aufwande ausgestattete Sternwarte befindet, deren Bau 1835 angefangen und 1839 vollendet wurde, Paulowsk und Gatschina, und endlich, auf dem Wege nach Schlüsselburg, Pella, das aber nur als Ruine sehenswerth ist, denn der unter Katharina angefangene Bau wurde später nicht fortgesetzt und ist seitdem verfallen.

Aus der Umgegend von Petersburg sind auch die finnischen und teutschen Dörfer zu erwähnen. Die Finnen sind die Ureinwohner des Landes, welche sich seit der russischen Occupation in einige Dörfer an der Mündung der Newa, nach Finnland hin, zurückgezogen haben, wo sie ihren alten Sitten treu geblieben sind und auch noch ihre eigne Sprache reden. Die teutschen Colonistendörfer, theils von durch die Krone, besonders die Mutter des jetzigen Kaisers, theils durch Privatbesitzer berufenen Anzöglingen erbaut, deren das Gouvernement Petersburg 13 zählt, liegen zum größern Theil in der Richtung nach Nowgorod und nach Wologda hin. Sie versorgen vorzüglich die Hauptstadt mit Butter, Kartoffeln und andern Producten.

10) Geschichte. Seitdem Petersburg besteht, sind niemals zehn Jahre verflossen, in denen es sich nicht so verändert hätte, daß Jeder, der es in so langer Zeit nicht gesehen, über das Neue erstaunen mußte. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts war der Raum, der jetzt die prachtvollste Residenzstadt einnimmt, unwegsamer Wald oder Morast, von Bären und Wölfen bewohnt. Ingermannland und Karelien, denen beiden dieses Gebiet angehört, hatten mehrmals im Besitze Schwedens und Rußlands gewechselt, waren aber 1617 im Frieden zu Stolbowa dem Ersteren abgetreten. An der Newa lagen einige Fischerhütten, deren armselige Bewohner, finnischen Stammes, auch davon einen kleinen Erwerb hatten, daß sie zuweilen schwedische Schiffe den Fluß hinauflootsten. An der Mündung der Ochta, welche sich im heutigen Stadttheile Ochta in das rechte Newaufer ergießt, lag eine schwedische Schanze, Nyen- oder Newaschanze, mit einer unbedeutenden schwedischen Besatzung. Gegen diese ließ der Zar Peter I., der am 11. Oct. 1702 das gleichfalls schwedische Nöteburg (das heutige Schlüsselburg) erstürmt hatte, im April 1703 den Feldmarschall Scheremetjew mit einer Armee von 20,000 Mann anrücken, und schiffte selbst, von Menschikow, der damals Bombardierlieutenant war, begleitet, mit einigen Bataillonen die Newa hinab, um den Fluß zu recognosciren und um, wenn etwa schwedische Schiffe der Schanze von der See aus zu Hilfe kommen wollten, dies zu verhindern. Das Bombardement auf die Schanze begann am letzten Tage des April und am 1. Mai capitulirten die Schweden. Am 7. Mai sicherte der Zar diese Eroberung durch die Wegnahme einiger schwedischen Schiffe, die sich an der Mündung der Newa gezeigt hatten (an der Stelle von Katharinenhof, wie oben erwähnt), womit er zugleich den ersten Seesieg erfocht. In diesen Tagen, wo er das dortige Terrain auf das Gründlichste kennen gelernt hatte, gedieh sein Entschluß, daselbst eine Stadt zu gründen, welche die Hauptstadt und erste Handelsstadt des Reiches werden sollte, zur Reife. Ihn schreckte nicht der jedem Anbau augenscheinlich unzugängliche Boden, nicht daß das Land ein eben erobertes, noch nicht durch einen Frieden abgetretenes war. Nach reiflicher Überlegung wurde nicht die Stelle des alten Nyen, als von dem Ausflusse der Newa zu entfernt, sondern weiter unterhalb die kleine Insel am rechten Ufer der großen Newa, welche durch einen schmalen Kanal von der eigentlichen Petersburgischen Insel getrennt wird, zur Befestigung und zur ersten Anlage der neuen Schöpfung ausersehen. Die Stadt selbst sollte sich dann auf den übrigen Inseln des Newa-Delta's ausbreiten. Namentlich lag in dem ersten Plane Peter's, bei dem ihm besonders Amsterdam vorgeschwebt hat, nicht die Bebauung des linken Newaufers, auf dem jetzt grade der größte und bedeutendste Theil der Stadt liegt. Am 16. (27.) Mai 1703 wurde auf der erwähnten Insel, auf welcher damals ein Paar elende Hütten standen, mit einem Erdwalle der Grund zu der Festung und damit zu der neuen Stadt gelegt. Jedes Verweilen bei den Einzelheiten des Baues macht denselben nur noch bewundernswerther. Der Boden der Insel mußte erst erhöht werden; dazu fehlte es an Arbeitern, und als diese aus allen Theilen des Reichs, selbst von den Ufern des Don und der Wolga, an 40,000 betragend, herbeigeschafft waren, worunter auch viele schwedische Gefangene, mangelte Obdach für dieselben, mangelten Nahrungsmittel und Handwerkszeug. Die Erde wurde zum Theil mit den Händen zusammengescharrt und in Säcken, wozu man Matten oder auch die eignen Kleidungsstücke nahm, transportirt. In kurzer Zeit sollen dieser Arbeit an 100,000 erlegen sein. Indessen war in vier Monaten der Bau der Festung, d. h. so wie sie damals bestand, aus hölzernen Gebäuden und Erdwällen, völlig beendet. Mitten durch dieselbe führte, damit es nie an Wasser mangelte, ein Kanal. An diesem standen im Innern der Festung zwei Reihen Häuser, mit Rasen oder mit finnischen Schindeln, d. h. mit Birkenrinde, gedeckt, worunter die Hauptcanzlei, das Senatsgebäude, das Haus des Commandanten und eine hölzerne Kirche (die erste Gestalt der Peter-Paulskirche), die wie gelber Marmor angestrichen war und einen zierlichen spitzigen Thurm nach holländischer Manier hatte. Im J. 1704 kam dazu noch eine hölzerne Lutherische Kirche. Peter benannte Festung und Stadt nach dem Apostel St. Petersburg. Auf dem hölzernen Festungsthor stand, ebenfalls von Holz, eine Statue dieses Apostels mit zwei großen Schlüsseln in der Hand. Von der Stadt stand damals noch nichts als auf der Petersburgischen Insel das oben beschriebene Haus Peter's I., ein größeres, worin Menschikow wohnte, und die Hütten der Arbeiter. Das sogenannte Kronwerk wurde erst zwei Jahre nach der Festung angelegt. Wie letztere allmälig ihre jetzige Gestalt erhielt, ist schon bei der Beschreibung der Stadt erzählt.

Die Bewohner für die Stadt fanden sich theils auf dem natürlichen Wege, theils mußte der neuen Schöpfung, künstlich wie sie war, auch künstliches Leben eingehaucht werden. Zu der Bevölkerung der ersten Art gehören die Schweden, Finnen, Ehsten und Liven, welche sich aus den während des Kriegs verbrannten Städten und Dörfern hierher flüchteten, wo sie als Handlanger, Tagelöhner ꝛc. ihren Unterhalt fanden, ferner die Russen, Tataren und andere russische Unterthanen, welche zur Arbeit hierher beordert waren und nicht in ihre Heimath wieder zurückkehrten, ferner das Hofpersonal mit zahlreicher Dienerschaft, und, sobald das Leben hier erst zu pulsiren anfing, auch eine Menge Kaufleute und Krämer, namentlich aus Nowgorod. Die Einwohnerschaft war daher gleich Anfangs sehr gemischt, sowol nach Nationen, als nach Sprachen und Religionen. Es bildete sich sehr bald eine eigne Lutherische und eine eigne reformirte Gemeinde. Die außerordentlichen Maßregeln dagegen, durch welche Peter in den natürlichen Fortgang der Entwicklung seiner Stadt eingriff, sind am besten aus den darauf bezüglichen Ukasen ersichtlich. Es sind folgende: ein Befehl vom 4. April 1714, daß alle Häuser auf der Petersburgischen und der Admiralitätsseite von Stein oder Fachwerk gebaut, mit Ziegeln bedeckt, mit ordentlichen Öfen versehen und zwei Stock hoch sein sollten. Die berüchtigte Verordnung vom 3. Juli dess. J., daß eine bestimmte

Anzahl adeliger Familien, es waren 350, in Petersburg sich anbauen, desgleichen daß der Kaufmanns- und Handwerkerstand in Petersburg je 300 Häuser bauen sollte. Daran knüpfte sich, weil es an Maurern gebrach, der Befehl vom 9. October dess. J., daß, bis diese vorgeschriebene Anzahl von Häusern vollendet, im ganzen übrigen Reiche kein gemauertes Haus aufgeführt werden sollte. Viertens die Verordnung vom 24. October dess. J., daß jedes aus dem Lande auf der Newa ankommende große Fahrzeug 30, jedes kleinere 10, und jeder Fuhr- und Bauerwagen 3 Steine mit nach der Stadt bringen sollte. Den 4. Nov. 1714 und den 14. Sept. 1715 ein Befehl, daß die Häuser nach einem bestimmten Plane und zwar die Wohngebäude nach der Straße erbaut werden sollten, da man nach altem Gebrauch das eigentliche Wohnhaus hinten im Hof und an der Straße schlechte Hütten, namentlich für das Gesinde, zu bauen pflegte. Den 8. Nov. 1715 und 19. Juni 1716 ein Befehl, die Ufer der Newa und der Kanäle vor den Häusern durch Pfähle oder Faschinen zu befestigen, damit die Fahrzeuge überall anlanden könnten. Den 20. April 1718 eine Verordnung gegen die Feuersgefährlichkeit der Häuser, worin namentlich das Decken mit Birkenrinde ganz untersagt wurde. Aus demselben Jahre ein Befehl an den ganzen Adel des Landes, daß Jeder einen bestimmten Theil seiner Bauern im künftigen Frühjahre zur Arbeit nach Petersburg senden sollte. Befehle aus den Jahren 1719, 1720 und 1724 ergänzten den Befehl vom 3. Juli 1714 durch einige nähere Bestimmungen über Anzahl, Stelle und Art der zu erbauenden Häuser. Durch solche Vorkehrungen kam gleich in die erste Anlage von Petersburg, sobald nur die Bildung der Straßen überhaupt begonnen hatte, auch die Regelmäßigkeit, welche die Stadt so sehr auszeichnet. Aus den alten Planen, die v. Reimers in seinem Werke mittheilt (der älteste ist vom Jahre 1716), ersieht man, daß verschiedene Häusermassen, die noch von einander getrennt lagen, doch nach demselben Plane angelegt waren, sodaß sie sich später in Regelmäßigkeit zusammenfügen konnten, und man schon in der damaligen Lage der Straßen zum Theil ihre jetzige erkennt.

Geben wir nun noch kurz den Anwachs der Stadt unter Peter dem Großen im Einzelnen an. Im J. 1704 wurden die ersten Privatgebäude auf der Petersburgischen Insel angelegt. Das erste gemauerte Palais baute 1710 der Großkanzler Graf Golowkin. Die Steine zu demselben, wie auch zu andern späterhin aufgeführten steinernen Gebäuden nahm man aus den Festungswerken des erwähnten Nyen, das bis auf den Grund abgetragen wurde. Bald entstand auch das Gebäude, in dem späterhin der Synod, ein anderes in dem bis zur Errichtung eines eignen Locals die Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hielt. Im J. 1710 wurde die Troitzkoikirche, damals aus Holz, gebaut. In ihrer Nähe lag der älteste Kaufhof, ein großes, zwei Stockwerke hohes, mit Ziegeln gedecktes und rund herum mit Galerien versehenes Gebäude aus Fachwerk. Die Leute niedern Standes wohnten nach den Nationen in einem Haufen fast durchweg elender Hütten zusammen. So lag auf der Petersburgischen Insel an der Newka die russische und finnländische Slobode oder Vorstadt, an der kleinen Newa die tatarische Slobode. Wann Wasili-Ostrow zuerst bebaut wurde, ist nicht ganz genau bekannt, wahrscheinlich 1705, wo sich einige Leute des Fürsten Menschikow, welchem der Zar die Insel geschenkt halte, daselbst ansiedelten. Bald folgte auch der Palast des Fürsten selbst, der später durch den größeren, das jetzige erste Cadettencorps, ersetzt wurde. Ferner entstand hier eine französische Slobode. Da ergriff den Zaren besonders lebhaft der Gedanke, aus dieser Insel den vornehmsten Stadttheil werden zu sehen und sie mit Kanälen zu durchschneiden, damit die Schiffe bis zu den einzelnen Häusern und Märkten gelangen könnten. Die regelmäßige Eintheilung derselben, die oben bei der Beschreibung angegeben ist, rührt auch noch von Peter her. Der Hauptsitz des Handels ist sie allerdings geworden, während sich der wichtigste Stadttheil bald auf dem linken Newaufer erhob. Sobald nämlich Peter daselbst 1705 eine Werfte und Admiralität angelegt hatte, vermehrte sich hier die Zahl der Einwohner und Gebäude schnell, darunter auch eine teutsche Slobode. Es entstand sehr bald die große Millionstraße, Anfangs teutsche Straße genannt, und 1713 wurde, nachdem das Alexander-Newskikloster gebaut, bereits der Newskiprospect in seiner jetzigen Richtung abgesteckt, der damals noch durch Wälder und Sümpfe führte. Wie groß die Anzahl der Gebäude und der Einwohner bei Peter's des Großen Tode gewesen, scheint sich, nach den darüber gangbaren, höchst widersprechenden, Nachrichten nicht ausmachen zu lassen. Wir fügen daher, um nicht vieles bei der Beschreibung Gesagte, das Schulen, Kirchen und andere einzelne Institute und Gebäude betrifft, hier zu wiederholen, für diese erste Periode der Geschichte der Stadt nur noch hinzu, daß 1710 der Anfang mit der Pflasterung gemacht wurde, daß Peter 1711 die erste Druckerei, in der Nähe der Troitzkoikirche, anlegte, daß 1716 das erste russische und 1720 das erste teutsche Schauspiel aufgeführt wurde, auf ausdrückliche Veranlassung des Zaren, der auch durch Anordnung von Assembleen [43]), Maskeraden und Ähnliches für die Annehmlichkeit des Petersburger Lebens sorgte, und daß 1723 die Straßenerleuchtung begann. Endlich ist noch zu erwähnen, daß auch der Handel den Weg, der ihm hier von einem weit über die Gegenwart hinausdenkenden Geiste vorgezeichnet wurde, einzuschlagen anfing. Bekanntlich kam schon 1703, als erst die Festung stand, wahrscheinlich vom Zufall verführt, ein holländisches Schiff hier an. Der Zar, in der Freude über die ihm gegebene gute Vorbedeutung, beschenkte den Schiffer und seine Matrosen reichlich und kaufte die ganze Ladung. Derselbe Schiffer kam noch mehrmals wieder, doch währte es zehn Jahre, ehe sich mehre Kauffahrtei-

43) In der betreffenden Verordnung vom Jahre 1719 heißt es unter Andern: „Bei diesen Assembleen wird nun in einem Zimmer getanzt, in dem andern allerlei Karten-, Bret- und sonderlich Schachspiel getrieben, in dem dritten geraucht und Unterredung gepflogen und in dem vierten von den Frauenzimmern Plumpsack ausgetheilt und andere Spiele, wobei es was zu lachen gibt, vorgenommen." v. Reimers im angef. W. 1. Bd. S. 112.

schiffe einfanden und damit einen Handel auf dem baltischen Meere begründeten. Im J. 1718 hatte Petersburg indessen bereits einen Theil des Handels von Archangel an sich gerissen, und that dies noch mehr, als der Kaiser, der auf jede Weise Petersburg zum Stapelplatz der russischen Waaren umzuschaffen suchte, 1722 ausdrücklich nur den Transport solcher Waaren nach Archangel erlaubte, die in dem dortigen Gouvernement gewonnen. Er selbst war dabei der größte Kaufmann und handelte, nach den Monopolien, die damals die Krone inne hatte, besonders mit Potasche, Weidasche, Fischleim und Ther. Doch hat er nicht vermocht, den Russen den Geist des Activhandels einzuflößen, der ihnen ja bis auf die heutige Stunde fremd geblieben ist. Jene für Archangel so nachtheilige Bestimmung hob später Katharina I. auf, freilich als der Zweck erreicht war und es Petersburg wenig mehr schaden konnte. Die erste polizeiliche Eintheilung der Stadt war in: Petersburgische Insel, Admiralitätsinsel, moskauische Seite (nicht der heutige moskauische Stadttheil, sondern die Jamskaja), wiburgische Seite und Wasili-Ostrow.

Die Regierungen der folgenden Kaiser und Kaiserinnen wollen wir nun in der Art durchlaufen, daß wir das schon aus der Beschreibung der Stadt näher Bekannte kurz zusammenfassen. Unter Katharina I. (1725—1727) wurde die Akademie der Wissenschaften eröffnet. Unter Peter II. (1727—1730) wurde die frühere Lutherische Peterskirche im Newskiprospect und die Andreaskirche auf Wasili-Ostrow gebaut. Die Regierungszeit von Anna (1730—1740) sah einige Kirchen und Kasernen erstehen, namentlich wurden mehre der bisher hölzernen neu von Stein aufgeführt. Überhaupt wurden viele steinerne Gebäude errichtet, besonders nach zwei großen Feuersbrünsten, die 1736—1737 einen Theil der Stadt in Asche gelegt hatten. Ein aus dem Senate niedergesetztes Comité sorgte zugleich für die Herstellung einer größern Regelmäßigkeit. Ferner wurde die Börse von der Petersburgischen Insel nach Wasili-Ostrow versetzt. Damals sah auch Petersburg zum ersten Mal eine große fremde Gesandtschaft bei sich, nämlich eine persische des Schah Abbas, welche 1734 ankam und längere Zeit verweilte. Endlich gehört in diese Regierungszeit auch der Eispalast, den Anna zur Feier der überhaupt durch bizarre Ceremonien ausgezeichneten Hochzeit eines ihrer Hofnarren, der aus fürstlichem Geschlecht war, im Januar 1740 auf der Newa erbauen ließ. Er war aus Eisquadern zusammengefügt, 56 Fuß lang, 18 Fuß breit und 21 Fuß hoch. Die Wände hatten eine Dicke von 3 Fuß. Von Außen und Innen waren geschmackvolle Verzierungen angebracht, und diese wie auch die Meubles alle von Eis, was besonders beleuchtet einen wunderbaren Eindruck machte. Vor dem Hause stand ein Elephant von Eis und inwendig hohl, am Eingange zwei desgleichen Delphine und um dasselbe lief ein zierlich ebendaraus gearbeitetes Gitter. Noch standen vor dem Hause sechs sechspfündige Kanonen und zwei Mörser von Eis. Aus einer der Erstern ward zur Probe eine eiserne Kugel mit ¼ Pfund Pulver geschossen. Die Kugel schlug 60 Schritte von der Kanone durch ein zwei Zoll dickes Bret und die Eiskanone mit ihrer Lafette blieb unversehrt. Dieses originelle Bauwerk blieb, bei dem damaligen strengen Winter bis zum März stehen [44]).

Aus der kurzen Regierungszeit Iwan's III. ist nur eine abermalige persische Gesandtschaft zu erwähnen, die Kuli Chan, der nachmalige Schach Nadir, abschickte. Sie war überaus glänzend, bestand aus mehr als 2000 Personen und führte auch 12, nach andern Nachrichten gar 14 Elephanten. Unter Elisabeth (1741—1761) fällt die Erbauung des Smolnoiklosters, der preobraschenskischen Kirche, der Nicolaikirche, des Anitschkowschen Palastes, des Winterpalastes, die theilweise Aufführung des Kaufhofes (Gostinnoi-Dwor) von Stein und die Anlegung der Porzellanfabrik. Nach der schnellen Entthronung Peter's III. folgte Katharina die Große (1762—1796), deren lange und glorreiche Regierung einen besondern Glanzpunkt in der Verschönerung ihrer Hauptstadt findet. Unter ihr erst nahm Petersburg den Charakter einer durchweg schönen Stadt an. Wir erinnern an die Anlegung der Quais, die Akademie der Künste, das Findelhaus, die Grundlegung zur marmornen Isaakskirche, die Unterwölbung der Hauptstraßen, die Balustrade des Sommergartens, das Standbild Peter's des Großen, das Marmorpalais, den taurischen Palast, das neue Gebäude der Akademie der Wissenschaften, das steinerne Theater, den Kaufhof, die Wechselbank, die Eremitage, das Hoftheater, das Posthaus, und die kaiserliche Bibliothek. Am Ende ihrer Regierung zählte man 225—230,000 Einwohner und 4000 Häuser. Der Stadttheile waren, nach der Polizeiordnung von 1782, zehn. Die Verbesserung der Polizei ließ sich die Kaiserin ganz besonders angelegen sein. Auch erhielt unter ihr Petersburg mehre Besuche von fürstlichen Personen, des Prinzen Heinrich von Preußen (1769), des Königs Gustav III. von Schweden (1773), des Kaisers Joseph II. und des Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. (1780), endlich des französischen Prinzen, Grafen von Artois (1793). Während der Regierung Paul's I. (1796—1801) geschah, für die Kürze derselben, recht viel zur Verschönerung der Stadt, durch die Erbauung vieler Kasernen und Exercirhäuser, die Errichtung des Romanzowschen Obelisken, die Erbauung des alten Michailowschen Palastes mit der Reiterstatue Peter's des Großen davor, des Rathhauses, die Einfassung der Moika mit Granit und die Anpflanzung der Lindenalleen im Newski-Prospect. Unter Alexander I. (1801—1825) erlebte Petersburg sein glänzendstes Fest, das es bisher gefeiert, sein erstes Säcularfest am 16. (28.) Mai 1803. Die Feier war theils kirchlich, theils militairisch. Dazu kam eine prachtvolle Illumination, deren Glanzpunkt die Balustrade des Sommergartens war, und Volkslustbarkeiten. Auch legte der Kaiser ein Capital von 1000 Rubel auf Zins von Zins nieder zur Bestreitung der Ko-

44) s. Georg Wolfgang Krafft, Wahrhafte und umständliche Beschreibung und Abbildung des im Monat Januarius 1740 in St. Petersburg aufgerichteten merkwürdigen Hauses von Eis mit dem in demselben befindlichen Hausgeräthe ꝛc. (St. Petersburg 1741. 4.) Mit sechs Kupfertafeln.

sten beim nächsten Säcularfeste. Dasselbe würde zu 5 Proc. im J. 1903 sich auf 131,500 Rubel belaufen. Ferner wurde unter ihm die Statue Souwarow's errichtet, die Börse, das neue Michailowsche Palais, das neue Zeughaus, die Reitbahn der Garde zu Pferde, der Palast des Generalstabes und die Kasankirche gebaut, die Wälle der Admiralität planirt und dem Gebäude selbst seine jetzige Gestalt gegeben. Endlich gehört ihm noch die Wiederaufnahme des Baus der Isaakskirche an. Wegen der Regierung des Kaisers Nicolaus verweisen wir auf den Quai von Wasili-Ostrow, das Senatsgebäude, das Alexandratheater, die Alexandersäule, die Lutherische St. Petrikirche, den nach seiner Einäscherung neu erstandenen Winterpalast und das Palais des Herzogs von Leuchtenberg. Jetzt wird zunächst der Bau eines Museums beabsichtigt, da die bisherigen Räume für die steigende Anzahl der Kunstschätze nicht mehr auszureichen anfangen. (*A. Keber.*)

B) **Petersburg, Petersburgh, Petersborough.** Diesen Namen führen in den nordamerikanischen Freistaaten mehre Townships, Post- und andere Städte, Dörfer und Ortschaften. Diese sind 1) P., Borough und Poststadt in der zum nordamerikanischen Freistaate Virginia gehörigen Grafschaft Dinwiddie, liegt unter 37° 14′ nördl. Br. und 78° 8′ westl. L. (nach dem Meridian von Greenwich oder nach Hassel unter 36° 15′ nördl. Br. und 300° 3′ östl. L.), 16 Meilen W. b. N. von Norfolk und gegen 25 engl. Meilen südlich von Richmond in der Nähe der Fälle des Appamator und auf der Südseite des James, in welchen sich der Appamator einige Meilen unterhalb der Stadt ergießt und besteht eigentlich aus den drei Ortschaften Petersborough, Blandford, welches mit 1300 Einwohnern jenseit des Flusses liegt, und Pocohuntas. Im J. 1790 zählte die Stadt 2828 Einwohner, unter welchen sich 1265 Sklaven befanden, 1820 waren diese ersten bereits auf 6690 gestiegen und 1836 rechnete man auf die Stadt, welche 1815 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich eingeäschert wurde, 1000 Häuser mit 8300 Einwohnern. Petersburg, welches noch keinen Abgeordneten zum Congreß sendet, obgleich es seinen eigenen Magistrat hat, enthält ein Rathhaus, ein Gefängniß, eine Episkopal- und vier andere Kirchen, eine Akademie und mehre andere Schulen, eine Lesebibliothek, zwei Druckereien, welche auch Zeitungen liefern, eine Manufacturgesellschaft, eine Freimaurerloge, zwei Banken und große Tabaksmagazine, in welchen die Virginier[1]) und die Bewohner Nordcarolina's ihre Tabake niederlegen, weshalb auch eine Tabaksschau stattfindet. Der ehemals sehr bedeutende Handel der Stadt, vorzüglich mit Tabak, ist seit der Eröffnung des Chesapeak- und Albemarlekanals zwar etwas gesunken, doch werden in europäischen Producten immer noch bedeutende Geschäfte gemacht und vor etwa 20 Jahren wurde der Werth der Exporten (Tabak, Mehl, Heu), den Werth des Persicos, Apfelbranntweins, Whiskeys etc. nicht eingeschlossen, auf 1,389,300 Dollars[2]) geschätzt. Das Fabrik- und Manufacturwesen ist dagegen fortwährend im Steigen und man verfertigt Papier, grobe Eisenwaaren, Nägel, Garn aus Wolle und Baumwolle, Strümpfe, Taue und Seile, und zahlreiche Mahl-, Papier- und andere Mühlen finden sich an den Stromschnellen des Appamator. Übrigens ist Petersburg, welches zum Theil auf einer Anhöhe, zum Theil in der Tiefe an beiden Seiten des Flusses liegt und sehr unregelmäßige Straßen hat, trotz seines Gesundbrunnens ein sehr ungesunder Ort und seine Bewohner, welche auch Stockfischfang treiben, erreichen selten ein hohes Alter, da sie von Wechselfiebern und deren Folgen beständig heimgesucht werden. 2) P., blühende Poststadt der Grafschaft Elbert (Albert) im Staate Georgia, liegt angenehm und gesund, fünf Meilen Nord bei Ost von Washington entfernt, unter 33° 46′ nördl. Br. und 81° 32′ westl. L. auf einer, durch den Zusammenfluß des Broad mit der Savannah gebildeten Landspitze, und zählt gegen 400 Einwohner, unter welchen sich einige angesehene Kaufleute befinden, obgleich der Handel, welchen die Stadt treibt, im Ganzen unbedeutend ist. 3) P., Township in der Grafschaft Renßelaer des Staates Neuyork, liegt östlich von dem Dorfe Troy, wurde 1793 incorporirt und zählt gegen 5000 Einwohner. 4) P., Poststadt in der pensylvanischen Grafschaft Neuyork, liegt 25 engl. Meilen von Yorktown entfernt an der Marylandgrenze und hat eine katholische Kirche, ein Postamt und gegen 100 Häuser. 5) P., Dorf mit einem Postamte in der pensylvanischen Grafschaft Cumberland. 6) P., Township an der Juniata im Staate Pennsylvanien, Grafschaft Huntingdon, mit einer Kirche, einem Postamte, 80 Häusern und 200 Einwohnern. 7) P., kleines Township der Grafschaft Woodford, im Staate Kentuky, liegt, 19 engl. Meilen westsüdwestlich von Lexington entfernt, am Ostufer des bis hierher schiffbaren Kentukyflusses. 8) P., Dorf am Missisippi, Grafschaft Lincoln, Staat Missouri. 9) P., Dorf am Wappocomoco in der virginischen Grafschaft Hardy. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERSBURGER POTTKÄSE, eine Art Käse aus abgerahmter Milch, dem holländischen im Ansehen ähnlich, mit verschiedenen Gewürzen (Kümmel, Macis etc.) versetzt. (*Karmarsch.*)

PETERSDORF. 1) Ein zur freiherrlich Bartensteinischen Herrschaft Hennersdorf und zum Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 29 gehöriges großes Dorf der in Hinsicht auf die politische Administration dem troppauer Kreise Schlesiens unterstellten mährischen Enclaven, am südlichen Fuße der Bischofskoppe gelegen, und von dem ihr entrinnenden Bache durchschnitten, 2¼ Meilen westwärts von Hotzenplotz entfernt, mit 178 Häusern, 1376 teutschen katholischen Einwohnern, welche sich

1) Den besten virginischen Tabak lieferte ehemals die Plantage Warina, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der prächtige Landsitz eines Herrn Randolph war. Sie liegt am Jamesflusse und ihr verdankt der bekannte Warinasknaster seinen Namen.

2) Nach Hassel führte Petersborough 1796 aus, 2000 Oxhofte Tabak, 82,000 Bushel Korn, 65,000 Bushel Mehl und Brod, 200,000 Barrels Schinken, 2500 Barrels Schweine- und Rindfleisch, 3000 Keys (Weys?) Butter, 20,000 Pfund Talg, 10,000 Pfund Wachs und ebenso viele Pfunde Hirsch- und andere Häute. Im J. 1815 belief sich der Tonnengehalt der zu dem Hafen Petersboroughs gehörigen Schiffe auf 5912.

vom Ackerbaue und Handel nähren, einer zum hotzenplotzer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Localkaplanei, einer katholischen Kirche und Schule, welche unter dem Patronate des Religionsfonds stehen, und drei Wassermühlen. 2) Ein zur fürstbischöflichen breslauer Herrschaft und dem Amte Friedeberg, und zum Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 29 gehöriges Dorf, im troppauer Kreise österreichisch Schlesiens, in einem sanften, von mäßigen Hügeln umlagerten und einem Bache durchschnittenen Thale gelegen, nach Gurschdorf (Bisthum Breslau) eingepfarrt, mit 103 Häusern, 719 teutschen Einwohnern, welche sich mit Spinnen, einigen Handwerken, der Verfertigung hölzerner Geschirre und dem Ackerbaue beschäftigen, einer Erbschultisei, welcher eine Potaschhütte gehört und ein Theil der Ortsbewohner robothpflichtig ist, einer eigenen Schule und einer Mühle. 3) Ein zur gräflich Pachtaischen Allodialherrschaft Gabel gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, im Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 36, unfern der sächsischen Grenze, an der nach Zittau führenden Hauptstraße, im Thale zwischen dem Falkenberge und dem zur Herrschaft Grafenstein gehörigen Punzelberge gelegen, eine Stunde nordwärts von Gabel entfernt, und dahin (Dekanat Gabel, Bisthum Leitmeritz) auch eingepfarrt, mit 120 Häusern, 817 teutschen katholischen Einwohnern, welche meist von Weberei und Spinnerei leben, einer katholischen Filialkirche, einer eigenen Schule, einem k. k. Commercialzollamte, einem Meierhofe, den Ruinen von Falkenburg, einem Jägerhause und dem Berge Hochwald, von dessen Gipfel man einer trefflichen Aussicht über einen Theil Böhmens und Sachsens genießt. 4) Ein slaw. Wražno, und teutsch Großpetersdorf genanntes, zu dem Allodialgute Teutsch-Jaßnik und dem Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 1 gehöriges Gut im prerauer Kreise des Markgrafthums Mähren, im Kuhländchen, nahe an der Oder am Roßbache, auf einer hügeligen Ebene gelegen, ½ Stunde westlich von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit 90 Häusern, 673 teutschen Einwohnern, welche sich durch Obstbaumzucht auszeichnen und auch einen lebhaften Handel mit den Abfällen der Viehzucht treiben, einer eignen zum odrauer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre von 1563 Seelen, welche unter dem Patronate der Obrigkeit steht und schon im 16. Jahrh. bestand, später von den Akatholiken in Besitz genommen und erst im J. 1628 den Katholiken wieder zurückgegeben wurde, einer im J. 1799 erbauten katholischen Kirche, einer Trivialschule, einem obrigkeitlichen Meierhofe, und einem Armeninstitute. Das Dorf rühmt sich eines sehr hohen Alters und war ehemals ein eigenes Gut. 5) Ein zur gräflich mittrowskyschen Allodialherrschaft Wiesenberg und zum Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 54 gehöriges großes Dorf, im olmützer Kreise des Markgrafthums Mähren, im Gebirge, am rechten Ufer des Mertabaches gelegen, eine Meile südwestwärts von dem Sitze der Herrschaft entfernt, nach Reitendorf (Dekanat Schönberg, Erzbisthum Olmütz) eingepfarrt, mit 149 Häusern, 1111 teutschen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft ernähren, und 600 Joch geringen Ackerlandes bebauen. 6) Böhmisch-P., slaw. Česka Petrowice, ein zur Allodialherrschaft Geiersberg und zum Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 18 gehöriges großer Dorf im königgrätzer Kreise des Königreichs Böhmen, auf dem Gebirge, an einem kleinen Bache gelegen, drei Stunden nordnordöstlich von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, unfern der Landesgrenze, mit 153 Häusern, 842 teutschen Einwohnern, welche mit der Landwirthschaft beschäftigt sind, einer zum nekorſer Vicariats-Districte des königgrätzer Bisthums gehörigen katholischen Localkaplanei von 935 Seelen, welche unter dem Patronate der Grundherrschaft steht und von zwei Priestern versehen wird, einer im J. 1734 von den Einwohnern erbauten katholischen Kirche, welche im J. 1784 zur Localie erhoben wurde, einer Schule, einem k. k. Grenzzollamte, drei Mühlen und einem Wirthshause. 7) Teutsch-Petersdorf, ein zur gräflich Althan'schen Fidei-Commißherrschaft Grulich gehöriges Dorf, desselben Werbbezirkes, Kreises und Landes, am Steinberge gelegen, auf dessen Kamme man eine herrliche Aussicht in die Grafschaft Glatz genießt, nach Wiegstadtl eingepfarrt, mit 44 Häusern und 271 teutschen Einwohnern. 8) Ein zur fürstlich v. Lichtensteinischen Herrschaft Sternberg gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, auf dem mährisch-schlesischen Gesenke (Gebirge) gelegen, mit 62 Häusern, 432 slawischen Einwohnern, einer eigenen aus dem Religionsfonds dotirten katholischen Localie (Dekanat Sternberg, Erzbisthum Olmütz), einer Kirche, die ein hübsches Altarblatt von Paul Troger enthält, einer Schule, Mühle und einer Armenunterstützungsanstalt. Das Dorf kommt urkundlich schon im J. 1353 vor. In der Nähe befindet sich ein unbenutzter Sauerbrunnen. (*G. F. Schreiner.*)

9) P., Marktflecken im Oster- und Norderkirchspiel der dänisch-schleswigschen Insel Femern, welcher außer den öffentlichen Gebäuden 160 Häuser und gegen 600 Einwohner zählt. In seiner Nähe finden sich der Jungfrauenberg und das Dorf Orth, von welchem aus man nach Heiligenhaven übersetzt. 10) P., gräflich Schafgotschisches Pfarrdorf am Zacken im hirschberger Kreise des preußisch-schlesischen Regierungsbezirks Reichenbach. Es enthält mit den dazu gehörenden Colonien Hartenberg, Heidelberg, Seidelsche Seite und Kiesewald gegen 3—400 Häuser und mehr als 2000 gewerbthätige Einwohner, welche Schleiermacherei und Zwirnerei treiben und eine Wassermangel, zwei Trockenhäuser, ein Vitriolwerk und eine Papiermühle unterhalten. Die letztere lieferte sonst jährlich 200 Ballen Papier und auf der daselbst befindlichen Holzflöße werden 16,000 Klaftern Holz aus dem Gebirge nach Warmbrunn geschafft. Nach Buquoi's Reisen (S. 47) soll dieses Dorf, welches im gemeinen Leben auch Pitschdorf genannt wird, seinen Ursprung einem Müller, Namens Peter, nach des Pastor Ehrhard's Angabe aber dem in der schlesischen Geschichte bekannten Peter Skirn verdanken. Andere größtentheils adelige Dörfer dieses Namens finden sich in den schlesischen Kreisen Nimptsch (ein Vorwerk, eine Mühle,

200 Einwohner), Falkenberg, Landshut, Löwenberg, Sagan, Liegnitz und Glogau. 11) P., auch Berchtols- oder Bertholsdorf genannt, Pfarrdorf im österreichischen Kreise unter dem wiener Walde, Land unter der Ens mit mehr als 300 Häusern und gegen 1900 Einwohnern, welche vom Weinbaue leben und eine orientalische Waarenfabrik, sowie ein Seidenfilatorium unterhalten. Der diesem Dorfe benachbarte Leonhardsberg gewährt eine reizende Aussicht.
(*G. M. S. Fischer.*)

PETERSEN. 1) **Christian**, geboren am 30. Juni 1764 zu Banderup im schleswigschen Amte Tondern, studirte Theologie zu Kiel, ward, zu Gottorp 1789 examinirt, 1794 Compastor in Mildstädt, im Amte Husum. Seit 1795 bekleidete er die Stelle eines Diakonus zu Tondern. Im J. 1800 ward er Prediger zu Hoyer im Amte Tondern. Er starb am 12. Sept. 1818 zu Kiel, wohin er sich schon lange vorher begeben, in der Hoffnung, seine sehr zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Außer einem dänischen Andachtsbuche auf alle Tage des Jahres gab Petersen eine kleine Schrift heraus über die Bestimmung, Bildung und größere Wirksamkeit des geistlichen Standes. (Altona 1815.) Noch bekannter als Schriftsteller ward er durch seine Ansicht über die von Claus Harms herausgegebenen Briefe. Er theilte diese Ansicht „dem unparteischen Publicum" öffentlich mit in einer zu Kiel 1818 gedruckten Schrift. Ebendaselbst (1818) erschien von ihm: Christenthum und Christenglaube, ein kleiner Katechismus für die christliche Jugend [1]).

2) **Daniel**, aus Schleswig gebürtig, widmete sich dem Studium der Theologie und ward 1796 Prediger zu Fialstrup im Amte Hadersleben, 1800 zu Bau bei Flensburg und 1820 zu Horst in der Propstei Münsterdorf. Dort starb er am 12. Dec. 1823. Als Schriftsteller ward Petersen bekannt durch einzelne Predigten und asketische Schriften, die im populairen Ton gehalten, dem Theil des Publicums, für den er sie bestimmte, ganz besonders zusagten. Für gebildete Landleute schrieb Petersen seinen Timotheus. (Altona 1812—1815. 3 Bändchen.) Das dritte Bändchen hat auch den Titel: Gottwerth, der fromme Jugendfreund, oder Anleitung zur Verehrung Gottes in Untersuchungen über die Natur und das Menschenleben. Zum Auswendiglernen in Volksschulen bestimmte er eine von ihm herausgegebene Auswahl geistlicher Lieder aus dem schleswig-holsteinischen Gesangbuche (Altona 1815) und zur häuslichen Erbauung schrieb er ein Andachtsbuch, der Christ in der Einsamkeit betitelt. (Schleswig 1817.) Über den hohen Werth der Bibel sprach er mit Begeisterung in einer zu Schleswig 1816 gedruckten Predigt, und ein Wort zur Ehre der heiligen Schrift redete er in seinem Gamaliel. (Schleswig 1817.) Aus der Milde seines Charakters und seiner regen Theilnahme an dem Schicksale seiner Mitmenschen floß der Aufsatz: Über den Werth gezwungener Armenversorgung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein [2]). Einen ähnlichen Zweck verfolgte Petersen in seinen patriotischen Phantasien [3]). Zu diesem Werke lieferte er noch einen fragmentarischen Nachtrag [4]). Gedichte und kleine prosaische Aufsätze von Petersen, größtentheils anonym, stehen in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten [5]).

3) **Georg Wilhelm**, geboren den 15. Dec. 1744 zu Zweibrücken, ein Sohn des dortigen Oberconsistorialrathes und Superintendenten Georg Petersen, erhielt den ersten Unterricht in der lateinischen Schule zu Bergzabern. Dort waren Kirsch und Müller seine vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1760 trat er in das Gymnasium zu Zweibrücken, wo ihn Crollius im Lateinischen und Griechischen, in der Logik, Metaphysik und Mathematik unterwies. Hebräisch lernte er von Exter, durch den er außerdem mit der Geschichte und Geographie bekannt ward. Für seine religiöse Bildung sorgte Berkmann. Im April 1763 bezog Petersen die Universität Tübingen. Theologie blieb dort sein Hauptstudium. Fleißig besuchte er Bauer's Vorlesungen über die Psalmen und hebräischen Alterthümer, hörte Exegese des neuen Testaments bei Hofmann, Dogmatik bei Ruß, Kirchengeschichte bei Cotta, Hermeneutik bei Faber. Mit diesen Collegien verband er die Ploucquet's über Naturrecht, und Uhland's über allgemeine Geschichte.

Im September 1767 erlangte Petersen die philosophische Magisterwürde und ging einige Monate später nach Bergzabern zurück, wo ihn exegetische und kirchenhistorische Studien beschäftigten. Das Jahr 1768 führte ihn nach Göttingen. Dort wurden Michaelis, Zachariä, Miller und Leß seine Hauptführer im Gebiet des theologischen Wissens. Bei den beiden zuerstgenannten Professoren hörte er Exegese des Alten Testaments, bei Miller und Leß Dogmatik, Moral, Symbolik und neuere Kirchengeschichte. Seine Kenntnisse in den ältern und neuern Sprachen erweiterte er in den Collegien, die von Heyne über den Horaz, und von Dieze über die englische Sprache gelesen wurden. Fleißig benutzte er zugleich die literärischen Schätze der göttinger Bibliothek.

Als Petersen im J. 1769 in seine Heimath zurückgekehrt war, beschäftigte ihn dort der Unterricht seiner jüngern Geschwister. Zugleich übte er sich im Predigen. Ein weiterer Wirkungskreis eröffnete sich ihm mit dem Jahre 1770. Er ward um diese Zeit Erzieher der bei-

1) s. schleswig-holsteinische Provinzialberichte. 1821. 2. Heft. S. 80. G. P. Petersen's Chronik der Reformationsjubelfeier. (Kiel 1819.) S. 189. (Wo aber irrig Tondern als Sterbeort angegeben wird.) Schleswig-holsteinischer Kirchen- und Schulalmanach. (1801.) S. 102. Lübker's Lexikon der schleswig-holsteinischen Schriftsteller. 2. Abth. S. 426 fg.

2) In den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten. 1816. 4. Heft. S. 415 fg. 3) Der vollständige Titel lautet: Patriotische Phantasien, oder einige Gedanken, Wünsche und Vorschläge, betreffend die zunehmende Armuth der geringern Volksclassen auf dem Lande, die Erleichterung der immer drückender werdenden Last der Armenversorgung, und die allmälige Minderung und Verhütung der sittlichen Verderbtheit sowol, als des physischen Elendes der Armen. (Schleswig 1819.) 4) In den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten. 1821. 6. Heft. S. 50 fg. 1822. 2. Heft. S. 44 fg. 3. Heft. S. 8 fg. 5) Vergl. den schleswig-holsteinischen Kirchen- und Schulalmanach. 1801. S. 40. Schleswig-holsteinische Provinzialberichte. 1817. 6. Heft. S. 680. 1824. 1. Heft. S. 106. Itzehoer Wochenblatt. 1823. Nr. 52.

den Prinzen Friedrich und Christian von Hessen-Darmstadt. Seine fürstlichen Zöglinge begleitete Petersen im J. 1774 nach Strasburg. Nach der Rückkehr von dieser Reise erhielt er (1775) die Stelle eines Hofdiakon in Darmstadt. Nach J. L. Muhl's Tode (1787) ward er zum Hofprediger, Consistorialassessor und Definitor ernannt, und ihm zugleich der Religionsunterricht des Prinzen Georg und der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt übertragen. Von dem Landgrafen Ludwig X. empfing er 1790 den Charakter eines Consistorialrathes, 1803 eines Kirchenraths und 1806 eines Superintendenten.

Petersen starb den 14. Dec. 1816. Als theologischer Schriftsteller ward er vorzüglich bekannt durch einige Predigtsammlungen, in denen er, seiner amtlichen Stellung gemäß, vorzugsweise die religiöse Bildung von Hofleuten und Staatsdienern berücksichtigen zu müssen glaubte [6]). Zu der von Schulze in Gießen herausgegebenen Bibliothek der vorzüglichsten englischen Predigten lieferte er Übersetzungen nach Lardner, Secker, Enfield u. a. britischen Kanzelrednern. Die frankfurter, erfurter und gothaischen gelehrten Zeitungen enthalten mehre Recensionen von Petersen, namentlich in den Jahren 1772—1776 [7]).

4) Heinrich Anton, geboren 1743 zu Holzminden, widmete sich dem Studium der Theologie, ward Collaborator an der Klosterschule seiner Vaterstadt und 1777 Prior und Rector jener Lehranstalt. Im J. 1785 erhielt Petersen das Directorium des Klosters Amelunxborn. Das Jahr 1790 führte ihn nach Wolfenbüttel, wo er zum wirklichen Consistorialrath und 1793 zum Generalsuperintendenten und Ephorus der dortigen großen Schule ernannt ward. Er starb am 25. Aug. 1798. Außer einigen Predigten, in der fürstlichen Schloßkirche zu Bevern gehalten (Hörter 1772), ließ Petersen einzelne Programme über das Schulwesen drucken, um das er sich große Verdienste erwarb. Dahin gehören seine vollständige Nachricht von der jetzigen innern und äußern Verfassung der herzoglichen Kloster- und Stadtschule zu Holzminden an der Weser. (Holzminden 1777. 4.) Von einigen neuen Verbesserungen dieser Schule. (Ebd. 1780. 4.) Sendschreiben an einen Schulfreund. (Ebend. 1780. 4.) Sendschreiben über einige dieser Schule gemachte Vorwürfe (Ebd. 1781. 4.) rc. [8]).

5) Johann Christian, geboren den 24. April 1750 zu Rostock, verdankte den Lehranstalten seiner Vaterstadt den ersten Unterricht. Seine seltenen Geistesanlagen wurden unterstützt durch einen rastlosen Fleiß, der ihn spornte, hinter keinem seiner Mitschüler zurückzubleiben in seiner wissenschaftlichen Bildung. Er besaß schätzbare Vorkenntnisse, als er, dem Studium der Theologie sich widmend, seine akademische Laufbahn in Rostock eröffnete. Nach beendigten Studien erhielt er 1774 die Stelle eines Diakonus an der Jacobskirche zu Rostock. Als ein beliebter Kanzelredner zeigte er sich seitdem in mehren Predigten, unter andern auch in einer Rede, die er bei der Einweihung eines neuen Altars der Jacobskirche hielt [9]). Sein wohlwollender Charakter ließ ihn stets in freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen Amtsbrüdern leben. Aber nicht blos ihr zeitliches Wohl, auch die Würde des geistlichen Standes, von der er einen hohen Begriff hatte, berücksichtigte Petersen in seinen „Gedanken über die Abschaffung der zufälligen Einkünfte der Geistlichen [10])."

Sein längst gehegter Wunsch, ein akademisches Lehramt zu begleiten, ging in Erfüllung, als er 1796 Professor der Theologie in Rostock ward. Zwei Jahre später erhielt er zugleich das Archidiakonat an der Jacobskirche. Neben seinen Berufsarbeiten beschäftigte ihn vorzüglich die Sorge für die Armen, zu deren Unterstützung er öffentlich in einer Predigt auffoderte [11]). Die Trauer war daher fast allgemein, als er den 12. Oct. 1806 seine irdische Laufbahn beschloß. In den Predigten, welche J. C. W. Dahl aus Petersen's literarischem Nachlasse drucken ließ [12]), herrscht ein echt praktischer Geist, edle Popularität und Simplicität des Ausdrucks [13]).

6) Johann Friedrich Hartwich, geboren am 8. Juli 1778 zu Seefeld, einem Dorfe unweit Eutin im Holsteinischen, der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, ward durch Privatlehrer unterrichtet und trat dann in das Gymnasium zu Eutin, das damals unter der Leitung des Dichters Johann Heinrich Voß stand. Neigung und Talent zur Mathematik und zum Zeichnen bestimmten ihn, sich dem Baufache zu widmen. Er erlernte praktisch die Mühlenbau- und Zimmermannskunst, und ward in beiden Fächern, im ersten 1796, im zweiten 1798, als Geselle zunftmäßig freigesprochen. Nachdem er auf der Universität Königsberg in Preußen einige Collegien gehört, ging er auf Anrathen des nachherigen Oberlandesbaudirectors Eytelwein nach Berlin, wo er im Februar 1802 das Examen als Feldmesser und im April desselben Jahres auch

6) Sammlung einiger (sieben) Predigten, in der Hofkapelle zu *** (Darmstadt) gehalten. (Halle 1781.) Vergl. halle'sche gel. Zeitung. 1781. St. 101. Erlanger gel. Anzeigen. 1782. St. 1. Frankf. gel. Zeit. 1782. Nr. 14. Göttinger gel. Anz. 1782 St. 12. Jenaische gel. Zeit. 1782. St. 25. Zweite Sammlung einiger (acht) Predigten, in der Hofcapelle zu *** (Darmstadt) gehalten. (Halle 1784.) Vergl. halle'sche gel. Zeit. 1784. St. 33. Frankf. gel. Zeit. 1784. Nr. 44. Göttinger gel. Anz. 1784. St. 133. Allgem. teutsche Bibliothek. 60. Bd. S. 361 fg. Predigten (sieben) für unser Jahrzehend. (Halle 1785.) Vergl. göttinger gel. Anzeigen. 1785. St. 194. Jenaische gel. Zeit. 1785. St. 96. Halle'sche gel. Zeit. 1785. St. 78. Döderlein's theol. Biblioth. 3. Bd. St. 10. S. 785 fg. Supplem. zur allgem. Literaturzeitung. 1786. Nr. 24. Sammlung einiger Predigten, vornehmlich in Rücksicht auf Hofleute und Diener des Staats. (Leipzig 1787.) Vergl. göttinger gel. Anzeigen. 1787. St. 204. Frankf. gel. Anzeigen. 1788. Nr. 60. Allgem. Literaturzeitung. 1788. Nr. 51. Journal für Prediger. 20. Bd. St. 2. Alle diese Sammlungen, mit Ausnahme der letzten, erschienen anonym. 7) Vergl. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 309 fg. 16. Bd. S. 350. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 6. Bd. S. 62 fg. 15. Bd. S. 24. 19. Bd. S. 96.

8) Vergl. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 10. Bd. S. 332. 9) Rostock 1783. 4. 10) Ebend. 1785. 11) Über Gott wohlgefällige Opfer, wodurch Christen dem Bilde ihres Erlösers ähnlich werden. (Ebend. 1803.) 12) Ebend. 1808. 13) Vergl. J. C. W. Dahl's Vorrede zu Petersen's Predigten. (Rostock 1808.) J. B. Krey's Andenken an die rostockischen Gelehrten. St. 6. S. 9 fg. Anhang. S. 54. Journal für Prediger. 54. Bd. S. 476 fg. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 7. Bd. S. 213 fg. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 15. Bd. S. 24. 16. Bd. S. 369.

als Bauconducteur rühmlich bestand. Einen wohlwollenden Gönner fand er in Berlin an dem geheimen Staatsminister Freiherrn von Schrötter. Er ward bei den Wasserbauten in Ostpreußen und 1803 als Hafenbauinspector in Pillau angestellt. Auf Kosten des Staats reiste er zu Anfange des Jahres 1804 durch Holland und die Rheingegenden, um sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Seine erweiterten Kenntnisse zeigte Petersen bei dem höchst wichtigen Bau eines Leuchtthurmes in Pillau. Sehr verdient machte er sich auch um das Gemeinwohl und die Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen durch Baumanpflanzungen, unter andern auf dem sogenannten Wehrdamme, den die Russen am Hafen zu Pillau angelegt. Als Rathsmitglied war Petersen besonders für das Schulwesen thätig, und scheute kein Opfer, die Stadtschule zu dem Range einer höhern Bürgerschule zu erheben. In den Kriegsjahren 1806 und 1807 suchte er die Drangsale der Stadt Pillau möglichst zu erleichtern. Er war damals zum Chef der Landsturm-Jägercompagnie ernannt worden. Wesentlich verbessert ward unter seiner Leitung die Einfahrt des pillauer Hafens durch eine Steinwand, und der Hafen selbst durch Pfahlwerk befestigt, auf ähnliche Weise auch die Spitze der sogenannten frischen Nehrung gegen einen Angriff von der Seeseite. Zugleich leitete er mit Umsicht die Dünenanpflanzungen auf der Nehrung. Sein Talent und Eifer fanden gerechte Anerkennung. Im J. 1825 ward Petersen zum Regierungs- und Baurath in Danzig ernannt, und 1826 von Friedrich Wilhelm III. in diesem Posten bestätigt, den er mit rastloser Thätigkeit bis an das Ende seines Lebens bekleidete. Sich selbst setzte er ein dauerndes Denkmal durch die Anlegung der berühmten Steinmolen in dem Hafen zu Neufahrwasser, durch mehre Ufer- und Strombauten längs der Weichsel und Nogat, durch die Einrichtung der bischöflichen Residenz zu Pelplin, das neue Postetablissement in Danzig und durch mehre bedeutende Chausseen, die unter seiner Leitung angelegt worden. Nach der Rückkehr von einer Dienstreise starb er an den Folgen eines Schlagflusses den 2. Oct. 1834, allgemein geschätzt und geliebt von seinen Untergebenen. Biedersinn, Redlichkeit und Wohlwollen waren Grundzüge seines Charakters. Eifrig beförderte er das Nützliche und Gute, und war ein treuer Freund, ein redlicher Gatte und zärtlich sorgender Vater.

7) Johann Wilhelm, war den 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren, wohin sein in Lübeck ansässiger Vater, des Friedensgeschäftes wegen, gesandt worden war. Bald nachher kehrten die Ältern wieder nach Lübeck zurück. Den dortigen Lehranstalten verdankte Petersen den ersten Unterricht. Neben den raschen Fortschritten in der Kenntniß der ältern Sprachen entwickelten sich seine poetischen Anlagen. Er war noch sehr jung, als er mit einigen gelungenen Versen hervorzutreten wagte. Auf der Universität Gießen, die er 1669 bezog, widmete er sich aus Neigung der Theologie. Im J. 1671 ging er nach Rostock und ward ein Jahr später Adjunct der dortigen philosophischen Facultät, nachdem er von Gießen aus, während seiner Abwesenheit, die Magisterwürde erhalten. Nach Gießen begab er sich wieder nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rostock und trat als akademischer Docent auf. Der Wunsch, Spener's persönliche Bekanntschaft zu machen, führte ihn nach Frankfurt a. M., wo er sich in dem Umgange jenes, für die Beförderung christlicher Gesinnungen und Tugenden, besonders durch seine Collegia pietatis, unermüdet thätigen Mannes sehr wohl gefiel. Kaum wieder nach Gießen zurückgekehrt, begab er sich zu seinem Vater nach Lübeck.

Dort traf ihn das Schicksal, von einigen Jesuiten dem teutschen Kaiser verdächtig gemacht und als Pasquillant verklagt zu werden wegen einer damals herausgegebenen Schrift. Vor weitern Verfolgungen der Jesuiten glaubte er gesichert zu sein, seit er Professor der Poesie in Rostock geworden war. Er hatte dies Lehramt im J. 1676 erhalten [14]). Haß und Verfolgung bereiteten ihm indessen manche trübe Stunden, und selbst in Hanover, wo er seit dem Ende des Jahrs 1676 eine Predigerstelle an der St. Ägidienkirche bekleidete, erreichten ihn die weit verzweigten Umtriebe seiner Gegner. Doch schützte ihn der zur katholischen Religion übergetretene Herzog Johann Friedrich.

Im J. 1678 ging Petersen als Hofprediger und Superintendent des Bisthums Lübeck nach Eutin. Auf einer damaligen Reise lernte er 1680 zu Frankfurt a. M. ein adeliges Fräulein kennen. Noch in dem genannten Jahre ward Johanna Eleonore v. Merlau seine Gattin [15]). Er reiste mit ihr durch Holland nach Eutin zurück. Im J. 1686 ward Petersen Doctor der Theologie und 1688 Superintendent zu Lüneburg. Glücklich waren die neuen Verhältnisse nicht, in die er getreten. Er gerieth in manche Irrungen mit seinen Amtscollegen, besonders seit er seine chiliastischen Meinungen öffentlich bekannt und sie mündlich und schriftlich in Schutz genommen [16]). Die schwärmerischen Phantasiegebilde des Fräuleins Rosamunde Juliane von Asseburg, mit der er um diese Zeit (1691) bekannt geworden war, vertheidigte er als göttliche Offenbarungen. Auch er selbst und seine Frau behaupteten, außerordentliche Winke einer höhern Vorsehung erhalten zu haben. Petersen gerieth durch diese Behauptungen in mehre literarische Fehden, nicht blos mit den lüneburger Theologen, sondern auch mit mehren auswärtigen Gottesgelehrten zu Hamburg, Lübeck, Greifswalde u. a. O. Das Consistorium zu Celle mischte sich in diesen Streit, und da Petersen sich nicht belehren lassen wollte, ward er nach eingeholtem Gutachten der theologischen Facultät zu Helmstedt im J. 1692 seines Amtes entsetzt, mit der Weisung, das lüneburgische Gebiet innerhalb vier Wochen zu räumen.

---

14) s. seine im J. 1717 ohne Angabe des Druckorts erschienene Selbstbiographie. S. 27. Sein Lehramt eröffnete Petersen mit einer Rede, de christiano poeta, betitelt. 15) Ihr Leben von ihr selbst beschrieben, erschien, auf Kosten einiger Freunde gedruckt, im J. 1718, und fand so großen Absatz, daß bereits 1719 eine neue Auflage veranstaltet werden konnte. Eine Biographie jener merkwürdigen Frau findet man in dem Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen. (Leipzig 1812.) 16) Vergl. die Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen. 1750. S. 30 fg. [Vergl. auch den Art. Apokatastasis in dieser Encyklopädie. Red.]

Petersen reiste nach Braunschweig, hielt sich einige Zeit in Wolfenbüttel auf, und ging dann nach Magdeburg. Von dem Kurfürsten Friedrich III., dem nachherigen König Friedrich I. von Preußen, dem er eine Pension verdankte, war ihm jene Stadt zum Aufenthalt bestimmt worden. Er kaufte sich in dem nahegelegenen Niederdodeleben ein Gut, widerlegte dort in Muße die Schriften seiner Gegner, unter denen der Professor Fecht in Rostock einer der gehässigsten war, und verbreitete seine, von religiöser Schwärmerei nicht frei zu sprechenden, Meinungen, besonders seine Idee von der Wiederbringung aller Dinge oder der Zurückführung der Erde und des Menschengeschlechts zu ihrer ursprünglichen, durch den Sündenfall verlorenen Herrlichkeit [17]). Das Werk, in welchem Petersen diese Ansicht aussprach, erschien in den Jahren 1701—1710 zu Frankfurt a. M. in drei Foliobänden. Bei seinen poetischen Anlagen fehlte es seinen „Stimmen aus Zion" [18]) nicht an erhabenen Stellen. Aber die Phantasie hatte in ihm ein zu großes Übergewicht über die ruhigen Verstandeskräfte, die sie fast gänzlich beherrschte, und dadurch sein richtiges Urtheil oft irre leitete. Den Charakter der religiösen Mystik, der in seinen asketischen Schriften vorherrschend ist, trug Petersen auch auf seine Interpretation der Psalmen und Propheten über [19]). Die eigenthümliche Richtung seines Geistes bezeichnen schon die Titel seiner Schriften, sein „mystischer Joseph" [20]), sein „Geheimniß des in der letzten Zeit gebährenden apokalyptischen Weibes" [21]), seine „Hochzeit des Lammes und der Braut bei der Zukunft Christi" [22]) u. a. m.

Von Zeit zu Zeit unternahm er Erholungsreisen nach Berlin, Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt a. M. u. a. O. Aber sein Körper unterlag der unausgesetzten Geistesanstrengung, und der Tod setzte den 31. Jan. 1727 seinem vielfach bewegten Leben ein Ziel. Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften hat Petersen selbst geliefert [23]). Aus seinem literarischen Nachlasse wurden noch einige gedruckt [24]). Sein Bildniß befindet sich vor seiner mehrfach angeführten Selbstbiographie [25]).

8) **Johann Wilhelm**, geboren 1758 zu Bergzabern im Elsaß [26]), verdankte seine wissenschaftliche Bildung der Karlsakademie in Stuttgart. Er war dort ein Jugendfreund Schiller's, der ihm das Manuscript seiner Räuber mittheilte und sich sein Urtheil über dies Schauspiel erbat. Beide schlossen sich aufs Innigste an einander an. In einem noch erhaltenen Bericht Schiller's an den Herzog Karl von Würtemberg über seine Mitzöglinge rühmt der Dichter an ihm seinen aufrichtigen biedern Charakter und zarten Freundschaftssinn [27]). An dem angeführten Orte wird auch seiner früh erwachten Neigung zur Philosophie gedacht. In spätern Jahren verewigte Petersen jenen jugendlichen Freundschaftsbund durch schätzbare Mittheilungen aus dem Jugendleben des Dichters [28]). Von 1789—1794 bekleidete Petersen eine Professur der Heraldik und Diplomatie an der Karlsakademie in Stuttgart. Späterhin ward er Bibliothekar an der dortigen herzoglichen Bibliothek. Er starb am 26. Dec. 1815.

Sein erster schriftstellerischer Versuch war eine Geschichte der teutschen Nationalneigung zum Trunke. Dies Werk erschien anonym zu Leipzig 1782. Bekannter, als durch dies Werk, ward Petersen durch eine Übersetzung der Gedichte Ossian's [29]). Mit Schiller und dem Professor Abel in Stuttgart vereinigte er sich zur Herausgabe des würtembergischen Repertoriums der Literatur. Die drei Stücke, die von dieser Zeitschrift (Stuttgart 1782—1783) erschienen, enthalten auch einige Beiträge von Petersen, unter andern eine Biographie des Theologen Johann Valentin Andreä. Als ein denkender Kopf zeigte sich Petersen in einer von der kurfürstlich teutschen Gesellschaft zu Mannheim mit einem Accessit gekrönten Preisschrift [30]). Unter dem Namen Placidus schrieb Petersen eine Literatur der Staatslehre, von der jedoch nur die erste Abtheilung zu Strasburg 1798 (eigentlich 1797) erschien. In dem Morgenblatt, worin er die früher erwähnten Jugenderinnerungen aus Schiller's Leben mitgetheilt, erschienen auch die meisten seiner zerstreuten Aufsätze, so unter andern 1809. Nr. 22. Zu welcher Zeit war man in Teutschland über Gespensterglauben erhaben? (1809. Nr. 137 fg.) Einfälle, Bemerkungen, Fragen und Aufgaben. (1811. Nr. 53.) Leibnitz, als teutscher Briefsteller betrachtet. (1812. Nr. 143.) Wie frühe ward Homer in Teutschland bekannt? (1812. Nr. 228.) Zur Lebensgeschichte Liscov's. (1813. Nr. 135.) Nachricht von ungedruckten Briefen des Dichters J. F. v. Cronegk.

17) s. Petersen's Selbstbiographie. S. 79. 353 u. a. O. 18) Halle 1698—1701. 3 Theile. 12. 19) Erklärung der Psalmen David's (Frankf. 1719. 4.); des Propheten Jesaias (Ebend. 1719. 4.); des Jeremias (Ebend. 1719. 4.); des Ezechiel (Ebend. 1719. 4.); des Daniel (Ebend. 1720. 4.); der zwölf kleinen Propheten (Ebend. 1723.) u. a. m. 20) Frankf. 1707. 21) Ebend. 1708. 22) Offenbach 1709. 23) In seiner Selbstbiographie. S. 368 fg. 24) Petachia, oder Erklärung der Weisheit Salomonis. (Büdingen 1728. 4.) Erklärung des hohen Liedes Salomonis. (Ebend. 1728. 4.) Sprachkatechismus. (Breslau 1729. 12.) 25) Vergl. außer dieser Hauptquelle *Molleri* Cimbria literata. Vol. II. p. 639 sq. J. B. Krey's Andenken an die rostockischen Gelehrten. St. 7. S. 51 fg. Anhang S. 54. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 421 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 245 fg. Ph. H. Schuler's Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts. S. 154 fg. Corrodi's Geschichte des Chiliasmus. 3. Bd. 2. Abth. S. 133 fg. 26) s. Balthasar Haug's gel. Würtemberg. (Stuttgart 1790.) S. 140. Nach einer minder verbürgten Angabe war Petersen 1760 zu Zweibrücken geboren. s. Meusel's gel. Teutschl. 6. Bd. S. 64.

27) s. Karl Hoffmeister's Supplemente zu Schiller's Werken. (Stuttgart 1841.) 4. Bd. S. 16. 28) Schiller's früheste Jugendgeschichte bis zum Erwachen seines Dichtergeistes. — Schiller im zweiten Zeitraume seiner Entwickelung (im Morgenblatt 1807. Nr. 164. 181. 182. 186. 201. 29) Tübingen 1782. N. A. Ebend. 1808. 30) Welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen und wie hat sie in jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? Gedruckt in den Schriften der kurfürstlichen teutschen Gesellschaft in Mannheim. (Mannheim 1787.) 3. Bd. S. 7—251.) Das Accessit bestand in einer goldenen Medaille, 25 Dukaten an Werth. Vergl. einen interessanten Brief Schiller's, in dessen Briefen herausgegeben von H. Döring. (Zeitz 1835.) 1. Bd. S. 142 fg. Der Preis ward dem Professor Leonhard Meister in Zürich zuerkannt für seine Abhandlung: Hauptepochen der teutschen Sprache seit dem 8. Jahrhundert; gedruckt in Schriften der kurfürstlich teutschen Gesellschaft zu Mannheim. 1. Bd. S. 255 fg. 2. Bd. S. 5 fg.

(1814. Nr. 19.) Auszug aus der Reisebeschreibung eines Capuciner-Generals. (1814. Nr. 30.) Wie bewirtheten zu Ende des neunten Jahrhunderts teutsche Bischöfe einander? (1814. Nr. 40. 51.) Zusätze zu Campe's Wörterbuch. (1814. Nr. 87. 90.) Kriegsschicksale der Stadt Paris. (1814. Nr. 150.) Allerlei über Narren, Verrückte und Irrenhäuser. (1814. Nr. 165—166.) Beiträge zur Lebensgeschichte Wieland's. (1816. Nr. 16—19.) Mannichfache teutsche Benennungen des Schrankenspiels auf dem Wasser. Außerdem viele kleinere Aufsätze in den Jahrgängen des Morgenblattes vom Jahre 1808—1815 [31]).

9) Peter Nicolaus, geboren am 2. Sept. 1761 zu Bederkesa im Herzogthume Bremen, der Sohn eines Orgelbauers, kam in seinem eilften Lebensjahre nach Hamburg, wo sein Vater, nach manchen widrigen Schicksalen, sich eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen hoffte. Petersen, der seit früher Jugend Neigung und Talent zur Musik gezeigt, wanderte dort mit einer Flöte von Thür zu Thür, und nahm auf diese Weise die Milde der Menschen in Anspruch. Das so gewonnene Geld brachte er seinem verarmten Vater. Unter solchen Verhältnissen blieb er hinsichtlich seiner Ausbildung als Mensch und Künstler völlig sich selbst überlassen. Ohne Unterricht in der Musik verhalfen ihm seine Naturanlagen zu einer Art von Meisterschaft auf seinem Instrument. Durch fremde Musiker, die Hamburg besuchten, belehrte er sich über die Mechanik der Flöte und über die Musik im Allgemeinen. Er war schon zum Jünglinge herangewachsen, als sein kümmerlicher Erwerb ihn nöthigte, Dienste zu nehmen bei dem Hautboistencorps der hamburger Stadtmiliz. Rastlos bewegte ihn die Idee, sich zu vervollkommnen in seiner Kunst. Die wenigen Thaler, die er sich nach längerer Zeit erübrigt, verwandte er, um sich durch einen in Hamburg ansässigen Musiker unterrichten zu lassen. Dieser Unterricht dauerte jedoch nicht lange, und war auch nicht sehr gründlich. Es scheint außer Zweifel, daß Petersen die musikalische Höhe, zu der er sich späterhin emporschwang, durch sich selbst erreicht. Wie sein eignes Genie sich die Bahn gebrochen, zeigt seine zu Hamburg erschienene Flötenschule, die mehre Auflagen erlebte. Das Werk ist nach einer ganz eigenthümlichen Methode abgefaßt. Auch die von ihm selbst erfundenen Klappen und Auszüge, die er an seiner Flöte anbrachte und sie bis zu seinem Tode rastlos zu verbessern und zu vervollkommnen suchte, sind Beweise der Vertrautheit mit seinem Instrument und der Vorliebe für dasselbe. Sein Flötenspiel hatte ihm, als er noch bei der Stadtmiliz angestellt war, manchen Gönner und eine wirkliche Celebrität erworben. Oft ward er von fremden Virtuosen, die Hamburg besuchten, eingeladen, in ihren Concerten zu blasen. In den Jahren 1790 und 1791 trat er zum ersten Mal öffentlich auf und erntete allgemeinen Beifall. Seitdem stieg sein Künstlerruf in solchem Grade, daß selten ein Concert ohne seine Mitwirkung gehalten ward. Zahlreiche Schüler suchten seinen Unterricht, und allgemeine Anerkennung seines Talents ward ihm zu Theil in dem Concert, das er alljährlich gab, bis ihn körperliche Schwäche daran verhinderte. In den letzten Jahren seines Lebens nahm eine Augenschwäche, an der er schon lange gelitten, so bedeutend zu, daß ihm die Sehkraft des einen Auges gänzlich geraubt, und das Notenlesen ihm fast unmöglich war. Er starb am 19. Aug. 1830.

In seiner Blüthenzeit war er ausgezeichnet in seiner Kunst, besonders im Vortrage des Adagio. Fast 36 Jahre war er ein Liebling des hamburger Publicums und rastlos bemüht, sich als Künstler zu vervollkommnen. Auch als Mensch und Familienvater war er allgemein geachtet. Von dem Ertrage seiner Kunst unterstützte er freigebig Verwandte und Fremde, vorzüglich aber jedes aufkeimende musikalische Talent mit seltener Uneigennützigkeit. Sein Charakter war streng rechtlich, und selbst in den letzten Jahren seines Lebens verließ ihn, unter dem Drucke körperlicher Leiden, selten die harmlose Jovialität, die ihn zu einem angenehmen Gesellschafter machte [32]).

10) Philipp Heinrich Gerhard, geboren am 6. April 1749 zu Bergzabern, widmete sich zu Göttingen und Strasburg dem Studium der Arzneikunde. Durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. sistens casus ischuriae, ex materia podagrica ad vesicam dilatata. (Argentor. 1772. 4.) erwarb er sich zu Strasburg den Grad eines Doctors der Medicin. Er ward hierauf Stadt- und Amtsphysikus in Cassel und 1780 herzogl. zweibrückischer wirklicher Hofmedicus und Stadt- und Amtsphysikus zu Hornburg im Westrich. Dort starb er am 13. April 1794. Außer mehren Aufsätzen in Baldinger's Magazin für Ärzte, einzelnen Recensionen und Dissertationen in anderer Namen geschrieben, übersetzte er aus dem Französischen: Philipp Alexander Bacher's, der Arzneiwissenschaft Doctors von der medicinischen Facultät zu Paris, Untersuchungen über die langwierigen Krankheiten, besonders über die verschiedenen Arten der Wassersuchten und ihre Heilart. (Berlin und Stettin 1776.) Er erhöhte den Werth dieses Buch durch hinzugefügte Anmerkungen [33]). *(Heinrich Döring.)*

Petersfall (St.), s. Peters (St.)

PETERSFIELD, Stadt mit einer eigenen Gerichtsbarkeit, liegt 55 Miles südwestlich von London entfernt, am Odon, und gehört zum Hundred Finchdean der englischen Grafschaft Southhampton (Hamt oder Hampshire). Die Stadt besitzt nur eine Chapel of ease, bei welcher eine von William Jeliffe verfertigte Reiterstatue König Wilhelm's III. steht, und ein Findelhaus. Die Einwohner unterhalten jeden Donnerstag einen Wochenmarkt und jährlich zwei Jahrmärkte, auf welchen ein starker Viehhandel betrieben wird, leben jedoch hauptsächlich von den von London nach Portsmouth Reisenden. Die kleinen Sitzungen werden hier gehalten *).

31) Vergl. B. Haug's gel. Würtemberg. (Stuttgart 1790.) S. 140. Meusel's gel. Teutschland. 6. B. S. 64. 10. Bd. S. 406. 15. Bd. S. 25. 19. Bd. S. 96.

32) s. den neuen Nekrolog der Teutschen. 8. Jahrg. 2. Th. S. 626 fg. 33) Vergl. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 335.

*) Zwei Meilen südlich von Petersfield liegt Mapledurham.

Geschichte. Obgleich Petersfield in kirchlicher Hinsicht nur eine Kaplanei von Buriton ist, gehört es doch zu den älteren Marktstädten und Boroughs des Landes. Die erste Incorporationscharte erhielt die Stadt von der Königin Elisabeth, welche die Verwaltung derselben einem Mayor und der Commune übergab, und diese berechtigte, zwei Deputirte in das Parlament zu senden. Das Wahlrecht besitzen nach einem Parlamentbeschlusse von 1727 die Freeholders (Freihalter, freien Besitzer) von Ländereien, oder Wohnhäusern oder Fleischscharren oder von Wohnhäusern und Fleischscharren, welche auf alten Baustellen errichtet sind. Die Zahl der Stimmen beläuft sich auf 180 und der Mayor hat dieselben zu zählen. Früher jedoch als die Incorporirung Petersfields erfolgte, wird dieses im 35. Regierungsjahre Eduard's I. und unter Eduard VI. erwähnt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petersfort (St.), s. Peters (St.).

Petersgericht, s. Petergericht.

Petersgerste (St.), s. Hordeum Zeocrithon.

PETERSGROSCHEN, PETERPENNY, Denarius oder Eleemosyna Sti Petri, Romescot (Römerschoß), Romepenny, Heartpenny (Herdpenny), sind Bezeichnungen, welche im weitern Sinne soviel heißen, wie eine dem Papste zu entrichtende Abgabe. Diese wurde von Inas, Könige des angelsächsischen Reichs Wesser, im J. 725 n. Chr. Geb., als er im 39. Jahre seiner Regierung nach Rom wallfahrtete, in der Absicht gestiftet, daß davon eine Herberge mit Kirche und Schule unter dem Titel eines Collegiums für die zu Rom studirenden Engländer und die dorthin kommenden englischen Pilger errichtet, auch die zu dieser Anstalt gehörigen Gebäude, desgleichen die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten werden sollten. Der König Offa von Mercia, dessen Regierungszeit mit dem Jahre 758 n. Chr. Geb. anhebt, ordnete diese Abgabe in seinem Reiche gleichfalls an, und König Ethelwolf, welcher im J. 837 den Thron von England bestieg, dehnte sie im J. 854 auf ganz England dahin aus, daß mit einziger Ausnahme des ohnedies sehr privilegirten Klosters St. Alban in der Diöces Hereford, Niemand, selbst der König und die Geistlichkeit nicht, von dieser Steuer befreit blieb, deren Beitreibung von dem Petri-Paulifeste (am 29. Juni) an bis zum Tage Petri-Kettenfeier (am 1. August) erfolgte. Da diese Abgabe sich zugleich auf die Haushaltungen bezog, so hieß sie auch Heartpenny. Im J. 964 wurde die Entrichtung des Petersgroschens vom Könige Edgar mittels eines strengen Gesetzes bestätigt, welches der vom Jahre 1042—1066 regierende letzte angelsächsische König von England, Eduard der Bekenner, dahin ausdehnte, daß nunmehr jeder Unterthan, der wenigstens 30 Groschen in seinem Vermögen hätte, davon einen Petersgroschen abgeben solle, unter der Verwarnung, daß er im ersten Contraventionsfalle 30 Petersgroschen dem Papste und außerdem dem Könige 120 Solidos als Buße erlegen müsse, daß ein solcher bei wiederholter Säumniß wiederum die Schuld mit 30 Petersgroschen für den Papst und 200 Solidis für den König zu büßen, und bei der zum dritten Male eintretenden Verabsäumung in Entrichtung dieser Steuer zu gewärtigen habe, daß er mit Verlust seines ganzen Vermögens bestraft werden würde. Ja, sogar mit dem Kirchenbanne wurde wider die Saumseligen oder Widerspenstigen verfahren. So artete denn diese früherhin nur freiwillige, und deshalb von den Engländern mit Eleemosyna (Almosen) bezeichnete Abgabe, factisch in einen dem Papste zu gewährenden wirklichen Tribut aus, welcher überdies dem frühern Zwecke entgegen, nicht einmal lediglich zur Unterhaltung des für die in Rom studirenden Engländer errichteten Collegiums und zur Unterhaltung der betreffenden Gebäude verwendet wurde, indem der Casse des Papstes die Hälfte dieses Tributs unter dem Titel eines Oberaufsehers jenes Instituts zufloß. Da nun Sr. Heiligkeit hinterbracht worden war, daß die in jeder Diöces Englands angestellten Archidiakonen, welche die Romepence zu erheben und einzusenden hatten, hiervon auch für sich zurückbehielten, so wurden nunmehr von Rom aus eigene Einnehmer zur Beitreibung dieses Tributs, unter Andern die berühmten Gelehrten Johann Darlington und Polydorus Vergilius, nach England beordert. Man hat ausgerechnet, daß in jenen Zeiten 1 Pfund Silber 48 Solidi oder Dickpfennige, 1 Solidus wieder 5 Denare oder Groschen, also das ganze Pfund 240 Stück solcher Groschen gewogen habe. Da nun aber unter des Königs von England Heinrich VIII. Regierung 45 Petersgroschen 2 Loth Silber ausgemacht und das Pfund 12 Unzen gehalten haben, so sind zu der Zeit 540 Petersgroschen auf 1 Pfund Silber gegangen. So haben denn auch nach einem aus den Rechnungen der päpstlichen Kammer in einem Breve des Papstes Gregor VII. gemachten Anschlage die von England bezogenen Petersgroschen jährlich betragen:

Pfund	Solidos	Denarios			
7	18	—	in dem	Erzbisthum	Canterbury
16	10	—	—	Bisthum	London
5	12	—	—	—	Rochester
21	10	—	—	—	Norwich
5	—	—	—	—	Ely
42	—	—	—	—	Lincoln
8	—	—	—	—	Chichester
17	6	8	—	—	Winchester
9	5	—	—	—	Exeter
10	5	—	—	—	Worcester
6	—	—	—	—	Hereford
12	5	—	—	—	Bath
17	—	—	—	—	Salisbury
10	10	—	—	—	Coventry
11	10	—	—	—	York

sodaß 300 Mark Silber 6 Solidi und 8 Denarii in

einst der Sitz des Geschichtschreibers Eduard Gibbon. Unweit Mapledurham liegt Butserhill, wo sich nach Aubrey ein großes römisches Lager findet. Wenige Meilen östlich von Petersfield liegen die Dörfer Ost- und Westmeon, welche nach dem Domesdaybuch Eigenthum des Bischofs von Winchester waren und unter dem Namen Menes aufgeführt werden. In der Kirche von Ostmeon befindet sich ein Taufstein, welcher dem in der Kirche von Westminster sehr ähnlich ist und wahrscheinlich, von demselben Künstler verfertigt, von demselben Bischofe der Kirche geschenkt wurde.

Summa veranschlagt worden waren. Ja, unter des Königs Heinrich VIII. Regierung betrug der, dem Papste aus England zu entrichtende Petersgroschen jährlich über 500,000 Thaler, nach unserm Gelde gerechnet, welches, wenn man überdies noch den damals größern Werth des Geldes in Anschlag bringt, eine höchst bedeutende Abgabe ausmacht.

Der im J. 1365 angestellte Versuch des Königs Eduard III. (regierte von 1327 — 1337), diesen Tribut abzuschaffen, mislang, erst König Heinrich VIII., der vom Jahre 1509 — 1547 regierte, setzte, während er überhaupt mit dem päpstlichen Stuhle zerfiel, mittels Parlamentsacte vom Jahre 1532 die gänzliche Abschaffung des dem Papste von Englands Unterthanen zu erlegenden Petersgroschen durch. Die Bemühungen der vom J. 1553 — 1558 regierenden Königin Maria, diese dem päpstlichen Stuhle zu gewährende Abgabe wieder herzustellen, blieben fruchtlos, und die ihr nachfolgende Königin Elisabeth, welche vom Jahre 1558 — 1603 regierte, bestätigte die von ihrem Vater Heinrich VIII. angeordnete Aufhebung des Petersgroschens, wobei es denn in England für immer geblieben ist.

Der heilige Stuhl wußte unter andern Ländern auch Schweden unter seinem König Olaf, der vom Jahre 993 — 1040 regierte, zu einer ihm jährlich unter dem Namen Denarius Sti Petri zu erlegenden Steuer zu bestimmen, weshalb dieser König von seinen heidnischen Unterthanen den Spottnamen Skotkonung (Schoßkönig, steuerpflichtiger König), bekommen haben soll, weil er der erste schwedische Regent war, der seinen christlichen Unterthanen aufbürdete, dem Papste zu Rom die fragliche jährliche Steuer zu entrichten [1]).

Im engern Sinne versteht man unter Petersgroschen die während der englischen Heptarchie geprägten Denare in Silber, mit welchen man in jener Zeit den dem Papst unter gleichem Namen zu gewährenden Tribut abtrug. Man vermuthet aus den verschiedenen Namen der Städte, welche den Petersgroschen aufgeprägt worden sind, nicht mit Unrecht, daß in jeder bischöflichen Stadt in England dergleichen Münzen geschlagen worden sind, welche man in Rom, um sie in andere dort gangbare Münzen zu verwandeln, eingeschmolzen hat [2]).

Im Übrigen gehören echte englische Petersgroschen zu den numismatischen Seltenheiten, sodaß man selbst in den bedeutendsten Münzsammlungen dergleichen kaum antrifft. Von einigen derselben geben wir hier folgende genaue Beschreibung.

1) Av. In zwei Zeilen die Worte: SCI PE — TRI M d. h. Sancti Petri Moneta. Über und unter denselben ein Kreuz, und zur rechten Seite des obern eine schräg links liegende, einem Nagel ähnliche Figur. Zwischen beiden Zeilen in horizontaler Richtung drei Punkte. Rev. Als Umschrift: EBORACE CIVitas. (d. h. Stadt York.) Hierauf ein Kreuz. In einem Cirkel ein vierspitziger Stern mit einem durch einen Cirkelbogen eingefaßten Kreuz.

2) Av. Über einander ein Kreuz zwischen zwei Punkten, ein horizontal liegendes Schwert, an dessen Spitze sich drei im Triangel gestellte Punkte befinden, und eine aufrecht gestellte, spatenartige Figur. Zwischen diesen Figuren in zwei Zeilen die Inschrift: SCI PE — TRi MOneta. Rev. Als Umschrift: EBORACEI. Hierauf die im Triangel gestellten Punkte und dann ein Kreuz. (Das O in Eboracei ist besonders kreuzförmig verziert.) In einem Perlencirkel ein Kreuz.

3) Av. Oben und unten Armleuchter, in der Mitte aber drei Punkte in horizontaler Richtung. Oberhalb und unterhalb dieser Punkte in zwei Zeilen die Worte: SCI PE — TRI MO, und ist hierbei zu bemerken, daß das S in dem Worte SCI, d. h. Sancti, nicht aufrecht stehend, sondern liegend aufgeprägt ist. Rev. Als Umschrift: EBORACE CIV. Auch hier ist in dem Worte Eboracе das O mit einer Kreuzverzierung versehen. In einem Cirkel ein aufrecht stehendes Kreuz.

Als Erklärung ist zu der letztern Münze Folgendes hinzuzufügen: Der oben erwähnte König Ethelwolf hatte sich verbindlich gemacht, dem Papste, außer der von seinen Unterthanen ihm zu erlegenden Steuer, noch 300 Mark Silber von seinen Revenüen in Petersgroschen zu zahlen, um davon 100 Mark zur Bestreitung der Kosten, welche am heiligen Osterabend der Ölverbrand in der St. Peterskirche verursacht, 100 Mark zu gleichem Zweck für die St. Paulskirche zu nehmen, die übrigen 100 Mark aber für den heiligen Vater selbst zu entrichten. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird nun aus den auf der besagten Münze abgebildeten Armleuchtern vermuthet, daß dieser Petersgroschen ein Stück der erwähnten Beleuchtungsspende sei.

Ausgemacht ist es, daß die englischen Petersgroschen die ältesten von dergleichen Münzen sind, und daß in Irland erst unter dem Könige Heinrich II., welcher dieses Reich vom Jahre 1172 — 1189 beherrschte, der Anfang mit Entrichtung der Petersgroschen gemacht worden ist. Vergl. auch den Artikel Peterspfennig. (*K. Püssler.*)

PETERSHAGEN, Stadt in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirkes Minden, Kreises Minden, liegt am linken Ufer der Weser, eine Meile nördlich von Minden zwischen dieser Stadt und Schlüsselburg. Die Stadt wurde 1319 gebaut, das Schloß aber, vormals der Sitz der Bischöfe von Minden und mit einer Schloßkirche versehen, schon 1315 von Gottfried, Grafen von Waldeck, angelegt. Die Stadt, in Altstadt und Neustadt eingetheilt, zählt 1900 Einwohner, welche Leinweberei, Tabaksspinnerei, Fischerei und Schiffahrt treiben. (*A. Keber.*)

PETERSHAM, freundliche, auf einem Hügel am Swift, einem Arme des Chickapee, gelegene Poststadt in der zum nordamerikanischen Freistaate Massachusetts gehörigen Grafschaft Worchester. Bei den Indianern hieß der Ort früherhin Nichewang; er ist 28 englische Meilen von Worchester entfernt und zählt nahe an 2000 Ein-

1) *C. Oerenhielm*, Hist. Sueo-Gothar. eccl. L. III. c. 8. *O. B. Hass*, De denario Sanct. Petrino ejusque in Suethia fatis. (Åbo 1740. 4.) 2) *J. Fabricii* Dissertat. de denario Sancti Petri. (Altorf 1679. 4.)

wohner, welche umgehende Werke unterhalten und in ihren, durch den Reichthum des Bodens begünstigten Gärten viel Obst gewinnen, welches sie zu Cider benutzen.
(*G. M. S. Fischer.*)

PETERSHAUSEN, Petri Domus, vormaliges Reichsstift, auf einer Erdzunge zwischen dem Boden- und Untersee, am rechten Ufer des Rheins, der Stadt Constanz gegenüber erbaut, und mit dieser durch eine neue, schöne, hölzerne Brücke verbunden, hat jedoch niemals im rechtlichen Sinne als eine Vorstadt von Constanz gegolten, sondern stets ein von der Stadt unabhängiges Reichsgebiet ausgemacht. Des Gotteshauses Stifter ist St. Gebhard, Bischof von Constanz, seines Herkommens ein Graf von Bregenz gewesen, welcher um 980 den Grund und Boden gegen sein Erbgut zu Zurzach von dem Abt Alwich I. zu Reichenau eintauschte, und hierauf den aus Einsiedlen berufenen zwölf Benedictinermönchen, von 983 ab eine Kirche erbaute. Diese Kirche hat er selbst noch am 28. Nov. 992 zu Ehren des heil. Gregorius, Papstes, geweihet, nachdem er, dessen Reliquien von Papst Johann XV. sich zu erbitten, 989, eigens die Reise nach Rom gemacht hatte. Auch ein reiches Eigenthum wandte Gebhard seinem Gestifte zu, namentlich was er von dem Vater ererbt in Owingen, Sauldorf, Anlechiswilare, Rinisgemunde, auch bei Hoegste und Brugg, Rode, Stettin, Milheim, Wanhartiswilare, Slate und Rinhard, Oberwangen und Oberndorf, und weniger nicht als den vierten Theil der Ländereien zu Ephindorf und Toggingen, welche er von dem Hochstifte Constanz, gegen Hingabe von Liutwangen, Eichstetten, Ephindorf, Nuiheim, Tegerweiler, Gottlieben eingetauscht hatte. Kaiser Otto III. fügte diesen Geschenken den Arm des Apostels Philipp hinzu, welchen seine Mutter Theophania aus der Heimath mitgebracht hatte, und 993 einige Höfe zu Worndorf und Krumbach, gleichwie Graf Adelhart, des Bischofs Gebhard Oheim, das Dorf Eichstetten und die Höfe Breitenbach, Rieden und Husen, im Illergau, schenkte. Das Kloster war demnach zu bedeutendem Wohlstande gelangt, als der heilige Stifter in demselben seine Ruhestätte empfing, 996, in demselben Jahre, daß auch der erste von Gebhard eingesetzte Abt, Bezilin, mit Tode abging. Dem heil. Gebhard zu Ehren wurde alljährlich an seinem Gedächtnißtage, bis zu des Stiftes Aufhebung, an alle Freunde, die sich bei dem Kloster einfanden, Brod, sogenannte Gebhardsbrödlein, gespendet. Bezilin's zweiter Nachfolger, Elenbold, erhielt von der Freigebigkeit der Gemahlin des Herzogs Burkard von Alemannien, von der frommen Hedwig, das Dorf Ephindorf, sammt Gefällen zu Bosingen und Messingen 1007, und der zwölfte Abt, Luithold, erhielt von Graf Eberhard von Bodman das Gut Herdwangen, von Graf Ulrich von Bregenz, Biginhusen, von einem Grafen von Pfullendorf Adilbewilar. Unter Luithold's unmittelbarem Nachfolger Theoderich, welcher der Sage nach ein Graf von Kyburg, lebten in Petershausen nicht weniger denn 90 Mönche, und selbst die Verwüstung, die in einer Fehde mit der Stadt Constanz und ihrem Bischof, ein gefährlicher Nachbar, Graf Heinrich von Heiligenberg, allda 1087 anrichtete, ward unter der sorgfältigen Pflege Theoderich's bald wieder verschmerzt. Auch in geistlichen Dingen wird dieser Abt höchlich gerühmt, nachdem es ihm, mit Beistand des berühmten Abtes Wilhelm von Hirsau gelungen ist, die strengste Zucht in Petershausen einzuführen (1093); seitdem buhlten auch entferntere Klöster um die Ehre, Theoderich's Schüler zu Vorstehern zu haben. Als solche werden namentlich Äbte zu Rheinau, Bregenz, Neresheim, Castell, bezeichnet. Theoderich starb 1111. Konrad, der 15. Abt, erwarb 1135 von dem Priester Wittigo den Hof in Frikingen, gegen die Verpflichtung zu einem Jahrtag für den Geber und dessen Mutter Richildis, besuchte das lateranensische Concilium von 1139, erlebte die große, den sämmtlichen Klostergebäuden verderbliche Feuersbrunst von 1159, und starb 1164, den Ruf eines fertigen Dichters und Musikers hinterlassend. Sein Nachfolger, Gerhard, brachte mit Hilfe der Klöster Hirschau und Zwiefalten die Wiederherstellung der Klostergebäude, bis auf die Kirche, zu Stande, resignirte aber 1170, zu Gunsten des Abtes Heinrich, von welchem hierauf der Kirchenbau unternommen und vollführt worden ist. Der 22. Abt, Heinrich III., erkaufte 1276, um 28 Mark Silber, bedeutende Güter in Husen, erwarb auch 1289 die Mühle und den Dinghof in Herdwangen, gleichwie sein Nachfolger, Diethelm I. von Castel, viel an dem Klostergebäude besserte, auch noch, nachdem er 1306 zur Regierung der Abtei Reichenau berufen worden; denn auf die Abtei Petershausen verzichtete Diethelm erst 1320. Der 30. Abt, Burkard II. Lizler, erkaufte 1381 die Voigtei des Unterhofes in Petershausen, sowie der 32. Abt, Johann III. Frey, von dem zu Constanz erwählten Papst Martin V. 1415 den Gebrauch der Pontificalien und 1421 die Pfarreien Oberwinterthur und Herdwangen erhielt, mehres an dem Kloster baute, auch dasselbe, bei seinem Ableben, 1426, in hohem Wohlstande zurückließ. Der 38. Abt, Martin Brulin, regierte von 1488 ab, in solcher Weise, daß zuletzt die Mönche in andern Klöstern ein Unterkommen suchen mußten, während der Abt die Propstei Rottsee bezog und in Petershausen der einzige Johannes Merk, aus Lindau, zurückblieb. Brulin starb 1518; 1513 hatte er zu Gunsten des Merk resignirt, in welchem die Abtei ihren Wiederhersteller, gleichsam ihren zweiten Stifter, verehrte. Merk starb 1524; er hat die Claustralgebäude und den Kreuzgang, auch das schöne Haus in Überlingen aufgeführt. Der 41. Abt, Gebhard II. Dornsperger, von Stokach, erwählt 1526, wurde durch die von Constanz, welche Zwingli's Lehre gewaltsam in Petershausen einführen wollten, vertrieben, 1528. Neun Jahre verlebte er zu Überlingen, eine noch längere Zeit in dem Pfarrhofe zu Sauldorf, bis die Stadt Constanz, den Waffen Karl's V. erliegend, nicht weiter den Nachbarn gefährlich sein konnte. Aber statt eines Klosters fand Gebhard nur mehr Ruinen. Die Mittel zu deren Wiederaufbau foderte er von der Stadt, durch welche die Zerstörung veranlaßt; und in dem Vergleiche von 1549 mußten die Bürger von Constanz den vollen Schadenersatz verheißen. Sofort erhoben sich Kirche und Kloster allgemach aus dem Schutte; doch konnten die geflüchteten

Mönche nicht vor 1555 zurückgerufen werden. Das Jahr darauf starb Gebhard. Sein zweiter Nachfolger, Andreas Öchsle, aus Zug, erw. 1580, gelangte 1582 auch zum Besitze von St. Georgen und Cyrillen Abtei zu Stein, welcher durch Curialverfügung von 1584 selbst über die Dauer seines Lebens, nämlich für einen Zeitraum von 20 Jahren, von seinem Todestage an zu rechnen, der Abtei Petershausen zugesichert wurde. Endlich hat Papst Clemens VIII. 1597 die Abtei zu Stein mit allem ihrem Zubehör, namentlich den Pfarreien Hilzingen, Schwenningen, Burg, Razfeld und Ramsheim der Abtei Petershausen einverleibt, hiervon als Ursache angebend, daß nicht nur das Kloster selbst, sondern auch seine meisten Güter in der Akatholischen Hände gekommen seien, daß der einzige noch übrige Conventual in einem andern Kloster habe versorgt, und daß dem Stifte Petershausen nothwendig beigesprungen werden müsse, indem demselben, nach Abzug der Kosten für den Gottesdienst, Haushalt rc. nur die Summe von 3400 Fl. jährlich übrig verbleibe, und diese fast ganz in Pensionen (Zinsen von Passivanlehen) aufgehe. Als ein Zeugniß für die bedrängten Umstände von Petershausen können wir noch anführen, daß der Abt Andreas gleich nach seinem Regierungsantritte, 1581, sich genöthigt sah, die Gerichtsbarkeit über die Vorstadt oder das Dorf Petershausen, um 3000 Fl. an die Stadt Constanz zu überlassen. Es resignirte derselbe 1605, er starb 1610. Viel haben der 46. und der 47. Abt, Benedict Pfeiffer, von Markdorf, erwählt 1621, und Wilhelm Rottbach aus Stokach, in dem Schwedenkriege, besonders durch die Belagerung von Constanz, 1632, leiden müssen. Benedict resignirte 1639, Wilhelm starb den 16. Mai 1671. Der 49. Abt Franziskus Öderlin aus Constanz, erwählt 1685, dem Kloster ein wachsamer Vorstand, den Unterthanen und den Armen überhaupt ein gütiger Vater, kam mit der helvetischen Abtei Kreuzlingen zu schwerem Streite, wegen des Ranges. Obgleich der Abt von Petershausen, reichskündigermassen vor, bei und nach dem Concilio zu Constanz jederzeit vor dem zu Kreuzlingen den Vortritt gehabt, wurde diesem zu Rom der Vortritt zuerkannt und Petershausen in 238 Dukaten Gerichtsunkosten verdammt. Es nahmen sich hierauf der Kaiser und das Reich in dieser lediglich bürgerlichen und politischen Sache, worüber nach den Reichsgrundgesetzen keine auswärtige Judicatur gestattet werden konnte, der Abtei Petershausen anfänglich nachdrücklich an; endlich aber war die Sache auf die lange Bank gerathen, und wurde erst im J. 1713 durch die Rotam romanam nochmals zu Gunsten der Abtei Kreuzlingen entschieden *). Dieses erweckte endlich die Reichsversammlung aus ihrem Schlummer, und es erfolgte das Reichsgutachten von 1714, so ganz zum Vortheile von Petershausen. Der Abt Franziskus starb den 23. Sept. 1714, im 84. Altersjahre. Sein Nachfolger Placidus Weltin von Immenstadt, von 1714 — 1737, erkaufte 1716 um 16,500 Fl. das adelige Gut Waldhof und um 7000 Fl. den Hof Schopflach, gleichwie der 51. Abt, Alfons Strobel von Pfullendorf, von St. Blasien das Klösterlein Mengen erkaufte und neu aufbaute, dergleichen auch sein Nachfolger, Michael Sauter von Constanz, 1750 — 1761, in Ansehung der Pfarrkirche zu Hilzingen that. So hat nicht minder der 53. Abt, Georg Strobel von Pfullendorf, trotz der vielen kostspieligen Processe, in welche er verwickelt, den Conventbau ganz neu aufgeführt. Der vielen Processe einen, mit Fürstenberg, beseitigte der Abt durch Vergleich von 1776, bestätigt von dem Kaiser 1777. Laut dieses Abkommens trat Fürstenberg alle heiligenbergsche reichslehenbare Rechte und Regalien in dem Amte Herdwangen an die Abtei ab, namentlich die hochobrigkeitlich-malefizisch-geleitliche und forstliche Obrigkeit über Herdwangen, Mühlhausen, Schwende, Waldhof, Lauterbach, Salenbach, Alberweiler, Bärweiler und Gailhöfe, dergestalt, daß alle hohe Gerechtsame und Regalien, mit gänzlicher Befreiung von dem heiligenbergschen Landgerichte, auch über das an Herdwangen grenzende, mit der niedern Gerichtsbarkeit der Reichsstadt Überlingen zuständige Dorf Eberatsweiler, und den einen Theil der zwischen Salenbach und Mühlhausen gelegenen Linzerbahn, in sofern Heiligenberg solche Rechte bisher selbst ausgeübt, an Petershausen cedirt sind, Fürstenberg aber die hohe fürstliche und Wildbanns-, auch die hohe und niedere Waidwerksgerechtigkeit über die petershausenschen Ortschaften Bärweiler und Gailhöfe auf den alten Fuß behält. Überdies wurden an Petershausen für immer im ganzen Umfange der vorbenannten Ortschaften, und allen ihren Zwängen und Bännen, aus und inner Etters, nicht nur die Superioritas territorialis universalis, und gänzliche Befreiung von dem heiligenbergschen Landgerichte, sondern auch der unumschränkte Gerichtszwang nach allen seinen Wirkungen und Befugnissen dergestalt zugestanden, daß der Klosterbezirk in Zukunft einen eignen, freien, unmittelbaren, von der Grafschaft Heiligenberg vollkommen unabhängigen Landstrich ausmachen solle. Hingegen trat Petershausen an Heiligenberg den Weiler Ulzhausen mit den Niedergerichten, dann verschiedene andere Realitäten, Zinse, Gülten ab. Abt Georg, erwählt 5. Febr. 1761, starb 1786 und an seine Stelle trat durch Wahl vom 8. Dec. 1786, Joseph Keller, von Böhringen, als der 54. und letzte Abt zu Petershausen. Dieser brachte das von dem Vorgänger angefangene Ökonomiegebäude vollends zu Stande, überlebte die drangvollen Jahre 1796, 1799, 1800, auch die Aufhebung des Gotteshauses, und starb 1808. Die Abtei war, obgleich zu Österreich schutzverwandt, reichsunmittelbar, und hatte bei dem Reichstage auf der schwäbischen Prälatenbank zwischen Irsee und Ursberg, bei dem schwäbischen Kreise zwischen Marchthal und Wettenhausen Sitz und Stimme. Dem ursprünglichen Reichsmatricularanschlage von 20 Fl. waren später 5 Fl. hinzugefügt, als von der Stadt Überlingen übernommen. Zu einem Kammerziele entrichtete die Abtei 50 Thlr. 67½ Kr.,

*) Vergl. Memoriale von dem gevollmächtigten Herrn Gesandten des Reichsprälatischen Collegii in Schwaben an eine hochlöbliche Reichsversammlung zu Augspurg abgelassen, der Reichsprälatur Petershausen wieder das Gotteshaus Creuzlingen führenden Präcedentzprozeß concernirend. Mit Beilagen Lit. A. bis F. incl. In Fabris' Europ. Staats-Canzley. XXIII. S. 602.

und zu der Reichsarmee stellte sie 5⅓ Mann zu Fuß. Ihr Wappen war von Blau und Silber schräg rechts getheilt, oben ein Schlüssel, unten ein Fisch, beide schräg rechts liegend, mit abgewechselten Tincturen. In seinem vollen Titel nannte sich der Abt: der Hochwürdige Herr, des heil. römischen Reichs Prälat und Herr, der beiden löblichen Reichsstifter und Gotteshäuser S. Gregorii zu Petershausen und S. S. Georgii und Cyrilli zu Stein am Rhein, Propst zu Klingenzell, Herr des Gotteshauses ad Portam S. Mariä zu Mengen, auch Herr der Herrschaften Herdwangen, Sauldorf, Stauffen, Hilzingen und Riedheim. Dem Oberamte zu Petershausen waren das Obervogteiamt zu Hilzingen, die Amtsverwaltung zu Herdwangen, die Schaffnereien zu Mühlheim, Engen, Schwenningen, Mengen, die Propstei zu Klingenzell, im Thurgau, untergeordnet. Das ganze, sehr zerstreute Gebiet zählte 700 Unterthanen (2756 Köpfe), und bestand aus folgenden Haupttheilen: 1) Herrschaft Herdwangen, an Getreide und Wiesenwachs gleich fruchtbar, worin Herdwangen, Pfarrdorf und Amtssitz von 324 Seelen, Sauldorf, Pfarrdorf von 326, Roth, ein Zinken von 94, Alberweiler, ein Zinken von 64, Salenbach, ein Zinken von 69, Mühlhausen, zwei Höfe, von 17, Lauterbach, ein Zinken von 31, Waldhof, Kameralgut von 53, Bärweiler, Hof von 5, Gailhöfe, ein Zinken von 25, Schwende, ein Zinken von 49, Rast, Pfarrdorf von 253, überhaupt 1310 Seelen; 2) Amt Petershausen, worin die Abtei als Amtssitz mit einer Bevölkerung von 102 Köpfen. Es sind die Stiftsgebäude weitläufig und regelmäßig gebaut, und war darin eine Bibliothek sammt Handschriften von Belang, untergebracht. Verschiedene anstoßende Gründe hatten Behufs der bessern Befestigung der Stadt Constanz 1642 und 1681 abgetreten werden müssen; 3) Obervogteiamt Hilzingen, worin Hilzingen, Marktflecken und Schloß, von 902, Dietlishof, Weiler von 68 Seelen, Hohenstauffen, zerstörtes Bergschloß, mit einem herrschaftlichen Meierhofe, der von fünf Menschen bewohnt, Schorn, Katzenthal und Riedern, drei herrschaftliche Meierhöfe, mit einer Gesammtbevölkerung von 47 Menschen, Gebsenstein, zerstörtes Schloß, Riedheim, Filial von Hilzingen, mit eigner Kirche und Geistlichkeit und einer Bevölkerung von 322 Seelen; der ganze Amtsbezirk enthält demnach 1344 Seelen; 4) Propstei Klingenzell, und Bestandhof Ofenacker, im Thurgau; 5) die Schaffnereien Schwenningen, Mühlheim, Engen, mit dem Schopflucherhofe und Mengen, in welcher Stadt die Abtei auch den Pfarrsitz besaß. Alles dieses gab der Reichsdeputationsschluß von 1803 an Baden, und wurde von dem neuen Kurfürsten Petershausen, gleichwie die Abtei Salmansweil, seinen beiden nachgebornen Söhnen, dem Markgrafen Friedrich und Ludwig, als Appanage angewiesen. (*v. Stramberg.*)

Petershaven (St.) s. Peter (St.).

Peterside, s. Peterfortside.

PETERSILIE. a) Botanik, s. Apium petroselinum. b) Gärtnerei, eine bekannte zweijährige, aus Sardinien stammende Pflanze, wo sie wild an Quellen wächst, doch findet man sie auch in Österreich auf fetten Wiesen wildwachsend. Die Wurzel ist spindelförmig, fleischig, weiß, ausdauernd, treibt im ersten Jahre doppelt gefiederte Blätter mit keilförmigen, dreispaltigen, stumpfen untern, und langen, schmalen, ganzrandigen obern Blättchen. Der Stengel ist ästig; die Blumen sind grünlich weiß oder blaßgelb mit einer Dolde. Die Wurzelblätter vom zweiten Jahr sind ästig, gefiedert, und haben gleich weite, gekerbte Blättchen; der Stengel ist zwei bis drei Fuß hoch, ästig, glatt, rund und gestreift, und ohne Flecken; die Blumenblätter sind weißlichgelb. Die Petersilie wird fast überall in Gärten als Küchengewächs angesäet und kann leicht mit dem öfters darunter stehenden Gartenschierling (Aethusa cynapium) und dem großen Schierling (Conium maculatum) verwechselt werden. Der beste Unterschied ist der Geruch und daß der Schierling als ein Sommergewächs bald über die Petersilie emporwächst. Sie kommt in drei Varietäten vor, die sich auf Größe und Beschaffenheit der Blätter und Wurzeln beziehen. 1) Die Kraut- oder Schnittpetersilie, von der man blos die glatten Blätter in Suppen und zu Gemüse benutzt. 2) Die krausblätterige, gefüllte, oder Plumage-Petersilie mit vielspaltigen, gekräuselten Blättern, die man gleich der vorigen benutzt und sich besonders schön an solchen Speisen ausnimmt, wo die ganzen Blätter aufgelegt werden. Da diese ihrer krausen Blätter wegen nicht leicht mit dem Schierling verwechselt werden kann, so sollte man sie vorzugsweise in den Gärten anbauen. 3) Die breitblätterige Petersilie (Apium hortense petros. latifolium) mit langer, fleischiger, eßbarer Wurzel, die weit angenehmer schmeckt, als die der vorstehenden beiden Varietäten. Sämmtliche Abarten sind durch Cultur entstanden, und ob sich auch die Erfahrungen der Gärtner widersprechen, so erleidet es doch keinen Zweifel, daß der erste und vollkommenste Same der Schnittpetersilie, dünn ausgesät, große Wurzeln gibt. In England besäet man ganze Äcker mit Petersilie und läßt sie durch die Schafe abweiden, um diese gegen das Faulwerden zu verwahren. Auch das Wild stellt ihr fleißig nach. Außerdem verwendet man sie auch zu arzneilichem Gebrauch. Das frische zerquetschte Kraut dient äußerlich gegen Milchstockungen, zur Zertheilung der Milchknoten, gegen Insektenstiche, Sonnenbrand und Geschwülste; innerlich dient der abgekochte Same als harntreibendes Mittel bei Harnbeschwerden und bewährt sich vorzüglich gegen den Stein; auch kann man mit Petersilienwasser allerhand lästige Insekten vertreiben. Die Cultur der Petersilie anbelangend, so säet man den Samen, sobald es die Witterung im Frühjahre erlaubt, dünn in ein wohlzubereitetes, tiefgrundiges und kräftiges Land, das man im vorigen Herbste gedüngt hat, aus. Da man sie stets vom Unkraute rein halten muß, so thut man wohl, sie in Reihen zu säen, um die Zwischenräume öfters behacken zu können. Krautpetersilie säet man stärker als die Wurzelpetersilie und womöglich an einen schattigen, feuchten Ort. Abgeschnitten wächst sie zwar bald wieder nach, wer aber stets junge, zarte Petersilienblätter haben will, kann in verschiedenen Zeiträumen den Sommer hindurch Samen aussäen. Im Herbste Petersilie zu säen, ist nicht anzurathen. Die

Wurzelpetersilie muß man im Herbste, noch vor dem Eintritte des Frostes, ausgraben, weil die Wurzeln, über Winters in der Erde gelassen, ihren guten Geschmack verlieren. Man schlägt sie, nachdem man vorher die größern Blätter abgenommen und die Wurzeln von der anhängenden Erde befreit hat, in einem trocknen Keller in Sand ein, jedoch so, daß das Herzblatt unberührt bleibt. Zum Samentragen wählt man gleich im Frühjahre die ansehnlichsten Wurzeln aus und pflanzt sie einen Fuß weit von einander. Die Stengel ländert man, und wenn sich der Same zu bräunen anfängt, schneidet man ihn nebst einem Theil der Stengel ab und hängt diese auf luftige Böden. Um Samen von der kraut- und krausblätterigen Petersilie zu ziehen, läßt man im Frühjahr einige Stengel der durchwinterten Pflanzen, die sich als die kräftigsten auszeichnen, stehen, und behandelt sie gleich den vorigen. Wird der Same vor Feuchtigkeit gut verwahrt, so behält er seine Keimkraft vier bis sechs Jahre. Berühmt sind die bardewiecker und erfurter Petersilienwurzeln, und in Holland und England hat man eine Spielart, deren Wurzeln bis drei Fuß lang werden.
(*William Löbe.*)

Petersilienberg, s. Mecklenburg-Strelitz und Woldegk.

PETERSILIENÖL, Oleum seminis Petroselini; bei der Destillation des Samens von Apium Petroselinum wird ein ätherisches Öl erhalten, welches sich in ein dünnflüssiges, auf Wasser schwimmendes, und ein dickflüssiges, im Wasser untersinkendes, Öl von butterartiger, krystallisirbarer Beschaffenheit scheidet. Im gemischten Zustande sind sie hellgelb, riechen und schmecken wie der Same und sind von 1,015 spec. Gewicht; sie lösen sich leicht in Alkohol, erhitzen sich mit rauchender Salpetersäure, werden von Schwefelsäure rothbraun gefärbt und geben mit den Alkalien seifenartige Gemische. In Berührung mit Wasser gehen sie schnell in ein krystallinisches Hydrat über, welches sich auch mit der Zeit aus dem Petersilienwasser abscheidet. Dieses Hydrat, welches sich aus dem schwerern Öle bildet, heißt auch Petersilienkampher, und krystallisirt in sechsseitigen Prismen und Nadeln. Wird es durch Auflösen in Weingeist und Umkrystallisiren gereinigt, so ist es fast geruchlos, schmeckt aber stark nach Petersilie, schmilzt bei 30° und erstarrt bei 21° wieder; bei 300° kocht es unter Entwickelung Husten erregender Dämpfe, ist aber nicht flüchtig, wird braun und erstarrt dann erst bei 18°. Es löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, nicht viel in flüssigen Alkalien und in Salzsäure; mit Salpetersäure erhitzt es sich und von Schwefelsäure wird es rothbraun gefärbt und aufgenommen. Es besteht nach Blanchet und Sell aus 65,13 Kohlenstoff, 6,41 Wasserstoff und 28,46 Sauerstoff, woraus diese die Formel $C_{12} H_7 O_4$ entwickelt haben.
(*Döbereiner.*)

Petersilienwein (Botanik), s. Vitis laciniosa.

PETERSILIENWEIN (Gärtnerei), auch spanischer Gutedel genannt, hat seinen Namen von dem dem Blatte der Petersilie ähnlichen Blatte. Die Petersilientraube ist die einzige, die an Reben mit zusammengesetzten Blättern wächst. Die Traube ist locker, meist ästig, hängend, in fruchtbaren Jahren dichter, einfach langstielig und zottig. Die Beeren sind rund, groß, fleischig, saftig, dünnhäutig und angenehm schmeckend. Im Ganzen ist die Cultur des Petersilienweinstocks nicht lohnend, da er nur spärlich trägt.
(*William Löbe.*)

Peter-Simons-Wein, s. Pedro Ximenes.

Petersinsel, s. Bielersee (1. Sect. 10. Bd. S. 107).

Petersinsel (St.), s. Peters (St.).

Peters-Island (St.), s. Peters (St.).

Peterskirche, s. Rom.

Peterskorn (St.), s. Triticum monococcon.

Peterskraut (St.), s. Parietaria officinalis und Succisa pratensis.

Peters-(St.), Lake, Mountains, Point, s. Peters (St.).

PETERSOHN (Karl Christoph), geboren am 10. April 1780 zu Gondelsheim, widmete sich dem Studium der Theologie, und ward 1807 Diakonus zu Karlsruhe. Im J. 1808 erhielt er eine Professur an der dritten Classe des dortigen Gymnasiums. Er starb 1819. Außer einigen Predigten und einer asketischen Schrift, Karl Edmund's Morgenfeier betitelt (Mannheim 1803) machte er sich als Pädagog vorzüglich bekannt durch eine Abhandlung über die Construction des Wissens (Mannheim 1806), durch Beiträge zur lateinischen Schulgrammatik, nach den Paragraphen der praktischen Grammatik von Bröder, nebst einer Einleitung in die teutsche Verskunst (Heidelberg 1815) und durch eine Sammlung teutscher Aufsätze zum Übersetzen ins Lateinische. Das zuletzt genannte Werk erschien zu Karlsruhe 1819, unter dem Titel: Die zwölf Monate mit ihren Blüthen und Tagen *).
(*Heinrich Döring.*)

Peterson (Lorenz und Olaf), s. Petri.

PETERSPFENNIG, Obolus Sti. Petri, ist eine der ältesten polnisch-schlesischen Münzen, welche die damaligen Regenten mit den Ständen gemeinschaftlich schlagen ließen, um solche als eine Steuer dem Papste zu zahlen. Diese Gepräge waren von schlechtem Silber, und obgleich nicht ganz von einerlei Größe, so sind sie doch von einem solchen Gewichte, daß sechs Stück ungefähr den Werth eines Silbergroschens ausmachten. Ihr Gepräge auf dem Averse besteht aus dem die Flügel ausbreitenden Adler mit einer auf der Brust habenden, einem liegenden Halbmond ähnlichen, in der Mitte mit einem Punkte versehenen Binde. Auf dem Reverse ist der heilige Petrus in halber Figur, in der Linken den Schlüssel in die Höhe haltend, mit der Rechten auf denselben zeigend, abgebildet.

Folgender geschichtlicher Vorfall gab zur Entstehung des sogenannten Peterspfennigs die Veranlassung. König Kasimir I. von Polen (regierte vom Jahre 1041—1059), welchem auch ein Theil vom jetzigen Schlesien mit gehörte, befand sich noch unter der Vormundschaft seiner

*) Vergl. Th. Hartleben's statistisches Gemälde von Karlsruhe. (Karlsruhe 1816.) Anhang S. 64. Meusel's gel. Teutschland. 15. Bd. S. 25. 19. Bd. S. 97.

Mutter Rixa, welche Letztere sich wegen der vielfach ausgeübten Grausamkeiten den Haß der Polen zugezogen hatte, in Folge dessen sie mit ihrem minderjährigen Sohne vertrieben ward, worauf Beide nach Frankreich gingen und der Letztere in der Abtei Clugny Mönch wurde. Seitdem fehlte es in Polen an einer ordentlichen und kräftigen Regierung, der Herzog Maslaus riß die Zügel derselben an sich, die Böhmen fielen in das Land ein und schleppten viele Beute nebst dem Körper des heiligen Adelbert aus demselben fort. In dieser großen Bedrängniß wünschten die Polen Kasimir I. als ihren König zurück, und mit dessen Übereinstimmung suchten sie bei dem Papste Benedict IX. nach, ihnen denselben unter Dispensation, daß er sich vermählen dürfe, zurückzugeben, auf daß er wieder ihr König werde. Da nun aber derselbe bereits die heilige Weihe empfangen hatte, so setzte man der Bitte der Polen Anfangs große Schwierigkeiten entgegen. Indessen verstand sich endlich auch der Papst, dem Nachsuchen der Polen, jedoch nur unter der Bedingung entsprechen zu wollen, wenn man ihm von jedem einzelnen Unterthanen, von denen nur die adeligen und geistlichen Personen ausgenommen sein sollten, einen damaligen Heller, der den Namen Peterspfennig erhielt, als eine fortdauernde jährliche Steuer entrichten würde, und da die Polen dies versprochen hatten, wurde vom Papste die Bitte gewährt [1]). Indessen sind über dieses Ereigniß Zweifel erhoben worden, weil schon zur Zeit des Königs Boleslaus, der vom Jahre 999—1025 regierte, einer von Seiten der Polen nach Rom gesandten Steuer gedacht werde [2]). Soviel ist unbestritten, daß die von Seiten Polens und Schlesiens als Steuer nach Rom gesandten Peterspfennige dazu dienen sollten, die Kosten einer in der großen Peterskirche daselbst zu errichtenden immer brennenden Lampe zu bestreiten [3]). Nachdem die Peterspfennige längst aufgehört hatten als ein Tribut nach Rom zu wandern, kamen sie durch Aberglauben nochmals in Gebrauch, indem man sie [4]) den gebährenden Frauen an ein Bein befestigte, in dem Wahne, daß der auf diesen Münzen abgebildete Löseschlüssel Petri die Geburt erleichtere!

(*K. Pässler.*)

Petersschlüssel (St.), s. Primula veris und Petrus der Apostel.

Petersstadt (St.), s. Brazlaw.

PETERSTHAL (St.), oder Valserthal; enges, aber mit vorzüglichen Viehweiden besetztes Alpenthal, wo auch noch Sommerfrüchte, Kartoffeln, Gerste und Hafer, hingegen außer einigen Erlen nur noch Nadelhölzer gedeihen, im Hochgerichte Lugnetz des obern Bundes im eidgenössischen Canton Graubündten. Es wird von dem Valserbach, oder Valserrhein durchströmt, der sich mit einem andern Gletscherbache, welcher aus dem Brinthale (der südwestlichen Fortsetzung des Lugnetzthales) kommt, und auch Rhein genannt wird, vereinigt, und den Glenner bildet, der bei Ilanz in den Vorderrhein fällt. Das St. Petersthal ist die südöstliche Fortsetzung des Lugnetzthales; es zieht sich gegen die hohe, mit prachtvollen Gletschern bedeckte Gebirgskette hinauf, durch welche es vom Rheinwald, wo der Hinterrhein seinen Ursprung nimmt, getrennt ist. Zwischen dieser Kette theilt es sich noch in einige kleine Thälchen, von denen sich das Peil- und das Zavreilathal besonders durch kräuterreiche Weiden auszeichnen. Durch das Peilthal führt ein, jedoch nur im Sommer gangbarer, Weg, der auch für Pferde gebraucht wird, über den Valserberg, an dem 10,220 Fuß hohen Zaporthorn vorbei, nach Hinterreihn und Splügen. Der höchste Punkt dieses Weges ist 7800 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Das sogenannte Gletschersalz (schwefelsaure Talkerde) findet sich in den zum Hochgerichte Lugnetz gehörigen Thälern in sehr großer Menge. Das St. Petersthal enthält ungefähr 1000 katholische Einwohner, die von Alpenwirthschaft leben. Die Wohnungen sind meist sehr zerstreut, und werden in fünf sogenannte Nachbarschaften eingetheilt. Der Hauptort heißt St. Peter oder Platz, auch Vals am Platze, ein großes Pfarrdorf, welches rings um einen großen Platz gebaut ist, auf welchem die Gemeinde des Thales gehalten wird. Es liegt auf einer, mit steilen Abhängen umgebenen, ungefähr eine Viertelstunde langen und 200—300 Schritte breiten Fläche, 3870 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Seinen Namen St. Peter hat es von dem Schutzheiligen der Kirche. Die Einwohner, ein sehr rüstiger, kräftiger Stamm, sprechen teutsch, während im übrigen Lugnetz die romanische Sprache herrscht. Das Thal scheint daher vom Rheinwaldthale her, seine Bevölkerung über die Gebirge erhalten zu haben, in sofern nicht durch unbekannte Ereignisse eine teutsche Schar in dieses hochgelegene und abgesonderte Alpenthal von nördlicher Seite her getrieben worden ist, z. B. bei der Unterjochung der Alemannen durch die Franken. Durch die furchtbaren Überschwemmungen, welche den 27. Aug. 1834 einen großen Theil des Alpengebirges trafen, hat auch Vals schrecklich gelitten. (Vergl. d. Art. Peccia.) Das Thal enthält auch einige mineralische Quellen, von welchen eine, in der Mitte desselben, mit dem Schlangenbad im Nassauischen oder mit dem Weißenburgerbad im Canton Bern Ähnlichkeit haben soll. Die Temperatur ist die nämliche wie bei der Quelle zu Pfeffers. Indessen fehlt es noch an zuverlässigen chemischen Analysen. Ehemals war bei derselben ein Badehaus, das aber schon lange nicht mehr existirt.

(*Escher.*)

PETERSTHALER werden im Allgemeinen diejenigen größern Silbermünzen genannt, auf welchen der Apostel Petrus abgebildet worden ist. Man hat dergleichen unter andern von den Päpsten Clemens VII., Alexander VIII., Benedict XIV., von den Kurfürsten von Trier und Cöln, von den Erzbischöfen von Bremen ꝛc.; allein zwei dergleichen, und zwar der eine vom Papst Innocenz XII. und dem Bischof Erich von Osnabrück, verdienen wegen der Schönheit und Seltenheit eine besondere Beschreibung:

1) Av. INNOCEN.tius XII. P.ontifex M.axi-

1) *S. Sarnitii* Annal. Polon. Lib. II. p. 67. *J. D. Dlugossi* seu *Longini* histor. Polon. Lib. III. p. 205. 2) *Ditmarus Merseburgensis*, Chronic. Lib. VI. p. 176. (edit. *Mader.*) 3) *Cromerus* rerum Polonic. Lib. VII. 4) *J. C. Kundmann* Numi singulares. p. 125.

mus A. nno VIII. (das achte Regierungsjahr dieses Papstes war 1698.) Das Brustbild desselben, darunter S. anctus VRBA. nus OP. pidi. (Scil: Protector) Rev. GRATIA. VOBIS. ET. PAX. MVLTIPLICETVR. Der stehende Apostel Petrus, die Schlüssel in der Linken haltend, den vor ihm auf der Erde liegenden Personen den Segen ertheilend. Im Abschnitte: S. anctus V. rbanus O. ppidi P. rotector. und bei dem kleinen Wappen des Cardinals Farsetti die Jahrzahl: 1698.

2) Av. ERIC. us EP. iscopus OSNA. brugenis PA. derbornensis DUX. (scil. Brunsvigo-Lüneburgensis.) Das behelmte Wappen und die Jahrzahl: 1524. Rev. VERBVM DEI MANET IN AETERNVM als Umschrift mit vier in dieselbe eingeschlossenen Wappenschildern. Das Brustbild des in der Rechten die Schlüssel und in der Linken das Buch haltenden Apostels Petrus. (*K. Pässler.*)

PETERSWALD, slaw. PETRWALD. 1) Eine fürst-erzbischöfliche olmützer Lehenherrschaft im nordöstlichsten Theile des prerauer Kreises des Markgrafthums Mähren, am rechten Oderufer im sogenannten Kuhländchen gelegen, mit einem Flächenraume von 7020 Jochen, der mit Ausnahme einiger unbedeutenden Hügel durchaus eben ist. Diese Herrschaft hat ein eigenes Wirthschafts-Oberamt, die Justiz wird vom Magistrat der Stadt Braunsberg verwaltet; die Bevölkerung beträgt 3690 Seelen, die mit Ausnahme der teutschen Ansiedler in Rosenthal Slawen sind und sich sämmtlich, bis auf 19 Juden in Groß-Peterswald, zur katholischen Kirche bekennen, in 8 Dörfern mit 515 Häusern wohnen und nebst dem Ackerbaue auch Viehzucht treiben. Der tragbare Boden, welcher minder ergiebig ist, da er viel durch Nässe leidet, enthält 3635 Joch 432¹/₆ □ Klaftern unterthäniger und 1125 J. 743⁵/₆ □ Kl. obrigkeitlicher Äcker, 698 J. 10⁴/₆ □ Kl. unterth. und 270 J. 283⁵/₆ □ Kl. obrigk. Wiesen und Gärten, 588 J. 820¹/₆ □ Kl. obrigk. und 150 J. 1360¹/₆ □ Kl. unterth. Waldungen und 428 J. 70³/₆ □ Kl. unterth. und 124 J. 15 □ Kl. obrigk. Hutweiden. Der Viehstand begreift 523 Pferde, 1289 Kühe, 1504 Schafe, welcher zum Theil auf den vortrefflichen Oderwiesen eine sehr reichliche und fette Nahrung findet. Außer dem Ackerbaue und der Viehzucht treiben die Einwohner auch einige städtische Handwerke, und einige Obstbaum- und Bienenzucht. Gebaut werden etwas Weizen und Gerste, meist aber Roggen, Hafer, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Klee. Die Jagd liefert Hasen, Rephühner und zur Herbstzeit auch Waldschnepfen. Auf dem Gebiete dieser Herrschaft bestehen übrigens eine Pfarre, zwei Localien, drei Kirchen, drei Kapellen, drei Schulen, drei Meierhöfe, eine Armenanstalt, ein von der Obrigkeit besoldeter Wundarzt und vier Hebammen. Peterswald ist das Stammgut des alten und sehr begüterten, aber im J. 1763 in Mähren ausgestorbenen Geschlechtes Peterswaldsky (s. d. Art.) von Peterswald, das er bis in das 17. Jahrh. als ein bischöfliches Lehen besaß. 2) Groß-Peterswald, slaw. welky Petrwald, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges Dorf im prerauer Kreise Mährens, mit 93 Häusern und 633 slawischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme einer einzigen jüdischen Familie, sämmtlich Katholiken sind, einem alten Schlosse, in dem der Rittersaal und ein treffliches Trinkwasser liefernde Wasserleitung zu bemerken sind. 3) Ein großes Dorf im westlichen Theile des teschener Kreises, im österreichischen Herzogthume Schlesien, eine Stunde nordostwärts von Mährisch-Ostrau entfernt, in sanft gebirgiger Gegend gelegen, mit 944 slawischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft ernähren. 4) Eine zur gräflich Berchtoldschen Herrschaft Buchlau gehörige neue Ansiedelung im hradischer Kreise des Markgrafthums Mähren im Marsgebirge (Marsowa hora) im Walde gelegen, nach Wellehrad eingepfarrt, 3¹/₂ Stunden von hungarisch Hradisch entfernt, mit einer Glashütte, einer kleinen Kapelle, einem Bier- und Branntweinhause. Die Bewohner nähren sich theils von der Glashütte und der Holzwirthschaft, und theils vom Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

PETERSWALDAU. 1) P., großes, fast stadtähnliches Dorf im preußisch-schlesischen Regierungsbezirke Breslau. Es liegt, ¹/₂ Meile von seiner Kreisstadt Reichenbach entfernt, am Eulgebirge, welches zum Theil dem Grafen von Stolberg-Wernigerode gehört, in einer herrlichen Gegend, welche selbst Friedrich der Große, als er, auf einer Bank des reichenbacher Walles ruhend, auf die Gegend von Peterswaldau und Schweidnitz hinblickte, für die schönste Aussicht in seinen Staaten erklärte *), und hat jetzt eine evangelische und eine katholische Kirche, welche letztere am 8. März 1654 von dem Grafen Ernst von Gellhorn, dem Peterswaldau damals gehörte, den Evangelischen entrissen wurde, zwei Pfarr- und zwei Schulhäuser, ein weithin sichtbares, schönes Schloß mit weitläufigen Parkanlagen, 1090 Häuser und 6828 Einwohner, welche sich, wie dies auch auf den benachbarten Dörfern der Fall ist, hauptsächlich mit der Verfertigung leinener und wollener Zeuche beschäftigen. Diesem letzteren Nahrungszweige verdankt Peterswaldau vorzüglich seinen Wohlstand und den großen Anwachs seiner Bewohner, unter welchen sich jetzt auch viele Herrnhuter befinden. Denn im J. 1785 zählte Peterswaldau in 233 Häusern nur 2887 Einwohner, nämlich 66 Bauern, 84 Gärtner und 2727 Häusler und Gewerbtreibende. Im J. 1740 gehörte Peterswaldau, welches 1736 von einer fürchterlichen Feuersbrunst so zerstört worden war, daß man 1756 noch über 20 wüste Stellen zählte, einem Grafen Promnitz auf Sorau, dessen Sohn es an die Familie der Grafen von Stolberg-Wernigerode veräußerte, in deren Besitz es noch ist. 2) P., Dorf im Kreise Sagan, von welcher Stadt es 2¹/₂ Meilen entfernt ist, mit einer katholischen Filialkirche, einem Pfarr- und einem Schulhause, einem Vorwerk und 250 Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERSWALDE, PETERWALD, auch PETERSWALDA, ein zur Allodialherrschaft Schönwald gehöriges großes Dorf, im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, auf der Höhe des Erzgebirges, an der von Prag nach Dresden führenden Straße, unfern der

*) Vergl. Schlesierbuch ꝛc. (Liegnitz 1825.) Diesem haben wir die erstgegebene Häuser- und Einwohnerzahl entnommen, zweifeln aber nicht, daß sie jetzt sich weit höher belaufen mag.

sächsischen Grenze, eine Stunde lang und bis an die Grenze ausgedehnt, mit 375 Häusern, 2242 teutschen Einwohnern, einer katholischen Pfarre, welche von zwei Priestern versehen wird und im J. 1783 unter Kaiser Joseph II. gegründet wurde, einer im J. 1793 auf Kosten des Religionsfonds neu erbauten katholischen Kirche, einer Schule ꝛc. Nicht fern von diesem Dorfe liegt der sächsische Badeort Johann-Georgsbad. (*G. F. Schreiner.*)

PETERSWALDER KNÖPFE (von Peterswalde in Böhmen) sind gegossene Kleiderknöpfe aus Messing oder einer messingähnlichen Metallmischung, zum Gebrauche des Landvolkes. Sie werden geschliffen, pungirt, gerändelt, gefirnißt oder mit kalter Versilberung angerieben, und machen einen bedeutenden Handelsartikel aus. (*Karmarsch.*)

PETERSWALDSKY von Peterswald, ein im J. 1763 im Mannsstamme erloschenes mährisches Freiherrngeschlecht, dessen Stammhaus das im prerauer Kreise, zwei Stunden nördlich von Hochwald, belegene Gut Groß-Peterswald gewesen ist. Zu solchem Gute, dem Bisthum Olmütz lehnbar, gehörten außer dem Kirchdorfe und Rittersitze Groß-Peterswald, die Dörfer Klein-Peterswald und Koschatka. Hans Peterswaldsky, Ritter, der 1532 als Besitzer von Groß-Peterswald genannt wird, starb 1540; ihm folgten in des Gutes Besitz die Gebrüder Johann der Jüngere, Bernhard und Getrzich Peterswaldsky. Getrzich's Sohn Johann V. erbte von seinem kinderlosen Oheime Johann IV. die Herrschaft Ratschitz, brünner Kreises, welche dieser von den Haugwitzen an sich gebracht, erkaufte auch 1616 die ausgedehnte Herrschaft Goldenstein, olmützer Kreises, büßte aber seine Mitschuld an der Empörung von 1618 durch den Verlust von Goldenstein, Ratschitz und Peterswald. Goldenstein, zu 200,000 Thlr. mährisch geschätzt, wurde an den Fürsten Karl von Liechtenstein verschenkt, Ratschitz an Karl von Willingen um 80,000 Thlr. verkauft. Johann Peterswaldsky, Freiherr, war noch vor der Untersuchung gestorben. Den schweren Güterverlust ersetzte einigermaßen seines Sohnes Bernhard Dietrich (Diwisch) Heirath mit Kunegunden von Zastrzizl, der Erbin der reichen Herrschaft Buchlau, hradischer Kreises, um 1630. Dieser, k. k. Rath, Landrechtsbeisitzer und Lehenhofrichter in Mähren, erkaufte Strzilek, vor 1641, und hinterließ besagtes Gut, gleichwie Buchlau seinem Sohne Hans Sigmund, der seit 1650 mit der Gräfin Anna Maria von Sereny vermählt, im J. 1685 Unter-Mosstienitz, hradischer Kreises, um 48,000 Fl. erkaufte und 1688 starb. Seine Söhne Amand (Milota) und Johann Dietrich, theilten am 25. Januar 1692, dergestalt, daß der jüngere Bruder, Johann Dietrich, Buchlau erhielt. Derselbe erkaufte, von 1700 ab, das schöne, neue Schloß Buchlowitz, nach Wolny's Meinung, um seiner Gemahlin, der Gräfin Agnes Eleonora von Colonna, den Verlust der schönen italienischen Heimath minder empfindlich zu machen*), erkaufte auch am 1. Aug. 1715 um 630,000 Fl. und 1000 Dukaten Schlüsselgeld die große Herrschaft Tobitschau, olmützer Kreises. Er starb 1734. Von seinen beiden Söhnen wurde der jüngere, Amand Anton, durch seines Oheims Amand letzten Willen, vom 1. Mai 1724, zum Besitze von Strzilek und Unter-Mosstienitz berufen. Er vergrößerte diese Herrschaft durch den Ankauf von Szetechowitz (9. Mai 1739, um 28,000 Fl.), erkaufte 1753 um 164,000 Fl. die Herrschaft Prerau, des gleichnamigen Kreises, er brachte auch 1740—1760 mit einem Aufwande von beinahe 80,000 Fl. den berühmten Friedhof in Strzilek, mit den vielen Sculpturen und Bildhauerarbeiten zu Stande. Durch Testament vom 18. März 1762 gab Amand Anton Tobitschau, Prerau und Strzilek an seines ältern Bruders Sohn, Bernhard Johann, unter der Verpflichtung, den unternommenen großartigen Bau der Pfarrkirche in Strzilek zu vollenden. Dieses älterer Bruder, Siegmund Karl Gustav Freiherr Peterswaldsky, vermählt mit der Gräfin Gabriele von Schrattenbach, war im März 1751 gestorben. Der ihn überlebende, minderjährige Sohn folgte dem Vater in dem Besitze der Herrschaft Buchlau, erbte nicht minder des Oheims ausgedehnte Besitzungen, sollte jedoch nur kurze Zeit solchen Reichthums sich erfreuen. Es ist nämlich der Freiherr Bernhard Johann Peterswaldsky in der Blüthe des Alters, unvermählt den 15. Mai 1763 verstorben. Ihn beerbten seine Schwestern, Maria Theresia, an einen von Ottislaw, und nachmals als Witwe an den Grafen Prosper Anton von Berchtold verheirathet, und Eleonore, Freiin Peterswaldsky, nur daß Tobitschau in Folge einer frühern Substitution an den Grafen Joseph von Künburg gelangte. In der erbschaftlichen Taxe wurde die Herrschaft Buchlau zu 290,000, die Schloßbibliothek zu 6000 Fl. gewürdigt. (*v. Stramberg.*)

*) Wolny scheint der Colonna von Fels, auf Groß-Strelitz in dem Fürstenthum Oppeln, uneingedenk gewesen zu sein.

Peter u. Paul, s. hinter d. Art. Petrus der Apostel.

PETERVASAR (Br. 48° 0′ 54″, Länge 37° 46′ 56″), Marktflecken mit einem Schlosse in dem zur österreichisch-ungarischen heveser Gespanschaft gehörigen Bezirk Metra, liegt an der Tarna und hat ein Schloß. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERWARDEIN (Peter- [Petri-] Varadin, Peter-Waradein, lat. Acuminium, Petervaradinum, Peterwaradinum, Petropolis, Petro-Varadinum, ungarisch Peter-Varad, Petrowar), Stadt in dem zur slawonischen Militairgrenze gehörigen peterwardeiner Regiment, welches das ehemalige Herzogthum Syrmien umfaßt, ein Areal von 56⅓ □Meilen und in drei Städten, einem Marktflecken, einer Festung und 61 Dörfern nahe an 100,000 Einwohner enthält. Die Stadt Peterwardein liegt zwischen der Sau und Drau unter 45° 15′ 30″ nördl. Br. und 37° 32′ 26″ östl. L. (45° 26′ Br., 19° 37′ östl. L. n. d. Merid. v. Gr.), 13 Meilen von Belgrad entfernt, am linken Ufer der Donau, über welche hier eine 360 Schritte lange Schiffbrücke führt, ist, stark durch die obere, auf einem steilen Felsen und dicht an der Donau liegende, sowie durch die untere Festung und ein Hornwerk vertheidigt, der Sitz des slawonischen Generalcommando's, des Militairappellationsgerichts für sämmtliche Grenzer und eines judicii delegati mixti, und zählt mit seinen beiden Vorstädten und dem Dorfe Bukowetz

eine katholische und eine griechische Kirche, eine griechische Kapelle, ein Hospital, ein Zeughaus, drei Normalschulen, eine illyrische Schule, 930 Häuser und gegen 4000 größtentheils teutsche Einwohner, unter welchen sich nach Hassel 5 Kaufleute, 13 Krämer, 87 Handwerker und 32 Wirthe befinden. Im J. 1688 gingen die Türken hier über die Donau, die Kaiserlichen sprengten in demselben Jahre die Festungswerke in die Luft und bald darauf legten die Türken die Stadt in Asche. Im Frieden von Passarowitz blieb Peterwardein dem Kaiser und am 5. Aug. 1716 erfocht hier Eugen einen glänzenden Sieg (s. den folg. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PETERWARDEIN (Schlacht bei, am 5. August 1716). Unter des türkischen Sultans Ahmed III. Regierung war es die erste Sorge seines 1713 vom Kaimakam Pascha [1]) zum Großwessir erhobenen Günstlings Ali's von Nicäa, den Krieg mit Rußland durch einen noch in diesem Jahre am 24. Juni zu Adrianopel geschlossenen Frieden zu beendigen, um hierauf mit ungetheilter Macht über die Venetianer herfallen zu können und ihnen die an sie während eines 24jährigen Kampfes im verwichenen Jahrhunderte verlorenen, wie auch im Frieden zu Carlowitz am 26. Jan. 1699 förmlich abgetretenen Provinzen, Morea und einen Theil von Dalmatien, wieder zu entreißen. Daher erklärte die Pforte der Republik Venedig am 9. Dec. 1714 unter nichtigen Vorwänden den Krieg und ließ im folgenden Jahre unter dem Großwessir ein Heer von 150,000 Mann gegen Morea aufbrechen, mit dem dieser durch Übermacht und der Griechen Verrath begünstigt binnen 101 Tagen die ganze Halbinsel von Neuem dem türkischen Scepter unterwarf. Um sich gegen Venedigs früheren Bundesgenossen, den teutschen Kaiser, sicher zu stellen, hatte Ahmed gleich bei Eröffnung des Feldzugs seinen Muteferrika [2]) Ibrahim mit einem Schreiben des Großwessirs an den Prinzen Eugen von Savoyen nach Wien gesendet, in welchem die Hoffnung ausgesprochen war, der kaiserliche Hof werde auch in diesem Kriege, wie in dem letzten gegen Rußland, keine Partei ergreifen, was jedoch keinen andern Erfolg hatte, als daß der Prinz erst nach vier Monaten eine ausweichende Antwort ertheilte, des wesentlichen Inhalts, daß Kaiser Karl VI. gern erbötig sei, als Vermittler der Streitigkeiten zwischen Venedig und der Pforte aufzutreten. Letztere inzwischen übermüthig geworden durch die Erfolge ihrer Waffen nicht nur gegen Morea, sondern auch im mittelländischen Meere, wo der Kapudan Pascha [3]) Dschanüm Chodscha die Inseln Tine (Istendil) und Egina erobert hatte, würdigte jenes Anerbieten nicht einmal einer Erwiederung, worauf der Kaiser nicht ohne Widerstreben, weil er einen neuen Krieg scheute, und nach längern Verhandlungen mit Venedig, welches in die ihm gestellten Bedingungen nicht willigen wollte, zuletzt auf dringende Anmahnung des Papstes mit der Republik am 1. April 1716 ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß, und Eugen in einem Schreiben vom 13. auf die Wiederherstellung des carlowitzer Friedens und die Vergütung des jener bisher zugefügten Schadens drang. Zugleich kündigte er, da alle auf eine Vermittelung gerichtete Vorstellungen des kaiserlichen Residenten zu Constantinopel, Fleischmann, unbeachtet geblieben, dessen Abberufung an. Diese Sprache beleidigte den Hochmuth des Großwessirs auf das Äußerste. Die mit leichter Mühe auf Morea erfochtenen Siege hatten in ihm die Einbildung erzeugt, daß ihm ebenso das Talent des Feldherrn wie das von ihm jedenfalls bisher besser bewährte des Staatsmannes beiwohne, und so hielt er sich für berufen, auch gegen die von ihm schon länger im Stillen begrollten Teutschen den alten Glanz der türkischen Waffen wiederherzustellen. Noch mehr bestärkte ihn darin sein abergläubisches Gemüth. Die Zeichen des Himmels hatten ihm früher die Eroberung Morea's zugesagt und waren in Erfüllung gegangen; jetzt fragte er sie wieder, und da sie sich günstig ausgesprochen, so baute er darauf. Später, nachdem ihn Ehrgeiz und Verblendung dem Tode zugeführt, gab man seinem Vertrauten Laalisade Efendi Schuld, ihm aus einem Traume wahrgesagt zu haben, er werde noch im laufenden Jahre das Bairamsfest zu Ofen feiern. Nun wandte er seinen unumschränkten Einfluß auf den sonst staatsklugen, damals aber durch Üppigkeit schon erschlafften Sultan an, um ihn in seinem Sinne aufzureizen, und in einer auf dessen Befehl gehaltenen Rathsversammlung, welcher die ersten Würdenträger des Reichs und Kriegsbefehlshaber beiwohnten, wurde ein von dem Großwessir eigenhändig aufgesetztes Manifest abgelesen, worin erörtert, daß der carlowitzer Friede den teutschen Kaiser nicht verpflichte, Venedig beizustehen und diesem als Friedensbrecher der Krieg zu erklären sei. Er unterstützte diese Ansicht mit der ihm eignen Beredsamkeit und in einem in Gegenwart des Sultans nochmals versammelten Rathe wurde beschlossen, mit einem Heere von gleicher Stärke, wie das ein Jahr vorher nach Morea ziehende, gegen Belgrad aufzubrechen. Vor dem Abmarsche wurde noch dem kaiserlichen Residenten ein von dem Großwessir in den leidenschaftlichsten und gröbsten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben auf die Eröffnungen des Prinzen Eugen übergeben, welches eine förmliche Kriegserklärung enthielt und mit den Worten schloß: „Es ist kein Zweifel, daß das von beiden Seiten zu vergießende Blut nicht nur über Euch, sondern auch über euere Kinder und Kindeskinder Fluch und Untergang bringen wird. Das Verderben komme über euren Hals!" Auch wurde der Resident Fleischmann bei dem Heere nach Belgrad mitgeführt, weil die Kaiserlichen im letzten Kriege den türkischen Gesandten Sulhikar in Komorn eingesperrt hatten. In Belgrad angekommen, hielt der Großwessir einen Kriegsrath, in welchem die Hauptfrage, ob man sich nach Temeswar (damals noch im Besitze der Türken) oder Peterwardein wenden und letzteres belagern solle? Der Beglerbeg von Rumili, Ahmedpascha mit dem Beinamen Ssari (der Gelbe), bestand darauf, gegen Peterwardein zu ziehen, weil er einen Marsch nach Temeswar wegen der vielen bis dahin im Banate zu übersetzenden Flüsse und

1) Kaimakam Pascha, der Stellvertreter des Großwessirs bei dessen Abwesenheit von Constantinopel. 2) Muteferrika, ein Hof- oder Staatsfourier; die mit dieser Würde Bekleideten wurden damals zu diplomatischen Sendungen gebraucht. 3) Kapudan Pascha, Großadmiral.

Sümpfe für zu bedenklich hielt; auch mochte ihm dabei wol die Erinnerung an die Niederlage in jener Gegend (bei Zentha an der Theiß, wo Prinz Eugen die Türken am 11. September 1697 geschlagen) noch vorschweben. Der Großwessir hielt seine Meinung noch zurück, um sie vor Kundschaftern zu bewahren, aber er hatte sich derselben Ansicht hingegeben und von nun an lenkte Csari-Ahmed fast alle fernere Operationen. Gegen Ende des Juli waren die aufzubringenden Truppen bei Belgrad zusammengekommen. Sie bestanden aus 40,000 Janitscharen, 30,000 Sipahis, 10,000 Tataren, 70,000 Wlachen, Arnauten und Ägyptern; aber zur nämlichen Zeit standen auch schon die Kaiserlichen in und bei Peterwardein gerüstet. Seit dem Frühjahre war auf der Donau eine große Menge von Kriegsbedürfnissen jeder Art bis an die türkische Grenze hinuntergeschifft worden; die schon vorher in Ungarn gestandenen kaiserlichen Truppen hatten Verstärkungen durch andere aus Teutschland, welche in dem 1714 beendigten spanischen Successionskriege unter dem Prinzen Eugen Erfahrung und Ruhm erworben, erhalten; dieser wiederum zum Generalissimus gegen die Türken ernannt hatte am 9. Juli zu Futak (am linken Donauufer zwei teutsche Meilen westlich von Peterwardein) sein Hauptquartier aufgeschlagen, um Alles zum bevorstehenden Feldzuge in Bereitschaft zu stellen, und gegen den August waren dort etwa 41,000 Mann Fußvolk und 22,000 Mann Reiterei in 187 Schwadronen und 72 Bataillonen mit einer zahlreichen Artillerie versammelt.

Der Großwessir ließ nun über die zwischen Belgrad und Semlin in die Donau mündende Sava Brücken schlagen, über welche das türkische Heer vom 26. Juli an drei Tage lang und hierauf am linken Donauufer weiter fortzog, das erste Marschlager zwischen Alt- und Neubanowze, das zweite bei Szlankament, ein drittes hinter Carlowitz (eine teutsche Meile von Peterwardein) nehmend, wo es am 1. August anlangte. Der Großwessir war sehr geneigt, den Feind unverzüglich zur Annahme einer Schlacht zu nöthigen und ließ sich nur durch die Vorstellung Csari-Ahmed's davon abbringen, daß dafür das noch nicht herangekommene Geschütz vorerst abgewartet werden müsse; doch traf an jenem Tage Kurd Muhammed Pascha, der an der Spitze eines starken Reitercorps dem Gros des Heeres vorausgegangen, und vom Großwessir befehligt war, die Feindseligkeiten zu eröffnen, mit einem kaiserlichen, unter dem General-Feldmarschall Grafen Palffy zur Recognoscirung vorgeschickten Reitercorps zwischen Carlowitz und Peterwardein zusammen. Die Kaiserlichen, auf einen mit Gräben und Hohlwegen sehr durchschnittenen Boden gerathen, wurden von der ebenso kühnen als viel gewandteren und sehr überlegenen türkischen Reiterei bald fast ganz umzingelt. Nur mit Mühe konnten sie sich durchschlagen und am Abend den Rückzug bis Peterwardein noch bewerkstelligen. Dies gelang nur dadurch, daß die teutsche Reiterei noch möglichst zusammenhielt und, sobald sie günstiges Terrain fand, um sich wieder zu setzen, die wiederholten ungestümen Angriffe mit Carabinerfeuer abwehrte. Doch war der Verlust der Kaiserlichen an Todten und Verwundeten bedeutend, auch geriethen 700 Mann in Gefangenschaft. Am 2. fingen die Türken an, ein stehendes Lager auf einem vor Carlowitz gelegenen und 1½ Stunde von Peterwardein entfernten erhabenen Plateau zu beziehen, und, nachdem sie am 3. Morgens damit zu Stande gekommen, wurde vor dem Zelte des Großwessirs die heilige Fahne aufgepflanzt. Am Tage vorher hatte auch Eugen ein in der Richtung gegen Carlowitz der Festung Peterwardein vorliegendes weit ausgedehntes Retranchement, was von Caprara im J. 1694 mit glücklichem Erfolge gegen die Türken vertheidigt worden war, besetzen lassen. Schon am 3. rückte die türkische Reiterei vor, wahrscheinlich einen Angriff erwartend; nach drei Stunden befahl aber der Großwessir wieder abzusitzen und mit Einbrechen der Nacht eine Art von Laufgräben gegen das Retranchement anzulegen, die aus mehren in unregelmäßigen Linien vor einander ausgeworfenen Gruben mit Erdwällen bestanden, auf welchen eine große Menge von Fähnlein wehten, die dem Ganzen ein imposantes Ansehen gaben. Am 4. ließ der Großwessir eine noch viel größere Anzahl Truppen ausrücken, ohne von seiner Übermacht Gebrauch zu machen, und da abermals kein Angriff von Seiten der Kaiserlichen erfolgte, Alles wieder in die Zelte zurückgehen. Er folgte hierbei dem Rathe des unentschlossenen Csari-Ahmed; derselbe leitete auch die Arbeiten an den Approschen. Inzwischen war am 3. gegen Mittag ein Türke, einst von den Kaiserlichen gefangen, dann Sklave des Prinzen Eugen und von ihm wieder freigelassen, mit einer weißen Fahne bei den Vorposten angekommen. Er gab einen Brief an den Commandanten von Peterwardein ab, des Inhalts: „Gib dem erhabenen Sultan den Platz wieder, den dein Herr ihm ungerechter Weise vorenthält. Thust du dies, so sollst du und dein Kriegsvolk mit Allem, was euch gehört, frei herausgehen. Widersetzest du dich, so wisse, daß du keinen Pardon erhalten, sondern mit der ganzen Besatzung gehenkt werden wirst." Eugen strafte dieses insolente Ansinnen nur mit Verachtung, indem er den Türken ohne Antwort zurückschickte. Es war bei ihm schon beschlossen, dem Feinde, wo möglich, mit dem Angriffe zuvorzukommen, doch berieth er sich darüber noch am 3. mit seinen Generalen. Einige stimmten dafür, alle Truppen über die Donau wieder zurückzuziehen. Sie fürchteten bei der Überlegenheit der Türken und da die Hälfte der Reiterei, sowie sechs Bataillone unter dem Prinzen Alexander von Würtemberg bei Futak noch zurück waren, die Gefahr eines plötzlichen Überfalls und trauten auch, wenn ein solcher erfolgte, der Treue der ungarischen Regimenter nicht. Andere meinten, man müsse sich auf die Vertheidigung von Peterwardein allein oder in der Verbindung mit dem Retranchement beschränken, deren Besatzung immer durch frische Truppen wieder abgelöst werden könne; so hofften sie die Türken zu ermüden und sie zuletzt zu nöthigen, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Doch Eugen hielt es für feig, sich nicht im offenen Felde zu schlagen gegen einen Feind, der gekommen war, um ihn aufzusuchen; er glaubte das Heer, wenn er es auf eine langwierige Belagerung ankommen ließe, auf die Dauer zu entmuthigen und wollte den kampflustigen Geist, der es grade jetzt be-

seelte, nicht unbenutzt lassen. Daher gab er am 4. eine nach der damaligen Weise sehr weitläufig abgefaßte Schlachtdisposition zum 5. von 31 Punkten, in welcher nicht nur die Aufstellung der Truppen in und neben dem Retranchement, sondern auch die Angriffsbewegungen und, wie diese auf einander zu folgen hätten, im Detail vorgeschrieben waren, doch aber mit den noch beigefügten Schlußworten: „Wann Gott der Allmächtige, wie zu hoffen steht, die Gnade haben sollte, den Feind zu poussiren, so ist förderſamst dahin zu trachten, daß alle Confusion gehindert, auch die erste beste Höhe occupirt werde, um weiter zu sehen, was zu thun sei. Man zweifelt nicht, es werden die Herren Generale schon selbsten verstehen, wie sie zu marschiren und einer den andern zu souteniren hat."

Am 4. gegen Abend begannen die in Futak noch gestandenen sechs Bataillone unter dem Prinzen von Württemberg auf zwei schon früher geschlagenen Schiffbrücken über die Donau zu defiliren. Die Reiterei folgte, wurde aber während der Nacht aufgehalten, da die Türken oberhalb einige Schiffmühlen losgelassen, welche die Schiffbrücken zersprengten. Der großen Thätigkeit des Chefs der Artillerie, Grafen von Löffelholz, gelang es zwar, sie wieder herzustellen, aber der von Eugen mit Tagesanbruch beabsichtigte Angriff verschob sich dadurch um drittehalb Stunden. Am 5. früh zwischen sechs und sieben Uhr hatten die Kaiserlichen ihre Aufstellung ungestört vollbracht. Das Retranchement, zu ihrem Hauptstützpunkte ausersehen, dessen Front gegen Südost gekehrt, hatte eine Ausdehnung von einer halben Stunde und deckte die dahinter liegende auf einer nordwestlich spitz auslaufenden Landzunge, welche dort durch eine scharfe Krümmung der Donau gebildet wird, erbaute Festung. Es bestand aus zwei Linien; die zweite war etwa 500 Schritt von der ersten und jene ungefähr ebenso weit vom Glacis der Festung entfernt. Die Linien waren auf beiden Seiten mit Flügelwerken geschlossen; die auf der rechten zogen sich in schiefer Richtung gegen die Donau hin, sodaß das Ganze von der Figur eines länglichen irregulairen Vierecks war. Ursprünglich hatte das Retranchement Bastionen mit Courtinen und Ravelins, hohe Wälle und breite Gräben gehabt. Damals aber befand sich dies Alles schon in einem sehr zerstörten Zustande. Am rechten Flügel des Retranchements fiel das Terrain ziemlich steil ab und am Fuße des Abhanges zog sich ein von der Festung ausgehender, auf eine Strecke das rechte Donauufer berührender breiter Weg hin, der wiederum rechts von einer bedeutenden sehr steil ansteigenden und beinahe unzugänglichen Anhöhe begrenzt war. Am linken Flügel des Retranchements senkte sich gegen Nordost ein sanfter Abhang nach einer beinahe eine halbe Stunde breiten W[illegible]enfläche, die an einem in derselben Richtung bis an die Donau sich fortsetzenden Sumpfe endete. Zwischen den linken Flügelwerken und dem Rande des dortigen Abhangs war noch Raum genug für zwei in Front marschirende Bataillone. Hinter der ersten Retranchementslinie wurde der größte Theil des Fußvolks in zwei Treffen aufgestellt, das erste unter den Generalen Grafen Regal und Grafen Maximilian von Starhemberg, das zweite unter dem Grafen Harrach und dem Prinzen von Bewern; hinter der zweiten Linie standen 20 Bataillone unter dem Grafen Löffelholz. Den Raum links des Retranchements bis an die Senkung des dortigen Abhangs hatte der Prinz von Württemberg mit sechs Bataillonen eingenommen; weiter links bis nach dem Sumpfe hin bildete fast die ganze Reiterei drei Treffen, in fünf Brigaden unter den Generalen Palffy, Mercy, Falkenstein, Martigni und Patre. Bei der Reiterei befand sich auch der Prinz Eugen, um von dort aus die Schlacht zu leiten. In Reserve standen gegen die Endpunkte der Retranchementsflügel einige Bataillone, gegen den rechten und an der Donau hin vier Reiterregimenter unter dem General Ebergeny, und noch überdies war eine Reiterbrigade unter Nadasti in Bereitschaft, jenen nöthigenfalls zu unterstützen. Kaum waren die Kaiserlichen auf allen Punkten angelangt, als auch schon das ganze türkische Heer, dem Kundschafter die Nachricht von dem bevorstehenden Angriffe zugebracht hatten, entgegenrückte. Ihr rechter Flügel, nur aus Reiterei bestehend, und vom Beglerbeg von Rumili Sfari-Ahmed geführt, nahm das Terrain der kaiserlichen Reiterei gegenüber ein; auf dem linken vom Beglerbeg von Anatoli, Türk-Ahmed, befehligten Flügel waren größtentheils Fußtruppen versammelt, die Janitscharen in großen Massen voran. Letztere befanden sich auch in den vor der ganzen Fronte des Retranchements angelegten grubenartigen Approchen, und auf einigen Punkten hatten sie sich jenem schon auf Pistolenschußweite genähert, die Kaiserlichen mit einem Sturme bedrohend. Sie hatten gegen das Retranchement bis dahin ein heftiges Kleingewehrfeuer unterhalten, welches jedoch auf Eugen's Befehl nur mit Geschützfeuer aus letzterem und der Festung war beantwortet worden. Jenseit der Approschen zogen sich mehre Vertiefungen hinter einander hin, in welchen die übrigen Janitscharen verdeckt sich aufstellten. Nur drei Batterien nebst vier Mörsern vermochten die Türken von ihrer schwerfälligen Artillerie vorzubringen, von welchen eine gegen den rechten, zwei gegen den linken Flügel des Retranchements gerichtet waren, und die Kaiserlichen standen sonach durch ihr zahlreiches und wohlplacirtes Geschütz gegen sie sehr im Vortheile; ebenso waren sie durch die Anlehnung ihrer Flügel an unzugängliches Terrain begünstigt, was die Türken verhinderte von ihrer beinahe dreimal größeren Stärke durch eine Umgehung Gebrauch zu machen. Eine solche schienen sie durch eine bedeutende links vorwärts des Lagers vorgeschobene Masse zu beabsichtigen, welche jedoch bei der Schlacht gar nicht zum Gefechte kam.

Von den Kaiserlichen rückte der Prinz von Württemberg mit seinen sechs Bataillonen zuerst zum Angriffe vor. Er gelangte fast ohne Widerstand bis an die Batterie, welche den rechten Flügel des Retranchements beschoß, warf die Janitscharen zurück, die sie vertheidigen wollten, bemächtigte sich derselben und eroberte zehn Geschütze. Gleichzeitig war auch die Reiterei auf dem linken Flügel vorgegangen und hatte über die türkische schon Vortheile erkämpft. Da gab der Prinz Eugen den Befehl, daß das Fußvolk aus dem Retranchement vorbrechen sollte,

um die Janitscharen aus den Approchen zu vertreiben. Dies hatte, da die Wälle und Gräben, obschon sehr verfallen, eine Überschreitung in Front nicht gestatteten, nach der Schlachtdisposition durch vorbereitete Ausgänge in acht Colonnen und zwar vorerst mit den zwei Treffen hinter der ersten Linie so zu geschehen, daß der linke Flügel des ersten Treffens den Anfang machte, dann dessen rechter Flügel und ebenso das zweite Treffen folgten. Der linke Flügel des ersten Treffens fing schon an Terrain zu gewinnen; doch war dort und noch mehr gegen den rechten Flügel hin zwischen der äußern Grabenlinie und den Approchen nicht Raum genug zum Aufmarsche, und, bevor dieser noch ausgeführt werden konnte, stürzten die Janitscharen mit fürchterlichem Geschrei aus ihren Gruben hervor und zwangen die Têten der Kaiserlichen, Halt zu machen. Jenen auf dem Fuße folgten große Schwärme von den Janitscharen, die bis dahin in den Niederungen hinter den Approchen sich verborgen gehalten hatten, und so wurde zuerst der rechte Flügel und dann der linke beider Treffen über den Haufen geworfen und von den in das Retranchement eingedrungenen Janitscharen zuletzt in gänzlicher Auflösung bis an die zweite Linie getrieben. Die Generale von Lanken und von Wallenstein, vergebens bemüht die Truppen zum Widerstande zu sammeln, blieben dabei auf dem Platze. Der General Bonneval, der mit 200 Mann noch am längsten Stand gehalten, versuchte sich durchzuschlagen; doch nur mit 25 Mann erreichte er noch den oben bemerkten breiten Weg nahe der Donau, nachdem er selbst durch einen Lanzenstich vom Pferde geworfen worden war und den, der ihn verwundet, niedergeschossen hatte. Das Reservetreffen unter dem Grafen von Löffelholz behauptete sich zwar noch hinter der zweiten Retranchementlinie, aber schon hatten sich die Janitscharen in einer Ecke des rechten Flügels derselben festgesetzt und drängten auch gegen die Donau hin, wahrscheinlich in der Absicht, die obere Schiffbrücke zu zerstören und so den Kaiserlichen den Rückzug abzuschneiden. In diesem Momente nun, wo die Entscheidung der Schlacht auf dem Spiele stand, brachen drei Reiterregimenter von der Reserve unter Ebergeny in den Raum zwischen der ersten und zweiten Linie ein; auch Eugen hatte, die Flucht seines Fußvolkes gewahrend, 2000 Pferde von dem linken Flügel unter dem Grafen Palffy schleunigst entsendet, welche von dorther eindrangen, und er selbst eilte herbei, sich persönlich aller Gefahr aussetzend, um Ordnung wieder herzustellen. So wurden die schon siegestrunkenen Janitscharen von zwei Seiten in Flanke und Rücken genommen, und so ungestüm ihr Anlauf gewesen, ebenso übereilt war nun ihr Rückzug, worauf das wieder formirte Fußvolk der beiden Vordertreffen von dem Reservetreffen gefolgt, ihnen nachdrang und sie bald gänzlich aus dem Retranchement vertrieb. Tausende von Janitscharen wurden in die Approchen getrieben und in die von ihnen ausgeworfenen Gruben gestürzt, die ihnen nun zum eignen Verderben gereichten. Zu Haufen wurden sie darin umringt und niedergemacht, und, nachdem auch der Beglerbeg von Anatoli, Türk-Ahmed, den Tod gefunden, ward die Flucht der Türken auf ihrem linken Flügel allgemein. Während dessen hatte der Prinz von Würtemberg die eroberte Batterie behauptet, sowie die Reiterei auf dem kaiserlichen linken Flügel die Oberhand über die türkische behalten. Unerschütterlichen Muthes hatte erstere die wiederholten Anfälle der Sipahis theils mit Karabinerfeuer, theils mit dem Degen in der Faust abgeschlagen, und die bei diesen schon eingetretene Verwirrung nahm immer mehr zu, als ihnen bekannt geworden, daß Türk-Ahmed gefallen und die Janitscharen geflohen. Sie räumten sämmtlich das Feld und kamen, da die kaiserliche Reiterei ihnen auf den Fersen folgte, nicht wieder zum Stehen. Bis zu dem Momente, wo auch der rechte türkische Flügel zum Weichen gebracht wurde, war der Großwessir unbeweglich vor der heiligen Fahne zu Pferde haltend geblieben. Jetzt aber, nachdem all sein Zureden und auch die Säbelhiebe, die er austheilen ließ, um die Flüchtigen wieder an den Feind zu bringen, vergeblich gewesen, und als nur noch ein geschlossener Haufe Lebensreiterei bei ihm war, stürzte er an der Spitze seiner Agas sich selbst in das Getümmel, aber auch bald von einer Kugel an der Stirn schwer verwundet vom Pferde. Seine Leute schützten ihn noch gegen Gefangenschaft und brachten ihn nach Carlowitz, wo er am andern Morgen den Geist aufgab. Das kaiserliche Fußvolk formirte sich auf den Anhöhen jenseit der Approchen, um das türkische Lager in der Fronte anzugreifen und die Reiterei ging links zur Seite vor, um es zu umgehen und rückwärts einzudringen. Es war mit einer Wagenburg umgeben, die, da das ganze türkische Heer schon im Rückzuge nach Belgrad begriffen war, nur schwach vertheidigt und bald überwältigt wurde. Dorthin war auch die heilige Fahne vom Aga der Janitscharen gerettet und des Großwessirs Leichnam gebracht worden, wo er begraben wurde. Mittags zwölf Uhr war das Lager von den Türken geräumt und der Sieg für die Kaiserlichen, die sich auf keine weitere Verfolgung einließen, völlig entschieden. Von diesen waren außer den Generalen Lanken und Wallenstein die Generalfeldwachtmeister Grafen Honspruck und Gheulen und sechs Stabsofficiere geblieben, sieben Generale und Stabsofficiere verwundet, und überhaupt 3000 todt und 2000 verwundet; der Verlust der Türken an Todten wird zu 6000 Mann angegeben. Im Lager fielen alle Zelte, 164 Kanonen oder Mörser, 152 Fahnen oder Standarten, fünf Roßschweife, drei Paar Pauken, ein ungeheurer Vorrath von Pulver, Munition und Proviant, eine große Anzahl von Kameelen und Schlachtvieh und überdies noch bedeutende Geldsummen, sowie viele Kostbarkeiten in die Hände der Kaiserlichen; Eugen behielt nur das prächtige Zelt des Großwessirs als Trophäe des Tages für sich. Ein unbeschreiblicher Jubel der Sieger erfüllte das eroberte Lager, doch wurde die Freude getrübt durch den Anblick vieler hundert Christenköpfe, die vor dem Zelte des Großwessirs auf Pfähle gesteckt waren, und des dort in Fesseln grausam hingeschlachtet gefundenen Grafen Breuner. Als dieser gefangen eingebracht worden, wollte ihm schon der Großwessir den Kopf abschneiden lassen, was nur auf Bitten des Pfortedolmetschers Maurokordato (nachmaligen Hospodars der Walachei) und durch ein versprochenes

Lösegeld von 100,000 Gulden noch abgewendet wurde. Als aber der Großwessir die Schlacht verloren und sich tödtlich verwundet sah, schickte er den Befehl nach dem Lager, ihn zu ermorden, mit den Worten: „Dieser Christenhund soll nicht das Glück haben mich zu überleben." Prinz Eugen ließ, nachdem er am 6. August das türkische Lager der Plünderung Preis gegeben, noch am nämlichen Tage das ganze Heer, zur Verhütung ansteckender Krankheiten, über die Donau hinter Peterwardein wieder zurückgehen. Am 8. Morgens wurde von demselben bei Futak unter freiem Himmel ein Te Deum gesungen und mit dreimaligem Feuer von 100 Kanonen Victoria geschossen. Der von den türkischen Befehlshabern an den Sultan über die Schlacht erstattete Bericht schob alle Schuld an deren Verlust auf des Großwessirs Eigensinn und verkehrte Anordnungen. Des Sultans Günstling und nachheriger Eidam der Mewkufatdschi[4]) Ibrahim wurde damit nach Constantinopel geschickt, um dessen Zorn über den erlittenen Unfall zu mäßigen und von Esari-Ahmed abzuwehren, der durch seine Rathschläge zum Theil daran Schuld hatte. Dieser wurde auch deshalb nicht nur nicht zur Verantwortung gezogen, sondern sogar zum Wessir mit Verleihung des dritten Roßschweifes ernannt. Dennoch aber ereilte ihn von anderer Seite die Strafe; denn als er in den nächsten Tagen im Begriff war, über die Besatzung von Belgrad strenge Musterung zu halten, wurde er von den wider ihn erbosten Soldaten umringt und niedergesäbelt.

Die nächste Folge von dem Siege bei Peterwardein war die Berennung von Temeswar (16 teutsche Meilen nordöstlich von Peterwardein) durch die Kaiserlichen, die von Eugen schon am 6. August in einem Kriegsrathe beschlossen worden war. Am 9. brachen 16 Reiterregimenter unter Palffy und 10 Bataillone Fußvolk unter dem Prinzen von Würtemberg dahin auf, und schlugen am 23. einen Angriff ab, den der mit 28,000 Mann Reiterei herbeigekommene Kurd Muhammedpascha unternahm, um 500 auf Pferde hinter Reitern gesetzte Janitscharen und andere Verstärkungen in die Festung zu werfen. Am 25. war fast das ganze kaiserliche Heer davor eingetroffen und am 13. October gestand Eugen nach 44tägiger Belagerung den Türken eine Capitulation zu, die ihnen freien Abzug sicherte und Temeswar von ihrem Joche befreite, unter welchem es 165 Jahre lang geseufzt hatte. (*Heymann.*)

PETERWITZ, PETERWIZ. Orte dieses Namens finden sich besonders häufig in den verschiedenen Kreisen der preußischen Provinz Schlesien. So finden wir 1) drei Orte dieses Namens in dem leobschützer Kreise, von welchen die beiden letztern, deren einer mährisch Peterwitz genannt wird und welcher eine Kirche, eine Schule, ein Hospital, ein Vorwerk und gegen 700 teutsch-polnische katholische Einwohner zählt, während der andere nur etwa 300 katholische und polnischredende Bewohner besitzt, ein Dorf, Groß-Peterwitz bilden. 2) Ein Peterwitz im neißer Kreise, welches eine Meile von Ottmachau entfernt ist. 3) Ein Peterwitz, gewöhnlich polnisch Peterwitz genannt, im Kreise Münsterberg. Dieses hieß in alten Zeiten Przewiz und wurde 1398 von Hans Wüstehube mit Bewilligung des Herzogs Bolko an den Abt des Klosters Heinrichau, Martin, verkauft. 4) Ein Peterwitz im frankensteiner Kreise; dieses Dorf, welches ebenfalls Groß-Peterwitz genannt wird, zerfällt in die obere und niedere Zeche, besitzt eine 1653 von den Katholiken den Evangelischen entrissene Kirche, ein Schulhaus, drei Wassermühlen, zwei Schmieden, ein Gemeindehaus, ein adeliges Vorwerk, 800 Einwohner, und wurde dem größern Theile nach 1288 von Heinrich dem Frommen dem Domcapitel zum heiligen Kreuz in Breslau geschenkt. Den kleinern Theil dieses Dorfes mit dem Schlosse und dem dazu gehörigen Vorwerke besaß 1249 ein Peter Stosso und kam im 14. Jahrh. an die Herren von Reichenbach, deren einer, Namens Fabian, es im 17. Jahrh. an Nicolaus von Burghaus verkaufte. 5) Ein Klein-Peterwitz im Kreise Öls, und 6) drei Peterwitz im trebnitzer Kreise. Von diesen letztern hat a) Groß-Peterwitz ein Schloß, zwei Vorwerke, eine evangelische Schule, eine Wasser- und eine Windmühle mit 500 Einwohnern; b) Klein-Peterwitz drei Vorwerke, drei Mühlen und gegen 300 Einwohner; c) Peterwitz oder Pitterwitz, ein herrschaftliches Wohnhaus, ein Vorwerk, eine evangelische Kirche, ein Pfarr- und ein Schulhaus und 500 Einwohner. 7) Ein Peterwitz im Kreise Jauer; dieses liegt eine halbe Meile von Jauer und besitzt eine, den Evangelischen am 10. Dec. 1653 entrissene, katholische Kirche, eine im J. 1743 erbaute evangelische Kirche, zwei Pfarren, zwei Schulen, zwei Vorwerke, vier Wassermühlen und 1000 Einwohner; endlich 8) ein Klein-Peterwitz im Kreise Wohlau, mit einem Schlosse, einem Vorwerke, einer Schule, einer Windmühle, zwei Gemeinhäusern und mit den Tänzen über 200 Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERZELL, Pfarrgemeinde von 805 reformirten und 138 katholischen Einwohnern, im Bezirke Obertoggenburg und Kreise Peterzell, des eidgenössischen Cantons St. Gallen. Die Gemeinde ist sehr zerstreut; im Dorfe Peterzell selbst wohnen nur 140 Einwohner. Es liegt am Necker, welcher südlich von Peterzell entspringt und sich bei Lütisburg in die Thur ergießt. Die Kirche ist beiden Confessionen gemein. Früher war hier eine Propstei des Klosters St. Gallen, welche von zwei Conventualen des Klosters bewohnt wurde. Der eine, der Propst, verwaltete die niedern Gerichte in der Gemeinde; der andere war der katholische Pfarrer. Seit Aufhebung des Klosters St. Gallen ist das Propsteigebäude das katholische Pfarrhaus. Die Gemeinde enthält viele reiche Kaufleute und Fabrikanten von Baumwollwaaren. (*Escher.*)

PETESIA. Diese von Patr. Browne (Jam. 143. t. 2. fig. 2. 3) so genannte, von Bartling (Herb. *Hänk.* bei *Candolle* prodr. 4. p. 395) aber genauer bestimmte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Gardenieen, der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch mit rundlicher Röhre und kurzem, vier- oder fünfzähnigem

[4]) Mewkufatdschi, ein bei dem Abgabewesen angestellter höherer Beamter.

Saume; die Corolle trichterförmig, mit gleichem, vier- oder fünfspaltigem Saume; vier oder fünf Staubfäden innerhalb der Corollenröhre; die Beere fast kugelig, an der Spitze nackt, zweifächerig, vielsamig; die Samen etwas eckig. Candolle (l. c.) verzeichnet sieben Arten, welche als Bäume oder Sträucher mit gegenüberstehenden, kurzgestielten Blättern, ungetheilten Afterblättchen und doldentraubigen Afterdolden im tropischen Amerika, auf den Philippinen und Marianen und in Cochinchina einheimisch sind. Die von P. Browne angeführten Arten von Petesia gehören zu Rondeletia und Petesia carnea *Forst.* bildet eine eigene Gattung Eumachia *Cand.* (*A. Sprengel.*)

Petesioides *Jacqu.*, f. Wallenia.

PETESTER, ein türkischer Wein. (*Karmarsch.*)

PETETIN (Jacques Henri Desiré), ein sich besonders mit dem thierischen Magnetismus beschäftigender Arzt, wurde 1744 zu Lons le Saulnier geboren, studirte zu Besançon und Montpellier, woselbst er im 20. Jahre promovirte, prakticirte einige Zeit in der Franche-Comté und ließ sich dann zu Lyon nieder. Er starb am 27. Februar 1808 als immerwährender Präsident der medicinischen Gesellschaft zu Lyon. Außer mehren Aufsätzen im Conservateur de la santé de Lyon besitzen wir von ihm folgende Schriften: Mémoire sur la découverte des phénomènes que présentent la catalepsie et le sonambulisme, symptomes de l'affection hystérique essentielle, avec des recherches sur la cause physique de ces phénomènes. (Lyon 1787.) Teutsch in Nordhoff's Archiv für den thierischen Magnetismus. 1. St. Nouveau mécanisme de l'électricité, fondé sur les lois de l'équilibre et du mouvement, demontré par des expériences qui renversent le système de l'électricité positive et négative, et qui établissent ses rapports avec le mécanisme caché de l'aimant, et l'heureuse influence du fluide électrique dans les affections nerveuses. (Lyon 1802.) L'électricité animale, prouvée par la découverte des phénomènes physiques et moraux de la catalepsie hysterique et de ses variétés, et par les bons effets de l'électricité artificielle dans le traitement de ces maladies. Ier. cahier (Lyon 1805.) avec la vie de l'auteur. (Lyon 1808.) (*J. Rosenbaum.*)

PETEÜS (*Πετεώς*), Sohn des Orneus, Vater des Menestheus, des Anführers der Athener vor Troja. Bei Homer wird er öfters, aber immer nur als Vater des erwähnten Attischen Fürsten genannt, z. B. Il. II, 552. IV, 327 u. ö.; vergl. auch *Paus.* II, 25, 6. Nach einer Sage bei Pausanias (X, 35, 8) wurde er von Ägeus aus Athen verjagt, und da ein Haufen aus dem Attischen Gau der Stirienser ihm folgte, so gründete er mit diesen bei Phokis die Stadt Stiris. (*H.*)

PETHAMENOS, eine der vier Klippeninseln im Meerbusen von Arta, welche mit den Klippeninseln Coraca, Kephalais und einer namenlosen einen kleinen, den Alten unbekannten oder wenigstens von ihnen nicht erwähnten Archipel im Angesichte von Salagora bildet. Ihre einzigen Bewohner und Bebauer sind einige griechische Mönche vom Orden des heiligen Basilius, welche hier ihre Cellen und eine Kirche haben. Coraca liefert Steinöl und erdpechartige Concretionen*). (*G. M. S. Fischer.*)

PETHE, PETJOV, Dorf oder vielmehr Prädium der ungarischen Gespanschaft Neograd, Bezirk Kekö, ist das Stammhaus des davon benannten ritterlichen, zuletzt freiherrlichen Geschlechtes Pethe de Hetes gewesen. Georg Pethe fiel in dem Gefechte bei Putnok, 15. Oct. 1588. Martin Pethe de Hetes wird als Bischof zu Waradein genannt 1597. Martin Pethe, der Propst zu Zips und Locum tenens regius, erweckt sich durch seinen Religionseifer viele Feinde. In Leutschau wäre er beinahe gesteinigt worden, als er daselbst laut kaiserlichen Befehls vom 10. Oct. 1604, bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation, die akatholischen Prediger entfernen, und statt ihrer die jüngst mit den Gütern des rothen Klosters beschenkten Jesuiten einführen wollte. Zum Bisthume Raab befördert und zugleich Erzbischof von Colocsa, erwählte er die Stadt Stein am Anger zu seinem Wohnsitze, wo er sich vor den Landsleuten und den Türken gleich sicher wähnte. Prüfend jedoch des Schlosses geringe Festigkeit, erbat er sich von Franz Batthiany, die Burg Schleining bewohnen zu dürfen: dahin ziehend, wurde er von kaiserlichen Soldaten, der Besatzung in Körmend angehörig, ereilt, schwer mishandelt, ausgeplündert, kaum daß er mit dem Leben davon kam. Dies Ereigniß verleidete ihm den Aufenthalt im Vaterlande, er begab sich nach Wien, litt daselbst viel vom Podagra und von eines frühen Alters Last, und starb den 3. Oct. 1605, nur 53 Jahre zählend. Die Leiche ließ sein Bruder Ladislaus nach Presburg schaffen und in St. Martin's Stiftskirche bestatten, wie das noch vorhandene Monument lehrt. Es besaß obgedachter Ladislaus Freiherr Pethe de Hetes, Obergespan des torner Comitats, Janitorum regalium Magister, Kammerpräsident, außer Szadvár, in der torner, und Kis-Tapoltsán, in der barser Gespanschaft, noch die Herrschaft Friedau, in dem marburger Kreise der Steiermark. Durch sein am 4. Nov. 1617 von dem Kaiser bestätigtes Testament vermachte er seinem zweiten Sohne Stephan (des ältern Namen wissen wir nicht zu finden) die Herrschaft Friedau. Diesem folgten sein Sohn Stephan Adam, verm. mit Maria Anna Freiin Kontzky, dann ein Enkel, Franz Adam, Gem. Anna Marsilia von Locatelli, endlich ein Urenkel, Franz Anton Freiherr Pethe de Hetes. Dieser starb ohne Nachfolge, der letzte Mann seines Hauses, 1710, und veranlaßte durch sein Testament, 14. Nov. 1707, einen großen Rechtsstreit um die Herrschaft Friedau, welche er seiner Gemahlin, der Gräfin Elisabeth von Saurau, versichern wollte, da doch in der fideicommissarischen Disposition des Ältervaters Ladislaus die Herrschaft Friedau einbegriffen. Durch Spruch vom 17. Sept. 1742 ist der Handel endlich zu Gunsten der Fideicommißerben entschieden worden. Von den Pethe unterscheide man ein ursprünglich ritterliches, dann gräfliches Geschlecht

Pethö, dessen Stammsitz wol in dem eisenburger

*) Vergl. *Pouqueville*, Voyage en Grèce. T. II. p. 141 sq.

Comitat zu suchen. Da liegt wenigstens das heute der Herrschaft Vasvár unterthänige Dorf Gerse, von welchem die Pethö ihr Prädicat entlehnen. Johann Pethö, einer der Anführer jener Husaren, welche bei Mühlberg für Karl V. gestritten, hielt, als der Kaiser 1547, nach der Einnahme von Wittenberg, die nützlichen Bundesgenossen entließ, eine Rede, worin er für das bedrängte Vaterland den Schutz des obersten Voigtes der Kirche in Anspruch nahm, und empfing, nebst einer sehr gnädigen Antwort, des Monarchen Händedruck und die Anwünschung einer glücklichen Heimfahrt. Ob er derselbe Johann Pethö war, der als Hauptmann zu Lippa mit einer starken Besatzung bei Annäherung der Türken schimpflicher Weise die ihm anvertraute Feste verließ, nachdem er doch vorher die Kanonen gesprengt, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen. Peter Pethö, dem trägen Johann Pari für die Vertheidigung von Vesprim zum Nachfolger bestimmt, wird von des Pari Lieutenant nicht eingelassen, worüber die wichtige Feste an die Türken verloren geht, 1551. Kaspar Pethö, des Johann Bruder, war einer der tapfern Ritter, welcher die Gefahren der Besatzung von Erlau zu theilen, sich zu der bedrohten Stelle fanden, 1552. Ihm und den ihm untergebenen 102 Mann wurde die Vertheidigung der äußern Burg anvertraut, und es hat sofort in mehren verwegenen Ausfällen Kaspar seine Unerschrockenheit bewährt. In dem am 29. September von den Türken versuchten Sturme wurde er, unter den Trümmern eines gebrochenen Thurmes sich behauptend, von einem von dem Gemäuer sich ablösenden Steine am Fuße verwundet, ohne doch hierdurch sich abhalten zu lassen, in der Bestürmung des Neuthors, 12. October, seine Schuldigkeit auf die glänzendste Weise wahrzunehmen. Hauptsächlich mittels des von ihm zur rechten Zeit herbeigeführten Entsatzes wurde dieser wichtige Posten gerettet. Noch furchtlicher erzeigte sich Kaspar den Feinden in dem Abschlagen des letzten Hauptsturmes, dessen Ergebniß, neben der Türken ungeheuerm Verlust, die Aufhebung der Belagerung an S. Lucä des Evangelisten Tag gewesen ist. Kaspar empfing von dem Könige, der bewiesenen Tapferkeit wegen, reichliche Belohnung. Johann Pethö de Gerse nahm mit seinem Banderium Theil an der glücklichen Schlacht bei Babolcsa, 22. Juli 1556, und wurde 1559 an des Dersffy Stelle zum Commandanten in Kaschau ernannt; gleichwie er vorzüglich durch seine kühne Rede die übrigen Anführer zu dem Entschlusse, bei Putnok zu schlagen, fortriß, so gebührt ihm auch an den Ehren und Erfolgen dieses Tages der vorzüglichste Antheil, 1559. Hingegen, als des Telekessi Nachfolger im Commando die Burg Szerencs in dem zempléner Comitat belagernd, 1560, ließ er sich durch Nemethi überraschen, in der Weise, daß ein großer Theil seiner Mannschaft im Schlafe erlegt und er selbst gezwungen wurde, in der eiligsten Flucht Heil zu suchen. Zwei Jahre später befehligte Johann die Ehrenwache von 400 adeligen Jünglingen, welche nach Prag zog, der böhmischen Krönung Maximilian's, 20. Sept. 1562, beizuwohnen. Dem folgte bald seine Versetzung von Kaschau zu der Commandantenstelle in Komorn, wo seiner ein gar unangenehmer Handel wartete. In Kaschau nämlich war der Spanier Melchior Robles Pereira, ein Milchbruder der Königin Maria, in Zwist mit ihm gerathen, ohne denselben zur Entscheidung bringen zu können. Als der Spanier seines Feindes Überzug nach Komorn vernahm, eilt er dahin, und zufällig oder absichtlich, beritten, dem ebenfalls berittenen Commandanten auf dem Markte begegnend, zieht er unter der Capa einen Prügel hervor, haut damit den Ungar über das rechte Ohr blutig und sprengt davon, 1563. Allerwärts verfolgt durch des Kaisers Befehle und Steckbriefe, entkam gleichwol der Spanier nach der Lombardei, und von da richtete er an Pethö ein Schreiben, des Inhalts, daß er wegen der empfangenen Beleidigung doch ja nicht vor einem bürgerlichen Gerichtshofe klagen möge, weil er, Robles, in derartige Rechtfertigung sich nimmer einlassen werde. Wolle aber der Beleidigte, wie das einem bestallten Obersten geziemend, nach Kriegsrecht Genugthuung suchen, so werde er, um dazu die Hände zu bieten, in Mailand ein halbes Jahr lang des Schreibens erwarten, womit er Pethö, als Kläger, ihn den Beklagten zum Zweikampfe herauszufodern habe. Eine solche Genugthuung werde er niemals verweigern. Statt der Antwort kam ein neues kaiserliches Decret, wodurch Robles, weil er den zur Rechtfertigung ihm angesetzten Termin verabsäumt, den Satzungen der alten Kaiser gemäß verurtheilt und gebannet wurde; nirgends mehr auf dem festen Lande Sicherheit erwartend, ging er hinüber nach Malta, in dessen Vertheidigung gegen die Türken er bald einen rühmlichen Tod finden sollte. Des Gegners ledig, scheint auch Pethö in seiner Ehre vor der Landsleute Augen keineswegs beeinträchtigt gewesen zu sein, wenigstens wurde die erlittene Schmach kein Hinderniß seiner Beförderung, wenn er anders, wie wir kaum bezweifeln, jener Joannes Pethö de Gerse, Cubiculariorum regalium Magister und Obergespan des ödenburger Comitats, welchem der Kaiser 1569 die mit dem Tode des Gabriel Pereny dem Fiscus heimgefallene Herrschaft Sztropkó, zempléner Comitats, in der Taxe von 35,000 ungarischen Gulden verlieh, unter der Bestimmung: ut primum ejusdem haeredes masculi tantum sexus, illis vero deficientibus, fratres quoque ejusdem ex propinquiori linea de generatione descendentes, et his quoque deficientibus faeminei sexus universae posteritates succedant, juxta memorati Joannis Pethew testamentariam dispositionem. Von den bedungenen 35,000 Gulden hat Pethö nur die Hälfte erlegt, in Ansehung der zweiten Hälfte grationales illae Ferdinandi Imp. sunt imputatae, quibus dicto Joanni Pethö colonos 250 appromisit. Gregor Pethö legte Proben des höchsten Muthes ab in der Belagerung von Petrina, 1594; nichtsdestoweniger mußte er, sammt Johann Balog, eine angebliche Mitschuld bei dem Verluste von Kanisa, 1600, durch hartes Gefängniß büßen, auch ein noch härteres Urtheil über sich ergehen lassen, mit dessen Vollstreckung ihn zwar, höchst unverhofft, die kaiserliche Gnade verschonte. Gregor hat eine Chronik in ungarischer Sprache hinterlassen. Stephan Pethö und Elisabeth Zokoly, Eheleute, dann der Propst zu Jászo, Franz Pethö, wohnten der Inauguration des zempléner

Obergespans, des Melchior Allagby, 1. Sept. 1622, bei. Sigismund Graf Pethö de Gerse stellte zu den Aufgeboten des zempléner Comitats, Folge des Verlustes von Groß-Waradein, wegen seiner Erbgüter 200 Mann. Als dem alternden Palatinus Vesselény das bis dahin beibehaltene Generalat zu Kaschau allzu lästig fallen wollte, übernahm als Vicegeneral partium regni superioris Sigismund einen Theil von dessen Verrichtungen, zugleich die Hauptmannschaft der Burg Onod bekleidend. Dieses scheint aber dem Pethö viele Neider erweckt zu haben, und er wurde von der zu Eperies, 1669, angestellten Consultation der 13 oberungarischen Comitate eines Einverständnisses mit den Türken angeklagt, und deshalb seine des turbator et violator pacis Bestrafung, nach Maßgabe des Art. 19 des Reichstagsschlusses von 1622 beantragt. Siegreich hat jedoch Graf Sigismund seine Unschuld dargethan, worüber Kaiser Leopold selbst ihm ein Zeugniß ausfertigen ließ. Im J. 1672 zum Obergespan des zempléner Comitats ernannt, genoß Sigismund wenige Jahre dieser Ehre, denn sein zu Sztrapko auf der Burg 1675 erfolgtes Ableben läßt die Witwe Anna Paczoth den Ständen des Comitats kund thun, der Einladung zu der Leichenfeier dreierlei Begehren hinzufügend, ut proles ejusdem orphanas sub protectionem suam Comitatus assumat, ut quatuor ad obsequia mariti ordinatos pedites usque cadaveris inhumationem penes viduam relinquat, ut eam, ad dies vitae a contributione immunitet. Alles wurde ihr von der Universität zugestanden. Ihr Sohn war jener Graf Ladislaus Pethö, welcher eingekerkert auf Caraffa's Machtwort der Verwendung des Reichstags von 1687 seine Befreiung verdankte, gleichwie durch den Art. 15 des Reichstagschlusses von 1687 der Graf Franz Pethö zu einem der Commissarien für die Grenzberichtigung zwischen dem zempléner Comitat und Polen ernannt wurde. Von Kaiser Joseph I. empfing Graf Michael Pethö 1709 seine Ernennung zu der Obergespanschaft des zempléner Comitats, an der Stelle des wegen seiner Anhänglichkeit zu Rákóczy entsetzten Grafen Franz Barkoczy. In dem hierüber erlassenen Patent führt der Kaiser die Gründe seines Wohlwollens für Michael an*). Indessen verzog es sich mit Michael's Installirung bis zum Junius 1711, denn bis zu dem letzten Augenblick suchte Barkoczy durch Protestationen und auf die allgemeine, von Kaiser Joseph gegebene Amnestie sich berufend, sein besseres Recht zu dem Amte zu behaupten. Graf Michael regierte die Gespanschaft bis 1734, und Graf Pethö, welcher 1765 sein Leben und zugleich den Mannsstamm des gräflichen Hauses beschloß, wird ein Sohn von ihm gewesen sein. Die Leichenpredigt hielt ihm der Guardian des Franziskanerklosters zu Sztropkó, ein Slowak, zu seinem Texte eine in etwas modificirte Stelle des neuen Testaments erwählend: Widel' Stropko, a zaplakat nad njm, er sah Sztropkó an und weinte darüber. Wie sehr er hiermit die Nachbarn belustigte, und bis zum heutigen Tag belustigt, können nur diejenigen beurtheilen, welchen die Rivalität von Sztropkó mit der Berühmtheit von Schöppenstädt, Cochem &c. bekannt. Unrecht hat aber der Guardian keineswegs gehabt, denn es brachte der Trauerfall der Stadt und der großen 50 Dörfer umfassenden Herrschaft viel Ungemach. Alles mußte nämlich, vermöge der testamentarischen Verfügung des ersten Erwerbers unter die weiblichen Erben vertheilt werden, was nicht ohne Verletzung bedeutender Interessen sich thun ließ. Als dergleichen Erben und Theilbesitzer werden, unter mehren andern, zu Anfange dieses Jahrhunderts die Grafen Barkoczy, Keglevitz und Jos. Jekenfalusy genannt. (*v. Stramberg.*)

*) Consideratis fidelitate, et fidelium Comitis Michaelis Pethö de Gerse servitiorum meritis, eidem, sub perniciosis motibus derelictis universis bonis, praedae hostium expositis factioni Rakoczianae renuncianti, binis vicibus per fautores Rakoczianos intercepto, ad arestum posito, nec nisi soluto multo lytro liberato.

PETHERTON. 1) North-Petherton, Stadt im gleichnamigen Hundred der englischen Grafschaft Somerset, besteht, 144 englische Meilen West bei Süd von London entfernt, der Hauptsache nach aus einer an der, von Bridgewater nach Staunton führenden Chaussee erbauten Straße und verdankt ihren Namen dem Parretflusse, welcher in früheren Zeiten Peder genannt und geschrieben wurde. Die Stadt zählte im J. 1811 außer der großen, schönen und auf ihrer Westseite mit einem an Bildhauereien reichen Thurme versehenen Marienkirche 546 Häuser und 2615 Einwohner, welche jeden Donnerstag einen Wochenmarkt, auf welchem früher viel Getreide verhandelt wurde, und jährlich einen Jahrmarkt unterhalten. Petherton war in alten Zeiten eine Besitzung der angelsächsischen Könige und trug weder zu dem Dänengelde noch zu irgend einer andern Subsidie bei.

Das Kirchspiel North-Petherton ist groß, enthält einige Weiler und umschließt einige jetzt zwar unbedeutende Landsitze, die aber früherhin großen und mächtigen Familien angehörten. Zu diesen gehört Mansel oder Mausel, in welchem der jetzige Besitzer des Manors und Hundreds North-Petherton, der Esq. John Slade, seinen Wohnsitz hat. Die Besitzung gehörte ehemals mehre Generationen hindurch der Familie Maunsel [1]).

2) South (Süd)-Petherton, bei Hassel Petredstown (South-Petreton), Stadt im Hundred South-Pethreton der obengenannten Grafschaft, liegt 137 englische Meilen von London und 6 von Ilminster entfernt, am Parret, nach welchem es, aus dem angeführten Grunde früherhin Pedredan oder Pedredstown genannt wurde. Die dem Petrus und Paulus geweihte Pfarrkirche ist in Kreuzesform erbaut, hat zwei Seitenflügel und einen achteckigen, mit einer hohen Spitze versehenen Thurm und liegt fast in der Mitte der Stadt auf einer kleinen Anhöhe. Man findet in South-Petherton, welches Donnerstags einen Wochen- und am 15. Juli einen Jahrmarkt unterhält, bedeutende Manufacturen für grobe Leinwand. Das Kirchspiel South-Peterton ist das erste bedeutendere, welches der Parret auf seinem Wege zur See durchschnei-

1) Vergl. *Collinson*, History of Somersetshire. Vol. III. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XXVII. v. Jenny's Handwörterbuch &c. *Turner's* History of the Anglo-Saxons u. s. w.

det und wird in vier Zehnten (tithings) getheilt. Im J. 1811 betrug die Zahl der Häuser des Kirchspiels 352, die der Einwohner 1867.

Geschichte. South-Petherton mit seinen Umgebungen war den Römern unbezweifelt bekannt und von ihnen besetzt. Dies geht theils aus ihrer Lage in der Nähe einer der Hauptstraßen dieses Volkes, theils aus den zahlreichen römischen Münzen, Gefäßen und Ziegeln ꝛc. hervor, welche man hier gefunden hat und noch findet. Eine Meile südlich von der Kirchspielskirche und da, wo der Parret die von Ilminster kommende Römerstraße durchschneidet, führt eine Brücke von drei Bogen über denselben [2]). In einem in der Nähe dieser Brücke befindlichen Felde fand man 1720 eine sechs Metzen (pecks) betragende Münzenmenge und bei Sailers-mill im Tithing (Zehnt) of Southarp finden sich nicht tief unter der Oberfläche des Bodens Reste römischer Gebäude, welche das gemeine Volk als die Grundmauern eines großen Gefängnisses betrachtet. Ebenso fand man zu Watergore, einem kleinen südlich von der Stadt gelegenen Weiler, 1673 einen antiken Fußboden, und Wigborough, welches unfern liegt, soll eine römische Stadt gewesen sein, was man nicht nur aus dem Namen, sondern auch aus den zahlreichen Grundmauern alter Gebäude schließt, welche sich hier finden.

Nach dem Abzuge der Römer wurde Petherton, welches, wie wir bemerkten, damals Pedredan, Pedridan, Pederydan hieß und wohin sich die bei Pen in Somersetshire vom König von Wessex, Cenwalch geschlagenen Briten flüchteten [3]), Eigenthum der angelsächsischen Könige und König Ina von Wessex erbaute sich hier einen Palast, welcher jedoch schon längst gänzlich zerstört ist. In der Nähe der Pfarrkirche findet sich zwar ein altes Gebäude mit antiken Fenstern und Wappenschildern, welche den Namen dieses Fürsten tragen, allein es gehört offenbar einer neueren Zeit an. König Athelstan soll sich ebenfalls des Ortes bemächtigt haben, welcher bis nach der normännischen Eroberung als ein Platz von großer Bedeutung betrachtet wird. Zu Hinton St. George, welches gegen drei Miles von St. Petherton entfernt ist, hat der Graf Poulet einen Landsitz. (*G. M. S. Fischer.*)

PETHIM, PE-THING, d. i. „Nordresidenz," hieß gegen das Jahr 982 n. Chr. Geb. der auf dem Nordabhange des Himmelsgebirges gelegene Sommeraufenthalt des Königs des jenseitigen Uiguren (Cyghour)-stammes. Bei der Unterjochung dieses Stammes durch die Chinesen im J. 640 der christlichen Zeitrechnung wurde Pethim zu einer Stadt des zweiten Ranges (Thing-tcheou) erhoben und erhielt 702 den Titel Pe-thing-tou-hou-fou, d. i. „Wächterstadt vom ersten Range der Nordresidenz." Die Stadt lag in einer großen Ebene, welche sich nach drei Seiten mehre hundert Stunden ausdehnt, enthielt 982 nach dem Berichte des chinesischen Gesandten Vam-yen-te an den ersten Kaiser der Sung-Dynastie einen bereits 640 erbauten Tempel, viele Häuser mit mehren Stockwerken und viele Blüthenbäume Ihre Bewohner waren weiß, gewandt, ernst und feierlich in ihrem Betragen, und zeichneten sich als gute Metallarbeiter und Steinschneider aus, welche letztere vorzüglich den Stein Yu (Jade orientale) zu schneiden verstanden. Ein nördlich von Pe-thing gelegener Berg lieferte Nao-scha (Ammoniaksalz). Zur Gerichtsbarkeit von Pe-thing gehörten drei Städte dritten Ranges, Barkol, Heou-thing und Lun-thai oder Louk-schak. Vergl. d. Art. Urum-tsi *). (*G. M. S. Fischer.*)

PETICIUS und PETIDIUS, zwei römische Geschlechts- oder Familiennamen, die auf Inschriften öfter vorkommen, wie aus dem Index zum Gruterschen Corpus zu ersehen ist. (*H.*)

PETIGLIANO, PITIGLIANO, lat. Petilianum, Stadt im Großherzogthume Toscana, liegt, gegen zehn Meilen südöstlich von Siena entfernt, östlich von Savona, südlich von Sorana am Lenteflüßchen, einem Nebenflusse der Fiora. Sie ist der Sitz des Podesta, der, nach ihr benannten Podestarie, sowie des Bischofs von Savona, hat eine Stifts- und zwei Klosterkirchen, ein Hospital und, 150 Juden mit eingerechnet, 2000 Einwohner, welche Tuchweberei und Viehhandel treiben, auch stark besuchte Märkte unterhalten. Sie hatte ehemals eigene Grafen aus dem Hause Sforzia, von welchen sie im 17. Jahrh. an den Großherzog von Toscana verkauft wurde. In der Kirche St. Johann und Paul liegt der venetianische General Nicolao Petiliano, welcher zu dem erwähnten Grafengeschlechte gehörte, begraben und die dankbare Republik hat ihm hier eine vergoldete Reiterstatue errichtet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETILIANA (sc. castra), auch Petilianis genannt, ein Ort auf der Insel Sicilien, zwischen Agrigentum und Philosophiana, von diesem 27, von jenem 28 Milliar. entfernt, also von beiden eine Tagereise. Itiner. *Anton.* Mannert (9. Th. 2. Abth. S. 436) hat angenommen, daß derselbe eine geographische Meile westlich von dem heutigen Städtchen Caltanissetta, beim Dorfe St. Cataldo gelegen habe. Diesen Ort erwähnt auch Ph. Cluver (Sicilia ant. p. 349). (*Krause.*)

PETILIANUS, Bischof von Cyrtha oder Constantina in Numidien, jedoch von der Partei der Donatisten, zu Anfang des 5. Jahrh., und hauptsächlicher Vertreter der Donatisten auf der großen Disputation zu Carthago 411. Nach einer Angabe des Augustinus (ctr. liter. Petilian. L. II. c. 104. Oper. ed. *Bened.* Tom. IX. p. 293) war er im katholischen Glauben erzogen, aber die Donatisten wußten ihn zu sich herüber zu ziehen und mit der Bischofswürde zu fesseln. Den Worten nach erschiene also Ehrgeiz als Motiv seines Übertritts zu jenem

2) Diese Brücke war ursprünglich eine hölzerne, da jedoch zwei Kinder auf ihr verunglückten, so ließen deren Ältern sie von Stein erbauen und die Bilder ihrer Kinder an ihr anbringen. 3) In Beziehung auf diese Begebenheit sagt Ethelwerd (p. 836): Et persecuti sunt eos usque ad locum, qui Pederydan appellatur, und in der angelsächsischen Chronik stehen p. 39 die Worte: by geflymde oth Pedridan. Dazu bemerkt Turner: This is a place on the Parret in Somersetshire, the entrance of which was called Pedridan muth, perhaps the Aber Peryddon of Gelydan.

*) Vergl. Ritter's Erdkunde. 2. Th. S. 380—392.

Schisma (discernat te Deus a parte Donati, et in Catholicam revocet, unde te illi catechumenum abreptum mortiferi honoris vinculo ligaverunt). Dennoch ist hierin die declamirende Ausführung Augustin's nicht zu übersehen, da ja außerdem aus seinen Angaben bekannt ist, daß Petilian vor seinem Bischofsamte Advocat gewesen ist, und also sicher zwischen dem Katechumenenstande und der Gelangung zum Bisthume einige Zeit verstrichen ist, in welcher er am Donatistischen Glauben hing, ohne durch die Rücksicht auf jene Würde gewonnen zu sein. Die gewöhnlichen Angaben über Petilian (s. Walch Ketzergeschichte 4. Th. S. 251. Tillemont) bringen aus Augustin's Worten (Lib. III. c. 16. Ibid. p. 306) heraus, daß Petilian sich den heiligen Geist genannt habe, was denn natürlich den Historikern zu den bittersten Urtheilen über ihn Veranlassung gibt. Allein die gedachte Stelle enthält dies gar nicht als eine factische Angabe über ihn, sondern nur als ein Wortspiel, wodurch Augustin den frühern Advocatenstand des Gegners verhaßt zu machen sucht. Petilian hatte sich wol seiner Leistungen als Sachwalter gerühmt: das Gehässige dabei aber, daß er sich als *παράκλητος* (causae patronus) dem heiligen Geiste an die Seite stelle, trägt Augustin erst hinein (sibi propter advocationem, in qua potentiam quondam suam jactat, paracleti nomen imponat, atque ob hoc se cognominalem spiritus sancti non esse sed fuisse deliret). Von seiner frühern Advocatenpraxis wohnte ihm indessen auch später noch Manches bei, und vermochte er namentlich die Sache der Donatisten mit allen juristischen Cautelen zu führen.

Schon lange vor der großen Disputation zu Carthago war Petilian mit Augustin in einen Wechsel von Streitschriften verwickelt. Petilian hatte um 400 einen Brief in Sachen der Donatisten erlassen, etwa in Form eines Hirtenbriefes, worin er besonders den Donatistischen Grundsatz vertritt, daß zur Spendung des Sacraments der Taufe die Person des administrirenden Priesters völlig unanstößig sein müsse, ein Satz, auf den ja fast allein der ganze Streit hinauskam. Augustin hatte bei einer Anwesenheit in Constantina von diesem Briefe nur die erste Hälfte zu Gesicht bekommen können, und setzt ihr sofort eine Widerlegung entgegen (ctr. literas Petiliani Lib. I.). Bald darauf verschaffte er sich den ganzen Brief, und ließ nun eine ausführliche Widerlegung folgen (Lib. II.), worin er die Schrift des Gegners Satz für Satz einrückt, seine Entgegnung beifügt, und so gleichsam eine schriftliche Disputation erzwingt, da er die Donatisten zu einer mündlichen aus Furcht vor seiner Gewandtheit im Disputiren nicht hatte bewegen können. Hierauf erließ Petilian eine Antwort, also der zweite Brief von ihm; und aufs Neue setzte Augustin demselben eine Bekämpfung entgegen (Lib. III.). Die eingefügten Stellen aus dem ersten Briefe, die Augustin so ausführlich mittheilt, setzen uns in den Stand, den Petilian nach seiner dogmatischen Ansicht zu würdigen. Er ist hiernach durchaus Vertreter jener afrikanischen Strenge, wie sie hier seit Tertullian's und Cyprian's Zeit her beobachtet werden kann, und wogegen die katholische Theorie durch größere Milde und geistige Auffassung in der That so vortheilhaft sich auszeichnet. Es tritt bei ihm jenes ängstliche Anschließen an die Form, und die äußere Persönlichkeit der Kirchenvorsteher hervor, das der ganzen Partei der Donatisten ein so engherziges Gepräge verleihet. Sie waren mit den Katholikern, ihren Gegnern, darin einverstanden, daß die Kirche in dem äußern Institute bestehe, an dessen Theilnahme die Seligkeit geknüpft sei: nur wer innerhalb der äußern Kirche steht, dem schließt sich der Himmel auf. Wenn nun aber die Katholiker die Einheit der äußern Kirche an die Succession der Bischöfe knüpften, durch die von Christi und der Apostel Zeiten der rechte Glaube innerhalb der Gemeinden bewahrt bleibe, wenn also dieselben das Band der Einheit in dem Bande des Glaubens fanden: so stellten die Donatisten hier eine blos äußerliche Bedingung auf, daß an den Personen der Kirchenvorsteher kein sittlicher Tadel kleben dürfe, kamen also zu der so precairen Behauptung, daß der Gnadenstand dessen, der das Sacrament spende, auch die Wirkung bei dem Empfangenden bedinge. Diese Behauptungen hatte Petilian in seinem ersten Hirtenbriefe ausgeführt: Conscientia namque dantis (des die Taufe Spendenden) adtenditur, qui abluat accipientes, und ferner, qui fidem a perfido sumserit, non fidem percipit sed reatum; — omnis enim res origine et radice consistit, et si caput non habet aliquid, nihil est. Diesen Sätzen gegenüber konnte Augustin leicht das soviel christlichere Princip vertreten, daß das Heil der Gemeinde nicht auf menschlichem Grunde errichtet werden dürfe, wie durch jene Foderung geschehe, sondern streng objectiv auf der Erlösung durch Christum.

Auf der großen Collation zu Carthago, 411, wozu endlich die Donatisten genöthigt wurden, war Petilian unter den Sprechern seiner Partei die bedeutendste Person, und wol nur er der Dialektik eines Augustin einigermaßen gewachsen. Am ersten Tage des Gesprächs wendet er seine advocatenmäßige Gewandtheit an, um überhaupt ein Verfahren abzuwehren, von welchem er sich nur einen üblen Ausgang für seine Partei versprechen konnte: er recusirt ein solches proceßähnliches Verfahren in Sachen des Glaubens und der Lehre. Als ihm indessen seine Weigerung der mit kaiserlicher Autorität gestützten katholischen Partei gegenüber nichts half, rüstet er sich am zweiten Tage ganz mit dem Trotze, der den Donatisten als fanatischer und zugleich gedrückter Faction so natürlich war. Als der kaiserliche Commissair, der Tribun Marcellinus, die Donatistischen Disputatoren zum Sitzen einlud, erklärte Petilian, stehend verhandeln zu wollen, weil er nicht scheinen wolle, mit seinen Gegnern eine solche Vertraulichkeit zu pflegen, wie sie ein Zusammensitzen voraussetze (cum lege divina consessus prohibeatur, ne cum hujusmodi adversariis nostris considere velimus: Gesta collation. *Mansi* IV. p. 168). In demselben starren, trotzigen Sinne führte er das Gespräch durch, dessen Erfolg schon nach allen Voraussetzungen gegen die Donatisten ausfallen mußte.

Als in Folge der jetzt gegen die Donatisten geschärften polizeilichen Maßregeln die Partei derselben zersprengt

ward, Viele übertraten und nur kleinere Donatistenvereine sich halten konnten, blieb auch jetzt Petilian eine hauptsächliche Stütze derselben. Aufs Neue treffen wir ihn auf einer Zusammenkunft von 30 Donatistischen Bischöfen in Cirtha, 418, wo aber der Zerfall der Partei sich schon beobachten läßt, da sie gegen abgefallene, jetzt aber zurückkehrende, Glaubensgenossen so milde Maßregeln verfügen, wie sie durchaus zu ihrem Princip von der gänzlichen Reinheit ihrer Genossenschaft nicht passen. (*August.* ctr. Gaudentium. L. I. c. 37. p. 661.) Das weitere Schicksal des Mannes ist nicht bekannt, doch läßt sich annehmen, daß er nicht von Grundsätzen abgewichen ist, die er so hartnäckig vertreten hatte. Vielleicht endete auch er in der bald hereinbrechenden Verfolgung durch die Vandalen.

Außer den oben angeführten beiden Briefen von ihm schreibt Augustin an einer Stelle (Retractat. II. 34) auch noch die Autorschaft eines andern Donatistischen Buchs ihm zu, das Augustin in der Schrift de unico baptismate widerlegt, wenigstens war ihm Petilian als Verfasser jener Schrift genannt, und die Gegenschrift führt deshalb jetzt den Namen de unico baptismate contra Petilianum; da aber Augustin selbst den Titel nicht so angibt, so muß dahingestellt bleiben, wie weit er jene Autorschaft für gegründet gehalten habe und wie weit sie gegründet sei. (*Rettberg.*)

Petilium *L.*, f. Fritillaria.

Petillia lex oder rogatio, f. Petillii.

PETILLII. Auf Münzen findet sich ausschließlich die Rechtschreibung mit doppeltem l, die daher von Manutius für die allein correcte erklärt wird; die Inschriften dagegen und Handschriften bieten noch öfter ein einfaches als ein doppeltes l. Der Name gehörte einer plebejischen Gens, die wenigstens in einigen ihrer Zweige zu einigem Ansehen in Rom gelangte. Zwei der zu diesem Geschlechte gehörigen Familien, die Spurini und Capitolini, sind uns aus Münzen und Schriftstellern näher bekannt; von den sich sonst auf Inschriften findenden Petilius Pudens, P. Primigenius, Petilia Ampliata, Petilia Cibele, P. Festa, P. Secundine, P. Victorina, Petillia Mäna u. a., kennen wir nur den Namen. Zwei Q. Petillii haben in der Geschichte einen nicht sehr beneidenswerthen und nicht einmal unbestrittenen Ruhm (denn einige Geschichtsschreiber geben ihn nicht den Petilliern, sondern einen M. Nävius); sie sollen nämlich als Volkstribunen, von M. Cato aufgehetzt, als Ankläger gegen Scipio Africanus und dessen Bruder Scipio Asiaticus und zwar mit der Beschuldigung aufgetreten sein, es hätten sich die Scipionen nicht nur ein eigenmächtiges Verfahren zu Schulden kommen, sondern gradezu von dem syrischen Könige bestechen lassen; es ist bekannt, daß Africanus mit großartiger Geringschätzung diese unwürdige Anklage Anfangs behandelt, dann aber doch im Gefühl der unverdienten Kränkung sich aufs Land zurückgezogen hat und hier sehr bald gestorben ist. Aber selbst der Tod des großen Mannes versöhnte nicht den Haß der kleinlichen Feinde; die Petillier machten den Antrag und die Volksversammlung genehmigte denselben, der Senat solle unter dem Präsidium des städtischen Prätor zusammenkommen, um aus den damaligen Prätoren einen Untersuchungscommissar zu ernennen, der die Untersuchung über diejenigen Personen führen solle, welche sich etwas von den Geldsummen zugeeignet hätten, die vom König Antiochus und seinen Unterthanen entrichtet und nicht in die Staatscasse Roms geflossen wären. Dieses ist der Petillische Antrag, die Petillia rogatio; die Begebenheit gehört etwa ins Jahr 187 v. Chr. und folgende. (Vergl. *Liv.* XXXVIII, 50 sq.)

Q. Petillius Spurinus wurde im J. 181 v. Chr. städtischer Prätor (ib. XL. 18); während dieser Amtsführung hob er in Eile für den ligurischen Krieg zwei aus römischen Bürgern, die noch nicht das 50. Jahr erreicht hatten, gebildete Legionen aus und schickte sie den Consuln nach, und, was historisch interessanter ist, ließ er mit Genehmigung des Senats als religions- und staatsgefährlich gewisse Schriften verbrennen, welche L. Petillius, dem er selbst als Quästor eine Schreiberstelle verschafft hatte, in einem auf seinem Grundstücke aufgefundenen Kasten entdeckt hatte; es sollen dieselben aus 14 Büchern bestanden haben, von denen sieben in griechischer Sprache verfaßt und philosophischen Inhalts waren, die sieben lateinischen sich auf heiliges Recht bezogen; der Eigenthümer verschmähte die ihm für diesen Verlust angebotene Entschädigung. (*Liv.* XL, 26. 29.) Im J. 176 v. Chr. bekleidete dieser Petillius gemeinschaftlich mit Cn. Cornelius Scipio Hispallus das Consulat, und fiel im Kampfe gegen die Ligurer. (Ib. XLI, 18 sq.) — Ein L. Petillius wurde etwa im J. 168 v. Chr. als Gesandter an den illyrischen König Gentius geschickt und von diesem gefangen gehalten, bis ihn der Prätor Anicius aus dem Gefängnisse befreite. (Ib. XLIV, 27. 32.) — Einen römischen Ritter M. Petillius, der in Syrakus Geschäfte trieb, und einen Q. Petillius, der im Proceß gegen Milo die Functionen eines Geschwornen hatte, erwähnt Cicero (Verr. II, 29, pro Milon. 16). — Ob alle bisher genannten Petillier zur Familie der Spuriner gehört haben, wage ich nicht zu entscheiden; auf einer Münze bei Vaillant (II, 220) ist zu lesen Q. Petilli. C. F. Q. N. Spurinus. — Daß unter August ein Petillius Capitolinus eine harte peinliche Anklage, eine dura caussa, zu bestehen hatte, die sich auf furta, also auf Unterschlagung oder Diebstahl, bezog, und daß er eben mit genauer Noth davon kam und losgesprochen wurde, wissen wir aus Horaz (Serm. I, 10, 21. I, 4, 94). Der Scholiast des Cruquius sagt, der Mensch wäre Aufseher des Capitols gewesen, und hätte daher den Beinamen Capitolinus bekommen, diese seine amtliche Stellung aber dazu benutzt, um eine goldene Krone dem Tempel zu entwenden: deshalb vor Gericht gestellt wäre er nur aus Rücksicht auf August, dessen Freund er gewesen, losgesprochen worden. An diesem Scholiastenbericht ist schon die Erklärung über die Entstehung des Beinamens Capitolinus offenbar erdichtet, da derselbe, wie bereits vielfach auch von Andern bemerkt worden ist, ein alter Familienbeiname war; aber ebendieser Umstand macht mir auch den übrigen Theil der Geschichte verdächtig und läßt mich vermuthen, daß der Scholiast sich denselben aus dem Beinamen Capitolinus und Horazen's Andeutung furta zusammengesetzt habe.

In der Kaiserzeit erwarb sich Petillius Cerialis einen mit Recht geachteten Namen; wir finden ihn zuerst während der Regierung Nero's in Britannien unter der Statthalterschaft von Suetonius Paullinus an der Spitze der neunten Legion; er wird hier im J. 62 n. Chr. vom Feinde geschlagen, seine Infanterie vernichtet, er selbst rettet sich mit der Cavalerie ins Lager, wo ihm die errichteten Befestigungswerke zum Schutz gereichen (*Tacit.* Ann. XIV, 32). Acht Jahre später wurde er, nachdem er in der Verkleidung eines Landmanns, vermöge seiner Ortskenntniß, den Wachposten des Vitellius entschlüpft war, mit Rücksicht auf seine nahe Verschwägerung mit Vespasian und seinen bereits erworbenen militairischen Ruhm unter die Anführer der Flavianischen Partei aufgenommen; als solcher hat er bei der Eroberung Roms seine Thätigkeit gezeigt (*Tacit.* Hist. III, 59. 78). In der Zwischenzeit muß er in Germanien eine Anstellung gehabt und in diesem Commando sich bewährt haben; denn nach Josephus*) hat Vespasian, als er noch in Alexandrien verweilte, an Petillius Cerialis, der schon früher in Germanien ein Commando gehabt hatte, ein Schreiben erlassen, durch das er ihn zum Consul ernannte und ihm den Auftrag ertheilte, das Commando in Britannien zu übernehmen. Diese Ernennung wäre nun zum Glücke Roms in der Zeit erfolgt, als der Abfall der Bataver, der benachbarten Germanen und der Trevirer unter Julius Civilis, Classicus und Julius Tutor verbunden mit dem Aufstand von einem Theil der dortigen Legionen die Dauer der Herrschaft Roms mit der größten Gefahr bedrohte. Genug Cerialis übernahm die Führung des Krieges in Teutschland fast auf eigene Auctorität, und es gelang ihm etwa in Jahresfrist die Trevirer und die Legionen zum Gehorsam zurückzuführen und trotz Anfangs wechselndem Kriegsglück durch zwei gewonnene Schlachten Civilis selbst dahin zu bringen, daß er um Frieden bitten mußte. Cerialis' Benehmen während dieses Feldzugs beschreibt Tacitus im vierten und fünften Buche seiner Historien mit solcher Anschaulichkeit, daß man ein nicht undeutliches Bild von seiner interessanten Persönlichkeit und seinem militairischen Charakter gewinnt, der etwas Blücher-Artiges gehabt zu haben scheint. Von Natur mehr mit dem hitzigen Muthe des Soldaten als mit der ruhigen Besonnenheit des Feldherrn begabt, suchte er Schlachten lieber auf, als daß er sie durch Manoeuvriren vermieden hätte; wo es ein Leichtes gewesen wäre, die Vereinigung feindlicher Armeecorps zu verhindern und die noch zerstreuten zu besiegen, ließ er sie leichtsinnig sich vereinigen; mit der Größe der Gefahr stiegen bei ihm Muth und Kaltblütigkeit. Kein Freund vom Zögern, liebte er es, die Entscheidung möglichst rasch herbeizuführen, auch wenn dadurch Vieles unnöthig aufs Spiel gesetzt wurde. Ohne je mit der Theorie der Beredsamkeit sich beschäftigt zu haben, besaß er ein angeborenes militairisches Rednertalent, das nicht ohne Wirkung auf die Gemüther blieb, mochte es sich nun darum handeln, die Truppen zur Schlacht zu ermuthigen, oder ihren Zorn zu besänftigen und ihre Beutelust zu bezähmen, oder ihnen wieder Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, oder endlich es darauf ankommen, überwundenen Rebellen ins Gewissen zu reden. Dabei war seine Treue gegen seinen Kriegsherrn unerschütterlich; als Civilis und Classicus ihm schrieben, Vespasian sei todt, nur suche man die Nachricht davon zu verheimlichen, Rom und Italien würden vom Bürgerkrieg verzehrt, Mucian und Domitian seien eitle Namen ohne Mittel, wenn er sich zum Herrn von Gallien machen wollte, so würden sie ihn gewähren lassen und sich mit den Grenzen ihrer Staaten begnügen, war die ganze Antwort, die er jenen ertheilte, daß er den Boten an Domitian schickte. Und als Domitian später von Lyon aus durch geheime Abgesandte ihn fragen ließ, ob er geneigt sein würde, ihm, wenn er sich persönlich einfände, Heer und Reich zu übergeben, wobei es zweifelhaft blieb, ob er gegen seinen Vater Krieg zu führen oder gegen seinen Bruder sich zu rüsten vorhatte, wußte er dem knabenhaften Begehren durch eine heilsame Antwort auszuweichen (*Tacit.* Hist. IV, 75. 86). Leichtsinnig, sinnlich, der Frauenliebe auch auf unerlaubten und selbst gefährlichen Wegen nachgehend, übte er auch gegen seine Soldaten keine strenge Disciplin, sondern ließ sie gewähren. (Ib. V, 21 sq.) Neuen Ruhm erwarb sich Cerialis, als er in der Eigenschaft eines Consularen das Gouvernement von Britannien antrat, wohin er, wie es scheint, gleich nach Beendigung des Krieges mit Civilis im J. 71 n. Chr. 824 d. St. abging; unter seinem Befehl stand hier Agricola; Tacitus hat in der Lebensbeschreibung des letzteren zwei Stellen (c. 8 und 17.), die ebenso zum Ruhme des Chefs als zur Ehre des Untergebenen gereichen; mit Cerialis' Amtsantritt, sagt Tacitus, hätten die Tugenden Gelegenheit und Spielraum gewonnen sich zu zeigen; er hätte Anfangs mit Agricola Mühen und Gefahren, bald auch den Ruhm getheilt, oft ihn zur Probe an die Spitze kleinerer Truppenabtheilungen gestellt, nachdem er hier sich bewährt habe, ihm zuweilen größere anvertraut: Agricola aber hatte, indem er nie über seine Erfolge zur Erweiterung des eignen Ruhms triumphirt, sondern alle Ehre davon dem Chef überlassen hätte, durch Gehorsam und Bescheidenheit sich vor Neid geschützt, ohne darum des Ruhms verlustig zu gehen. Cerialis wußte bald nach seiner Ankunft den Feind in Schrecken zu jagen, indem er den Staat der Briganter, welcher für den volkreichsten der ganzen Provinz galt, angriff; viele, zuweilen nicht unblutige, Schlachten lieferte, den größten Theil der Briganter besiegte oder doch bekriegte; seine Führung war geeignet, den Ruhm jedes Nachfolgers zu verdunkeln.

Einen Petilius oder Petitius Rufus (denn die Lesart schwankt), der die Prätur bekleidet und um durch Sejan das Consulat zu erlangen, an der Anklage gegen den Ritter Titius Sabinus Antheil genommen hatte, erwähnt Tacitus (Ann. IV, 68). (*H.*)

PETIN, kleines, unbewohntes Eiland in dem ostindischen Ocean, wo man es unter 2° 20′ südl. Br. und 99° 27 östl. L. zu suchen hat. (*G. M. S. Fischer.*)

*) De bell. Jud. VII, 4. *Οὐεσπασιανὸς πέμπει γράμματα Πετιλλίῳ Κερεαλίῳ τὸ πρότερον ἡγεμόνι Γερμανίας γενομένῳ τὴν ὕπατον διδοὺς τιμὴν καὶ κελεύων ἄρξαντα Βρεττανίας ἀπιέναι.*

Petinesca, s. Helvetii.

PETINET ist ein Erzeugniß des Strumpfwirkerstuhls, und besteht in einem leichten, feinen, aus Seide, Baumwolle oder Leinenzwirn gewirkten Stoffe, dessen Maschen regelmäßige Öffnungen oder Löcher bilden, wodurch das Ganze ein spitzenartiges durchbrochenes Ansehen erhält. Man gebraucht den Petinet hauptsächlich zu Kleidern, Tüchern, Schleiern und Kopfputz für Damen; und er wird zu diesem Behufe oft mit mannichfaltigen eingewirkten Dessins versehen. Er ist entweder Cullir-Petinet oder Ketten-Petinet, je nachdem er auf dem sogenannten Cullirstuhle oder auf dem Kettenstuhle verfertigt wird. Außerdem gibt es auch eigene, nur hierzu bestimmte, Petinet-Stühle. Unter dem Namen Petinet-Maschine versteht man eine Vorrichtung, welche mit dem gewöhnlichen Cullirstuhle oder mit dem Kettenstuhle in Verbindung gesetzt wird, wenn darauf Petinet gearbeitet werden soll. Der glatte (nicht gemusterte) Petinet unterscheidet sich in eigentlichen Petinet mit lauter gleich großen Öffnungen, und in Blonden-Petinet, in welchem große und kleine Öffnungen regelmäßig mit einander abwechseln. Außerdem hat man gestreiften Petinet (Petinet-Dünntuch), gewürfelten, broschirten Petinet 2c. Petinet-Spitzen oder Petinet-Eintoilagen heißen schmale, bandartige Petinet-Gewebe, welche statt eigentlicher Spitzen zum Besatz an Damenputz gebraucht werden. (*Karmarsch.*)

PÉTION, der Neger- oder vielmehr Mulattengeneral auf St. Domingo, hat diesen Namen nicht, wie doch gemeiniglich geglaubt wird, zu Ehren des Maire von Paris, des geschwätzigen Verfechters der Schwarzen, angenommen, sondern mußte denselben von Kindheit an tragen, wegen der unflätigen Gewohnheit, die einst Ludwig Arnauld, der Oheim von Anton Arnauld, dem großen Lehrer der Jansenistischen Kirche, mit dem Spottnamen Arnauld le Péteur büßen mußte. Frei geboren zu Port-au-prince, den 2. April 1770, war Alexander Sabès, genannt Pétion, der Sohn des wohlhabenden Pflanzers Sabès und einer Mulattin, und verdankte er der väterlichen Sorgfalt einen auf St. Domingo keineswegs alltäglichen Grad von Bildung. Schon hatte des jungen Mannes wissenschaftliche Richtung einige Aufmerksamkeit in seiner Kaste bei den Farbigen erweckt, als auch ihn die Revolutionirung der Insel zu den Waffen foderte. Kaum 20 Jahre zählend, zog er, einer der ersten, aus in den Streit; er wurde in kurzer Zeit als Officier bei der Artillerie angestellt, dann zum General-Adjutanten befördert; allenthalben folgte ihm der Ruf, daß er, der unerschrockene Führer auf dem Schlachtfelde, den eignen Leuten ein liebreicher Vater, den Besiegten ein persönlicher, großmüthiger Feind sich erzeige. Nicht sobald waren die Engländer von der Insel vertrieben, und es entflammte sich der Schwarzen und Farbigen gegenseitige Eifersucht zu grimmigem Bürgerkriege. Auf die Sympathien der Schwarzen wollte Toussaint-Louverture seine Alleinherrschaft begründen; zu ihrem Anführer wählten sich die farbigen Leute einen Mulatten, den General Rigaud. Dem zur Seite hat Pétion in den schwierigsten Gelegenheiten ein seltenes Talent offenbart. Toussaint in Person belagerte Jacmel und brachte in kurzer Frist den für seine Gegner hochwichtigen Ort zum Äußersten herab. Von der Noth der Besatzung unterrichtet, verfügte Rigaud, daß Pétion sich in die eng umschlossene Festung werfe und das Commando daselbst übernehme. Den schwierigen Auftrag gewissenhaft und glücklich vollführend, fand Pétion eine durch der Feinde Gewalt und den Mangel an Subsistenzmitteln entmuthigte Bevölkerung. Seine Gegenwart belebte die niedergebeugten Gemüther, und seine Thätigkeit und Einsicht ersann ein Vertheidigungssystem, welches noch geraume Zeit die drückende Überlegenheit des Feindes paralysirte. Wie zu fernerem Widerstande die ausgehungerte Besatzung untüchtig geworden, unternahm es Pétion, sie mitten durch die feindlichen Linien in Sicherheit zu führen. An des Zuges Spitze stellt er Frauen, Kinder, Greise, denen folgten die Bewaffneten, und wiewol ihrer nur 1900 gegen 22,000 Feinde waren, wurde doch das Wagstück glücklich vollbracht. Als des Kriegs weiterer Verlauf zu Toussaint's Gunsten sich entschieden, blieb Auswanderung der Anführer der Mulatten die einzige Wahl. Wie sein Feldherr, wie die ausgezeichnetesten Officiere des farbigen Heeres, ist Pétion herübergekommen nach Frankreich, aber die Stunden unfreiwilliger Muße, welche in Trägheit seine Cameraden verlebten, widmete Pétion den Studien. Kenntnisse mannichfaltiger Art hatte er sich erworben, als des ersten Consul Befehl ihn, wie den General Rigaud, dem Heere zutheilte, welches von Leclerc befehligt, das aufrührische S. Domingo zu dem Gehorsam der Metropole zurückführen sollte. Das Wiederauftreten der beiden Männer, welche auf die farbige Bevölkerung wenigstens den entschiedensten Einfluß beibehalten hatten, beförderte gar sehr die ersten Erfolge des französischen Heeres, welche zwar festzuhalten die Unfähigkeit Leclerc's nicht vermochte, gleichwie sein Nachfolger im Commando, Rochambeau, durch Anwendung der verächtlichsten Kunstgriffe, durch sinnlose Grausamkeit, die Neger und Mulatten sogar, welche ernstlich Unterwerfung gewollt hatten, zu dem verzweifeltesten Widerstande gegen die Thorheit und Raubsucht der französischen Generale herausfoderte. Nachdem über Rigaud, wie über Toussaint, Deportation verhängt worden, entfloh Pétion dem Hauptquartier der Unterdrücker, um sich mit den Vielen, die seiner Leitung zu folgen gewohnt, unter die Befehle von Dessalines zu stellen, und gegen die Franzosen erbitterten Krieg zu führen. Viel Schaden hat er ihnen zugefügt, zumal seitdem er zu dem Rang eines Divisionsgenerals erhoben worden, aber verderblicher als der Insurgenten Waffen ist den Europäern der Einfluß von Luft, Witterung und Seuche geworden. Der Bruch des Friedens von Amiens vernichtete die letzten Hoffnungen der Franzosen, und von 1804 ab nahm Hayti alle Formen eines unabhängigen Staates an. Die Insel wurde in verschiedene Militair-Gouvernements eingetheilt, jenes der westlichen Landschaft, von welcher Port-au-prince der Hauptort war, wurde an Pétion verliehen. Bald fand Dessalines gerathen, das Kaiserthum an der Seine zu parodiren. In dem Purpurmantel wurde er vielen seiner Kriegs-

gefährten ein Gegenstand des Neides und der Anfeindung. Grade diejenigen, welche seiner Größe Bahn zu brechen am thätigsten sich erzeigt, Pétion und Christoph, waren wiederum die thätigsten, um dem Despoten Widerstand zu erwecken. Ein Zoll auf der Insel Stapelwaaren, auf Zucker und Baumwolle, gelegt, erhöhte gar sehr das allgemeine Misvergnügen, welches gleich sehr Folge von des Kaisers Willkür und Härte, wie von den verborgenen Umtrieben seiner Feldherren war. Dieser sich zu entledigen, soll die schwarze Majestät die Niedermetzelung der einflußreichsten Mulatten sich vorgesetzt haben. Zufall oder Unvorsichtigkeit ließ von diesem Vorhaben das Geheimniß errathen, und die bedrohten Männer, in Port-au-prince versammelt, einigten sich zu dem Entschlusse, den Absichten des Tyrannen zuvorzukommen. Pétion's milde Gesinnung und Loyalität soll die Verschwörer abgehalten haben, ihm das Geheimniß zu offenbaren, doch ist der Versicherung hieran zu glauben Niemand verbunden. Dessalines, durch die Hoffnung eines Blutbads beflügelt, eilte nach Port-au-prince; angeblich um ihn zu empfangen ließen die Verschwornen ihre Truppen ausrücken, und von dem Gedränge und Gepränge einer Musterung umgeben, empfing Kaiser Jacob den Flintenschuß, der ihn leblos zu Boden streckte, am 17. Oct. 1806. Sofort wurde Christoph als Präsident und Generalissimus des Staats von Hayti, Pétion als dessen Statthalter für die westlichen und südlichen Provinzen proclamirt. Es sollte auch die nachträglich einberufene Nationalversammlung in Cap-Français der Insel eine Constitution votiren. Es wurden aber die Berathungen der Versammlung dem bisherigen genauen Einverständnisse der beiden Generale verderblich. Pétion, in seiner Anhänger Augen ein anderer Washington, trat an die Spitze der Partei, welche unter repräsentativen Formen das Heil des Staates suchte, Christoph begehrte in seiner Hand alle Gewalten zu vereinigen. Von Worten kamen die beiden Nebenbuhler zu Proclamationen, in deren einer der souveraine Christoph den révolté Pétion belehrt, que l'autorité appartient à celui qui est le plus fort. In den nördlichen Provinzen war das unstreitig Christoph, und um sich seines mehrentheils aus Negern zusammengesetzten Heeres desto vollständiger zu versichern, beunruhigte er die Gemüther unablässig durch Gerüchte von den Gefahren, welche durch die farbigen Leute den Schwarzen bereitet. Jene beherrschten nämlich in der Republik Namen die mittlern und südlichen Theile der Insel, seitdem durch Wahl des Senats, 27. Jan. 1807, Pétion zu der Präsidentschaft berufen worden. Republik und Königreich, von zwei verschiedenen Menschenracen geleitet, konnten nicht lange innerhalb ihrer engen Grenzen und in Frieden bestehen. Um die Alleinherrschaft sich zu erstreiten, vorgebend zwar, er wolle seines Vorgängers Schicksal rächen, führte Christoph, jetzt König Heinrich, seine Krieger ins Feld. Ungeachtet sein Heer jenem Pétion's zweifach überlegen, erlitt er doch am 1. Jan. 1808 eine vollständige Niederlage. Er floh seiner Hauptstadt le Cap zu, und beschäftigte sich daselbst, über Racheplane brütend, mit der Ausbebung und Abrichtung neuer Schaaren. Sich endlich stark fühlend, wollte er einen Streich gegen Port-au-prince ausführen, 1811. Zu schwach, um des Gegners überlegenen Streitkräften die Stirn zu bieten, beschränkte Pétion sich auf einen Beobachtungskrieg, der nur gelegentlich durch Postengefechte und Überfälle sich belebte. Es unterhielt aber Pétion während dieser scheinbaren Unthätigkeit einen lebhaften Verkehr mit dem Mulatten Marc, der als Oberst eines von König Heinrich's Garderegimentern die Blüthe des Heeres befehligte. Als alles sattsam besprochen und vorbereitet, führte Marc seine 3000 Mann hinüber in das Lager der Republikaner, hiermit der übrigen Armee ein Beispiel gebend, welches der Nachahmer nur zu viele fand. Von der Mehrzahl seiner Getreuen verlassen, mußte Heinrich abermals nach dem Cap entfliehen; er gelobte, schwere Rache zu üben an den dort wehrlos zurückgebliebenen farbigen Leuten. Ein Blutbad ließ er unter ihnen anrichten, vergleichbar einzig den von Dessalines über die Weißen verhängten Metzeleien. Des Kindes an der Mutterbrust verschonte der Tyrann nicht, dem gleichwol Wilberforce, der auf so viele Menschenfreunde wirkende menschenfreundliche Narr, öffentlich jenen berühmten Toast ausbrachte: „Christoph, des Menschengeschlechtes Ehre, der liberalste, der aufgeklärteste, der wohlthätigste der Menschen, der wahrhaftige, fromme Christ, einer der hochherzigsten unter den Beherrschern der Erde, zu dem Throne erhoben durch die Liebe und Dankbarkeit derjenigen, deren Glück sein Werk!" Die anstatt der Lorbeern im Felde gesammelten Erfahrungen waren jedoch dem Könige keine Aufmunterung, weiter den Nachbarstaat zu beunruhigen, und in ungetheilter Aufmerksamkeit mochte Pétion sich den Verwaltungssorgen hingeben. Einem unversöhnten und unversöhnlichen Feinde zur Seite gestellt, schuldete er zuvörderst dem Heere seine Sorgfalt. Es wurde dasselbe auf einen Ehrfurcht gebietenden Fuß, zugleich an den Grenzen ein zweckmäßiges Befestigungssystem in Anwendung gebracht. Den Verkehr mit dem Auslande zu beleben, ließ der Präsident sich nicht minder angelegen sein; bei dem Antritte seiner Würde hatte er alle Häfen der Insel den europäischen Schiffen geöffnet; in Festhaltung dieses Grundsatzes wurde es ihm möglich, sogar den Franzosen, wenn Handelsgeist sie zur Stelle führte, den Schutz der Gesetze angedeihen zu lassen. Die Schulden, welche Dessalines gegen auswärtige Lieferanten hatte eingehen müssen, um in den Zeiten der Trübsal, in der vollständigen Auflösung der Gesellschaft, sein Heer ernähren zu können, wurden bezahlt, während zugleich in den öffentlichen Cassen ein bis dahin unerhörter Wohlstand sich einfand. Denn nicht nur flossen seit der Wiederaufnahme des Handels reichlich die Zollgefälle, sondern es lohnte auch unter dem Schutze des Friedens, eine überschwengliche Fülle dem auf die Bearbeitung des Grundeigenthums verwendeten Fleiße. Nicht nur des Handels beflissene Ausländer, auch Männer von Fähigkeit und Wissen suchte Pétion für die Republik zu gewinnen, und es hat im Vertrauen auf diese Richtung des Präsidenten der berüchtigte Billaud-Varennes die Redaction der Zeitung von Port-au-prince übernehmen wollen, ein Beginnen, welches jedoch Pétion, von des Mannes Ruf und früherer Handelsweise unterrichtet, sich verbat.

Die Präsidentschaft, welche nur für die Dauer von vier Jahren gegeben wird, erlosch zum andern Mal 1815, wurde aber sogleich wieder durch neue Wahlen Pétion verliehen. An ihn gelangten demnach 1816 die Anträge um ein mit Frankreich zu schließendes Abkommen, die jedoch zu keinem Resultate führten, weil er peremtorisch als des Geschäftes Grundlage, die Anerkenntniß der Unabhängigkeit von Hayti foderte. Denn keineswegs hatte seine geistige Energie abgenommen, wenngleich mit eben dem J. 1816 der Verfall seiner Gesundheit bemerkbar wird. Zwei Jahre noch widerstand Pétion dem Übel, dann erlag er, am 29. März 1818, einer Entzündungskrankheit. Herzlich wurde in dem ganzen Umfange der Republik das Ableben des farbigen Washington beklagt; von freien Stücken legte die gesammte Bevölkerung Trauer an, um solche ganzer drei Monate zu tragen. Das Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer religiösen Feier, voll der hehrsten Würde und in dem gleichen Maße erbaulich; die Leichenrede hielt des Verblichenen Pfarrherr, der Pater Gordon. Daß ein Monument dem Andenken des Präsidenten errichtet werde, hat nachmals der Senat der Republik verordnet. Auch dienen einige Münzen aus dem J. 1818, dieses Andenken zu bewahren. Die eine zeigt im Av. Pétion's Brustbild von der linken Seite, und als Umschrift: A. Petion Président. An. 14. Rev. Eine Trophäe, aus deren Mitte ein Palmbaum, die Freiheitsmütze im Gipfel, sich erhebt. République d'Hayti. 25 C. Es ist diese Münze nicht völlig von der Größe der neuen 1/12 Thalerstücke. Bedeutend kleiner, aber desselben Gepräges, ist eine zweite Silbermünze, nur daß auf dem Revers der Werth zu 12 Cents angegeben ist. Pétion's Physiognomie, wie sie auf dem größern Stücke zu erkennen, trägt das Gepräge von Ernst, Entschlossenheit und Güte, doch mit jenem Zusatze von Gemeinheit oder vielmehr Rohheit, welcher von männlichen Mulatten-Physiognomien unzertrennlich scheint. Pétion's Nachfolger ist sein Freund, der General P. Boyer, geworden. (*v. Stramberg.*)

PÉTION ([sic] de Villeneuve, Hieronymus), zu Chartres, um 1759 geboren, war, als der Sohn eines Procurators bei dem dasigen Présidial, von der Wiege an der Rechtswissenschaft bestimmt. Als Advocat trat er in die Welt; wenn alle Zeugnisse hierfür mangelten, so würden statt ihrer Pétion's Schriften, und was von seinen mündlichen Vorträgen aufbewahrt worden, dienen können. Redner oder Schreiber verleugnet er keinen Augenblick die Gewohnheiten eines Advocaten: am geläufigsten ist ihm die Kunst, die wichtigsten Gegenstände, in sofern sie ihm hinderlich sind, in den Hintergrund zu schieben, und über Nebendinge einen Strom von Worten auszugießen, die, dem Genius der Sprache zufolge, den Unerfahrnen hinreißen können, an sich aber nur den seichten Schwätzer verrathen. Dazu gesellte sich, was wol öfter in der Welt sich zutragen mag, daß der Schwätzer, regelmäßig nur die Inferiorität als Gegner findend, allmälig zu einem Selbstvertrauen ohne Gleichen sich gesteigert hatte, und demnach sich berufen wähnte, die höchsten und tiefsten Fragen der Wissenschaft oder der Staatsverfassung in Unfehlbarkeit zu entscheiden. Die Überzeugung dieser Unfehlbarkeit, welche in jedem Ausdrucke, in jeder Miene sich verrieth, eine schöne Gestalt, eine mächtige, wohlklingende Stimme, übten häufig eine magische Gewalt auf die Zuhörer, die in der Begeisterung nicht wahrnahmen, daß nur mit Gemeingut der Redner sich behelfe, und daß er außerhalb des Plauderstuhls unbeholfen, ungeschickt, in der Wissenschaft ein Fremdling sei, der verwegen und kopfüber in den Ocean der Politik sich stürzend, auch keine Ahnung von irgend einem vernünftigen Zwecke, von einem Ziele habe. Als Advocat versuchte Pétion sich in Druckschriften, auch in kleinen, unerheblichen Poesien; dann schrieb er, veranlaßt durch die von einer gelehrten Gesellschaft in Teutschland gestellte Preisfrage, über die Mittel, dem Kindermorde zu steuern. Seine Abhandlung: Moyens proposés pour prévenir l'infanticide (Oeuvres I, 1—23) wurde nicht gekrönt, bietet nicht einen brauchbaren Gedanken. Ihr folgte 1782, und wurde begierig gelesen, eine Abhandlung, betitelt: Les Lois civiles et l'administration de la justice ramenées à un ordre simple et uniforme (p. 33—242). Der Herausgeber, indem er Pétion's Gabe, die wichtigsten Schöpfungen der Revolution im Voraus zu beleuchten, bewundert, muß zugeben: „on ne peut se dissimuler cependant que ce n'est qu'un essai, qui était susceptible de bien plus grands développements. L'auteur était très-jeune, quand il l'a composé." Das Nämliche gilt von dem Essai sur le mariage, considéré sous des rapports naturels, moraux et politiques; ou moyens de faciliter et d'encourager les mariages en France (p. 243—394). „Rien de plus moral que cet ouvrage," rühmt der Herausgeber von einer Schrift, worin des Vaters eheliche Verbindung mit der Tochter gerechtfertigt; „mais le divorce paraissait alors un scandale, et le mariage des prêtres une impiété. On voit que ces idées de philosophie et de réforme sont entrées de bonne-heure dans l'âme de l'auteur. Tous ses ouvrages sont dégagés de préjugés." Die Schrift ward durch eine von der Akademie zu Chalons-sur-Marne ausgegangene Frage veranlaßt, verfiel aber alsbald, wie billig, der Vergessenheit. Advocat und Halbwisser konnte Pétion in dem Beginn der Revolution um die zu ergreifende Partei nicht zweifelhaft bleiben. Mit großem Eifer widmete er sich der Verbreitung der neuen Ideen, zuerst mittels einer an die Notablen gerichteten Bittschrift, worin des dritten Standes Berechtigung zu einer doppelten Vertretung nachgewiesen. Dieser schloß sich an, Lettre d'un citoyen de l'ordre du Tiers, à l'assemblée des Notables, servant de réponse aux observations du Parlement (II, 7—35). Bald darauf veröffentlichte Pétion einen avis aux habitans des campagnes, um die Wähler abzuhalten, Edelleute als ihre Repräsentanten an den Reichstag abzusenden. Die ungemessene Haltung des Schriftchens veranlaßte den Generalprocurator des Parlaments, seinem Substituten in Chartres die gerichtliche Verfolgung des Verfassers und der Verbreiter aufzugeben. Aber die Gerichtshöfe hatten sich bereits ihrer Macht begeben, und unbekümmert um die Vergangenheit, war Pétion nur be-

schäftigt, seine Gegner in der Gegenwart zu bestreiten. Gegen die von den Prinzen des Hauses Bourbon herausgegebene Denkschrift schrieb er le petit mot d'un Marseillois, und in der gleichen Heftigkeit bekämpfte er die instructions impartiales. Die vielen Schreibereien, die lebhafte Polemik, die Pétion zugleich in den Zeitungen führte, verliehen ihm großen Einfluß bei seinen Mitbürgern, die Cahiers du bailliage de Chartres wurden gutentheils durch ihn redigirt, und als Repräsentant für Chartres ging er zum Reichstage von 1789. Als sein Programm ließ er den Avis aux Français sur le salut de la patrie erscheinen (II, 39—286). Vier Auflagen wurden in Kurzem erschöpft [1]). Nach kurzer Frist fand Pétion Gelegenheit, durch die That seine Gesinnung zu bewähren. Am Schlusse der königlichen Sitzung vom 23. Juli sprach Mirabeau zu Brezé, dem Ceremonienmeister, die berühmten Worte: „je déclare, que si l'on vous a chargé de nous faire sortir d'ici, vous devez demander des ordres pour employer la force, car nous ne quitterons nos places, que par la puissance des baïonettes,“ und nach Camus, Barnave und Glezen war Pétion der erste, für die Fortsetzung der Sitzung zu stimmen. In gleich entschiedener Weise trat er gegen die von verschiedenen Deputirten erhobenen Protestationen auf, indem er insbesondere darauf bestand, daß den Deputirten des geistlichen Standes jedes Recht zur Protestation benommen sein müsse. In der Sitzung des nämlichen Tages ergriff und verfolgte Pétion mit Lebhaftigkeit den Vorschlag eines der Districte von Paris, wonach ein Hof von 60 Geschwornen, einer für jeden der 60 Districte der Hauptstadt, über alle Verbrechen de lése-nation urtheilen sollte. Es war die erste Idee eines Revolutionsgerichtes. Die Motion wurde beseitigt, aber Pétion konnte ein Anerkenntniß seines guten Willens darin, daß die Versammlung in dem Scrutinium vom 3. August ihn zu einem ihrer Secretaire wählte, finden. In den Debatten um das Veto wollte er nur in suspensiver Weise ein solches dem Könige zugestehen. Gegen Rabaud sich erhebend, erklärte er das absolute Veto für die gefährlichste aller politischen Erfindungen, um welche Montesquieu vorzüglich als ein Fremdling in der Politik sich erweise. Die englische Constitution, mit ihrem Veto, Oberhause und Wahlsystem sei ein wahres Ungeheuer, jedem vernünftigen Engländer ein Gegenstand bitterer Klage. „Allerwärts in Europa zeigt die ausübende Gewalt sich beschäftigt, Alles an sich zu reißen. Ist sie erblich und bei der Gesetzgebung mitwirkend, so wird sie zu mächtig. Kann der König das Gesetz aufhalten, so ist er mächtiger, als die Nation, welche ihn erschaffen hat. Jede Gewalt muß bei dem Volke bleiben, und wird dieses seine Stellvertreter im Zaume zu halten wissen. An das Volk muß der König appelliren [2]) und ist diese Appellation das einzige aufschiebende Veto, welches ihm zugestanden werden darf.“ Hingegen bestand er in der Sitzung vom 14. September, worin die Frage, für wie viele legislative Sessionen das suspensive Veto zu gelten habe, verhandelt werden sollte, auf der Ansicht, daß hierüber nicht zu entscheiden sei, es habe denn vorher der König die Beschlüsse der berühmten Sitzung vom 4. August sanctionirt [3]). In der Frage über die Erklärung der Menschenrechte stand Pétion nicht an, es mit Mirabeau selbst aufzunehmen und diesen zu beschuldigen, daß er die Versammlung in Widersprüche zu verwickeln trachte. Die Erklärung, wie Pétion sie aufgefaßt, findet sich in seinen Werken (III, 5—8). Seine Opposition gegen den großen Redner wiederholte sich noch öfter, und namentlich hatte Mirabeau gegen Pétion durchzusetzen, daß nach alter Weise der Eingang zu jedem Gesetze lauten müsse: Louis par la grâce de Dieu. Denselben Eingang, mit dem Zusatze, et par la loi du royaume, hatte Freteau in Vorschlag gebracht, statt dessen Pétion par le consentement de la nation gesagt haben wollte. C'est le consentement, fügte er hinzu, qui fait les rois. On ne peut conserver, par la grâce de Dieu. Un roi n'est roi que par la grâce des peuples, et c'est souvent calomnier l'Etre suprême, c'est consacrer les tyrans que nous pouvons avoir, que de reconnaître qu'ils viennent de Dieu. Charles IX. était-il roi par la grâce de Dieu. Der Kirche nicht minder feindlich, als dem Königthume, benutzte Pétion jede Gelegenheit, seine intolerante Gesinnung zu bekunden, und die Versammlung, die gar gern der unsichtbaren Gewalt gegenüber temporisirt hätte, zu gewaltsamen Maßregeln zu verleiten. Viele der blindlings beliebten kirchlichen Neuerungen sind als das Werk des Deputirten von Chartres zu betrachten. In der Sitzung vom 5. October erhob er sich in seiner gewöhnlichen Heftigkeit gegen die von dem Könige gegebene partielle und allerdings zweifel-

1) Man rühmt von der Schrift: Plus on lit cet ouvrage, plus on est tenté de croire qu'il a été fait après la révolution. La constitution s'y trouve, pour ainsi dire, toute entière, et il est des articles qui semblent en avoir été copiés. Il serait difficile de citer six décrets constitutionnels, qu'y ni soient ou indiqués, ou développés. Profondeur dans les vues, sagesse dans le plan, clarté dans les idées, simplicité et force dans le style; cet écrit réunit tous ces avantages. Les principes répandus dans l'avis aux Français, ne contribuèrent pas peu à former l'esprit public, et à répandre la lumière.

2) In den Urversammlungen.

3) On vous a demandé, stellt der Redner auf, si les arrétés pouvaient être sanctionnés; ils sont incomplets, dit-on, les vérités qu'ils énoncent, ne sont pas incomplétes, elles sont de tous les temps, te tous les peuples. On dit que ces articles ne touchent point à la constitution: le régime féodal, les priviléges des provinces, les justices seigneuriales ne touchent-ils donc pas à l'ordre social et à la constitution? Le roi peut-il refuser sa sanction à de pareils articles? On nous a dit que l'assemblée avait voulu jeter un voile religieux sur ces grandes questions, qu'ainsi il n'y avait pas lieu à délibérer, et moi je dis le contraire: je pense qu'il y a lieu à délibérer. Supposons que le roi refuse sa sanction, il faut combattre ce refus, et voilà notre position actuelle. L'on dit qu'il est prudent d'attendre que le roi se soit expliqué. Mais il me semble que notre comité de constitution nous a annoncé que le roi n'avait pas le droit de refuser sa sanction. Ce principe a été publié ici, et nous avons le droit de le répéter. Il ne s'agit pas de traiter la question à fond, la prudence exige une surséance, et je ramène la motion à ces termes simples. Il s'agit de prononcer un ajournement, une interruption, et il faut attendre que la sanction ait été accordée par le roi à tous les arrétés du 4. août.

hafte Sanction verschiedener constitutioneller Bestimmungen, und gegen das bekannte Bankett der Gardes-du-corps[4]). In der Sitzung vom 26. October sprach er gegen den Antrag des Constitutionscomité, wonach die Befugniß, zu der Nationalrepräsentation erwählt zu werden, von der Entrichtung eines Steuerminimums von einer Mark Silber abhängen sollte: **tout homme,** beantragte er, **qui a des talens et qui n'a pas de fortune, doit être éligible, si les électeurs le jugent capable.** Die Majorität war gegen ihn, und blieb es am 17. November, als er den Beschluß, daß die Zahl der von jedem Departement abzusendenden Deputirten von der dreifachen Basis der Bevölkerung, des Umfangs und des Steuerbetrags abhängen sollte, angriff. Pétion wollte die Bevölkerung allein gelten lassen, wurde aber von Vorn herein in dieser Angelegenheit mit Ungunst gehört, weil er in der allgemeinen Discussion die Nützlichkeit der provinziellen Interessen und die Nothwendigkeit, sie möglichst aufrecht zu erhalten, in Schutz genommen hatte. Auch seine Abhandlung über die Preßfreiheit (II, 351 — 390) blieb unbeachtet. Größere Aufmerksamkeit hingegen erregte sein ganzer vier Monate lang angekündigter, und am 27. März 1790 vorgetragener Finanzplan, vermöge dessen, um der Circulation aufzuhelfen, in jedem Departement eine Leihbank, in Paris eine Centralbank angelegt werden sollte (**Discours sur l'établissement des caisses territoriales en France, suivi d'un projet du décret, II, 183 — 207**). Der Antrag wurde an ein Comité von zwölf Personen, zur Hälfte aus dem Comité der Finanzen und zur Hälfte aus dem Comité des Ackerbaues und der Industrie zu erwählen, verwiesen, wurde auch auf Befehl des Hauses gedruckt. Bald darauf kamen die Ereignisse auf S. Domingo zur Sprache. Verschiedene Pflanzer verdankten der Vermittelung Barnave's die Lossprechung von den gegen sie erhobenen Anklagen. Pétion wollte die Unschuld dieser Pflanzer nicht anerkennen, und ließ sich zumal angelegen sein, die farbigen Leute zu bedeuten, daß eine Partei in der Nationalversammlung gerüstet stehe, alle ihre Foderungen zu begünstigen. Von dem an nahm Pétion in jeder Verhandlung über die Colonien regelmäßig das Wort (als Probe, **Discours sur la traite des noirs, III, 51 — 126,** und **Discours sur les troubles de S. Domingue, 139 — 180**); er wurde einer der thätigsten Genossen in der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen, und das Zeugniß kann ihm nicht versagt werden, daß er aus allen seinen Kräften gewirkt habe, die Grausamkeiten auf S. Domingo und den endlichen Verlust dieser reichen Besitzung herbeizuführen. Auch die folgenreiche Schöpfung der Assignaten kommt großentheils auf Pétion's Rechnung. „**M. Pétion a été le premier,**“ heißt es in der Einleitung zu seinem Vortrage über diesen Gegenstand III, 209 — 223, **à prouver, dans un discours très-étendu et bien raisonné, la nécessité de créer des assignats.** Die Rede wurde in der Sitzung vom 16. April 1790 gesprochen. In der Sitzung vom 27. Mai stritt Pétion vereint mit Barnave und den Gebrüdern Lameth wegen des Rechts über Krieg und Frieden; sie wollten dasselbe der Nation zugewendet wissen. Die Discussion wurde ganzer zwölf Sitzungen hindurch fortgesetzt, denn Mirabeau war für den Hof. Die von Pétion gehaltene Rede (III, 291 — 339) ist vielleicht das beste, das er zu Stande gebracht hat; um so ungeschickter zeigte er sich in den Verhandlungen über die Einverleibung von Avignon (III, 245—288). Doch darüber ein Urtheil zu fällen, war der Versammlung nicht gegeben, sie gedachte nur der Leistungen Pétion's am 27. Mai, und verehrte ihn von dem an als einen ihrer vorzüglichsten Redner. Des steigenden Einflusses froh, suchte der Deputirte von Chartres vornehmlich gegen Mirabeau ihn zu wenden. Den Republikanern, als deren ersten Repräsentant man Pétion betrachten kann, war Mirabeau nicht ohne Ursache verdächtig geworden. Als dessen feuriger Widersacher trat Pétion bei jeder Gelegenheit auf, zumal in dem Vorschlage von Penalitäten gegen die Emigranten. Noch vor Ende des Jahres war Pétion zu der Präsidentschaft erwählt worden, und Mirabeau's Absterben befreite ihn von einer allzu drückenden Überlegenheit. Die Entwürfe einer Reaction, wie Mirabeau sie sich gedacht, traten in den Hintergrund, und in seiner äußersten Bedrängniß ergriff der König den Gedanken der Flucht, die in Varennes ihr kurzes Ziel finden sollte. Die königliche Familie zurückzuführen, wurden von Seiten der Nationalversammlung drei Deputirte abgesendet, Barnave, la Tour-Maubourg, Pétion. Auf den Deputirten von Chartres achteten König und Königin im Laufe der Reise nur wenig; ihre Aufmerksamkeiten hatten einzig Barnave zum Gegenstand, als denjenigen, der eben damals die Nationalversammlung regierte. Stets unvorsichtig, konnte die Königin sich nicht enthalten, einstens ihr Misfallen an Pétion auszudrücken. Den Dauphin auf dem Schoße haltend, spielte er mit dessen blonden Locken, und sicherlich ohne böse Absicht, zupfte er den Prinzen über die Gebühr. Das Kind schrie, gleich nahm es die Mutter zu sich, mit den Worten: **donnez-moi mon fils, il est accoutumé à des soins, à des égards, qui le disposent peu à tant de familiarités.** Von der andern Seite benahm sich Pétion mit auffallender Ungezogenheit[5]). Von dem

4) **Sommes nous ici,** fragt er in der ersten Aufwallung, **pour nous faire donner ou pour donner des lois?** Dann fährt er fort: **depuis long-temps la liberté nationale est menacée. Je ne parle pas des cris de** *vive le roi*, **portés jusqu'aux nues dans cette orgie, ils ont retenti dans cette assemblée, ils retentissent dans tous les coeurs; mais, quelles imprécations n'y a-t-on pas proférés contre l'assemblée nationale! Doit-elle être insultée dans son sanctuaire? Je passe à la réponse du roi. Vous avez reconnu qu'il ne pouvait jamais refuser la constitution, en arrêtant qu'on ne lui en demanderait pas la sanction, mais l'acceptation. Le délegué de la nation ne peut la régir que par les lois par lesquelles elle veut être gouvernée. Le roi vous dit cependant: que vos lois sont imparfaites, qu'il les accepte, quant à présent, qu'elles expriment le voeu présent de l'assemblée.... Il doit accepter pour toujours; le voeu de l'assemblée ne peut pas varier il est celui de la nation. Enfin, si j'explique l'esprit de la réponse du roi, il se rend aux circonstances; elles changeront; il croira pouvoir changer.**

5) **Sa rudesse républicaine,** klagt die Königin, **était outra-**

an wurde für Pétion eine persönliche Sache, was bisher nur Principienstreit gewesen. In der schrecklichen Auffahrt nach den Tuilerien (25. Juni) saß im Grunde des Wagens, zwischen Barnave und la Tour-Maubourg, die Königin, während der König, Madame Elisabeth und Pétion den Vordersitz eingenommen hatten, Barnave den Dauphin, Pétion die Madame royale auf dem Schoße hielt. Barnave wie Pétion hatten an die Nationalversammlung von dem Gange der Reise zu berichten. Dieser sprach: je n'ai rien à ajouter aux faits généraux qui vous ont été exposés par mon collégue; mais je crois devoir vous rendre compte d'un fait particulier qui pourrait être altéré dans l'opinion publique. Il vous a dit avec beaucoup de raison que les gardes nationales ont donné, dans cette circonstance, les preuves de leur dévoûment et de leur zèle pour le maintien de l'ordre. Cependant, lorsque la voiture, contenant les membres de la famille royale, a été arrêtée devant le château des Tuileries, il y a eu un mouvement qui pourrait être mal interprété, quoiqu'il n'ait cependant été occasionné que par un excès de zèle. Le peuple et la garde nationale ne demandaient autre chose que l'exécution de la loi, mais craignant que les particuliers qui étaient sur le siége de la voiture, ne s'échappassent, ou même ne fussent pas arrêtés, ils voulurent s'emparer de leur personne. In der Wahrheit hatten die den Wagen umringenden Gurgelabschneider keine andere Absicht, als die drei, gebunden auf dem Bock sitzende, Gardes-du-corps aufzuhängen, vielleicht auch der königlichen Familie dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Eindrücke, die die Reise in Pétion's Gemüth zurückgelassen, sollten alsbald in den öffentlichen Angelegenheiten sich geltend machen. Der erste, hat er in dem Jacobinerclub die Frage, le roi sera-t-il, peut-il être jugé aufgeworfen, in der Weise zwar, daß er in Bezug auf die erste dieser Fragen, in welcher jene um die Inviolabilität begriffen, sich äußert: je ne conçois pas comment cette question en peut faire une; car à consulter le bon sens, la déclaration des droits, la constitution, les usages des peuples libres, ceux de nos ancêtres, les opinions des auteurs les plus estimés, un roi criminel inviolable est la monstruosité la plus révoltante. In dem gleichen Sinne sprach er in der Nationalversammlung vom 13. Juli: als Staatsbürger, als öffentlicher Beamter, ist der König dem Gesetze unterworfen. Wäre er über das Gesetz erhaben, so würde er ein Despot sein. Um unverletzlich zu sein, muß man unfehlbar sein. Oder soll der König ungestraft morden dürfen? Was wollt Ihr thun? Den König erhalten? er ist, sagt man, eine öffentliche Gewalt, und eine solche kann nicht bestraft werden. O der elenden Ausflucht! Ein Richter ist nicht die Gerechtigkeit, ein König nicht das Königthum, oder überhaupt ein abstractes Wesen. Eure Beschlüsse sprechen seine Absetzung aus, dem zufolge ist er nicht allezeit unverletzbar. Ich gestehe, daß in meinen Augen die Frage, ob dem Könige der Proceß gemacht werden könne, keine Frage ist. Der König, sagt man, war entweder frei, oder er war es nicht. Frei, konnte er reisen, wohin er wollte; dem Unfreien kann Niemand verargen, daß er seine Fesseln zu brechen suchte. Ich behaupte, daß der König unter keinem Vorwande die Flucht nehmen konnte. Je freier der Mensch, je mehr muß er seinen Amtspflichten ergeben sein, je freier, je mehr ist er ein Sklave des Gesetzes. Pflicht und Gesetz fetteten den König an die Nationalversammlung. Ich verlange, daß der König gerichtet werde, entweder von der Nationalversammlung, oder von einer zu diesem Zwecke berufenen Nationalconvention." Über die Elemente einer solchen Convention hatte der Redner bereits früher sich ausgesprochen (Discours sur les conventions nationales, II, 289 — 349); den Fall annehmend, daß der König in seine Gewalt wieder eingesetzt werde, ließ er seine Opinion sur un conseil d'exécution électif et national, durch den Druck verbreiten (III, 399 — 415). Einen solchen Fall abzuwenden, setzte er zugleich alle seine Mittel in Bewegung; es wird behauptet, er habe die beiden Bittschriften vom Champ-de-Mars, das Schicksal Ludwig's XVI. betreffend, angegeben, und seinem Freunde und Landsmann Brissot allein die Sorge für deren Abfassung und Circulation überlassen. Diese Umtriebe erlagen den Bajonetten der Nationalgarde auf dem Marsfelde (17. Juli) und eine Beängstigung, unerklärbar allen denen, die nicht von der Nichtswürdigkeit und Feigheit jener Demagogen durchdrungen waren, lastete auf der eben noch so übermüthigen Partei. Es sonderten sich die Feuillans von den Jacobinern ab, es schieden aus dem Jacobinerclub alle Mitglieder der Nationalversammlung bis auf sechs, zuletzt bis auf drei; es schien die Gesellschaft in ihrer Existenz bedroht. In dieser Lage hat Pétion ihr die wesentlichsten Dienste geleistet, gleichwie er selbst seine Proben von Standhaftigkeit und Umsicht in der Führung einer Partei ablegte. Sein Manifest, lettre de J. Pétion à ses commettans, sur les circonstances actuelles (III, 419 — 433), hat unglaublichen Einfluß geübt[6]); die

geante, il mangeait, buvait dans la berline du roi avec malpropreté, jetant les os de volaille par la portière, au risque de les envoyer jusque sur le visage du roi; haussant son verre, sans dire un mot, quand madame Elisabeth lui versait du vin, pour indiquer qu'il en avait assez, ce ton offensant était calculé, puisque cet homme avait reçu de l'éducation, aussi Barnave en fut révolté. Pressé par la reine de prendre quelque chose: Madame, répondit Barnave, les députés de l'assemblée nationale dans une circonstance aussi solennelle, ne doivent occuper vos majestés que de leur mission, et nullement de leurs besoins. Le roi avait commencé à parler à Pétion sur la situation de la France et sur les motifs de sa conduite, qui étaient fondés sur la nécessité de donner au pouvoir exécutif une force nécessaire à son action pour le bien même de l'acte constitutionnel, puisque la France ne pouvait être république. Pas encore, à la vérité, lui répondit Pétion, parceque les Français ne sont pas assez mûrs pour cela. Cette audacieuse et cruelle réponse imposa silence au roi, qui le garda jusqu'à son arrivée à Paris.

6) Elle influa beaucoup sur la conservation de la société des jacobins, qui parut, pendant quelques instans, anéantie et détruite de fond en comble. M. Pétion resta ferme à son poste, brava tous les orages avec le plus grand calme, mit beau-

durch ihn vorgeschlagene und durchgesetzte Epuration des Jacobinerclubs rehabilitirte die Gesellschaft in der öffentlichen Meinung und machte es ihr möglich, aus dem Kampfe mit den Feuillans über die Paternität der verschiedenen Gesellschaften in den Provinzen siegreich hervorzugehen; Pétion, zum Präsidenten des Jacobinerclubs erwählt am 25. Juli, konnte sich schmeicheln, als Bannerträger nicht nur, sondern auch als die eigentliche Stütze der republikanischen Partei allen seinen Nebenbuhlern den Rang abgewonnen zu haben. Eine immense Popularität lächelte ihm, hieß Robespierre der tugendhafte, so war Pétion der unbestechliche geworden; er, welcher selbst das Zeugniß sich gibt, d'être bon fils, bon époux, bon père, bon citoyen. Vollständig in den Hintergrund geschoben war der Vorwurf, der in der Adresse aux provinces (December 1789) ihm gemacht worden war: un Pétion de Vileneuve, chez qui vous n'aviez pu distinguer que la confiance de la sottise, et qui vil instrument des factieux, est comme les crieurs de la foire que l'on fait aboyer à la porte des théâtres, pendant que dans l'intérieur on joue la pièce. Der Auflösung der Constituante folgte in kurzen Zwischenräumen die Wahl eines Maire der Stadt Paris, an Bailly's Stelle. Pétion, Begleiter der Frau von Genlis und der Tochter des Herzogs von Orléans, der Mademoiselle de Chartres, wie sie damals hieß, oder der Madame Adelaïde [7]), befand sich noch in London, ohne Zweifel beschäftigt, im Namen seines hohen Committenten, des Herzogs von Orléans, mit den Häuptern der verschiedenen Parteien in England zu unterhandeln, als die Meldung, er sei für besagte Wahl in Vorschlag gekommen, ihn eiligst nach Hause foderte. In dem Scrutinium vom 16. November betheiligten sich von den 80,000 thätigen Bürgern der Stadt Paris nur 10,632, davon stimmten für Pétion 6708, für la Fayette 3123, für Dandré 77, die übrigen zersplitterten sich unter Robespierre, Fréteau, Camus, Tronchet, den Grafen von Provence drei, den König einer. Pétion wurde demnach am 18. November als Maire introducirt [8]), unter den Umständen der größte Triumph, zu welchem die demokratische Partei gelangen konnte. Dieses erkennend, bereitete sie dem neuen Maire für seinen Besuch in dem Jacobinerclub an demselben 18. November eine wahre Ovation. Der alte Dussault bestieg die Rednerbühne, sprach in kurzen Absätzen wenige Worte, die er mit dem Rufe beschloß: je regarde M. Pétion comme mon s'els! c'est bien hardi sans doute. Il descend de la tribune, fügt der Berichterstatter hinzu, et M. Pétion sélance dans ses bras. Ce triomphe du sentiment a fait éprouver la plus douce sensation à tous les coeurs. Als das Programm seiner Verwaltung veröffentlichte Pétion einen wohl gedachten und deutlichen coup d'oeil rapide sur l'état dans lequel je trouve la place de Maire de Paris (IV, 14—28), welchem eine gehörig vorbereitete, mit Lebhaftigkeit ausgeführte Expedition gegen die Spielhöhlen folgte. Hierauf beschränken sich aber im Wesentlichen Pétion's administrative Leistungen, zumal seine Zeit und seine Aufmerksamkeit ausschließlich durch die Bewegungen und den Kampf der Parteien in Anspruch genommen werden sollten. Im December 1791 kam der stille gegenseitige Haß der Jacobiner und Feuillans zum Ausbruch; die Verhandlungen darüber mittheilend (IV, 31—49) klagt Pétion: la conduite que j'ai tenue dans cette circonstance délicate, est defigurée et calomniée de la manière la plus étrange. Voici les pièces; je les présente au public sans aucun commentaire. Zu entschieden war Pétion in seinen republikanischen Ansichten, um nicht als Gegner der Feuillans aufzutreten. Ein Brief von ihm am 6. Febr. 1792 an Buzot geschrieben, spricht hinreichend seine Gesinnungen in dieser Hinsicht aus. Er will *alliance de la bourgeoisie et du peuple*, ou si on aime mieux: union du tiers-état contre les privilèges, während in der Meinung der Feuillans, die Bürgerschaft nur durch Verbindung mit den vormaligen privilegirten Ständen das Volk im Zaume halten konnte. Dieses Schreiben, die aristokratische Unterscheidung zwischen Bürgerschaft und Volk, foderte die rein demokratische Partei zu den grimmigsten Verunglimpfungen des Schreibers heraus, gleichwie er, den Unterschied zwischen denen die haben und die begehren, deutlich artikulirend, zu allen fernern Verbrechen der

coup de sagesse dans sa conduite, ne négligea aucune mesure de prudence pour éclairer les esprits, pour dissiper l'illusion qui les aveuglait, et sa lettre ne fut pas une des moins efficaces pour faire tomber le triple bandeau, dont presque tous les yeux étaient couverts.

7) Giftig und ergötzlich hat, in den spätern Zeiten der Zerwürfniß, Camille Desmoulins diese Reise, welche noch zwei andere junge Damen, Pamela und die Sercey, mitmachten, besprochen: N'est-ce pas un fait que Pétion a fait le voyage de Londres dans une dormeuse avec madame Sillery et mesdemoiselles d'Orléans, Paméla, Sercey, qu'on pouvait appeler les trois Graces, et qui pressaient son genou vertueux et heureusement incorruptible (Pétion, l'incorruptible, der Unbestechliche, oder auch Unverwüstliche) et que c'est à ce retour qu'il a été nommé maire de Paris. Pourquoi ce voyage si suspect? Quelle negociation si importante avait exigé qu'un si grand personnage que Jerôme Pétion passât la mer et s'abouchât avec Pitt. Von dieser Reise schreibt sich vermuthlich der Genlis Zuneigung für Pétion her, und die Hochachtung, welche sie ihm bis zu dem Königsmorde bewahrt zu haben versichert. Von dem Verehrten sprechend konnte Camille es sich nicht versagen, auch der Verehrerin einige freundliche Worte zuzuwenden: Cette madame de Genlis, dont les demangeaisons allaient toujours en se dépravant, et qui avait remplacé celle si naturelle de faire des Dunois et de la musique par celle de faire des livres, celle d'être auteur de comédies, par celle d'être docteur de Sorbonne, et enfin les douceurs de la dévotion, de la vie contemplative, et d'être moine, par les plaisirs de la politique, de la vie active, et d'être surintendante et premier ministre, après qu'elle aurait fait de son élève, mademoiselle d'Orléans, une petite reine.

8) Le peuple l'a reçu avec les plus vifs applaudissemens, le conseil-général de la commune l'a reçu avec une indifférence extrême. Avant qu'on l'installât, un membre du conseil-général a demandé la parole et a interpellé Mr. Pétion de declarer comment il avait acquis le droit de citoyen actif depuis un an. M. Bailly a répondu, que puisque les sections avaient jugé M. Pétion digne d'être Maire de Paris, sans doute elles savaient bien ce qu'elles faisaient, et reconnaissaient qu'il avait les qualités requises (les tribunes applaudissent).

Revolution die Losung gab, und einen Samen ausstreute, der den kommenden Geschlechtern die gedeiblichsten Früchte verheißt. Pétion erkannte mit Schrecken die Beleidigung, die er dem Volke angethan; dafür suchte er Genugthuung zu geben in dem Beschlusse vom 11. Febr. 1792, wegen der Pikenmänner. Cet arrêté parut dans un moment où il était bien nécessaire. Le citoyen en habit bleu regardait avec dédain le citoyen armé d'une pique; des divisions se manifestaient chaque jour, et on était sur le point d'en venir au mains. Sous tous les rapports cet arrêté était infiniment précieux, eigentlich aber nur den Revolutionsmännern, deren Sieg nicht länger dem aufmerksamen Beobachter zweifelhaft erscheinen konnte seit die Höfe des Volks, mit Piken bewaffnet, den Dienst der Nationalgarde paralysirte. Es wird Niemanden befremden, daß der König, in dem Schrecken über eine Einrichtung, die den Rest gesellschaftlicher Ordnung bedrohte, zwei Decrete sanctionirte, denen er bisher seine Zustimmung verweigert hatte, nämlich die Entlassung der meuterischen Soldaten des Schweizerregiments Chateau-Vieur, und die Beschlagnehmung der Emigrantengüter, auch am 13. Februar ein Schreiben an die Municipalverwaltung richtete, worin er gegen jeden ihm zugemutheten Gedanken einer abermaligen Entweichung protestirte. Das Schreiben wirkte dergestalt versöhnend, daß die Municipalität den Beschluß faßte, dem König aufzuwarten, um ihre aufrichtige Anhänglichkeit zu bethätigen. Was auch Pétion hiervon dachte, er mußte der Stimmenmehrheit weichen, und bei dem König um Audienz für den Municipalrath bitten. Die Stunde wurde festgesetzt, Pétion ließ, um den König zu kränken, auf sich warten, und erschien um eine ganze halbe Stunde zu spät. Der Besuch wurde nicht mehr angenommen, worüber Pétion sich mit vieler Heftigkeit gegen die im Vorzimmer befindlichen Minister beschwerte. Auch seinen Begleitern suchte Pétion seine Gefühle aufzudringen, doch ohne sonderlichen Erfolg. Vielmehr beeilte sich der Municipalrath, seine Unhöflichkeit zu entschuldigen und eine zweite Audienz zu begehren. Des membres, schreibt Pétion, vinrent me prier de me mettre à leur tête. Je refusais en témoignant combien j'étais indigné que des magistrats fussent assez bas pour ne pas sentir l'affront qui leur avait été fait. In den Verhandlungen über die Beeidung der constitutionellen Leibwache des Königs ließ Pétion nicht minder bösen Willen vermerken, bis die Nationalversammlung am 13. Februar die Eidesformel genau vorschrieb. Kaum war die Anklageacte gegen den Minister Delessart am 10. März durchgegangen, und schon am folgenden Tage führte Pétion die Municipalität vor die Schranken der Nationalversammlung. Mit lautem Händeklatschen empfangen, sprach er: die Municipalität von Paris kommt, Ihnen unter so wichtigen Zeitläuften das Opfer ihrer patriotischen Bewunderung darzubringen. Durch die Gewalt des Blitzes wird der von bösartigen Dünsten erfüllte Luftkreis gereinigt. Unsere ganze Umgebung war verpestet, ein wohlthätiger Schlag hat die Luft gereinigt. Es ist also wahr, daß die Verantwortlichkeit der Minister kein leerer Schall mehr ist, daß das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterschied trifft. Um so auffallender wird es, daß Pétion um dieselbe Zeit gegen die rothe Mütze sich erklärte. Sein Schreiben in dieser Angelegenheit vom 19. März (IV, 75—78), wurde in dem Jacobinerclub verlesen: à mesure qu'on le lisait, des bonnets rouges tombaient des têtes, si bien que lors qu'elle fut finie, il n'en existait plus. Die Patrioten, die etwa an dieser Ansicht des Maire Ärgerniß genommen hatten, mußten bald in der Festlichkeit Genugthuung finden, die er den von den Galeeren entlassenen 40 Soldaten von dem Regiment Chateau-Vieur bereitete (15. April). Die Departementalverwaltung bot alle ihre Kräfte auf, ein solches Scandal zu verhindern; öffentliche Ehrenbezeigungen, schreibt in dem Journal de Paris der Herzog von Liancourt, Leuten zu erweisen, welche durch das Gesetz des Meuchelmordes und des Aufruhrs schuldig befunden worden, heißt dies nicht den entgegengesetzten Tugenden Hohn sprechen, jenen Tugenden, welche in dem Charakter des französischen Kriegers den Grundzug ausmachen und ausmachen sollen? Am 14. April noch machte die Departementalverwaltung den letzten Versuch, die schmähliche Farce zu hintertreiben. Auf ihre Vorstellungen wollte Pétion nicht hören, nur versprach er, daß das Fest ruhig ablaufen solle, daß es nicht als öffentliches Fest zu gelten habe und daß er die möglichen Folgen auf sich nehme. Diese Erklärung wurde auf Befehl der Departementalverwaltung an allen Straßenecken angeheftet. Hingegen schrieb Pétion, um sein Verfahren zu rechtfertigen, die Lettre de M. le Maire de Paris à ses concitoyens, vom 6. April 1792 (IV, 83—86). Über dieses Schreiben ergoß Andreas Chénier eine wol nur zu gerechte Kritik[9]). Noch vernichtender sprach Dupont de Nemours in einem an Pétion gerichteten Schreiben sich aus, welches zu widerlegen der Maire sich vergeblich abmühte (IV, 97—117), aber trotz dem allen wurde das Fest gefeiert, ärmlich, lächerlich und ohne alle Theilnahme des Volks, wie Mallet du Pan schreibt, oder aber „schöner und rührender," berichtet Pétion selbst, „wie es jemals ein Fest gegeben. Das Gefühl der Freiheit zeigte sich in seiner ganzen Kraft; die bewunderungswürdigste Ordnung lenkte den Zug. Durch Kornähren war der Geist des Festes angedeutet und es dienten diese Kornähren zugleich, die Bürger in Reihen zu halten. In anmuthiger Weise vertraten Ähren die Stelle der Bayonette, und eine viel größere Gewalt übten sie als die Waffen der Des-

9) J'aurais tort d'oublier l'affectation qui règne dans cette lettre, comme dans tous leurs écrits, de designer quiconque s'est soulevé contre la turpitude de cette fête, comme un artisan de manoeuvres et un intrigant. M. Pétion, les intrigans sont ceux qui se devouent aux intérêts d'un parti, pour obtenir des applaudissemens et des dignités. Les intrigans sont ceux qui font plier, ou qui laissent plier les lois sous les volontés des gens à qui ils se croient redevables. Les intrigans sont ceux qui étant magistrats publics, flattent lâchement les passions de la multitude qui règne et les fait régner, et injurient, et outragent, et appellent intrigans les citoyens courageux qui ne veulent ni régner ni obéir à d'autres lois que les lois mêmes.

poten. Fröhlichkeit und Lust walteten aller Orten. Das Volk zeigte sich in seiner Größe, stolz auf das ihm geschenkte, ungemessene Zutrauen, und als eine Ehrensache betrachtend, sich dieses Zutrauens würdig zu erhalten. Der Anblick des Märzfeldes war prächtig. Dort bewegte sich eine unzählbare Menge, die sich ohne Zwang allen Vergnügungen der Unschuld hingab, und der reinsten, durch keine Gewissensbisse zu trübenden Freude die Herzen öffnete. Niemand war betrunken, Niemand wurde geschlagen: in allen Beziehungen hehr blieb das Fest, das erste Beispiel eines Festes, bei welchem das Volk lediglich und allein seiner eignen Hut anvertraut war. Frankreich ist gerettet, sagte ich zu mir selbst, und daß ich mich Allem ausgesetzt habe, um ein solches Fest hervorzurufen, betrachte ich als den wichtigsten jemals dem Vaterlande zu leistenden Dienst." Zu keiner Zeit vielleicht hat Pétion hoch wie damals in der öffentlichen, oder, genauer, in der Meinung der Unruhestifter gestanden, derjenigen, auf welche in solchen Zeiten allein es ankommt. Denn die tugendhaften und friedlichen Bürger haben niemals, und also auch nicht in den Zeiten der Gefahr, eine Meinung. Die Rede, die Pétion am 29. April in der Sitzung des Jacobinerclubs vortrug, um die erbitterten Gemüther zur Einigkeit zu ermahnen, hatte eine magische, wenn auch vorübergehende Wirkung [10]). Mit besserem Erfolge setzte Pétion den stillen Kampf gegen das Königthum fort. Wie eben die Nationalversammlung sich mit dem angeblichen österreichischen Comité beschäftigte und hierdurch eine mehr als gewöhnliche Gährung veranlaßte, schrieb Pétion an den Commandanten der Nationalgarde, wegen der Besorgniß, fondée sur des probabilités et des indices einer Entweichung des Königs. Die Folgen einer solchen Mittheilung gar wohl erwägend, richtete Ludwig XVI. am 23. Mai ein Schreiben an die Municipalität, um jene Verleumdung auf das Bündigste zu widerlegen. Pétion replicirte am 24. Mai, und weil die Departementalverwaltung das Schreiben des Königs aller Orten hatte anheften lassen, verfügte der Maire ein Gleiches für seine Antwort, und soll überdies veranstaltet haben, daß sein Placet aller Orten über jenem des Königs zu stehen kam, welches jedesmal zugleich von seinen Colporteurs mit Koth beworfen werden mußte. Große Freude wenigstens hat Pétion um den Hergang empfunden [11]). Die Aufregung, welche sich in der Demonstration gegen die Tuilerien und den König am 29. Mai offenbarte, war großentheils Folge der Kunstgriffe und Einflüsterungen des Maire. Um sein Werk zu krönen, sagte Pétion am Morgen desselben Tages der Nationalversammlung: la masse des citoyens de Paris est excellente. La nuit a été calme et rien n'annonce un jour orageux. Montrez vous constamment élevés à la hauteur de vos fonctions; déployez ce caractère auguste, dont la nation vous a investis. Alors soyez surs, non pas seulement de la tranquillité de Paris, mais de celle de la France entière. Die Versammlung hatte sich für die Dauer jener Bewegung permanent erklärt, auf Pétion's nicht minder lügenhaften Bericht vom Morgen des 31. Mai wurde die Erklärung zurückgenommen. Am andern Tage (1. Juni) erließ die Municipalität den Beschluß, durch welchen die Feier des Frohnleichnams möglichst beschränkt werden sollte. Der Artikel 2 dieses Beschlusses verfügt: que les citoyens soldats ne devant se mettre sous les armes que pour l'exécution de la loi et la sûreté publique, la garde nationale ne peut être requise pour assister aux cérémonies d'un culte quelconque. Der größere Theil der Nationalgarde nahm von solchem Winke keine Notiz. Une partie de la garde nationale se conduisit très-mal. Elle méconnut la voix des magistrats; elle se rendit armée aux processions et servit de cortège. Weil zu gleicher Zeit in der Nationalgarde eine Adresse circulirte, worin gegen die Errichtung eines Lagers von 20,000 Gurgelabschneidern in der Nähe von Paris protestirt wurde, weil der König dem Decret für die Bildung dieses Lagers seine Genehmigung verweigerte, weil la Fayette in Wort und Schrift seine Abneigung gegen den Gang der Dinge, und sein Mitleid für den unglücklichen König offenbarte, fühlten die Jacobiner die Nothwendigkeit, durch eine drohende Demonstration den König und seine Familie, die Nationalversammlung und die Nationalgarde, in Furcht zu setzen. Es erfolgte der Aufruhr vom 20. Juni. Von den bewaffneten Zusammenkünften der Vorstädter S. Antoine und S. Marceau in Kenntniß gesetzt, und von ihrem Vorhaben, die Tuilerien zu bestürmen, schrieb die Departementalverwaltung am 19. an den Maire, ihn an seine Pflicht zu erinnern. Pétion versprach, jede bewaffnete Versammlung zu verhindern, doch könne er, setzte er hinzu, den Bürgern nicht verwehren, sich unbewaffnet zu versammeln. Statt dem Aufruhr zu wehren, schrieb er um Mitternacht an die Departementalverwaltung, und verlangte, daß der Aufruhr autorisirt und den zusammengelaufenen bewaffneten Rotten erlaubt werden solle, in Gesellschaft der Nationalgarde auszurücken. Durch Beimischung des Gesindels wollte er die Nationalgarde in Unthätigkeit erhalten. Es wurde ihm geantwortet, die Verwaltung könne nicht erlauben, was dem Gesetze zuwider sei. Bei dieser Antwort blieb es, als der Maire Morgens um fünf Uhr sein Ansuchen wiederholte, aber in seinem Entschlusse ließ er sich nicht irren. Wenige Stunden später ertheilte er den Befehl, den zu ertheilen die Departementalverwaltung sich geweigert hatte. Gegen vier Uhr Nachmittags wurde das Schloß von dem Pöbel erstiegen: gegen sieben Uhr vernahm man von den nächsten Straßen her den Ruf: Vive Pétion! Gleich darauf betrat er den Saal, in welchem der König belagert war. Er drängte sich durch den Haufen, der mit Beifallklatschen ihn empfing, und zugleich zu einer Gasse sich öff-

10) Le discours (IV, 121—131) de M. Pétion fit un grand bien, mais ce bien ne fut que momentané; la paix s'établit, ce fut pour un instant; les haines se reveillèrent bientôt, et tous ceux qui n'étaient pas les partisans des opinions de Robespierre, éprouvèrent tant de désagréments, qu'ils furent obligés peu à peu et successivement de déserter. 11) Er erzählt: Le roi écrivit et placarda contre moi une lettre très-platte et fausse en principes. Je lui fis une réponse, que je placardai de même et qui eut du succès. Cette guerre polémique entre un roi et un simple maire était un exemple nouveau. Il ne fut pas inutile.

nete, damit durch solche der Maire zu dem Monarchen gelangen möge. „Ich höre so eben, Sire, in welcher Lage Sie sich befinden," sprach Pétion; worauf der König erwiederte, „das ist wunderlich, dauert es doch schon zwei Stunden." „Sie haben," fuhr der andere fort, „für Ihre Person nichts zu fürchten, das Volk wird sie respectiren, dafür stehe ich." Die Bürgschaft hatte nicht viel zu bedeuten, denn ein Kerl, dicht zu Pétion sich hindrängend, hörte nicht auf, den König zu bedrohen, ohne auch nur die geringste Zurechtweisung von dem Maire zu empfangen, bis dieser von zwei Grenadieren getragen unter ungeheurem Lärm folgendergestalt den tollen Haufen anredete: Citoyens, vous venez de présenter votre vote au représentant héréditaire de la nation. Vous ne pouvez aller plus loin. Le roi ne peut ni ne doit répondre à une pétition présentée à main armée. Le roi verra dans le calme et dans la réflexion ce qu'il a à faire. Sans doute votre exemple sera imité par les départements et le roi ne pourra s'empêcher d'acquiescer au voeu manifeste du peuple. Diese, nur dem Könige bedrohliche, Worte blieben ohne Wirkung für den Haufen. Lärm und Schimpfen dauerten fort und ließen jeden Augenblick den fürchterlichsten Ausbruch besorgen. „Machen Sie, daß der Saal geräumt werde," sprach Champion zu dem Maire, „befehlen Sie, im Namen des Gesetzes, daß dieses Volk abziehe!" Wiederholen mußte Champion seinen Antrag, dann erst begann auf das Neue Pétion: Citoyens, vous ne pouvez rien exiger de plus, retournez dans vos foyers: si vous ne voulez pas que vos magistrats soient compromis et injustement accusés, retirez-vous, je vous le répète, retirez-vous. En restant plus longtemps vous donnerez occasion aux ennemis du bien public d'envenimer *vos respectables intentions*. Das Alles reichte noch nicht, der Maire bestieg einen Sessel, Sergent ließ die Klingel des Präsidenten der Nationalversammlung, die ein Huissier ihm zugesteckt, ertönen. Damit gab es einige Stille. Der Maire kündigte an, daß der König, um das Gedränge der Abziehenden zu verhüten, alle Gemächer des Schlosses habe öffnen lassen, und nochmals seine erste Anrede wiederholend, schloß er mit den Worten: le peuple *a fait ce qu'il devait faire*. Vous avez agi avec *la fierté et la dignité* d'hommes libres. In seinem Compte rendu entblödet Pétion sich nicht, von diesem Hergange zu behaupten: tout le monde connaît les événemens de cette fameuse journée, où je ne contribuais pas peu à empêcher de grands malheurs et à prévenir la guerre civile. Ce service rendu à la république entière, me fit exécrer de la cour et de ses partisans. In derselben lügenhaften Unverschämtheit drückte Pétion am späten Abend des heißen Tages sich vor der Nationalversammlung aus. Man war in Besorgniß wegen der Menge von Bürgern, die in des Königs Zimmern sich zusammendrängten. Der König blieb unbesorgt; kannte er doch die Franzosen besser. Er ist der großen Ehrfurcht, welche man seit drei Jahren für seine Person bezeigt, eingedenk gewesen, er weiß, daß des Volkes Obrigkeiten stets wachen, um die dem constitutionellen Könige gebührende Ehre zu hüten. Die Obrigkeit hat ihre Schuldigkeit erfüllt, sie hat, ich mag es aussprechen, den größten Eifer an den Tag gelegt. Um so empfindlicher muß es mir fallen, daß mehre Mitglieder der Versammlung bezweifeln konnten . . . (und noch bezweifeln, riefen einige Stimmen). Man mußte nothwendig der Sache eine gesetzliche Form geben, damit die Bürger niemals dem Gesetze ungehorsam scheinen. Oder wäre es etwa klug gewesen, 30 — 40,000 Männer ohne Anführer ziehen zu lassen? Der Municipalrath setzte demnach die Anführer der Nationalgarde in Bewegung. Die Bittschrift wurde der Nationalversammlung, dann dem König zugebracht. Alles bewegte sich in Ordnung und Stille. Niemand kann über Gewalt klagen, kein Eigenthum wurde verletzt. Der König am wenigsten kann über das Betragen der Bürger Klage führen. Jetzt ist alles wieder ruhig, und so wird es hoffentlich bleiben. Gleich ungünstig, wie von einem großen Theile der Nationalversammlung, wurde von dem bessern Publicum das Ereigniß vom 20. Juni und besonders Pétion's Haltung beurtheilt. Er selbst kann nicht umhin zu bekennen, les événemens du 20. firent à la cour de nouveaux partisans. Als er am Morgen des 21. nach den Tuilerien sich begab, erwarteten seiner Murren, Vorwürfe und Drohungen. Pétion will durch sein Benehmen, seine Reden den erbitterten Gemüthern, besonders den Grenadieren von der Section des Filles S. Thomas, Ehrfurcht aufgenöthigt haben; gewiß ist, daß sein Begleiter mehre Ohrfeigen empfing, durch eine zu Boden gestreckt wurde; nicht minder berichtet le Patriote français Nr. 1068: M. Pétion a été outragé. Am Abende desselben Tags hatte der König in Gegenwart von zwei Municipalen, von mehr denn 60 Personen, mit Pétion das bekannte Zwiegespräch [12]). Die allgemeine Misbilligung ermuthigte einen der Beisitzer der Municipalverwaltung, Cayer, nicht nur den Maire, welcher grade die Sitzung abhielt, in derselben Laufe, sondern auch den Procurator Manuel anzuklagen, und die Departementalverwaltung, in der Überzeugung, daß von diesen beiden Angeklagten vornehmlich die Verbrechen des 20. Juni ausgingen, sprach

---

12) König: Eh bien, M. le maire, le calme est-il rétabli dans la capitale? Pétion: Sire, le peuple vous a fait des représentations, il est tranquille et satisfait. König: Avouez, que la journée d'hier a été d'un bien grand scandale et que la municipalité n'a pas fait pour le prévenir tout ce qu'elle aurait pu faire. Pétion: La municipalité a fait tout ce qu'elle a pu et dû faire; elle mettra sa conduite au grand jour, et l'opinion publique la jugera. König: Dites la nation entière. Pétion: Elle ne craint pas plus le jugement de la nation entière. König: Dans quelle situation se trouve en ce moment la capitale? Pétion: Tout est calme. König: Cela n'est pas vrai. Pétion: Sire. König: Taisez-vous. Pétion: Le magistrat du peuple n'a pas à se taire, quand il a fait son devoir et qu'il a dit la verité. König: La tranquillité de Paris repose sur votre responsabilité. Pétion: Sire, la municipalité. König: C'est bon, retirez-vous. Pétion: La municipalité connaît ses devoirs; elle n'attend pas pour les remplir qu'on les lui rappelle. Also hat Röderer von jenem Gespräch aufgezeichnet, d'après une note de Pétion, sans doute. Übrigens ist Pétion selbst nicht immer, vielmehr sehr selten, zuverlässig.

in der Nacht vom 6. Juli ihre Suspension aus. Am Morgen des 7. verkündigte Pétion diesen Beschluß dem Volke: recevez cette décision comme je l'ai reçu moi-même avec calme et sang-froid. Bientôt une autorité supérieure prononcera, et j'espère que l'innocence sera vengée de la seule manière digne d'elle. Unmittelbar nach dieser Bekanntmachung verließ er die Hauptstadt, ein Fehler zwar, den er bald erkannte und verbesserte. Am 8. Juli schon verlangten Deputationen von den Sectionen des Gravilliers und de la Place-royale, famille éplorée, von der Nationalversammlung den Vater zurück, que des magistrats, par l'abus le plus coupable de leurs pouvoirs, viennent d'enlever à ses fonctions. Am 12. stand Pétion auf derselben Stelle, seine Rechtfertigung vorzutragen (IV, 194 — 214); wie wir die Schrift nennen müssen, wenn er auch im Eingange sagt: je n'éprouve pas le besoin de me justifier, mais j'éprouve celui très-impérieux de venger la chose publique. Er wurde mit außerordentlicher Gunst gehört; so wandelbar zeigten sich in jener bewegten Epoche die Gemüther, und auf den Bericht von Muraire in sein Amt wieder eingesetzt. Ein wilder Jubel, der sich sofort erhob, trug Schrecken durch alle Quartiere der Stadt; allerwärts hörte man das Geschrei, vive Pétion, Pétion ou la mort, und trugen alle die Schreier diese Worte, in Kreide geschrieben, auf ihren Hüten. Dieselben Menschen, in derselben Weise aufgeputzt, spielten auch am folgenden Tage (14. Juli) in dem Föderationsfeste, die Hauptrolle. Von allen Seiten ertönte jener Grabgesang der Monarchie, vive la nation, la liberté, Pétion, vivent les bons deputés. Der König erschien in der Gestalt eines Lammes, das zum Opfertode geführt wird, Pétion zeigte sich als Triumphator, umgeben von dichten Pöbelhaufen, die ohne Unterlaß die grimmigsten Schmähungen gegen den König ausstießen, und auf Fahnen und Hüten die Losungsworte vive Pétion trugen. Zur Stunde hat Pétion, ohne Zweifel unter dem Einflusse des Siegesrausches, geschrieben: je rentrai en fonctions le jour même de la fédération. L'accueil que me firent mes concitoyens dans cette circonstance et les humiliations, dont on abreuva Louis le dernier et sa famille, irritèrent encore de plus en plus la cour contre moi. Für die Beurtheilung von Pétion's innerster Denkweise ist nicht minder wichtig ein Geständniß, das ihm am 21. Juli entwischte. Angeführt von Demagogen, welche in das Geheimniß der Republikaner nicht eingeweiht waren, wollte ein Volkshaufen die Tuilerien stürmen. Seine Anstrengungen waren gegen das Thor bei der Reitschule gerichtet, einige Augenblicke noch, und der Zweck war erreicht; da fuhr ein Wagen vor, und dem Wagen entsprang Herr Pétion so eilig, daß er nicht Zeit sich nahm, die Schärpe anzulegen. Jetzt wollte er, bevor er zu dem Volke spreche, mit dem Amtszeichen sich bekleiden, aber aus dem Haufen wurde ihm zugerufen: parlez, parlez, vous n'avez pas besoin d'écharpe; Pétion peut s'en passer. Und er begann: eh bien! mes frères, mes amis, je viens vous dire de ne pas vous laisser aller *à ces mouvemens partiels*, qu'on excite au milieu de vous pour vous porter à des excès et perdre vos magistrats. Citoyens, c'est vous-mêmes, c'est vous seuls, que je charge de la garde de cette porte: vous m'en répondrez. Moi, je vais rassurer l'assemblée nationale sur les craintes qu'on pourrait lui avoir inspirées à votre égard. Also mouvemens partiels wollte Pétion nicht, weil ihr Erfolg zu ungewiß, und ein ungünstiger Ausgang selbst besser angelegten Versuchen verderblich werden kann. Diese wichtige Regel haben die Emeutenmacher seit 1830 nicht bedacht, und darum ganz gegen ihre Absicht beigetragen, den Thron von Ludwig Philipp zu befestigen. Vielleicht aus Dankbarkeit für den bewährten Rath sollte der Eitelkeit des Mannes ein neuer Genuß bereitet werden, wozu vorläufig die beiden Sectionen des Quatre-Nations und des Quinze-vingt sich vereinigten. Ein Waffenschmied hatte den 48 Sectionen der Hauptstadt das Modell eines Kriegsschiffes, die Stadt Paris vorstellend, verehrt. Dieses Schiff sollte im Namen der Sectionen dem Maire dargebracht werden, als Anerkenntniß der Weisheit, in welcher er die Stadt, deren Symbol von Alters her ein Schiff ist, in den Hafen des Heils eingeführt habe. Die Übergabe sollte mittels eines pompösen Aufzugs stattfinden; die für diesen Aufzug bestellten Banner waren bereits angefertigt. Da hieß es: Pétion à l'assemblée constituante a constamment defendu les droits du peuple; ses vertus l'ont fait maire de Paris. Auf einem andern le 20. juin 1792: Pétion a respecté le sang de ses concitoyens, et a sauvé de la guerre civile Paris et tout l'empire. Auf einem dritten: Tranquille au milieu des orages; ferner le gouvernail entre tes mains le vaisseau ne peut périr. Endlich: reçois des mains de l'innocence le prix de ta vertu. An allen Straßenecken war das Programm des Festzuges, hommages rendus à la vertu et au civisme par les Parisiens, angeheftet; da besann sich doch Pétion eines Bessern, und er ersuchte schriftlich die Section des Quatres-Nations, de vous refuser à l'exécution de votre projet, wozu sich denn auch jene Section bequemte, verordnend, daß das von dem Maire empfangene Schreiben in ihr Protokoll aufgenommen, ferner gedruckt, angeheftet und den 47 andern Sectionen zugesendet werde. Schreiben und Beschluß sind vom 25. Juli; am andern Tage wurde den Föderirten auf dem Platze der Bastille jenes bekannte Banket gegeben, von welchem Pétion (IV, 235 — 241) handelt. Was er, unter dem Einflusse des eben Erlebten, nicht aber, wie die histoire parlementaire doch annimmt, in späterer Zeit, um sich gegen die Anschuldigungen von Robespierre und Consorten zu rechtfertigen, niederschrieb, ist keines Auszugs fähig, muß vielmehr in seinen Einzelheiten studirt werden, weil in solchen ganz deutlich der Entwurf zu dem schrecklichen 10. August enthalten ist. Daß der Entwurf nicht am 26. Juli ausgeführt wurde, davon trägt einzig die Bedenklichkeit, der Kleinmuth Pétion's die Schuld. Alle Fäden des finstern Gewebes vereinigten sich in seiner Hand. Aber nicht nur für die Beurtheilung der Ereignisse, auch für das Studium von Pétion's Denkweise ist der Aufsatz von

hoher Wichtigkeit. Er, der Philosoph, der Menschenfreund, freut sich wie ein Schulknabe über die Mishandlungen, die der Minister des Innern, Champion, in seinem Eifer, dem Könige zu dienen, von den Unholden empfing; der freimüthige Republikaner schämt sich nicht, zu der gemeinsten Gleisnerei Zuflucht zu nehmen, um denjenigen, die ein Opfer ihm fallen sollen, seine giftige Wirksamkeit zu verhehlen [13]). Nicht minder verächtlich zeigte sich Pétion, als die Sage die Anhäufung von Waffen in den Tuilerien angekündigt hatte, und der König, in der Besorgniß über die Folgen einer solchen Sage, zu einer Haussuchung auffoderte. Der Maire wußte am besten, wie ungegründet jene Besorgniß sei, und er war grausam genug, seinen Dienst zu verweigern, oder wenigstens zu verzögern, dann endlich dem Zeugnisse, daß sich nichts Verdächtiges gefunden, hinzuzufügen: doch kann ich für nichts stehen. Am 30. Juli kamen die Marseiller an [14]). Es hätte dieser Aufmunterung kaum bedurft, um ihn in Thätigkeit zu erhalten. Schon am 25. hatten die Sectionen den Beschluß der Permanenz gefaßt. Dem folgte die Errichtung eines Centralbureau für den gegenseitigen Verkehr und die Correspondenz der Sectionen, welches auf dem Stadthause sich niederließ. Am 31. unterzeichnete Pétion den Beschluß über die Auflösung des Stabes der Nationalgarde, welcher den Demagogen verdächtig geworden, und über die Bildung eines neuen Generalstabes, welcher die ganze bewaffnete Macht zur Verfügung der Sectionen stellen sollte. Eine Versammlung von 7—800 Individuen, die der Maire auf dem Marsfelde gehalten, hatte eine Bittschrift verfaßt und der Nationalversammlung eingereicht, zu dem Zwecke, daß die Thronentsetzung des Königs ausgesprochen werde. Der Antrag hatte so wenig als ein früherer der Section Malconseil, Bonconseil seitdem von den Aufrührern genannt, ein Resultat ergeben, da trat Pétion mit einem zahlreichen Gefolge am 3. August vor die Nationalversammlung: um jenen Antrag, im Namen der Gemeinde, zu erneuern [15]). Seine Bittschrift, von welcher nachmals mehre Sectionen sich lossagten, wurde einer Commission zugewiesen. Während der Berathung plauderte Pétion in der wunderbarsten Seelenruhe mit den nächsten Deputirten, und er vertraute ihnen, wie er kaum hoffen dürfe, der Präsidentschaft einer zu bestellenden Regentschaft zu entgehen. Die einzige Sorge des Maire ging darauf, wie er die herannahende Katastrophe beschleunigen und sich gegen Zufall verwahren möchte. Als ein besonders wichtiges Ereigniß macht sich in dieser Hinsicht sein Beschluß vom 6. August geltend, der verordnete, daß für des Königs Bewachung jedes Bataillon der Nationalgarde täglich eine bestimmte Zahl von Mannschaften hergeben solle; hierdurch wurde die Möglichkeit entfernt, daß sich der König in der Gewalt eines ihm gänzlich ergebenen Bataillons, wie z. B. jenes des Filles de S. Thomas, befände. Am 9. erließ Pétion einen Avis à ses concitoyens, worin ihnen empfohlen wurde, in ruhiger Haltung das Ergebniß der Berathungen der Nationalversammlung um nos plus grands intérêts (die Abschaffung des Königthums) zu erwarten. Aus diesen Worten sogar ergibt sich, daß Pétion fortwährend, in dem Moment der Entscheidung, in seinem System verharrte, daß er sich bemühte, jene Feindschaft gegen das Königthum möglichst zu verschleiern. In diesem Sinn ertheilte er an Mandat, den Commandanten der Nationalgarde, den Befehl, die Schloßwache zu verdoppeln, und zugleich ließ er geschehen, daß der Abschaum der verworfensten Jacobiner sich auf dem Stadthause niederlasse und aller Gewalt in der großen Gemeinde bemächtigte. Eben präsidirte er in einer Sitzung des Gemeinderaths, als er wiederholte Briefe von Mandat empfing, worin er auf das Dringendste gebeten wurde, sich im Schlosse einzufinden, indem die dasselbe belagernden Gruppen die feindlichsten Absichten verriethen; zugleich, zehn Uhr Abends, äußerten mehre der anwesenden Municipalen die Absicht, sich nach den Tuilerien zu begeben, il faut y aller, allons M. le maire, mettez vous à notre tête. Der Gang mußte angetreten werden. Kaum zur Stelle gelangt, suchte Pétion den König auf; allerwärts in dem Gedränge der vielen Menschen, traf er auf zornige Blicke, in denen er zu lesen glaubte: enfin tu vas nous payer aujourd'hui tout ce que tu nous a fait. Selbst der König soll seinen Unwillen kaum verhehlt haben. Von Bangigkeit ergriffen, enteilte Pétion dem Gedränge; begleitet von einigen seiner Municipalen ging er hinunter in den Garten, und da wandelte er auf und nieder, bis zum hellen Morgen (vier Uhr des 10. August). In solchem passeggio versicherte er nur eine einzige Besorgniß empfunden zu haben, Besorgniß wegen der einzelnen Haufen von Kannibalen, die jeden Augenblick gegen dieses oder jenes Thor rannten [16]). In Ansehung seiner eignen Person will er, ungeachtet mancher von den Wachen ihm zu Gehör gesprochener Worte, un calme étonnant bewahrt haben. Nur als der Justizminister ihn ersuchen ließ, sich nicht zu entfernen, bis daß der König ihn gesprochen haben würde, begnügte er sich mit einem kurzsylbigen c'est bon, mais bien résolu de ne pas s'y rendre. Il est certain que s'il fût monté, il ne serait jamais descendu. Das Einfachste in solcher Lage der Dinge wäre vielleicht gewesen, das Schloß zu verlassen, Pétion meint aber, daß, wenn er das aus eigener Machtvollkommenheit versucht haben würde, die Wache ihm wol hinderlich geworden sein würde. In der That scheint

---

13) Chacun, schließt der Bericht, rétourna chez soi, en ajournant l'insurrection à l'arrivée des Marseillais, car ils se promirent bien de recommencer. Anderwärts hat Pétion gesagt: Les uns crurent, que ce que j'avais fait, avait été uniquement, pour remplir le devoir impérieux du magistrat... plusieurs pensèrent, qu'une indulgence mal entendue m'avait porté à des ménagemens qui n'étaient pas d'un homme d'état. Ils étaient tous dans l'erreur... Autant je redoutais tout mouvement partiel, autant je sentais qu'une insurrection était nécessaire. 14) Le bataillon vint à la mairie, donner des marques d'amitié à M. Pétion. 15) Ce fut une des singularités de ma vie, que de demander la déchéance de celui qui venait de prononcer ma suspension.

16) Il était à craindre que d'un instant à l'autre des rassemblemens d'hommes isolés ne vinssent se présenter pour enfoncer les portes, ils eussent à coup sûr été immolés.

.. verlängerter Aufenthalt im Schlosse nur eine Erfin-
.g zu sein, um der Nothwendigkeit, auf seinem Posten
.. zu zeigen, zu entgehen, wenigstens fand sein College
.. Begleiter, der Municipal Mouchet, nicht das min-
.. Hinderniß, als er jenem Schauplatze des Schreckens
..itte, um der bereits in Sitzung begriffenen National-
..mmlung anzukündigen: si vous ne mandez, sur
..amp, le maire de Paris à votre barre, il va
.. assassiné. Es wurde die Motion gemacht, den
.. zur Stelle zu fodern, auf daß er über die Lage
..inge berichte. Ein Trauerzug, zwei Huissiers an
..pitze, von bewaffneten Fackelträgern umgeben, eilte
..en Tuilerien, und die Botschaft wurde mit allem
.. einer Teufelsbeschwörung dem zitternden Maire
..gt. Weit entfernt, in diesem Augenblicke zu be-
.. daß es stets gefährlich sei, den Teufel an die
..zu malen, eilte er dem Käfig zu entspringen.
.. Nationalversammlung begab er sich nach dem
..sse, wo zu seiner Sicherheit eine Wache von 600
..ufgestellt war: aber das Andenken der erlebten
..gebenen Angst verließ ihn sobald nicht. Il est
qu'il échappa comme par miracle à la mort,
.. seiner Journée du 10. août. (IV, 247 —
..il fût monté au château, ou si le peuple
..le plus leger mouvement pendant qu'il était
..eries, il n'existerait plus. C'est avec raison
..rapeau suspendu au dôme du château pen-
..lque temps portait: ici le maire de Paris
.. d'être assassiné dans la nuit du neuf
..em folgt ein Gewebe der unverschämtesten Lü-
..oshaftesten Verleumdungen gegen den unglück-
..archen und gegen die wenigen Getreuen, und
..en für die verruchte Mörderbande aus Marseille.
..em, was er selbst in der Finsterniß gethan, um
..jenes Tages zu sichern, davon sprach damals der
..kein Wort, und nur aus jenem Schreiben, das
.., um sich zu rechtfertigen, an Robespierre rich-
..ch seine Wirksamkeit erkennen [17]). Der leichte
Sieg war kaum errungen, als die Nationalversammlung
durch Beschluß von demselben Tage die über Pétion
auf sein Ansuchen verhängte Consignation [18]) zurücknahm
und befahl: de lever la consigne etablie à la mairie,
et de laisser paraître aux yeux du peuple le magistrat
que le peuple chérit. Die Folgen der Consignation
konnte die Nationalversammlung freilich nicht abwenden,
das Volk hatte einmal seinen Liebling in der Gefangenschaft
gesehen, und ein solcher Eindruck, tödtlich jeder
Macht, bleibt unvergänglich; in keiner Weise, dieses
hat sich an dem spanischen Königthume in der Person von
Karl IV. und Ferdinand VII., in der französischen Revolution
an dem durch Coffinhal befreiten Robespierre bewährt,
kann eine zu dem Grade herabgesunkene Macht in
der öffentlichen Meinung sich rehabilitiren. In wenigen
Stunden sollte Petion sich überzeugen, daß mit dem Königthume
zugleich der Einfluß des Maire zu Grabe getragen
worden sei. Schon am 12. August schrieb er aux
citoyens commissaires réunis à la maison commune,
um ihnen Vorsicht und Mäßigung zu empfehlen,
ohne doch hiervon viel Wirkung zu verspüren [19]). Gewahrend,
daß man seiner nicht bedürfe, nicht begehre, verfiel
Petion in den größten Fehler, den ein Demagog begehen
kann, er schmollte und zog sich zurück [20]). Von da an
beschränkte er seine Thätigkeit hauptsächlich auf den Verkehr
mit der Nationalversammlung und jeden Augenblick
begegnet er uns vor deren Schranken, um die Wette sich
bemühend, der Versammlung und seiner eignen werthen
Persönlichkeit die unverdientesten Lobpreisungen darzubringen.
Zu andern Zeiten treffen wir auch den Maire in
minder harmlosen Beschäftigungen. Am Montag, 13. August,
wurde die königliche Familie in zwei Wagen nach dem
Tempel gebracht. Die Fahrt erfoderte über zwei Stunden,
denn Petion und Manuel, welchen die Übertragung aufgegeben,
wollten in langen Zügen ihren Triumph schlürfen
und hatten zu solchem Ende nicht nur in des Königs
Wagen Platz genommen, sondern auch dem Kutscher aufgegeben,
möglichst Umwege zu machen. Von allen Seiten
und unaufhörlich ertönte der Ruf: Weg mit den Ty-

..urrection devenait de jour en jour plus inévitable, .. que moi n'en était convaincu, personne plus que ..irait; mais je tremblais de tout mouvement par..ais qu'il n'y eut ni concert ni ensemble dans les .. m'en suis expliqué d'une manière qui ne peut ..use. Vous convenez vous-même que dans la .. j'ai eue avec vous, vous convenez que je sen..ité de l'insurrection; que tout ce qui me faisait ..ait le choix du moment, parce qu'en effet, ce ..isif, et méritait la plus sérieuse, comme la plus ..ation. Il fallait prendre des mesures sages, pour ..libles, sur-tout bien s'entendre; afin de ne pas .. de ne pas compromettre imprudemment la li..rt de la nation toute entière. Toutes les cir.. réunissaient, pour indiquer que le grand jour ..es officiers municipaux que j'avais priés de se .. sections, m'annoncèrent que l'impatience du ..trême et qu'il n'attendrait pas plus longtems... .. instructions précieuses de Vaugeois, mon ami, ..dent du comité des Fédérés. Carra m'avait ..il m'avait ajouté de plus: nous vous mettrons ..ous empêchera de sortir. Und anderwärts: Les ..sont attribués la gloire de cette journée, sont les hommes à qui elle appartient le moins, elle est due à ceux qui l'ont préparée; elle est due à la nature impérieuse des choses; elle est due aux braves Fédérés, et à leur direction secrete qui concertait depuis long-temps le plan de l'insurrection; elle est due au peuple; elle est due enfin au génie tutélaire qui préside constamment aux destins de la France, depuis la première assemblées de ses représentants.

18) Il ne fallait pas le mettre entre l'obligation de manquer à son devoir et la cruelle nécessité de ralentir le zèle et de glacer le courage des citoyens, qui combattaient pour la liberté dans un moment décisif. 19) Je me rendis les premiers jours au conseil; je fus effrayé du désordre qui regnait dans cette assemblée, et surtout de l'esprit qui la dominait. Ce n'était plus un corps administratif, délibérant sur les affaires communales; c'était une assemblée politique se croyant investie de pleins pouvoirs, discutant les grands intérêts de l'état, examinant les loix faites, et en promulgnant de nouvelles. 20) Vous désirez savoir, schreibt er an die Section des halles, pourquoi j'ai assisté rarement au conseil-général: le voici. Dans le passage de l'organisation ancienne à l'organisation nouvelle, je n'ai pas apperçu distinctement les fonctions, qui m'étaient reservées.

rannen, und dem Könige zu zeigen, wie man am leichtesten der Tyrannen sich entledigt, mußte auf dem Vendômeplatz angehalten werden, auf daß der gefangene König die zertrümmerte Bildsäule Ludwig's XIV. schaue. Die Königin warf einen Blick der Verachtung auf Pétion, auf den Unmenschen, der, um ihres Unglücks zu spotten, sie wiederholt auffoderte, sich die Trümmer anzusehen. Der Blick muß das Männlein in etwas belästigt haben. „Madame," sagte er, stimmen Sie Ihre Blicke etwas freundlicher, sonst möchte das Volk in Erbitterung gerathen, und ich könnte für die Folgen nicht einstehen." Die Königin schlug die Augen nieder, und sah ferner weder die Kerle im Wagen, noch die draußen an. Auch wegen der Mordscenen in den Septembertagen hat sich schwere Anklage gegen Pétion erhoben; er wird beschuldigt, die Mörder begünstigt, sogar zu dem blutigen Werke aufgefodert zu haben; am 6. September hat er vor der Nationalversammlung damit sich zu entschuldigen gesucht, daß er von den Schreckensscenen nicht eher Kenntniß erlangt habe, als da keine Abhilfe mehr möglich war. Wir glauben, daß Pétion, seiner Amtsgewalt factisch entsetzt und umgarnt, keine Mittel besaß, jenen Verbrechen entgegenzuwirken, wäre er auch noch so zeitig gewarnt worden. Eine Warnung, seine Zukunft betreffend, empfing er eben damals; er hatte, die Geschichte des 10. August schreibend, von Ludwig XVI. gesagt: Il fut placé ainsi que sa famille dans la loge qui est à côté du siége du président. Il y mangea, y digéra pendant le tems qu'on s'égorgeait, et on n'appercevait aucune altération sur sa figure apathique. Von Pétion schreibt hinwiederum Marat: Réuni à ces conjurés, il leur consacrait tout son tems; ils passaient le jour à table, et la nuit à machiner. Il y passa avec eux le 2, 3 et 4. Septembre, sans daigner quitter la table un instant pour faire cesser le massacre des prisons. Si les massacres de ces journées orageuses sont des crimes, Pétion en est le premier coupable, parce qu'ayant en main toute l'autorité, il ne fit point la moindre démarche pour les réprimer; et ce ne fut que le cinquième jour, c'est-à-dire lorsque tout était fait, qu'il se présenta à la Force pour sermonner les assommeurs. Zu Bicêtre ist Pétion aber ebenfalls gewesen. Er sprach zu den Mördern, ersuchte sie abzulassen und der wenigen noch übrigen Gefangenen zu schonen. Die Rede fand keinen Eingang, wurde vielmehr mit harten Worten abgewiesen. Da bestieg Pétion wiederum seinen Wagen, und „machet Kinder, daß ihr fertig werdet," sollen seine letzten Worte zu den Mördern gewesen sein, Worte, die freilich etwas ganz anderes, als Ohnmacht andeuten. Wie dem auch sei, die Tugenden, die Dienste oder die Nachsicht Pétion's hatten alle Parteien zu seinen Gunsten vereinigt, und er wurde der Ehre würdig befunden, dem Nationalconvent vom 21. Sept. bis 5. Oct. als erster Präsident vorzustehen. Fast gleichzeitig, in der Sitzung vom 23. Sept. wurde er zum Präsidenten des Jacobiner-Clubs erwählt. Cette nomination excite les plus chaudes réclamations de la part de quelques membres, qui se proposent de la faire déclarer nulle. Diese Stimmen, welche unter den Jacobinern sich erheben, verkündigen neue Stürme; es sind die Vorläufer des Kampfes, welcher um des Sieges Beute unter des Sieges Genossen sich erheben soll. Vermöge seiner Erziehung, seiner Gewohnheiten, seiner Liebhaberei für lange, breite, nichtssagende Reden neigte sich Pétion von dem Anfange der Constituante her, zu den Girondisten; diese Neigung mußte zur Leidenschaft sich entflammen, als er durch die Gegner der Girondisten, durch die reinen Jacobiner, in den wesentlichsten Attributen seines Reichs, der Mairie, sich gefährdet sah. Er ermahnte zur Einigkeit und Ruhe, er erhob vor dem Bürgerrathe Klage gegen Marat, beschuldigte denselben, daß er entweder ein Narr oder ein Schurke sei. Das nahm Marat sehr übel. Er repostirte gleich am andern Tage in einem allen Straßenecken angehefteten Zettel. Darin ward à Maître Jerôme Pétion vorgeworfen, daß er, unbekümmert um den Anspruch, welchen die Angelegenheiten der Mairie auf seine ganze Zeit hätten, einen großen Theil des Tages auf die Pflege seines jederzeit meisterhaft frisirten Kopfes verwende, daß er feigherzig und kleinlich, höchstens zu einem Schulmeister, Districtseinnehmer oder Friedensrichter tauge. Die Popularität oder die Standhaftigkeit Pétion's erlagen den Streichen eines solchen Gegners, und er beeilte sich, den Front d'attaque, den zu bieten er nicht verhindern konnte, möglichst zu beschränken. Er entsagte seinen Functionen als Maire, le pouvoir dont j'étais revêtu se trouvant enveloppé dans le tourbillon révolutionnaire, empfing die Genugthuung, daß in dem Scrutinium vom 15. Oct. nochmals von 15,474 Stimmen 13,899 ihn zu den alten Verrichtungen beriefen, lehnte aber gleichwol die Zumuthung ab [21]). In einem Comte rendu par Jérome Pétion, à ses concitoyens (IV, 283—321), legt er von seiner Verwaltung Rechenschaft ab, doch wie herkömmlich, nur in Phrasen, nicht in beglaubigten Ziffern. Vervollständigt wird dieses in Pétion's Sinne aufgefaßte Gemälde seines Benehmens in dem Discours de J. Pétion sur l'accusation intentée contre Maximilien Robespierre (IV, 322—353). In dieser zwar nicht zu Vortrag gekommenen, trefflichen Rede spricht Pétion im Eingange von den Gründen, welche bis dahin ihn bewogen, von allem, was sich seit dem 10. Aug. ereignet hätte, zu schweigen, er erhebt sich mit Gewalt gegen Marat [22]). Mit der gleichen Meisterhand, doch mit vieler Schonung wird Robespierre gezeichnet [23]).

---

21) Rien n'est plus glorieux pour moi, et les termes me manquent, pour vous exprimer toute ma reconnaissance; mais je ne puis regarder ce choix que comme un témoignage d'amitié, que comme un souvenir des services que j'ai pu rendre à cette cité. 22) Un homme, entr' autres dont le nom seul est devenu une injure, dont le nom jette épouvante dans l'ame de tous les citoyens paisibles, qui n'a cessé d'appeler la dictature sur la France comme un bienfait. Il sollicitait ce pouvoir tyrannique, pour qui? Vous ne voudrez jamais le croire: vous ne connaissez pas tout le délire de sa vanité: il le sollicitait pour lui: oui, pour lui Marat. 23) Extrêmement ombrageux et défiant; il apperçoit par-tout des complots, des trahisons, des précipices. Son tempérament bilieux, son imagination atrabilaire lui présentent tous les objets sous de sombres cou-

Es ist begreiflich, daß dergleichen Angriffe alle Susceptibilitäten Robespierre's herausfoderten, alle Leidenschaften Marat's zu der unglaublichsten Höhe steigerten. Pétion wurde der Gegenstand erbitterter Feindseligkeit von Seiten des Jacobinerclubs. Um sich dagegen zu vertheidigen, schrieb er: Lettre de J. Pétion à la société des Jacobins (IV, 354—357). Brief und Rede beantwortete Robespierre in sehr bittern Ausdrücken, zu denen dann auch Pétion mehr und mehr in seiner Duplik übergeht. In der That hatte dieser Dinge vernehmen müssen, die ein eitler Thor nicht leicht verzeiht. Seine übermäßige Güte belobend, hatte Robespierre ihn den bonhomme Orgon genannt, viel Witz über den Namen Jérôme ausgegossen, endlich ihm eine gar tröstliche Versicherung ertheilt[24]). Chabot, in der Clubisten Sitzung vom 7. November das Schreiben beleuchtend, schließt also: Et Pétion vient nous dire bêtement que Brissot n'est pas capable de remuer une intrigue; et Pétion a vu Brissot mener sa famille, sa maison; et Pétion a vu Brissot conduire l'assemblée legislative, gouverner la royauté. Mais j'aime mieux croire que c'est Madame Pétion qui a écrit cette lettre que Pétion lui-même. Quand je dis Madame Pétion, je ne le dis pas en l'air, car Madame Pétion applaudissait à tout ce que disait Louvet contre Robespierre; car il y a long-tems que Madame Pétion croit voir dans Robespierre un émule de la gloire de son mari. In der That bemerken wir in dem letzten Schreiben eine Stelle wenigstens, die wir einem Manne zuzuschreiben Anstand nehmen müssen: Robespierre, so wird er angeredet, vous avez été témoin de l'enthousiasme qui s'est manifesté à cette époque, de ces acclamations, de ces bannières, de ces chapeaux marqués à la craie. Wir vermögen nicht zu glauben, daß ein Mann sich glücklich fühlen könne in der Erinnerung an die befreideten Hüte des Pöbels. Übrigens ist der Frau Pétion eheliche Zärtlichkeit um so verdienstlicher, da sie nicht selten durch Untreue verletzt worden sein mag. Mit der berüchtigten Amazone Théroigne de Méricourt hat sich z. B. Pétion sehr viel zu schaffen gemacht. Die Debatten in dem Convent wurden fortwährend lebhafter und mannichfaltiger, bald, am 10. November, wollte Pétion gewisse Dinge in ewigem Stillschweigen begraben wissen[25]), bald, 21. November, sprach er über die beantragte Einverleibung von Savoyen, bald, 30. November, von den in seiner Heimath, Eure-et-Loir, ausgebrochenen Unruhen, von der Nothwendigkeit, ihnen kräftig zu begegnen, von der Anarchie überhaupt und den Gefahren einer Taxation der Lebensmittel. Aber die große Angelegenheit blieb ihm das Schicksal der königlichen Familie. Am 13. November nahm er für eine Motion d'ordre das Wort[26]). Als in der Sitzung vom 3. December über die Form des gegen den König zu erhebenden Processes berathschlagt und vorgeschlagen wurde, ihn irgend einem Gerichte zu überweisen, erhob sich wiederum Pétion, um darzuthun, daß der König nur von dem Convent gerichtet werden könne, und daß es für jetzt nur darauf ankomme zu erklären: 1) Que Louis XVI. sera jugé, 2) qu'il le sera par la Convention nationale. In der Sitzung vom 26. December wurde nach Anhörung der Vertheidigungsrede von Desèze, nachdem der König selbst gesprochen, unter heftigen und langwierigen Debatten, die Motion Couthon's durchgesetzt, daß sofort die Discussion des über Ludwig XVI. zu sprechenden Urtheils beginnen, und toute affaire cessante bis zum Spruche fortgesetzt werden solle. Lanjuinais, von Wenigen unterstützt, brachte noch ein Amendement zu dem hierauf formulirten Decret in Vorschlag; vergeblich, die Discussion wurde für geschlossen erklärt. Da sprach Pétion: On a pensé que la rédaction de la proposition de Couthon préjugeait (Murren an einem Ende des Saals). Il faut au moins déclarer que la difficulté qui s'est élevée n'est pas préjugée (Mehre Stimmen in gewaltigem Ausdruck: vous n'avez pas la parole). Pétion besteigt die Bühne: Je demande à énoncer une simple proposition. Von Chabot, Bentabolle wird ihm zugeschrieen: la discussion est fermée, il ne faut pas de priviléges. L'ordre du jour — à bas de la tribune Pétion! rufen andere. La discussion est fermée, sagt Legendre, comment pouvez-vous demander la parole? C'est une proposition que je fais, entgegnet Pétion. Président, hebt Billaud-Varennes an, envoyez donc un huissier pour faire descendre Pétion de la tribune. Marat und andere drei oder vier klatschen: Hingegen wird von vielen Seiten verlangt, daß man Pétion höre. Marat springt von seinem Sitze herunter, eilt der Bühne zu und fährt Pétion an. Parbleu, vous n'introduirez pas ici un privilége. Qu'est-ce que c'est que cela? La discussion est fermée et vous voulez parler. Mehre stimmen ihm bei. Der Präsident äußert die Absicht, die Versammlung zu befragen, ob Pétion gehört werden soll. Marat antwortet in einer heftigen Diatribe, gleichwol entscheidet nach einer stürmischen Berathung, welche nicht selten durch Thätlichkeiten unterbrochen, eine sehr starke Majorität, es solle Pétion gehört werden. Er beginnt:

leurs; impérieux dans son avis, n'écoutant que lui, ne supportant pas la contrariété, ne pardonnant jamais à celui qui a pu blesser son amour-propre, et ne reconnaissant jamais ses torts; denonçant avec légèreté, et s'irritant du plus léger soupçon; croyant toujours qu'on s'occupe de lui et pour le persécuter; vantant ses services et parlant de lui avec peu de réserve; voulant par-dessus tout les faveurs du peuple.

24) Le gros Louis XVI. crut voir un rival dans un maire de Paris, Jacobin. Mais César aurait dit, en contemplant votre visage épanoui par un rire éternel: ce ne sera pas celui-là qui m'arrachera l'empire.

25) Toutes les fois que vous reparlerez des événemens du 2. septembre, soyez sûrs que vous verrez les divisions renaître dans l'assemblée.

26) Dans une affaire aussi solennelle, votre intention est certainement de prendre une marche imposante, de discuter, de décider avec maturité. Mon opinion n'est pas équivoque sur le dogme stupide de l'inviolabilité, puisque je l'ai combattu à cette tribune lorsqu'il était presque une superstition, mais nous devons traiter cette question séparée de toutes les autres questions qui se présentent avec elle... Je demande donc que, sans divaguer, on traite simplement cette question: le roi peut-il être jugé?

Je ne demande qu'un mot d'explication. Murren und Geschrei von verschiedenen Seiten her: Ecoutez donc le roi Pétion, überschreit eine Stimme die andern alle. Daß er Ruhe schaffe, verlangt Pétion von dem Präsidenten, der hingegen sein Unvermögen bekennt. Nous ne voulons pas d'opinions à la Pétion, sagt Duhem, nous n'avons pas besoin de ses leçons, setzt Legendre hinzu. J'ignore comment, beginnt wiederum Pétion, dans une question aussi sérieuse que celle qui vous occupe. Ah, ah, le roi Jérôme Pétion, wird von mehren gerufen. Nach einem unbeschreiblichen Tumult kommt Pétion endlich zum Wort. Er verweiset der Versammlung ihre Petulanz, er abnegirt für immer König und Königthum, und endigt in folgender Weise: C'est dans cette position, et lorsque déjà l'assemblée entière avait prononcé qu'il s'est élevé des réclamations sur la rédaction. L'objet de la difficulté actuelle est celui-ci: plusieurs membres veulent qu'on rapporte le décret par lequel il a été dit que Louis serait jugé; d'autres veulent qu'il soit simplement prononcé sur son sort par forme de mesure politique. Je suis de la première opinion; mais il n'en faut préjuger aucune. Je demande donc que la rédaction proposée par Couthon soit maintenue; mais qu'il soit bien énoncé dans le procès-verbal qu'elle ne préjuge pas la question incidente qui s'est elevée. Nach einigem Widerstreben ging der Antrag durch, für Pétion gewissermaßen der letzte seiner parlamentarischen Triumphe. Denn das über Ludwig XVI. verhängte Todesurtheil, das herbeizuführen Pétion soviel gewirkt hatte, war für ihn wol ein persönlicher Erfolg, allein das wird ihm kaum entgangen sein, daß die Gironde, indem sie den König aufgab, zugleich das letzte Bollwerk hingab, das ihr ein Schutz gegen den Berg gewesen war. In dem ersten namentlichen Aufrufe, der Frage: Louis Capet est-il coupable de conspiration contre la liberté de la nation, et d'attentats contre la sureté générale de l'état? antwortete Pétion mit Ja. Ebenso beantwortete er die zweite Frage: Le jugement de la Convention nationale contre Louis Capet, sera-t-il soumis à la ratification du peuple? Der dritten Frage: Quelle peine sera infligée à Louis? antwortete er: Je mehr ich über die verschiedenen Meinungen, die über diesen Proceß vernehmbar geworden, nachdenke, je mehr überzeuge ich mich, daß sie alle die bedenklichsten Folgen haben können. Darum war es mein heißester Wunsch, daß Euer Urtheil dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werde. Der Convent hat anders entschieden, ich gehorche und stimme für den Tod. Ein Aufschub in der Vollstreckung des Urtheils ist in Vorschlag gebracht worden; ich gestehe aber, daß ich diesen Vorschlag noch nicht sattsam bedacht habe, um gegenwärtig eine Meinung abgeben zu können. Indem ich beantrage, daß ein solcher Vorschlag in Berathung genommen werde, stimme ich für jetzt, ohne weitern Vorbehalt für den Tod. In Ansehung der vierten Frage: Sera-t-il sursis de l'exécution du jugement de Louis Capet, oui ou non? stimmte er oui. Am 10. April 1793 betrat Pétion die Rednerbühne, in den ersten Worten die Lage, die Besorgnisse seiner Partei aussprechend. Depuis long-tems l'orage grossit et gronde sur nos têtes. Il est temps de le conjurer. Quelques redoutables que soient nos ennemis extérieurs, les ennemis intérieurs le sont davantage. Il est temps de leur arracher le masque d'une fausse popularité. Il est évident que chaque jour la représentation nationale est outragée. Um das zu beweisen, verlas er eine insolente, in der Section de la halle-aux-Blés entworfene, bei den übrigen Sectionen circulirende Adresse für den Convent. Die Vorlesung wurde auf der äußersten Linken und von Seiten der Tribunen durch lauten Beifall beantwortet. Pétion, wiederholt gestört durch Danton, welcher des Wortes sich zu bemächtigen strebt, fuhr fort: Je ne suis pas surpris qu'une petition qui tend à dissoudre la représentation nationale, ait reçu des applaudissemens. Ein rasender Tumult erhebt sich, Danton und Consorten suchen den Redner von der Bühne zu werfen, Andere rufen ihm zu: restez là, Pétion — vous êtes des scélérats, brüllt Danton, à bas le dictateur! rufen ihm seine Gegner zu. Pétion darf endlich fortfahren. Seinen ganzen Unwillen gegen die Adresse aussprechend, und besonders gegen deren Worte: votre majorité est corrompue, nous sauverons la patrie, fragt er: et comment la sauveront-ils, la patrie? Est-ce par des brigandages, par des assassinats? — Voilà le language de Dumourier, wird ihm zugerufen, und er wendet sich speciell an den Präsidenten, um das Verleumdungssystem, das mit so betrübender Ausdauer verfolgt werde, zu beleuchten. Qu'entendons-nous sans cesse? des calomnies, des outrages, des dénonciations. Certes, il n'en coute rien pour dire: vous êtes un complice de Dumourier, de d'Orléans, mais sans présenter le plus léger indice; et toujours lorsqu'on a l'envie de commettre des délits ou qu'on vient d'en commettre, on a toujours le soin de les attribuer aux autres (Murren). On espère que le public prendra des vociférations pour des preuves. Quel est l'homme, qui, par exemple pourrait dans cette assemblée me soupçonner? (Mehre Stimmen der äußersten Linken moi, moi! Der größte Theil der Versammlung nimmt dieses moi durch Zeichen des Misfallens und Murren auf). Man suche fortwährend, klagt der Redner, die Versammlung in zwei Parteien zu scheiden (c'est vous, lassen die nämlichen Stimmen sich vernehmen), und deutlich und vehement spricht Pétion gegen Marat sich aus, und nochmals gegen die Adresse [27]). Es ist augenfällig, daß Danton in seiner Gegenrede nicht ohne Grund aufstellt, la

27) Il est tems. que les bons citoyens soient avertis de se rendre dans leurs sections, et s'ils y allaient, je jure que cette adresse y serait brulée. Eh bien, je demanderais un appel nominal sur cet objet, dans les sections de Paris, et je suis persuadé que l'immense majorité des citoyens de Paris seroit pour la Convention et vouerait à l'exécration les imbéciles ou les scélerats qui ont rédigé le projet que j'ai dénoncé. Je ne demanderai pas que tous les signataires soient mandés à la barre: mais je demande que le président et les sécrétai-

proposition de Pétion est insignifiante, doch war sie eben hinreichend, um alle Leidenschaften der Parteien herauszufodern. Boyer-Fonfrède, Givadet sprachen von Seiten der Gironde, diesem setzte Marat ein vil oiseau tais toi entgegen, Robespierre aber eine seiner durchdachtesten, malitiösesten Reden, welcher sodann Vergniaud die ganze Gewalt seines rednerischen Talents entgegenstellte. Abgemacht wurde nichts. In der wachsenden Gefahr der Partei erheben sich mehre der Girondisten in verjüngter Kraft, daß sie nicht selten der Umstände würdig sich zeigen, Pétion aber, wenn er auch wiederholt seinen politischen Muth auf der Rednerbühne bewährt, scheint vielmehr in seinen Conceptionen zu ermatten. Am 12. April wird er durch Poultier, der statt die Ansicht des Kriegscomité vorzutragen, verrücktes Zeug über die zwei zur Untersuchung gezogene Generale Lanoue und Stengel plauderte, zu einem heftigen Ausfalle veranlaßt [28]). Nach einer langen Unterbrechung, durch das Geräusch der Gegner veranlaßt, sucht Pétion die eigentliche Lage seiner Freunde darzustellen, wie sie, ohne Unterlaß der Gegenstand der boshaftesten Verleumdung, stets durch den Ruf, à quoi bon s'occuper des individus, passons à l'ordre du jour, abgehalten werden, ihre Rechtfertigung, die so glänzend ausfallen muß, zu führen. Il est impossible à l'honnête homme de contenir son indignation, lorsqu'il se voit insulté avec audace par des êtres flétris du sceau de la réprobation. Oui, je fais le serment de poursuivre les traîtres: oui, il faudra que Robespierre enfin soit marqué comme autrefois les calomniateurs (Neues Murren). Je ne serai content que lorsque j'aurai vu ces hommes qui veulent perdre et perdraient enfin la liberté, la république, laisser leur tête sur l'échafaud (Schwacher Beifall). Je prouverai jusqu'à l'évidence quels sont ceux qui trahissent la république, quels sont ceux qui, à force de calomnies et de crimes, la font détester avant qu'elle soit établie; ils crient sans cesse au peuple: Levez vous. Eh! quand il sera deboût, que pourrez-vous lui dire? Qu'a-t-il à renverser? Qu'a-t-il à égorger, si ce n'est la Convention nationale? (Robespierre, C'est nous qu'on veut faire égorger.) Ein heftiges Murren erfüllt den Saal, eine Stimme ruft: taisez-vous, dictateur du 10. août. Pétion wird jetzt heftig. On dit sans cesse: vous êtes le complice de Dumourier, le complice de d'Orléans. Infâmes que vous êtes! et qui donc périrait le premier, si leurs conspirations réussissaient. Jamais, je le déclare, non jamais je ne transigerai avec la tyrannie (Unterbrechung durch Marat). Un vil scélérat qui a preché le despotisme. C'est vous qui êtes un scélérat, brüllt Marat; taisez-vous scélérat, rufen mehre dem Interlocutor zu. Nous ne devons pas souffrir qu'on nous menace sans cesse du poignard des assassins — C'est vous, schreit wiederum Marat. Große Aufregung. Je vous demande que vous m'assassiniez, je suis un homme vertueux aussi. Mit diesen Worten drängt sich David hervor. Pétion fertigt ihn ab und verfolgt seine Rede gegen die Verleumder. N'a-t-on pas osé dire à une certaine société, que moi, par exemple, j'étais complice de d'Orléans. Eh! ne sait-on pas, ce qui s'est passé? Ne sait-on pas, que lorsqu'il était question d'expulser les Bourbons, je lui ai donné un conseil qui peut-être eût sauvé la patrie? Il n'a pas suivi mon conseil. Fragt David: Pétion, étiez vous en correspondance avec Egalité fils? Pétion: oui, oui, oui, cent fois oui; et il eût été à desirer qu'il n'en eût pas eu avec d'autres, il ne serait pas un traître aujourd'hui, et il serait loin de la France.... Je ne prétends pas faire sans cesse lutte de poumons, de déclamations, je ne veux ni approbation, ni improbation, mais je veux le calme, je veux la liberté. Déjà nous avons lutté par écrit; cet homme qui sait que je le connais, Robespierre, je l'avoue, s'est bien conduit dans l'assemblée constituante, mais je l'avoue aussi, je n'ai jamais conçu ses motifs. Si l'on parvient à dissoudre la Convention, que restera-t-il? l'anarchie? Dann verfällt der Redner in das Lieblingsthema, von seinen Tugenden, Vorzügen und Verdiensten. Résumez-vous! rufen Mehre. Eh bien! je vais me résumer. Je demande si on a quelque inculpation à faire contre un collégue, au lieu d'apporter des présomtions, des déclamations, on écrive et on signe la dénonciation. Je demande que les calomniateurs soient punis; et dans l'affaire actuelle je demande que le rapporteur soit censuré pour s'être permis de présenter un préambule qui n'était pas adopté par le comité et que défendaient vos décrets. Poultier entschuldigte sich und die Versammlung schritt zur Tagesordnung. Die Katastrophe, die abzuwenden Pétion so wenig Gebrauch von seinen Fähigkeiten zu machen mußte, rückte im Gewaltschritte vorwärts. Am 15. April übergab der Maire von Paris eine Adresse der Sectionen, worin die Entfernung von 22 Deputirten, coupables du crime de félonie envers le peuple, beantragt, und am 2. Juni 1793 verhängte der Convent über eine große Anzahl seiner Mitglieder, Pétion darunter, Hausarrest. Mit mehren seiner Unglücksgefährten flüchtete Pétion nach dem Calvadosdepartement, wo eine ohnmächtige Insurrection eine Zeit lang ihn beschützte. Die unblutige Niederlage der Rebellen nöthigte ihn zu fernerer Flucht, es gelang ihm, in Gesellschaft seiner Freunde Quimper zu

res de la section y soient mandés. Si ce sont eux qui ont signé le projet d'adresse, je ne doute pas que la Convention ne les envoie au tribunal revolutionnaire.

28) Je demande, beginnt er, la censure du membre qui s'est permis de lire son opinion individuelle sous le nom d'un comité. Et moi, entgegnet Robespierre, je demande la censure de ceux qui protégent les traîtres. P. Je demanderai en effet, que les traîtres et les conspirateurs soient punis. R. Et leurs complices? P. Oui, leurs complices et vous-même. Il est temps enfin, que toutes ces infamies finissent; il est temps que les traîtres et leurs calomniateurs portent leurs têtes sur l'échafaud, et je prends ici l'engagement de les poursuivre jusqu'à la mort. R. Réponds aux faits? P. C'est toi que je poursuivrai.

erreichen, am 21. August zu Schiffe zu gehen und am 24. zu Bec d'Ambes, unweit Bordeaux, ans Land zu steigen. Bordeaux selbst wagten die Flüchtlinge nicht zu betreten, außer daß Pétion und Guadet eine Wanderung dahin vornahmen, um die öffentliche Stimmung zu erforschen. Das Resultat benahm ihnen jede Lust, die ungastliche Stadt wieder zu sehen. Die Gesellschaft mußte sich trennen. Unter fortwährender Lebensgefahr irrte Pétion von einem Asyl zum andern: eine bleibende Freistätte vermochte er nicht zu erreichen. Im Juli 1794 fand man seinen Leichnam in einem Kornfelde, von Wölfen angefressen: es ist nicht ausgemacht, daß der Unglückliche sich selbst den Tod gegeben habe. Wie Pétion von einem Feinde von Marat beurtheilt worden, lehrt die Anmerkung [29]). Besser beglaubigt ist, was Wimpfen, der Feldherr der Gironde in der Insurrection des Calvados, von ihm berichtet. Wimpfen, welcher, der bessern Aufsicht wegen, den Flüchtlingen das Intendanturgebäude zu Caen hatte zum Wohnsitze anweisen lassen, will bemerkt haben, daß Pétion und Buzot über Geheimnisse brüteten. Bitterer, als seine Gefährten empfand Pétion, so erzählt der General, die Apathie der Insurgenten. Um sie zu meistern, verfiel er auf den Gedanken, die Stadt Caen zu verbrennen, und demnächst solche Unthat auf Rechnung der Bergpartei zu schieben. Die Verzweiflung sollte alsdann die Bevölkerung bewaffnen. Aber Pétion's eigentliches Geheimniß, so glaubt Wimpfen, sei das Bestreben gewesen, dem Hause Orléans die Krone zu verschaffen. Pétion et Buzot avaient un but déterminé, une nouvelle dynastie, sous laquelle ils eussent été les maîtres. Il serait possible que Pitt et Cobourg, que la Montagne et le Marais s'entrejetaient sans cesse, ne fussent pas des personnages étrangers ou indifféreus aux deux vétérans de la révolution. Il arriva un jour à Pétion de dire au club des Cabarets de Caen, qu'une preuve que la Montagne voulait rétablir la royauté, c'était qu'elle laissait vivre le petit dauphin, dont la figure et les charmes étaient des crimes d'état, dignes de mort. Daß der also sich auslassende Menschenfreund im Ernste die Absicht gehegt haben sollte, den König zu retten, wird demnach billig unter die Fabeln zu verweisen sein, gleichwie die Äußerung, deren Marat ihn beschuldigt: Ciel, qu'allons nous devenir si le roi est condamné à mort? En est-il un seul parmi nous qui puisse se flatter d'échapper à l'ennemi? Bientôt la France entière va devenir un champ de carnage, un vaste cimetière! Nicht so leicht wird der Vorwurf, Pétion habe sich dem Hause Orléans verkauft, abzuweisen sein. In seiner ganzen politischen Laufbahn hat er sich als Anhänger und Verehrer des Egalite bewiesen, und keiner hat, wie er, sich des vollkommenen Vertrauens des Prinzen erfreut. Selbst zu den geheimen Vergnügungen des Parks von Mousseaux hatte Pétion den freien Zugang. Ihm und den Diensten, welche er geleistet oder verheißen, mag denn auch wol des Königs Ludwig Philipp Verehrung für das Andenken der Girondisten gelten. Zu weltklug ist ungezweifelt Ludwig Philipp, als daß dieser Verehrung für Ignoranten und Einfaltspinsel, deren einzige Gabe die Kunst ist, Gemeinplätze in dem glänzendsten Gewande vorzutragen, anderes als Dankbarkeit zu Grunde liegen könnte. Man hat Oeuvres de Jerôme Pétion, Membre de l'Assemblée Constituante, de la Convention Nationale, et Maire de Paris. (A Paris. L'an premier de la république.) 4 vol. Sie enthalten meistens nur Reden oder scientifische Absurditäten, doch auch einige wichtige Beiträge zur Geschichte der Zeit, für deren Gebrauch jedoch die sorgfältigste Kritik anzuempfehlen ist. Wichtiger würde die Veröffentlichung eines Tagebuchs sein, dessen Pétion (IV, 321) erwähnt [30]). (*v. Stramberg.*)

PETIRGALA, eine indische Stadt, an der West-

29) Le vertueux Pétion comme chacun sait, aime la flagornerie, la table, le lit, les préséances et l'argent. Il est aussi, comme chacun sait, très fort animal d'habitude. Ce petit avocat chartrain, qui pouvait à peine joindre les deux bouts de l'année en vendant au premier venu son habit et sa colère, n'eut pas de peine sans doute à quitter sa soupe aux choux et sa bicoque pour la table somptueuse et le palais qu'il tenait de la munificence des sections, en échange des petits services qu'elles pouvaient attendre d'un premier magistrat municipal qui avait su spéculer sur sa fausse popularité. On assure que l'époque où Pétion a perdu son civisme, est celle du retour de Varennes... On rencontrerait plus juste, je pense, si on rapprochait cette époque de celle du 10. août; car il est constant qu'il fut alors circonvenu par la faction Brissot, Gensonné, Guadet, Vergniaud, Caritat, Lasource etc., laquelle voulait se servir de la popularité du maire de Paris pour consommer son criminal projet de raffermir le despote sur le trône. Je le répète, le vertueux Jérôme aime les flagorneries, la parure, les prééminences, la table et l'or. Les meneurs de la faction royaliste, à la tête de laquelle se trouvait Roland depuis le 10. août, connaissaient les petitesses et les faibles du bonhomme. Ils savaient combien il lui en coûtait de quitter le train splendide de maire que le mécontentement public ne lui permettait plus de conserver; ils avaient besoin de se l'associer pour se donner un vernis de patriotisme et couvrir du voile d'un reste de popularité leurs anciennes et leurs nouvelles machinations. Qu'ont-ils fait? Comme ils disposaient de la fortune publique au moyen du ministre des contributions, de la fabrique des assignats, dont le numérotage était supprimé, et très-probablement des trésors enlevés du Garde-Meuble, ils lui ont assuré la jouissance de ces biens, qui font sa felicité; et le coquin a fait tout ce qu'ils ont voulu. On aurait même longtems ignoré sa prostitution, s'il n'avait pas eu la sottise d'afficher un luxe scandaleux qui ne peut avoir d'autre source. Or, il passe pour constant qu'il a acheté la cave d'Egmont Pignatelli, objet qui montait au moins à 25,000 Louis; il est notoire qu'il a voiture, table de 12 à 15 couverts, et qu'il dort dans des lambris dorés. Roland a disposé en sa faveur du charmant pavillon de la cour de l'Orangerie, qui donne sur les Tuileries. Jérôme prétend qu'il le loue mille écus; mais Jérôme n'ayant pas de fortune comme quand il a quitté Chartres, devrait être hors d'état de mettre mille écus à un loyer. Tant de dépense ne peut-être que le fruit de sa vénalité.

30) J'ai tenu le journal le plus exact de mes actions et de mes pensées, depuis le moment où je suis entré en place, jusqu'au moment où je l'ai quittée. Il n'y a ni lacunes, ni un fait remarquable d'omis; peu d'intrigues de la cour, même les plus secrettes, m'ont échappé; et si jamais ce recueil devient public, il ne sera pas une des pièces les moins importantes pour servir à l'histoire de la révolution. Vergl. Pièces intéressantes servant à constater les principaux évènements qui se sont passé sous la mairie de M. Pétion. 1792.

küste, im Lande Ariaka, das gegenwärtige Bedur, eine marattische Festung am Krisna. (*Ptolem.* VII, 1. Mannert 5. Th. Ind. p. 192.) (*Krause.*)

PETIS (François), französischer Orientalist, geboren 1622, stammte aus einer englischen Familie. Sein Oheim mütterlicher Seite, Claude Gaiclet, bekleidete die Stelle eines Dolmetschers der türkischen Sprache. Durch ihn ward Petis bewogen, sich dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen. Im J. 1652 ward er Secretair und Dolmetscher des Königs für die türkische und arabische Sprache. Vierzig Jahre hindurch versah er dies Amt mit gewissenhafter Berufstreue. Seine Sprachkenntnisse zeigte er in einer Übersetzung der Histoire de France ins Türkische. Er gab außerdem die drei Bände der Voyages en Orient heraus, die sein Freund Thevenot handschriftlich hinterlassen. Auf Befehl des Ministers Colbert übersetzte er die Vorrede des Abul-Khair-Tasch Kuprizaden, und das darin enthaltene Gedicht über das Leben des Dschingis Khan. Colbert war äußerst zufrieden mit dieser Arbeit. Er trug dem Verfasser auf, eine ausführlichere Geschichte jenes Eroberers zu schreiben, mit Benutzung der vorzüglichsten morgenländischen und abendländischen Quellen. Zehn Jahre beschäftigte sich Petis mit diesem Werke. Alter und Kränklichkeit hinderten ihn, es zu vollenden. Er starb zu Paris am 4. Nov. 1695, zwei Monate nach der Verheirathung seines Sohnes, und ward in dem Kirchspiel St. Jacques de la Boucherie beerdigt. Die Histoire du grand Genghis-Can (Dschingis-Khan), premier empereur des Mogols et Tartares, erschien zu Paris 1710 in einem Duodezbande, herausgegeben von seinem Sohne, der ein Verzeichniß der Nachfolger jenes Eroberers bis auf Tamerlan und außerdem ein Register der bei dem Werke benutzten Schriftsteller hinzufügte. Dies sehr geschätzte Werk empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Concision des Styls. Doch stößt man auf mehre Irrthümer in den Eigennamen und in der Chronologie. Zu wünschen wäre, daß der Verfasser die geographischen Beschreibungen, statt die Erzählung dadurch zu unterbrechen, in die Noten verwiesen hätte. Petis ist auch Verfasser eines Dictionnaire turc-français et français-turc, und hat den Catalogue raisonné aller türkischen und persischen Manuscripte, die zu seiner Zeit sich in der königlichen Bibliothek befanden, abgefaßt *). (*Heinr. Döring.*)

PETIS DE LA CROIX. 1) François, Sohn von François Petis, geboren 1653 zu Paris, beschäftigte sich nach dem Beispiele seines Vaters von Kindheit an mit den orientalischen Sprachen, und daneben mit der Mathematik, Astronomie und Geographie. Auch die schönen Künste, besonders Musik und Zeichnen, hatten viel Reiz für ihn. Er war kaum 16 Jahre alt, als der Minister Colbert ihn nach der Levante schickte, um sich dort in seinen Sprachstudien zu vervollkommnen, und zugleich die Sitten, die Religion, die Künste und Wissenschaften des Orients kennen zu lernen. Im October 1670 schiffte Petis sich zu Toulon ein, erreichte Alexandrien und nach einer stürmischen Seereise Aleppo. Während eines vierteljährigen Aufenthalts in dieser Stadt lernte er das Arabische und Türkische, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Poesie und Musik der Araber. Er übersetzte den Vertrag, den der französische Gesandte Nointel damals mit der Pforte abgeschlossen hatte. Ins Arabische übertrug er die Histoire de la campagne de Louis XIV. en Hollande, um die lügenhaften Berichte der Holländer von jenem Feldzuge zu widerlegen. Die Exemplare dieses Werkes verbreitete er im ganzen Orient. Für die königliche Bibliothek kaufte er Handschriften, Münzen und 1200 Maroquinhäute, zum Einbande eines Theils der Bücher der königlichen Bibliothek. Als er am 1. April 1674 Aleppo verließ, schlug er den Weg nach Diarbekir, Mussoul und Bagdad ein, ging den Tigris hinab bis nach Bassora, schiffte sich dort ein und landete zu Bender-Ryk, einem kleinen persischen Hafen. Er besuchte Schiras, und traf am 8. August zu Ispahan ein. Dort lernte er alle Dialekte des Persischen und beschäftigte sich mit der Musik der Perser. Er sammelte die Formulare einer großen Zahl gerichtlicher und diplomatischer Acten, sowie Memoiren über die Wissenschaften und Künste Persiens, und sandte dieselben nach Frankreich, nebst musikalischen Instrumenten und einer großen Sammlung von Sämereien und Pflanzen. Am 20. Juni 1676 verließ er Ispahan, und kam durch Kachan, Kom, Tauris und Kurdistan nach Diarbekir, von wo er nach Constantinopel reiste. In der ebengenannten Stadt, wo er am 3. December eintraf, vervollkommnete er sich in dem Studium der tatarischen Sprache und der orientalischen Diplomatik. Während seines vierjährigen Aufenthalts zu Constantinopel ward er den französischen Gesandten Nointel und Guilleragues in mehrfacher Weise nützlich. Als er zu Ende des Jahres 1680 nach Frankreich zurückkehrte, stattete er dem Minister Colbert Bericht ab über seine Reise. Ludwig XIV., der ihn im folgenden Jahre in der königlichen Bibliothek besuchte, ließ sich einige Handschriften erklären, die Petis aus der Levante geschickt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Vertrag Frankreichs mit dem Kaiser von Marokko zu übersetzen. Im J. 1682 erhielt er eine Anstellung bei der Marine, in der Eigenschaft eines Dolmetschers der orientalischen Sprachen. Er ward zugleich zum Secretair bei der Gesandtschaft ernannt, die damals an den Kaiser von Marokko, Muley Ismael, geschickt ward. Die Rede des französischen Gesandten sprach er arabisch mit so vieler Eleganz und Reinheit, daß der Kaiser und der ganze Hof seine Überlegenheit des Geistes anerkannten. In den zwei nächsten Jahren begleitete er die Generallieutenants Duquesne, Tourville und Amfreville auf ihren Feldzügen gegen Algier. Er nahm dort an den Friedensverhandlungen im J. 1684 Theil, übersetzte den Friedenstractat ins Türkische, und machte ihn bekannt vor dem versammelten Divan. Als Dolmetscher begleitete er den türkischen Gesandten, der vor Ludwig XIV. erschien, um ihn um Verzeihung zu bitten. Dieselben Functionen versah er 1685 bei einem andern Gesandten, der, von dem Dey Mezzomorto geschickt, 25 Pferde aus der Berberei mitbrachte. In demselben Jahre begleitete er das Geschwader des Marschalls Estrées gegen Tunis. Er übersetzte die abge-

*) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 477 sq.

schlossenen Friedensbedingungen und las sie gleichfalls im Divan vor. Da die Regierung von Tripolis sich gleicher Weise genöthigt sah, um Gnade zu bitten, so schloß Petis die Friedensunterhandlungen ab, und empfing 600,000 Fr. zu Gunsten des Königs. Die Tripolitaner boten ihm eine beträchtliche Summe an, damit er in den Friedenstractat tripolitanische Thaler statt französische setzen möchte; was einen Unterschied von mehr als 100,000 Fr. machte. allein Petis war nicht dazu zu bewegen. Im J. 1687 unterhandelte er, unter dem Herzog von Mortemart mit dem Minister der Marine von Marokko. Endlich hatte er den größten Antheil an den Angelegenheiten aller Gesandten von Constantinopel und der Berberei, die nach Frankreich kamen. Er erklärte ihre Reden, Briefe und Empfehlungen, und übersetzte alle ihre Antworten aus dem Französischen ins Arabische, Türkische und Persische, von 1681 bis zu seinem Tode, außer in den Audienzen, wo sein Vater das Amt eines Dolmetschers übernahm. Da Ludwig XIV. die beiden Lehrstühle des Arabischen und des Syrischen in dem königlichen Collegium getrennt hatte, so erhielt Petis nach dem Tode des Jacques d'Auvergne, der jene beiden Sprachen bisher gelehrt hatte, 1692 die arabische Professur, mit der Anwartschaft auf die noch von seinem Vater bekleidete Stelle eines königlichen Dolmetschers des Arabischen, Türkischen und Persischen. Seitdem verließ er Frankreich nicht mehr. Er verheirathete sich 1695 mit Jeanne Lesueur, der Tochter eines Holzhändlers in dem Kirchspiele S. Barthelemy. In dem Ehecontract werden sein Vater und er königliche Räthe genannt. Beide nannten sich jedoch nie anders als François Petis. Was den Beinamen de la Croix betrifft, so ist dessen Ursprung unbekannt, soviel aber gewiß, daß Petis ihn erst nach dem Tode seines Vaters annahm. Bescheiden und kein Hofmann, und fast ausschließlich beschäftigt mit der Übersetzung der orientalischen Schriftsteller, erhielt Petis keine Belohnung außer dem Gehalte, den ihm seine beiden Ämter abwarfen. Gleichwol hat er mehr für den Ruhm seines Königs gethan, als alle Lobredner jenes Monarchen. Er übersetzte die Histoire de Louis XIV. ins Persische, und dies Werk ward 1708 dem König von Persien durch Michel, den französischen Gesandten an seinem Hofe, überreicht. Ein langer Brief des Königs von Äthiopien an Ludwig XIV. gab Petis Veranlassung, die äthiopische Sprache zu lernen. Er beschäftigte sich auch mit dem Armenischen, und zu seiner Zeit verstand Niemand im ganzen Abendlande jene Sprache besser, als er. Er übersetzte alle armenischen Bücher, die ihm in die Hände fielen. Allein die zu große Geistesanstrengung beschleunigte seinen Tod. Er starb zu Paris am 4. Dec. 1713 im 60. Lebensjahre, und ward zu St. Sulpice beerdigt.

Die meisten Biographen haben die beiden François Petis und ihre Werke verwechselt. Außer der Gleichheit ihrer Vornamen und Ämter haben sie noch eine andere Ähnlichkeit gehabt, die zu diesem Irrthum verleiten konnte. Bekanntlich hatte der Sohn die von seinem Vater verfaßte Histoire de Genghis-Can (Dschingis-Khan) herausgegeben. Er selbst übersetzte des persischen Geschichtschreibers Cherif Eddyn Aly Yezdy Histoire de Timur Bec (Tamerlan) (Paris 1722. 4 vol. 12.), die ebenfalls erst nach seinem Tode erschien, herausgegeben von seinem Sohne, Alexandre Louis Marie Petis de la Croix. Ungeachtet ihrer zahlreichen Fehler zeigt diese Übersetzung, daß Petis das Persische besser verstand, als das Französische. Er schrieb außerdem: Les milles et un jour, Contes persans. (Paris 1710—1712. 5 vol. 12.) Histoire de la Sultane de Perse et des Vizirs, Contes turcs, traduites de *Scheikh Zadeh*. (Paris 1707. 12., die zweite Hälfte dieser Übersetzung ist ungedruckt geblieben.) Voyage en Syrie et en Perse, fait de 1670 — 1680 [1]). Handschriftlich hinterließ Petis: Etat de la Perse; Histoire de la conquête de Syrie, par les arabes *d'Al Wakedy*. 2 vol. 4. Dictionnaire armenien et latin. 3 vol. Fol. Le Livre des temoignages des mystères de l'unité par *Hamza*, traduit de l'Arabe; De la vérité de la religion chrétienne, à chah Abbas, roi de Perse, par *Paul Piromale* 1674, traduit de l'armenien, 1712; Jerusalem ancienne et moderne; Relation de la Haute Ethiopie; l'Egypte ancienne et moderne; Histoire des antiquités de l'Egypte, 1700; Mémoires sur l'Eglise grecque et sur les revolutions de Tunis [2]). Bibliothèque orientale de Hadji Khalfa, traduite du turc en 3 vol. Fol. und mehre andere Werke über die Geschichte, Geographie und die Sprachen des Orients, deren Titel man am Schluß der Ankündigung findet, die der Histoire de Timur Bec (Tamerlan) vorangeschickt ist, und in dem von Goujet verfaßten Mémoire sur le College royal [3]).

2) Alexandre Louis Marie, Sohn von François Petis de la Croix und Enkel von François Petis, geboren zu Paris am 10. Febr. 1698, verfolgte dieselbe Laufbahn, und hatte kaum sein 16. Lebensjahr erreicht, als er als Secretair und Dolmetscher bei der Marine angestellt ward. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Constantinopel, Syrien und Griechenland kehrte Petis nach Paris zurück. Er war seitdem bei allen Verhandlungen zwischen Frankreich und der Berberei thätig, und führte die Gesandten jener Mächte zum Fuße des französischen Thrones, namentlich in den Audienzen vom 14. Oct. 1728 und vom 28. Aug. 1729, wo die Gesandten von Tunis und Tripolis den König um Gnade baten wegen der Beschimpfung der französischen Flagge. Zum Dolmetscher der orientalischen Sprachen an der königlichen Bibliothek ernannt, erhielt er im J. 1744 die Professur der arabischen Sprache an dem königlichen Collegium zu Paris. Er starb dort am 6. Nov. 1751 und hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste die Gattin des berühmten Advocaten Cochin ward. Zu seinen Schriften gehören: Canon du Sultan Suleiman II. ou Etat politique et

1) Die Auszüge aus seinem Tagebuche, im Magazin encyclopédique 1808. p. 277—376 bekannt gemacht, wurden späterhin von Langlès zu Paris 1810 herausgegeben. 2) Die sechs zuletztgenannten Werke befinden sich in dem Cabinet der Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris. 3) s. Biographie univers. T. XXXIII. p. 478 sq.

militaire, tiré des archives des Princes othomans; traduit du turc. (Paris 1725. 12.) Lettres critiques de Hadgi Mohammed Effendi, traduites du turc par *Ahmed Frengui*, renégat flamand. [Paris 1735. 12.[4])]; außerdem hinterließ er handschriftlich mehre Übersetzungen arabischer Werke. Er gab die von seinem Vater übersetzte Histoire de Timur Bec (Tamerlan) heraus, und schrieb darin das Avertissement, lieferte auch einen Auszug jenes Werkes, der in den Händen seines Schwiegersohnes geblieben ist. Die Relation de ses voyages ist ebenfalls nicht gedruckt worden und scheint verloren gegangen zu sein[5]). (*Heinrich Döring.*)

PETISTAGUIT, Fluß in Canada, welcher sich unter 50° nördl. Br. und 66° 26′ mit dem St. Lorenzstrome verbindet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT, auch PETITE, heißt in Frankreich eine schwach intonirte und einfüßige, dem Flageolettone ähnliche Orgelstimme. (*G. W. Fink.*)

PETIT. 1) P., Port, Hafen auf der Küste von Peru und in der Nähe des Äquators gelegen; 2) P. Sereg, auch Little Sark genannt, kleines, zur englischen Insel Sark, unter deren Südspitze es sich nahe am Lande findet, gehöriges Eiland. (*G. M. S. Fischer.*)

Petit, s. Petitschrift.

PETIT. 1) Adrian, mit dem Beinamen Coclicus, geboren 1500, was aus einem Holzschnitte in ganzer Gestalt hervorgeht, unter welchem lateinische Verse zu seinem Preise stehen, welche Gerber in seinem neuen Lexikon anführt. Man findet auch seinen Namen Petitus, Adrianus Coclicus. Außer einem Compositionswerke, das zu Nürnberg 1552 gedruckt wurde, von welchem Lebensjahre auch sein Bildniß ist, das wahrscheinlich für diese Sammlung gemacht wurde: Consolationes ex Psalmis Davidicis, 4 voc., hat man noch von ihm ein Lehrbuch, welches in der Bibliothek zu München aufbewahrt wird, gewöhnlich aber in den musikalischen Literaturbüchern fehlt: *Petit Coclici* (*Adr.*) Compendium musices, in quo praeter caetera tractantur: de modo ornate canendi, de regula contrapuncti, de compositione. (Norimberg. 1552. 4.) Der Mann war ein Schüler Josquin's (s. d. Art.), dessen Hauptname von Kiesewetter in seiner Preisschrift: „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" (Amsterdam 1829.) Coclicus angegeben wird. Derselbe nennt noch in derselben Zeit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. einen Petit Jean, von welchem Proben zu finden sind in dem Sacr. cant. 5 voc. Antw. 1546 und 1547, bei Til. Susato. Gerber führt ihn unter dem Namen Jean de Latre an, der ihm auch gewöhnlich beigelegt wird. Noch ein anderer le Petit wird von Kiesewetter genannt, von dem sich in einer handschriftlichen Liedersammlung der wiener Bibliothek Einiges vorfindet. Er gehört derselben Zeit an. In Paris ließ ein Petit 1788 sechs Duos für zwei Violinen als op. 1 drucken. (*G. W. Fink.*)

2) Alexis Thérèse, ein geschickter Physiker und Mathematiker, geboren zu Vesoul, im Departement der obern Saône, den 2. Oct. 1791. Seine Anlagen entwickelten sich sehr frühzeitig und die Centralschule zu Besançon, in welcher er seine philologischen und mathematischen Studien begann, hat vielleicht nie einen jüngeren Schüler gehabt. In der Mathematik machte er hier so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem eilften Lebensjahre alle Kenntnisse besessen haben soll, die von einem Aspiranten der polytechnischen Schule gefodert wurden. In die eben genannte Anstalt konnte man jedoch nicht vor dem 16. Jahre aufgenommen werden; daher trat Petit, der an dem berühmten Mathematiker und Physiker Hachette einen Gönner gefunden hatte, auf dessen Veranlassung und Vermittelung in eine von mehren Professoren der polytechnischen Schule gegründete Unterrichtsanstalt zu Paris, wo er sich bald so auszeichnete, daß man ihn zum Repetenten für seine Mitschüler machte. Sobald er das nach dem Reglement der polytechnischen Schule erfoderliche Alter erreicht hatte, meldete er sich zu den Prüfungen und wurde als der Erste von allen mit ihm zugleich Zugelassenen aufgenommen. Nachdem er den gewöhnlichen zweijährigen Cursus in dieser Anstalt gemacht hatte, zeichnete man ihn noch mehr aus, indem man ihn ganz außer der Reihe der mit ihm zugleich entlassenen Schüler aufführte und ihn sogleich als Lehrer dort zu behalten bemüht war, indem man ihm das Amt eines Repetenten in der Analyse übertrug. Im folgenden Jahre wurde er zum Repetenten der Physik an der polytechnischen Schule und zugleich zum Professor dieser Wissenschaft an dem Lycée Bonaparte (nachher Collége de Bourbon) ernannt. Im J. 1811 erwarb er den Grad eines docteur ès-sciences und setzte durch die, bei einem so jungen Manne seltene, hohe Klarheit und Eleganz, womit er die übliche Disputation führte, alle Mitglieder der Facultät, die dabei zugegen waren, in Erstaunen. Dieses hohe Talent verschaffte ihm schon im J. 1814 die Ernennung zum Professor-Adjunct an der polytechnischen Schule, bei deren Reorganisation im J. 1815 er Titular-Professor wurde. Im J. 1818 erwählte ihn die philomathische Gesellschaft in Paris zu ihrem Mitgliede.

Im November 1814 hatte Petit eine Tochter des Wegebaumeisters Carrier geheirathet, und war dadurch ein Schwager seines Freundes Arago geworden. Glücklich als Gatte, als Freund und Mitarbeiter solcher Männer wie Arago, Biot, Dulong u. A., als ein von seinen Schülern höchst geachteter und geliebter Lehrer, als Gelehrter von täglich wachsender Berühmtheit, hatte Petit fast nichts zu wünschen als Dauer dieses Zustandes; allein nur zu bald nahm dies Glück ein Ende. Schon im April 1817 starb Petit's Frau und kurz darauf zeigten sich bei ihm selbst Spuren frühen Alters und eines unheilbaren Brustübels, welchem er am 21. Juni 1820 erlag. Ein auf seinem Grabe von den Zöglingen der polytechnischen Schule errichtetes Denkmal zeigt von deren Dankbarkeit und Liebe gegen ihn. Petit's schriftstellerische Arbeiten sind fol-

4) Das Werk enthält Aufklärungen über die Sitten, Gebräuche, die Religion und Regierungen der Morgenländer. Der Verfasser und der Übersetzer sind fingirt. 5) s. Biograph. univers. T. XXXIII. p. 480 sq. Goujet in dem Mémoire sur le Collége royal.

gende: Im J. 1814 gab er mit Arago gemeinschaftlich in den Annales de chimie et de physique Untersuchungen über die Veränderungen heraus, welche die lichtbrechende Kraft eines Stoffes bei den verschiedenen ihm durch die Wärme ertheilten Aggregationszuständen erleidet. Im J. 1818 ließ er in derselben Zeitschrift unter dem Titel: Emploi du principe des forces vives dans le calcul des machines den Anfang einer größern Arbeit über die Maschinenlehre erscheinen, welche zu vollenden ihn leider die Abnahme seiner Kräfte und sein bald erfolgender Tod gehindert hat. In demselben Jahre wurde eine von ihm in Gemeinschaft mit Dulong unternommene Reihe von Untersuchungen über die Theorie der Wärme von der pariser Akademie der Wissenschaften mit dem Preise gekrönt. Diese Preisschrift ist abgedruckt in dem 11. Bande des Journal de l'école polytechnique und in den Annales de physique et de chimie. Der lebhafte Beifall, mit welchem diese feinen und neuen Untersuchungen aufgenommen wurden, veranlaßte die beiden Verfasser im J. 1819 der Akademie eine andere höchst interessante und wichtige Arbeit über die specifische Wärme der Körper zu überreichen. Leider ist diese Schrift, in welcher ein neuer Weg eröffnet scheint, zur Erforschung der Bedingungen, denen das Vorhandensein des Wärmestoffs in den Körpern und seine Verbindung mit ihren kleinsten Theilen unterliegt, die letzte, an welcher Petit mit gearbeitet hat *). (*Gartz.*)

3) Antoine, ein ausgezeichneter Arzt und Lehrer, wurde im Jahre 1718 zu Orléans geboren. Obgleich sein Vater ein armer Schneider war, erhielt er doch eine gute Erziehung, erwarb sich auf dem Collegium seiner Vaterstadt eine tüchtige Schulbildung und widmete sich dann dem Studium der Chirurgie. Um seine Ausbildung zu vollenden, ging er nach einigen Jahren nach Paris, wo er aber nicht blos Anatomie und Chirurgie, sondern auch Geburtshilfe und innere Heilkunde mit seltenem Eifer studirte, was ihm bald Gönner und Freunde verschaffte, durch deren Vermittelung das Collegium der Chirurgie ihn 1746 zum Doctor machte und die Receptionsgebühren ihm in meliorem fortunam stundete; denn bei seiner Armuth konnte er die dazu nöthigen 2000 Thaler nicht herbeischaffen. Seine praktische Geschicklichkeit, so wie besonders sein ausgezeichnetes diagnostisches Talent, verschafften ihm in kurzer Zeit den Ruf des geschicktesten Arztes seiner Zeit und von allen Gegenden strömten Kranke zu ihm, der nicht weniger geschickt als Operateur und Geburtshelfer war und sich fortgesetzt noch mit anatomischen Untersuchungen und Demonstrationen beschäftigte. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1760 unter die Zahl ihrer Mitglieder auf und als 1768 der Lehrstuhl der Anatomie am Jardin du Roi durch Ferrein's Tod erledigt war, trug er den Sieg über die übrigen Bewerber davon. Hier beschränkten sich aber seine Vorlesungen nicht auf die Anatomie, er zog auch die Geburtshilfe und innere Heilkunde in den Kreis derselben, und die Zahl seiner Zuhörer wurde so bedeutend, daß sie die gewohnten Räume nicht fassen konnten. Sein Ehrgeiz wurde befriedigt, ein bedeutendes Vermögen hatte er sich erworben, und er dachte nach grade daran, dasselbe zu genießen, daher zog sich Petit 1776 auf seine Besitzung zu Fontenai aux Roses zurück und widmete nur drei Tage in der Woche seinen Kranken in Paris; in seinem Lehramte ließ er sich durch seinen ausgezeichneten Schüler, Vicq d'Azyr, vertreten und legte zu seinen Gunsten seine Stelle ganz nieder, indessen erhielt dieselbe auf Buffon's Betrieb M. Antoine Portal, welcher bereits Ferrein zehn Jahre lang vertreten hatte. Dies verdroß Petit um so mehr, als Portal ihn in früherer Zeit in einer Broschure angegriffen und mehre seiner Ansichten etwas übermüthig bekämpft hatte. Auch mit einem gewissen Bouvard gerieth Petit in eine literarische Fehde, worin er von seinem Gegner wegen seiner Nachlässigkeit im Styl und selbst in der Orthographie, ebenso wie wegen seines freien Umgangs mit Frauen, mehr als hämisch angegriffen ward. Bevor Petit seine Verbindungen in Paris ganz löste, stiftete er zwei Lehrstellen in der medicinischen Facultät zu Paris, eine für Anatomie, die andere für Chirurgie, welche von der Facultät je auf zehn Jahre jedes Mal vergeben und dann einem andern jüngern Docenten übertragen werden sollten; er selbst ernannte dazu für das erste Amt, für die Anatomie, Leclerc, für die Chirurgie Corvisart. Seiner Vaterstadt Orléans schenkte er mehr als 100,000 Livres, um vier Ärzte und zwei Chirurgen zur Behandlung der Armen anzustellen, und ließ ein Haus bauen, worin diese, so wie zwei Advocaten und ein Procurator, gleichfalls gegen bestimmten Gehalt Consultationen gaben. Der Castellan des Gebäudes sollte jedes Mal ein armer Schneider sein, wodurch er das Andenken an seinen Vater ehren wollte. Zu Fontenai baute er ein Haus zur freien Wohnung des Officier de santé dieses Ortes und zog sich dann nach dem Tode seiner Mutter auf das Landgut Olivet in der Nähe von Orléans zurück, wo er am 21. Oct. 1794 starb, ohne Frau und Kinder zu hinterlassen, da er niemals verheirathet war. Ein gewisser Desforges soll sich indessen für seinen natürlichen Sohn ausgegeben haben. Von Schriften besitzen wir: 1) Lettre d'un médecin de Montpellier, au sujet de l'examen public que le sieur Louis à subi à Saint-Come, en 1749, pour servir d'éclaircissement à ce qu'en a dit Fréron. 1749. 4. 2) Discours sur l'utilité de la chirurgie. 1757. 4. 3) Consultation en faveur de la légitimité des naissances tardives. s. l. et a. (Paris 1765.) 4) Recueil de pièces relatives à la question des naissances tardives. (Amsterdam et Paris 1766. 2 Vol.) 5) Rapport I. et II. en faveur de l'inoculation. lu dans l'assemblée de la faculté de médecine. (Paris 1766.) 6) Lettre sur quelques faits relatifs à la practique de l'inoculation. (Amsterdam et Paris 1767.) 7) Projet de reforme sur l'exercice de la médecine en France. (Paris 1791. 4.) Außerdem gab er heraus mit Anmerkungen: Anatomie chirurgicale de Palfyn (Paris 1752. II Vol. 12. II. éd.

*) Notice historique sur Petit lue à la société philomathique par *M. Biot* le 15. février 1821, abgedruckt in dem Journal de physiq. etc. T. 92. p. 241—248. (Mars 1821.)

1757. 4.), mit einem traité complet d'ostéologie. Dezeimeris erwähnt noch einer anonymen Schrift: **La Miroir, comédie en un acte et en vers libres, par M**.** (Paris 1747.) und Traité des maladies des femmes enceintes, en couches et des enfans nouveaux nés, rédigé sur les leçons d'Ant. Petit, par *Baignares* et *Perral*. (Paris 1779.) 2 Voll. (*J. Rosenbaum.*)

4) François Pourfour du Petit, ein geschickter Augenarzt, wurde zu Paris am 24. Juni 1664 geboren; ein sehr mangelhaftes Gedächtniß erschwerte ihm die classischen Studien ungemein, erst die Vorträge über Physik, welche er nach vollendetem Schulcursus hörte, weckten die schlummernden geistigen Kräfte und ließen ihn bald bedeutende Fortschritte machen. Um seine physikalischen Kenntnisse zu vermehren, machte du Petit eine Reise durch Belgien und Frankreich, wurde zu la Rochelle mit einem gewissen Blondin bekannt, welcher ihm nicht nur seine Bibliothek, seinen botanischen Garten und sein Naturalienkabinet zur freien Benutzung anbot, sondern auch Unterricht in den Anfangsgründen der Anatomie ertheilte und so die Neigung zum Studium der Medicin in du Petit weckte. Dieser begab sich 1687 nach Montpellier, wo er Chirac's Vorträge hörte, 1690 den Doctorgrad empfing und nun nach Paris zurückkehrte, wo er Anatomie unter Duverney, Botanik unter Tournefort und Chemie unter Lémery studirte, deren Freundschaft er sich bald erwarb; hierauf wandte er sich dem Studium der Chirurgie in der Charité zu und wurde 1693 als Arzt in der flandrischen Armee angestellt. In dieser Stellung ertheilte er den Hilfsärzten Unterricht in der Anatomie, Chimie und Botanik, und sammelte sich ein sehr bedeutendes Herbarium. Nach dem Frieden von Ryswick, 1697, kehrte du Petit nach Paris zurück, ging aber beim Ausbruch des Successionskrieges wieder zur Armee und verließ dieselbe erst 1713 nach dem Frieden von Utrecht, um sich nun für immer in Paris niederzulassen, wo ihn die Akademie der Wissenschaften 1722 in die Reihe ihrer Mitglieder aufnahm. Vorzugsweise waren es die Krankheiten der Augen, mit deren Behandlung sich du Petit jetzt beschäftigte und namentlich suchte er die Operation der Cataracte durch Instrumente und neue Methoden zu verbessern. Er starb am 18. Juni 1741. Außer einer nicht unbedeutenden Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften schrieb du Petit: **1) Trois lettres d'un médecin des hôpitaux du roi à un autre médecin de ses amis sur un nouveau système du cerveau. (Namur 1710. 4.) 2) Dissertation sur une nouvelle méthode de faire l'opération de la cataracte. (Paris 1727. 12.) 3) Lettre dans laquelle il est démontré que le crystallin est fort près de l'uvée et où l'on rapporte de nouvelles preuves de l'opération de la cataracte. (Paris 1729. 4.) 4) Lettres contenant des réflexions sur ce que M. Herquet, D. M. a fait imprimer touchant les maladies des yeux. (Paris 1729. 4.) 5) Lettres contenant des reflexions sur des découvertes faites sur les yeux. (Paris 1732. 4.)** (*J. Rosenbaum.*)

5) **Jean**, in der Normandie geboren, war am Anfange des 15. Jahrh. einer der bedeutendsten Theologen der Sorbonne von Paris. Besonders dadurch hat er sich einen Namen gemacht, daß er die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes aufstellte und ihn selbst von dem Standpunkte des Christenthums aus vertheidigen wollte. Er kann in dieser Beziehung als ein Vorgänger der Jesuiten angesehen werden. Die Veranlassung für Jean Petit mit jener ebenso unsittlichen als staatsgefährlichen Lehre aufzutreten, ward durch ein blutiges Ereigniß in Frankreich herbeigeführt. Als König Karl VI. von einem periodischen, aber doch unheilbaren Wahnsinn überfallen worden, entstand unter den Prinzen des königlichen Hauses ein wildes Treiben um dem Besitz der im Namen des wahnsinnigen Königs zu führenden Herrschaft. Johann, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, war unter diesen Prinzen der beiweitem mächtigste, verwegenste und entschlossenste. Beinahe scheint es, daß die Seitenlinie der Valois von Burgund, die sich damals in diesem Johann darstellt, den Gedanken gehabt, den Wahnsinn Königs Karl's VI. zu benutzen, um die Hauptlinie des Hauses allmälig vom Throne zu drängen und sich selbst auf denselben hinauf zu bringen. Johann von Burgund, Oheim des unglücklichen Königs, wie weit immer seine Entwürfe mögen gegangen sein, scheint in dem Herzoge von Orléans, dem königlichen Bruder, ein Haupthinderniß derselben gefürchtet und gehaßt zu haben. Sie hatten sich schon mit den Waffen in der Hand bekämpft, aber es war eine Versöhnung unter ihnen gestiftet worden, und am 22. Nov. 1407 hatten sie sich brüderliche Freundschaft geschworen. Johann von Burgund hatte in diesem Augenblicke die Mörder schon bestellt, durch welche der Herzog von Orléans am folgenden Tage in Paris getödtet ward. Im Anfange versuchte Burgund zu bergen, daß die That von ihm veranstaltet, daß er der Mörder sei. Er selbst soll ausgerufen haben, daß ein abscheulicherer Verrath noch nie in Frankreich verübt worden sei. Da er aber bald gewahrte, daß es damit nicht gehen könne, weil die Sache zu klar und zu offen, erklärte er zuerst, daß der Teufel ihn verführt, den Herzog von Orléans ermorden zu lassen. Aber auch dieses war nur ein Wort in augenblicklicher Verlegenheit gesprochen. Der Herzog, seines Anhangs in Frankreich und der Gunst besonders, die er beim Volke von Paris genoß, sich bewußt, entschloß sich bald die blutige That nicht allein zu entschuldigen, sondern sie zu rechtfertigen. Drei berühmte Theologen der pariser Sorbonne erbieten sich, die Rechtfertigungsgründe zusammenzubringen. Johann erwählt sich aus ihnen Jean Petit, als den angesehensten und bedeutendsten. Mit Frechheit, aber auch mit den Waffen in der Hand, damit die Gewalt der Frechheit Bahn brechen könne, ist Burgund aufzutreten gesonnen. Er eilt zuerst, wie es scheint, von Jean Petit sogleich begleitet, in sein Herzogthum Burgund und seine Grafschaft Flandern. Dort wird vor den Ständen der Mord offen eingestanden, aber als eine That, die Frankreichs Wohl nothwendig gemacht, bezeichnet, zu Hilfe und Unterstützung aufgefodert. Das tiefe sittliche Verderben dieser Zeit offenbart sich auch darin, daß Burgund's That nirgends ein

Entsetzen oder auch nur eine starke Misbilligung erregt zu haben scheint. Seine Stände erbieten sich sogleich zu aller Hilfe. Während Johann rüstet, wird er von Paris aus, wo die Gemahlin des Ermordeten vergebens nach Gerechtigkeit schreit, wo Angst vor seiner Macht herrscht, zuerst aufgefodert, die Mörder, welche in das burgundische Gebiet geflüchtet waren, auszuliefern, und selbst in Paris vor dem Könige die Gründe seiner That auseinanderzusetzen und sich zu rechtfertigen, wenn er es könne. Auf einer Zusammenkunft zu Amiens zwischen Burgund und zwei Prinzen des Hauses, dem Herzoge von Berri und dem Könige von Sicilien, gehalten, wird ihm, nachdem er die erste Anfoderung schnöde von sich gewiesen, sogar Gnade und Verzeihung Karl's VI. angeboten, wenn er nur darum bitten wolle. Auch dieses weist Johann ab, denn er brauche solche Gnade für eine rechtmäßige, ja verdienstvolle That nicht. Unterdessen hat auch Jean Petit's Thätigkeit in dieser Sache begonnen. Schon hat er eine Dissertation geschrieben und an die Stände von Flandern vertheilen lassen, in welcher Johann's That, da Orléans ein Tyrann gewesen, als eine rechtmäßige bezeichnet ward. Auf der Zusammenkunft von Amiens hielt Jean Petit eine Rede, in der sogar die Behauptung ausgesprochen, daß der Herzog von Burgund sich schwer würde vergangen haben, wenn er Orléans nicht habe ermorden lassen. Burgund rückte nun am 20. Febr. 1408 unter dem Jauchzen des pariser Volkes und allen Geboten des Königs zum Trotz in Paris ein, bemeisterte sich der Staatsgewalt wieder und ließ sich unter dem 5. März 1408 einen königlichen Brief ausstellen, in dem Karl VI. eine völlige Vergebung, ein völliges Vergessen der geschehenen Blutthat aussprach. Damit war Burgund keineswegs zufrieden, der Mord sollte ihm nicht verziehen, er sollte ihm noch zum Verdienste angerechnet sein. So ging das abscheuliche Schauspiel vom 8. März 1408, in dem Jean Petit seinem Namen ein Brandmal aufdrückte, vor sich. Im Hotel Saint-Paul, der gewöhnlichen Residenz des Königs, ward eine große Versammlung gehalten. Der König, die meisten Prinzen des Hauses, der Adel, der Klerus, die Universität von Paris waren anwesend. Jean Petit trat mit einer Rede auf, die ein trauriges Denkmal priesterlicher Unverschämtheit ist. In der heiligen Schrift selbst findet er die Ermuthigung zum Verbrechen. Sie ist zugleich ein Denkmal der sich brüstenden Ignoranz und der albernen Gelehrtthuerei der damaligen Zeit, die ihre Hohlheit und Erbärmlichkeit in einer Masse von unverstandenen Citaten, unter Eintheilungen und Untereintheilungen zu verbergen sucht. Der Redner sucht zuerst unter Anführung einer erdrückenden Masse von Beispielen zu zeigen, daß Begehrlichkeit (concupiscentia) am leichtesten den Menschen zu den zwei größten Verbrechen, die es gibt, Ketzerei und Hochverrath, verleiten könne. Hochverrath ist es besonders, wenn man sich der königlichen Gewalt bemächtigt hat, oder sich ihrer bemächtigen will. In dem einen wie in dem andern Falle ist man Tyrann; den Tyrannen zu tödten ist nicht allein erlaubt, sondern es ist Pflicht, und um so mehr Pflicht, je höher der Tyrann und je höher der steht, von dem er getödtet werden soll. Hier eine Rücksicht nehmen, ein Versprechen, einen Schwur halten, nicht jeden Weg und jedes Mittel, das zur Tödtung des Tyrannen führen mag, ergreifen wollen, hieße sich an dem göttlichen und an dem natürlichen Gesetze vergehen. Die Lehre des Jean Petit vom Tyrannenmorde ist also nicht wie die Doctrin der Jesuiten für das Königthum selbst unmittelbar gefährlich, sie ist nur überhaupt unsittlich und zerstört alle Sicherheit des Lebens. Jean Petit war nun nicht einmal im Stande in dem weitern Verfolge seiner Rede, wo die Beweise geliefert werden sollten, daß Orléans ein Tyrann in seinem Sinne gewesen, irgend etwas, wodurch dessen angeblicher Hochverrath auch nur wahrscheinlich gemacht würde, beizubringen. Aus dem Ganzen wird weiter nichts als die Frechheit Burgund's, die einen Mord noch in ein verdienstliches Werk umzustellen versucht, und die Unverschämtheit des Jean Petit, zu einem solchen Versuche seine theologische Gelehrsamkeit herzugeben, klar. Jean Petit scheint auch von allgemeiner Verachtung getroffen worden zu sein. Er zieht sich nach Hesdin zurück, wo er im J. 1411 gestorben. Das Parlament ließ später im J. 1416 alle Exemplare seines Plaidoyer, deren man habhaft werden konnte, von Henkershand zerreißen. Monstrelet hat die Rede des Jean Petit in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt. (*Flathe.*)

6) Jean Louis, ein ausgezeichneter französischer Chirurg, wurde am 13. März 1674 zu Paris geboren. Im achten Lebensjahre gerieth er zufällig in das Amphitheater des Anatomen Littre und fühlte sich so zu dem Studium der Anatomie hingezogen, daß er dasselbe sogleich, ungeachtet seiner Jugend, mit seltenem Eifer begann, nach zwei Jahren bereits von Littre als Repetent seiner Vorträge benutzt ward, in welcher Stellung er noch fünf Jahre verblieb, worauf er einem Chirurgen in die Lehre gegeben wurde und mit demselben Eifer sich besonders mit der operativen Chirurgie unter Marechal, welcher Chirurgien-Major an der Charité war, beschäftigte. Im J. 1692 wurde Petit in der Armee des Marschalls von Luxemburg angestellt, hielt zu Lille, Mons, Cambrai anatomische Demonstrationen und wurde nach dem Frieden 1697 Chirurgien-aide-major am Hospital zu Tournai, welche Stelle er aber bereits im März 1698 wieder verließ, um nach Paris zurückzukehren, wo er am 27. März 1700 Maître en chirurgie ward. In seinem eigenen Hause errichtete er eine Schule für Anatomie und Chirurgie und hielt gleichzeitig öffentliche Vorträge an den medicinischen Schulen. Die Innung der Chirurgen erwählte ihn einstimmig zu ihrem Vorsteher und als solcher suchte er besonders bei den Prüfungen der Candidaten eine größere Strenge einzuführen. Im J. 1715 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die königliche Gesellschaft zu London unter die Zahl ihrer Mitglieder auf; der König von Polen berief ihn 1726 zu sich, um sich von ihm operiren zu lassen; zu einem ähnlichen Zweck ward er 1734 nach Spanien geholt, schlug aber hier wie dort die glänzendste Anerbietung, um ihn an jene Höfe zu fesseln, ab. Im J. 1724 wurde er Demonstrator an der Chirurgenschule, 1730 königlicher Censor und 1731 Director der königlichen Academie de chirurgie, in welcher

Stellung er nun vorzugsweise den Unterricht zu verbessern suchte. Zahlreiche Neider erwuchsen ihm durch diese Bestrebungen wie durch seinen glänzenden Ruf, und er wurde in mehr als einen persönlichen wie wissenschaftlichen Streit verflochten, wobei ihm besonders auch sein gänzlicher Mangel an classischer Bildung vorgeworfen ward, was ihn veranlaßte, noch in seinem 40. Jahre Lateinisch zu lernen. Petit starb am 20. April 1750. Außer zahlreichen Aufsätzen, welche in den Memoiren der Akademie der Chirurgie und in denen der Akademie der Wissenschaften niedergelegt sind, schrieb er: Traité des maladies des os, dans lequel on a représenté les appareils et les machines qui conviennent à leur guérison. (Paris 1705. 12. Leyde 1708. 8. Paris 1723, 1735, 1741, 1749 und von Louis mit einer historisch-kritischen Einleitung Paris 1759. 2 Vol. 8. Teutsch Dresden 1711. 2 Bde. Berlin 1743.) Nach seinem Tode gab De Lesne, einer seiner Schüler, heraus: Traité des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent; ouvrage posthume, publié par *de Lesne*. (Paris 1774.) 3 Vol. avec fig. Supplément par *de Lesne*. (Paris 1776. IIe édit. Par. 1780. 3 Vol. IIIe édit. Par. 1790. 3 Vol.) Ein Sohn von Petit war am 28. Mai 1710 geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und vom Vater selbst den Unterricht in der Chirurgie; 1730 wurde er Maître en chirurgie, 1732 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Substitut seines Vaters an der Chirurgenschule, erhielt im folgenden Jahre den Titel eines Chirurgien aide-major der Armee und machte als solcher den Feldzug von 1733—1735 mit, kehrte dann nach Paris zurück, um sich mit der Ausarbeitung mehrer Abhandlungen zu beschäftigen, starb aber bereits am 19. Aug. 1737, ohne ein selbständiges Werk herausgegeben zu haben.

7) Marc Antoine, berühmter Chirurg zu Lyon, wurde in dieser Stadt am 3. Nov. 1766 geboren. Sein Vater war frühzeitig gestorben und seine Mutter konnte nur mit Aufopferung den unverkennbaren Talenten ihres Sohnes Gelegenheit zur Ausbildung verschaffen, dafür erfüllte der Sohn auch den Wunsch der Mutter und wandte sich, nachdem er seine Schulbildung zu Beaujeu vollendet, ungeachtet seiner Neigung zu den Wissenschaften, zur Erlernung der Chirurgie in seiner Vaterstadt mit einem solchen Eifer, daß er in seinem 17. Jahre beim Concurs über die Stelle eines Chirurgien interne in der Charité zu Lyon den Sieg errang; 1785 ging er nach Paris, um seine Studien fortzusetzen, und erhielt hier gegen Ende des Jahres von der Ecole pratique die goldene Preismedaille; 1787 kehrte er nach Lyon zurück und wurde Chirurgien interne am Hôtel de Dieu, dessen Administration ihn 1788 zum Chirurgien en Chef designirte, wenn er zuvor noch drei Jahre in Paris gewesen und drei andere Jahre als Aide major im Hôtel de Dieu fungirt habe. Da Petit die nöthigen Mittel zu einem so langen Aufenthalt in Paris fehlten, so wurden ihm dieselben von Trollier de Fetan vorgestreckt, ohne daß dieser jedoch die Summe später zurücknahm, weshalb Petit davon ein Stipendium stiftete. In Paris erwarb sich Petit die Freundschaft Desault's und bildete sich unter ihm zu einem der ausgezeichnetsten Chirurgen; um sich aber auch in der innern Heilkunde zu vervollkommnen, ging er nach Montpellier, wo er sich an Dumas anschloß, am 25. Oct. 1790 seine Dissertation de phthisi laryngis vertheidigte und den Doctorgrad erhielt; im folgenden Jahre kehrte er nach Lyon zurück, nahm die Stelle eines Aide major am Hôtel de Dieu an, welche er bis 1793 bekleidete, worauf er einige Monate flüchten mußte, dann aber ungehindert seine Stelle als Chirurgien en chef antrat, welche er mit großem Eifer und dem ganzen Aufwande seines Talentes verwaltete, indem er zugleich nach Desault's Vorbilde klinische Vorträge und anatomische Demonstrationen hielt, sodaß seine sechsjährige Dienstzeit bereits abgelaufen, ohne daß man seine Stelle einem andern übertrug; indessen riß ihn der Tod am 7. Juli 1811 mitten aus seiner glänzenden Laufbahn. Er starb zu Villeurbanne bei Lyon an einem schmerzhaften Unterleibsleiden. Außer mehren Journalaufsätzen und Gedichten, denn auch den Musen opferte Petit, besitzen wir von ihm: 1) Eloge de Desault, prononcé à l'ouverture des cours d'anatomie et de chirurgie de l'Hôtel de Dieu de Lyon. (Lyon 1795.) 50 Seiten. 2) Essai sur la meilleure manière d'exercer la bienfaisance dans les hôpitaux. (Lyon an VI. [1798].) 3) Discours sur la douleur, prononcé à l'ouverture du cours d'anatomie et de chirurgie de l'hospice général des malades de Lyon, le 28. brumaire an VII. Lyon et Paris (1799). 4) Essai sur la médecine du coeur Lyon 1806. II. édit. auquel on a joint les principaux discours prononcés à l'ouverture des cours d'anatomie, d'opérations et de chirurgie clinique de l'Hôtel de Dieu. (Lyon 1823, mit den Lobreden von Parat und Dumas.) 5) Onan, ou le tombeau du mont Cendre, fait historique (poëme). (Lyon et Paris 1809.) 6) Collection d'observations cliniques, par M. A. Petit; ouvrage posthume, publié par *Ant. Lusterburg* et *Théodore Jobert*, avec une notice historique sur M. A. Petit. (Lyon 1815.) Vergl. *M. Dumas*, Hommage rendu à la mémoire de M. A. Petit, suivi de notes. (Paris 1811.) *Cartier*, Eloge de M. A. Petit. (Lyon 1812.) *Parat*, Eloge de M. A. Petit. (Lyon 1812 4.)

(*J. Rosenbaum.*)

8) Maria, spielte in den letzten Jahren Louis' XIV. von Frankreich eine gewisse Rolle und erlangte eine beinahe diplomatische Bedeutung. Sie soll zu Moulins im J. 1675, wahrscheinlich in sehr untergeordneten Verhältnissen, geboren sein. Sie mag sich zeitig nach Paris begeben und dort das Leben einer galanten Abenteurerin geführt haben. Im J. 1702 hält sie ein Spielhaus in der Rue Mazarin, wo sie viele Verbindungen mit der vornehmen und lüderlichen Welt gewonnen zu haben scheint. So war sie auch mit dem marseiller Kaufmann Fabre, welcher der Handelsagent seiner Stadt in Constantinopel war, und dessen Gattin als Concubine im Hause des Grafen Ferriol, des französischen Gesandten bei der Pforte, lebte, bekannt geworden. Louis XIV. war auf den Gedanken gekommen, eine Gesandtschaft an den Schah Hussein von Persien zu senden, besonders wahrscheinlich um

Handelsverbindungen zu knüpfen. Ferriol schlug seinen Attaché Michel zu dieser Botschaft vor. Das Gouvernement wählte aber nicht diesen, sondern den Kaufmann Fabre. Maria Petit, die in sehr nahen Verhältnissen mit diesem gestanden haben muß, begleitet Fabre auf dieser Reise, die im J. 1705 bis Aleppo ohne weitere Hindernisse vor sich geht. Hier bemerkt der Pascha etwas davon, daß die Gesellschaft die Bestimmung einer Gesandtschaft nach Persien haben möchte, hält sie darum fest und berichtet die Sache nach Constantinopel. Dort thut Ferriol, ärgerlich, daß sein Attaché Michel nicht genommen, daß die Gesandtschaft grade dem Kaufmann Fabre aufgetragen worden, nichts, um die Sache zu beschleunigen. Fabre und Maria Petit, die als Amazone verkleidet, stehlen sich endlich aus Aleppo fort, lassen auf Samos den größten Theil ihrer Dienerschaft und die für den Schah bestimmten Geschenke zurück, und begeben sich nach Constantinopel, wo sie, ohne sich weiter um Ferriol zu bekümmern, sich an einen persischen Gesandten, der sein Geschäft bei der hohen Pforte eben vollendet hat, anschließen. Mit diesem treten sie nun die Reise nach Persien an. Nun wird aber im Februar 1706 Fabre unterwegs zu Eriwan vom Tode ereilt. Er hinterläßt einen jungen Sohn, der die Reise mitgemacht. Die abenteuerliche Maria Petit beschließt, die Sache nichtsdestoweniger fortzusetzen und sich dem persischen Schah als Gesandtin des großen Königs von Frankreich, da der wirkliche Gesandte nun einmal unterwegs gestorben, vorzustellen. In den schwierigen und verwickelten Verhältnissen, in die sie geräth, bewegt sich Maria Petit mit großer Leichtigkeit. Sie muß eine Frau von starkem und lebendigem Geiste gewesen sein. Sie weiß es durch den Chan von Eriwan dahin zu bringen, daß die Türken ihr die Personen und die Sachen, welche auf Samos zurückgelassen worden, nachsenden. Ihre weitere Reise wird ungemein dadurch begünstigt, daß Schah Hussein, unterdessen von allen diesen Vorgängen benachrichtigt, den Befehl gegeben hat, die entschlossene Frau sicher an seinen Hof zu geleiten. So gelangt Maria Petit nach Tabriz, wie der Schah eben auf einer Pilgerreise begriffen ist. In Tabriz findet Maria Petit ein Hinderniß für ihre selbstgeschaffene diplomatische Mission. Ferriol hat nun doch noch seinen Attaché Michel nach Persien gesendet, um die Stelle des verstorbenen Fabre einzunehmen. Michel gewinnt die Franzosen, welche Fabre's Dienerschaft gebildet, daß sie ihm die Geschenke ausliefern und ihn als Gesandten anerkennen. Maria Petit rettet indessen die Beglaubigungsschreiben, weiß auch den Chan von Tabriz für sich zu gewinnen, daß er sie an den Hof des Schahs führen läßt. Michel machte ebenfalls einen Versuch, bis zum Schah durchzudringen, ward aber nach Tabriz zurückgewiesen. Maria Petit wird von den Persern, da Fabre unterwegs gestorben, als echter Gesandter Louis' XIV. betrachtet. Sie kehrte mit dem Schah nach Tabriz zurück und trat nach vollendeter Mission ihre Rückreise an. Im Februar 1709 landete sie wieder in Marseille. Statt der Belohnung ihres Eifers, die sie erwartet haben mochte, empfing sie ein Gefängniß, in dem sie bis zum Jahre 1713 schmachtete. Nicht daß sie sich des Gesandtschaftpostens angemaßt, scheint ihr zum Vergehen angerechnet worden zu sein, aber andere Dinge, bei denen wahrscheinlich Ferriol stark die Hände im Spiele hatte, sind gegen sie mit Recht oder mit Unrecht, denn es ist von der Untersuchung nichts bekannt geworden, verbreitet worden. Sie sollte durch ihren sittenlosen Lebenswandel Scandal erregt, den Tod mehrer Franzosen verursacht, den Missionairen entgegengearbeitet, zum Islam haben übertreten wollen. Doch ist Maria Petit im J. 1713, ohne daß bei der Untersuchung etwas herausgekommen zu sein scheint, wieder freigelassen worden. Man hört nun nichts von ihr bis zum Jahre 1715, wo der persische Gesandte Mehemed Rizza Bey nach Paris kommt. Maria Petit, die in Eriwan diesen hatte kennen gelernt, stattete ihm einen Besuch ab. Aus unbekannt gebliebenen Gründen ward sie nun abermals festgenommen, nach der Abreise des persischen Gesandten aber sofort wieder freigelassen. Während ihrer Haft hatte sie ihre Memoiren aufgesetzt. Der berühmte Le Sage sollte sie überarbeiten, scheint aber gefunden zu haben, daß er sich dadurch viele Feinde machen würde, und läßt somit die Sache liegen. So sind Maria Petit's Memoiren im Dunkel geblieben. Auch die Zeit ihres Todes ist unbekannt, doch wahrscheinlich ist, daß sie bald nach dem Jahre 1715 verstorben. (*Flathe.*)

9) Pierre, ein Mathematiker und Physiker von Verdienst, geb. zu Montluçon den 8. Dec. 1594 [1]). Obgleich durch natürliche Anlagen, die er frühzeitig ausbildete, zu den exacten Wissenschaften hingezogen, übernahm er doch auf den Wunsch seiner Ältern das Amt eines Controleur de l'élection, welches sein Vater zu seinen Gunsten niederlegte. Nach dem Tode seiner Ältern aber gab er dies Amt auf und ging 1633 nach Paris, wohin ihm sein Ruf vorangegangen war. Der Cardinal Richelieu, dem er empfohlen wurde, stellte ihn als Provinzialcommissair der Artillerie an, und trug ihm auf, die französischen und italienischen Häfen zu besuchen. Diesen Auftrag erfüllte er mit vielem Eifer, ohne jedoch seine mathematischen Studien aufzugeben. Er nahm lebhaften Antheil an dem Streite, der sich unter den damaligen Gelehrten über die Dioptrik des Descartes erhob, Anfangs als dessen Gegner, bald aber als sein Freund und Vertheidiger. Mit Pascal schloß er ein enges Freundschaftsbündniß und wiederholte mit ihm die Versuche über das Torricellische Vacuum, welche von diesen beiden Freunden weiter geführt wurden, als Torricelli sie gebracht hatte. Im J. 1640 verheirathete sich Petit zu Tours, wo er mehre Jahre verweilt zu haben scheint, und den Charakter eines königlichen Raths, Ingenieurs und Geographen erhielt. Um das Jahr 1649 wurde Petit zum Generalintendanten der Fortificationen ernannt und bald darauf, seiner Verdienste wegen, geadelt. Er zog sich später nach Lagny an der Marne zurück, wo er den 20. August 1677 starb. Außer

1) Nach der Angabe von Weiß (in der Biogr. univ.); dagegen nach Nicéron (Mém. des Homm. ill. T. 42. p. 183), welchem Chaufepié (in seinem nouv. dictionn. hist. et crit.) folgt, den 31. Dec. 1598. Nach Hutton's Mathem. and philos. dictionary schwanken die Angaben Anderer gar zwischen 1589 und 1600.

den Beobachtungen der zu seiner Zeit vorgefallenen Naturphänomene, welche er in die Journaux des Savants hat einrücken lassen, besitzt man von ihm mehre einzelne Schriften, wovon folgende die bemerkenswerthesten sind: 1) Discours chronologiques contenant les maximes pour discerner les parfaites chronologies etc. (Paris 1636. 4.) 2) L'usage ou le moyen de pratiquer par une règle toutes les opérations du compas de proportion etc. (Paris 1634, enthält auch Reductionstafeln der fremden Maße rc.) 3) Avis sur la conjonction proposée des mers océane et méditerranée par les rivières d'Aude et de Garonne etc. in 4. 4) Observations touchant le vide faites pour la première fois en France. (Paris 1647. 4.) Die Form dieser Schrift ist die eines Briefes an den damaligen französischen Gesandten Chanut in Schweden. 5) Discours touchant les remèdes, qu'on peut apporter aux inondations de la rivière de Seine dans Paris etc. 1658. 4. 6) Observationes aliquot eclipsium: Dissertatio de latitudine Lutetiae et magnetis declinatione; Novi systematis mundi confutatio. Diese drei Schriften sind der Astronomia physica von Du Hamel (Paris 1659 oder 1660 und Nürnberg 1681. 4.) angehängt. Petit theilte mit dem italienischen Astronomen Maria die Meinung, daß sich die geographische Breite der Örter ändere und suchte dies in Bezug auf die Breite von Paris zu beweisen. Es hat sich indessen gezeigt, daß dies ein Irrthum sei, zu welchem die ungenauen ältern Beobachtungen leicht verleiten konnten. Das von Petit widerlegte neue Weltsystem ist dasjenige, welches J. Bonai in seinem Abrégé de l'astronomie inférieure damals eben vorgetragen hatte. 7) Dissertation sur la nature des comètes, avec un discours sur les pronostics des éclipses, et autres matières curieuses. (Paris 1665. 4.) Dieses Werk hatte Petit auf den Wunsch Ludwig's XIV. geschrieben, um das durch die Erscheinung des Kometen von 1664 erschreckte Volk zu beruhigen. Seine darin aufgestellten Ansichten sind nach Montucla's Zeugniß [2]) ziemlich richtig. 8) Lettre touchant le jour auquel on doit célébrer la fête de Pâques. (Paris 1666. 4.) Er vertheidigt darin den römischen Kalender. 9) Dissertation sur la nature du chaud et du froid. (Ibid. 1671. 12.) Im Anhang dieser Abhandlung ist die Beschreibung eines von Petit erfundenen arithmetischen Cylinders. Außer diesem Instrumente hatte Petit noch einige andere erfunden, z. B. eins zur genauen Messung des Durchmessers der Sterne, welches Cassini sehr schätzte. Petit hatte die meisten berühmten Gelehrten seiner Zeit in Frankreich, Italien und Holland zu Freunden. Es war ihm sehr darum zu thun, nicht mit dem Dichter Pierre Petit verwechselt zu werden, den er, wie er an Vossius schreibt, sehr gering schätzte. Außer den bereits angeführten Quellen für das Leben unseres Petit citirt Weiß (a. a. O.) einen Artikel der Bibliothèque de Richelet von Leclerc, der lesenswerthe Untersuchungen über diesen Mathematiker, und das Journal de Verdun (vom Juli und August 1738), welches Nachrichten über ihn und seine Familie enthalten soll. (*Gartz.*)

2) Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 642.

10) Pierre, ein berühmter französischer Gelehrter, der sich durch den Umfang seiner Kenntnisse und die Menge seiner Schriften einen Namen gemacht hat. Seine Geburt muß in das Jahr 1617 fallen; denn obschon sich nirgends darüber eine bestimmte Angabe findet, so läßt doch sein Tod, der ihn im 71. Lebensjahre 1687 traf, nur jene Annahme zu und widerlegt Patin's Irrthum, nach welchem er etwa 1629 geboren sein müßte. Sein Vater, Greffier von St. Victor in Paris, ließ ihm eine gute Erziehung geben. Nachdem er die vorbereitenden Studien vollendet hatte, wandte er sich nach Montpellier, um dort Medicin zu studiren, und erwarb sich die medicinische Doctorwürde, in der Absicht; ärztliche Praxis in seiner Vaterstadt zu beginnen. Allein dort mußte er sich bei der Facultät einer neuen Prüfung unterwerfen, die, wenn man dem Berichte einer kleinen Streitschrift [1]) trauen kann, nicht besonders günstig für ihn ausfiel. Er habe sich so verlegen gezeigt und so wenig antworten können, daß er die Würde eines Baccalaureus mehr der Nachsicht der Facultät und seinen Thränen, als seinen Kenntnissen zu verdanken habe. Indessen ist hierbei auf die Heftigkeit des Gegners und seine Erbitterung zu achten und wol ein gut Theil der schön ausgeführten Erzählung in Zweifel zu ziehen. Viel Sorgfalt verwandte er später nicht auf die Medicin und der ärztlichen Praxis scheint er ganz entsagt zu haben. Desto mehr wandte er sich der alten Literatur und der Philosophie zu und fand dafür in seinem vertrauten Freunde Menage einen Rather und Förderer. Durch die Empfehlung desselben wurde ihm die Erziehung der beiden Söhne des Präsidenten v. Lamoignon übertragen und später in das Haus des Präsidenten der Rechnungskammer, Nicolai, eingeführt, der ihn als gelehrten Lebensgenossen um sich haben wollte und auf das Freigebigste für ihn sorgte. Seit dieser Zeit hat er seine Zeit ganz den Beschäftigungen mit der Wissenschaft widmen und sorgenfrei leben können. Schon in ziemlich vorgerücktem Alter verheirathete er sich trotz der Gegenvorstellungen seiner Freunde mit einem ganz jungen Mädchen; auch ererbte er durch den Tod seines ältern Bruders einiges Vermögen, das ihm freilich, da er erst durch einen langwierigen Proceß in den Besitz gelangen konnte, mehr Kummer als Freude machte und das er auch mit einem jüngern Bruder theilte. Er starb nach der gewöhnlichen Angabe am 12., nach andern am 13. [2]) Dec. 1687 und wurde zu St. Etienne begraben. Die seinem Namen entsprechende Statur des Körpers hat zu manchem Witzwort Veranlassung gegeben, dem freilich seine Verehrer die geistige Größe desto schärfer entgegenzustellen pflegten.

Bei der großen Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit

1) Es ist die Spongia spurcissimi et anonymi cujusdam libelli, qui sic inscribitur: libelli famosi in P. Petitum editi (16 S. 4.), aus welcher Niceron (Memoir. T. XX. oder 9. Th. S. 172 der Übersetzung) die betreffende Stelle vollständig mittheilt. 2) Dieses sagt Nicaise, der ihn Idibus Decembribus sterben läßt; Mencke sagt pridie Id. Dec. und dieses Datum findet sich am häufigsten.

welcher Petit arbeitete, ist die Zahl seiner Schriften nicht auffallend, obschon ein großer Theil derselben nie, einige erst nach seinem Tode gedruckt sind. Mit besonderer Vorliebe hatte er sich mit der griechischen Literatur beschäftigt und besonders die Schriften der Philosophen Plato und Aristoteles, auch Plutarch mit großem Eifer gelesen und für die kritische Wiederherstellung ihrer Texte Sorge getragen. An Aristoteles knüpfte er auch seine philosophischen Ansichten so fest, daß er die Grundsätze der peripatetischen Schule gegen die Neuerungen eines Descartes mit Entschiedenheit behauptete und für dieselben nicht grade immer mit dem günstigsten Erfolge kämpfte. In die Classe solcher Schriften gehören: 1) de motu animalium spontaneo liber unus, in quo partim Aristotelis de huius motus principio sententia illustratur, partim nova musculorum motus ratio indigitatur (Paris 1660); 2) de lacrymis libri tres (Paris 1661); 3) de ignis et lucis natura exercitationes ad Isaac. Vossium (1663. 4.) und die dazu gehörige Defensio exercitationum de ignis et lucis natura (1664), welche an Menage gerichtet ist; 4) De extensione animae et rerum incorporearum natura libri duo (Paris 1666), gegen de la Chambre gerichtet. An diese Schriften reihen sich einige Streitschriften an, die in das Gebiet der Medicin hinüberstreifen. Als nämlich Menjot das Sektenwesen bestritten und sich für einen besonnenen Eklekticismus ausgesprochen hatte, schrieb Petit unter dem angenommenen Namen Hadrianus Scaurus: Epistolae apologeticae Ant. Menjoti de variis sectis amplectendis examen ad medicos Parisienses (Paris 1666. 4.), worin er ein entschiedenes Anschließen an die Ansichten des Lehrers und der Schule, welcher man angehöre, verlangte. In der Schrift: *Euthyphronis* philosophi et medici de nova curandorum morborum ratione per transfusionem sanguinis diatribe (1667. 4.) verwirft er die Heilmethode, welche durch Überleitung des Blutes die meisten Krankheiten heben zu können vermeinte. Gleich hier mögen zwei nach seinem Tode erschienene Schriften erwähnt werden, welche mit der Medicin in Verbindung stehen; die sehr gelehrte, aber auch sehr langweilige Untersuchung über die gegen Kummer und Schmerz anzuwendenden Mittel, welche unter dem Titel: Homeri Nepenthes sive de Helenae medicamento luctum animique omnem aegritudinen abolente et aliis quibusdam eadem facultate praeditis dissertatio, von Nicaise zu Utrecht 1689 herausgegeben wurde und die dissertatio de natura et moribus anthropophagorum dissertatio, welche ein Jahr vorher in demselben Verlage erschienen war. Wie schon diese Schriften eine große Belesenheit in den Schriftstellern des Alterthums zeigen, so noch in viel höherem Grade diejenigen, welche sich speciell mit der Kritik und Erklärung derselben beschäftigen. Dazu gehören besonders Miscellanearum observationum libri quatuor, nunquam antehac editi, Trajecti ad Rhenum 1682 (nicht 1683), die für die griechischen Philosophen und deren alte Erklärer und unter den Lateinern besonders für Cicero immer noch brauchbare, nicht genug beachtete Beiträge enthalten. In das Gebiet der Archäologie gehören zunächst de Sibylla libri tres (Lips. 1686), die ihn in einen Streit mit van Dalen verwickelten, weil er an einer einzigen Sibylle festhalten zu müssen glaubte, und die dissertatio de Amazonibus, qua an vere exstiterint necne, variis ultro citroque conjecturis et argumentis disputatur, multa etiam ad eam gentem pertinentia ex antiquis monumentis eruuntur atque illustrantur, zuerst zu Paris 1685, dann in vermehrter und verbesserter Ausgabe zu Amsterdam 1687 in Duodez und sogar in französischer Übersetzung (Traité historique sur les Amazones) zu Leyden 1718 in zwei mäßigen Druckbänden, die aber von einem der Sprache wenig kundigen Holländer veranstaltet sein soll. Der gelehrte Commentar zum Aretäus, der aus der Bibliothek von Grävius in Maittaire's Hände gekommen war, wurde von diesem zu London 1726 in Quart besonders herausgegeben und später in die große Ausgabe von Boerhaave aufgenommen. Zweifelhaft bleibt die Entscheidung über eine kleine philosophische Streitschrift, die sich auf die Echtheit der zu Drau aufgefundenen und zuerst in Padua 1664 gedruckten Bruchstücke des Petronius bezieht. Die Echtheit war von Valois und von Wagenseil stark bezweifelt; gegen dieselben erschien *Marini Statilei Traguriensis J. C.* responsio ad *Wagenseilii* et *Valesii* dissertationes de Traguriensi Petronii fragmento, die in der Burmannschen Ausgabe (S. 324 — 342) abgedruckt ist, und eine Apologia ad patres conscriptos reipublicae literariae Marini Statilii Traguriensis, die man gleichfalls in dem angeführten Buche (S. 342 — 356) finden kann. Da nun Nicaise erzählt: Eodem anno 1660 (muß 1666 heißen) respondit Valesio et Wagenseilio occasione fragmenti Petroniani, quod Tragurii repertus fuit, sub nomine Martini Statilii (apud vid. Martini Paris.), so haben alle Literarhistoriker bald die erstere, bald die zweite Schrift unserm Petit zugeschrieben und den Titel willkürlich gestaltet. Da aber jenes Fragment von dem Abbé Stephan Gradi in Rom zuerst herausgegeben wurde (vergl. *Tennull.* in *Frontin.* Strateg. IV, 7, 31) und ebenderselbe als Verfasser der Apologia ausdrücklich genannt wird (s. *Ryck.* in *Tac.* Annal. p. 287), so bliebe nur die responsio für Petit übrig, allein die Dedication an Mocenigo und der ganze Inhalt spricht gleichfalls für jenen Bibliothekar des Papstes, sodaß Petit's Name in den ganzen Streit ohne alles Recht gemischt zu sein scheint [3]). Es ist nur noch übrig, seiner dichterischen Fertigkeit zu gedenken, die ihm Anerkennung auch im Auslande und namentlich die Ehre der Mitgliedschaft bei der Akademie zu Padua verschaffte. Seine lateinischen Gedichte zeugen für seltene Belesenheit in den lateinischen Dichtern und sprechen durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung an. Viele derselben sind einzeln gedruckt, z. B. ein epicedium in obitum Gabr. Naudaei 1653 (wiederholt in Naudaei tumulus 1659), Vita seu elogium Gabr.

3) Es würde zu weit führen, alle Irrthümer in dieser Sache zu erwähnen, so z. B. wenn Rotermund die apologia 1664 in Octav und 1666 in Quart erscheinen läßt, was beides falsch ist.

Magdeleneti 1662, die **Cynogamia s. de Cratetis et Hipparches amoribus (Paris 1667)**, ein **Eucharisticon academicis Patavinis 1684**, das größere Gedicht **Thea Sinensis**, welches in 1000 Versen etwa das Lob des Thees singt [Paris 1687 *)] und andere, von denen die meisten vereinigt sind in der Sammlung **Selectorum poematum libri II. acc. dissertatio de furore poetico (Paris. 1682)**, die aber ziemlich selten geworden ist.

Die Hauptquelle der Nachrichten über ihn ist der Brief von Cl. Nicaise an Grävius, welcher vor der Ausgabe von Homeri Nepenthes steht: aus ihm hat Niceron (9. Th. S. 163—173) der teutschen (im 11. und 20. der Original=) Ausgabe geschöpft und diesem sind wieder die andern, wie Weiß (in der Biogr. univ.), gefolgt.

11) **Samuel**, war am 25. Dec. 1594 zu Nimes geboren, wo sein Vater Geistlicher bei der reformirten Gemeinde war. Da er den Sohn gleichfalls zu dem geistlichen Stande bestimmte und ihn dereinst zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen wünschte, so ließ er ihn zu Genf erziehen. Der Knabe hatte schnelle Fortschritte gemacht und besonders eine ziemlich umfassende Kenntniß alter Sprachen sich erworben. Schon im 17. Jahre wurde er als Candidat angenommen und vorläufig bei der Kirche einer Vaterstadt beschäftigt; bald darauf erhielt er eine Professur der Theologie, sowie der griechischen und hebräischen Sprache. Da er mit unermüdlichem Fleiße arbeitete, konnte er auch in rascher Folge mehre gelehrte Werke vollenden, die den Ruf seines Namens weit verbreiteten und ihn mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen in freundschaftliche Verbindung brachten. Dies lenkte die Aufmerksamkeit der friesischen Stände auf ihn, welche ihn für eine Professur zu Franecker zu gewinnen suchten. Vergeblich, [illegible] man seine Anwesenheit in der Heimath zu schätzen und [illegible] auch ferner an dieselbe zu fesseln wußte. Selbst die Katholiken verehrten ihn und Papst Urban VIII. bemühte [illegible] eifrigst, ihn zu einem Besuche der vaticanischen Bibliothek nach Rom einzuladen. Er starb am 12. Dec. 1643, [illegible]zeitig in Folge seiner angestrengten Arbeiten. Die [Fr]üchte derselben liegen in folgenden Werken, die ich in [chro]nologischer Folge aufzählen werde, vor: 1) **Miscellaneorum libri IX. (nicht XI.) (Paris. 1630. 4.)** 2) **Va[ri]arum Lectionum in sacram scripturam libri IV. [Pa]ris. 1633. 4.)** 3) **Leges Atticae (Paris. 1635. [4. *)])**, ein Werk, was auch in der holländischen Ausgabe (**cum animadverss. ed. Petr. Wesselingius. L. 1742 F.**) dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft [se]iner Art mehr entspricht, einer neuen Umarbeitung nicht ganz unwürdig wäre, da ein reichhaltiges Ma[terial], wie es hier großer Fleiß zusammengebracht hat, noch heute dankenswerth ist; jetzt kann man bei Be[nutzu]ng desselben nur die größte Vorsicht anempfehlen, in[dem] Petit aus nicht verstandenen oder falsch verstandenen [Stelle]n besonders von Rhetoren Gesetze, die nie existirt oder nie in Athen gegolten haben, als attische ableitet. Überhaupt ist Fleiß das Hauptverdienst dieses Buchs; an juristischem Scharfsinn, an politischer Einsicht fehlt es ihm ebenso wie an historisch=philologischer Kritik. 4) **Discours chronologiques contenant l'intention, l'ordre et les maximes des parfaites chronologies pour les discerner des mauvaises. (Paris. 1636. 4.)** 5) **Observationum libri III. (Paris. 1642. 4.)** 6) **Diatribe de jure principum edictis ecclesiae quaesito nec armis vindicato. (Amstelod. 1649.)** Außerdem stehen die **Eclogae chronologicae de anno et periodo veterum Romanorum** in dem Thesaurus von Grävius (8. Theil) und die **de anno Attico** bei Gronov (9. Theil) wiederholt 6), ein **commentarius in canonem paschalem** in der Ausgabe des Hippolytus von Fabricius (Hamburg 1718). Ein Commentar zum Josephus soll zu Oxford sich finden in der Bodley'schen Bibliothek.

Petit war kein ausgezeichneter Kopf, aber ein sehr gelehrter Mann, dessen Kenntnisse sich nicht auf das classische Alterthum beschränkten, sondern auch die orientalische Literatur umfaßten. In Zusammenstellung der verschiedenen Nachrichten über chronologische Verhältnisse, über Cultus, Sitten und Gebräuche bewährt sich sein Fleiß, aber scharfsinnige Combination fehlt. Das sieht man noch mehr da, wo er sich als Kritiker versucht, was übrigens nicht grade häufig geschieht. Saumaise griff ihn oft an, aber leider zu heftig und leidenschaftlich. Selbst die Darstellung ist nur mittelmäßig.

Sein Leben schrieb sein Schwiegersohn Peter Formi zu Grenoble 1673 in lateinischer Sprache; mir ist es nicht zu Gesicht gekommen. Ein Verzeichniß seiner Bibliothek ist 1645 zu Paris in Quart gedruckt. (*Eckstein.*)

12) **Traugott Wilhelm le P.**, geboren zu Eisleben am 24. Juli 1748, verdankte den dortigen Lehranstalten seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1765 bezog er, dem Studium der Rechte sich widmend, die Universität Leipzig. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er 1772 kursächsischer Hofadvocat und späterhin Stadtschreiber in seiner Vaterstadt Eisleben. Er starb dort am 24. Febr. 1800. Als ein Mann von gründlichen Kenntnissen in seinem Fache zeigte er sich in einigen kleinen Schriften und Abhandlungen: **De origine, fatis et progressu curiarum provincialium. (Lips. 1769 4.)** **Epistola, in qua asseritur, latrocinium inter gentes figmentum esse. (Ib. 1770. 4.)** **Diss. epistolica, qua continetur historia jurium comitum Imp. S. R. G. sub regibus Francorum stirpis Merovingicae. (Ib. 1770. 4.)** **De origine juris hereditarii comitum Imp. S. R. G. in comitatibus et inde pendente origine cognominum eorum, seu nominum gentilitiorum. (Ib. 1771. 4.)** u. a. m. Anonym gab Petit Gellert's freundschaftliche Briefe heraus. (Leipzig 1770.) *)

(***Heinrich Döring.***)

*) So ausdrücklich Nicaise; bei Rotermund steht 1685 und [e]ine leipziger Ausgabe von 1655, die er von Niceron hat. [Nich]t 1651 oder 1653, wie oft angegeben wird. Selbst der [Ab]druck vom Jahre 1642 in Quart scheint mir zweifelhaft.

6) Beide waren 1632 erschienen.

*) Vergl. Waiz gelehrtes Sachsen. S. 183. Weidlich's biographische Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 2. Th. S. 178. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 10. Bd. S. 335 u. fg.

PETITAIN (Louis Germain), geboren am 17. Februar 1765 zu Paris, studirte im College Mazarin und widmete sich der Jurisprudenz, verließ aber die Laufbahn eines Advocaten, die seiner Sinnesart nicht behagte, ward Commis in den Bureaux zur Inventur der Nationalgüter, dann Secretair bei Regnault de St. Jean d'Angely, später bei dem Präfect Corbigny, und ward dann zu Trier und in Westfalen im Verwaltungsfache angestellt. Er war Untersteuereinnehmer zu Paris, als er am 12. Sept. 1820 starb. Petitain hat mehre politische Broschüren geschrieben [1]), unter denen vorzüglich eine ihm Ehre macht. Sie führt den Titel: Un mot pour deux individus auxquels personne ne pense et auxquels il faut penser une fois. (Paris an III.) Obgleich diese Schrift nach dem Sturz Robespierre's erschien, hatte Petitain doch den Muth und die hochherzige Gesinnung, seine Stimme zu Gunsten der Kinder Ludwig's XVI. zu erheben, die damals in dem Tempel verhaftet waren. Im J. 1814, zur Zeit der Restauration, sah man D. F. Moreau de Mersan [2]) den Ruhm reclamiren, der erste gewesen zu sein, der für die berühmten Waisen gesprochen [3]). Eine Note im Moniteur [4]) erinnerte, daß es Laisné de Villevêque gewesen sei, der am 18. Juni 1795 in die Nouvelles politiques, nationales et étrangères einen Artikel zu Gunsten der Madame Marie Therese Charlotte de Bourbon einrückte; und dieser Letztere vindicirte wieder das Verdienst, daß er den ersten Schrei für die Gefangenen des Tempels habe hören lassen. Mersan hatte nichts zu antworten und schwieg. Allein Petitain's Schrift war früher erschienen, als die von Laisné de Villevêque, die erst zehn Tage nach dem Tode Ludwig's XVII. ans Licht trat. Petitain, der nur aus Mitleid und Menschlichkeit im J. 1795 geschwiegen, verlangte im J. 1814 keinen Lohn. Außer einigen Artikeln in der Decade, in dem Journal de Paris und in den von Röderer herausgegebenen Mémoires d'économie publique, de morale et de politique, hat man von ihm ein Lustspiel in 1 Act: Les Français à Cythère. Es ist in Prosa geschrieben, mit Gesängen vermischt und erschien 1798 zu Paris im Druck, erlebte jedoch keine Vorstellung auf der Bühne. Petitain schrieb außerdem: Question proposée par l'Institut national: L'émulation est-elle un bon moyen d'éducation? (Paris 1801. Quelques Contes, par *G. P.*, eilf Erzählungen enthaltend. Annuaire du Département de Loir et Cher, pour l'an 1806. 12. Supplément à la première partie de l'Annuaire de 1806. 12. Späterhin gab Petitain auch die Annuaires de 1807. 1808, 1810—1812 heraus. Die von ihm besorgte Ausgabe der Oeuvres de J. J. Rousseau. (Paris 1810—1820.) 22 Voll. läßt jedoch viel zu wünschen übrig, und ist selbst unvollständig. Sie liefert einen Beweis, daß es ihm an Geschmack und Kritik fehlte. Das Supplément zu den Confessions ist verdienstlos. Vorzüglich aber zeigt der Mangel an chronologischer Ordnung in dem Briefwechsel Rousseau's, daß Petitain eine Arbeit unternommen, der er durchaus nicht gewachsen war. Unbefriedigend ist auch die beigefügte Table générale analytique des matières contenues dans les Oeuvres de J. J. Rousseau. Was die im 22. Bande enthaltenen Schriften und Fragmente betrifft, die sich auf Rousseau und seine Werke beziehen, so wäre eine sorgfältige Auswahl ebenfalls wünschenswerth gewesen [5]). (*Heinrich Döring.*)

PETIT-À LA MAIN *) oder Main-Fleurie, eine französische Papiersorte im Bogen von 13⅔ Zoll Breite, 10⅓ Zoll Höhe, wovon das Rieß acht Pfund wiegt. (*Karmarsch.*)

PETITARUS, ein Fluß in Akarnanien, in der Nähe der Stadt Stratos. Perseus von Makedonien schlug fünf Mill. Pass. von genannter Stadt sein Lager auf, nachdem er mit seinem Heere über den Petitaros marschirt war (*Liv.* XLIII, 23). (*Krause.*)

Den Namen Petitarus führte bei den Alten ein Fluß, welcher jetzt Fluß von Chaliki genannt wird. Er entsteht durch die Vereinigung des Thoas, welcher am Fuße des zum Pindus gehörigen Bababerges entspringt und deshalb auch Babafluß genannt wird und des Thestius (jetzt Veternico), und bildet mit diesen den Hauptquellfluß des Achelous (Aspropotamos). Die erwähnte Vereinigung erfolgt bei einem von drei Kalogern bewohnten Kloster der heil. Jungfrau (Panagia). Der Petitarus ist hier schon tief und reißend. Eine, bereits von den Römern erbaute, Brücke von vier Bogen führt über denselben. Sie wird die Brücke von Panagia oder die Ogeuellibrücke genannt †). (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT BLANC, ältere französische Silbermünze, welche um das Jahr 1340 unter Philipp von Valois aufkam und Anfangs aus sehr feinem Silber geprägt wurde, sodaß sie den Namen Blanc mit der That führte, auch Veranlassung zu den sogenannten Weißgroschen gab. Dieser Feingehalt nahm jedoch immer mehr ab, sodaß er endlich bis zum Billon herabsank. Die Petits-Blancs, sogenannt im Gegensatze des Grand-Blanc, traten mit diesem an die Stelle des Gros Tournois, galten 5—6 Deniers (der Grand-Blanc 10—12 Deniers) und trugen ein sehr verschiedenes Gepräge. Nach diesem hat man Blancs à la Couronne, à l'étoile, à la fleur de Lis ꝛc. Vergl. den Art. Petit Tournois und *Le Blanc*, Traité historique de Monn. de France. p. 13. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-BOURG. 1) Ein sehr schönes Lustschloß, in welchem sich Ludwig XIV. während seiner letzten Lebensjahre, so oft er nach Fontainebleau reiste, sowie auch der Regent oft aufzuhalten pflegten. Es liegt auf dem linken Seineufer, eine Lieue nordwestlich von Corbeil. 2) P.-B. des Herbiers, Gemeindedorf im französischen Vendéedepartement (Poitou), Canton Herbiers, Bezirksstadt

---

1) s. das Verzeichniß derselben in der Bibliographie de la France 1820. p. 617—620. 2) Er starb am 20. Jan. 1818. 3) s. Poëmes élégiaques de Treneuil. (Paris 1817.) p. 224. 4) Vom 17. Febr. 1818.

5) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 501 sq.

*) Die Composita von Petit, welche man hier nicht findet, suche man unter dem zweiten Worte der Zusammensetzung.

†) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. Tom. II. p. 192—207.

Bourbon Vendée, ist eilf Lieues von dieser entfernt und hat eine Succursalkirche und 910 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-BURGUNDER (Petit-Bourgogne), ein gemeinschaftlicher Name der leichtern Sorten burgunder Weine, namentlich Tavel, Lirac und Roquemaure. (*Karmarsch.*)

PETIT-CAVALIER, eine französische Papiersorte, deren Bogen 17½ Zoll breit und 15⅝ Zoll hoch sind. (*Karmarsch.*)

PETIT-CODIAK, Fluß im britisch-nordamerikanischen Neubraunschweig, welcher sich in den Chegnectokanal, einen Arm der Fundybai (s. d. Art.), ergießt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petit-cornet, s. Petit-Raisin.

PETIT-DIDIER (Matthieu), geboren am 18. Dec. 1659 zu St. Nicolas in Lothringen, studirte in dem Jesuitencollegium zu Nancy, und trat hierauf 1675 in der Abtei St. Michel in die Congregation der Benedictiner von St. Vannes und St. Hydulphe. Von dem Generalcapitel ward ihm dort 1682 der Unterricht der jungen Geistlichen in der Philosophie und Theologie übertragen. Sein Geschmack und seine Kenntnisse empfahlen ihn als Lehrer. Die heilige Schrift und die hebräischen Alterthümer waren Hauptgegenstände seiner Studien. Auch in der Kritik übte er sich, angeregt durch die theologische Polemik seiner Zeit; 1699 ward er zum Abt zu Bonzenville gewählt, erhielt jedoch diese Würde nicht, da der Herzog von Lothringen sie seinem Bruder Franz ertheilte. Nicht ohne Widerspruch des Capitels ward er 1715 Abt zu Senones. Er reiste 1725 nach Rom, wo Benedict XIII. ihn zum Bischof von Macon ernannte, und ihm die Priesterweihe ertheilte. Während dieser Ceremonie sagte er ihm viel Schmeichelhaftes über seine Schriften, in denen er der Infallibilität des römischen Stuhls das Wort geredet. Petit-Didier überlebte diese Auszeichnung nicht lange. Er starb plötzlich in seiner Abtei zu Senones am 4. Juni 1728.

Seine Remarques sur les premiers tomes de la bibliothèque ecclésiastique de Dupin, drei Bände, in den Jahren 1691—1696 gedruckt, waren die Frucht einer Beurtheilung jener Bibliothek, die er gemeinschaftlich mit mehren Benedictinermönchen unternommen, die unter seiner Leitung eine Art von Akademie gebildet hatten. Die von ihm herausgegebene Apologie des Lettres provinciales contre les entretiens de Cléandre et Eudoxe, besteht aus 17 Briefen an den Pater Daniel, in den Jahren 1697 und 1698 gedruckt. Der letzte dieser Briefe ist nicht von Petit-Didier geschrieben und weit älter. Er leugnete überhaupt späterhin, in den Documentis sanae et orthodoxae doctrinae, jene Autorschaft ab. Petit-Didier schrieb ferner: Défense de la préséance des Bénédictins sur les Chanoines réguliers (1698). Dissertations critiques, historiques et chronologiques sur l'Ancien Testament. (Toul. 1700. 4.); eine theologische Abhandlung zu Gunsten der Infallibilität des Papstes. (Luxemburg 1724.) [1]) Dissertation historique et théologique sur le sentiment du Concile de Constance touchant l'autorité de l'infaillibilité des papes. (Luxembourg 1725. 12.) [2]) Lettres à Dom Guillemin, en faveur de la bulle Unigenitus et des instructions pastorales du Cardinal de Bissy; Justification de la morale de la discipline de l'église de Rome et de toute l'Italie contre le Parallèle de la morale des Payens et de celles des Jésuites. (1727. 12.) Beigelegt wird Petit-Didier ein Traité historique et dogmatique des privilèges et exemptions ecclésiastiques. (1699. 4.) Er ist noch Verfasser von Mémoires sur quelques contestations particulières. Handschriftlich hinterließ er einen Traité de controverse, mehre Abhandlungen über das neue Testament, Bemerkungen über Lebrun's Werk von der Liturgie und mehre Auszüge aus Augustin und andern Kirchenvätern [3]). (*Heinrich Döring.*)

PETIT-ÉCUS, Écus-Blanc, Louis-Blanc, werden die von Guldengröße seienden halben Laubthaler Frankreichs genannt, deren 16 Stück auf die rauhe Mark gingen. Der Avers dieser Münzen hatte als Umschrift: LVDOV.icus D.ei G.ratia FR.anciae ET. NAV.arrae REX., sowie das Brustbild des Königs. Auf dem Reverse befand sich die Umschrift: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM mit der Jahrzahl, dann ein ovales, mit Lorbeerzweigen umkränztes Wappenschild, in welchem sich die französischen Lilien befanden. Als Randschrift war auf den Stücken zu lesen: SALVVM FAC REGEM DOMINE. (*K. Päßler.*)

PETITE-FLEUR-DE-LIS, eine französische Papiersorte, deren Format 24 Zoll breit, 19 Zoll hoch ist, und wovon das Rieß 36 — 38 Pfund wiegt (ungefähr unserm Klein- oder Mittelregal Schreibpapier entsprechend). (*Karmarsch.*)

PETITE-PENCE, Bai auf der Südküste von Labrador mit der Mündung des gleichnamigen Flusses. (*G. M. S. Fischer.*)

PETITE-PIERRE, LA, teutsch Lützelstein, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement des Niederrheins (Alsace, Elsaß), Bezirksstadt Saverne (Zabern), liegt vier Lieues von dieser entfernt, am Fuße des altenburger Berges, auf welchem das feste, von Veteranen besetzte, Bergschloß Lützelstein steht, in welchem ein Commandant, ein Artillerieofficier und ein Geniegarde angestellt sind. Es ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, sowie eines Lutherischen Consistoriums, zu welchem neun Pfarrkirchen mit ihren Filialen gehören, und hat eine lutherische und eine katholische Pfarrkirche, in deren ersterer mehre Grafen von Lützelstein und Veldenz begraben liegen, und mit Imstall, einem Meierhofe von sechs Häu-

1) Das Werk ward angegriffen in einem Briefe des Abbé Debonnaire, vom 18. März 1724, le faux Prosélyte betitelt; ferner in einer Abhandlung des Pater de Genne², und am Schlusse von Lenfant's Geschichte des Conciliums zu Constanz. 2) Bald nachher erschien eine andere Abhandlung, in welcher untersucht wird, ob man nicht durch das Aufrechthalten der Infallibilität des Papstes die Freiheiten der gallicanischen Kirche vernichte. 3) s. Biogr. univers. XXXIII. p. 503 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 3. Th. 1429 fg.

fern, welcher auf der Stelle des ehemaligen gleichnamigen Schlosses steht, und Rothbach und dem Schlosse nach Aufschlager 852 Lutherische und 380 katholische Einwohner, welche Fabriken für Mützen und Strümpfe, Leinwand und Kleinschmiedearbeiten unterhalten. Lützelstein war ehemals eine Grafschaft; Graf Heinrich v. Lützelstein war 1392 in eine Fehde mit dem Bischof von Strasburg verwickelt und die Pfalzgrafen v. Lützelstein waren Reichsunmittelbar. — Der Canton Petite-Pierre, welcher mitten im Wasgau und nordwestlich vom Canton Buchsweiler liegt, bergig und mit malerischen, wildreichen Waldungen bedeckt ist, ein leichtes, sandiges, steiniges Erdreich hat, in welchem $^{7}/_{10}$ auf das Ackerland, $^{1}/_{10}$ auf Wiesen und $^{2}/_{10}$ auf Waldungen kommen, und dessen Einwohner wenig Wein, mehr Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Heu, Erbsen, Bohnen und Obst bauen, Kirschwasser und Kartoffelbranntwein brauen und bei wenig Pferden sich auf Rindvieh- und Schweinezucht legen, und den die Eichel, Moder und Zinsel mit 15 Deichen bewässern, hat in 22 Gemeinden nach Aufschlager 13,082, nach Barbichon aber 14,043 Einwohner. (Nach Aufschlager und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETITE-RIVIÈRE. 1) Stadt auf Hayti (Hispaniola, St. Domingo), liegt 15 englische Meilen ost-nordöstl. von St. Marco; 2) Stadt in Canada, liegt 65 englische Meilen von Quebec entfernt, am St. Lorenzstrome. (*G. M. S. Fischer.*)

PETITE-TERRE, unbewohntes, $^{1}/_{2}$ Meile langes, $^{1}/_{4}$ Meile breites, flaches, sandiges, waldiges Eiland, welches nach Alcedo aus drei Inseln besteht und in seiner Mitte einen fischreichen Frischwassersee hat. Das Eiland liegt unter 16° 12′ nördl. Br. und 316° 31′ östl. L. bei der westindischen Insel Guadeloupe. (*G. M. S. Fischer.*)

PETITE-TROU, Stadt auf Hayti, 19 englische Meilen östlich von Jeremie. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT GRAIN. 1) Eine Art starken Taffetes (Gros-de-Tours); 2) kleine unreife Pomeranzen, die eingemacht in den Handel kommen. (*Karmarsch.*)

PETITIA. So nannte Jacquin nach dem berühmten französischen Chirurgen Franz Petit, in dessen (1710 zu Paris gedruckten) Briefen auch einige botanische Bemerkungen vorkommen, eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Lantaneen der natürlichen Familie der Verbeneen. Char. Der Kelch vierzähnig; die Corolle trichterförmig, mit vierspaltigem Saume; hervorstehende Staubfäden; ein einfacher Griffel mit knopfförmiger Narbe; die Steinfrucht mit einem zweifächerigen Kerne. Es sind zwei Arten bekannt: 1) P. domingensis *Jacqu.* (Stirp. amer. p. 14. t. 192. fig. 6), ein Strauch mit gegenüberstehenden, eiförmig-ablangen, langzugespitzten, unten weißgraufilzigen Blättern und kleinen weißen Blumen, in den Wäldern von Hayti. 2) P. quindiensis *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. 2. p. 248, P. tenuifolia *Willdenow* herb., *Schultes* mant. 3. p. 50) mit umgekehrt ei-lanzettförmigen, unten unbehaarten Blättern, auf dem Berge Quindiu in Columbien. Petitia *Necker* ist von Hibiscus nicht wesentlich verschieden und Petitia *Gay* hat Meisner Xatardia genannt. (*A. Sprengel.*)

PETIT-JÉSUS, die kleinste Papiergattung in den französischen Fabriken. Die Bogen sind $13^{1}/_{4}$ Zoll breit, $9^{1}/_{2}$ Zoll hoch, und das Rieß hat ein Gewicht von sechs bis sieben Pfund. In den teutschen Papierfabriken kommt eine entsprechende Gattung unter dem Namen Herren-Post oder Cavalier-Post vor. (*Karmarsch.*)

PETITINGA, stark emporragendes Vorgebirge in der brasilischen Provinz Rio grande do Norte. Es bildet, unter 5° 5′ südl. Br. liegend, fast den Ostpunkt Südamerika's und wird gewöhnlich das Vorgebirge St. Rochus oder Cabo de S. Roque genannt. (*Fischer.*)

PETITION (Englisches Staatsrecht). Man bezeichnet mit diesem von dem lateinischen Worte petitio abgeleiteten und ihm Hinsichts der Bedeutung so ziemlich entsprechenden Worte eine förmliche Bittschrift, welche ein oder mehre Engländer in irgend einer eigenen oder fremden Angelegenheit an das Staatsoberhaupt, die Parlamenter, Behörden, Corporationen oder hochgestellte Civil- und Militairpersonen richten, um sich deren Gnade, Schutz, Beistand 2c. zu verschaffen und zu sichern. Die meisten dieser Petitionen, an welchen oft Hunderte, Tausende, ja Hunderttausende und Millionen Theil nehmen und ihnen durch ihre Unterschriften zuweilen einen solchen Umfang geben, daß Lastträger, ja selbst Wagen erforderlich werden, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, bezogen und beziehen sich noch größtentheils auf Angelegenheiten des Staats, der Kirche und des Lebensbedarfes (vergl. d. Art. Korngesetze), doch finden sich auch viele Beispiele von Petitionen, welche eingereicht wurden, um beliebten Verbrechern (Dodd, Fauntleroy) das Leben zu erhalten. Ist es nun gleich gesetzlich verboten, eine an den König gerichtete Petition zu unterschreiben, welche den Zweck hat, diesen durch Bedrohung mit der Unzufriedenheit seines Volkes oder wenigstens eines großen Theils desselben von irgend einer zu treffenden Maßregel oder vorzunehmenden Veränderung im Staats- und Kirchenwesen abzuschrecken und steht gleich Geld- und Gefängnißstrafe auf der Übertretung dieses Verbots, so hat doch keiner der Könige Englands je den Versuch gemacht, seiner Nation das Petitionsrecht zu entziehen, da diese in dasselbe einen Theil ihrer Vorrechte, sowie der ihr heiligen Freiheit setzt. Selbst in den Statuten Karl's II. aus dem 13. Jahre seiner Regierung, in welchen a) festgesetzt wird, daß keine bei dem Könige oder den beiden Häusern einzureichende Petition Hinsichts des Staats und der Kirche von mehr als 20 Personen unterzeichnet werden solle, wenn nicht der Inhalt derselben auf dem Lande von drei Friedensrichtern oder dem größeren Theile der Grandjury, in London aber von dem Lordmayor, den Aldermen und dem Gemeinderathe gebilligt worden wäre, b) daß nie mehr als zehn Personen die Petition zu gleicher Zeit überreichen sollten, wobei auf die Übertretung der einen wie der andern Verordnung eine Gefängnißstrafe von drei Monaten und eine Geldbuße gesetzt wurde, welche jedoch nicht 100 Pfund übersteigen durfte, finden wir das Petitionsrecht für ein unveräußerliches Besitz-

thum des englischen Volkes erklärt und bestimmt, daß Niemand wegen der Ausübung desselben verfolgt oder bestraft werden dürfe. Als besondere Arten der Petition bemerken wir: 1) die Petition of Appeal, womit man ein von irgend einer Person, welche sich durch einen Spruch des Kanzeleihofes beeinträchtigt glaubt, an das Oberhaus, als den höchsten Gerichtshof, gerichtetes Appellationsgesuch bezeichnet. Diese Gerichtsbarkeit des Oberhauses soll ihren Anfang im 18. Regierungsjahre Jacob's I. genommen haben und die erste Petition of Appeal, welche sich in den Parlamentsacten findet, wurde allerdings in diesem Jahre eingereicht, eine andere, über welche wirklich entschieden ward, ist einige Monate jünger; beide waren gegen den Lord Bacon gerichtet, der sich Bestechlichkeit und andere Unbilden sollte haben zu Schulden kommen lassen. Unter Karl II. kam es über dieses Recht der Lords zu heftigen Streitigkeiten mit dem Unterhause; sie sind jedoch längst beigelegt; 2) die Petition of Bankruptcy, worunter man eine von einem Gläubiger bei dem Lord Chancellor zu dem Betrage von 100, von zweien zu dem Betrage von 150, von dreien oder mehren zu dem Betrage von 200 Pfund eingereichte Petition versteht. Der Lord Chancellor gibt darauf gewissen Personen den Auftrag, die Sache zu untersuchen, und diese führen dann den Namen Commissioners of Bankrupts; 3) die Petition of Right (s. d. folg. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PETITION OF RIGHT (vergl. Art. England S. 320). Unter der vorzugsweise sogenannten Petition of right versteht man diejenige Bitte um Recht, welche das Unterhaus unter der Regierung Karl's I. im J. 1628 vom 28. April bis 2. Juni debattirte, und welche, nachdem sie auch von dem Hause der Lords angenommen und von dem Könige bestätigt worden war, als ein die Verfassung Englands ergänzendes Statut betrachtet wurde, weil sie in einigen der wichtigsten Punkte die anerkannten Grenzen der königlichen Prärogative und die unbestreitbaren Rechte des Volks festsetzte.

Das dritte Parlament unter der Regierung Karl's I. erwarb sich das Verdienst, diese Petition zu beschließen, zu welcher es sich durch das zweideutige und willkürliche Verfahren der Krone veranlaßt sah. Beide Häuser standen dabei durchaus auf dem Gebiete des Rechts. Sie wollten das Volk gegen die Anmaßungen des Königs schützen, indem sie diesen nöthigten, ein Verfahren aufzugeben, welches zu deutlich seine Absicht erkennen ließ, sich immer mehr von den Schranken der Verfassung frei zu machen. Insbesondere glaubten sie eine Bestätigung dieser Absicht in der Rede zu finden, womit Karl I. grade damals die Sitzungen des Parlaments eröffnet hatte. Denn er erklärte darin, daß wenn sich dies nicht willig zeigte, die Summen zu bewilligen, welche der Staat nothwendig bedürfte, er zu den Mitteln seine Zuflucht nehmen würde, welche Gott in seine Hand gegeben hätte. Die Petition beginnt mit Aufzählung der alten und wesentlichen Grundgesetze des Königreichs, von dem großen Freiheitsbriefe an, durch welche festgesetzt worden war, daß keine Auflage (Tallage), keine Geldhilfe (Aid) und keine Last anderer Art durch den König, ohne Bewilligung des Parlaments, sollte erhoben werden können; daß kein Geld durch Anleihen oder in der Form von freiwilligen Beiträgen von den Unterthanen erpreßt werden sollte, und daß Niemand, ohne in gehöriger Weise zur Verantwortung gezogen worden zu sein, weder gefänglich eingezogen, noch seiner Freiheit beraubt oder anderweitig an seiner Person oder an seinem Eigenthume verletzt werden dürfte, es geschehe denn nach dem Urtheile seiner Standesgenossen und nach den Gesetzen des Landes. Dann führt sie die vielen schreienden Verletzungen dieser Privilegien von Seiten der Krone an, welche die Unterthanen zu Anleihen und Contributionen gezwungen, sie ohne Anführung von Gründen verhaftet und ohne rechtliches Verfahren festgehalten, sie gegen die Gesetze und Gewohnheiten des Landes mit Militaireinquartirung belegt und Commissionen niedergesetzt hätte, um in peinlichen Untersuchungen das summarische Verfahren der Kriegsgesetze in Anwendung zu bringen. Endlich aber schließt sie damit, daß sie den König demüthigst ersucht, in Zukunft alle vorher angeführte Misbräuche abzustellen und zu verhindern, d. h. sie verlangt, daß hinfüro Niemand gezwungen werden solle, ein Geschenk oder Darlehen, eine Benevolence oder andere Abgabe ohne Bewilligung des Parlaments zu geben; daß Niemand willkürlich und ohne Angabe der Ursache solle verhaftet und vor Gericht gestellt werden dürfen; daß man Niemand mit Einquartirung von Soldaten oder Matrosen belästigen solle, und endlich, daß die kriegsrechtlichen Commissionen für immer sollen aufgehoben werden. (s. Marten's Sammlung der wichtigsten Reichsgrundgesetze rc. 1. Th. S. 190.) Karl I. hatte alles Mögliche versucht, die Petition zu hintertreiben, und insbesondere das Oberhaus zu vermögen, sie nicht anzunehmen, und befahl, als er seine Absicht nicht zu erreichen vermochte, folgende Antwort (Journals 835) unter dieselbe zu setzen: „Der König will, daß den Gesetzen und dem Herkommen des Königreichs gemäß Recht geschehe, und daß die Statuten in Ausführung kommen, damit seine Unterthanen keinen Grund haben mögen, sich über irgend ein Unrecht oder eine Unterdrückung zu beklagen, die ihren wohlerworbenen Rechten und Freiheiten zuwider wäre, zu deren Aufrechthaltung er sich ebenso sehr für verbunden hält, als zu der seiner königlichen Prärogative." Mit dieser auf Schrauben gestellten Antwort war aber das Parlament keineswegs zufrieden; es erblickte darin eine Hinterlist, und begann von Neuem die lebhaftesten Debatten über die Mittel zur Rettung der Nation. Indessen würde der König nicht so bald nachgegeben haben, hätte er nicht für seinen Günstling Buckingham gefürchtet, den man allgemein als denjenigen bezeichnete, von welchem das öffentliche Unglück vornehmlich herrühre. Er ließ daher jene Antwort streichen und folgende unter die Petition setzen: „Es möge Recht geschehen, wie gewünscht werde." Das Parlament nahm diese Erklärung mit der lebhaftesten Dankbarkeit an, und der König würde sich sehr gerechte Vorwürfe erspart haben, wenn er dabei stehen geblieben wäre; aber als später schon eine große Anzahl von Exemplaren der Petition in der königlichen Druckerei für den Verkauf gedruckt worden war, ließ er die ganze

Auflage zurücknehmen und durch eine andere ersetzen, welche die zuerst von ihm gegebene Antwort enthielt.

Der Gegenstand, welchen wir so eben besprochen haben, bildet einen wichtigen Punkt in der englischen Geschichte, bei deren Darstellung in diesem encyklopädischen Werke es dem Verfasser mehr darauf anzukommen schien, den Zusammenhang der Ereignisse, welche England zu dem machten, als was es uns gegenwärtig entgegentritt, in gedrängter Kürze dem Leser vor die Seele zu führen, als bei den Einzelnheiten zu verweilen, und ihrer Charakteristik den gelehrten Apparat hinzuzufügen, dessen er dazu bedurfte. Ähnliche Gründe bestimmten ihn, bei der Abfassung der Statistik jenes Landes und insbesondere des Abschnitts, welcher sich mit der englischen Verfassung beschäftigt, die Literatur dieses Gegenstandes zu übergehen. Indessen ist doch dieselbe ungern vermißt worden. Er glaubt daher die erste passende Gelegenheit ergreifen zu müssen, um diesem Mangel abzuhelfen, und läßt nunmehr eine Übersicht der Schriften folgen, deren Studium vornehmlich dazu beitragen kann, Licht über die Verfassung Englands und ihre allmälige Ausbildung zu verbreiten.

Man wird diese Schriften in mehre Classen absondern können, und zu der ersten diejenigen rechnen, welche sich mit der Geschichte des Staats überhaupt beschäftigen, und uns zwar mit den Fortschritten der englischen Verfassung bekannt machen, aber diese doch, durch die verschiedensten Ereignisse und Verhältnisse anderer Art verdeckt, nicht mit voller Klarheit hervortreten lassen. Ihnen gebührt daher auch nur eine untergeordnete Bedeutung, und ihre allgemeine Erwähnung kann als genügend betrachtet werden. Von ihnen nennen wir mit Übergehung derjenigen, welche nur einzelne Abschnitte der englischen Geschichte behandeln, die Werke von Rapin de Thoyras, von David Hume, von Robert Henry und von Lingard, von welchen die beiden ersten der angelsächsischen Periode weniger Fleiß und Sorgfalt zugewandt haben und der letzte beschuldigt wird, die Katholiken bisweilen auf Kosten der Wahrheit begünstigt zu haben. Ein sehr gediegenes Werk verspricht die Geschichte Englands von Lappenberg zu werden, wovon aber nur erst zwei Bände erschienen sind, die nicht über das J. 1154 hinausgehen. Zur zweiten Classe rechnen wir die Schriften, welche die Geschichte der englischen Verfassung zum Gegenstande haben. An ihrer Spitze steht gewiß mit Recht John Millar, An historical view of the English government from the settlement of the Saxons in Britain to the revolution in 1688. (London 1786.) IV vol., und vierte Originalauflage 1817. Der vierte Band ist mehr politischen als geschichtlichen Inhalts und daher von Schmidt, in dessen Übersetzung des Werks (Jena 1819. 1820. 3 Bde.) weggelassen worden. Wie anerkennenswerth Millar's Forschungen aber auch sind, so genügen sie doch den Anfoderungen nicht, die wir in Teutschland an Unternehmungen dieser Art zu machen pflegen. Die Quellen könnten noch umfassender und gründlicher benutzt und mit noch größerem Scharfsinne behandelt worden sein. Indessen steht ihm doch an Gründlichkeit beiweitem nach Lord John Russel's History of the English government and constitution from the accession of Henry VII. (London 1824.) Es enthält noch die Regierung Georg's III. und ist als das Product eines bedeutenden Staatsmanns schon wegen seiner Urtheile über die Verfassung seines Vaterlandes sehr beachtenswerth. Im J. 1825 erschien davon eine teutsche Übersetzung zu Leipzig von Kritz. Tiefer in den Gegenstand eingehend ist das Werk von Henry Hallam: The constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II. (London 1827. II vol. 4.), wovon ein genauer Abdruck zu Paris 1827, 4 Bde., und zu Leipzig 1828 eine teutsche Übersetzung von Rüder in drei Bänden in Octav erschien, worin die Geschichte der englischen Verfassung von dem Übersetzer bis 1828 fortgeführt ist. Von den Zeiten vor Heinrich VII. handelt Hallam in seinem bekannten, von B. J. F. von Halem in zwei Bänden (Leipzig 1820) übersetzten, die Geschichte der Verfassungen im Mittelalter darstellenden Werke. Die Verfassungsangelegenheiten des britischen Reichs in der neuesten Zeit behandelt die kleine, aber lehrreiche Schrift: England in der Reform. (Berlin 1835.) Zur dritten Classe zählen wir die Werke, welche eine Sammlung der Gesetze enthalten, worauf sich die englische Verfassung stützt. Es gibt ihrer zwar mehre, wie die von Martens (Göttingen 1794) erschienene, worin neben den englischen auch die schwedischen und dänischen Reichsgrundgesetze enthalten sind, aber sie sind überflüssig geworden durch The statutes of the Realm, printed by command of K. George III. from original records and authentic Manuscripts. (London IX vol. fol.) Mehr blos die rechtliche Form der Parlamentsverhandlungen betreffend ist Edgar Taylor's the book of Rights, or constitutional acts and parliamentary proceedings. (London 1833.) Endlich stellen wir viertens noch einige Werke zusammen, welche eine Darstellung der englischen Verfassung enthalten. An ihrer Spitze verdient ohne Zweifel das von Blackstone zu stehen, dessen Wichtigkeit schon aus den 15 Auflagen abzunehmen ist, die es erlebte. Die beste hat Christian besorgt. Ihr Titel ist: Commentaries on the laws of England. (London 1809. 4 vol.) H. F. C. von Colditz lieferte davon eine teutsche Übersetzung im Auszuge, und fügte die neuern Gesetze und die Entscheidungen von John Gifford hinzu. (Schleswig 1822. 2 Bände.) Inzwischen ist, wenn wir lediglich die Verfassung herausheben, wol kein Werk soviel gelesen worden, als das von De Lolme, eines Genfers, der es zuerst 1771 in französischer und 1775 in englischer Sprache verfaßte. Es erlebte eine Menge von Auflagen, von welchen die 1816 erschienene den Titel führt: The Constitution of England; or an account of the english Government, in whitch it is compared both with the republican form of government and the other monarchies in Europe. (London.) Hiernach ist die teutsche Übersetzung gemacht, welche Dahlmann mit einer Vorrede begleitet hat. (Altona 1819.) De Lolme beging aber den großen Fehler, daß er das, was ein Product von Jahrhunderten war, so hinstellt, als sei es als ein Ganzes, nach einem bestimmten Plane, hervorgebracht worden. An sein Werk

schließt sich an: Die Staatsverfassung Großbritanniens von Schmalz. (Halle 1806.) George Custance's Schrift: A concise view of the Constitution of England, III. ed. improved and enlarged. (London 1808. 1 vol.) enthält nicht nur eine kurze Darstellung der englischen Verfassung, sondern auch die Geschichte ihrer Ausbildung, und bespricht zugleich die Gesetze, das Gerichtswesen und mehre andere wichtige Verhältnisse des öffentlichen Lebens, und alles dies nimmt einen so geringen Raum ein, daß man von Vorn herein nichts Gründliches erwarten wird. Eine teutsche Übersetzung dieser Schrift ist Braunschweig 1827 erschienen. Mit vielem Geiste verbreiten sich die Lettres sur l'Angleterre (Parre 1825), deren Verfasser der Baron Staël-Holstein ist, über die Hauptpunkte der englischen Verfassung. Sie durften daher auch hier nicht übergangen werden. Scheidler hat sie ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: Über die Verfassung, Verwaltung und den Gemeingeist Englands. (Jena 1825.) Mit ihnen verwandt sind die Reisen des Fürsten Pückler-Muskau und Friedrich's von Raumer, welche schätzenswerthe Beiträge über den vorliegenden Gegenstand enthalten. Schließlich gedenken wir auch noch des ausführlichen Artikels: Englische Staatsverfassung, welcher sich in dem Staatslexikon von C. von Rotteck und C. Welcker befindet. (*Eiselen.*)

PETITIO PRINCIPII nennt die Logik einen nicht selten vorkommenden Fehler im Schließen, nach welchem man einen zu beweisenden Satz durch einen selbst noch zu beweisenden Satz beweisen will. Die Petitio principii findet sowol im Ober- als im Untersatze statt, fällt häufig mit der sogenannten Demonstratio in circulo zusammen und der Irrthum bei ihr ist oft nicht leicht aufzufinden. Beispiele sind leicht zu bilden. Eins der bekanntesten ist der aus der Inspiration hergenommene Beweis für das Dasein Gottes, sowie der Beweis, welchen die Kirchenväter für die Ewigkeit Christi daher nahmen, daß Gott der Vater von Ewigkeit genannt werde, da sich ein Vater nicht ohne Sohn denken lasse. Man vergl. d. Art. Schluss und Trugschluss. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-MAITRE. Die wörtliche Übersetzung gibt „kleiner Herr" oder „kleiner Meister," weshalb die teutschen Puristen für Petit-maitre das Wort Kleinmeister und für das Wesen eines solchen das Wort Kleinmeisterei schufen. Es wird aber das Wort Petit-maitre bei den Franzosen mehr in einem lobenden, bei den Teutschen mehr im tadelnden Sinne gebraucht. In einem französischen Vocabulaire heißt es: Petit-maître, jeune homme avantageux, décisif, qui a des manières libres, d. i. ein junger Mann von vortheilhafter Bildung, entschiedenem Charakter (absprechend) und freien Sitten. In Teutschland dagegen bezeichnet man mit dem Worte Petit-maitre mehr einen Stutzer, Gecken ꝛc., kurz einen Menschen, welcher, ohne die Mittel dazu zu besitzen, gern den Herrn oder großen Mann im Kleinen spielen möchte. Er trägt das Haar wie Titus, den Bart à la Henri quatre, die Hände hält er wie Napoleon auf den Rücken, die Prise nimmt er wie Friedrich der Große, Brille, Operngucker und Lorgnette spielen bei ihm eine ebenso große Rolle wie Ringe und Uhrketten; überall sucht er sich durch sein Äußeres bemerklich zu machen; überdies weiß und kann er Alles, hat alles gehört, gesehen und gelesen, und während man über seine Albernheit lacht, glaubt er, man lache über seinen Witz. Man findet Petits-maitres unter allen Classen und in allen Altersstufen; nicht zu verwechseln sind sie mit den sogenannten Elegants, welche sich stets möglichst fein und à la mode kleiden und zwar grade, weil dies die Mode der feineren, gebildeteren Welt erfodert. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-MORAIN, le, Fluß, welcher bei dem Dorfe Ecury im franz. Marnedepartement aus einem Etang entspringt, bei S. Prix, Montmirail und St. Ouen vorbeigeht und sich im Seine- und Marnedepartement nach einem Laufe von 15 Lieues unterhalb la Ferté sous Jouarre in die Marne ergießt. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-NOIR und Saulcois, Gemeindedorf im franz. Juradepartement (Franche Comté), Canton Chemin, Bezirksstadt Dôle, liegt 5¼ Lieues von dieser entfernt auf einer von dem Doubs gebildeten Insel und hat 122 Feuerstellen und 1104 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-NOM-DE-JÉSUS, eine französische Papiersorte, 15 Zoll breit, 11 Zoll hoch, das Rieß acht Pfund schwer (etwa dem Klein-Postpapier der teutschen Fabriken vergleichbar). (*Karmarsch.*)

PETITORIUM (Petitorische Klage, petitorischer Proceß), diejenige Klage, derjenige Proceß, welche zu ihrem Gegenstand ein Recht selbst haben, während bei dem ihnen gegenüberstehenden Possessorium der Gegenstand nur der Besitz ist [1]). Die ganze Lehre hat dadurch früher an Verwirrung gelitten, daß man nicht diesen erwähnten Gegenstand, sondern die Verfahrungsart als Eintheilungsgrund ansah [2]). Der Ausdruck Petitorium wird übrigens nur im Gegensatze vom Possessorium gebraucht, und weil das Petitorium die Regel ausmacht [3]), so wird im gewöhnlichen Sprachgebrauche, wenn man von einer petitorischen Klage, einem petitorischen Processe nicht in jenem Gegensatze spricht, die Bezeichnung des petitorischen, als sich von selbst verstehend, weggelassen. Bei den Römern standen Petitorium und Possessorium nicht so bestimmt einander gegenüber. Erst durch die Glosse und das kanonische Recht hat sich dies so gebildet. Das römische Recht hatte zur Schützung des schon wirklich vorhandenen Besitzes die actiones momentariae possessionis s. momenti, wodurch dem Kläger augenblicklich (in momento) geholfen wurde, und dies waren die Rechtsmittel zur Erhaltung eines noch bestehenden, aber angegriffenen und zur Wiedererlangung eines schon vorhanden gewesenen, aber widerrechtlich entzogenen Besitzes — interdicta retinendae vel recuperandae

1) Knorr, Anleitung zum gerichtlichen Proceß. Einl. §. 3. *Hellfeld*, Jurisprudentia forensis. §. 1835. 1838. Glück, Pandektencommentar. 3. Th. §. 272. S. 595 fg. Danz, Grundsätze des ordentlichen Processes. §. 57. 2) Danz a. a. O. Note a. 3) Knorr a. a. O. §. 6.

possessionis. Nur diese rechnet man auch jetzt zum possessorium, während die Römer noch solche Klagen aus dem dinglichen Rechte selbst dabei aufführten, wodurch ein bis dahin noch nicht vorhandener provisorischer Besitzstand hergestellt wurde, die remedia adipiscendae possessionis. Bei diesen war also nicht der Umstand, ob der Kläger im Besitze gewesen, entscheidend, sondern das Recht selbst, wenigstens in gewissen Bedingungen, mußte vorhanden sein; ja man begriff darunter alle Rechtsmittel, wodurch man auf Erlangung einer Sache, nicht blos Behufs der Detention, klagte. Wir haben davon nur in ziemlich streitiger Anwendung das Edictum Salvianum und das Edictum quorum bonorum. Man begreift unter dem Petitorium die Eigenthums-, die Servituten- und in wiefern man nicht, wie gedacht, auf den bloßen provisorischen Besitz, sondern auf das definitive Recht klagt, die Pfand- und Erbschaftsklagen [4]). Häufig wurde bei den Römern das Wort Petitio in dem engen Begriff einer dinglichen Klage gebraucht, allein in einem weitern Sinne werden im römischen Rechte auch die *actiones praejudiciales* (s. d. Art.) und die aus einem persönlichen Rechte erwachsenen Klagen darunter begriffen [5]). So gehört hierher die Particular-Erbschaftsklage des Notherben (haereditatis petitio particularis), wenn ihm der Beklagte, der sich für den alleinigen Erben ausgibt, das Recht auf den Pflichttheil bestreitet, und die Erbtheilungsklage (actio familiae erciscundae), wenn wegen Theilung der Erbschaft oder wegen Berechnung des Pflichttheiles Streitigkeiten entstehen [6]). So hat aber auch der Emphyteuta possessorische und petitorische Rechtsmittel zu seinem Schutze, und zwar sind letztere die rei vindicatio utilis und die actio publiciana gegen den Erbzinsherrn selbst sowol, als gegen jeden Dritten, der ihm die emphyteusis ungerechter Weise vorenthält [7]). In der Servitutenlehre klagt der, eine Servitut auf des Andern Grundstück behauptende Grundstückseigenthümer actione confessoria directa oder bezüglich actione Publiciana der Nichteigenthümer in diesem Falle actione Publiciana, oder actione confessoria utili, der dem Andern eine Servitut verweigernde Eigenthümer des angeblich dienenden Gutes actione negatoria directa, oder im gleichen Falle ein anderer Inhaber eines dinglichen Rechtes, z. B. Superficiar, Pfandgläubiger ꝛc. actione negatoria utili — sämmtlich petitorische Klagen [8]).

Schon in den römischen Gesetzen [9]) wird der Gebrauch des Possessorium dem Petitorium vorgezogen („quia longe commodius est, ipsum possidere et adversarium ad onera petitoris compellere, quam alio possidente petere"), weil Ersteres einen leichtern Beweis und schnellern Gang, ein summarisches Verfahren hat [10]). Es werden auch in der Regel keine, einer weitern Ausführung bedürftige Einreden (exceptiones altioris indaginis) darin zugelassen [11]). Indessen waren die Grenzen der Besitzprocesse doch nicht klar genug vorgeschrieben, sodaß letztere oft sehr lange dauerten und die ermangelnde Sicherheit des Besitzstandes zu Thätlichkeiten führte. Daher bildete sich, bestätigt durch die Reichsgesetze, die Praxis, daß die Gerichte dem, der die letzten ruhigen Besitzhandlungen nachweisen konnte, den Besitz zuerkannten (possessorium summariissimum) und dem Unterliegenden nachließen, entweder im Petitorium sein Recht, oder im Possessorium dasjenige auszuführen, was im Besitzproceß (possessorium ordinarium) ihm den Sieg verschaffen konnte. Häufig werden aber auch jetzt, zu noch schleunigerer Erlangung eines geordneten Besitzstandes, im Possessorium oder Petitorium provisorische Besitzmaßregeln getroffen [12]). Daher gilt jetzt schon lange, gegen die Meinung Leyser's [13]), der sogar das Possessorium ordinarium, wiewol ohne Anführung einiger Gründe, dem Petitorium vorzieht, die Regel, daß die Anstellung des Petitorium der des Possessorium vorzuziehen ist, wenn man im Besitze sicherer Beweismittel für Ersteres sich befindet [14]). Eine andere Frage aber ist, ob nicht Beides mit einander cumulirt werden könne? Das römische Recht [15]) verneint diese Frage, das kanonische [16]) bejaht sie. Man geht, bei diesem Widerstreite der Gesetze, von dem Grundsatze der Pandekten [17]) aus: Nihil commune habet proprietas (petitorium) cum possessione, und folgert daraus, daß die Entscheidung des Possessorium keine Rechtskraft gegen das Petitorium erwirkt, daß der, welcher petitorisch geklagt hat, vor erfolgter Sachentscheidung auch noch possessorisch klagen kann, daß eine petitorische und possessorische Klagenhäufung nur dann als sich widersprechend anzusehen sei, wenn ein remedium retinendae possessionis mit dem Petitorium gehäuft würde [18]). Da aber es sehr wohl denkbar ist, daß der Kläger, obgleich Besitzer, doch eine auf seine Sache gerichtete petitorische Klage anstellt, um wegen des Rechtes in das Klare zu kommen, oder wenigstens im Besitze ge-

4) Fr. 2. §. 3. D. de interdictis sive extraordinariis act. (43, 1.) c. 3. C. de pignoribus et hypothecis. (8, 14.) Schweppe, Das römische Privatrecht. §. 223 a verb. mit §. 537 dann c. 358 und 858. 5) Fr. 178. §. 2. D. de verbor. signif. (50, 16.) Fr. 12. §. 1 et Fr. 35. D. d. acquir. v. amitt. poss. (41, 2.) Knorr a. a. O. §. 5, besonders Note b. Glück a. a. O. S. 596, besonders Note 43. 6 Fr. 10. §. 1. D. de haereditatis petit. (5, 3.) Fr. 2. pr. et §. 1. D. familiae erciscundae. (10, 2.) Glück a. a. O. 7. Th. §. 550. S. 141. 7) Fr. 1. §. 1. D. si ager vectigalis. (6, 3.) Glück a. a. O. 8. Th. § 603. S. 408. 8) Fr. 2. §. 1. D. si servitus vindicetur. (8, 5.) Fr. 11. §. 1. D. de Public. in rem act. (6, 2.) Fr. 18. D. d. pignoribus. (20, 1.) Fr. 16. D. de servitutibus. (8, 1.) Fr. 2. pr. D. si servitus vindicetur. (8, 5.) Glück a. a. O. 9. Th. § 646. 10. Th. §. 685. S. 227 fg.

9) Fr. 24. D. de rei vindicatione. (6, 1.) 10) Gensler's Commentar über Martin's Civilproceß-Lehrbuch von Morstadt. §. 247. 248. 2. Th. S. 97. 11) Schweppe a. a. O. §. 223 a. S. 43 fg. Glück a. a. O. 3. Th. §. 273. S. 596 fg. 12) Heerwart, Zur Lehre von der quasi possessio und den damit verbundenen provisorischen Rechtsmitteln, in der Linde-Marezoll-Schröter'schen Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 12. Bd. 2. Heft. Nr. VI. §. 10. S. 166 fg. 13) In meditat. ad π. Vol. VII. spec. 499. med. 6. 14) *Berger*, Oeconomia juris. Lib. IV. Tit. 30. th. V. Not. 12. 15) Fr. 14. §. 3. D. de except. rei judicatae. (44. 2.) 16) c. 3. et 6. X. de causa possessionis et proprietatis. (2, 12.) 17) Fr. 12. §. 1. D. d. adquir. v. amitt. possess. (41, 2.) Knorr a. a. O. §. 5. Note a. 18) *Berger* l. c. *Lauterbach*, Collegium theoretico-practicum. Lib. XLIII. Tit. 1. §. 25 et 26.

sichert zu werden; so gestattet man in der Praxis die Häufung aller petitorischen und possessorischen Klagen, in wiefern solche nicht besonders untersagt ist [19]). Geschieht eine solche Klagenhäufung, so ist über diejenige der beiden Klagen zuerst zu erkennen, deren Grund zuerst nachgewiesen ist [20]). Ist aber im Possessorium rechtskräftig erkannt, so braucht der, welcher in Possessorio obgesiegt hat, sich nicht eher in das Petitorium ziehen zu lassen, als bis er in Possessorio befriedigt ist, soweit nämlich die Foderungen daraus liquid gemacht sind [21]). Namentlich pflegen häufig in Besitzklagen die Gründe für den Besitz durch vom Rechte hergenommene Gründe unterstützt, oder, wie die Kunstsprache sagt, colorirt zu werden [22]). Wenn dies jedoch so geschieht, daß die Merita causae der Rechtsseite in dem Possessorium zu sehr herausgehoben werden, so kann der Kläger, zumal wenn die Beweise für das Possessorium nicht klar vorliegen, leicht veranlassen, daß er ganz in das Petitorium verwiesen, die Sache durch ein Interlocut in den petitorischen Weg geleitet wird [23]). Die im Possessorium verurtheilten Kläger und Beklagten können übrigens immer noch in das Petitorium übergehen, nicht aber umgekehrt die im Petitorium Verurtheilten, weil der Grundsatz gilt: Petitorium absorbet possessorium [24]), mit der Modification jedoch, daß die Einrede des Immemorialbesitzes allerdings im Petitorium vorgeschützt werden kann und aus in der Natur der Sache liegenden Gründen da beachtet werden muß [25]). Dagegen kann der Richter, wenn blos possessorisch geklagt ist, der richtigern Meinung nach, nicht Amtswegen, falls das Petitorium klar in den Acten vorliegt, petitorisch erkennen, weil dies den Grundsätzen der Verhandlungsmaxime widerstreitet [26]); doch ist particularrechtlich zuweilen das Gegentheil vorgeschrieben [27]). Ebenso wenig kann aus gleichem Grunde der Richter possessorisch erkennen, wenn blos petitorisch geklagt ist [28]). Wol aber kann der Richter, wenn die ganze Sache, wie in solchen Fällen nicht selten, regelwidrig, in gewisser Art tumultuarisch eingeleitet ist, sodaß eigentlich ein klarer Antrag nicht vorliegt und im Petitorium noch nichts ausgemittelt, der Punkt des Besitzes hingegen leicht herauszustellen ist, ohne weiteres nach Vorschrift allgemeiner gesetzlicher Principien [29]), mit Beseitigung des Übrigen, possessorisch erkennen [30]). Auch kann der Kläger selbst, wenn er blos petitorisch klagte, vor dem Schluß in der Sache, ja sogar nach dem Schlusse, wenn nur vor der Sentenz, das Petitorium fallen lassen und blos zum Possessorium übergehen [31]). Doch ist es Regel, daß das Possessorium voraus angestellt, in der Entscheidung darüber aber dem unterliegenden Theile die Ausführung seiner Ansprüche im Possessorium ordinarium oder Petitorium, wenn bis dahin in possessorio summariissimo verfahren wurde, oder in petitorio vorbehalten wird, wenn das bis dahin Verhandelte Possessorium ordinarium war (s. o. S. 182) [32]). Bei Anstellung des Petitorium nach dem Possessorium wird in der Regel der Besitz nicht weiter erwähnt, sondern man bezieht sich blos auf den Titel, aus dem man sein Recht verfolgt, es sei denn, daß man aus der Verjährung und also aus einem Besitze während der Verjährungszeit klagt [33]).

Regel ist es, daß Possessorium und Petitorium vor einem und demselben Richter wegen des Zusammenhanges der Sache angestellt werden müssen [34]), doch hängt dies in sofern von dem Beklagten ab, als, wenn dieser nicht gegen die in einem andern gegen ihn competenten forum angestellte Petitorienklage excipirt, der Richter sie Amtswegen nicht verwerfen kann [35]). Im Petitorium kann auch über die Kosten des Possessorium miterkannt, es kann in diese sogar derjenige Theil, welcher im Possessorium gesiegt hat, im Petitorium noch verurtheilt werden, wenn nicht im Possessorium schon rechtskräftig darüber erkannt ist, wenn sie etwa blos übergangen sind [36]). Eine damit zusammenhängende Frage ist, ob der, welcher im Possessorium obgesiegt hat, nachmals aber im Petitorium unterliegt, die bezogenen Früchte herausgeben muß? Sehr verschieden sind die Meinungen darüber [37]). Gewöhnlich wird die Entscheidung von dem bösen Glauben (mala fides), in welchen der Beklagte versetzt worden, und von der Zeit abhängig gemacht, wo dieser eingetreten ist [38]), wodurch man sehr leicht zu dem Resultate kommt, daß erst von Zeit der Litiscontestation im Petitorium an die Früchte zu restituiren wären, oder daß, wie das Reichskammergericht in der letzten Zeit

19) *Stryk*, Usus modernus pandectarum. Lib. XLIII. Tit. 1. §. 4. *Lauterbach* l. c. §. 23. *Böhmer*, De actionibus. Sect. III. §. 4. *Hellfeld* l. c. §. 1838. Oeltze, Anleitung zur gerichtlichen Praxis. §. 79. 80. Gensler-Morstadt a. a. O. S. 96. 20) c. 2. X. de causa possessionis et proprietatis. (2, 12.) 21) c. 3. Cod. d. interdict. (8, 1.) *Lauterbach* l. c. §. 22. *Böhmer*, Jus eccl. prot. Tom. I. Lib. 2 Tit. 12. §. 12. *Kind*, Quaest. for. Tom. III. c. 39. 22) *Stryk* l. c. *Lauterbach* l. c. §. 18. in fine. 23) *Kugau*, Decisiones. P. I. dec. 243. n. 2. 24) *Lauterbach*, l. c. §. 16. Schweppe a. a. O. Gensler-Morstadt a. a. O. S. 95. Roßhirt und Warnkönig, Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht. 1. Bd. S. 234. 25) *Cannegiesser*, Decis. sup. trib. Cassel. Tom. I. dec. 95. n. 10. 26) Fr. 18. D. communi dividundo. (10, 3.) *Berger* l. c. *Lauterbach* l. c. §. 18. Gensler-Morstadt a. a. O. gegen *Leyser* l. c. Spec. 468. med. 31 et Spec. 499. med. 4. 27) 3. B. im Königreiche Sachsen, nach der 13. Decision vom 22. Juni 1661. Codex Augusteus. T. I. p. 300. *Berger* l. c. not. 13. 28) *Lauterbach* l. c. §. 19. *Berger* l. c. not. 12.

29) c. 3. C. de interdictis. (8, 1.) c. 2. X. de causa possess. et proprietat. (2. 12.) 30) *Hommel*, Rhapsod. quaest. obs. 315. 31) Fr. 12. §. 1. D. d. adquirenda v. amitt. poss. (41, 2.) Fr. 18. §. 1. D. d. vi et de vi armata. (43, 16.) c. 5. X. d. causa possessionis. (2, 12.) *Lauterbach* l. c. §. 20. 32) Heerwart a. a. O. Num. IX. §. 36. S. 291. 33) Knorr a. a. O. §. 5. Not. a. 34) c. 10. C. de judiciis (2, 1.) c. 1. X. de causa possessionis. (2, 12.) *Lauterbach* l. c. §. 21. *Böhmer* l. c. §. 13. *Berger* l. c. Lib. IV. Tit. 4. th. 2. 35) *Kind* l. c. cap. VI. zum Theil gegen *Hommel* l. c. obs. 83. 36) *Leyser* l. c. spec. 499. med. 10 et 11. Gensler, Handbuch zu Martin's Lehrbuch des teutschen gemeinen bürgerlichen Processes. Abhandl. VI. §. cc. Num. 18. S. 413 fg. Gensler-Morstadt a. a. O. 1. Bd. §. 37. S. 54. 37) Sie sind gut zusammengestellt in Quistorp, rechtliche Bemerkungen. 2. Th. Ausg. von Wiese. Bemerkung 42. S. 178 fg. 38) So selbst in der Hauptsache von *Lauterbach* l. c. Lib. XLI. Tit. 1. §. 115.

(1789) entschieden hat, die Früchte in dem Falle, wenn Petitorium und Possessorium zugleich angestellt wurden, von Anfang an, entgegengesetzten Falles aber nur von der Litiscontestation im Petitorium an zu erstatten wären. Geht man aber von dem, in der Natur der Sache liegenden Grundsatze aus, daß, wer eine Sache mit Unrecht besitzt, sie mit allen Früchten herausgeben muß [39]), daß das Erkenntniß im Possessorium blos die Nachtheile des ungewissen Besitzstandes heben, aber nicht über das Recht entscheiden soll, daß daher ebendeshalb das Possessorium durch das Petitorium ganz absorbirt wird (s. o. S. 182); so muß man sich für eine unbedingte Herausgabe aller Früchte von dem im Petitorium unterliegenden Besitzer erklären. (*Buddeus.*)

PETITOT (Jean), ein berühmter Email- oder Schmelzmaler des 17. Jahrh., geboren zu Genf 1607, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen und Modeliren von seinem Vater, der Bildhauer war; dieser bestimmte seinen Sohn zur Goldschmiedkunst, und auf dessen Wunsch lernte er die Emailmalerei, wegen der bei den Goldschmiedarbeiten öfter vorkommenden Dingen. Dieses geschah zum großen Vortheil für den jungen Mann, indem er sich später diesem Kunstzweige ganz hingab. Mit einem ihm nahe befreundeten Mitschüler, Namens J. Bordier, seinem nachherigen Schwager, mit dem er auch nachher sich in die meisten Arbeiten dergestalt getheilt hat, daß sein Schwager die Kleider und den Grund, er selbst das Übrige malte, mit diesem also reiste er zu seiner weitern Ausbildung nach Italien und England, um hier nicht allein die ältern Kunstwerke zu studiren, sondern auch die berühmtesten dortigen Chemisten kennen zu lernen. Besonders nützlich wurde für ihn in London die Bekanntschaft eines D. Mayr, welcher ihm seine chemischen Kenntnisse mittheilte und ihn auch dem König Karl I. vorstellte. Dieser die Künste beschützende Monarch war über des Künstlers Leistungen höchst erfreut, gab ihm mehre Aufträge, die er sämmtlich sehr gut ausführte; zum Dank dafür wurde er später vom König in den Ritterstand erhoben. Es scheint, daß er sich besonders die Gemälde des Van Dyck zum Vorbilde genommen hat, eine große Zahl von berühmten Bildnissen dieses Meisters werden genannt, welche der Künstler theils für den Hof, theils für den vornehmsten Adel in nicht kleinem Maßstabe copirte. Man bewunderte unter andern das neun Zoll hohe Bildniß der Gräfin Rahel von Southampton. Da, abgesehen von den ältern herrlichen Schmelzmalereien von Limoges, welche schon im 16. Jahrhundert das Vorzüglichste hierin leisteten, wenig Bedeutendes aus andern Werkstätten hervorgegangen ist; so wurden die Leistungen von Petitot um so mehr sowol zu seiner Zeit als auch später geschätzt und gewürdigt. Die spätern traurigen Ereignisse unter der Regierung Karl's I. nöthigten den Künstler, England zu verlassen, er ging nach Paris, wo er ebenfalls von Seiten des Hofes sehr reichliche Beschäftigung fand und viele Bildnisse von König Ludwig XIV. nach Mignard und Le Brun, sowie auch andere Gemälde vollendete. Man bewunderte unter mehren seiner Arbeiten das Bildniß von der Duchesse de la Vallière, ein Gemälde, dessen Ruhm sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, indem 1809 jenes Gemälde in Paris für die Summe von 9000 Francs verkauft wurde. Die Widerrufung des Edicts von Nantes hatte auch für den Künstler mancherlei Mishelligkeiten zur Folge, indem seine freien und offen ausgesprochenen Ansichten über die kirchlichen Verhältnisse ihn bei einigen Geistlichen verhaßt machten, was seine Arretirung herbeiführte; aus dem Gefängniß wurde er jedoch auf Befehl des Königs wieder entlassen. Er kehrte später nach seinem Vaterland zurück, wo er sich zu Vevay niederließ und dort im Kreise seiner Familie von dem bedeutenden Vermögen lebte, was er sich in England und Frankreich erworben hatte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland theilte er sein erworbenes Vermögen mit seinem obengenannten Freunde Bordier, welcher ihn auf seinen Reisen begleitet hatte. Sein Tod erfolgte 1691 zu Vivis im Canton Bern. Petitot's Arbeiten zeigen von großem Fleiß und hoher Vollendung; zugleich zeichnen sie sich durch einen kräftigen blühenden und lebendigen Farbenton aus, was ihnen einen großen Reiz gibt. Die Mehrzahl seiner Arbeiten befand sich im Museum zu Paris, wo über 40 seiner Gemälde gezählt wurden. (*Frenzel.*)

Petit-Pestel, s. Waid.

Petit-Pied, s. Kanten.

PETIT-PIED. 1) Nicolas, geboren zu Paris um das Jahr 1630, stammte aus einer angesehenen Familie. Er ward 1658 Doctor der Sorbonne und 1662 Rathsschreiber (Conseiller clerc) beim Chatelet, wobei er zugleich das Pfarramt zu St. Martin bekleidete. Als er 1678 in Abwesenheit des Lieutenants des Königs, als der älteste geistliche Rath bei dem erwähnten Hofgericht präsidirte, gerieth er dadurch mit den weltlichen Räthen in einen weitläufigen Streit, der 1682 durch ein königliches Rescript zu Gunsten des Klerus entschieden ward. Er fand dadurch Veranlassung zu einem ausführlichen Werke unter dem Titel: Traité du droit et des prérogatives des ecclésiastiques dans l'administration de la justice séculière. Dies Werk 1705 zu Paris in Quart gedruckt, ward lange Zeit sehr geschätzt. Petit-Pied starb als Kanonikus der Kirche zu Notre-Dame in dem ebengenannten Jahre, dem 75. seines Lebens.

2) Nicolas, Neffe des Vorigen, geboren zu Paris am 4. August 1665, ward 1692 Doctor der Sorbonne, und erhielt 1701 den Lehrstuhl der heiligen Schrift in jenem berühmten Collegium. Ein lebhafter Widerspruch gegen den Cardinal von Noailles bei einem Gewissensfall über den Unterschied der That und des Rechts, führte für ihn mannichfache Widerwärtigkeiten herbei. Aus Beaune verwiesen, begab er sich zu dem Pater Quesnel nach Holland. Von dort aus griff er in mehren Schriften die Jesuiten an und Bissy, den Bischof von Meaux. Seine Réflexions sur un mémoire du Duc de Bourgogne, das aus den nachgelassenen Papieren des Herzogs auf Befehl des Königs gedruckt ward, erschienen sehr unpassend zu einer Zeit, wo ganz Frankreich den Tod jenes

39) Fr. 16. §. 1. D. de inoffic. testamento. (5, 2.)

Fürsten beweinte. Auf Befehl des pariser Parlaments ward seine Schrift verbrannt. Petit-Pied war einer der heftigsten Gegner der Bulle Unigenitus, die er in Flugschriften, Memoiren und selbst in größern Werken lebhaft bestritt. Man hat unter andern von ihm über diesen Gegenstand ein Examen théologique de l'instruction pastorale du Clergé, in drei Duodezbänden, und Réponses aux Avertissements de Mr. Languet, Evêque de Soissons, in fünf Duodezbänden.

Unter der Regentschaft kehrte Petit-Pied wieder nach Frankreich zurück. Durch die neue Sorbonne ward er wieder in seine Stelle eingesetzt, doch bald nachher nach Issoudun verwiesen. Man beschuldigte ihn, daß er, in Einverständniß mit dem Pfarrer Jubé zu Anieres bei Paris, mehre Neuerungen in der Liturgie, besonders in der Messe, begünstigt habe. Herr von Lorraine, Bischof von Bayeur, nahm sich seiner an, und er verfaßte für diesen Prälaten mehre Verordnungen. Als er nach dem Tode des Bischofs verhaftet werden sollte, floh er nach Holland. Sein Eifer und die Fruchtbarkeit seiner Feder blieben auch dort sich gleich. Außer einigen Schriften über Materien des Jansenismus schrieb er mehres über verschiedene Gegenstände, unter andern über den Wucher. Auch nahm er Theil an dem von Legros herausgegebenen Werke: Dogma ecclesiae circa usuram. Die Thorheiten der Verzuckungen, die Manie des Figurismus und die Parteilichkeit der Gazette ecclésiastique bekämpfte er unablässig, was nicht wenig dazu beitrug, daß er die Erlaubniß erhielt, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Ein Streit entspann sich zwischen ihm und andern Appellanten über den von Fourquevaur verfaßten Traité de la Constance chretienne. Petit-Pied tadelte mehre Ausdrücke in dieser Abhandlung. In drei Briefen, in den Jahren 1733—1734, setzte er seine Gründe aus einander. D'Etemere, Legros, Fourquevaur und einige Ungenannte antworteten ihm. Der Streitpunkt war sehr subtil und betraf die verschiedenen Grade der Furcht und des christlichen Vertrauens, und die relative Verminderung oder Vermehrung dieser beiden Tugenden. Petit-Pied veröffentlichte über diesen zufälligen Streit nichts weiter, als seine Nouveaux Eclaircissements sur la crainte et la constance. Sie wurden im Mai 1735 in Quart gedruckt. Ein anderer Streit, in den er gleichfalls verwickelt war, erhob sich einige Jahre nachher bei Gelegenheit einer Suite de ses Eclaircissements (1740) und eines Dernier Eclaircissement sur la distinction des vertus théologales (1741). Der Gegenstand des Streites hatte sich verändert, und betraf die Natur und den Unterschied der theologischen Tugenden. Petit-Pied ward durch den D. Delan unterstützt in seinem Kampfe gegen Boursier und die Gebrüder Desessarts. Jener warf ihm vor, daß er von der Lehre des Port Royal und der Appellanten sich entfernt, und gegen diese letztern sich heftige Ausfälle erlaubt habe. Mitten unter diesen Streitigkeiten lieh Petit-Pied seine Feder Bossuet, dem Bischof von Troyes, um einige Neuerungen zu vertheidigen, die durch jenen Geistlichen in seinem Missal eingeführt worden waren. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß Petit-Pied der Verfasser von drei Instructions pastorales sei, die unter Bossuet's Namen 1737—1738 erschienen.

Petit-Pied starb zu Paris am 7. Jan. 1747. Er hinterließ einige Manuscripte, unter andern ein Examen pacifique de l'acceptation et du fonds de la Bulle Unigenitus. Dies Werk ward 1749 in drei Duodezbänden von Nivelle herausgegeben, mit einem langen historischen Vorbericht, in welchem er mehre Einzelheiten über das Leben und die Werke Petit-Pied's mittheilt. Dieser Vorbericht ward bei einer zweiten Auflage wesentlich verändert. Ein anderes von Petit-Pied nachgelassenes Werk ist sein Traité de la liberté, ebenfalls von Nivelle 1755 in Quart herausgegeben. Petit-Pied war einer der fruchtbarsten und scharfsinnigsten Schriftsteller. Die Zahl seiner Werke beläuft sich, nach Moreri, auf 81. So unbeugsam er in seinen Ansichten war, so sanft und mild soll er im geselligen Leben gewesen sein*). (*Heinr. Döring.*)

PETITPIERRE. 1) Jacob Ferdinand, ein reformirter Landprediger in dem, zur Schweiz gehörenden, Fürstenthum Neuchatel, dessen Name vorzüglich durch die dortigen Bewegungen bekannt geworden ist, wozu er durch seine theologischen Ansichten Veranlassung gegeben hat. Er war von Neuchatel gebürtig und wird zuerst 1758 als Pfarrer der Gemeinde Aur Ponts erwähnt. Bei einer Versammlung der Geistlichkeit den 27. April 1758 klagte das Consistorium der Gemeinde La Sagne, wo Petitpierre auch zuweilen predigte, daß er, der helvetischen Confession und den im Fürstenthum Neuchatel geltenden Dogmen zuwider, die Lehre der Origenes verbreite, daß die Höllenstrafen nicht ewig seien, sondern auch die Verdammten endlich selig werden. Nach den damaligen, unprotestantischen Begriffen, welche das Wesen des Christenthums in die pünktliche Handhabung aller vorgeschriebenen Dogmen setzten, foderte ihn die Synode zur Verantwortung auf. Er erklärte sich, durch sein Gewissen gedrungen, seine Ansicht zu behaupten, wurde dann aber mit der Ermahnung entlassen, dieselbe nicht öffentlich zu verkündigen, damit keinerlei Unruhe dadurch erregt werde. Petitpierre scheint sich nun wirklich einstweilen der öffentlichen Verkündigung seiner Meinungen enthalten zu haben, und wurde daher auch durch die Synode im J. 1759 zum Pfarrer zu Lachaur-de-Fonds gewählt. Allein den 8. Mai 1760 wurde der Versammlung der Geistlichkeit von einem Theile seiner Pfarrkinder berichtet, er lehre, daß die Hölle ein Ende nehmen werde, und errege in seiner Gemeinde Zwistigkeiten; überdies brauche er nicht den anerkannten Katechismus, sondern einen von ihm selbst verfertigten. In entgegengesetztem Sinne war aber eine Zuschrift eines bedeutenden Theiles der Gemeinde abgefaßt, welche jene Klagen misbilligte und ihre völlige Zufriedenheit mit Petitpierre bezeugte. Gegen seine übrige Amtsführung wurden auch von seinen Gegnern keine Klagen vorgebracht. Petitpierre, der zwar als denkender Kopf erscheint, aber sich ebenso wenig als seine Collegen über die Beschränktheit jener Zeit erheben konnte, legte auf

*) s. Nivelle a. a. O. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 506 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 1430.

solche dogmatische Spitzfindigkeiten allzu große Wichtigkeit. Als ihn die Synode wieder ermahnte, sich öffentlicher Mittheilung seiner Ansichten zu enthalten, äußerte er sich in seiner Vertheidigung, gereizt durch den Widerstand, schon lebhafter, und lehnte jede Schuld der in der Gemeinde entstandenen Zerwürfnisse von sich ab. Einer neuen Versammlung der Geistlichkeit, den 4. Juni 1760, legte er dann eine ausführliche Vertheidigungsschrift vor, mit der Erklärung, daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, sich dem auferlegten Stillschweigen zu unterziehen. Die Synode aber bestätigte ihren vorigen Beschluß, und gab ihm einen Monat Bedenkzeit. In der Zwischenzeit aber entwickelte Petitpierre neuerdings zu Lachaux-de-Fonds seine Ansichten in einer Predigt, nach deren Beendigung eine Bittschrift für ihn an den Präsidenten des Staatsraths zur Unterschrift vorgelegt wurde. Die Gegenpartei sandte dagegen eine Bittschrift an die Synode, denn die Parteiung in der Gemeinde wurde nach und nach heftiger. Da der Präsident des Staatsrathes einen Mittelweg empfahl, so gab die Synode wirklich eine etwas gezwungene Erklärung ihres frühern Beschlusses: Sie verstehe unter dem auferlegten Schweigen über diese Lehre nicht ein absolutes Schweigen, wenn etwa einzelne Pfarrkinder den Pfarrer darüber fragen; sondern sie verbiete ihm nur das absichtliche Verkündigen dieser Lehre, sei es öffentlich oder im Besondern. Zugleich wurde die Sendung von zwei Mitgliedern nach Lachaux-de-Fonds beschlossen zu Stillung der Streitigkeiten, und der Präsident des Staatsrathes sandte, nach dem Wunsche der Geistlichkeit, zwei Staatsräthe mit. Da aber Petitpierre erklärte, daß er sich dem Beschlusse der Synode nicht unterwerfe, so wurde er auf einen Monat von seiner Stelle suspendirt, und hierauf den 6. Aug. 1760, da er in seiner Widersetzlichkeit beharrte, durch die Synode entsetzt. Nach den Fundamentalgesetzen, welche unter dem Namen Articles généraux bekannt sind, und im J. 1707 von König Friedrich I. bei Erwerbung des Fürstenthums förmlich angenommen und beschworen wurden, war die Synode völlig dazu berechtigt, und es war dies auch nicht das erste Beispiel. Es heißt nämlich im ersten Artikel: Que la compagnie des Pasteurs jouisse librement de tous ses droits, et en particulier de celui, qu'elle a, et dont elle est en possession, d'élire, de suspendre, de déposer et changer les ministres, et de juger des choses, qui concernent le St. ministère, sans qu'on puisse y apporter aucun empêchement. Durch diese Entsetzung erhielt nun aber die Sache eine ganz andere Wendung, und wurde zu einem Streite der Stände des Fürstenthums mit dem Staatsrathe und der königlichen Regierung. Petitpierre und seine Partei wandten sich mit einer Bittschrift an den König. Der Staatsrath ließ der Synode, welche sich den 20. August wieder versammelte, erklären, daß er erwarte, die Wahl werde verschoben werden, bis über die Bittschrift entschieden sei; vorher werde kein neuer Pfarrer anerkannt werden. Die Geistlichkeit begab sich hierauf ins Schloß zu dem Präsidenten, und erklärte ihm, daß sie heute noch die Wahl vornehmen und ihm den Gewählten vorstellen werde. Dies geschah. Da aber der Präsident erklärte, daß er zwar gegen die Person nichts einzuwenden habe, den Gewählten aber weder annehmen noch verwerfen könne, so erwiederte die Geistlichkeit, da durch seine Weigerung die Articles généraux verletzt werden, so sehe sie sich genöthigt, die Hilfe der übrigen vier sogenannten Corps de l'état anzurufen. Diese waren die Bürgerschaften von Neuchatel, Landeron, Boudry und Valangin. Die fünf Corporationen, an deren Spitze die Geistlichkeit stand, hatten 1707, während der Erledigung des Fürstenthums eine ewige Verbindung zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten geschlossen (association générale des corps et communautés). Von ihren Abgeordneten waren damals die Articles généraux als Wahlcapitulation den Bewerbern um das Fürstenthum vorgelegt worden, und sie mußten seither bei jedem Regentenwechsel von dem Fürsten oder seinem Bevollmächtigten beschworen werden, ehe die Huldigung geleistet wurde. Da nun auch die Vorstellungen, welche die vier Bürgermeister der Stadt Neuchatel (les quatre ministraux) gemeinschaftlich mit den Geistlichen und im Namen des Rathes von Neuchatel machten, vergeblich waren, so wurden die Abgeordneten der fünf Corporationen versammelt. Es ist dabei bemerkenswerth, daß auch diejenigen von Landeron, obgleich die katholische Religion dort allein galt, Theil nahmen, weil es sich überhaupt um die Articles généraux handelte. Indessen waren auch diese Vorstellungen vergeblich. Der Staatsrath hatte den Streit nach Berlin berichtet, und erwartete von dorther die Entscheidung, indessen die Geistlichkeit und die übrigen vier Corporationen nach der Verfassung foderten, daß der Streit im Lande selbst müsse entschieden werden. Unterdessen war die Parteiung zu Lachaux-de-Fonds immer heftiger geworden. Petitpierre wurde endlich den 15. Sept. 1760 durch die Geistlichkeit auch von ihrem Stande ausgeschlossen. Er appellirte nun an den König selbst, wurde aber vom Stadtrathe zu Neuchatel auch seines Bürgerrechtes verlustig erklärt, und der Rath zu Valangin bestrafte diejenigen Einwohner von Lachaux-de-Fonds, welche eine Petition an den König gesandt hatten. Zwei Staatsräthe, Chaillet und Ferdinand Osterwald, welche sich mit Heftigkeit gegen solche Schritte, als gegen Anmaßungen und Eingriffe in die Rechte des Fürsten erklärten, wurden vom Rathe zu Neuchatel in ihrem Bürgerrechte suspendirt, und Osterwald's Schrift: Considérations pour les peuples de l'état, ou examen des articles généraux, verboten und die Exemplare verbrannt. Je länger die Entscheidung über die Anerkennung des neuen Pfarrers verzögert wurde, desto mehr mußten sich die fünf Corporationen in der Meinung bestärken, daß die Absicht sei, dem Lande seine Freiheiten zu entreißen. Sie beschlossen daher in einer Versammlung den 16. Dec. 1760, sich an Bern zu wenden und gemäß dem alten Burgrechte und frühern Beispielen den Rath daselbst als Richter über die Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und den Unterthanen anzurufen. Dieser ganze Gang der Sache mußte auf Friedrich den Großen einen höchst ungünstigen Eindruck machen, zumal da er nur die einseitigen Berichte des Staatsrathes

und die Klagschriften von Petitpierre und seinen Anhängern kannte. In einem königlichen Rescripte an den Staatsrath vom 28. Jan. 1761 werden diesem ernstliche Verweise wegen Schwäche und Furchtsamkeit in dieser Sache gegeben. Der Geistlichkeit wird das Misfallen des Königs erklärt, wegen der Art, wie sie zu Werke gegangen, jedoch mit der Versicherung, daß keine Eingriffe in ihre wirklichen Rechte geschehen sollen. Ebenso wird den vier Corps wegen des Recurses an Bern, den vier Ministralen wegen des Verfahrens gegen die zwei Staatsräthe und dem Rathe von Valangin wegen Bestrafung derjenigen Einwohner von Lachaux-de-Fonds, welche an den König appellirt hatten, das königliche Misfallen erklärt. Dieses Rescript machte aber einen höchst ungünstigen Eindruck, besonders weil darin der Ausdruck gebraucht war: „die Suprematie des Königs;" denn nach den Articles généraux kam dem Könige die Suprematie in Religionssachen keineswegs zu. Daher erneuerten die fünf Stände den 18. Febr. 1761 ihre Association vom J. 1707, und es heißt in der Urkunde, sie verbinden sich de réunir tous nos soins et nos efforts, non seulement pour la conservation des droits et autorités de Sa Majesté, notre auguste Souverain, mais encore pour celle de nos franchises et libertés respectives. Mit den nämlichen Ausdrücken wurde die Association den 25. März 1762 erneuert. Ganz verschieden von dem vorigen lautete nun aber ein zweites Rescript an den Staatsrath vom 14. April 1761. Der König sehe, daß der Staatsrath den Sinn des ersteren Rescripts nicht recht gefaßt habe. Der König erkläre also noch ein Mal, daß seine Absicht nie gewesen, einen Eingriff in die Rechte und Privilegien der Geistlichkeit zu thun, oder seine Suprematie über die Schranken, welche durch die Articles généraux festgesetzt seien, auszudehnen; sondern einzig, allen seinen Unterthanen pünktliches und unparteiisches Recht zu halten. Der Gouverneur werde bald nach Neuchatel kommen; unterdessen solle der Staatsrath auf Aussöhnung wirken. Die Rechtfertigungsschrift, welche die fünf Stände den 5. März 1761 dem Präsidenten des Staatsrathes übergaben, war nämlich in der Zwischenzeit nach Berlin gesandt worden, und Friedrich war zu erhaben über die kleinliche Eitelkeit gewöhnlicher Menschen, als daß er auf den früher ergriffenen falschen Maßregeln beharrt wäre. Der Versuch, den Streit zur Entscheidung nach Berlin zu ziehen, wurde aufgegeben, und Friedrich äußerte: „da es die Articles généraux so wollen, so könne er nicht hindern, daß die Neuchateller ewig verdammt werden." Petitpierre blieb daher entsetzt, und die Privilegien der Stände blieben in Kraft. Im J. 1763 wurden dann die beiden des Bürgerrechtes verlustig erklärten Staatsräthe, Ferdinand Osterwald und Chaillet, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Übrigens lag der Grund der Heftigkeit, womit die andern Stände sich sogleich der Geistlichkeit gegen den Staatsrath annahmen, in Misvergnügen, welches schon vorher gegen die königliche Verwaltung stattfand. Im J. 1748 war nämlich die Regie aufgehoben und die Verpachtung der Einkünfte des Königs eingeführt worden. Die Willkürlichkeiten, welche sich die Pächter erlaubten, hatten schon 1752, 1755 und 1756 fruchtlose Vorstellungen gegen dieses System veranlaßt, und der Unwille fand dann in dem Streite der Geistlichkeit mit dem Staatsrathe, eine, vielleicht nicht unwillkommene, Gelegenheit sich zu äußern, da hier eine unleugbare Verletzung der ständischen Rechte versucht wurde. Der Streit über die Verpachtung brach nachher, 1766, als die Pachtverträge sollten erneuert werden, mit großer Heftigkeit aus, und wurde durch den Rath zu Bern entschieden. Von Petitpierre hat man noch, neben den auf diese Streitigkeiten bezüglichen Schriften (s. d. Anm.) Le Plan de Dieu envers les hommes, tel qu'il l'a manifesté dans la nature et dans la grace 1786 und Essais sur les études à faire dans le collège de Neuchatel 1789 *). (*Escher.*)

2) Karl, geboren 1720 zu Neufchatel von reformirten Ältern, stand in seiner Jugend als Kammerdiener oder französischer Sprachmeister in Diensten des Fürsten von Anhalt-Bernburg, den er auf mehren Reisen begleitete. In Altona, wohin er sich späterhin begab, sicherte er sich durch Privatunterricht im Französischen die Mittel zu seiner Subsistenz. Er bekannte sich seitdem weder zur reformirten Kirche, noch zu irgend einem andern Glauben, sondern neigte sich entschieden zum religiösen Separatismus. Im J. 1772 wollte er zu Altona eine Schule der Frömmigkeit stiften, und entwarf einen Schulplan, der jedoch von der Regierung gemisbilligt und das ganze Unternehmen dadurch vereitelt ward. Ebenso mislang ihm im J. 1773 die Vereinigung der Gläubigen aller Confessionen zu einer Gesellschaft, deren Zweck die Beförderung wahrer Glückseligkeit sein sollte. Unmuthig hierüber verließ er Altona nach einem zehnjährigen Aufenthalt. Seine weitern Schicksale sind unbekannt. Er soll sich späterhin zu Frankfurt am Main aufgehalten haben und in der Mitte der achtziger

*) Vergl. Apologie de Mr. Petitpierre, Pasteur de l'église de la Chaux de Fonds, — suivie d'une courte histoire de ses démelés avec la Classe. 1760. Mes reflexions. Ouvrage relatif aux dissensions, qui troublent le Comté de Neuchatel (1761). (Diese Schrift ist von Pfr. Sandoz). Beide Schriften finden sich ins Teutsche übersetzt in der Schrift: Drei Abhandlungen von den Höllenstrafen, nebst einer kurzen Nachricht, was sich zu Neuchatel dieser Lehre wegen zugetragen (1763). Considérations pour les peuples de l'état, ou examen des articles généraux (von Ferdinand Osterwald) (1760). Mémoire pour servir de réfutation à la brochure intitulée Considérations pour les peuples de l'état (Neuchatel 1761). Diese Schrift enthält zwei Abhandlungen, die eine von Friedrich Osterwald, die andere von Karl Albert Püry. Dagegen dann: Défense des principes et de l'auteur d'un écrit intitulé: considérations pour les peuples de l'état. Par *Ferdinand Osterwald* (Génève 1761). Diese Schrift, sowie die Considérations, greift die Rechte an, welche sich auf die Articles généraux gründeten. Sie wurde zu Bern und Neuchatel verboten. Püry ließ dagegen erscheinen: Quatorze Lettres de Mr. Ch. A. Pury, — adressées à Mr. Ferdinand Osterwald (Neuchatel 1762). Mémoire historique et raisonné tendant à légitimer la conduite, que la Compagnie des Pasteurs de cet état a tenue dans l'affaire concernant M. Petitpierre. (Neuchatel 1761.) Die beiden Rescripte des Königs finden sich im Journal encyclopédique vom Jahre 1761 (Tom. IV. P. I. p. 151—154) und ebendaselbst (Tom. VI. P. III. p. 133) findet man die Apologie pour les cinq corps de l'état.

Jahre zu Basel gestorben sein. Auch als Schriftsteller machte er sich bekannt. Sein Hauptwerk führt den Titel: Entwurf einer neuen theologischen und moralischen Reformation, enthaltend einen neuen Entwurf der wahren Theologie und den Entwurf einer allgemeinen Sittenreformation, von C.r.l.s. P.t.t. Pierre. Gedruckt im Jahr 1765[1]). Verwandte Ideen enthält ein späterhin herausgegebenes Werk unter dem Titel: Die bald angehende herrliche und selige Monarchie der Gnade und Liebe Jesu Christi. (Altona 1772.) Außerdem schrieb Petitpierre noch: L'amour glorifié, ou Traité de la vraie Sagesse et du vrai Bonheur selon la triple Lumière divine, de la Grâce, de l'Ecriture et du Bonsens. Ouvrage d'un goût nouveau, très curieux, très instructif et très important pour un chacun. (Altona 1768.)[2])

(*Heinrich Döring.*)

PETIT-RADEL (Philippe), Arzt, wurde am 7. Februar 1749 zu Paris geboren; obgleich er der achte von zwölf Geschwistern war, erhielt er doch eine sehr sorgfältige Erziehung und erwarb sich namentlich eine ausgezeichnete classische Bildung, welche ihn später noch zur Herausgabe griechischer Schriftsteller befähigte. Unter Brasdor machte er seine chirurgischen Studien, erhielt im 18. Jahre eine goldene Preismedaille von der École pratique, und wurde bald darauf Chirurgien aide major am Invalidenhause. Als Chirurgien major ging er nach Ostindien, hielt sich drei Jahre in Sumatra auf, wo er sich besonders mit dem Studium der englischen Literatur beschäftigte, setzte bei seiner Rückkehr seine medicinischen Studien zu Reims fort, erhielt hier die Grade, wurde 1780 zu Paris Licentiat und 1782 Docteur régent der medicinischen Facultät, worauf man ihm die chirurgische Lehrkanzel übertrug. Beim Ausbruche der Revolution verließ Petit-Radel am 10. August 1792 die Hauptstadt, floh nach Bordeaux, hielt hier Vorlesungen, floh aber auch hier, um nicht als Soldat gegen die Vendéer kämpfen zu müssen, und schiffte sich im Juni 1793 nach Ostindien ein. Nachdem er sich zwei Jahre auf der Insel Bourbon aufgehalten, begab er sich im April 1796 nach Amerika und kehrte von hier 1797 in sein Vaterland zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, denen er von jetzt an überhaupt mehr oblag als der praktischen Ausübung einer Kunst, wie es in seinen medicinischen Schriften überall sichtbar ist. Demnach versah er mit großem Eifer seine ihm 1798 übertragene Stelle als Professor der klinischen Chirurgie an der École de Médecine, wurde am 13. Febr. 1814 Präsident der Société de Médecine und starb unverheirathet am 30. Nov. 1815 am Magenkrebs. Außer mehren Journalaufsätzen arbeitete er am Dictionnaire des sciences naturelles, der Biographie universelle und an der Encyclopédie méthodique, wofür er mit la Roche die chirurgische, mit Vicq d'Azur die medicinische Abtheilung lieferte, jedoch überall Mangel an Sorgfalt beurkundend. Er übersetzte aus dem Englischen Cruikshank's Anatomie der Lymphgefäße (Paris 1787), Nisbett's Abhandlung über die venerischen Krankheiten (Paris 1787), Macbride's Einleitung in die theoretische und praktische Medicin (Paris 1787), Turnbull's Besuch im Gefängniß zu Philadelphia (1799), Fothergill's Rathgeber für Frauen (Paris 1800), Acerbi's Reise zum Nordcap (1804), Thomson's Hausarzt (1806), Thomson's Handbuch der praktischen Medicin (1808) und gab heraus: *Longi sophistae* pastoralia, poema e textu graeco in latinum numeris heroicis deductum. (Paris 1809.) *Callimachi Cyrenaici* hymni e graeca lingua in versus latinos ejusdem numeri, cui accedunt versio gallica ac notae. (Paris 1810.) Als selbständige Schriften erschienen von ihm: 1) Essai sur le lait, considéré médicalement dans ses differens aspects, ou histoire de ce qui a rapport à ce fluide chez les femmes, chez les enfans et les adultes; soit qu'on le regarde comme cause de maladie, comme aliment ou médicament. (Paris 1786.) 2) Nouvel avis au peuple, ou instruction sur certaines maladies qui demandent les plus prompts secours et sur quelques autres qui, avec une apparence peu inquiétante sont souvent accompagnées de suites fâcheuses. (Paris 1789. 12.) 3) Discours prononcé le IV. décembre 1791 à l'ouverture de la Faculté de médecine de Paris, dans lequel on prouve qu'établir un enseignement uniforme pour tous ceux qui se destinent à l'art de guérir, c'est agir au préjudice de l'humanité. (Paris 1792.) 4) De amoribus Pancharitis et Zoroae, poema eroticodidacticon; seu umbratica lucubratio de cultu Veneris Mileto olim peracto, ut Amathunto sacello mysta subduxit et variis de generatione cum vegetantium tum animantium exemplis auctum vulgavit Athenis. (Paris 1798.) Französisch unter dem Titel: Mariage des plantes. (Paris 1798.) II. editio, plane reformata et tabulis aeneis illustrata, cui accedit vita auctoris. (Paris 1801.) traduit et enrichi de notes critiques, historiques et philosophiques par un amateur de l'antiquité (*Petito Radel*) (Paris 1803.) Auszug unter dem Titel: Les mystères de Flore. (Paris 1813. 56 S.) 5) Cours des maladies syphilitiques, fait aux écoles de médecine de Paris, en 1809 et années suivantes, ou histoire des affections tant aiguës que chroniques, dérivées d'une infection vénérienne, avec leurs symptomes et leur traitement. (Paris 1812. II Vol.) 6) Voyage historique, chorographique et philosophique dans les principales villes d'Italie, en 1811 et 1812. (Paris 1815. III Vol.) 7) Pyretologia medica, seu Discursio methodica in febrium continuarum remittentium tum intermittentium silvam, sistens eorum accuratas descriptiones, extispicia et curationes, cui, opitulantibus priscis et neotericis ad studiosae juventutis usum operam navavit auctor. (Paris 1806, französisch Paris 1812.)

(*J. Rosenbaum.*)

PETIT-RAISIN (auch Petit-cornet oder Bâton-royal), in den französischen Papierfabriken eine Sorte,

1) Mit dem Motto: „Dies ist der Tag, welchen der Herr machet; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. Ps. 108, 24. Gott allein die Ehre." 2) Vergl. Bolten's histor. Kirchennachrichten von der Stadt Altona. 2. Bd. S. 133 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen Schriftsteller. 10. Bd. S. 336 fg.

deren Bogen 16 Zoll breit, 12 Zoll hoch sind, und wovon ein Rieß zehn Pfund wiegt. (*Karmarsch.*)

PETIT-ROYAL, eine französische Papiergattung von 20 Zoll Breite, 16 Zoll Höhe der Bogen, und 22 Pfund Gewicht im Rieß. Das Schmal-Median der teutschen Papierfabriken entspricht derselben. (*Karmarsch.*)

PETITSCHRIFT oder gradezu **PETIT** wird in den Buchdruckereien eine Abstufung der Schrift genannt, welche hinsichtlich ihrer Größe zwischen Colonel und Borgois steht, und auch Jungferschrift heißt. Im Französischen führt sie den Namen Petit-Texte. Ihr Kegel mißt $7\frac{1}{2}$ — $7\frac{3}{4}$ typographische Punkte oder $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{7}{24}$ pariser Linie, und beträgt die Hälfte von der Höhe des Tertiakegels. Unter den englischen Schriftgattungen entspricht ihr die Brevierschrift. (*Karmarsch.*)

PETIT-SOLEIL, eine Papiergattung der französischen Fabriken, deren Bogen 25 Zoll Breite und $17\frac{5}{6}$ Zoll Höhe haben. (*Karmarsch.*)

PETIT-TOURNOIS (**Turonus parvus** oder **niger, Obole Tierce, Maille blanche**) sind gleichbedeutende Namen einer silbernen Scheidemünze, welche König Philipp der Schöne von Frankreich um das Jahr 1310 zuerst hat prägen lassen. Es gab $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Tournois zu 15, 10 und 6 Sols, welche diesen Namen führten. Bei der Zerstückelung dieser Münzsorte, die im Anfange von gutem Silber war, beabsichtigte man, dieselbe immer geringer an Silber auszuprägen, um desto größern Gewinn daraus zu ziehen. Indem man auch diesen Plan zur Ausführung gebracht hatte, wollte Niemand dergleichen Münzen als vollgültig annehmen, sodaß man von Seiten des Königs zu den strengsten Mitteln, die Androhung der Todesstrafe im fernern Weigerungsfalle, schritt. In der desfallsigen königlichen Verordnung heißt es wörtlich: **que nul ne soit si osé sur peine de corps et d'avoir, refuser Parisis ne Tournois, partant qu'ils ayent connoissance devers croix et devers piles qu'ils soient Parisis et Tournois** *). Von jeder Art dieser Münzen hier eine Beschreibung: 1) eine von gutem Silber: Av. Als äußere Umschrift: **BeNeDICTV:m SIT: NOME:n DoMINI.** Ein Kreuz. Als innere Umschrift zwischen zwei Perlencirkeln: **PHILIPPVS REX.** Ein Kreuz. In dem innern Perlencirkel ein Kreuz. Rev. In einer breiten Lilieneinfassung, welche nach inwendig ein Perlencirkel begrenzt, das Stadtzeichen von Tours mit der Umschrift: **TVRONVS CIVIS.**

2) Von gutem Billon: Av. Wie bei Nr. 1, nur ist die Umschrift von Mönchschrift. Rev. **FRANCORVM** mit einem Kreuz als Umschrift in einer Lilieneinfassung.

3) Von schlechtem Billon: **PHILIPPVS. REX.** Ein Kreuz. In einem Perlencirkel ein größeres Kreuz. Rev. **TVRONVS CIVIS.** Ein Kreuz. In der Mitte das Stadtzeichen von Tours.

Nr. 2 ist ein $\frac{3}{4}$, Nr. 1 ein $\frac{1}{2}$, Nr. 3 ein $\frac{1}{3}$ Tournois. (*K. Pässler.*)

PETIVARS, wilder, doch sanfter und gastfreundlicher Stamm der Urbewohner des nordöstlichen Brasiliens. Sie durchbohren ihre Lippen und schmücken diese mit einem grünen Steine, welchen sie so hoch schätzen, daß sie seinetwegen auf alle übrigen Stämme mit Verachtung herabblicken. Nach Estella herrscht auch bei ihnen der Gebrauch, welcher sich bereits bei den alten Corsicanern und einigen altspanischen Völkern und jetzt noch bei vielen wilden, brasilischen Stämmen findet, daß der Mann statt der Frau einen Monat lang das Wochenbett hütet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIVER (James). Dieser englische Beireis, wie man ihn nicht mit Unrecht nennen könnte, der als Sammler, Forscher und Schriftsteller alle drei Reiche der Natur mit großem Eifer, obgleich nicht mit gleichem Erfolge, umfaßte und durch seine Schriften, naturhistorischen Sammlungen und eine nach ihm benannte Pflanzengattung im Andenken der Nachwelt fortlebt, theilt das Schicksal so mancher großen Männer, daß Niemand weder seine Vaterstadt, noch seine Ältern zu nennen, Niemand das Jahr, noch den Tag seiner Geburt, noch sonst Etwas über seine frühesten Lebensverhältnisse anzugeben vermag. Nur soviel geht aus einer Stelle der Octavausgabe seines Gazophylaciums hervor, daß der nicht unberühmte Doctor Sherard ein Verwandter von ihm war [1]). Durch Doctor Pulteney wissen wir, daß er die Apothekerkunst bei dem Apotheker des londoner Bartholomäushospitals, Feltham, erlernt und sie späterhin bis an sein Lebensende als Apotheker des Charterhouse beim White-Croß in der Aldersgatestraße der gedachten Stadt selbständig und mit großem Glücke betrieben hat. Seine Officin war stets eine der besuchtesten, was er wol hauptsächlich gewissen Arcanen verdankte [2]), daher stammte wahrscheinlich der bedeutende Reichthum her, dessen Besitz es ihm möglich machte, sich seiner Sammelneigung zu überlassen. Diese Neigung entwickelte sich, wie es scheint, früh bei ihm, und brachte ihn mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, wie mit der niedrigsten Volksclasse in Berührung, doch fällt die Hauptperiode seiner Thätigkeit in die letzten Jahre des 16. und in die beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts. Die Begierde, seine naturhistorischen Sammlungen zu vermehren, ließ ihn mehre Schiffscapitaine und Schiffschirurgen für diesen Zweck in Sold nehmen, Kaufleute und Andere, welche in fremde Länder reisten, suchte er zu gewinnen, um sich durch sie merkwürdige Gegenstände zu verschaffen. Diese Personen versah er daher mit meist gedruckten Verzeichnissen von denjenigen Thieren, Pflanzen und Mineralien, in deren Besitz er sich gesetzt sehen wollte, und ertheilte ihnen überdies ausführliche, mündliche und schriftliche Anweisungen, wie sie zu verfahren hätten, damit ihm diese Naturalien sicher und wohlbehalten zukämen. Doch muß man nicht glauben, daß Petiver nur die Thätigkeit Anderer für diese Zwecke in An-

*) C. Neller, Dissert. de Turonensi parvo seu nigro. (Jen. 1762. 4.)

1) Es heißt daselbst p. 15: This serpent with several other animals, I find amongst some Iape paintings which our worthy Kinsman Dr Sherard hath lately given me to figure etc. 2) Er verkaufte, wie man glaubt, diejenigen Arcana, welche er seinem Hortus Siccus Chirurgicus und Pharmaceuticus anhängte. Zu ihnen gehörte eine indianische Purganz, eine purgirende Marmelade, goldenes Wunderwasser, ein königliches Elixir rc.

spruch genommen habe, sein Geist trieb ihn vielmehr selbst rastlos zum eigenen Sammeln und Forschen; die kleinsten wie die größten Gegenstände, vorzüglich die, damals noch wenig gekannten, Kryptogamen erregten seine Aufmerksamkeit; die Umgebungen Londons waren gewöhnlich das tägliche Feld seiner Untersuchungen; erlaubte es jedoch seine Zeit, so durchstreifte er auch andere Theile Englands, dessen innere Grafschaften er 1692 sah und nie oder doch höchst selten verfolgte er bei solchen Reisen und Wanderungen schon betretene Wege. Dadurch wuchsen seine Sammlungen und mit ihnen sein Ruf; die königliche Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, und Männer wie Compton, Sloane, Ray suchten seine Bekanntschaft und Freundschaft, oder traten wenigstens mit ihm in Briefwechsel. Besonders nahm Ray Petiver's Kenntnisse und Sammlerfleiß häufig in Anspruch, und es ist bekannt, wie viel ihm dieser große Mann verdankt.

Über Petiver's sonstige Lebensweise wissen wir nichts. Er starb unverheirathet am 20. April 1718 in seinem Hause in der Aldersgatestraße Londons. Seine Wohlthätigkeitsliebe wird gerühmt, er konnte aber auch hämisch und grob sein, das scheint wenigstens aus der Art und Weise hervorzugehen, wie er in seinen Schriften und sonst den gelehrten Arzt und Physiker, den D. Plukenet, behandelte, der von einem gleichen Sammeleifer belebt war, ihm jedoch aus Mangel an Vermögen nicht Petiver's Nachdruck geben konnte. Doch wollen wir auch nicht verschweigen, daß Plukenet über seinen reichern Nebenbuhler als einen verächtlichen Charlatan mit Anspielung auf dessen Arcane lachte und ihm nach der Sitte der Zeit ebenfalls nichts schenkte.

Petiver's Museum kaufte nach seinem Tode Hans Sloane, welcher ihm schon früherhin 4000 Pf. Sterling vergeblich dafür geboten hatte. Jetzt sind die dasselbe bildenden Sammlungen Eigenthum des britischen Museums, und häufig werden noch besonders die Herbarien zu Rathe gezogen, da oft durch sie allein streitige Fälle, namentlich wo es auf Synonymen ankommt, entschieden werden können. Denn Petiver nahm es bei seinen Kupfern nicht sehr genau und Linné that dasselbe, wenn er diese citirt. Plumier ehrte Petivern durch die Errichtung der Pflanzengattung Petiveria (s. d. Art.)

Petiver als Schriftsteller entwickelte eine ebenso große Thätigkeit, wie als Sammler; die Zahl seiner größern und kleinern Schriften erregt Bewunderung, wenn man bedenkt, wie viel Zeit ihm Berufsgeschäfte, das Ordnen seiner Sammlungen, die Instruirung der Sammler, der Umgang mit seinen Freunden, die Fremdenbesuche, vorzüglich aber sein ausgebreiteter Briefwechsel hinwegnahmen. Wir beginnen mit demjenigen Werke, mit welchem er, soviel wir wissen, seine schriftstellerische Laufbahn begann. Dieses erschien von 1695 bis 1703 zu London unter dem Titel: Musei Petiveriani Centuriae Decem und bildet einen 96 Seiten Text und zwei Kupfertafeln enthaltenden Octavband. Während man im Texte nicht ein trockenes Verzeichniß der in seinem Museum enthaltenen Gegenstände, sondern auch viele kurze, sinnreiche und treffende Bemerkungen Petiver's und zahlreiche Mittheilungen seiner Correspondenten findet, liefern die beigegebenen Kupfertafeln nichts als ein Farrenkraut, welches hier wol als Symbol der von uns früherhin bemerkten Neigung Petiver's, die Kryptogamen zu erforschen, gelten kann, einen Schmetterling und einen Käfer. Gleichzeitig mit und unmittelbar nach diesen zehn Centurien erschienen a) 1702 die erste und zweite, b) 1704 die dritte, vierte und fünfte Decade seines Gazophylacium Naturae et Artis, welchen von 1709—1711 fünf neue Decaden in Folio folgten. Die Decaden sub a enthielten 32, die sub b 48 Octavseiten Text, und allen fünf Decaden sind 50 Kupfertafeln in Folio beigegeben, auf welchen man wild durch einander eine große Anzahl naturhistorischer Gegenstände und zwar oft sehr unvollständig abgebildet findet [3]). Den Decaden von 1704 folgte mit 14 Seiten ein Classical and Topical Catalogue des ganzen Werkes, welcher nach den fünf letzten Decaden von 1711 als Catalogus Classicus et Topicus in Folio und in lateinischer Sprache erneuert wurde.

Bald nach der Herausgabe seiner Centurien von 1695 finden wir Petivern unter den thätigsten Mitarbeitern der Philosophical Transactions, und er lieferte diesen bis zum Jahre 1717 mehr als 20 Abhandlungen, welche gewöhnlich merkwürdige Gegenstände betreffen, die ihm aus fernen Gegenden und Ländern zugesendet worden waren. Unter diesen Abhandlungen dürfte jedoch nur eine vorzüglich hervorzuheben sein, welche sich unter dem Titel: Some attempts made to prove, that herbs of the same make or class, for the generality, have the like virtue and tendency to work the same effects im 21. Bande der Philosophical Transactions, Nr. 253. p. 289—292 findet. Die hier ausgesprochene Idee ist nicht Petivern eigenthümlich, sondern er hat sie wahrscheinlich von Cäsalpinus entnommen, da sie sich bereits in einer Abhandlung des um die Botanik so hochverdienten tübinger Professors, Rudolph Jac. Camerarius, vom Jahre 1699 findet; er hat sie nur auf die Umbelliferen, Cruciferen und Labieen ausgedehnt, weshalb er nur als ihr Erweiterer, Linné dagegen als ihr Vollender betrachtet werden muß. Blair trat als Gegner dieser Idee auf, man findet die, in dieser Hinsicht geführten Streitschriften in dessen Miscellaneous Observations. Eine weitere Anführung von Petiver's Schriften wird man in der hierher gehörigen Anmerkung finden [4]).

---

3) Obgleich ihm die Originale zum Abzeichnen meist zu Gebote standen, so fand es Petiver doch sehr häufig bequemer, bei seinen Kupfern die Kupferwerke anderer, selbst die seines Gegners Plukenet zu Grunde zu legen, woraus zahlreiche Irrthümer entstanden. Wegen der Art und Weise, wie die Gegenstände auf den Kupfertafeln durch einander geworfen worden sind, hat man die den mantuanischen Apotheker betreffenden Verse Shakspear's:

— in his needy shop a tortoise hung,
An alligator stuff'd and others skins
Of ill-shap'd fishes; etc.

auf Petivern scherzhafter Weise, obwol nicht ganz mit Unrecht, angewendet. 4) Der erste Band dieser Gesammtausgabe von Petiver's Werken enthält das Gazophylacium mit bis auf 156 Nummern vermehrten Kupfertafeln. Nur wenige Zeichnungen sind nach den Originalen verfertigt, sondern Bonanni, Plumier, Pona, Merian, Rumphius und andere sind, und zwar oft nicht zum Besten,

Im J. 1764 erschienen Petiver's sämmtliche Werke unter dem Titel: *Jacobi Petiveri* Opera [5]) (London in drei Foliobänden) [6]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETIVERIA. So nannte Plumier zu Ehren des londoner Apothekers Jacob Petiver (gest. 1718), welcher eine große Menge neuer Pflanzen bekannt machte (seine Schriften: Gazophylacium, Museum, Hortus siccus pharmaceuticus und in den Philosophical transactions sind gesammelt unter dem Titel *Petiveri* opera historiam naturalem spectantia. Vol. 1—3 mit 310 Kupfertafeln zu London 1764 in Folio erschienen), eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Phytolacceen, in welcher sie eine besondere kleine Gruppe (von Agardh und Link als eigene Familie betrachtet) bildet. Char. Der Kelch vierblättrig; keine Corolle; acht, sieben oder sechs Staubfäden; vier stehenbleibende, zuletzt zurückgeschlagene, steife Griffel; die Frucht ist ein mit den stehenden Griffeln gekröntes Nüßchen. Die einzige Art, P. alliacea *L.* (*Trew* ic. *Ehret.* t. 67, *Gärtner* de fruct. t. 75, var. P. octandra *Jacquin* stirp. amer. 201, *Plumier* gen. 50. ic. 219) ist ein westindisches Staudengewächs mit straffen, feinbehaarten Zweigen, abwechselnden, eiförmigen, unbehaarten Blättern und endständigen, blaßgrünen Blüthenähren. Das ganze Gewächs hat einen sehr starken Lauchgeruch und wird in Amerika sowol als fieberwidriges, diaphoretisches und diuretisches, auch anthelminthisches Heilmittel, als um Wollenzeuche gegen Motten zu schützen, gebraucht. Das Kauen der Wurzel soll gegen Zahnweh helfen. (*A. Sprengel.*)

PETKUM, ostfriesische Herrlichkeit und Dorf. 1) Die Herrlichkeit Petkum, zwischen Oldersum und Emden, an der Ems, welche hier eine Breite von ungefähr 300 Ruthen hat. Der Flächenraum dieser kleinen, vom Amte Aurich, von Oldersum, der Ems und dem Amte Emden umgrenzten Herrlichkeit beträgt nur $^{2}/_{5}$ □ Meilen, besteht aber aus einem in früheren Zeiten von der Ems angeschwemmten fruchtbaren Marschboden, der sich zur Cultur aller Getreidearten, auch des Rapsamens, eignet. Sie zählt gegen 500 Einwohner, die sich größtentheils vom Ackerbau und von der Viehzucht nähren.

Als zu Ende des 13. Jahrh. der friesische Bund oder die Republik der sieben Seelande, bestehend aus den niederländischen Provinzen Friesland und Groningen, dem jetzigen Ostfriesland, Jeverland, Butjadingerland und Stadtland (Stedingerland) sich auflöste und überall einzelne Mächtigere als Beherrscher einzelner Districte unter dem Namen von Häuptlingen (Hovetlingen) sich aufwarfen, bekam auch Petkum einen solchen Herrn. Wer der erste dieser petkumer Häuptlinge gewesen, läßt sich aus Mangel historischer Nachrichten nicht angeben. Nach der von dem ostfriesischen Historiographen Wiarda [1]) mitgetheilten genealogischen Tafel der Häuptlinge von Emden wird erst im 15. Jahrh. ein Urenkel des Wiard Abdena, Propsten und Drosten von Emden, welcher um 1312 lebte, Namens Emiko Abdena, als Häuptling von Petkum genannt. Wie dieser zum Besitze dieser Herrlichkeit gelangte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich erbeutete er sie in einer Fehde gegen dessen Vorbesitzer, da sein Vater Frerich Abdena, Propst zu Emden, noch nicht als Häuptling von Petkum genannt wird. Unter seinen Nachkommen zeichnete sich sein Enkel Gerd (1450) durch seine Kühnheit und durch seinen trotzigen Muth aus. Er wagte es nämlich, dem mächtigen Häuptling Wiard von Uphusen und Oldersum, der ihm die Obergerichtsbarkeit über Petkum streitig machen wollte, den Fehdehandschuh zuzuwerfen, und zwang denselben, unter Vermittelung des Grafen Ulrich, des Häuptlings Sibet von Esens und einiger Geistlichen zu einem Vergleich (1461), worin bestimmt wurde, daß Gerd und seine Nachkommen die Re-

copirt worden, letztere besonders bei den Amboynamuscheln, der erste bei den Muscheln überhaupt. Dieser Band enthält auch die bereits erwähnte Abhandlung: Some attempts; wenn wir nicht irren, auch die Petiveriana seu Naturae collectanea domi forisque auctori communicata, sowie eine Beleuchtung von Ray's System, soweit es die englischen Pflanzen angeht. Den zweiten Band zeichnen vorzüglich 72 Kupfertafeln aus, deren jede in zwölf Figuren englische Pflanzen nach der ersten und zweiten Ausgabe von Ray's Synopsis geordnet und benannt, enthält. Diese Tafeln, obgleich sie ebenfalls unvollendet, denn sie endigen mit Cuscata (*Ray*, Syn. ed. 2. 282), auch nicht fehlerfrei sind, haben dennoch ihren Werth, in sofern sie zeigen, welche von Ray's Pflanzen seinen Zeitgenossen bekannt waren und, wie aus der Flora Britannica hervorgeht, zur Entscheidung manches wichtigen Zweifels beitrugen. Auf diese 72 Kupfertafeln folgen a) vier Kupfertafeln, welche nützliche peruanische von Feuillée und zwei Tafeln, welche nützliche, hauptsächlich von Pomet copirte Medicinalpflanzen darstellen; b) fünf Tafeln mit im Meer sich findenden Thieren und Pflanzen und italienischen Gräsern, bei welchen Boccone, Barrelier und Andere zu Grunde gelegt sind; c) zwei Tafeln mit Ägyptischen dem Prosper Alpinus entnommenen Pflanzen; d) 20 Kupfertafeln, welche zu der Abhandlung gehören, die den Titel führt: Pterigraphia americana, continens plus quam cccc filicum variarum specierum und zum ersten Male 1712 zu London in Folio erschien; 17 dieser Tafeln enthalten Plumier's Filices und einige Fungi, und diese citirt Linné in seiner species Plantarum, drei dagegen Producte des Meeres, z. B. Algen; e) sechs Tafeln mit englischen Schmetterlingen, welche die Kupfer dieses Bandes beschließen. Sie werden von Erklärungsverzeichnissen und verschiedenen anderen Schriften begleitet, die größtentheils Originaldrucke sind, sodaß man annehmen muß, daß sie seit ihrem ersten Erscheinen bis zur Herausgabe und Einverleibung in die Gesammtausgabe in irgend einem Buchladen ungenutzt gelegen haben. Zu den besten Theilen dieser letzten Ausgabe gehört die 1716 zum ersten Male in Folio erschienene Concordia Graminum, Muscorum, Fungorum Submarinorum etc. Britannicorum, welche nicht nur von englischen Schriftstellern, sondern auch von Linné häufig citirt wird. Das Botanicum Anglicum, sowie den Hortus Siccus Chirurgicus und Pharmaceuticus übergehen wir, da sie eigentlich nichts sind als Zettel, deren Zweck war, sie, gleich einigen ähnlichen Veröffentlichungen Ehrhart's und Dickson's, getrockneten und für den Verkauf bestimmten Kräutern bezugeben.

5) Der Preis dieser Ausgabe, welche auch die mehrerwähnten Listen und Verzeichnisse, soweit man ihrer hat habhaft werden können, enthält, beträgt für die einfache Ausgabe 6, für die mit colorirten Insekten, welche für die beste gilt, 7, für die mit totalen Colorirungen 20 Guineas. 6) Vergl. Pulteney's Sketches of Botany. Petiver's eigene und Alb. Haller's Werke, Bibl. univ., *A. Rees*, Cyclopaedia. Vol. XXVII. Wir müssen hier bemerken, daß Haller wahrscheinlich nur eine unvollständige Ausgabe von Petiver's Werken besaß, woraus sich mancher Tadel erklärt, welchen er ihm macht, wie dies z. B. hinsichtlich der peruanischen Rinde der Fall ist.

1) Ostfriesische Gesch. 1. Bd. Taf. 8.

gierung über Petkum behalten, diese dagegen an Wiard und dessen Erben jährlich eine gewisse Anzahl Kühe aufbringen sollten [2]. Durch seine Gemahlin Okka Kankena war er mit der damals mächtigen Dynasten-Familie von Kankena, Herrn von Dornum, Esens, Stedesdorf und Wittmund parentirt. Er scheint jedoch kinderlos verstorben zu sein und den Sohn seines Schwagers, Hero Mauritz Kankena von Dornum (gest. 1504), Namens Hicko Kankena, zum Erben seiner Herrlichkeit eingesetzt zu haben. Dieser wird wenigstens unter den Häuptlingen von Petkum mit aufgeführt [3]). Allein auch dieser starb ohne Kinder (1554), worauf die Herrlichkeit auf den Sohn seiner Schwester Hisa Kankena, Gemahlin des Bolo Ripperda von Farmsum, Namens Hajo Ripperda, vererbte, sodaß dieser Letztere nun Häuptling von Farmsum, Petkum, Dornum und Dam war, und unter den ostfriesischen Dynasten bereits einen nicht unbedeutenden Rang einnahm. Diesen behauptete er um soviel mehr, da er mütterlicher Seits von dem berühmten Fokko Ukena, Häuptling von Leer, abstammte, indem seine Urgroßmutter, Ulske, mit Uniko Ripperda von Farmsum vermählt, Fokko Ukena's Tochter war. In der weiblichen Linie sind die Nachkommen dieses Hajo Ripperda noch jetzt Besitzer dieser Herrlichkeit. Denn sein Enkel Bolo starb 1680 ohne Erben, worauf dessen Schwester Maria (gest. 1690) ihren Vetter Peter Hieronymus Ripperda zum Erben einsetzte. Da auch dieser 1724 ohne Kinder verstarb, so kam per testamentum desselben die Herrschaft auf seine Schwester Anna Maria, Gemahlin des Freiherrn Assuerus von Tork zu Rosendal in der holländischen Provinz Gelderland. Ein Enkel dieses Letzteren und dessen an den Herrn von Pallandt vermählte Schwester sind die gegenwärtigen Besitzer von Petkum.

2) Das Dorf Petkum, ziemlich groß und hübsch, hart an der Ems, mit einem Syhl (Seeschleuse) und einem kleinen Hafen [4]). Die Häuser sind durchgängig gut gebaut und zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Das bedeutendste Gebäude ist die Kirche, die, dem Anschein nach, in der vorprotestantischen Zeit erbaut, jedoch gut erhalten ist. Der östliche Theil derselben, das Chor, hat eine ziemliche Höhe, ist am Ende halbcirkelförmig gebaut, mit Strebepfeilern versehen und nimmt sich nicht übel aus. Aus dem spitzigen Schieferdach ragt eine hohe Dachspitze hervor. Das Schiff der Kirche ist niedriger und der westliche Theil derselben im J. 1750 neu aufgeführt, jedoch ganz im Styl des alten, stehen gebliebenen Stücks. An der Nordwestecke desselben steht ein, in späteren Jahren erbauter, Glockenthurm von mäßiger Höhe und einer gefälligen Form, mit blauen Ziegeln gedeckt. Nicht weit von der Kirche, in der Nähe des Deichs, steht das Herrenhaus, ein ansehnliches Gebäude, aus dessen oberem Stock man eine reizende Aussicht auf die Ems und grade über die Ems nach dem Heinitz- und Landschaftspolder, rechts über den Dollart nach der jenseitigen holländischen Küste hat. Die alte Burg, der vormalige Sitz der alten Häuptlinge von Petkum, die sogar einen Anfall der Geldrischen (1533) aushalten konnte, in späteren Zeiten aber verfiel, ward 1817 abgebrochen, jedoch früher schon (1790) wurde das erwähnte, von dem Rentmeister des Barons von Tork bewohnte Herrenhaus erbaut. Im Dorfe steht außerdem auch noch eine Kornmühle. Die Einwohner der Herrlichkeit bekennen sich zur Lutherischen Confession, jedoch befinden sich darin mehre reformirte Familien. Zu dem Kirchspiele Petkum gehört übrigens noch Petkumer Mönk, aus einigen Bauerhöfen am Deich bestehend, einer alten Sage nach früher ein Kloster, welches man nach der Localität auch wol annehmen darf, und Petkumer Hamrich mit mehren Höfen. Durch Petkum führt die Heerstraße von Emden nach Leer, die dem Orte eine besondere Lebhaftigkeit gibt. (*D. Rud. Christoph Güttermann.*)

PETLAD, Stadt in dem zur vorderindischen Provinz Guzurate (Gujerate) gehörigen und unter der Herrschaft des Guicowars stehenden Districte Cherrotee (ti). Sie liegt unter 22° 21′ nördl. Br. und 90° 22′ östl. L. nordöstlich von Cambai, treibt einigen Handel und wird hauptsächlich von der Oberskaste bewohnt. (*Fischer.*)

PETLANDSFIÖRDR (Altnordische Geographie und Geschichte), jetzt PETLANDSFIRTH, hieß der Meerbusen zwischen Catanas (Caithnes) in Schottland und den Orkneyar (Orkneys). Mitten in demselben liegt die Insel Stroma (Straumey, Strömö, Strömungs-Erland), und im Osten von Pentland Scheeren. Dazu noch ein Malstrom oder Meerstrudel im Petlandsfiördr selbst, und dieser ist daher gefährlich zu durchsegeln, und den im Westen Seefahrten übenden Nordmannen oft nicht fahrbar, oder wenn sie ihn durchsegelten, ein merkwürdiges Ereigniß [1]). In ihm war die berühmte Seeschlacht zwischen den orkneyischen Jarlen Rögnwald Brusason und Thorsinr [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

Petobio, s. Petovio.

PETONG, PE-TUNG nennen die Chinesen das bei ihnen gebräuchliche, sogenannte weiße Kupfer, welches sie zu verschiedenen Haus- und anderen Geräthen verarbeiten und früherhin auch zu einer Münze verwand-

2) Wiarda, Ostfriesische Gesch. 2. Bd. S. 63. *Emmius* Rerum frisicar. historia. p. 368. 3) Wiarda, Ostfr. Gesch. 1. Bd. Genealogische Tafel 13. 4) Der Name Petkum soll, nach Jacob Isebrand Hartenroht (Oooetfriesche Oorspronkelykheden. S. 708) von Bettechum oder Betchum entstanden sein, indem in frühern Zeiten das b in p und ch in k überging. Somit bedeutete der Name Petkum soviel als Bethaus (Kapelle), weil chum oder kum, oder chem oder hem (davon noch heim) in der alten friesischen Sprache Haus heißt.

1) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 280. Olafs Saga Tryggvasonar. Cap. 52 in der großen Ausg. der Heimskringla. 1. Bd. S. 248. Olafs Saga Helga. Cap. 195. 2. Bd. S. 321. Hákonar Saga Hákonar-Sonar. Cap. 319. 5. Bd. S. 361. Cap. 327. S. 376. Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 200. 5. Bd. S. 33. 141. 10. Bd. S. 125. 145. 2) Saga af Magnúsi Gódha. Cap. 37, in der großen Ausg. der Heimskringla. 3. Bd. S. 50, wo von Rögnwald Brusason und Thorsinr bemerkt wird, sie hatten große Schlacht im Petlandsfiördr. In der Orkneyinga-Saga (S. 64) wird die Schlacht bei Raudhaberg (Rothfelsen, Rothenstein) genannt, wie man vermuthet, ist es das jetzige Cap Dunnet (von dun, braun) auf der nördlichen Seite von Katanes (Caithnes) in Schottland. Vergl. Geografisk Register im 12. Band der Oldnordiske Sagaer. S. 272. 299. Über die Ereignisse, welche jene Seeschlacht herbeiführten, s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 397.

beten, welche die Numismatiker Petchuen, Petong, Petum nennen, obgleich sie wahrscheinlich ebenfalls Pe-tung geheißen haben mag, da dies, wie bemerkt, der Name der Metallcomposition ist, aus welcher sie geschlagen wurde. Diese Münze war in sehr frühen Zeiten und, wie es scheint, bereits vor Christi Geburt in China gebräuchlich und erhielt sich vielleicht bis zur oder wenigstens bis in die Nähe der Mandschudynastie [1]). Von Gulden- oder Thalergröße trug der Petong mehre, jetzt unlesbare Schriftzeichen und Thierbilder, namentlich Drachenbilder (s. *Hager*, Med. Chin. p. 26), welche letzteren in China als Sinnbilder des für dieses Land hochwichtigen Wassers, besonders der Flüsse gelten, und hatte vier Löcher, vermittels welcher man diese Münzen zum Gebrauch aufreihete. Was nun das eigentliche Pe-tung oder weiße Kupfer der Chinesen selbst anbetrifft, so hat dieses ein sehr dichtes Korn, Silberglanz, nimmt eine feine Politur an und besteht aus einer Zusammensetzung oder Mischung von Kupfer, Zink und etwas Silber, doch hat man in einigen Pe-tungsorten auch ein wenig Eisen und Nickel gefunden. Diese letztere Sorte ist aber wol mehr Packfong oder Tutanego, wie Czelechowský in seinem 1841 zu Wien in einem Bande erschienenen chemischen Wörterbuche das letztere Wort schreibt, und worin es S. 318 heißt: Die Bestandtheile des Tutanego hat man mit 40,4 Kupfer, 25,4 Zink, 31,0 Nickel und 2,6 Eisen gefunden. Denn über die Mischungsverhältnisse, welche die Chinesen bei der Pe-tungbereitung befolgen, wissen wir wenig, und nur soviel geht aus Staunton und Davis hervor, daß das Zink, in der chinesischen Handelssprache Tu-te-nag genannt, dabei eine Hauptrolle spielt. Bei dem erstgenannten Schriftsteller heißt es von diesem Zink: „Tu-te-nag ist, eigentlich gesprochen, aus reichem Erz (ore) oder Galmei gezogenes Zink. Das Erz wird zu Pulver gestoßen, mit Kohlenstaub vermischt und in irdenen Gefäßen über ein schwaches Feuer gestellt, welches das Metall in Dunstgestalt in einen gewöhnlichen Destillirapparat treibt, worauf Wasserverdichtung erfolgt. Das Galmei, aus welchem Zink auf diese Weise gezogen wird, enthält wenig Eisen und durchaus kein Blei oder Arsenik, welche in dem europäischen Galmei so gewöhnlich sind und welche fremdartigen Substanzen dazu beitragen, die durch sie bewirkten Zusammensetzungen zu färben und es zu verhindern, daß sie eine so feine Politur annehmen, wie das chinesische Pe-tung [2]). Über die Art nun, wie man wenigstens in Canton mit diesem Zinke verfuhr, um durch dasselbe Pe-tung zu bereiten, hörte D. Gillan, welcher sich 1792 im Gesandtschaftsgefolge des Lord Macartney befand, in der genannten Stadt, wie Staunton ebenfalls berichtet, Folgendes. Man schlug Kupfer in möglichst dünne Platten, worin die Chinesen nach Davis eine besondere Fertigkeit besitzen, und machte jene über einem so verstärkten Feuer, daß sie durch dasselbe beinahe bis zum Schmelzen erweicht wurden, rothglühend (red-hot). In diesem Zustande hing man sie in den Dunst des reinsten, in einem Sublimirgefäße über ein starkes Feuer gestellten Zinks und dieser Dunst durchdrang dann die erhitzten Platten in einem solchen Grade, daß er bei folgender Schmelzung weder verflüchtigt, noch calcinirt wurde, sondern fest mit demselben vereinigt blieb. Hierauf ließ man die Masse erkalten und diese erhielt einen helleren Glanz und ein dichteres Korn, als das auf europäische Art bereitete, weiße Kupfer. Davis scheint, was er über die Pe-tungbereitung selbst sagt, Staunton's Berichte genau gefolgt zu sein, und wir entnehmen ihm daher nur folgende Stelle, in welcher er von der Verwendung des Pe-tungs handelt. „Es ist," sagt er, „ziemlich dehnbar und dazu geeignet, es zu Kästchen, Schüsseln und verschiedenen anderen Utensilien verarbeiten zu können. Eine der sonderbarsten Anwendungen, die sie (die Chinesen) davon machen, geschieht bei der Fabrication gewisser Theekannen. Diese Theekannen sind von Thon und der Deckel ist von Metall; der Henkel und Schnabel sind in der Regel von dem Steine, den man Nierenstein nennt; die Seiten sind gewöhnlich mit Inschriften und der Metalldeckel mit Devisen verziert." Eine Abbildung macht eine solche Theekanne anschaulich. Man vergl. d. Art. Kupfer, weisses und Pakfong [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETORCA, kleine Stadt der Provinz Aconcagua im nördlichen Chile, 27 geogr. Meil. nördlich von Santjago, 25 Meil. von Quillota, 35 Meil. von Valparaiso, 15 Meil. von Aconcagua, an einem niedrigen und dürren Ausläufer der Andenkette gelegen, unter 31° 50′ südl. Br. Die Bevölkerung der armselig gebauten Stadt beträgt gegen 1000 Seelen, und ernährt sich meist vom Bergbaue. Die Gegend umher ist wasserarm und unfruchtbar, jedoch mit der chilenischen Palme (Jubáa) bedeckt, aus deren Safte (des Stammes) man durch Eindickung sogenannten Palmenhonig gewinnt. Ehedem galten die Goldbergwerke um Petorca für die reichsten des Landes, ältere Schriftsteller über Chile vergessen nie ihrer zu gedenken. Sie sind gegenwärtig sehr erschöpft, und da

1) Durch die Mandschudynastie kam eine Münze auf, welche Tschen genannt wurde, sie ist nach Davis aus Kupfer, Zink und wahrscheinlich etwas Blei (also aus einer Art von Pe-tung) zusammengesetzt und nicht den zehnten Theil eines Penny werth. Auf der einen Seite zeigt sie Namen und Titel des regierenden Kaisers nebst zwei Worten, welche soviel als laufender Werth bedeuten. Auf der Rückseite des Tschen steht eine tatarische Inschrift und in der Mitte derselben ist ein Loch befindlich, vermittels dessen man diese Münzen hundertweise zusammenreihet. Davis gibt (S. 351 der Übersetzung) eine Abbildung dieser Münze, welche, wie man sieht, die auffallendste Ähnlichkeit mit der im Texte erwähnten hat, sodaß man beide, der Hauptsache nach, für identisch halten kann. 2) Tu-te-nag is properly speaking, zinc extracted from a rich ore or calamine; the ore is powdered and mixed with charcoal dust and placed in earthen jars over a slow fire, by means of which the metal rises in the form of vapour in a common distilling apparatus and afterwards is condensed in water. The calamine, from whence this zinc is thus extracted contains very little iron and no lead or arsenic, so common in the calamine of Europe and which extraneous substances contribute to tarnish the compositions made of it and prevent them from taking so fine a polish as the pe-tung of the Chinese.

3) Vergl. *George Staunton*, An authentic Account of an Embassy from the king of Great Britain to the Emperor of China etc. (London MDCCXCVII. p. 540. 541.) China etc. von J. F. Davis, teutsch von Wesenfeld, 2. Theil. S. 198 fg.

sie eigentlich nur Seifen waren, so ist es sehr ungewiß, ob man bei fernerem Baue Erfolg haben werde. Die Menge des gewonnenen Metalls wird jetzt auf ungefähr 60,000 Pesos angegeben. (*Poeppig.*)

PETOSIRIS, ein Ägyptischer Priester und Astronom, dessen Manethon [1]) und Plinius [2]) erwähnen. Manethon nennt ihn seinen Freund und überschüttet ihn mit Lob, ohne bestimmtere Nachrichten über ihn zu geben. Plinius sagt: Aegyptia ratio, quam Petosiris et Necepsos ostendere, singulas partes [3]) in lunari circulo, ut dictum est, minimo, triginta tribus stadiis paulo amplius patere colligit; in Saturni amplissimo duplum [also 66 Stadien]; in Solis, quem medium esse diximus, utriusque mensurae dimidium [also $\frac{33+66}{2}$ $= 49\frac{1}{2}$ Stadien]: quae computatio plurimum habet pudoris, quoniam ad Saturni circulum, addito signiferi ipsius intervallo, innumerabilis multiplicatio efficitur. Die Urheber dieser Berechnung setzten also die Erde in die Mitte der Planetenbahnen, welche sie als Kreise ansahen. Wie diese Astronomen die Länge der einzelnen Grade in Stadien ausgedrückt gefunden haben, sagt Plinius nicht; dagegen zeigen seine Angaben, daß die Ägypter dem Kreise des Mondes $33 . 360 = 11880$, dem der Sonne $49\frac{1}{2} \times 360 = 17820$, dem des Saturns 23760 Stadien zuschrieben, woraus sich nun die Halbmesser dieser Bahnen berechnen lassen. Hiernach haben die Ägyptischen Astronomen den Abstand von der Erde für den Mond auf 1980, für die Sonne auf 2970, für den Saturn auf 3960 Stadien geschätzt; Angaben, welche schon Plinius als höchst unrichtig erkennt, und welche sehr geeignet sind, die hohe Meinung herabzustimmen, die Bailly und einige Andere von der Ägyptischen Astronomie hegen. (*Gartz.*)

PETOUNÉ. 1) P. Hotun, Stadt in dem zur chinesischen Tatarei gehörigen Gouvernement Kerin-Oube, welche unter 45° 15′ nördl. Br. und 124° 34′ östl. L. (n. d. Merid. v. Grenwich) liegend, 485 englische Meilen in nordöstlicher Richtung von Peking entfernt ist; 2) P., Kianen, Hafen der chinesischen Tatarei, neun englische M. nordwestlich von der ebengenannten Stadt gelegen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETOVIO (auch PÖTOVIO, Ποτόβιον, POTOVIUM und PETOBIO genannt), eine alte Stadt, welche von Einigen nach Noricum, von Anderen nach Pannonien versetzt wird. Als der Krieg zwischen Vespasianus und Vitellius begonnen worden, versammelten sich die Heerführer des Ersteren (als dieser noch nicht mit der Hauptmasse seines Heeres herangekommen) zu Petovio, dem Winterquartier der 13. Legion, um sich hier über den Kriegsplan und die vorzunehmenden Operationen zu berathen, woraus erhellt, daß diese Stadt nicht ohne Bedeutung war (*Tacit.* Histor. III, 1). Ammianus Marcell. (XIV. c. 37) nennt die Stadt eine norische; Ptolemäos hingegen (II, 15) eine pannonische. Die Tab. *Peuting.* (Tab. IV, c. Ind. p. 58 ed. *Conr. Mannert*) nennt sie Petavione und setzt sie in das Gebiet von Noricum. Auch wird sie im Itiner. *Antonini* erwähnt. Höchst wahrscheinlich ist das heutige Pettau an der Drau für ein Residuum des alten Petovio zu halten. Das uralte große Bergschloß Ober-Pettau mochte zur Zeit der Römer ein festes Castell sein. Man findet hier eine bedeutende Sammlung von römischen Denkmälern. Vergl. Franz Tschischka, Kunst und Alterthum im österreichischen Kaiserstaate. S. 165. (Wien 1836.) (*Krause.*)

1) apud *Euseb.* Chron. I. 2) Hist. Nat. II, 23. 3) Partes nennt Plinius die Grade des Kreisumrings.

Petr Steypir, s. hinter Petrowitsch.

PETRA, im Alterthume der Name von sieben Städten, die wir hier an einander reihen.

1) Petra, griech. ἡ Πέτρα, auch αἱ Πέτραι, hebr. הַסֶּלַע, Sela, d. i. der Fels (in dem Sinne einer Felsenstadt), war in alter Zeit die Hauptstadt der Edomiter, wie aus 2 Kön. 14, 7 erhellt, wo von dem judäischen König Amazja erzählt wird: „Er schlug die Edomiter im Salzthale (am Südende des todten Meeres), 10,000 Mann, und eroberte Sela im Streit, und nannte ihren Namen Joktheel bis auf diesen Tag." Dieser letztere Name יָקְתְאֵל bedeutet „die von Gott unterjochte," und kommt für Petra sonst nicht weiter vor; doch führte eine Stadt im Gebiet von Juda denselben Namen (Jos. 15, 38). Noch wird Sela in der Bibel erwähnt (Jes. 16, 1), wonach es im temporären Besitze der Moabiter gewesen, oder doch von ihnen besucht worden zu sein scheint (s. bes. Gesenius z. d. St.); ferner als Beispiel einer Felsenstadt (Jes. 42, 11), und als ein Punkt, bis in dessen Nähe das Gebiet der Amoriter zu Zeiten reichte (Richt. 1, 36). Doch wollen Andere das Wort in den beiden letzteren Stellen als Appellativum fassen und durch „Fels" übersetzen. Endlich findet sich auch eine Hindeutung auf diese Edomitische Stadt in der Schilderung des hohen Felsennestes (Obadj. V. 3. 4. Jerem. 49, 16). Um das Jahr 300 vor Chr. bis um 200 nach Chr. Geb. war der Ort unter dem Namen Petra in den Händen der Nabatäer ein wichtiger Handelsplatz. Bald nach Alexander des Großen Tode unternahm Antigonus, nachdem er Syrien und Phönicien erobert hatte, zwei Kriegszüge gegen die Nabatäer. An die Spitze des ersten stellte er den Athenäus, der, nach einem Marsche von drei Mal 24 Stunden von Idumäa, d. h. (nach damaligem Sprachgebrauch) von dem Süden Palästina's aus, Petra überfiel, als ein großer Theil der Einwohner grade zu einem benachbarten Markte gegangen war. Er führte in kürzester Zeit eine Menge Silber und Waaren, insbesondere Weihrauch und Myrrhen fort. Aber die Nabatäer verfolgten ihn, überfielen sein Lager, und rieben sein Heer auf [1]). Nächstdem schickte Antigonus seinen eigenen Sohn, Demetrius, mit einem neuen Heere ab. Dieser fand aber die Nabatäer vorbereitet. Sie hatten ihre Heerden in die Wüste geschickt und sich mit ihren Schätzen in die Felsenstadt Petra geworfen, zu welcher, wie Diodor bei dieser Gelegenheit bemerkt, „nur ein einziger, durch Menschenhände gemachter, Zugang" führte. Nachdem eine Zeit lang ohne entscheidenden Erfolg gekämpft worden, ließ sich De-

1) *Diod. Sic.* XIX, 94. 95.

metrius durch Geschenke abfinden und kehrte zurück [2]). Unter Augustus war, wie Strabo berichtet, Petra die Hauptstadt der Nabatäer; wie es scheint, stand sie schon damals unter römischem Einfluß. Er sagt, die Stadt sei von Felsen umschlossen, habe aber reichliche Quellen. Strabo's Freund, der Philosoph Athenodoros, hatte Petra besucht, und erzählte mit Verwunderung, daß er dort viele Römer und andere Fremde ansässig gefunden habe; auch rühmte er die friedlichen und geordneten Verhältnisse der Eingebornen unter einander im Gegensatz der Streitsucht jener Fremden [3]). Der Geschichtschreiber Josephus in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts erwähnt Petra häufig als die Residenz eines Königs von Arabia Petraea, welcher Name von dem der Stadt entlehnt scheint. Dieses petrāische Königthum unter den Nabatäern scheint etwa 200 Jahre vor Chr. Geb. seinen Anfang gehabt zu haben. Zuerst wird ein König Aretas (d. i. arab. Hârith, حارث) erwähnt als Zeitgenosse des Antiochus Epiphanes kurz vor der Zeit der Makkabäer, um 166 vor Chr. Geb. [4]). Alexander Jannäus focht unglücklich gegen einen König Obodas von Petra um 93 vor Chr. Geb. (*Joseph.* Arch. XIII, 13, 5. Jüd. Kr. I, 4, 4.) In den nächsten Jahren wurde ein petrāischer König, Aretas, König von Damask (*Joseph.* Arch. XIII, 15, 2. Jüd. Kr. I, 4, 8). Im J. 63 vor Chr. Geb. drang Scaurus bis Petra vor und schloß Frieden mit Aretas (*Joseph.* Arch. XIV, 5, 1. *Dio Cass.* XXXVII, 15). In den ersten Jahren Herodes des Großen war ein Malchus (d. i. arab. Malik) König (*Joseph.* Arch. XV, 6, 2). Zur Zeit, wo Älius Gallus auf Befehl des Augustus seine abenteuerliche Expedition gegen Arabien unternahm, war wieder ein Obodas König der Nabatäer, der aber alle Gewalt seinem Günstling Syllāus überließ (*Strab.* XVI, 4, 23). Sein Nachfolger hieß Äneas, nahm aber den Namen Aretas an. Augustus bestätigte ihn (*Joseph.* Arch. XVI, 9, 4. XVII, 3, 2). Später ist wieder die Rede von einem arabischen König Aretas, dessen Tochter Herodes Antipas ehelichte, aber wieder verstieß, um die Herodias zu heirathen, welcher Schritt ihm die Rüge Johannis des Täufers zuzog (Matth. 14, 3. Marc. 6, 17. Luc. 3, 19. *Joseph.* Arch. XVIII, 5, 1). Dies ist der Aretas, der nach 2 Korinth. 11, 32 die Stadt Damaskus eine Zeit lang inne hatte. Weiterhin erfahren wir, daß unter Kaiser Trajan um das Jahr 105 dieses arabische Königreich von dem Statthalter Syriens, Cornelius Palma, erobert und dem römischen Reiche einverleibt wurde [5]). Hadrian scheint die Stadt mit Privilegien bedacht zu haben, denn man findet auf einigen ihrer Münzen die Legende *Ἀδριάνη Πέτρα Μητρόπολις*. Andere Münzen tragen den Namen des Marc Aurel und Verus, des Septimius Severus, des Geta [6]).

Während der Römerherrschaft scheint sich der Handel von Petra, geschützt und unterstützt durch Anlegung von Straßen und Militairstationen, nicht blos erhalten, sondern auch noch gehoben zu haben. Noch heute finden sich Spuren dieser alten Straßen und einzelne römische Meilensteine [7]). Seit Anfang des 5. Jahrh. gehörte Petra zu Palaestina tertia und war ein christlicher Metropolitansitz unter dem Patriarchat von Jerusalem, wenigstens bis in die Mitte des 6. Jahrh., wie die kirchlichen Notitiä und Concilienacten dieser Zeit ausweisen [8]). Seit Eroberung dieser Länder durch die Muhammedaner um 630 wurde das Christenthum daselbst zwar nicht sogleich verdrängt, denn die Christen zahlten hier gewiß wie anderwärts nur ihren Tribut an die Eroberer; aber allmälig ist dort der Islam zur alleinherrschenden Religion geworden, sodaß wir bei den Schriftstellern zur Zeit der Kreuzzüge nichts von einer dortigen christlichen Bevölkerung erwähnt finden.

Mit dem Verschwinden der griechisch- und römisch-christlichen Bevölkerung der Stadt scheint auch der griechische Name derselben, Petra, in Vergessenheit gerathen zu sein. Petra war die griechische Übersetzung der alten hebräischen und wol auch Edomitischen Benennung Sela. Aber nicht diesen alten Namen sehen wir nach Verdrängung des griechischen wieder auftauchen, wie das bei so vielen Ortschaften Palästina's und Syriens unter ähnlichen Umständen der Fall war, sondern es tritt an dessen Stelle der Name des Thales, in welchem die Stadt lag, ein Name, der den Ort mit der biblischen Geschichte in Zusammenhang bringt, nämlich „Vallis Moysi" bei den Kreuzfahrern, und Wâdi Mûsa وادى موسى, d. i. das Thal des Mose, bei den Arabern. Unter König Balduin I. wurde zuerst im J. 1100 ein Kriegszug in diese Gegend unternommen. Man gelangte von Hebron aus um die Südspitze des todten Meeres, bei Segor, d. i. Zoar, vorbei, in fünf beschwerlichen Tagemärschen nach „Vallis Moysi," und kehrte nach dreitägigem Aufenthalt über Hebron nach Jerusalem zurück [9]). Eine nähere Verbindung mit jener Gegend führte wol etwas später die Erbauung der beiden Festungen Schobek und Kerak herbei, wodurch die Macht der Lateiner nach dieser Seite hin bedeutend erweitert wurde [10]). Der Name Vallis Moysi kommt zur Zeit Balduin's III. um 1144 wieder vor als Name einer Burg, welche im Besitz der Franken gewesen, aber von den Sarazenen erobert worden war. Balduin belagerte diese Burg mehre Tage, ohne etwas auszurichten, und nur erst, als er anfing, die vielen schönen Ölbäume der Umgegend zerstören zu lassen, wurde sie ihm übergeben. Die Benennung „Thal des Mose" knüpft sich aber an die freilich ganz irrige Sage, daß hier der Ort gewesen, wo Mose das Wasser aus dem Felsen

2) *Diod. Sic.* XIX, 96–98. 3) *Strab.* XVI, 4, 21. 4) 2 Makk. 5, 8. 5) *Dio Cass.* LXVIII, 14. *Ammian. Marcell.* XIV, 8. Vergl. überhaupt Ritter's Gesch. des petr. Arabiens in den Abhandl. der berl. Akad. v. J. 1824. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 111 fg. 6) *Eckhel*, Doctr. numm. II, 503. *Mionnet*, Descript. des médailles ant. V, 587.

7) Burckhardt, Reisen in Syrien. S. 638 fg. 701 d. übers. Ritter a. a. O. S. 204. Robinson S. 115. Vergl. die Peutinger'sche Tafel. 8) s. *Relandi* Palaestina. p. 214 sq. 926. 933. 9) Gesta Dei per Francos. p. 581. *Wilherm. Tyr.* XVI, 6. Vergl. Wilken's Gesch. d. Kreuzzüge. II. S. 88 fg. 10) s. Wilken a. a. O. II. S. 402 fg. Robinson's Paläst. III, 119 fg.

schlug; und diese Sage scheint sich hinwiederum ganz roh und äußerlich an den altberühmten Namen Petra zu hängen, der ja „Fels" bedeutet, zumal das Thal wirklich von Quellen reichlich bewässert ist. Die Sage findet sich schon bei Eusebius und Hieronymus [11]) im 4. Jahrh., ist also wol unter den dortigen Christen entstanden, und dann zu den Arabern übergegangen. Im Koran wird jenes Wunder des Mose ein paarmal erwähnt [12]), jedoch ohne Bezeichnung der Localität. Der Name „Wadi Musa" ist uns, soviel ich weiß, zuerst in neuerer Zeit durch den Reisenden Seetzen zu Ohren gekommen, der im J. 1807 zu Madara, einem Orte halbwegs zwischen Hebron und Wadi Musa, von den Ruinen des Thales erzählen hörte und sofort auch vermuthete, daß diese Ruinen der alten Stadt Petra angehören möchten [13]). Bei früheren arabischen Schriftstellern ist der Name bisher noch nicht nachgewiesen worden. Unter den mir zugänglichen geographischen Werken der Araber ist nur ein einziges, welches Wadi Musa näher bezeichnet, nämlich das Âthâr el-bilâd von Kaswini (gest. 1283 n. Chr. Geb.), wo die Nachricht steht [14]): „Wadi Musa, südlich von Jerusalem, ein schönes Thal mit vielen Ölbäumen. Mose kam dahin, als er merkte, daß sein Ende nahe; und er nahm den Stein, aus welchem zwölf Quellen sprudeln sollten [15]), und befestigte ihn an einem dortigen Berge. Da strömten zwölf Quellen aus ihm hervor und vertheilten sich nach zwölf Ortschaften, deren jede einem der zwölf Stämme Israel's gehörte. Darauf starb Mose, und der Stein blieb daselbst. Der Kadhi Abu-'l-Hasan 'Ali ben Jusuf erzählt, daß er den Stein dort gesehen, daß derselbe von der Größe eines Ziegenkopfes sei, und daß kein anderer Stein in diesem ganzen Gebirge ihm gleiche."

Burckhardt war der erste europäische Reisende, der bis nach Wadi Musa vordrang, im August des Jahres 1812. Er behauptete die Identität der dortigen Ruinen mit dem alten Petra, und diese Ansicht ist seitdem allgemein angenommen. Veröffentlicht wurde Burckhardt's Annahme zuerst in einem Briefe, datirt aus Kairo vom 12. Sept. 1812, der seinen Travels in Nubia (Lond. 1819) vorgedruckt ist. Aber schon im J. 1818 hatte Karl Ritter (im zweiten Theile der Erdkunde S. 217) auf Grund der Seetzen'schen Berichte die Identität behauptet. Wir wollen hier, ehe wir an die Beschreibung des Terrains und der Ruinen gehen, die Beweise für diese Identität in gedrängter Kürze zusammenstellen, und erst am Schlusse unsers Artikels die muthmaßliche Übertragung des Namens Petra auf einige benachbarte Ortschaften, sowie ein paar andere hierher gehörige Streitfragen berühren. Erstlich stimmt der Charakter der Localität von Wadi Musa vollkommen zu dem, was die Alten von der Lage Petra's berichten. Die Nachricht Strabo's, daß Petra von Felsen umschlossen und reichlich bewässert sei, haben wir schon oben beigebracht; ebenso die des Diodor, wonach die Stadt nur einen einzigen, durch Menschenhände geschaffenen, Zugang hatte, welcher offenbar der unten zu erwähnenden Schlucht es-Sik entspricht. Sehr bezeichnend ist auch die Angabe des Plinius (H. N. VI, 28), wonach Petra in einem Thale lag von etwas weniger als zwei römischen Meilen im Umfang, umgeben von unwegsamen Höhen und von einem Flusse durchströmt. Ferner spricht dafür die Nachbarschaft des Berges Hor, auf welchem Aaron starb. Josephus, Eusebius und Hieronymus reden ausdrücklich davon [16]), sie können keinen andern Berg meinen, als den, der sich im Westen über das Thal Wadi Musa erhebt, und der noch jetzt auf seinem Gipfel ein Muhammedanisches Grabmal für Aaron trägt. Endlich weisen uns die vorkommenden Entfernungsangaben von Petra nach dem todten Meer im Norden, wie nach dem rothen Meere im Süden, sofern sie nicht bloße oberflächliche Schätzungen enthalten, grade in die Gegend von Wadi Musa hin. So namentlich, wenn die Peutinger'sche Tafel die erstere Entfernung nach Norden hin bis Rabba zu einigen und 70, und die nach Süden bis Aila auf 99 römische Meilen angibt, oder wenn bei Diodor (XIX, 98) von Petra bis in die Nähe des todten Meeres 300 Stadien gerechnet werden. Robinson, aus dessen Werke über Palästina (III, 133) wir diese Argumente zunächst entlehnen, setzt die geographische Lage von Petra in 30° 25′ nördl. Br. und 33° 18′ 6″ östl. L. von Paris.

Nachdem wir so die wichtigern Nachrichten der Alten über Petra zusammengestellt und die Gewißheit gewonnen haben, daß der Ort in dem heutigen Wadi Musa zu suchen ist, wollen wir jetzt eine kurze Beschreibung der merkwürdigen Überreste der alten Stadt folgen lassen. Burckhardt war, wie gesagt, der erste unter den neuern europäischen Reisenden, der Wadi Musa besuchte. Obgleich er kaum einen ganzen Tag dort anwesend war und von seinem arabischen Führer argwöhnisch beobachtet und zur Eile getrieben wurde, danken wir doch seinem eigenthümlichen Talent eine schon sehr genügende Orientirung [17]). Vollständiger, aber nicht so klar und übersichtlich, ist der Bericht von Irby und Mangles, die im J. 1818 mit Bankes und Legh den Ort besuchten [18]). Zehn Jahre später, im Frühling 1828, hielten sich die beiden Franzosen, Graf Léon de Laborde und Linant, unter den gün-

11) Onomasticon urbium et locorum s. Scripturae, s. v. *Or*: Or, mons, in quo mortuus est Aaron juxta civitatem Petram, ubi usque ad praesentem diem ostenditur rupes, qua percussa Moyses aquas populo dedit. 12) Koran 2, 57. 7, 160. 13) Seetzen in Zach's monatl. Correspondenz. 17. Bd. S. 133 fg. Seetzen's vollständiges handschriftliches Tagebuch, welches mir zur Einsicht vorliegt, enthält über diesen Punkt nichts Näheres. 14) Arabische Handschriften der herzogl. gothaischen Bibliothek. Nr. 234 (Nach Möller's Katalog), Fol. 80. 15) So steht dies nämlich in den vorhin angeführten Stellen des Koran, beruht aber wahrscheinlich auf einer Vermischung des Felsenschlagens bei Rhaphidim mit den 12 Brunnen bei Elim.

16) *Joseph.* Arch. IV, 4, 7. Vergl. oben Anm. 11. 17) Burckhardt's Reisen in Syrien. S. 699—719 d. übers. (Weimar 1824.) 18) *Irby* and *Mangles*, Travels in Egypt and Nubia, Syria and Asia Minor during the years 1817 and 1818. (Lond. 1822.) Leider ist dieses gute Reisewerk nicht in den Buchhandel gekommen. Der Theil der Reise, welcher Wadi Musa betrifft, ist indessen auch von Legh beschrieben in einem Anhange zu *Macmichael's* Journey from Moscow to Constantinople. (Lond. 1819. 4.)

stigsten Verhältnissen eine ganze Woche lang in Wadi Musa auf, und der erstere gab dann in seinem Prachtwerk: Voyage de l'Arabie Pétrée (Paris 1830. Fol.) Plane, Grundrisse und Abbildungen der merkwürdigsten Ruinengruppen und einzelnen Bauwerke und Skulpturen[19]). Schubert besuchte die Ruinen von Petra im März 1837; aber in seinem Reisebericht wirft er nur einen summarischen Blick auf diese Alterthümer, der Berg Hor und das Grab Aaron's scheinen alle andern Interessen bei ihm zu ersticken[20]). Der französische Reisende Bertou kam sehr unvorbereitet dahin im J. 1838, ja er hatte zuvor nicht einmal von Laborde's Werk Kenntniß genommen, und sein Bericht ist mehrfach unzuverlässig[21]). Kurz nach Bertou, nämlich am 31. Mai und 1. Juni 1838, betraten wiederum zwei gelehrte und sehr gewissenhafte Beobachter, Edward Robinson und Eli Smith, den Boden des alten Petra, und obwol ihre Nachforschungen durch ein gefährliches Abenteuer, welches sie zur plötzlichen Abreise nöthigte, gewaltsam unterbrochen wurden, so haben sie doch Manches zur Berichtigung und Vervollständigung der frühern Nachrichten beigetragen[22]). An sie müssen wir uns vorzugsweise halten; doch sollen namentlich auch Burckhardt und Laborde berücksichtigt werden.

Schubert schildert den Totaleindruck der Ruinen mit folgenden Worten: „In der That ein wunderlicher Bau, diese Felsen- und Höhlenstadt, einzig vielleicht in solcher Art und Größe unter allen jetzt bekannten Menschenwerken. Wohin man sieht, überall, wenigstens in dem, was zuvörderst ins Auge fällt, etwas Andres und Neues; eine Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie etwa bei einem Volksfeste in Rom an den Trachten der Menschenhaufen bemerkt wird, unter denen man den reichgekleideten Engländer oder Franzosen neben dem italienischen Fischer oder Lazaroni, den Soldaten oder Bürger neben den Geistlichen der verschiedenartigst gekleideten Orden bemerkt. Das Thal von Petra ist ein riesenhafter Saal, den die Natur mit aller Fülle der ihr selber eigenthümlichen Architektonik aufgeführt, seine Wände in orientalischem Geschmacke aufs Schönste ausgemalt hat, und in welchem sich alle Geschlechter und Jahrhunderte der ältern Baukunst versammelt haben, um da ihre Studien zu machen[23])." Der Hauptzugang zu dem Thale, derselbe ohne Zweifel, welchen Diodor als den einzigen bezeichnet, ist die die östliche Gebirgswand durchbrechende Kluft, es-Sik genannt, durch welche von Ain Musa her der Hauptquell des Flusses von Wadi Musa sich ergießt. Doch ist dies keineswegs der einzige Zugang überhaupt; denn auch von Nordost und von Südwest her führen Wege hinein, und das Thal ist eigentlich nur auf der Ost- und Westseite von hohen Felsenwänden eingeschlossen[24]). Schon am obern Theile des Baches, wo die Schlucht noch etwa 150 Fuß breit ist und die Sandsteinklippen zu beiden Seiten nur erst 40 bis 50 Fuß Höhe haben, fangen alsbald zu beiden Seiten die in den Felsen gearbeiteten Gräber an, theils Aushöhlungen der röthlichen Sandsteinmasse, theils von den Felsen ganz abgetrennt, sodaß zwischen ihnen und der Felswand ein Durchgang gehauen ist und die so entstandenen Gräber eine isolirte viereckige Felsmasse bilden, mit flachem Dach und nach ägyptischem Geschmack am obern Theil etwas schmaler als unten, manche mit Säulen und künstlich gearbeiteten Façaden, alles in der Regel aus dem Ganzen ausgehauen, bisweilen auch eins über dem andern, sodaß eine Art Stockwerk entsteht. Dabei wird die Schlucht allmälig immer enger, die Seitenwände immer höher bis zu dem eigentlichen Sik hin, wo das Thal sich bis zu zwölf Fuß verengt und durch einen schönen Bogen führt, der hoch hinauf die eine Felswand mit der andern verbindet, unten mit Pfeilern und Nischen verziert, die, wie es scheint, zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren[25]). Die Seitenwände der Schlucht erreichen in dieser Gegend eine Höhe von 80 bis 100 Fuß; aber der Boden fällt stark ab, und weiterhin beträgt die Höhe wol 200 bis 250 Fuß. Dabei ragen die Klippen an einigen Stellen soweit vor, daß man vom Thalgrunde aus den Himmel nicht sieht. Der Bach ist mit Oleandern, wilden Feigen und anderm Gebüsch bewachsen. Es zeigen sich Spuren von Auspflasterung des Wasserbettes und von andern Arbeiten zur Wahrung und sorgfältigen Vertheilung des Wassers. Die Länge dieser romantischen Kluft, die übrigens viele Krümmungen hat, beträgt ungefähr eine halbe Stunde. Wo das Sik zu Ende ist, tritt man in einen ähnlichen, aber breitern Wadi heraus, der von Süden kommt und von hier in nordwestlicher Richtung weiter geht. Der Mündung des Sik gegenüber fällt sogleich in der westlichen Felswand die prächtige Façade eines ganz aus dem schönen farbigen Sandsteinfelsen gehauenen Gebäudes ins Auge, welches die Araber Khasne nennen, d. h. der Schatz, weil sie glauben, in der Urne, die den Gipfel der Façade krönt, habe Pharao seine Reichthümer verborgen; sie trägt viele Spuren von Flintenkugeln, und noch jetzt feuern die Araber, wenn sie vorüberziehen, ihre Gewehre darauf ab, um die Urne endlich einmal zu zerschmettern und den eingebildeten Schatz zu heben. Die Urne steht etwa 100 Fuß hoch vom Boden des Thales. Kein anderer Bau in Wadi Musa ist so vollkommen erhalten wie dieser, nur die eine von den sechs Säulen des Portikus ist weggebrochen. Burckhardt scheint einen falschen Eindruck erhalten zu haben, wenn er behauptet, daß diese weggebrochene wie auch die ihr entsprechende Säule zunächst dem Eingange aus drei Stücken aufgebaut worden; wenigstens behauptet Laborde, daß auch diese Säulen, wie das ganze Gebäude, aus dem Felsen gehauen seien[26]). Unten zwischen den zwei äußern Säulen des Peristyls auf jeder Seite des Eingangs steht

19) Von den Abbildungen gehören zu Petra selbst die Tafeln 33—69. Die englische Bearbeitung des Laborde'schen Werkes (London 1836. 1838) steht dem französischen Originale in jeder Hinsicht nach, sie gibt nur einen Theil der Abbildungen in verkleinertem Maßstabe. 20) v. Schubert, Reise in das Morgenland. 2. Bd. S. 425 fg. 21) Bertou's Bericht steht im Bulletin de la Société de Géogr. (Paris 1839. Juin p. 274. Oct. p. 113 etc.) Vgl. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 767 fg. 22) Robinson und Smith, Palästina und die südlich angrenzenden Länder. (Halle 1841.) 3. Bd. S. 58 fg. 23) Schubert a. a. O. S. 425.

24) Robinson a. a. O. S. 76. 25) Laborde gibt eine Abbildung davon unter dem Namen eines Triumphbogens, Voyage de l'Arabie Pétrée. pl. 56. 26) Burckhardt, Reisen in Sy-

man nicht sehr hoch vom Boden die Statue eines halbbekleideten Mannes, der ein Pferd am Zügel führt. Sonst ist an dem untern Stock des Gebäudes, abgesehen von dem verzierten Gesims des Haupteinganges und zweier Seitenthüren, nur der glatt gehauene Felsen zu sehen. Desto mehr Bildwerk bemerkt man an dem schön gearbeiteten Architrav und an dem obern Theile, der eine Art zweites Stock ausmacht. Zunächst über dem Peristyl läuft quer über in der ganzen Breite der Front eine Reihe sphinxartiger Gestalten mit verschlungenen Schweifen, je zwei gegen einander gekehrt und jedesmal getrennt durch etwas, das einem Gefäß ähnlich sieht. In dem darüber befindlichen dreieckigen Giebelfelde nimmt, nach der einen Abbildung bei Laborde [27]), sehr deutlich ein (römischer) Adler die Mitte ein unter Arabesken zu beiden Seiten. Vier solche Adler sieht man noch auf den obersten Zinnen des Gebäudes. In der andern Zeichnung jedoch, die von Linant herrührt [28]), sind diese Adler nicht so deutlich zu erkennen. Zu jeder Seite jenes Giebelfeldes steht gerade oberhalb der äußersten Säulen des Peryftyls ein Löwe. Über dieser Zwischenpartie ruht dann das zweite Stockwerk, in der Mitte eine Rotunda, von Säulen getragen, oben geziert mit der schon erwähnten Urne, und neben der Rotunda zu jeder Seite ein viereckiges Geschoß, ebenfalls mit Säulen eingefaßt und mit balkenähnlicher Bedachung, auf deren Ecken jene vier Adler zu sehen sind. Zwischen den Säulen stehen Statuen, in der Mitte am vordern Theil der Rotunda eine nackte weibliche Figur mit dem Füllhorn, an den Seitengeschossen ebenfalls nach Vorn ein Krieger mit Schild und Hellebarde und in den tiefern Fronten zu beiden Seiten der Rotunda geflügelte weibliche Wesen mit einem Ring oder Kranz in der Rechten und einem Palmzweig in der linken Hand. Andere Statuen verschwinden auf dem Bilde hinter den Säulen. Das Innere des untern Stockes entspricht ganz und gar nicht der Pracht des Äußern. Man findet da nur einen regelmäßig viereckigen Raum, 16 Fuß lang und breit und etwa 25 Fuß hoch, hinter demselben eine zweite kleinere Kammer, und zu jeder Seite des Hauptraumes ein kleines Nebengemach mit einer Thür nach dem großen Zimmer und einer Thür nach der äußern Vorhalle. In Betracht des prachtvollen Äußern dieses Bauwerks sollte man vermuthen, daß es zu einem Tempel oder zum Palast eines Fürsten gedient habe; aus den einfachen Verhältnissen des Innern dagegen möchte man eher schließen, daß es nichts als ein Familiengrab, wenn auch wol ein fürstliches Grab gewesen.

Von der Khasne an läuft der Fluß nordwestlich und das Thal wird allmälig breiter; in die Felswände zu beiden Seiten sind auch hier viele Gräber gearbeitet, das Äußere derselben verschiedenartig, zuweilen prächtig, das Innere fast immer sehr einfach und eng. „Die Wände derer, die ich besuchte," sagt Burckhardt [29]), „waren ganz eben und ohne Zierathen. In einigen sind kleine Seitenkammern mit Vertiefungen im Felsen zur Aufnahme der Todten; in andern fand ich zu demselben Zwecke auf dem Fußboden unregelmäßige kleine Vertiefungen von der Figur eines Sarges. Einmal zählte ich zwölf Vertiefungen der Art, und dazu hatte die Mauer eine tiefe Nische. Die gewöhnlichste Form dieser Gräber, von Außen gesehen, ist die einer abgestumpften Pyramide, und da sie so gemacht sind, daß sie einen oder zwei Fuß aus der Masse des Felsens hervortreten, so haben sie von Fern gesehen das Ansehen einzeln stehender Gebäude. Auf jeder Seite der Front ist gewöhnlich ein Pilaster und auch die Thür ist selten ohne einige geschmackvolle Verzierungen. Ich glaube nicht, setzt Burckhardt hinzu, daß in Wadi Musa zwei Gebäude einander vollkommen gleich sind an Umfang, Gestalt und Verzierung. An einigen Stellen sind drei Grabmäler, eins über dem andern eingehauen, und die Seite des Berges ist so steil, daß es unmöglich scheint, sich dem obersten zu nähern." Man findet in dem Prachtwerke von Laborde verschiedene Gräber abgebildet.

Das Thal biegt sich bald nach Norden, und wird breiter, auch nimmt die Höhe der Seitenwände allmälig ab. Grade an diesem Einbug liegt links ein römisches Theater, das ganz aus der Felsenmasse gehauen ist. Die Area hat 120 Fuß im Durchmesser, in der dahinterliegenden Bergwand sind 33 Reihen von Sitzen eine über der andern ausgehauen, wovon jede etwa 100 Personen aufnehmen kann, sodaß hier mehr als 3000 Zuschauer Platz fanden. Zur Seite und in den östlichen Bergwänden gegenüber sieht man eine große Menge von Gräbern, welche in so drohender Nähe bei dem der Schaulust und dem Vergnügen gewidmeten Theater einen seltsamen Contrast bilden. Man findet bei Laborde auf Taf. 39 eine sehr schöne und effectvolle Ansicht dieser Scene, von der Höhe des Theaters aus genommen. Ein kleineres Bild vom Theater gibt Taf. 40 von Linant gezeichnet.

Nicht weit nördlich vom Theater hören die niedrigen Klippen auf, welche den Bach einschließen; aber die dahinter liegende östliche Reihe der Felsen tritt nun hervor und zieht sich nach Norden hinauf. Sie enthält eine große Anzahl zum Theil sehr schön und in dem mannichfaltigsten Stile gearbeiteter Gräber. Der Bach aber wendet sich an der erwähnten Stelle westlich und durchschneidet die innere Ebene, welche das Terrain der alten Stadt bildete. Diese hat etwa ¼ Stunde ins Gevierte, ist in Osten und Westen von hohen senkrechten Felswänden eingeschlossen und steigt dagegen im Süden und Norden mehr allmälig zu den außen liegenden höhern Ebenen an. Dieses Terrain von ungefähr einer Stunde im Umfang ist von einer großen Menge von Grundmauern und Ruinenhaufen bedeckt; behauene Steine und Bruchstücke von Säulen liegen umher, auch erkennt man die Überreste von gepflasterten Straßen. Das Bett des Flusses war theilweise ausgemauert, ja eine Strecke weit überbaut. Er nimmt von beiden Seiten her mehre Wasserabflüsse aus den umliegenden Bergschluchten auf und mag zur Regenzeit sehr reißend sein; im Sommer aber versiegt er schon, ehe er in die Ebene der alten Stadt heraustritt, obwol am westlichen Ende derselben an verschiedenen

---

rien. S. 708. *Laborde* p. 57. Burckhardt nennt übrigens dies Gebäude Kaßr Faraun, d. i. das Schloß Pharao's.

27) Voyage de l'Arabie Pétrée. pl. 54. 28) Ib. pl. 53. 29) Reisen in Syrien. S. 710 fg.

Stellen wieder Wasser hervorquillt. Die ansehnlicheren Ruinen findet man auf dem diesem Bande beigegebenen Plane bemerkt. Namentlich stößt man hie und da auf die Grundmauern und umgestürzten Säulen eines Tempels. Auch einen Wasserbehälter und ein paar zerstörte Brücken gibt es dort. Nahe dem Ufer des Baches nach den westlichen Bergen zu passirt man die Reste eines mit der Front nach Osten zu gekehrten Triumphbogens von schwülstiger Architektur [30]) und gelangt dann ganz nahe den Klippen zu dem großen Gebäude, welches die Araber Kaßr Far'ôn, d. i. das Schloß Pharao's, oder nach Burckhardt, Kaßr bent Faraun, das Schloß der Pharaonentochter, nennen. Laborde beschreibt dasselbe unter dem Namen einer Tempelruine, sein Werk enthält zwei Zeichnungen davon [31]). Es ist die am besten erhaltene Maurerarbeit des ganzen Thales, aber ohne besondern architektonischen Werth und wahrscheinlich aus später Zeit. Das Innere ist in mehre Gemächer und Stockwerke abgetheilt, sodaß es schwerlich ein Tempel gewesen sein kann. Auf der Anhöhe südlich von dem Kaßr steht eine einzelne Säule, welche die Araber Zubb Far'ôn, d. i. das Schaamglied Pharao's, nennen. Sie ist aus mehren Stücken zusammengesetzt und hängt mit den Grundmauern eines Tempels zusammen [32]).

Die westlichen Klippen bestehen ebenfalls aus röthlichem Sandstein und sind höher als die im Osten, nämlich bis zu 300 oder 400 Fuß hoch. Die Wand ist auch hier voll Gräber, und einige davon liegen sehr hoch oben. Nur sind sie im Allgemeinen nicht so prachtvoll gearbeitet wie die in dem östlichen Berge. Hier liegt unter andern das eben nur in Arbeit genommene und unvollendet gelassene Grab, welches Laborde beschrieben (S. 55) und abgebildet hat (Taf. 34). Es ist dies darum merkwürdig, weil es zeigt, daß die Arbeitsleute bei dem Ausmeißeln der Façaden nach Abglättung der Vorderwand des Felsens von Oben anfingen; denn bei dem in Rede stehenden Grabe sind nur erst die oberen Theile der Säulen fertig gearbeitet und nach Unten zu sieht man nichts als die noch unbearbeitete Felsenwand. Das Wasser des Baches fließt hier westlich in eine Schlucht hinein, deren Seitenwände ebenfalls kleine Gräber haben. In südwestlicher Richtung von hier liegt der Berg Hor, von welchem her Schubert nach Wadi Musa kam. Im Nordwesten aber fand Laborde noch ein großes, sehr gut erhaltenes Monument, jetzt Ed-deir genannt, d. h. das Kloster. Es liegt hoch oben in den nordwestlichen Klippen, durch welche sich der oft beschwerliche Weg nach demselben hindurchwindet, obwol man überall die Arbeit von Menschenhand bemerkt, um den Zugang möglich zu machen; ja eine Strecke von 1500 Fuß sind sogar Stufen gehauen. Burckhardt hat nichts von dem Deir gesehen, Irby und Mangles beobachteten es nur aus der Ferne durch ein Teleskop. Es ist ganz aus dem Felsen gearbeitet; allerdings zwar in bizarrem Geschmack ausgeführt, macht es doch wegen seiner enormen Dimensionen den Effect eines riesenhaften Monolithen [33]). Im Allgemeinen hat die Structur eine gewisse Ähnlichkeit mit der, welche wir oben bei der Khasne kennen gelernt haben, doch ist sie roher und massenhaft übertreibend. Das Innere besteht aus einem einfachen viereckigen Raume. Robinson hält das Gebäude für einen Tempel, der später in eine griechische Kirche umgewandelt wurde.

Solcher Art sind die Überreste der Stadt, deren Bewohner, den Ägyptern gleich, mehr auf eine stattliche Behausung ihrer Todten als auf Prachtpaläste für die Lebenden bedacht gewesen zu sein scheinen. Der Schutz der umgebenden Felsenklippen und der frische Strom hat sie wol in dieses Thal gelockt, das in Betracht der beschwerlichen Communication nach Außen und der großen Sommerhitze, die hier herrscht, auch seine Ungemächlichkeit haben mußte. Auf den europäischen Reisenden macht außer der wunderbaren Bearbeitung der Felsenwände auch die natürliche Bildung der Klippen und Thäler, sowie die eigenthümliche Färbung der Felsen einen großartigen Eindruck. „Sie bieten nicht — das sind die Worte Robinson's — eine todte Masse von mattem, monotonem Roth dar, sondern eine endlose Mannichfaltigkeit heller lebendiger Farben von dem dunkelsten Carmoisin bis zum sanftesten Blaßroth, zuweilen auch in Orange und Gelb überspielend. Diese wechselnden Schattirungen sind oft durch wellenförmige Linien deutlich markirt, was der Oberfläche des Felsens eine Aufeinanderfolge von glänzend schillerndem Colorit verleiht, gleich den Farben gewässerten Seidenzeuchs, und den imposanten Effect der ausgehauenen Monumente bedeutend erhöht [34])." Der vorherrschende Stil der Monumente ist ein gemischter. Unverkennbar zeigt sich in demselben theils ägyptischer, theils römisch-griechischer Einfluß, jener in den abgestumpften Pyramidalformen und in den unten breiteren, nach Oben ins Schmale zulaufenden Façaden, dieser aber in den Säulenordnungen und anderen Zierathen, zuweilen mit jenem gemischt, zuweilen entschieden vorherrschend, wie in dem prachtvollen korinthischen Grabe bei Laborde [35]) und dem mit den Dorischen Säulen, welches Irby und Mangles beschreiben. Das Überladene und Gezierte auch in den mehr classischen Formen führt auf eine verhältnißmäßig spätere Periode der Kunst um die Zeit Christi und in den nächstfolgenden Jahrhunderten. Doch mögen einzelne Monumente älter sein. Beiweitem die meisten derselben, soweit sie aus dem Felsen gearbeitet sind, haben sicherlich die Bestimmung von Grabhöhlen gehabt, gewiß nur wenige mögen als Göttertempel anzusehen sein; und selbst der Umstand, daß manche offenbar in späterer Zeit als christliche Kirchen gedient haben, beweist nicht streng gegen ihre frühere Bestimmung für die Todten, denn ein Blick auf die Katakomben Italiens belehrt uns eines Andern.

Wie durch die Weichheit des Sandsteins in diesem Thale überall die Sculpturarbeiten sehr erleichtert worden sind, so liegt ebendarin wol ein hauptsächlicher Grund,

30) Doppelte Abbildung von zwei verschiedenen Seiten bei Laborde Taf. 37 und 38. 31) s. Laborde S. 55. 56 und Taf. 35 und 36. 32) Taf. 33 bei Laborde stellt die Säule dar.

33) s. Laborde S. 59, und die Abbildung daselbst auf Taf. 45. Vergl. Robinson's Palästina. III, 86. 34) Ebend. III, 79 fg. 35) Laborde S. 58 und Taf. 48.

daß uns hier so wenige Inschriften erhalten und daß diese wenigen, wie wir hören, sehr verwischt oder verstümmelt sind. Burckhardt bemerkt in dieser Beziehung (S. 718): „Ich sah mehre Stellen, wo Inschriften gestanden haben, aber sie waren alle verwischt." Laborde fand innerhalb Wadi Musa an einem Grabe eine dreizeilige lateinische Inschrift, welche nach seiner Angabe (S. 59) den Namen eines in Petra verstorbenen römischen Statthalters Quintus Prätertus Florentinus enthält. Die Inschrift selbst hat Laborde nicht mitgetheilt. Ebenso wenig hat er eine zweite, in großen griechischen Charakteren bestehende, mitgetheilt, die er in dem Sik fand, aber trotz der Beihilfe einiger gelehrter Hellenisten nicht entziffern konnte. Nicht weit nördlich von Wadi Musa endlich fanden Irby und Mangles an einem Grabe eine Inschrift in fünf langen Zeilen und unmittelbar darunter einen einzelnen Schriftzug in größern Verhältnissen. Die Inschrift ist gut geschnitten und, weil sie unter dem Vorsprung eines Gesimses steht, vortrefflich erhalten. Die Schrift war dieselbe, wie in den berühmten Felseninschriften der sinaitischen Halbinsel. Die Reisenden copirten die Inschrift, aber sie haben sie nie veröffentlicht [36]).

Schließlich machen wir noch auf ein paar Streitfragen aufmerksam, welche Petra betreffen, deren vollständige Discussion aber nicht an diesen Ort gehört. Fürs Erste ist Bochart in Irrthum [37]), wenn er das nabatäische Petra für einerlei hält mit der arabischen Stadt el-Hidschr, wo es nach den arabischen Geographen Felsenhöhlen gibt. Er las nämlich diesen arabischen Namen الحجر mit falschen Vocalen wie el-hadschar, was den Stein bedeuten würde. Dazu liegt Hidschr mehre Tagereisen südlich von Wadi Musa und die Vergleichung mit Petra fällt also ohne weiteres weg. Zweifelhaft wenigstens ist die Angabe des Josephus, daß Petra ehedem Arekeme (Ἀρεκέμη) oder Arkem (wie an einer andern Stelle statt Ἀρκή zu lesen ist) geheißen habe [38]). Denn Rekem רקם steht in den chaldäischen Übersetzungen des Pentateuch vielmehr für Kades Barnea, und das er-Rakim الرقيم der Araber scheint weiter nördlich gelegen zu haben [39]). Endlich ist zu bemerken, daß der Name Petra besonders in späterer Zeit, wo man das nabatäische Petra aus dem Gesicht verlor, eine Zeit lang auf Kerak im Osten des todten Meeres und gelegentlich auch auf Rabbath Moab in derselben Gegend angewendet wurde [40]); ja die Diöcese des Bischofs von Kerak wird noch heutzutage von den Geistlichen in Jerusalem arabisch Batra باطرة und griechisch *Πέτρας* genannt [41]). (*E. Rödiger.*)

Eine **zweite** Stadt dieses Namens war Petra in Lykaonia, welche sehr unbedeutend gewesen sein mag. Vergl. Sickler 2. Th. S. 384. Ein **drittes** Petra war eine kleine Felsenfestung am Pontus, an der Küste von Phasis, nahe am Flusse Akinasis, auf einem steilen Felsen gelegen, der nur von einer Seite den Zugang erlaubte. (*Procop.* Pers. II, 17.) Sie wurde erst vom Kaiser Justinianus angelegt und darauf von den Persern erobert. In der späteren Zeit kommt sie nicht weiter vor. Vergl. Mannert 6. Th. 2. S. 361 fg. Ein **viertes** Petra (*Πέτρα*) lag auf der Insel Sicilien (*Ptolem.* III, 4), welches von Silius Italicus (Pun. XIV, 248) Petraea genannt, nicht mit Petrina zu verwechseln ist. Nördlich lag in ihrer Nähe ein berühmter Tempel der Mater Magna. Mannert (9. Th. 2. S. 442) hat beide Städte vermischt, welche Sickler (1. Th. S. 445) mit Recht unterschieden hat. Gegenwärtig heißt der hier sich befindende Ort Petralia Soprana. S. d. Mappa geogr. tot. Insulae et regni Siciliae von T. Konr. Lotter. Im Mittelalter hatte sie den Namen Petra Heliä. Vergl. *Ph. Cluver*, Sicilia ant. p. 367 sq., welcher überhaupt über Petra ausführlicher handelt, ohne jedoch auf den oben berührten Unterschied einzugehen. Eine **fünfte** Stadt Petra lag in Pierien, und war einst von den Thessalern und Perrhäbern eingenommen worden, worüber sich Philippos, der König von Makedonien, bei den römischen Gesandten beklagte. (*Liv.* XXXIX, 26.) Eine **sechste** Stadt dieses Namens lag im Lande der Mädi (Mädica), und wurde einst vom König Philippos III. von Makedonien belagert, worauf sich die Einwohner ergaben und Geiseln stellten. Allein nach dem Abzuge des Königs verließen sie ihre Stadt, und zogen sich auf die benachbarten Gebirge in feste Plätze zurück (loca munita), um ihre Freiheit zu bewahren. (*Liv.* XL, 22. 23.) Während des Krieges mit den Römern hatte Perseus in diese Stadt eine Besatzung gelegt. (*Liv.* XLIV, 32.) Die beiden letztgenannten Städte sind von den neueren Bearbeitern der alten Geographie gänzlich übergangen worden. Eine **siebente** Stadt Petra (Petra deserti genannt) lag in Palästina, in der Nähe des alten Rabath, mit einem Metropolitanbischof, zu welchem ein Suffragan-Bischof auf dem Berge Sinai gehörte. (*Jac. de Vitriaco* in Hist. Hieros. 1077.) Der Ort hatte lange in Trümmern gelegen, bis sich 1131 n. Chr. Geb. hier unter König Fulco durch den heidnischen Bundesfürsten Pincerna Anfangs ein Castell, späterhin eine neue Stadt erhob. Vergl. Ritter Erdk. 2. Th. 3. Abth. S. 372. 1. Ausg. (*J. H. Krause.*)

Daran knüpfen wir die Orte, welche in neuerer Zeit diesen Namen führen, nämlich 8) Ein Dorf oder vielmehr kleine Stadt der Insel Metelino oder Mytilene, wie sie die Schiffer, oder Midillin (Lesbos der Alten), wie sie die Türken nennen, liegt unter 39° 27′ nördl. Br. und 26° 14′ östl. L. auf einem fast unzugänglichen Felsen der Nordküste und besitzt eine, gegen alle Winde geschützte Rheede. 9) Ein Dorf im türkisch-asiatischen Sandjak Akserai (Kappadocien) des Ejalets Karaman, liegt am Fuße der Fodulbabakette, vielleicht auf der Stelle von Sopatra. 10) Ein Dorf, welches neun Stunden von Larissa entfernt ist. In dem bei demselben befindlichen gleichnamigen Engpasse (zwischen Phokis und Böotien) schlugen die Grie-

36) s. Robinson's Palästina. I, 432. 37) *Bocharti* geogr. sacra. (Francof. 1674. 4.) p. 312. 38) *Joseph.* Arch. IV, 4, 7. 7, 1. 39) Man sehe das Nähere bei Robinson III, 760 fg. 40) *Relandi* Palaest. l. c. K. v. Raumer's Palästina. S. 424 fg. der 2. Aufl. und dessen Beiträge zur bibl. Geogr. (Leipzig 1843.) S. 44 fg. Robinson's Palästina. III, 761 fg. 41) Burckhardt's Reisen in Syrien. S. 654 fg.

chen unter Odysseus im Juli 1823 den türkischen Pascha Selim und nöthigten ihn zum eiligen Rückzuge *).

(*G. M. S. Fischer.*)

PETRAEA. PETREA. Diese von Houstoun nach seinem Gönner, dem Lord Petre, so benannte Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Lantaneen der natürlichen Familie der Verbeneen. Char. Der Kelch glockenförmig, am Rachen durch fünf doppelte, abgestutzte Schuppen verschlossen, mit fünftheiligem, sehr großem, gefärbtem, oder trockenhäutigem Saume, dessen Fetzen ablang-lanzettförmig sind; die Corolle kleiner als der Kelch, mit sehr kurzer Röhre und fünfspaltigem, fast gleichem, offenstehendem Saume; die Staubfäden innerhalb der Corollenröhre mit elliptischen, aufrechten Antheren; der Griffel einfach, mit stumpfer Narbe; die Kapsel umgekehrt-eiförmig, zweifächerig, das eine Fach fehlschlagend. Die sechs bekannten Arten sind als kletternde oder aufrechte Sträucher oder Bäume mit gegenüberstehenden, lederartigen, meist ganzrandigen Blättern und traubenförmigen, weißen oder violetten Blüthen im tropischen Amerika einheimisch. 1) P. volubilis *L.* (*Houst.* reliqu. t. 11. *Jacquin* stirp. amer. t. 114. *Gärtner* de fruct. t. 177. *Lamarck* illustr. t. 539) in Westindien, Merico und Brasilien; 2) P. rugosa *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. 2. p. 228) in Caracas; 3) P. arborea *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (l. c. in Columbien; 4) P. racemosa *Nees* et *Martius* (Nov. act. nat. cur. 11. p. 72); 5) P. subserrata *Chamisso* (Linnaea 7. p. 368 und 6) P. denticulata *Schrader* (Götting. gel. Anz. 1821. S. 721) in Brasilien. P. dentata *Spreng.* (Syst. veg. 2. p. 761) ist nach Chamisso's Angabe Patagonula americana und P. oblonga *Spreng.* (l. c.) eine Banisteria.

(*A. Sprengel.*)

PETRAEE (*Πετραίη*). Name einer der Töchter des Okeanos bei Hesiod (Theog. 357), d. h. die Göttin des vom Felsen herabströmenden Wassers. (*H.*)

PETRÄISCHES ARABIEN (Historische Übersicht.) Unter peträischem Arabien versteht man das durch den Durchgang der Israeliten berühmte, von Ägypten, Palästina, Syrien und der großen Halbinsel Arabien begrenzte, zwischen den beiden Armen des arabischen Meerbusens in Gestalt einer Halbinsel die heiligen Berge und die Wüste von Sinai umgebende, nördlich bis zur tiefen Einsenkung des todten Meeres, bis zum Arnon, dem Rubicon des israelitischen Heerführers reichende, klippen- und felsenreiche Passage-Land, welches zu keiner Zeit eine in bestimmten Linien abgeschlossene Herrschaft bildete. Die Bezeichnung selbst, *ἡ Πετραία Ἀραβία*, rührt von den griechischen Erdbeschreibern, besonders von Ptolemäus her, seit der Hauptort des Landes Petra die Residenz einer eigenen von den Nabatäern (Edomitern, Idumäern) erhobenen Königsfamilie wurde. Erst in neueren Zeiten ist in Folge einer irrigen, wenngleich der steinigen Beschaffenheit des an grünen Gewächsen armen Landes entsprechenden Übersetzung der Name des steinigen Arabiens aufgekommen, welche den Arabern ebenso fremd ist, als die Bezeichnung eines glücklichen Arabiens [1]). Die arabischen Geographen, besonders Abulfeda, rechnen einen Theil dieses Landes zu Syrien (Al-Scham, d. h. das zur Linken von Meccah als dem Mittelpunkt der Welt gelegene Land), einen andern zum östlichen Arm des arabischen Meerbusens (Bahhr el Kolsum, erythräisches, rothes Meer), wo Ailah (bei den Hebräern Elath, jetzt Akaba) eine Zeit lang zur Herrschaft der peträischen Könige gehörte. Selbst die hier südlich angrenzende arabische Küstenprovinz Hedschaz, welche man gewöhnlich mit dem peträischen Arabien der Griechen zusammenstellt, kann nur in seinem nördlichsten Küstenstrich diesem Lande zugesellt werden, wenn sie gleich das Vaterland der Midianiter, und des alten Stammes der Thammud (Thamudai bei den Griechen) ist, von welchem man nicht allein die mit Höhlenwohnungen versehene Stadt Hedscher, sondern auch wol die älteste Bevölkerung der Felsenstadt Petra herleiten muß. Vergl. meine Abulfedea Arabiae descr. p. 76. 77. 78.

Man kann die Geschichte des peträischen Arabiens, welche gleich wichtig für die historische Kunde der angrenzenden größeren Ländersysteme (von Ägypten, Palästina, Syrien und Arabien selbst) ist, in folgende Zeiträume theilen. In der ältesten, hebräisch-phönicisch-ägyptischen, Periode wo sich mannichfache, im alten Testament benannte Nomadenvölker hier zusammendrängten, bleibt es zwar noch dunkel, ob nicht die ersten Pharaonen, auf welche so viele Ortsbezeichnungen und selbst einige Reste der Felsenstadt Petra hinweisen, ihre Herrschaft bis hierher erstreckten. Aber der Durchzug der Israeliten aus Ägypten über den westlichen Arm des arabischen Meerbusens (unweit Suez), der Widerstand, den ihnen die Völker des peträischen Arabiens, die Edomiter oder Idumäer (vermeintliche Nachkommen Esau's), die Amalekiter und Moabiter leisteten (die Midianiter, unter denen Jethro, der Schwiegervater Mosis, wohnte, erzwangen erst späterhin einen israelitischen Tribut und wurden von Gideon zurückgedrängt), der lange Aufenthalt der Israeliten in der wüsten Gegend des Gebirges Sinai, wo sie mit Mannah, d. h. mit den harzigen, wachsartigen Körnern des dortigen Tamarisken-Gesträuchs gespeiset wurden, sind unzweifelhafte Lichtpunkte dieses dunklen Zeitraumes, der bis zu dem auch für Petra wichtigen Fall von Tyrus, oder bis zum Anfange des 4. Jahrh. v. Chr. Geb. reicht. Die nomadischen Handelsvölker des peträischen Arabiens, besonders die Edomiter oder Idumäer, welche zur Zeit der israelitischen Könige im Besitz der Nordküste des arabischen Meerbusens (bei Elath oder Ailah und dem benachbarten Ezjongeber) und des westlichern früher von den Amalekitern bewohnten Landes waren, standen nämlich als Zwischenhändler und Karawanenführer in genauer Verbindung mit den semitischen Königen von Tyrus und Sidon, man mag es nun diesem freundschaftlichen

*) Vgl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. T. III. p. 681. Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, teutsch bearbeitet von Christian Niemeyer. 4. Bändchen. S. 217.

1) Vergl. über diese unrichtige Abtheilung meine Abhandlung in den allgem. geogr. Ephemeriden. 14. Bd. S. 11.

Verhältnisse, oder dem vorübergehenden Siege David's über Idumäa zuschreiben, daß dessen Nachfolger Salomo als Bundesgenosse des Königs Hiram von Tyrus durch jenen arabischen Meerbusen einen Seehandelszug nach Ophir, d. h. nach den südlichen Handelsküsten und Stapelplätzen der arabischen und indischen Producte, unternehmen konnte. Mit dem Falle von Tyrus (unter Alexander dem Großen), in dessen Folge sich jener Zwischenhandel der bisherigen Gefährten und Stammesverwandten der Phönicier mehr nach Pelusium und Alexandrien zog (auch die benachbarten südlicheren Handelsstädte von Palästina erhoben sich jetzt), begann eine Krisis für die Bewohner des peträischen Arabiens, deren Hauptstamm von nun an unter dem Namen der Nabatäer (unechte Araber, von Nabajoth, einem Sohne Ismael's, so genannt) auftritt. Man kann diese zweite Periode, die syrisch-ägyptische (der Seleuciden und Ptolemäer) oder auch die der Begründung des peträischen Reiches nennen. Sie beginnt mit dem Jahre 311 v. Chr. Geb., wo Antigonus, der asiatische Nachfolger Alexander's, nach Eroberung des nördlichen Theils von Idumäa, zuerst durch seinen Feldherrn Athenäus, hierauf durch seinen Sohn Demetrius die Nabatäer, ein durch Handel berühmtes, freiheitliebendes und mit leichter Reiterei versehenes Volk in dessen eigenem, südlich vom todten Meer durch enge Pässe und Wüsten geschütztem Lande angriff [2]). Die Ptolemäer, welche ihren Seehandel von den Westküsten des arabischen Meerbusens bis nach Persien und Indien zu erweitern suchten, begnügten sich Anfangs, der Seeräuberei der Nabatäer am älanitischen Golf Schranken zu setzen; die nachherige Eröffnung der Handelsstraße von Gaza am mittelländischen Meer zu Gunsten der Nabatäer beweist aber, daß diese unentbehrlichen Zwischenhändler jetzt selbst als Kaufleute auf eigene Rechnung in freundschaftlichen Verbindungen mit den Ägyptischen Königen standen. Auch scheinen einige architektonische Überreste von Petra zu verrathen, daß die Ptolemäer gleich den ältesten Pharaonen ihre Colonien oder Factoreien bis zu diesem so glücklich gelegenen Emporium ausdehnten. Während der Herrschaft der letzten Ptolemäer tritt Petra immer selbständiger als die Residenz eines bedeutenden einheimischen Königshauses auf.

Die römische Periode des peträischen Arabiens beginnt mit der Kriegshilfe, welche ein peträischer König Malcho (Malchus, unstreitig Melek, d. h. König) im J. 47 v. Chr. Geb. dem Julius Cäsar gegen Alexandria, die Ägyptische Hauptstadt, leistete. Die Nabatäer, um diese Zeit unter einer regelmäßigeren Gesetzgebung zu immer größerem Wohlstande gelangt und im Besitz einer zahlreichen Reiterei, begannen schon damals selbständige Eroberungskriege gegen die Grenzstädte von Palästina zu führen, und selbst in dem weiter südlich von Ailah gelegenen Küstendistricte (des jetzigen Hedschas) gehörte Jambia (Janbo) zu den Besitzungen ihrer Könige. Diese Lage des nabatäischen Reiches zugleich mit der Politik ihrer Könige als römischer Bundesgenossen, enthüllt uns der Feldzug, welchen Augustus gegen Arabien durch Älius Gallus unternahm. Der peträische König Obodas, dessen Verwandter (und Nachfolger) Aretas weiter südlich in der Gegend von Hedschas regierte, versprach zwar die Unterstützung und Leitung des römischen Heeres, aber dessen Statthalter oder Vormund (Epitropos), Syllaus, sorgte mehr für die Verproviantirung der nabatäischen, als der römischen Krieger, sodaß Älius Gallus nach einer sechsmonatlichen Irrfahrt unverrichteter Sache zurückkehrte. Syllaus ward in Rom selbst mit dem Tode bestraft und die zweideutige Stellung der peträischen Könige verwandelte sich in bittere Feindschaft, als sie ihre letzten vergeblichen Kräfte anstrengten, um die von ihnen eroberten Grenzstädte Palästina's und Jerusalem selbst gegen Titus und Vespasianus zu retten. Trajan bediente sich seines syrischen Statthalters, Cornelius Palma, um dem nabatäischen Reiche (dessen letzte Könige Vincent in seinem Periplus verzeichnet hat) ein allmäliges Ende zu bereiten. Unter den Münzen Hadrian's findet sich schon eine mit der Inschrift Adriane Petra Metropolis. Das peträische Arabien ward im 2. Jahrh. n. Chr. Geb. als eine besondere zu Palästina gezogene Provinz, als Palaestina tertia, unter einem römischen Dux oder Präfectus dem Weltreich einverleibt. Die Nabatäer, wie ehemals wieder Nomaden (noch einmal kommen sie im Kriegsdienste des Kaisers Julian vor, *Ammianus Marcellinus* XIV.), erscheinen von nun an unter dem Namen der Scenitae oder Zeltbewohner, und als Sarazenen (Sarakenae), in dem schon von Ptolemäus so genannten, bei den schwarzen Bergen, d. h. dem Gebirge von Sinai liegenden wüsten Lande Sarakene [3]).

Der Einfluß der römischen Herrschaft auf das peträische Arabien zeigt sich durch Anlegung regelmäßiger noch in ihren Resten erkennbarer Straßen (von Gaza und Ailah bis Petra Metropolis, auch Petra magna genannt, bis Jerusalem nördlich, und bis Damaskus westlich) durch eine Reihe längs dieser Straßen gegen die streifenden Araber gerichteter Festen (unter ihnen Charak, Karak, oder Bothra = Bostra, bald nachher Sitz eines Erzbischofs, und Kharak-Schobak, zur Zeit der Kreuzzüge mons regalis genannt, vielleicht auch einige andere mit dem Namen Petra belegte Bergfesten [4]), durch groß-

2) Vergl. den Art. Petra. Red.

3) Anderwärts auch Charazene genannt (Vergl. Seetzen in der monatl. Corresp. von Zach. 1808 Nov.), was nach der Analogie des im peträischen Arabien häufig wiederkehrenden Namens Charak (siehe die folgende Anm.) eine felsige Berggegend bedeutet. Wenigstens ist diese Ableitung des Wortes Sarazenen, arabisch Scharakijuna (irrig durch Räuber übersetzt) immer noch wahrscheinlicher als jede andere. Vergl. übrigens Mannert Geogr. d. Gr. u. Römer, 2. Auflage. VI. 1. 130. 143. 153 und Büsching's Asien. II. Th. 1, 516. 517. 4) Man muß bei dieser Gelegenheit in Beziehung auf zwei, sowol von Seetzen als Laborde, in der Nähe von Petra magna bemerkte Flecken Namens Bedra bemerken, daß diese letztere Bezeichnung einer der weichen arabischen Aussprache entsprechenden Verunstaltung zuzuschreiben ist, die wol auch bei dem Ortsnamen Bothra, griechisch Bostra stattfand; daß auch das Wort Karak oder Charak (es mag nun aus dem Arabischen oder aus dem Griechischen stammen) von den Römern immer durch Petra übersetzt wird, und daß die Grundbedeutung einer ausgehauenen Felsenstadt, selbst in dem arabischen Namen Al-Rakim liegt, womit namentlich Abulfeda (in der Tabula Syriae) die Hauptstadt Petra bezeichnet (bei *Josephus* Arrekeme), sodaß sich

artige Bauten in der Hauptstadt Petra, endlich seit Constantin dem Großen durch Einführung des Christenthums, welches hier eine von der römischen Kirche gänzlich abgesonderte für die Geschichte Asiens wichtige Richtung nahm. In dieser christlichen, durch Eusebius und Hieronymus und durch die Acta der ältesten Kirchenversammlungen noch allzu wenig aufgehellten Periode findet man zuerst die unter dem Schutz der römischen Kaiser aufgeblühten Städte des petrâischen Arabiens — Palaestina tertia — unter dem Patriarchen von Jerusalem, welchen der Patriarch von Antiochien in der Regel unterstützte, hierauf mit dem wachsenden Ansehen des Metropoliten von Bostra und des Erzbischofs von Petra in größerer Unabhängigkeit und unter einzelne Bischöfe vertheilt. So erscheinen in den Unterschriften der Kirchenversammlungen des 4. und 5. Jahrh. unter dem Erzbischof von Petra die Bischöfe von Ailah, Sinai, Pharan, Elusa, Pheano (unbekannt) und neben ihnen noch Episkopate zu Zoar, Chrysopolis, Augustopolis und an anderen jetzt unbekannten Orten. Hier begann mit großer Heftigkeit der Kampf der von den byzantinischen Kaisern geschützten orthodoxen Kirche gegen die Nestorianer und monophysitischen Ketzer des Orients, die im petrâischen Arabien Zuflucht und Anhang fanden, sodaß allein unter Justinian tausend ihrer Vorsteher (Bischöfe) bis hierher verstoßen wurden; wobei die Nachkommen der Nabatäer und ihre Häuptlinge, jetzt praesules foederatorum Scenitarum genannt, als christlich gewordene Araber, zum Schutz der vertriebenen Geistlichen an der syrisch-palästinischen Grenze aufstanden, während andere petrâische Araber oder Ismaeliten am Berg Sinai, wie Antoninus Martyr gegen Ende des 6. Jahrh. erzählt, noch immer das bald weiße, bald schwarze Marmorbild der Mondgöttin Alitta (Allat der Araber) verehrten. Diese Anarchie bereitete den ersten moslemischen Eroberern den Weg. Die arabisch-muhammedanische Periode des petrâischen Arabiens beginnt im 7. Jahrh., wo der Glanz der Handelsstadt Petra sammt allen jenen bischöflichen Sitzen plötzlich verschwindet. Der ersten Niederlage der Moslemen durch ein tapferes Heer von christlichen Arabern und Romanen bei Muta, etwas südlich von Kharak, folgten bald die Siege Muhammed's, Abubekr's und Omar's, der Fall von Kharak und Jerusalem. Das petrâische Arabien ward nun ein Passageland arabischer Völkerzüge nach Ägypten und Afrika. Zur Zeit Abulfeda's, dessen moslemische Annalen jetzt eine Hauptquelle der Geschichte dieses Landes werden, findet man einen Ägyptischen Statthalter in Ailah. (Vergl. meine Abulf. Arabiae descriptio p. 79.) Nur einige Ortsnamen des großen Straßenzuges von Ailah nach Petra, nach Jerusalem und Damaskus, und die von Balduin befestigte, von Saladin wieder eroberte Bergfeste Kharak-Schobak (mons regalis bei Wilhelm, Erzbischof von Tyrus) tauchen in der Geschichte der europäischen Kreuzzüge wieder auf. Die christlichen Pilger in dem hierauf folgenden Zeitraum der Itinerarien (Peter von Suchem 1336, Johann Tucher 1479, Bernhard von Breidenstein 1483, Fabri, Breuning, Reitzschitz u. A.) geben nur Aufschluß über den durch den Durchgang der Israeliten berühmten Meerbusen von Suez, über das Gebirge von Sinai, über Ailah (Akaba) und über die ganze Umgegend des todten Meeres, des Jordans und des gelobten Landes [5]). (*v. Rommel.*)

hierdurch die Ptolemäische Bezeichnung eines petrâischen Arabiens hinlänglich rechtfertigt.

PETRÄOS. 1) Unter diesem Beinamen wurde Neptun in Thessalien verehrt und ihm zu Ehren auch ein Wettkampf gehalten. (*Pind.* Pyth. IV, 138 [245] u. das. Schol. u. Ausl.) 2) Name eines Centauren bei Hesiod (Scut. Herc. 178. *Ovid.* Met. XII, 330). (*H.*)

PETRÄUS (Eskild), Bischof zu Åbo in Finnland im 17. Jahrh., nebst M. Stodius, H. Hoffmann und G. Matthäi, Übersetzer der ersten vollständigen finnischen Bibel, welche, nachdem Michael Agricola, nachheriger Bischof zu Åbo, 1548 das neue Testament und 1551 und 1552 Theile des alten Testamentes in finnischer Sprache herausgegeben, 1642 in gr. Fol. zu Stockholm auf Betrieb des frommen und thätigen Bischofs Isaak Rothovius erschien; Luther's Übersetzung liegt zum Grunde. Unter Anderem ward von Petråus auch eine Auslegung aller Sonn- und Festtagsevangelien (Åbo 1653) verfaßt. (*v. Schubert.*)

PETRAIA. Ein von Graf Münster (Beiträge zur Petrefactenkunde ꝛc.) errichtetes Genus nur fossil vorkommender Thiere, von denen es noch nicht zu ermitteln gelang, ob sie vielleicht mit Cyathophyllum oder Anthophyllum verwandt sind, wo sie alsdann zu den Zoophyten gehören würden, die einen Übergang zu den Phyllidiern bilden.

Das Gehäuse ist einschalig und mehr oder weniger kegelförmig; die Spitze, womit das Thier an fremden Körpern festgesessen zu haben scheint, ist stumpf oder etwas gebogen. Das entgegengesetzte offene Ende ist kreisrund, und innen ist das Gehäuse bis gegen die Spitze hohl und nie glatt, vielmehr längsgerippt oder gefurcht; außen bestehen Längsstreifen.

Münster unterscheidet folgende fünf Arten: P. radiata (S. 42. t. 3. fig. 4). Von der Form der Patella *Duclosii*. Der mit Quereinschnitten versehenen Außenfläche entsprechen Furchen auf der Innenseite.

P. decussata (S. 43. t. 3. fig. 1). Sehr verlängert konisch; außen schwach längsgestreift, von feinen Querstreifen durchschnitten oder eingeschnürt. Die Innenseite mit scharfen Rippen, welche breite Rinnen begrenzen.

P. semistriata (S. 43. t. 3. fig. 2). Hoch kegelförmig, nur die untere Hälfte längsstreifig, oben mit entfernt stehenden Querstreifen versehen; die Spitze mehr oder

5) Vergl. überhaupt Mannert's Geogr. d. Gr. u. Römer a. a. O. Büsching's Erdbeschreibung von Asien (11. Th. unter Palästina, dem petrâischen Arabien und Hedschas). Ritter's Erdkunde 2. Th. 217. 221. 374, ganz vorzüglich Ritter über die Geschichte des petrâischen Arabiens in den Abhandlungen der berliner Akademie, Jahrgang 1824 (gedruckt 1826). Burckhardt's Reise nach Arabien übersetzt von Gesenius und *Leon de Laborde*, Voyage de l'Arabie Petrée (Paris 1830), nebst meiner Recension dieses Werkes in den göttingischen Anzeigen 1834. Stück 32.

weniger gebogen. Innen laufen breite Rinnen, welche nach der Basis hin durch einen Kiel getheilt sind.

P. tenuicostata (S. 44. t. 3. fig. 3). So lang und schmal kegelförmig wie Dentalium; außen mit feinen scharfen Rippen versehen, innen fein gefurcht.

P. *Kochii* (S. 44. t. 3. fig. 5). Der P. decussata ähnlich, doch außen stärker gestreift, und die Rinnen der Innenseite mit einem schärfern Kiel in der Mitte.

Diese Versteinerungen rühren aus dem Clymenienkalk von Schübelhammer und aus dem Orthoceratitenkalk von Elbersreuth im Fichtelgebirge, also aus jüngern Übergangsgebilden. (*Herm. v. Meyer.*)

PETRALIA. P. Sottana, sicilisch-neapolitanische Parlamentstadt im Demonathale und am Fuße des nebrodischen Gebirgs gelegen. Sie ist in südlicher Richtung 17 englische oder etwas über drei teutsche Meilen von Mistrella entfernt und zählt gegen 6500 Einwohner, welche sich mit Oliven- und Weinbau beschäftigen. (*Fischer.*)

PETRARCA (Francesco). Wir müssen, was wir über diesen nicht blos als Dichter, sondern, von seinen Zeitgenossen wenigstens, noch ungleich mehr als Gelehrten, als Philosophen, als Geschichtsforscher und als Staatsmann, höchst verehrten Mann zu sagen haben, mit dem auffallenden Geständniß beginnen, daß wir nicht im Stande sind, nach unserer Art zu reden, seinen Familiennamen anzugeben. Sei es, was aber freilich kaum denkbar ist, daß dieser Name nur zufällig weder in den Werken des Mannes selbst, noch in so vielen, zum Theil kurze Zeit nach seinem Tode, über ihn erschienenen Schriften erwähnt worden ist, sei es, was unendlich wahrscheinlicher, daß seine Familie, welche zwar zu den achtbaren, aber nicht zu den edlen [1]) gehörte, keinen eigentlichen Geschlechtsnamen geführt, wie es damals in Italien häufig und noch später auch in vielen andern Ländern Sitte war und noch ist, den Taufnamen eines Kindes mit dem Taufnamen des Vaters zu verbinden. So hieß unser Dichter Francesco, sein Vater hatte Pietro di Parenzo, d. h. Sohn des Parenzo, geheißen, und er selbst hätte also Francesco di Pietro heißen sollen. Allein nach Art der Florentiner war der Name des Vaters in schmeichelnder Diminutivform in Pietracco oder Petracco, Pietraccolo, oder lateinisch Petraccius, Petracchus, Petraccolus, Petraccha verändert worden. Lange Zeit nannte sich daher der Dichter selbst und wurde von andern, z. B. noch in dem Decret der Republik Florenz vom Jahre 1351, welches seine Zurückberufung ins Vaterland aussprach, Franciscus Petracchi, i. e. Petracchi filius, genannt. Wann und aus welchen Gründen, vielleicht nur des Wohllauts wegen, er veranlaßt wurde, diesen Namen in Petrarca, oder vielmehr Petrarcha [2]), wie er fast allgemein geschrieben wurde, zu verwandeln, ist unbekannt. Einer seiner ältesten Biographen, Dominicus Aretinus, sagt ausdrücklich: Petrarcha communiter dicitur, cum debeat dici Petraccha.

Über wenige Männer seines Jahrhunderts ist soviel geschrieben worden als über ihn. Die Schriften, in welchen sein Leben, sein Charakter, seine Werke, seine politische und literärische Thätigkeit geschildert werden, bilden eine kleine Bibliothek. Die reichste und zuverlässigste Quelle gewähren ohne Zweifel seine eignen Werke, welche in vielen Ausgaben vorhanden sind; weniger indessen die eigentlich gelehrten Arbeiten, als die überaus zahlreichen Briefe, wovon aber leider noch sehr viele in den Bibliotheken von Paris, Florenz, Rom, Turin und Mailand ungedruckt liegen, und die gedruckten weder vollkommen chronologisch geordnet, noch auch nur immer mit richtigen Überschriften und Unterschriften versehen sind, sodaß man sehr oft entdecken muß, das angegebene Datum sei falsch und der Brief an einen ganz andern Mann gerichtet, als den die Überschrift nennt. Die Herausgabe der sämmtlichen von Baldelli gesammelten Briefe wäre daher eine auch für die politische und Literärgeschichte des 14. Jahrhunderts sehr wichtige Unternehmung. Auch die Zahl der eigentlichen Biographen Petrarca's ist sehr bedeutend; die älteren indessen, weil sie fast nur die Sage ihrer Zeit ohne alle Untersuchung niedergeschrieben, sind von geringem Werthe und erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Reihe der mit immer zunehmendem Fleiße aus den Werken des Dichters und der allgemeinen Geschichte schöpfenden und kritisch sichtenden Arbeiten, ohne daß man doch trotz so vieler und so reichlich fließender Quellen sagen könnte, daß einige und grade die für uns interessantesten Verhältnisse des Dichters dadurch vollständig aufgeklärt seien. Die vollständigste Aufzählung sowol aller Ausgaben der italienischen Gedichte Petrarca's, als auch aller über ihn erschienenen Schriften, ist in Marsand's Biblioteca Petrarchesca (Milano 1826. 4.) [3]) zu finden. Alle diese Werke hier anzuführen würde zu viel Raum wegnehmen. Wir begnügen uns daher, nur die wichtigsten eigentlichen Biographen des Dichters, welche mit sehr geringen Ausnahmen bei diesem Artikel benutzt worden sind, kurz zu erwähnen.

An die Spitze aller Biographien Petrarca's müssen wir eine kleine, erst kürzlich von dem um den Petrarca höchst verdienten Advocaten, Domenico Rossetti, zu Triest, entdeckte lateinische Schrift Boccaccio's setzen. Sie ist in einem Codex der Palatina zu Venedig gefunden worden und führt den Titel: De vita et moribus Domini Francisci Petrarchae de Florentia secundum *Joh. Boccaccii* de Certaldo. Es geht daraus hervor, daß sie

1) Variar. ep. 4. In qua (Florentia) majores mei, non tam fumosis imaginibus quam clara fide conspicui, longa serie senuerunt. 2) Das hinzugefügte h ist nicht leicht zu erklären. Es bleibt nämlich zweifelhaft, ob er es in spätern Jahren, als er eine, wenn auch nur geringe, Kenntniß des Griechischen erwarb, seinem Namen, um ihm eine griechische Endigung zu geben, beigefügt; oder ob es nicht vielmehr geschehen, um die Aussprache für alle Casus zu fixiren. Ohne h hätten die Italiener Petrarcae Petrartsche gesprochen, und nur durch das hinzugefügte h wurde die dem Nominativ analoge Aussprache Petrarke gesichert. Dieser Vermuthung steht indessen wieder die allgemein dem Petrarca selbst beigelegte Grabschrift entgegen, in welcher Petrarcae mit parce und arce, also artsche gesprochen reimt; und in dieser Stelle wenigstens müßte man daher die uns gewöhnlichere Form Petrarcae beibehalten. Ein weitläufiges Gerede über die Form dieses Namens ist zu finden in Petrarca redivivus von Tomasini (p. 246—270).

3) Vergl. *Rossetti*, Raccolta per la bibliografia del Petrarca. (Trieste 1834.)

nach 1343 und vor 1348 zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo Boccaccio noch nicht die persönliche Bekanntschaft Petrarca's gemacht hatte; sie redet daher im Präsens von ihm, ist natürlich unvollständig und mehr ein Erguß der Bewunderung als eine eigentliche Biographie. Ein zweites Manuscript dieses Werks ist in einer breslauer Bibliothek entdeckt worden. Es ist von einem sonst unbekannten Augustinermönch, Fra Pietro de Castelletto, welcher das Werk dadurch zu dem seinigen zu machen sucht, daß er erstlich fast die ganze Arbeit Boccaccio's abschreibt, dann, um sie fortzusetzen, ein Bruchstück aus der Leichenrede des Bonaventura de Peragua auf Petrarca aufnimmt, zuletzt wieder zum Boccaccio zurückkehrt und die von diesem angefangene Liste der Werke Petrarca's vervollständigt. Beide Werke hat Rossetti zuerst herausgegeben[4]), es ist aber für das Leben Petrarca's nichts daraus zu lernen.

Nächst diesem Werke sind die eigentlichen, aber, wie schon gesagt, ganz unkritischen Biographen Petrarca's folgende:

Dominicus Bandini aus Arezzo, daher gewöhnlich Dom. Aretinus genannt (gest. etwa 1415), hat das Leben Petrarca's in seinem Fons memorabilium und zwar im 5. Buche, welches De viris claris virtute vel vitio handelt, beschrieben. Mehus hat es im ersten Bande seiner Vita Ambrosii Camaldulensis p. 197 abdrucken lassen.

Filippo Villani, ebenfalls im Anfange des 15. Jahrhunderts gestorben. Bei *Mehus* p. 195 und bei *De Sade* Pièces justificatives. Nr. 2. Eine italienische Übersetzung davon gab Mazzuchelli (Venet. 1747. 4.) nach einem sehr abweichenden Manuscript heraus. Dies letztere ist nun auch vom Kanonikus Moreni (Florenz. 1826) unter dem Titel: Vitae Dantis, Petrarchae et Boccaccii a *Philippo Villani* scriptae herausgegeben.

Sicco Polentone, kurz nach dem Tode Petrarca's in Padua geboren, hat in seinem ums Jahr 1433 geschriebenen De illustribus linguae latinae scriptoribus auch den Petrarca angeführt. Diese kurze und ganz unbedeutende Biographie hat Mehus (p. 198) abdrucken lassen. Marsand in seiner Biblioteca Petrarchesca führt einen besondern Abdruck s. a. et l. an, vermuthlich aus dem 15. Jahrhundert. Auch Rossetti Raccolta etc. hat ihn unter Nr. 8. Tomasini hat diese Biographie in seinem Petrarca redivivus (p. 185) aber als das Werk eines Ungenannten aufgenommen.

Alle diese berichten nur ganz einfach, was man eben zu ihrer Zeit noch vom Petrarca sich erzählte, Wahres und Falsches durch einander, ohne die leiseste Spur einer eignen Nachforschung. Auch ist es auffallend, daß keiner von ihnen der Laura auch nur mit einer Sylbe erwähnt; kaum daß sie der italienischen Gedichte Petrarca's gedenken. So verschwand ihnen der Dichter vor dem Gelehrten, und so groß war die Ehrfurcht, die sein Name einflößte, daß man sein Andenken zu entweihen geglaubt hätte, wenn man von seiner Liebe oder gar von seinen Kindern geredet hätte.

4) Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio, dal D. *Domenico Rossetti di Scander*, avvocato triestino. (Trieste 1828.)

Auch Coluccio Salutati (gest. 1406) hat das Leben Petrarca's geschrieben. Mehus will es noch gesehen haben, das Manuscript ist aber seitdem verloren gegangen. Der erste, welcher der Laura, wenn auch sehr oberflächlich und nicht ohne bedeutende Irrthümer, erwähnt, ist der Anonymus, dessen italienisch geschriebenes Leben Petrarca's in der seltenen römischen Ausgabe der Gedichte Petrarca's von 1471 abgedruckt und dann von Marsand in seine Biblioteca Petrarchesca aufgenommen worden ist. Es muß aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sein.

Paulus Vergerius, dessen lateinisches Leben Petrarca's in Tomasini (Petr. rediv. p. 175) und bei De Sade (Pièces justificatives. p. 13) abgedruckt ist, hat sich verständigerweise vorzüglich an Petrarca's Epistola ad posteritatem gehalten. Er war 1349 oder 1351 zu Capo d'Istria geboren und hat lange in Padua als Erzieher der Kinder des Francesco da Carrara gelebt. Er ist der erste, welcher die Werke Petrarca's sich genauer angesehen.

Das italienisch geschriebene Leben Petrarca's von Leonardo Bruni aus Arezzo (geb. 1370, gest. 1444), welcher erst päpstlicher Secretair und dann Kanzler der Republik Florenz wurde, ist höchst oberflächlich und unbedeutend. Es ist in Tomasini (Petr. rediv. p. 207) und dann in den Ausgaben der Gedichte 1472, 1482 und der Trionfi 1524 zu finden; zuletzt einzeln von Cinelli (Florenz. 1671) und von Redi (1672) herausgegeben.

Janotius Manettus, gest. 1459, dessen De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccatii, Mehus unter dem Titel Specimen historiae liter. florentinae (Florent. 1747.) herausgegeben[5]), ist mehr ein Lobredner als ein Biograph. Er ist nicht abgeneigt, seinem Dichter eine nie verletzte Jungfräulichkeit beizulegen, und meint daher, die italienischen Gedichte müßten wol anders verstanden werden, als gewöhnlich geschieht.

Auch Girolamo Squarciafico, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, hat ein lateinisches Leben Petrarca's geschrieben, welches theils in der Ausgabe der lateinischen Werke Petrarca's (Venet. 1503), theils in den baseler Ausgaben der sämmtlichen Werke Petrarca's zu finden ist, theils einzeln herausgegeben von Joh. Heinr. Acker. (Rudolstadt 1711. 12°.) Er hat sich ganz an seine Vorgänger, vorzüglich an Paul Vergerius, gehalten und wenig Eigenes hinzugefügt.

Als gänzlich unbedeutend müssen hier die vielen Vite del Petrarca, welche jeder Herausgeber der Gedichte glaubte schreiben zu müssen, übergangen werden, wie namentlich die von Bernardo Lapini da Siena oder Ilicinio, von Antonio da Tempo, Filelfo, Fausto da Longiano, Silvano da Venafro, Bernardino Daniello; die Vita del Petrarca in der Ausgabe von Jean de Tournes (Lyon 1545), die in der von Guglielmo Rovillio (Lyon 1551), welche größtentheils nur die Arbeit Vellutello's enthält. Ebenso beschaffen ist die von Filippe de Maldeghen bei seiner französischen Übersetzung der Gedichte (Bruxelles

5) Bei Tomasini Petr. rediv. (p. 195) steht nur das Leben des Petrarca.

1600), endlich die bei der französischen Übersetzung von Placido Catanusi (Paris 1669) und mehre andere. Eine Ausnahme davon macht Alessandro Vellutello, welcher, wenn auch unzuverlässig und flüchtig in der Erwähnung der meisten Lebensumstände Petrarca's, doch der erste gewesen ist, der sich Mühe gegeben, das so interessante Verhältniß des Dichters zur Laura, wenn auch, wie wir sehen werden, mit geringem Glück, aufzuklären. Er war ums Jahr 1520 zweimal in Avignon und suchte aus Kirchenbüchern und Archiven sich über die Person dieser Geliebten des Dichters Aufschluß zu verschaffen. Sein Leben Petrarca's erschien zuerst einzeln (Venet. 1525. 4.), dann in den vielen Ausgaben seines Commentars. Ausführlicher noch und weit genauer hat Giovan. Andrea Gesualdo das Leben des Dichters beschrieben [6]). Ohne die Hypothese Vellutello's über die Person der Laura ganz zu theilen, ist er doch mit ihr in soweit einverstanden, daß Laura nicht in Avignon geboren und unverheirathet gewesen sei.

An Fleiß und Gründlichkeit übertrifft alle frühern das Leben Petrarca's, welches Lodovico Beccadelli, geboren 1502 zu Bologna, etwa ums Jahr 1560 geschrieben. Es ist von einem Briefe an einen Freund begleitet, worin er angibt, daß er 20 Jahre früher mehre Monate in Carpentras gewesen, Vaucluse und die Gegend vielfältig besucht und die lateinischen Werke Petrarca's fleißig gelesen habe. Er verarbeitete seine Materialien im späteren Alter, als er Erzbischof von Ragusa geworden. Es wurde zuerst abgedruckt in Tomasini Petrarca rediv. (p. 213) und dann in der Cominianischen Ausgabe der Gedichte von 1722 und noch oft in späteren Ausgaben von 1732, 1739, 1756, 1768, 1774, 1775 und 1787.

Der schon oft erwähnte Filippo Tomasini (geb. zu Padua 1597) gab zuerst 1635, unter dem Titel: Petrarca redivivus, eine sehr unbedeutende Lebensbeschreibung des Dichters und der Laura heraus, worin er sich der Meinung Vellutello's über die Letztere anschloß. Später wurde er durch einen Brief des Joseph Maria Suarez, Bischofs von Vaisson, und durch einen Edelmann aus Avignon, Richard de Sade, welcher Letztere behauptete, Laura habe seiner Familie angehört, in seiner Meinung wankend gemacht, sodaß er in der neuen Ausgabe seines Petrarca rediv. von 1650 (p. 108) die Sache unentschieden läßt. In diese neue Ausgabe hat er noch, und das ist das einzige Verdienst dieses Werkes, mehre ältere, zum Theil bis dahin ungedruckte Leben des Petrarca aufgenommen, nämlich das des Paulus Vergerius, eines Anonymi (Sicco Polentone), des Gianozzo Manetti, des Lionardo Aretino und des Beccadelli.

Mehr ein Panegyrikus als eine Biographie ist das kleine sehr seltene Buch *Francisci Petrarcae* literarum phoenicis ac parentis vita, scriptore *Andrea Schroderen*, juris perito. S. l. 1622 (47 Seiten. 4.). Es ist fast ganz aus Stellen aus den Briefen und den andern Werken Petrarca's fleißig genug zusammengestellt.

Ein sehr ausführliches Leben Petrarca's soll sich nach Tiraboschi und Baldelli in der Ambrosiana und in der Riccardiana als Manuscript befinden; es wird einem Lelio de' Lelj, ums Jahr 1530, einem Nachkommen des gleichnamigen Freundes Petrarca's, beigelegt.

Soweit die ältern Biographen. Unter den Neuern verdienen folgende Erwähnung.

Der bekannte Lud. Ant. Muratori, dessen Vita del Petrarca zuerst Modena 1711 erschien; eine eines solchen Mannes unwürdige, höchst flüchtig gearbeitete, unbedeutende Schrift.

Noch unbedeutender ist die Arbeit des Pierantonio Serassi in der Ausgabe des Canzoniere von 1746.

Ganz anderer Art ist das Werk des Joseph de Bimard, Baron de la Bastie, geboren zu Carpentras und wahrscheinlich ebendaselbst 1742 gestorben. Als Mitglied der Académie des inscript. et belles lettres las er in derselben 1740 ein erstes Mémoire über das Leben des Petrarca und sandte später 1741 und 1742 noch drei andere ein zur Beendigung des ersteren; ein viertes, welches eine kritische Revision aller Werke Petrarca's enthalten sollte, ist leider nicht erschienen. Diese Arbeiten finden sich in den Mémoires de l'Acad. des incript. et belles lettres T. 24 und 27. Er ist der Erste, welcher, eigentlich ohne Vorgänger, mit großem Fleiße und gesunder Kritik sich in den Werken Petrarca's gründlich orientirte und dadurch einem sogleich zu nennenden undankbaren Nachfolger unendlich vorgearbeitet hat. Der Ernst, die Würde und die Präcision seiner Darstellung verdienen das größte Lob, und es ist viel zu wenig gesagt, wenn wir seine Arbeit nur unendlich weit über alle frühern setzen. Seine Localkenntniß, da er einen großen Theil seines Lebens in den Gegenden zugebracht, wo Petrarca sich so oft aufgehalten, kommt ihm dabei nicht wenig zu statten.

Ein uns nicht zu Gesicht gekommenes Leben Petrarca's von Luigi Bandini (Florenz 1748) soll nach Baldelli genaue Untersuchungen über die Vorfahren Petrarca's enthalten, sonst aber mager und verworren sein.

Wir kommen nun auf den Mann, welcher allerdings mit bewunderungswürdigem Fleiße, aber auch mit unerträglicher Anmaßung und wahrhaft geckenhafter Eitelkeit alle seine Vorgänger und vorzüglich den trefflichen de la Bastie schnöde verachtend das weitläufigste und in vieler Hinsicht sehr brauchbare Werk über den Petrarca geschrieben. Es ist dies der Abbé De Sade aus Avignon, dessen Mémoires pour la vie de Pétrarque. (Amsterdam 1764. 3 vol. 4.) erschienen. Sein Hauptzweck war dabei, wie er selbst gesteht, der Welt und vorzüglich den Italienern zu zeigen, daß man bis auf ihn das Leben Petrarca's und vor allen die Person der Laura noch gar nicht gekannt habe. Seine nichts weniger als unumstößlichen Beweise in dieser letztern Hinsicht werden wir weiter unten kennen lernen.

Daß er von einem Vorgänger wie de la Bastie getragen und durch fleißiges Erforschen vieler, besonders in den pariser Bibliotheken noch ungedruckt ruhenden Briefe Petrarca's, mehre Lebensumstände des Dichters genauer erkannt, einige neue Thatsachen gefunden, andere berichtigt,

---

6) Zuerst in der ersten Ausgabe seines Commentars. (Venet. 533. 4.)

soll ihm nicht streitig gemacht werden. Aber bei alle dem hat ihn die Eitelkeit, seiner Familie die Ehre zu vindiciren, daß Laura ihr angehört habe, und der widrige frivole Geist der Zeit, in welcher er lebte, zu manchen gewagten und verkehrten Schlüssen und zu einer im Ganzen faden und witzelnden Darstellung verleitet. Dabei enthält das weitschweifige Werk zwar viel Unnützes und ganz Fremdartiges, läßt aber dagegen vieles andere, wie z. B. über noch ungedruckte Werke Petrarca's und über die Literatur seines Jahrhunderts überhaupt, vermissen [7]). Für die unglaubliche Arroganz, womit er die Italiener bei allen Gelegenheiten und vorzüglich in seinen Vorreden verhöhnt, hat ihn der gründlich gelehrte, nur fast zu bescheidene Tiraboschi im fünften Bande seiner Storia della letteratura italiana gehörig, aber viel zu mild, zurecht gewiesen, und ihm eine nicht geringe Zahl von bedeutenden Verstößen gegen die Geschichte, die lateinische und italienische Sprache nachgewiesen. Eine andere sehr tüchtige Widerlegung von De Sade's Ansichten über Laura, von dem Lord Woodhouselly, werden wir später kennen lernen.

Les vies des hommes et femmes illustres d'Italie (Paris 1767. 2 vol.), wo das Leben Petrarca's sich im ersten Bande befindet, kennen wir nicht. Ginguené in seiner trefflichen Histoire littéraire d'Italie hat Beide, De Sade und Tiraboschi, fleißig benutzt und einen sehr gründlichen Artikel über unsern Dichter im zweiten Bande geliefert.

Von neuern Italienern sind außer der schon erwähnten sehr gründlichen Arbeit Tiraboschi's und dem, was sich über Petrarca von Pelli in den Elogi degli uomini illustri Toscani (Lucca 1771. 4 vol.) und in den größern Werken von Andres (Storia d'ogni letteratura), Affò (Storia de' letterati Parmigiani), Corniani (Secoli della letteratura italiana), Maffei (Storia della letteratura italiana) und sonst zerstreut findet, noch besonders zu erwähnen: *Fr. Petrarcae* vita auctore *Angelo Fabronio.* (Parma 1799. 4.) *Baldelli*, Del Petrarca e delle sue opere (Firenze 1797). Mehr rhetorische als historische Darstellung, doch mit sehr fleißiger Berücksichtigung der Chronologie: *Ambrogio Levati*, Viaggi di Fr. Petrarca (Milano 1820. 5 vol.) und mehre später anzuführende Schriften des um den Petrarca in literärisch-historischer Hinsicht höchst verdienten Domenico Rossetti zu Triest. Ugo Foscolo's Essays on Petrarch (London 1823) ist in biographischer Hinsicht höchst unbedeutend.

Noch ist endlich hier ein Werk zu erwähnen, welches vielleicht einzig in seiner Art in der teutschen Literatur da steht und dies ist: Fr. Petrarca, dargestellt von Fernow, nebst dem Leben des Dichters, herausgegeben von L. Hain. (Altenburg und Leipzig 1818.) Diese angebliche Darstellung ist aber nichts anderes als eine von Anfang bis zu Ende rein wörtliche Übersetzung einer gar nicht uninteressanten Vorlesung über den Petrarca von Mérian in Nouveaux mémoires de l'académie de Berlin, année 1786. Es mag indessen wol sein, daß Fernow dies Memoire zu irgend einem Zwecke übersetzt hatte, und daß es nach seinem Tode von dem Herausgeber für dessen Arbeit gehalten worden ist.

In der folgenden Darstellung des Lebens und der Werke Petrarca's werden wir uns, wo seine eignen Worte angeführt werden, soweit sie ausreicht, der seltenen Ausgabe seiner Briefe, Genevae apud *Crispinum* 1601. 8., mit der Bezeichnung Ed. Gen.; für andere Werke und Briefe aber der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, Basileae 1554. Fol., unter der Bezeichnung Ed. Bas. bedienen.

Francesco Petrarca ward, vermuthlich als das erste Kind seiner Ältern, einen Montag, in einer frühen Morgenstunde, am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren [8]). Das Haus, in welchem damals die Ältern wohnten, in der Straße dell' Orto gelegen, wird noch jetzt daselbst gezeigt [9]). Seine Familie, mehr, wie er selbst sagt (Var. ep. 4), durch Rechtschaffenheit als durch Adel ausgezeichnet, stammte ursprünglich aus dem kleinen Orte Ancisa, 15 Millien, etwa drei Meilen, von Florenz; doch war sie schon seit langen Jahren in der Stadt ansässig. Unter seinen Vorfahren erwähnt Petrarca mit besonderer Liebe seines Urgroßvaters, Garzo, welcher, wie der Vater Petrarca's, Notarius gewesen und 104 Jahre alt geworden. Er schildert ihn [10]) als einen zwar ungelehrten, aber geistreichen, frommen und wegen hoher Rechtlichkeit allgemein geachteten Mann. Auch seine Nachkommen, sein Sohn Parenzo und sein Enkel Petracco, waren Geschäftsmänner. Petracco namentlich Notar und in mancherlei Staatsangelegenheiten, auch Gesandtschaften gebraucht, ward endlich Secretair delle riformagioni, einer Behörde, welche die Staatscontrole führte. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und ward als ein solcher im April 1302, wie Dino Campagni erzählt [11]), zugleich mit Dante und vielen Andern verbannt. Ebenderselbe berichtet, er sei im October desselben Jahres zu einer Geldstrafe von 1000 Lire, oder zum Verluste der rechten Hand verurtheilt worden, weil er angeblich ein Document verfälscht habe. Er hat mit Dante in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, wie Petrarca in einem Briefe an Boccaccio erzählt [12]), worin er noch erwähnt, daß ihm in seiner Kindheit einst der große Dichter sei gezeigt worden. Petracco, welcher unter den Verbannten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt zu haben scheint, wie er denn als Abgeordneter derselben bei dem Cardinal Niccolò da Prato genannt wird [13]), welchem der Papst die Beilegung der florentinischen Unruhen aufgetragen, hatte sich mit seiner Frau nach Arezzo zurückgezogen und von hier aus, vermuthlich in Person,

7) Eine teutsche Übersetzung seines Werkes ist: Nachrichten zu dem Leben des Fr. Petrarca. (Lemgo 1774. 6 Bde.) Den wesentlichen Inhalt desselben gibt *Susanna Dobson*, The life of Petrarch. (London 1776. 2 vol., davon die sechste Auflage London 1805 2 vol. mit Kupf.) und *Levesque* in Choix de poésies de Pétrarque. (Venise 1787. 2 vol. 16.)

8) Famil. VIII, 1. Senil. XIII, 3. 9) Es ist zwar fast ganz, aber auf den alten Fundamenten, neu erbaut. *Marsand*, Biblioteca Petrarchesca. p. XX, wo auch eine Abbildung desselben und die Inschrift, welche 1810 daran gesetzt worden. 10) Ed. Gen. Famil. VI, 3. 11) Bei *Muratori*, Script. rer. ital. T. IX. p. 501. 12) Ed. Gen. Famil. XII, 12. 13) *Baldelli* p. 188.

an dem Versuche der Verbannten Theil genommen, sich am 20. Juli 1304 der Stadt Florenz zu bemächtigen. Dieser scheiterte aber, und als Petracco nach Arezzo zurückkehrte, fand er, daß seine Frau, Eletta, oder, wie sie von Andern auch genannt wird, Brigida de' Canigiani [14]), nach einer äußerst schweren, von der höchsten Gefahr für die Mutter begleiteten Entbindung [15]), ihm in eben der Nacht des fehlgeschlagenen Versuchs auf Florenz, einen Sohn, unsern Francesco, geboren habe [16]). Aus unbekannten Gründen, vielleicht weil sie einer edlen und mächtigen Familie angehörte, erhielt die Mutter die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland. Sie benutzte sie indessen nur in sofern, daß sie etwa sieben Monate nach der Geburt ihres Sohnes [17]) auf ein ihrem Manne gehörendes Gut in Ancisa, 15 Millien von Florenz, zog. Der zarte Knabe ward, wie er selbst erzählt, auf dieser Reise von einem Manne zu Pferde an einem Stabe, in Tüchern schwebend, auf der Schulter getragen, und wäre, als dieser beim Übergang über den Arno mit dem Pferde stürzte, beinahe ums Leben gekommen [18]). In seinen gedruckten Werken erwähnt Petrarca nur noch eines jüngern [19]), vermuthlich zu Ancisa gebornen, Bruders, Gherardo, welcher später Karthäuser ward, sich durch seine Frömmigkeit auszeichnete, und, wie man aus Petrarca's Testament ersieht, diesen überlebte. Allein aus einem pariser Manuscripte [20]) hat De Sade nachgewiesen, daß er noch einen Bruder gehabt, der, man weiß nicht, ob älter oder jünger als er, in der Kindheit gestorben. Von einer Schwester redet Petrarca nie. Lionardo Aretino [21]) will indessen von einer solchen wissen, und Squarciafico, welcher sie in Avignon geboren werden läßt, erzählt davon das Mährchen: Der Papst habe sich in das Mädchen verliebt und dem Petrarca den Cardinalshut versprochen, wenn er sie ihm überlieferte; dieser habe den Antrag mit Abscheu verworfen; der Papst habe sich mit besserm Glück an Gherardo gewendet; als aber die Schwester entflohen und in Italien geheirathet habe, sei Gherardo aus Verzweiflung Karthäuser geworden [22]). Das gänzliche Schweigen des nichts weniger als zurückhaltenden und die Sitten der Päpste schonenden Petrarca und die innige Freundschaft, welche stets zwischen beiden Brüdern obwaltete, widerlegen hinreichend diese Fabel. Die Existenz einer Schwester ist indessen mehr als wahrscheinlich. Es ist in Florenz ein Document vom J. 1324 entdeckt worden, worin Petracco fil. ser Parenzo de Ancisa seiner Tochter Selvaggia, welche einen Johannes fil. Tani de Summofonte geheirathet, eine Aussteuer anweist [23]). Sie scheint indessen früh gestorben zu sein, da Petrarca ihrer nirgends erwähnt. Petrarca's Vater, wie Bandini aus Urkunden beweist [24]), muß sich eine Zeit lang an verschiedenen Orten, unter andern 1306 in Padua aufgehalten, und nachdem er eine 1308 ihm angebotene Begnadigung ausgeschlagen, sich nach Pisa begeben haben, wohin er endlich seine Familie kommen ließ. Petrarca war damals etwa sieben Jahre alt und blieb nur ein Jahr in Pisa. Von seinem neunten Jahre an habe er, wie er sagt [25]), am linken Ufer der Rhone gelebt. Der Vater nämlich, welcher, wie so viele, seine Hoffnungen auf Heinrich VII. gesetzt hatte, und als dieser gestorben war, keine Aussicht zur Rückkehr ins Vaterland mehr sah, entschloß sich, wie viele Italiener damals thaten, sich 1313 nach Avignon zu begeben, wo der päpstliche Hof schon seit vier Jahren sich aufhielt. Er machte die Reise mit Frau und Kindern zu Wasser [26]), und mit genauer Noth entrannen sie dem Schiffbruch in der Nähe von Marseille [27]). In Avignon, dessen Einwohnerzahl wegen der Anwesenheit des Papstes täglich zunahm, waren die Wohnungen selten und theuer; dies bestimmte den Vater, seine Frau mit den beiden Söhnen einige Zeit nachher nach dem benachbarten Carpentras zu schicken, wo Petrarca die nächsten vier Jahre zubrachte [28]). Er selbst schildert diesen Aufenthalt als höchst anmuthig und diese Zeit als die glücklichste seines Lebens. Er besuchte die dortige Schule mit einem andern Knaben, dem Guido Settimo, welcher aus der Gegend von Genua gebürtig, ebenfalls mit seinen Ältern nach Avignon gekommen war und welcher der unzertrennliche Gefährte seiner Studien in Montpellier und in Bologna, zuletzt Erzbischof von Genua ward [29]). Petrarca erwähnt mit großer Liebe, ohne ihn jedoch zu nennen, eines alten Lehrers, eines Toscaners von Geburt, welcher 60 Jahre lang die Jugend unterrichtet hatte, unter seinen Schülern viele ausgezeichnete und vornehme Männer zählte und dennoch im höheren Alter in Armuth versank und früher von Petrarca's Vater, später von ihm selbst, für den er eine rührende Vorliebe gefaßt hatte, soweit er es vermochte, durch Geld und Fürsprache unterstützt wurde [30]). Aus Fil. Villani wissen wir, daß dieser Lehrer Convennole oder Convenevole aus Prato in Toscana war [31]). Er nennt ihn einen mittelmäßigen Dichter, und wenn das lateinische Gedicht, welches Mehus in der Magliabecchiana entdeckt und wovon er Auszüge hat abdrucken lassen [32]), wirklich von Convennole ist, wie allerdings höchst wahrscheinlich, so verdient er diese Bezeichnung nur allzu sehr, und man muß sich um so mehr wundern, wie Petrarca unter einem solchen Lehrer sich zu

14) Sie wird auch Läta oder Licta von Vellutello genannt; daß sie aber Eletta geheißen, sehen wir aus dem Gedichte Petrarca's: Breve panegyricum defunctae matris. Ed. Bas. p. 1338, wo er auf ihren Namen anspielend sagt: Regna tenes *electa* Dei tam nomine quam re. 15) Ed. Gen. Praef. ad Famil. 16) Senil. VIII. 1 gibt er diesen Tag und diese Umstände aufs Genaueste an. In der Ed. Bas. Epist. ad posteritatem, wo er sagt: er sei die lunae ad auroram. Calend. Augusti, geboren, ist also die Zahl XIII vor Cal. aus Irrthum weggelassen, denn der Tag des Angriffs auf Florenz ist bekannt genug, und der erste August war auch kein Montag. 17) Epist. ad post. 18) Praef. ad Famil. 19) Famil. IV, 1. Manetti und Andere irren daher, wenn sie ihn einen ältern nennen. 20) Famil. IX, 2. Duos mihi fratres genitrix mea pepererat .... primum mors infantem abstulit. 21) In *Tomasini* Petr. rediv. p. 209. 22) *Baldelli* p. 189.

23) *Baldelli* p. 190. 24) Bei *Baldelli* p. 188 und bei *De Sade* T. 1. p. 18. 25) Ad posterit. 26) In Livorno, wie De Sade und nach ihm Ginguené sagen, wird er sich wol nicht eingeschifft haben, da dieser Ort erst im 16. Jahrh. als Seehafen bekannt wurde. Eher möchte man aus Senil. X, 2 schließen, daß die Seereise von Genua aus gemacht wurde. 27) Praef. Epist. Famil. 28) Senil. X, 2. 29) Ib. 30) Ib. XV, 1. 31) *Mehus* p. 195. 32) Ib. p. 208.

einer so guten Latinität wie die seinige ausbilden konnte. Das Gedicht ist an den König Robert von Neapel gerichtet und enthält die Bitten Italiens, Roms, Florenz und Prato's, daß der König dem von den Päpsten verlassenen, immer mehr verödenden Rom zu Hilfe kommen möge. Jede dieser Allocutionen ist in verschiedener Versart geschrieben; bald sind es Herameter, bald elegische Verse, bald gereimte Herameter, sodaß zuweilen Mitte und Ende des Herameters mit einander, dann wieder, daß Mitte des ersten mit dem Ausgange des zweiten und Ausgang des ersten mit Mitte des zweiten reimen: auch die Sprache entspricht dieser barbarischen Form. Petrarca selbst versichert, er habe nie einen Mann gekannt, der die Theorie seiner Kunst so gut verstanden wie dieser; in der Ausübung aber sei er schwach gewesen, sodaß er nach dem bekannten Worte des Horaz dem Schleifsteine zu vergleichen gewesen. Überdies habe er die Sucht gehabt, unendlich vieles anzufangen, aber keine seiner Arbeiten beendigt. Die Armuth nöthigte ihn oft Petrarca um Hilfe anzuflehen, welcher, wenn er, wie nicht selten, es nicht mit Gelde thun konnte, ihm Bücher lieh, die jener versetzte. Zuletzt machte ihn, nach Petrarca's Ausdruck, die Noth unredlich, und ein Manuscript der Bücher Cicero's de Gloria, welches ihm Petrarca einst geliehen, mag er wol verkauft haben und nie ist es dem Petrarca noch sonst Jemandem gelungen, dieses Werk wieder aufzufinden [33]). Endlich trieb ihn die Armuth in sein Vaterland zurück, und Petrarca, welcher damals in Vaucluse zurückgezogen lebte, erfuhr seine Abreise erst durch die Bitte der Pratenser, ihrem Landsmann, welchen sie, aber zu spät, mit Lorbeern gekrönt zu Grabe getragen hatten, eine Grabschrift zu dichten. Man kann nur vermuthen, daß er etwa 1344 gestorben sei. Nur eines, aber für sein späteres Leben nicht ganz bedeutungslosen Umstandes erwähnt Petrarca aus seiner Kinderzeit in Carpentras. Sein Vater nämlich und der Oheim seines Freundes Guido Settimo seien einst wie gewöhnlich zum Besuch dahin gekommen und hätten den Entschluß gefaßt, die schon damals berühmte Quelle der Sorgue in Vaucluse zu besuchen. Auf vieles Bitten seien endlich troß der Ängstlichkeit seiner zärtlichen Mutter die Knaben mitgenommen worden, sodaß jeden von ihnen ein Diener vor sich aufs Pferd genommen. Dort angekommen, habe der Anblick dieser ungewöhnlichen Natur einen so tiefen Eindruck auf sein jugendliches Gemüth gemacht, daß er zu sich selbst gesagt: das ist ein Ort, der mir zusagt, und wenn ich es einst vermag, werde ich ihn den großen Städten vorziehen [34]). Wie er denn auch wirklich später viele und die wichtigsten Jahre seines Lebens dort zugebracht hat. Wie es bei bedeutenden Menschen nicht selten der Fall ist, so scheint auch Petrarca schon früh halb bewußtlos den Weg eingeschlagen zu haben, den er zeitlebens verfolgte; nämlich ohne sich irgend einer bestimmten Disciplin, irgend einem besonderen Beruf und irgend einem sogenannten Brodstudium zu widmen, das Studium der Alten aus unüberwindlicher Neigung, und zwar nicht in philologischer oder archäologischer Hinsicht, sondern rein menschlich zur Bildung des Geistes gewählt zu haben. Es war ihm zeitlebens Bedürfniß, in dem Geiste der Alten zu leben, aus ihnen seine Philosophie, seine ganze Weltansicht, daher auch seine Poesie, zu schöpfen. In ihrem Geiste hat er gelebt und geschrieben, soweit es einem damaligen eifrigen Anhänger der Kirche möglich war; seine Schriften sollten (und so wurden sie auch von den Zeitgenossen betrachtet) sich unmittelbar in Form und Geist an die der Alten anschließen, eine Fortsetzung der römischen Literatur sein, und diesen Sinn wie dieses Studium verbreiten. Alles auch in seinen späteren Jahren vergleicht er mit römischen Zuständen, alles beurtheilt er danach, und mehr als einmal mag er gehofft haben, selbst Staatseinrichtungen des Alterthums wieder aufleben zu sehen, und fühlte sich berufen, darauf hinzuwirken. Bei dieser Sinnesart, welche von seinen Zeitgenossen wol mehr angestaunt und bewundert, als eigentlich begriffen wurde, und welche mit den wirklichen Verhältnissen der damaligen Zeit im grellsten Widerspruche stand, mußte er sich nothwendig isolirt fühlen, sein eignes Zeitalter verachten [35]), und ebendeshalb auch die Abgeschiedenheit und den Verkehr nur mit den gebildetsten Geistern seiner Zeit lieben, wie auch sein ganzes Leben zeigt.

Sehr begreiflich ist daher die Bewunderung auch vieler Fürsten seiner Zeit für den außerordentlichen Mann, die häufigen Versuche sich seiner in wichtigen politischen Angelegenheiten zu bedienen und der geringe Erfolg, ja man kann sagen, das gänzliche Mislingen aller seiner diplomatischen Unternehmungen. Seine italienischen Gedichte dagegen, die einzigen, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben, mußten ihm nothwendig lange Zeit als etwas Untergeordnetes, ja als ein Tribut erscheinen, welchen er seiner Zeit, ihren Sitten und Neigungen und der menschlichen Schwäche im Allgemeinen dargebracht habe. Ebendaher dann auch der durch keine noch so oft angenommene Demuth zu bemäntelnde hohe Werth, den er auf seine lateinischen Werke legte und die übel verhehlte Verachtung, womit er auf die eigentliche Nationalliteratur seiner Zeit und namentlich auf Dante herabblickte [36]). Nur eine aus den Schriften der Alten geschöpfte Bildung, und Werke, welche den ihrigen analog schienen, hatten Werth in seinen Augen. Sehr früh, wie gesagt, scheint diese Richtung seines Geistes sich offenbart zu haben, wie er denn erzählt [37]) „daß er schon als Knabe, während andere Kinder seines Alters den Prosper und den Äsop lasen, das höchste Wohlgefallen an dem Wortklange der Sprache Cicero's gefunden habe, ohne sie noch verstehen zu können. Dieser Schriftsteller, sowie Virgil

33) Senil. XV, 1. 34) Ib. X, 2.

35) Ad poster. 36) Woher Squarciafico die sehr unwahrscheinliche Notiz haben mag, daß während Petrarca noch als Knabe in Carpentras war, ihm die Schriften Dante's und einige Theile seiner göttlichen Komödie bekannt geworden und er sie eifrig studirt, ja nachgeahmt habe, konnten wir nicht entdecken. 37) Senil. XV, 1. Prosper ist vermuthlich der Dichter Prosper aus Aquitanien, der ein dogmatisches Gedicht von der Gnade, Epigramme, oder aus den Werken Augustin's gezogene Sentenzen und eine Chronik geschrieben, welche bis 455 reicht. Unter Äsop ist die lateinische Bearbeitung des Romulus zu verstehen.

und später Seneca, Livius und andere römische Geschichtschreiber, waren die Lieblinge, deren Werke er beständig mit Entzücken las, deren Gedanken er sich aneignete, deren historischen Inhalt er sich einprägte und in so hohem Grade sich zu eigen machte, daß alle seine Schriften, auch selbst die einfachsten Briefe, Trostschreiben und andere ähnliche bis zum höchsten Überdruß von solcher historischen Gelehrsamkeit starren [38]). Die Vorliebe für diese Studien, zu welchen später die Lectüre einiger Kirchenväter und im höheren Alter auch die der heiligen Schrift kam, begleitete denn auch den Jüngling auf die Universitäten, welche er nach dem Wunsche des Vaters besuchte, um die Rechte zu studiren und flößte ihm den entschiedensten Widerwillen gegen dieses Fach ein, indem er behauptete, er könne das wahre Recht viel besser aus den Schriften Cicero's, Seneca's und anderer erlernen und könne sich nicht mit einer Wissenschaft befreunden, von welcher er nicht einen unredlichen Gebrauch machen wolle, einen redlichen aber kaum machen könne, ohne sich den Vorwurf der Unwissenheit zuzuziehen [39]). Kaum 14 Jahre alt, etwa 1318, mußte er nach Montpellier, wo er vier Jahre zubrachte, und von da 1322 nach Bologna, wo er ebenfalls drei Jahre zwar alle Theile des Civilrechts hörte [40]), aber ohne allen Erfolg [41]). Schon in Montpellier mußte der Vater sich überzeugen, wie wenig Neigung sein Sohn für die juristischen Studien hatte. Dieser hatte schon angefangen, Schriften der Alten zu sammeln, und verbarg sie sorgfältig den Augen des Vaters. Eines Tages aber entdeckte dieser sie doch und warf sie voll Unwillens ins Feuer, bis er doch endlich von der Verzweiflung des Sohnes gerührt die Rhetorik des Cicero und einen Virgil selbst wieder den Flammen entriß und sie dem Jünglinge lächelnd reichte, jenen, wie er sagte, um ihm bei seinem Studium zu dienen, diesen zu einer seltenen Erholung des Geistes [42]). Auch der Aufenthalt in dem damals höchst blühenden Bologna [43]) war für ihn vergeblich; er weiß uns wol von seinen jugendlichen Lustbarkeiten und von einer kleinen Reise nach Venedig [44]), aber nichts Erfreuliches von seinen juristischen Studien zu sagen. Man weiß nicht einmal, bei welchen Lehrern er in Montpellier und in Bologna gehört hat. Es werden uns zwar von verschiedenen seiner Biographen als solche Giovanni Calderino und Bartolommeo d'Ossa in Montpellier, sowie Cino da Pistoja und Giovanni d'Andrea zu Bologna genannt; allein Tiraboschi [45]) findet es schon darum höchst unwahrscheinlich, weil namentlich Calderino und Giovanni d'Andrea Canonisten waren und Petrarca nirgends sagt, daß er diese Disciplin studirt habe. Von Cino aber weiß man [46]), daß er von 1322—1326, also in den Jahren, in welchen Petrarca in Bologna war, in Siena die Rechte lehrte, also weder der Lehrer Petrarca's gewesen, noch überhaupt damals einen persönlichen Einfluß auf ihn gehabt haben kann. Ja, es ist gewiß, daß er niemals Professor in Bologna gewesen ist. Wenn er daher später als ein Freund Petrarca's erscheint, und dieser namentlich seinen Tod in einem Sonette beklagt [47]), so darf man daraus nur auf eine spätere, vielleicht nicht einmal persönliche, Bekanntschaft beider schließen, aus welcher diese Freundschaft entstanden. Die ganze Sage, daß Petrarca unter Cino in Bologna studirt und von diesem sei ermuntert worden, das Studium der Rechte nicht aufzugeben, scheint am Ende auf dem notorisch apokryphischen Briefe des Cino an Petrarca zu beruhen, welchen Doni in der Prose antiche 1547 hat abdrucken lassen. Der Tod seines Vaters, welcher etwa 1326 erfolgte, und dem Petrarca die Freiheit gab, von nun an ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu folgen, veranlaßte ihn Bologna zu verlassen und nach Avignon zurückzukehren, wo bald nachher auch seine Mutter in einem Alter von 38 Jahren starb [48]). Die väterliche, ihm und seinem Bruder Gherardo zugefallene Erbschaft, wäre vielleicht nicht ganz unbedeutend gewesen (Var. ep. 28. Ed. B.), sie ward ihnen aber durch die Unredlichkeit der Testamentsvollstrecker bedeutend geschmälert, sodaß er sagt, sie hätten ihm nur ein schönes Manuscript, welches sein Vater sehr hoch gehalten, vermuthlich einen Cicero, gelassen, nicht weil sie es ihm hätten erhalten wollen, sondern weil sie, mit wichtigerer Beute beschäftigt, dies für gering geachtet [49]). In einem Alter von 22 Jahren sich selbst überlassen, ohne Vermögen, ohne Beruf, blieb dem Petrarca und seinem Bruder kaum etwas anderes übrig, als sich dem geistlichen Stande anzuschließen und wenigstens vorläufig die Tonsur zu nehmen. Ihr Leben, wie es Petrarca selbst schildert, war übrigens, wie man es von ihrem Alter und in einer Stadt wie Avignon, wo das tiefste sittliche Verderben herrschte [50]), erwarten konnte. Man muß sich billig noch wundern, daß er von ihrem damaligen Leben nichts schlimmeres als Thorheiten zu berichten hat. So erinnert er in einem Briefe an seinen Bruder [51]) diesen, wie sie in ihrer Jugend soviel Noth gehabt mit ihrer Kleidung; mit welchem Fleiß sie ihre Locken geordnet und sich dabei den Kopf so zusammengeschnürt, daß die Spuren davon am Morgen auf der Stirn zu sehen gewesen; wie sie so den Windhauch gefürchtet, der die Haare oder die Kleider hätte in Unordnung bringen können; welche Qualen ihm die allzu engen Schuhe gemacht und wie sorgfältig sie sich vor Beschmutzung derselben gehütet; wie sie überall umhergelaufen, um gesehen und bewundert zu werden; wie sie endlich mit unsäglicher Mühe Verse gemacht, um ihre Liebschaften zu besingen. Diese Thorheiten hielten ihn

38) Aus Famil. VI, 4 sieht man, daß schon die Zeitgenossen fanden, er werfe bis zur Ungebühr mit historischen Beispielen um sich. 39) Famil. XI, 4. Ad post. und sonst. 40) Ad post. 41) Senil. XV, 1. 42) Ibid. 43) Ib. X, 2. 44) Ibid. 45) Storia della letteratura italiana. Ed. romana. T. V. p. 445. 46) Ciampi, Vita e memorie di M. Cino da Pistoja. (Pistoja 1826.) p. 61. 84. 110.

47) Son. 71. 48) Dies ergibt sich aus einem lateinischen Gedichte auf den Tod der Mutter, welches in den baseler Ausgaben unbegreiflicherweise als Schluß einer Epistel an Jacob Colonna (p. 1328) abgedruckt ist. Er sagt darin, er habe an ihrer Bahre geweint und wolle ihr so viele Verse widmen, als sie Jahre gelebt. Es sind aber 38 Verse; ein Einfall, der uns weder sehr kindlich, noch sehr poetisch dünkt. 49) Senil. XV, 1. 50) Sine titulo ep. 18. 51) Var. 28 vom Jahre 1349. Ebenso De contemtu mundi. Dial. II. Ed. Bas. p. 385.

indessen nicht von eifriger Fortsetzung seiner Studien ab, und seine Talente, wie dieser Eifer, erwarben ihm schon damals die Freundschaft bedeutender Männer, unter welchen er besonders einen Greis und päpstlichen Secretair, Giovanni di Firenze [52]), und den Rechtsgelehrten Raimundus Superantius [53]) (Soranzo) nennt, welcher Letztere ihm bereitwillig Bücher borgte und einige sogar schenkte, namentlich die Schrift Cicero's de Gloria, welche später durch die Nachlässigkeit Convennole's und wie es scheint für immer verloren gegangen ist. Die für sein ganzes Leben wichtigste Bekanntschaft, welche er schon damals machte, war aber die verschiedener Mitglieder des mächtigen Hauses der Colonna. Diese Familie, nach einigen aus Teutschland stammend, besaß große Güter im Kirchenstaate und gehörte der ghibellinischen Partei an, wie ihre mächtigen Gegner, die Orsini, der guelfischen. Sie hatten sich den unversöhnlichen Haß Bonifaz' VIII. zugezogen, welcher sie mit List und Gewalt aller ihrer Schlösser beraubte und sich überallhin zu zerstreuen nöthigte. Unter den damals lebenden sechs Brüdern dieses Geschlechts zeichnete sich Stefano Colonna der Ältere durch seinen unerschütterlichen Muth aus [54]). Er fand, nachdem er lange umhergeirrt, eine Zuflucht in Frankreich bei Philipp dem Schönen, welcher sich mit Freuden dieser Familie in seinem Zwiste mit Bonifaz bediente. Nach dem Tode des Papstes erlangten die Colonnas ihre Würden und zum Theil auch ihre Güter wieder. Der ältere Stefano lebte in Rom und zwei seiner Brüder als Cardinäle in Avignon. Stefano selbst hatte sieben Söhne und sechs Töchter; von den Söhnen sind Stefano der jüngere als Krieger, Giovanni, der ums Jahr 1326 zum Cardinal ernannt wurde und der nachmalige Bischof von Lombès Jacopo als Freund und Beschützer Petrarca's bekannt. Dieser Letztere hatte zugleich mit Petrarca in Bologna studirt, ohne ihn damals näher gekannt zu haben. Als er, bald nach dem Abgange Petrarca's, seine Studien beendigt, nach Avignon gekommen und ungeachtet seiner Jugend zum Bischof von Lombès ernannt worden war [55]), ward er aufmerksam auf Petrarca, dessen Gestalt, Wesen und wol auch die Liebe zur Dichtkunst, womit er sich schon damals eifrig beschäftigte, ihm gefielen, und nachdem er ihn ein und das andre Mal gesprochen, foderte er ihn auf, ihn nach seinem Bisthum Lombès, am Fuße der Pyrenäen, zu begleiten, wo Petrarca nach seiner eignen Aussage den glücklichsten Sommer seines Lebens zubrachte. Petrarca kann nicht Worte genug finden, die Milde, die Würde, die Gelehrsamkeit und die Sitten dieses Mannes zu rühmen. Nachdem sie nach Avignon zurückgekommen waren, stellte der Bischof seinen jungen Freund auch seinen übrigen Brüdern und selbst seinem Vater, dem älteren Stefano, vor [56]), mit denen allen er fortan in einem sehr freundlichen Verhältniß verblieb [57]), sodaß er lange Zeit in dem Hause des Cardinals Giovanni lebte und ein so unbedingtes Vertrauen bei ihm genoß, daß, als einst der Cardinal, um den wahren Grund einer zwischen seinen Dienern vorgefallenen Streitigkeit zu erfahren, seine sämmtlichen Hausgenossen und Angehörigen versammelt hatte, und eine eidliche Aussage von allen, selbst von seinem eignen Bruder Agapitus, Bischof von Luna, foderte, er sich, als die Reihe zu schwören an Petrarca kam, mit dessen bloßem Worte begnügte [58]). Unter den Personen, welche den Bischof nach Lombès begleiteten, lernte Petrarca zwei Jünglinge kennen, welche fortan die innigsten Freunde seines Herzens wurden. Er nennt den einen Lälius, den andern Sokrates. Der erstere, eigentlich Lello, ein Römer von Geburt, ging nach dem Tode des Cardinals Giovanni Colonna nach Rom, wo er bedeutende Ämter verwaltet [59]) und von Petrarca dem Kaiser Karl IV. dringend als ein alter Freund des Hauses Colonna und als ein durch Treue, Klugheit, Beredsamkeit und jegliche Tugend ausgezeichneter Mann empfohlen wurde [60]). Er soll auch gute lateinische und italienische Gedichte geschrieben haben [61]). Er starb an der Pest 1364 [62]). Der, welchen Petrarca Sokrates nennt, war ein Niederländer von Geburt [63]), ausgezeichnet durch bedeutende Kenntnisse in der Musik und höchst liebenswürdig. Er scheint Avignon nie wieder verlassen zu haben und starb daselbst 1361 (Praef. ad Senil.). Petrarca selbst gibt das Jahr 1326, das 22. seines Alters (Senil. XV, 1) als dasjenige an, in welchem er die Bekanntschaft der Colonnas machte, und der Sommeraufenthalt in Lombès fällt ins Jahr 1330. Von diesen vier Jahren berichtet uns Petrarca nichts als den einen, aber freilich wichtigsten und für sein ganzes Leben entscheidendsten, Umstand, daß er nämlich am 6. April 1327, an einem Charfreitage, oder richtiger am Todestage Christi [64]), in der ersten Morgenstunde die Geliebte seines Lebens, Laura, zum ersten Mal erblickt habe. Tag, Stunde und Jahr gibt er selbst genau an Son. 176 und Trionfo della morte,

52) Senil. XV, 6. 53) Ib. 1. 54) Ed. Bas. p. 43. 55) Nach Giov. Villani (L. X. c. 70) war er es, welcher 1328 den Muth hatte, die päpstliche Bannbulle gegen Ludwig den Baier in Rom, auf dem Platze S. Marcello öffentlich zu verlesen und anzuschlagen, während der Kaiser im Vatican war, worauf er sich zu Pferde rettete. Sein Lohn war dies sehr unbedeutende Bisthum. 56) 1331, wie aus Famil. V, 3 sich ergibt.

57) Senil. XV, 1. Famil. IV, 6. 58) Famil. V, 2. 59) Baldelli (p. 258) citirt Famil. XV, 1. Cod. Laur. 60) Famil. X, 4. 61) *Baldelli* p. 258. 62) Senil. III, 1. 63) Bei *De Sade*, Pièces justificatives Nr. 4 ein Brief Petrarca's aus einem pariser Manuscript, worin er sagt: Sokrates sei Anneae Campiniae geboren, d. h. ohne Zweifel in dem Kempenlande, noch jetzt La Campine genannt, einer Heidegegend, die heutige Grenze zwischen Holland und Belgien, oder, wie Petrarca selbst angibt, zwischen dem Rheine, Holland und Brabant, wo aber kein Ort zu finden ist, dessen Name an Annea erinnerte. Vergl. De vita solit. L. II. Sect. X. c. 1. 64) Son. 3. 48. In beiden sagt er ausdrücklich: an diesem Tage sei Christus gekreuzigt worden. Nun aber war der 6. April 1327 und 1338 nicht der Charfreitag, sondern der Montag der Charwoche. Da nun aber das jüdische Passahfest jedes Mal auf den Vollmond des Märzmonates fällt, dieser aber in jenen Jahren wirklich auf den 6. April fiel, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Petrarca, um sich den Tag, an welchem er die Geliebte zuerst gesehen, denkwürdiger zu machen, diesen Umstand, den er durch die in Avignon wohnenden Juden leicht erfahren konnte, benutzt habe, um sagen zu können, er habe sie an dem Tage gesehen, wo man wenigstens allgemein glaubte, daß der Herr gekreuzigt worden sei. Vergl. Tassoni Anmerkungen zu Son. 3 und *De la Bastie*, Mémoire. I. p. 246.

c. I. v. 133—134, über den Ort aber, wo er sie zuerst gesehen, und wo diese Leidenschaft begann, sowie über die Person Laura's, welche eigentlich Loretta hieß (Son. 5, nur einmal Son. 189 nennt er ausdrücklich ihren Namen, aber unzählige Male spielt er mit den Worten lauro und l'aura darauf an); über ihren Geburtsort, ihre Familie und ihren Stand herrschen sehr verschiedene Meinungen, welche wir später genauer untersuchen werden. Hier genüge es zu sagen, daß diese Liebe, anfänglich höchst leidenschaftlich, durch Laura's Tugend und Strenge aber immer mehr in die Schranken einer reinen Zuneigung zurückgewiesen, nicht allein bis zu ihrem 1348 erfolgten Tode anhielt, sondern, daß Laura bis in die späteren Lebensjahre ihres Geliebten der Gegenstand seiner Dichtungen war, sodaß mit sehr geringen Ausnahmen das ganze Canzoniere des Petrarca fast nur sie allein besingt, die höchst einfache Geschichte dieser Liebe darbietet, und im zweiten, nach ihrem Tode gedichteten, Theile die Sehnsucht nach der Abgeschiedenen und die Wehmuth des Zurückgebliebenen in den zartesten und rührendsten Tönen ausspricht. Auch in seinen Briefen und in seinen andern prosaischen Werken, wie in seinen lateinischen Gedichten ist vielfältig die Rede von ihr. Wir können nicht, ohne diesem Artikel eine ungebührliche Ausdehnung zu geben, und vielleicht selbst den wesentlichen Charakter dieses Werkes zu verletzen, alle die kleinen Vorfälle erwähnen, wie sie in der Geschichte jeder Jahre lang dauernden und doch im Ganzen unerwiederten Liebe vorkommen, welche die einzelnen Gedichte veranlaßt haben mögen; wobei ohnehin den willkürlichsten Vermuthungen ein zu weites Feld eröffnet ist und meistens nicht die wirklichen Vorfälle mit den darauf bezüglichen Gedichten belegt, sondern vielmehr aus den einzelnen Gedichten die Begebenheiten erst erfunden werden müssen. Wer dergleichen liebt, findet in dem großen Werke De Sade's die reichste Befriedigung und mag auch das Mémoire von Mérian und Ugo Foscolo's Essay on Petrarch vergleichen. Wir kehren zur Lebensgeschichte des Dichters zurück.

Nicht, wie von den Meisten behauptet wird, um sich von der Liebe zur Laura zu zerstreuen, sondern, wie er selbst sagt [65]), einzig und allein aus jugendlicher Lust vieles zu sehen [66]), vielleicht auch schon von der Unruhe ergriffen, die ihn zeitlebens trieb, seinen Aufenthaltsort zu wechseln, trat er 1333 [67]) eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Teutschland an. Er ging zuerst nach Paris, worüber er leider nichts in seinen Briefen sagt, obgleich er sich ziemlich lange dort aufgehalten; von da über Gent durch das schon damals höchst gewerbfleißige Flandern und Brabant nach Lüttich (Leodium), wo er zwei Reden des Cicero entdeckte, aber in der bedeutenden Stadt kaum soviel gelbe Tinte fand, um sie abzuschreiben [68]), und Aachen [69]), wo der nur die Alten verehrende Mann sich verletzt fühlte, daß man es wagte, Karl den Großen mit Pompejus und Alexander zu vergleichen. Von da nach Cöln, wo er ganz erstaunt war über die Schönheit der Stadt, den Anstand und die Würde der Männer, die Schönheit und Sauberkeit der Frauen und die Bildung der Einwohner überhaupt: auch der Dom in seinem damals schon unvollendeten Zustande zog seine Bewunderung auf sich [70]). Von Cöln reiste er trotz kriegerischer Unruhen unangefochten über die damals noch rauhen und wilden Ardennen und kam nach Lyon [71]), von wo er sich zu Schiffe nach Avignon begeben wollte. In Lyon erhielt er die Nachricht, daß sein Freund und Gönner Jacopo Colonna wichtiger Familienangelegenheiten [72]) wegen nach Rom gereist sei, wo der alte Zwist zwischen den Häusern Colonna und Orsini abermals blutig begonnen hatte. Der alte Papst Johann XXII. war damals ernstlich mit der Unternehmung eines neuen Kreuzzuges beschäftigt, und man vermuthet, daß Petrarca in dieser Beziehung die Canzone II. O aspettata an seinen in Rom befindlichen Freund Jacopo Colonna gerichtet habe. Der Papst starb indessen schon Ende 1334 und hinterließ unermeßliche, durch Simonie zusammengebrachte Reichthümer. Sein Nachfolger Benedict XII. (Jacques Fournier), ein roher, dem Trunk ergebener, unfähiger Mann, weit entfernt, die Absicht seines Vorgängers, nach Rom zurückzukehren, auszuführen, begann vielmehr den Bau eines päpstlichen Palastes in Avignon, und ermunterte viele Cardinäle, seinem Beispiel zu folgen. Unter diesen Umständen mag die von Petrarca an ihn gerichtete lateinische Epistel [73]), worin er ihn eben zur Rückkehr nach Rom ermahnt, wol nicht viel Eindruck gemacht haben; doch erhielt er 1335 dafür ein Kanonikat in Lombès, die erste Pfründe, die er überhaupt erhalten [74]).

Seine Liebe zur Laura mußte schon damals, und gewiß nicht ohne seine Schuld, großes Aufsehen gemacht haben [75]), da sein Freund, Jacopo Colonna, ihm im Scherz aus Rom schrieb, daß viele dafür hielten, sie sei nur ein Werk der Einbildung und vermuthlich nichts anderes als seine Liebe zur Lauren. der Lorbeerkrone, nach welcher er strebe [76]). Die Briefe des Freundes, die wir

65) Ad Post. 66) Wie mächtig in der Jugend sein Trieb zu wandern und die Welt zu sehen war, schildert er selbst sehr ausführlich in einem Briefe an Francesco Bruna (Sen. IX, 2). 67) Baldelli (p. 288) setzt diese Reise ins Jahr 1331 und ebendeshalb auch die erste Reise nach Rom 1335; er irrt aber, denn in dem Briefe Famil. I. 5, an Jacopo Colonna aus Lyon geschrieben, sagt Petrarca: Quarta nunc aestas agitur, seitdem er mit dem Bischof in Lombès gewesen, dies war aber der Sommer 1330. Dasselbe sagt er Senil. X, 2, er habe diese Reise quarto anno nach dem Aufenthalt in Lombès gemacht und Famil. II, 9 schreibt er an Jacopo Colonna in Rom, er habe ihn seit vier Jahren nicht gesehen, d. h. von 1333 bis Ende 1336. Aus diesen Gründen setzen wir denn auch die erste Reise nach Rom ins Jahr 1336 bis Sommer 1337 (vergl. Famil. V, 3) und nicht 1335, wie Baldelli nach seiner irrigen Voraussetzung thut. Für das Jahr 1336 spricht auch der Umstand, daß Petrarca 1335 die Sache der Scaligeri vor dem Gerichtshofe des Papstes zu Avignon vertheidigte. S. weiter unten. 68) Senil. XV, 1. 69) Famil. I, 3. 70) Ib. 4. 71) Son. 143. 144. 72) Famil. IV, 6. 73) Epist. Lib. I, 2. Te cui telluris. Eine zweite I, 5. Exul inops, von gleichem Inhalt, etwa 1336 geschrieben, hatte auch nicht bessern Erfolg. 74) De Sade (Pièces justif. Nr. 14) führt das päpstliche Decret an, worin es heißt, daß seine Ernennung mit aus Rücksicht auf den Cardinal Giovanni Colonna erfolge. 75) Carminibus ornata meis, auditaque longe. Ep. I, 7. Quid faciam. 76) Famil.

aber nicht besitzen, die eigne Lust, endlich einmal jenes Rom zu sehen, welches ihm im Glanze der Geschichte und des Christenthums der ehrwürdigste Ort der Erde schien, vielleicht auch der Wunsch, sich von seiner Liebe zu zerstreuen, veranlaßten ihn, wahrscheinlich noch Ende 1336, nach Rom zu reisen. Er machte die Reise, wie aus einigen Gedichten zu schließen ist [77]), zur See. Unmittelbar nach Rom zu gehen, erlaubten die Kriegsunruhen nicht; er blieb daher einige Wochen zu Capranica, einem Schlosse, welches dem Schwager seines Freundes, dem Orso dell' Anguillara, gehörte, von wo ihn Jacopo Colonna mit seinem Bruder, dem jüngern Stefano, in Begleitung von 100 Bewaffneten, Ende Januars 1337, abholte. In Rom selbst wohnte er auf dem Capitol, wo sich die Amtswohnung des Stefano Colonna, damals Senators von Rom, befand. In Begleitung eines in Rom lebenden Oheims seines Gönners, Giovanni di S. Vito und des Paolo Annibaldi, aus einer vornehmen Familie, den einzigen Männern, welche sich um die Alterthümer Roms bekümmerten, durchstrich er die Stadt und die Gegend, und seine Briefe an den Cardinal Colonna zu Avignon drücken seine Bewunderung aus über alles, was er dort sah und worunter sich manches befand, was seitdem verschwunden ist [78]), und zugleich seinen Unwillen über die Gleichgültigkeit der Römer für diese Denkmäler ihrer Stadt [79]). Von Rom aus erließ er auch ein zweites poetisches Schreiben an den Papst [80]), um ihn, wiewol vergeblich, zur Rückkehr nach dieser Stadt zu bewegen. Wie lange er sich in Rom aufgehalten, läßt sich nicht bestimmen. Aus einem Briefe an einen Freund [81]) und einer nach seiner Rückkehr geschriebenen Epistel an Jacopo Colonna [82]) muß man vermuthen, daß er zur See und zwar mit dem weiten Umweg um Spanien herum bis an die Küsten Englands [83]) zurückgekehrt sei. Im August 1337 war er ohne Zweifel wieder in Avignon [84]). In ebendiesem Jahre kaufte er sich in Vaucluse an. In ebendieses Jahr, und zwar in den Anfang desselben, als er noch in Rom war, fällt die Geburt eines Sohnes, Giovanni, dessen Existenz De Sade zuerst entdeckt hat. Petrarca redet nur selten und undeutlich von ihm und wir wissen daher durchaus nichts über das Verhältniß, dem dieser Sohn das Leben verdankte; doch ist es wahrscheinlich, daß die Mutter desselben dem Petrarca später auch die Tochter Francesca geboren, welche ihren Vater überlebte. Der Sohn hatte ihm viel Sorge und Noth gemacht und starb, kaum 24 Jahre alt, 1361, als er eben Hoffnung der Besserung zu geben anfing [85]). Die Geburt dieses Sohnes in einer Zeit, wo des Dichters Liebe zur Laura ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, wenn man seinen eignen gleichzeitigen Schilderungen trauen darf [86]), läßt einen tiefen Blick in seinen Charakter werfen, und zeigt, daß es ihm zwar nicht an Empfänglichkeit und Begeisterung für reine Liebe, wie für alles Edle und Große, wol aber an innerer Kraft fehlte, den von ihm bei jeder Gelegenheit, und wie oft zur Unzeit, zur Schau gestellten Grundsätzen und Ansichten gemäß zu handeln. Merkwürdig genug, und ein Beweis, wie leicht in jener Zeit solche Verirrungen selbst an Personen, welche der Kirche angehörten, wie Petrarca, genommen wurden, ist der Umstand, daß er dieses unsittlichen Verhältnisses auch nicht mit einem Worte in dem Secreto suo erwähnt, worin er doch sonst mit merkwürdiger Aufrichtigkeit die geheimsten Fehler seines Charakters enthüllt. Unter den Gründen, welche ihn bestimmten, die Einsamkeit in Vaucluse aufzusuchen, scheinen folgende die wichtigsten gewesen zu sein. Bei seiner Rückkehr von Rom fand er den Aufenthalt in Avignon, wo Habsucht, Ehrgeiz, Kriecherei und Cabalen aller Art herrschten, mehr als je unerträglich [87]); zu stolz, um sich durch niedrige Künste die Gunst der Großen zu verschaffen, auch wol verdrießlich, daß er, der von den Edelsten seiner Zeit mit der höchsten Auszeichnung behandelt wurde und dessen Dichterruhm sich schon sehr verbreitet hatte, doch bis jetzt noch wenig Vortheile dadurch erlangt hatte, glaubte er wol das verletzte Selbstgefühl, den Ehrgeiz und die Eitelkeit, die ihn rastlos nach Auszeichnung zu streben antrieben, nicht besser befriedigen, nicht sicherer zu größerem Ruhme gelangen zu können, als wenn er einen Weg einschlug, entgegengesetzt dem der gewöhnlichen Weltmenschen [88]) und ebendadurch geeignet, Aufsehen zu erregen, welcher ihm zugleich Muße und Gelegenheit gewährte, sich durch zahlreiche Schriften berühmt zu machen. Daß auch der Wunsch, durch Einsamkeit und Entfernung seine Liebespein zu mildern, etwas zu seinem Entschlusse beigetragen, wollen wir gern glauben, wenngleich er selbst bezeugt, daß es ihm damit sehr schlecht gelang [89]); unentschieden aber müssen wir es lassen, ob nicht auch vielleicht die Geburt jenes Sohnes und das dadurch doch vielleicht erregte nachtheilige Urtheil der Welt dazu beigetragen, ihm Entfernung aus jenen Verhältnissen wünschenswerth zu machen. Bei der Wahl des Orts selbst ward er wol theils durch frühere Jugendeindrücke [90]), theils durch die Nähe von Avignon (die Entfernung beträgt nur etwa drei Meilen) bestimmt, wie er denn schon, ehe er sich dort niederließ, oft jene Thäler und Berge will aufgesucht haben, um seine Seele zu beruhigen [91]). Er kaufte sich dort ein Bauernhäuschen mit zwei kleinen Gärten [92]), und hat allerdings mit den Unterbrechungen, wozu seine rastlose Unruhe ihn oft genug antrieb, einen großen Theil seines Lebens dorzugebracht und die meisten und die bedeutendsten seiner Werke dort entweder geschrieben, oder doch begon-

---

II, 9. Auch Boccaccio, in der oben erwähnten kleinen Schrift, war dieser Meinung.

77) Son. 51—53. 78) Famil. VI, 2. 79) In welchem Zustande die meisten Kirchen und Denkmäler. Ep. II, 5. Spes mihi etc. Vergl. Ep. II, 13. Dum memini etc. 80) Ep. I, 5. Erul inops etc. 81) Famil. III, 1. 82) Ep. I, 7. Quid faciam etc. 83) Usque ad oceani terminos circumactus. De contemtu mundi. Ed. Bas. p. 404. 84) Famil. III, 2. 85) Senil. I, 1. 2.

86) Ep. I, 7. Quid faciam etc. 87) Ad post. 88) Daß dies mehr als Vermuthung sei, geht aus seinem eignen Geständniß De contemtu mundi L. II. Ed. Bas. p. 389 hervor. 89) Ep. I, 7. 90) Senil. X, 2. 91) Famil. VIII, 3. 92) *Boccaccio*, De fontibus etc. Famil. XXIII, 8. Aus einem Manuscript der pariser Bibliothek bei *De Sade* T. I. p. 346.

-nen[93]). Der Ort selbst konnte für den Zweck Petrarca's nicht besser gewählt sein. Im Hintergrunde eines hufeisenartig rings von hohen, zum Theil senkrecht abgeschnittenen Bergen umgebenen Thales entspringt die fischreiche, krystallhelle Sorgue in einer tiefen Höhle, und ist gleich so mächtig und wird von vielen kleinen Bächen gleich bei ihrem Ursprunge so sehr verstärkt, daß sie in geringer Entfernung von der Quelle schon Kähne zu tragen im Stande ist[94]). Am Abhange eines der Seitenberge unfern des Flusses lag das sehr kleine und einfache Haus, welches Petrarca bewohnte. Von seinen Gärten, die er selbst angelegt, lag der eine in der Nähe der Quelle selbst, der andere auf einer Insel des Flusses[95]). Mit diesen Gartenanlagen hatte er viel Noth: er fand sie, als er nach einer Reise 1346 dahin zurückkam, vom Flusse zerstört; legte sie fester wieder an, mußte aber doch endlich in diesem Kriege mit den Nymphen unterliegen[96]). Ganz abgeschmackt sind die noch jetzt an Ort und Stelle wiederholten Sagen, welche die Ruinen eines auf einem der das Thal begrenzenden Berge liegenden Schlosses als das Haus Petrarca's bezeichnen, und dabei behaupten, auf der entgegengesetzten Seite des Thals habe die Wohnung Laura's gelegen, zu welcher von jenem auf fast unzugänglichem Felsen liegenden Schlosse ein unterirdischer Weg geführt habe. Von dem bescheidenen Hause Petrarca's ist schon längst keine Spur mehr vorhanden[97]).

Sein Leben an diesem Orte entsprach der Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Thales. Er hatte nur seine Bücher mitgenommen[98]), hatte keine andern Diener als einen in einem benachbarten Hause wohnenden ehrlichen Fischer[99]) und begnügte sich zu seiner Kost mit den Fischen und den einfachen Nahrungsmitteln und Früchten, welche im Thale selbst gewonnen wurden[1]). Nur wenige seiner Freunde mochten diese beinahe wilde Einfachheit bei ihren Besuchen mit ihm theilen[2]). Nur ein Mann, Philippe de Cabassole, damals Bischof des benachbarten Städtchens Cavaillon, später Cardinal und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, gewann den Dichter hier lieb, besuchte ihn öfter und wurde auch von ihm oft besucht[3]), woraus eine innige Freundschaft zwischen beiden entstand. Einsame Spaziergänge und Geistesarbeiten aller Art füllten seine Zeit aus, sodaß er oft, wenn er nach Mitternacht erwachte, erst die üblichen Kirchengebete (Metten) sprach, dann aber, ohne sich wieder niederzulegen, entweder in der Gegend umherstreifte, oder an seine gelehrten Arbeiten ging[4]). Doch mußte er erfahren, daß die Einsamkeit kein gutes Mittel ist, den Liebesschmerz zu verbannen[5]); der Gedanke an Laura verfolgte ihn mit unglaublicher Lebhaftigkeit Tag und Nacht, und viele seiner schönsten Gedichte[6]) auf sie, mögen in jenem ersten Jahre seines Aufenthalts in Vaucluse entstanden sein. Um die nämliche Zeit, etwa 1338 oder 1339, gelang es ihm, sich ein Portrait seiner Laura zu verschaffen. Der Papst Benedict XII. hatte unter andern italienischen Künstlern zur Ausschmückung seines neuen Palastes auch den Simon von Siena[7]), einen Schüler Giotto's, nach Avignon kommen lassen, und Petrarca, welcher bald mit ihm bekannt wurde, bewog ihn, Laura zu malen, wofür er dann die bekannten zwei Sonette[8]) an den Maler richtete. Dieses Bild muß von unbedeutender Größe gewesen sein, da Petrarca selbst erwähnt, daß er es überall mit sich trug[9]), d. h. doch vielleicht nur, daß er es aus jeder Wohnung in die andere mitnahm. Die Echtheit aller der Bilder, welche man in der Familie De Sade lange Zeit besaß, oder hin und wieder in Italien zeigt, ist überaus problematisch, da sich diese Bilder unter einander gar nicht gleichen. Entsetzlich sind besonders die Fratzen, womit Tomasini sein Werk geschmückt hat. Noch viel weniger ist auf ein kleines marmornes Basrelief zu geben, welches in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Florenz entdeckt wurde und welches angeblich die Inschrift führt: Simon de Senis me fecit MCCCXLIV, um so mehr, als Simon in diesem Jahre vielleicht schon gestorben war[10]). Das Einzige, was immer auffallend bleibt, ist, daß Petrarca in jenen zwei Sonetten den Simon nicht mit antiken Malern, sondern mit Polyklet und Pygmalion vergleicht, während Vasari und selbst Petrarca[11]) doch durchaus von Simon nur als von einem Maler reden.

Von dem Durste nach Ruhm nicht minder als von der Liebe gequält war Petrarca unglaublich fleißig in seiner Einsamkeit. Fast alle seine Werke hat er in Vaucluse wenn auch nicht vollendet, doch begonnen, oder viel daran gearbeitet. Er dichtete hier in sehr kurzer Zeit den größten Theil seiner lateinischen Eklogen, viele seiner lateinischen Episteln, schrieb sehr viele Briefe[12]) und das Werk De vita solitaria L. II an den Bischof von Cavaillon. Die Eklogen, zwölf an der Zahl, obwol er selbst sagt,

93) Ad Post. Famil. VIII, 3. Doch gesteht er selbst, er habe meist nur den Sommer dort zugebracht. Sen. XV, 7. 94) De vita solit. L. II. Sect. X. c. 2 Ed. Bas. p. 325. 95) Fam. XXIII, 8, wie oben. Vergl. Epist. III, 3. Turbida nos etc. 96) Epist. III, 1. Est mihi und III, 4. Julius alter etc. 97) Wenn man die reizenden Beschreibungen, welche Petrarca von den Umgebungen von Vaucluse macht (Epist. I, 4. 7. III, 3), mit dem heutigen Zustande dieser Gegend vergleicht, so muß man glauben, entweder er habe die Schönheit des Orts unendlich übertrieben, oder, was doch wahrscheinlicher ist, die zunehmende Bevölkerung und Cultur haben auch diese reizende Quelle ihres besten Schmuckes, der sie umgebenden Wälder und Wiesen beraubt. Jetzt wenigstens ist zwar das Dorf Vaucluse ganz angenehm, die Gegend der Quelle selbst aber bietet nichts dar als senkrechte Felsen, todtes Steingerölle, ohne Bäume, ja ohne irgend eine Spur von Vegetation. Revue de Paris. (Bruxelles 1834.) T. VI. p. 133. 98) Und einen schönen, aber kranken Hund, welchen ihm der Cardinal Colonna geschenkt hatte; er rühmt ihn in dem artigen Briefe: Epist. III, 5. Cuncta dies etc. 99) Famil. III, 23. Senil. IX, 2.

1) Famil. XXIII, 8 bei De Sade aus einem Manuscript und XVI, 6. Ibid. 2) Epist. I, 7. Quid faciam etc., wo er seine Lebensweise dort sehr anmuthig schildert. Ebenso Epist. I, 8. Contigit etc.

3) Variar. XXV. Ed. Bas. und Ad post. 4) Senil. X, 2. 5) Famil. VIII, 3. 6) Unter andern die tre sorelle Canz. 8. 9. 10. Ebenso Epist. I, 7. Vergl. Famil. VIII, 13. 7) Vasari nennt ihn Simone Memmi. De Sade hat aber (T. I. Note XII) recht gut gezeigt, daß dies auf einem Irrthum beruhe und daß er Simon Martini, i. e. Martini filius, genannt wurde. 8) Son. 57. 58. 9) De contemtu mundi. Ed. Bas. p. 403. 10) *De Sade* T. I. Note XII. 11) Famil. V, 17. 12) Ib. VIII, 3.

daß er sie zu Vaucluse zu schreiben unternommen[13]), können wenigstens nicht alle in dem Zeitraume seines dortigen Aufenthaltes gedichtet worden sein, da sich mehre darunter befinden, welche sich auf spätere Ereignisse beziehen. Er hat sie mit großem Fleiße gearbeitet und oft daran geändert, wie man aus einem Briefe an Boccaccio sieht[14]), dem er sie mittheilte, damit auch er seine Meinung darüber sagen möchte. Sie sind alle allegorisch, d. h. sie beziehen sich alle auf Personen und Begebenheiten jener Zeit und sind daher zum Theil schwer zu verstehen. Petrarca selbst soll die erste in einem ungedruckten Briefe an seinen Bruder Gherardo erläutert haben[15]). Auch Benvenuto von Imola hat eine Auslegung derselben geschrieben, welche sich in der Ausgabe der Werke Petrarca's (Venezia. *Horrigono* 1416, d. h. vermuthlich 1496) befindet, die uns nicht zur Hand ist. Die erste ist ein Gespräch zwischen Sylvius (er selbst) und Monicus (sein Bruder Gherardo), welcher 1342 Karthäuser geworden war, worin Petrarca seine Liebe für die Poesie gegen seinen Bruder, welcher das geistliche Leben empfiehlt, zu vertheidigen sucht. Sie muß nach 1347 geschrieben sein. In der zweiten beklagt er den Tod des Königs Robert, den er mit dem Namen Argus bezeichnet. In der dritten redet er von seiner Liebe zur Daphne, welche er vor 15 Jahren zuerst gesehen; sie fällt also in das Jahr 1342. Die vierte ist wieder eine schöne Lobrede auf die Poesie, als einer unmittelbaren Gabe der Natur. Die fünfte schildert den von den Parteien der Orsini und Colonna zerrissenen Zustand Roms und rühmt den Cola Rienzi als Wiederhersteller ihres alten Ruhms; sie muß aus dem Jahre 1347 sein. Die sechste und siebente sind bittere Satiren gegen den päpstlichen Stuhl, namentlich werden in der sechsten dem Hirten Mitio (Clemens VI.) harte Vorwürfe gemacht. Die achte, Divortium überschrieben, schildert die Gründe, die ihn antrieben, den Cardinal Colonna zu verlassen und nach Italien zu ziehen; sie muß also nach 1345 geschrieben sein. Die neunte ergießt sich in Klagen über die Verwüstungen der Pest und ist also nach 1348 geschrieben. Die zehnte, die sich auf den Tod Laura's, und die eilfte, ebenfalls eine Klage über ihren Tod, können nur nach 1348 entstanden sein. Die zwölfte aber, worin von dem Streite Eduard's III. und Johann's von Frankreich und von der Gefangenschaft des Letztern die Rede ist, fällt frühestens ins Jahr 1356. Es gibt viele Manuscripte dieser Eklogen. Baldelli[16]) nennt zwei Handschriften der Medicea als die besten. Die eine aus dem 14. Jahrh., die andere mit Noten und Erklärungen. Außerdem ist daselbst noch die Handschrift der Erklärungen des Benvenuto von Imola, welche auch noch kürzere, bisher ungedruckte Erläuterungen von Donato degli Albanzani enthält. Die Eklogen selbst sind einzeln in *Petrarcae* bucolicum carmen (Colon. 1473 Fol.); mit andern lateinischen Werken Petrarca's, Poemata omnia (Basil. *Oporinus* 1541) und in allen Gesammtausgaben der Werke Petrarca's, aber mit vielen Fehlern, abgedruckt. Sehr rühmlich ist daher die Unternehmung Rossetti's, welcher unter dem Titel: Opere minori del Petrarca (Milano 1829—1834 3 voll.), unter andern auch diese Eklogen, im ersten Bande, mit Übersetzungen und Commentar herausgegeben hat, wodurch sie erst wahrhaft lesbar und verständlich geworden sind.

Das größte Werk aber, welches er unternahm und zu welchem er hier in Vaucluse wenigstens Vorstudien machte, war eine aus den Schriften der Alten geschöpfte römische Geschichte von Romulus bis auf Trajan[17]). In dieser Art und Form hat er sie indessen nicht zu Stande gebracht, sei es, daß ihm die Sache selbst zu schwierig schien, oder aus sonst unbekannten Gründen. Wol aber ist daraus ein großes geschichtliches Werk: De vitis virorum illustrium hervorgegangen, dessen eigentliche Bearbeitung, in der Form, wie wir es besitzen, er wol erst ums Jahr 1350 auf Bitten des Franz von Carrara, Fürsten von Padua, begonnen hat. Es enthält die Biographien von 31 berühmten Römern, wovon Romulus der erste und Julius Cäsar der letzte ist. Dies Werk ist bis vor Kurzem ungedruckt geblieben, wo es der Professor Schneider in Breslau, doch mit Ausnahme des Lebens des Julius Cäsar, in vier Programmen, von 1829—1834, herausgegeben hat. Selbst die Manuscripte sind ziemlich selten[18]), und auch diese, mit Ausnahme eines einzigen[19]), sind nicht vollständig. Häufiger sind Manuscripte einer italienischen Übersetzung[20]), welche ein Freund Petrarca's, Donato degli Albanzani, für den jungen Niccolò II. von Este anfertigte. Diese Übersetzung ist zweimal gedruckt, zuerst Nure Polliano (bei Verona) 1476 Fol. und dann Venezia bei Gregorio de' Gregorii 1527 Octav. Die Übersetzung, sowie auch das vollständige Manuscript des lateinischen Werkes enthalten aber nicht 31, sondern 35 vitae, weil ein Freund Petrarca's, Lombardo da Serico, die vier letztern, des August, des Vespasian, des Titus und des Trajan, auf Verlangen des Fürsten von Padua hinzugefügt hatte. Was am häufigsten, sowol in dem lateinischen als in dem italienischen Manuscript fehlt, ist das Leben Cäsar's. Dieses als das ausführlichste von allen, ist dagegen schon frühzeitig ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen, und gewiß oft als ein eignes Werk besonders abgeschrieben worden; jetzt hat man es indessen nur noch in zwei lateinischen Manuscripten, wovon das eine in Hamburg, das andere in S. Daniele del Friuli sich befindet; dagegen italienisch in den meisten Manuscripten der Übersetzung des größern Werkes der vitae virorum illustrium. Eine andere Übersetzung des Cäsar allein, von Buonaccorso Adimari aus dem 15. Jahrhundert, befindet sich in der Riccardiana in Florenz[21]). Auch ist dies Leben Cäsar's oft gedruckt. Zuerst 1473 s. a. et l. in Verbindung mit den Werken des J. Cäsar, und so, bald in dieser Verbindung, bald allein, von Grävius (Amsterdam. 1697), ein anderer Abdruck der Historia Caesaris allein (London 1697. Lugduni Bat. 1713. Lon-

13) Ad post. 14) Famil. XXII, 2, inedit., woraus bei Mehus (p. 256) einige Bruchstücke. 15) *Mehus* p. 256. 16) Del Petrarca. p. 222.

17) De cont. mundi. p. 411. 18) Das Nähere hierüber bei *Rossetti*, Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio. p. 104. 19) In der Vaticana Nr. 4523, welches schon Tomasini anführt. 20) Bei *Rossetti* p. 116 sq. 21) Ib. p. 122.

don 1819—1820. 7 Bde.; von *Achaintre* et *Lemaire*, Paris 1819—1822. 4 Bde.). In allen diesen Ausgaben, sowie auch in den Manuscripten wird dies Leben Cäsar's entweder einem Julius Celsus beigelegt, oder gar kein Verfasser genannt; Petrarca wird nie als solcher erwähnt. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß Jahrhunderte lang sich der Wahn festgesetzt hatte, als habe J. Cäsar den größten Theil seiner Werke nicht selbst geschrieben, sondern die von ihm herrührenden Materialien seien von verschiedenen, worunter denn auch ein angeblicher Waffengefährte J. Celsus genannt wurde, verarbeitet worden, und dieser sei namentlich der Verfasser unserer Vita Caesaris[22]). Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung Rossetti's[23]), dieser Irrthum sei daher entstanden, daß sich unter den Handschriften der Werke Cäsar's manche finden, worunter ein späterer Revisor oder Corrector der Abschriften, J. Celsus, der sich auch wol Comes, oder vir clarissimus nennt, sein recensui oder emendavi gesetzt hatte, und nun von unwissenden Abschreibern für den eigentlichen Verfasser gehalten wurde. Petrarca aber scheint deshalb nicht genannt worden zu sein, weil diese Vita Caesaris kein besonderes Werk von ihm, sondern nur einen Theil seines größeren Werks ausmachte, und er daher wol von diesem, nie aber von dem Leben Cäsar's in seinen Briefen und andern Schriften redet. Die erste kritische und correcte Ausgabe dieser Vita ist die von C. E. Ch. Schneider in Breslau besorgte, unter dem Titel: ***Francisci Petrarchae*** historia J. Caesaris, aus dem hamburger Manuscript (Lipsiae 1827) erschienen. Er hat mit unwiderleglichen Gründen dem Petrarca diese Schrift zurückgegeben und eine interessante Vergleichung des lateinischen Textes mit der italienischen Übersetzung aus einem Rhedigerschen Manuscript hinzugefügt. Ein anderer und vielleicht der Hauptgrund, warum dies Leben Cäsar's so lange nicht für ein Werk Petrarca's anerkannt worden, ist ohne Zweifel der, daß man das ganze Werk der Vitae vir. illustr. zu besitzen glaubte, weil er selbst kurz vor seinem Tode für den Francesco da Carrara einen kurzen Auszug daraus verfaßte, welcher unter dem Titel: Vitarum virorum illustrium epitome, sich in allen Ausgaben der Werke Petrarca's befindet. Diese Epitome, gleichsam nur die Argumente und die Inhaltsanzeige des größern Werkes, enthält auf acht Folioseiten 14 vitae und schließt mit der des Fabricius; die Arbeit scheint durch den Tod Petrarca's unterbrochen worden zu sein und deshalb setzte sie Lombardo da Serico[24]) fort und fügte noch 21 vitae bis auf Trajan hinzu. Diese Epitome hat, wie es scheint, das größere nur in wenigen Abschriften vorhandene Werk ganz verdrängt und in Vergessenheit gebracht. — Eine andere Frucht seiner geschichtlichen Studien sind die vier Bücher Rerum memorandarum, welche man in den Gesammtausgaben seiner Schriften findet[25]). Die Ausarbeitung des Werkes, worin er von dem seit Kurzem verstorbenen König Robert von Neapel mit großer Liebe spricht und Clemens VI. als den damals lebenden Papst erwähnt, fällt zwischen die Jahre 1343—1352. Es ist eine nach Art des Valerius Maximus angelegte Sammlung von Anekdoten und interessanten Zügen, Worten und Thaten berühmter Männer alter und neuer Zeit. Jedes Buch zerfällt in mehre Capitel, und in jedem Capitel werden erst Römer, dann Externi, d. h. Griechen und Barbaren, zuletzt Recentiores angeführt; die letztere Rubrik fehlt bei manchen Capiteln. Das vorletzte Capitel, de portentis, hat eine Art Schluß, worin der Verfasser sagt, er wolle hier abbrechen, möge es vollenden, wer es könne, und dann folgt dennoch ein Capitel, De modestia, mit einem einzigen Beispiele, welches daher nicht an seinem Ort zu stehen und einem fünften, nicht vorhandenen, Buche, oder auch einem der früheren Bücher, bestimmt gewesen zu sein scheint. Nach einer frühern Äußerung, im fünften Capitel des vierten Buches, hätte man noch ein Capitel, de mathematicis, erwarten sollen, welches aber fehlt. Und ebenso hat auch der erste Abschreiber dieses Buchs, Fra Tedaldo, dessen Handschrift in der Medicea befindlich ist, schon am Schlusse bemerkt: es folgten noch die Titel: De Chaldaeis, mathematicis et magis, es sei aber darüber nichts vorhanden in dem Manuscript Petrarca's, welches er vor Augen hatte[26]). Alles, was in diesem Werke aus dem Alterthume erwähnt wird, ist auch sonst bekannt, aber manches, was dem Mittelalter angehört, ist nicht uninteressant. — Das in den Augen Petrarca's selbst, und mehr noch in denen der Zeitgenossen, wichtigste Werk indessen, welches er in Vaucluse begann, ist seine Africa. An einem Charfreitag, so erzählt der eitle Mann[27]), dem alles Bedeutende auch an bedeutenden Tagen begegnen mußte, sei ihm in den Bergen umherstreifend, der Gedanke gekommen, den Scipio Africanus den Ältern[28]), der von Jugend an sein Lieblingsheld gewesen, in einem epischen Gedichte zu besingen. Nichts mochte ihm geeigneter scheinen, die Dichterkrone, wonach er heimlich schon lange gestrebt hatte[29]), zu erringen, als ein Werk dieser Art, wovon die bloße Ankündigung schon hinreichte, seinen Ruhm zu verbreiten. Die Unternehmung schien ihm um so verdienstlicher, als er nur von Ennius[30]) wußte, welcher jenen Helden besungen, der Silius Italicus aber ihm noch gänzlich unbekannt war[31]). Er begann die Arbeit wie gewöhnlich mit großem Eifer, doch ließ er sie dann wieder eine Zeit lang liegen und vollendete sie, oder brachte sie wenigstens soweit, als er überhaupt damit gekommen ist, erst 1342, als er von der Dichterkrönung zurückgekehrt in und bei Parma sich aufhielt[32]). Dieses angebliche Epos in neun Gesängen ist trotz aller Begeisterung, womit es begonnen,

---

22) Petrarca selbst citirt in dieser Vita Caesaris den Cäsar immer unter dem Namen J. Celsus. 23) l. c. p. 172. 24) Sein Name wird in Manuscripten und Ausgaben auch wol Lobardus, Lorbardus de Siricho, oder Sirichius geschrieben. 25) Einzeln: Petrarchae rer. mem. libri et epistola ad post. s. a. et l. in 4. (aus dem 15. Jahrhundert.) Rer. mem. (Bernae, *Le Preux*. 1600. 16. S. l. 1619.) *Jacob. Stoer*, Fr. Petrarchae op. T. II. 26) *Baldelli* p. 224 not. 27) Ad post. 28) Auch Zanobi de Strada, ein Zeitgenosse und Freund Petrarca's, hatte, wie Fil. Villani berichtet, angefangen, den Scipio zu besingen; er gab aber die Arbeit auf, als er hörte, daß sich Petrarca mit einer ähnlichen beschäftige. 29) Ed. Bas. p. 403. 30) Son. 153. 31) Silius Italicus ward erst 1415 von Poggius zu St. Gallen aufgefunden. 32) Ad post. Epist. II, 17. Dulcis amice etc.

und allem Fleiß, welchen der Dichter lange Zeit daran gewendet, nicht allein unvollendet und lückenhaft geblieben, sondern es zeigt auch, daß Petrarca damit etwas seine Fähigkeiten weit Übersteigendes unternommen hatte, indem es nichts als eine schleppende und hochtrabende, mit unsäglich langen Reden untermischte Erzählung der Hauptbegebenheiten aus dem Ende des zweiten punischen Kriegs enthält. Nach einer Anrufung Christi und einer Dedication an den noch lebenden König Robert, dem er 1341 einige Bruchstücke des Gedichts vorgelesen und der ihn gebeten hatte, das Werk ihm zu dediciren[33]), erzählt in den zwei ersten Büchern der Schatten des Publius Scipio seinem Sohne im Traume die Begebenheiten des Kriegs in Spanien, und verkündigt ihm den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung in Afrika und die künftigen Schicksale Roms. Im dritten Gesange wird die Entstehung Carthago's und Roms, letztere von Lälius erzählt, welchen Scipio an den Syphax geschickt hat und der im vierten auch noch von den Thaten Scipio's in Spanien berichtet. Hier ist eine bedeutende Lücke[34]), denn im fünften Gesange ist der Krieg schon ausgebrochen, Syphax schon überwunden und wir erfahren den Untergang der Sophonisbe. Von nun an folgt das Gedicht der Geschichte Schritt für Schritt. Im sechsten kehrt Hannibal aus Italien zurück; der siebente enthält die Schlacht bei Zama, der achte eine Gesandtschaft der Carthager nach Rom und den Frieden; der neunte die Rückkehr Scipio's nach Rom und seinen Triumph. Dies sollte auch nach der Anlage der Schluß des Gedichts sein; das Ziel hat der Dichter also erreicht, aber an der innern Ausarbeitung und Vollendung fehlt viel, wie schon angegeben. Welch einen unendlichen Werth er übrigens auf dies Werk gelegt, geht aus vielen Umständen hervor. Schon im Traume Scipio's verkündigt ihm der Vater, indem er die spätere Zukunft Roms schildert, es werde in den kommenden Jahrhunderten ein Jüngling ihrer beider Thaten besingen. Im neunten Gesange redet er noch viel bestimmter. Hier erzählt Ennius auf der Rückfahrt dem Scipio, es sei ihm in der Nacht vor der Schlacht von Zama der Schatten Homer's erschienen und habe ihn aufgefodert den Scipio zu besingen, zugleich aber ihm verkündigt: nach 300 Lustren werde ein Jüngling, Franciscus mit Namen, in einem geschlossenen Thale (Vaucluse) unter Lorbeeren sitzend die Thaten Scipio's in einem Gedichte, Africa genannt, verherrlichen und die Geschichte der Römer schreiben. Ja selbst seine Dichterkrönung wird vorausgesagt, und beim Triumphzuge Scipio's vergißt er nicht zu erinnern, daß auch er diesen Weg aufs Capitol gemacht. Am Schluß endlich beklagt er den Tod des Königs Robert von Neapel. Anders soll er über dieses Werk im Alter gedacht haben. Paulus Bergerius berichtet, daß, wenn in seiner Gegenwart von diesem Gedichte gesprochen worden sei, er Trauer und Unwillen geäußert habe, ja in einer Randglosse zum Schreiben **Ad posteritatem** will Bergerius gelesen haben, daß Petrarca sein Werk selbst verbrannt habe, was indessen doch nicht geschehen ist. Vom Verbrennen muß Petrarca indessen wol öfter gesprochen haben[35]), da auch Boccaccio in einem Briefe an den Schwiegersohn Petrarca's, Francesco da Brossano, sich ängstlich erkundigt, ob dies köstliche Werk den Flammen sei übergeben worden, wie der Verfasser oft gedroht habe[36]). Soviel ist gewiß, daß es Petrarca bei seinem Leben sorgfältig verborgen hielt, sei es, daß er es nicht in seinem unvollendeten Zustande wollte erscheinen lassen und doch nicht den Muth hatte, es zu vollenden; wie er denn in spätern Jahren sich wenig mit poetischen und fast ausschließlich mit historischen Arbeiten beschäftigte; sei es, daß der Tadel, welchen einige wider seinen Willen bekannt gewordene Verse der Afrika erfahren, ihn so sehr verdrossen, oder so ängstlich gemacht hatte, daß er die Herausgabe nicht wagte. Diese wenigen Verse, an der Zahl 34[37]), welche den Tod des Mago, Bruders des Hannibal, erzählen, und den Schluß des sechsten Buches ausmachen, hatte Petrarca einem Freunde, Barbato von Sulmona[38]), auf sein dringendes Bitten und unter der Bedingung mitgetheilt, daß sie nicht weiter bekannt würden. Sie wurden es doch, und wurden von vielen unpassend gefunden. Wie tief sich Petrarca dadurch verletzt fühlte, zeigt ein Brief an Boccaccio (Sen. II, 1), worin er äußerst empfindlich die Nichtigkeit dieses Tadels auf vielen Folioseiten zu zeigen sucht[39]). Der große Ruf dieses Werks hatte schon bei Lebzeiten Petrarca's Mehre angetrieben, ihn in Gedichten zur Herausgabe aufzufodern[40]), und da er sich immer geweigert hatte, war man nach seinem Tode eine Zeit lang besorgt um das Schicksal dieses Werkes. Dominicus Aretinus sagt (*Mehus* p. 197) es sei noch nicht erschienen, und noch Filippo Villani (ib. p. 196) weiß nicht, ob es verbrannt worden sei oder nicht. Indessen hatte doch Boccaccio sogleich an den

33) Ed. Bas. p. 513. Petrarca hielt Wort, obgleich der König vor Beendigung des Werkes starb. 34) Diese Lücke hat nicht Ginguené, wie er sich rühmt, zuerst entdeckt, sondern schon Paulus Bergerius erwähnt ihrer ausführlich, und sie muß jedem auffallen, der nur eben das Gedicht liest.

35) Hatte ja doch Virgil der Äneis das nämliche Schicksal zugedacht. Vergl. Ed. Bas. p. 411. 36) Bei *Mehus* p. 205. Das Nämliche sagt auch das lateinische Gedicht Boccaccio's, an die Afrika gerichtet, worin er sie ermahnt, sich den Flammen zu entziehen und sich zu ihren Freunden in Florenz, Rom, Bologna, Paris zu flüchten, welches Rossetti (Op. min. III, 5) aus einer Handschrift der Marciana zuerst herausgegeben hat. 37) Diese 34 Verse haben ein wunderliches Schicksal gehabt. Petrarca selbst (Senil. II, 1) sagt, sie seien so verbreitet worden, daß er sie bei jedem Gelehrten gefunden. Hieraus erklärt sich, daß sie noch oft einzeln in Manuscripten vorkommen. Dies hat einen französischen Gelehrten und Herausgeber des Silius Italicus, Lefevre de Villebrune, 1781 zu dem lustigen Irrthum verleitet, diese Verse dem 16. Buche des Silius Italicus nach dem 28. Verse einzuverleiben, als sein rechtmäßiges Eigenthum, welches Petrarca, zu dessen Zeit Niemand den Silius Italicus kannte, ihm abgeborgt und in seine Afrika plagiarisch aufgenommen habe. 38) Senil. II, 1. 39) Wie reizbar er überhaupt war und wie der geringste Tadel ihn empörte, sieht man aus Ep. III, 26. I, duce etc., worin er klagt, daß Jemand ihm vorgeworfen, eine kurze Sylbe lang gemacht zu haben. Vergl. Ep. II, 18. Sin tua etc. 40) So der florentinische Notar und Dichter Dominicus Sylvestri, dessen Verse Mehus (p. 230) anführt. Derselbe erwähnt (p. 311) eines Gedichtes des Colluccio Salutati in der Bibliothek zu Paris, welches die Überschrift führt: **Collucii Pierii Salutati metra ad Petrarcam incitatoria ut Africae suae editionem proderet.**

Schwiegersohn Petrarca's geschrieben[41]) und ihn um Nachricht und Mittheilung der Afrika gebeten. Es wurde für ihn eine Abschrift besorgt, die er indessen nicht mehr erhielt. Um so eifriger strebte nun Colluccio Salutati, nach Boccaccio's Tode, nach dem Besitze des Werks[42]), und Niccolò Niccoli reiste deshalb selbst nach Padua, um das Gedicht aus der Handschrift Petrarca's selbst abzuschreiben[43]). So ward die Afrika etwa 1376 nach Florenz gebracht, wo Colluccio die Absicht hatte, sie durchzusehen und dann Abschriften davon nach Paris, nach England und nach Bologna zu besorgen[44]). Dies unterblieb jedoch, weil Colluccio das Werk unvollendeter fand, als er vermuthet hatte[45]). Die Medicea zu Florenz besitzt zwei schöne Handschriften der Afrika, die eine von Fra Tedaldo, einem Franziskaner von Sta Croce und Freund Boccaccio's, eigenhändig vom Autographon Petrarca's abgeschrieben; die andere aus dem 15. Jahrhundert von Bartolomeo di S. Gimignano mit poetischen Argumenten zu jedem Gesange und vielen Erklärungen und Correcturen, welche vermuthlich von Colluccio Salutati herrühren[46]). Am Schluß enthält das Manuscript sechs Verse, welche sich sonst nirgends finden, und deren Sinn schwer zu bestimmen ist[47]). Die Abdrücke in den verschiedenen Ausgaben der Werke Petrarca's[48]) wimmeln von Fehlern. Die Afrika ist nie commentirt worden und von Übersetzungen sind nur zwei Versuche vorhanden. Die eine in ottava rima von Fabio Maretti (Venez. 1570) umfaßt die drei ersten Gesänge und ist ganz unerträglich. Die andere von einer Dame, der Gräfin Francesca Franco, die sich unter dem Namen Egle Euganea verbirgt (Padova 1776, in versi sciolti), unendlich besser als die erste, ist nicht über den ersten Gesang hinausgekommen[49]). Ein bis jetzt Ungenannter soll mit der Correctur des Textes beschäftigt sein und eine Übersetzung durch verschiedene Gelehrte beabsichtigen[50]). Von einer neuen Übersetzung von Montanari ist nur erst ein Gesang erschienen[51]).

Die Epistolae endlich oder Carmina, wie sie auch genannt werden, befinden sich in allen den oben schon angeführten Ausgaben, welche die lateinischen Gedichte überhaupt enthalten, und sind, was Correctheit des Textes betrifft, in dem traurigsten Zustande. Die Eintheilung in drei Bücher und die Vertheilung der Gedichte in diesen Büchern muß von den ersten Herausgebern herrühren; die Handschriften haben eine ganz andere Ordnung und keine Abtheilung in Bücher. Diese Gedichte von sehr verschiedenem Inhalte an viele verschiedene Personen gerichtet, gehören wie zu den anmuthigsten so auch zu den lehrreichsten Werken Petrarca's, da sie uns viele seiner Lebensumstände aufklären. Sie umfassen den Zeitraum von dem Anfange der dreißiger Jahre bis etwa zur Mitte der funfziger Jahre des Jahrhunderts; der jüngste Brief kann vielleicht 1358 geschrieben sein. Auch diese Gedichte sind erst durch die Bemühungen Rossetti's genießbar geworden; sie füllen den zweiten und dritten Band der vorhin schon erwähnten Opere minori del Petrarca.

Durch alle diese Werke, vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte und vor allen seine Africa, welche kaum begonnen schon die höchsten Erwartungen erregte, hatte sein Ruf sich überall hin verbreitet, und bald sollte er nun auch den Lohn dafür ernten, den er damals wenigstens für den höchsten hielt. Am 1. Sept.[52]) 1340 erhielt er in den Morgenstunden einen Brief vom römischen Senat, wodurch er aufgefodert wurde, die Dichterkrone in Rom zu empfangen; und an eben dem Tage, gegen Abend, traf ein Bote ein mit einer gleichen Einladung von dem Kanzler der pariser Universität, dem Florentiner Robertus de Bardis, diese Auszeichnung in Paris zu empfangen[53]). So war ihm denn ein Wunsch erfüllt, den er, wie er selbst gesteht, von Jugend an genährt hatte[54]), und der ihm, nach seinem eignen Zeugniß, vorzüglich darum so am Herzen lag, weil der Name der Lorbeerkrone (laurea) mit dem Namen der Geliebten soviel Ähnlichkeit hatte[55]). Bei der großen damals herrschenden Unkenntniß der wahren Verhältnisse des Alterthums war man überzeugt, Virgil und Horaz hätten diese Ehre empfangen, sowie auch noch spätere Dichter, namentlich Statius, und nur der traurige Zustand des sinkenden und untergehenden römischen Reiches hätte diese Sitte in Verfall kommen lassen. So war es denn natürlich, daß mit den ersten Versuchen in der neueren Dichtkunst auch der Wunsch entstand, jene vorausgesetzte Sitte wieder einzuführen, und es fehlt nicht an Beispielen von gekrönten Dichtern schon im 13. Jahrh.[56]). Hoffte doch selbst der unglückliche Dante noch einst den Tag zu erleben, wo er die Dichterkrone in seinem schönen St. Johannis Tempel empfangen würde, wo er die Weihe zum Christenthum empfangen habe[57]). Ob Petrarca wirklich geschwankt, welcher dieser Einladungen er folgen solle, lassen wir dahingestellt sein, da es für einen Mann, der ganz in Bewunderung des Alterthums lebte, dem Rom und das Capitol die heiligsten Örter auf Erden waren, wol kaum zweifelhaft sein konnte, daß die Lorbeerkrone dort zu empfangen jede andere denkbare Ehre übersteigen mußte. Dem sei, wie ihm wolle, er schrieb noch an dem Tage, an welchem

41) *Mehus* p. 205. 42) *Baldelli* p. 61. not. 43) *Mehus* p. 31. 44) Ib. p. 338. 45) Er hatte deshalb, aber vergeblich, an Francesco da Bressano geschrieben, in der Hoffnung, das oder die zwischen dem vierten und fünften Gesange fehlenden Bücher noch aufzutreiben. *Mehus* l. c. 46) *Baldelli* p. 223. 47) Bei *Mehus* p. 255. 48) Es sind ihrer sechs: 1) Venet. 1501. Fol. 2) Venet. 1503. Fol. 3) Basil. 1541. 8., enthält blos die lateinischen Gedichte. 4) Basil. 1554. Fol. 5) Basil. 1558. 8., enthält blos die lateinischen Gedichte. 6) Basil. 1581. Fol. 49) Vergl. *Rossetti* op. min. del Petr. T. I. p. XXIII, wo auch Proben von beiden Übersetzungen. 50) *Rossetti* op. min. T. III. p. VIII. 51) Saggio di traduzione della Scipiade di F. Petrarca, da *Giuseppe Ignazio Montanari*. (Pesaro 1836.)

52) De Sade, und nach ihm alle Neuere, geben den 23. August an: allein Baldelli (p. 292) versichert, in den Manuscripten stehe unter dem Briefe, welchen er an dem nämlichen Tage an den Cardinal Colonna geschrieben: ad fontem Sorgiae Kal. Sept. 53) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1251. 54) Rer. mem. L. I. in fine. Ed. Bas. p. 457. 55) De contemtu mundi. Dial. III. Ed. Bas. p. 403. 56) Vergl. *Tiraboschi* Storia etc. T. II. p. 46. 262 und T. V. p. 457. *Du Resnel*, Mémoires de l'Acad. des Inscript. T. X. 57) Parad. XXXV, 7.

die Briefe gekommen waren, an den Cardinal Colonna mit der Bitte, die Entscheidung zu übernehmen, und als diese, wie leicht vorauszusetzen war, für Rom ausgefallen, dankte er ihm auf das Freundlichste dafür und schrieb auch noch an den eben in seinem Bisthume sich aufhaltenden Bischof von Lombès, Jacopo Colonna [58]).

Auch die Canzone XII. Una donna, mag vielleicht damals entstanden sein. So glücklich sich Petrarca in diesem Augenblicke fühlen mochte, so muß doch die Erreichung dieses langgenährten Wunsches nur nach Überwindung sehr bedeutender Schwierigkeiten und Hindernisse möglich gewesen sein, wie er selbst später sich vom heil. Augustin sagen läßt [59]): „er schaudere, wenn er an die Mühe denke, die es ihn gekostet, obwol er doch von andern dabei sei unterstützt worden." Diese letzten Worte lassen wenigstens vermuthen, daß er seine Verbindungen mit mächtigen und mit gelehrten Männern emsig zur Erreichung seines Ziels benutzt habe, und daß namentlich, sowol die auch in Rom mächtige Familie Colonna, als jener Robertus de Bardis und ein gelehrter Geistlicher, Dionysius de Borgo Sti. Sepulchri, welche er auf seiner ersten Reise nach Paris kennen gelernt und wovon der letzte eben kürzlich über Avignon nach Neapel gegangen war, wo er sich der Gunst des Königs Robert in hohem Grade erfreute, wol nicht wenig dazu mögen beigetragen haben. Daß ihm aber König Robert vorzüglich zur Erlangung der Dichterkrone behilflich gewesen, gesteht er ganz offen [60]). Ebendaraus, und vielleicht auch aus dem Wunsche, jene ihm zugedachte Ehre im vollsten Maße zu genießen und dem Neide keinen Vorwand und keinen Zweifel an seiner Würdigkeit zu lassen, erklärt sich auch der etwas sonderbare Entschluß nicht geradewegs nach Rom zu gehen, sondern sich zuvor der Prüfung des für sehr gelehrt geltenden Königs Robert zu unterwerfen [61]), damit er auf dessen Zeugniß gestützt vor der ganzen Welt der Krone würdig erschiene.

Und so geschah es auch. Im Frühjahr 1341 schiffte er sich zu Marseille ein, obwol er die See fürchtete und sie nicht gut vertragen konnte [62]), und reiste auf diese Weise nach Neapel, welches er in den ersten Tagen des März erreichte. Der König, der ihn schon sonst ehrte, und dem er aufs Neue durch Dionysius de Borgo Sti. Sepulchri dringend war empfohlen worden, nahm ihn mit großer Freude auf und fand sich sehr geschmeichelt [63]), als Petrarca ihm seinen Wunsch eröffnete, die Dichterkrone nicht eher empfangen zu wollen, bis er vom Könige gehörig geprüft und derselben für würdig erklärt worden wäre. Petrarca schildert ihn nämlich als sehr gelehrt; er sei in der heiligen Schrift sehr bewandert gewesen, ein tiefer Kenner der Philosophie und der Physik, ein großer Redner; nur um die Poesie habe er sich bisher wenig bekümmert [64]). Über alle diese Gegenstände, sowie auch über Geschichte und über die Schriften der Alten [65]) hatte er während der vierzehn Tage bis drei Wochen, die er in Neapel zubrachte, viele und ausführliche Gespräche mit dem Könige, den er überdies auch noch auf Spazierritten begleitete, und was er ihm über die Poesie sagte, entflammte den König so, daß er bedauerte, dergleichen nicht früher gehört zu haben, und den Petrarca, welcher ihm einiges aus seiner angefangenen Afrika mittheilen mußte, dringend bat, ihm dies Gedicht zuzueignen [66]), welches der Dichter ihm versprach und auch, obwol der König bald nachher starb, treulich erfüllt hat. Endlich setzte der König einen Tag fest, an welchem er ihn öffentlich prüfen wollte, und da dieser erste nicht ausreichte, so wurden noch die zwei folgenden Tage hinzugenommen, nach welchen der König ihn öffentlich des Dichterlorbeers würdig erklärte [67]).

Gern hätte er es gesehen, wenn Petrarca die Krone hätte in Neapel empfangen wollen, gab indessen doch seinen Gründen nach und fertigte ihm ein feierliches Zeugniß seiner Prüfung für Rom aus [68]); ja er gab ihm das Kleid, welches er an diesem Tage trug [69]), damit Petrarca es an seinem Ehrentage anlegen möchte, und ernannte ihn noch überdies zu seinem Kapellan [70]). Nicht die königliche Majestät, nur das Alter, erklärte er ihm, könnte ihn abhalten, den Petrarca selbst nach Rom zu begleiten [71]), doch sollte ein hoher Beamter und Freund Petrarca's, auch als Dichter damals berühmt, Johannes Barrili, des Königs Stelle bei der Krönung vertreten. Dieser ward auf der Reise angegriffen und rettete sich nur mit genauer Noth, sodaß er nicht erscheinen konnte [72]). Dennoch muß wer anders, ein uns unbekannter und vermuthlich auch unbedeutender Mensch dem Petrarca vom Könige mitgegeben und bei der Feierlichkeit in Rom gegenwärtig gewesen sein, da Petrarca in seinem Briefe an den König seiner ausdrücklich erwähnt [73]). Petrarca mußte eilen nach Rom zu kommen, weil der damalige Senator, Orso dell' Anguillara (ein Schwager des Cardinals Colonna), sein Amt mit dem ersten Ostertage abgeben mußte, und doch die Krönung des geehrten Freundes vollbringen wollte. Sie fand daher am 8. April 1341, dem ersten Oster-

58) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1251 sq. 59) De cont. mundi Dial. III. Ed. Bas. p. 403. 60) Rer. mem. L. II. in fine. Ed. Bas. p. 457. Famil. IV, 2, wo er seinem Freunde Dion. de Burgo Sti Sepulchri schreibt, er werde bald nach Neapel kommen; riefe ihn der König, desto besser; wo nicht, so werde er schon einen Vorwand finden, um den Schein zu gewinnen, als sei er gerufen. In der Ecl. X. sagt er:

——— demum me frondibus *hisdem*
Exorno: celsos poteram nec prendere ramos,
Ni sublatum humeris tenuisset maximus Argus (i. e. Robertus).

61) Ad post. 62) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1252. Famil. V, 5 in fin. 63) Ad post.

64) Rer. mem. L. I. in fin. Ed. Basil. p. 457. 65) So beklagte er unter andern sehr, daß so viele Bücher des Livius verloren gegangen und foderte den Petrarca auf, allen Fleiß anzuwenden, einige der fehlenden wieder aufzufinden, was diesem, wie viel Mühe er sich auch gab, doch nicht gelungen ist. Ed. Bas. p. 418. 66) Ad post. Rer. mem. L. III. Ed. Bas. 513. 67) Ad post. Bei dieser Prüfung muß Boccaccio, welchen Petrarca damals noch nicht kannte, gegenwärtig gewesen sein. Gen. Deor. L. XIV. c. 22 ap. *Baldelli* vita Boccacci. p. 19. 68) Ad post. 69) Epist. II, 1. Quid mea etc. 70) Das Document darüber bei Tomasini (p. 77) und De Sade (T. III. pièces justif. Nr. 16). Die Königin Johanna ließ ihm ein gleiches ausfertigen (Ib. Nr. 17). In beiden ist wol von Ehren und Privilegien, aber mit keinem Worte von Besoldung die Rede. 71) Ed. Bas. p. 1253. 72) Ib. p. 1254. 73) Ib. p. 1254.

tage, statt. Petrarca, mit dem Kleide des Königs Robert angethan, zog in feierlicher Procession, von 15 jungen Römern aus edlen Geschlechtern begleitet, auf das Capitol, wo das Volk sich schon zahlreich, durch Trompeten zusammenberufen, eingefunden hatte. Petrarca hielt nun über einen Vers Virgil's (man weiß aber nicht, welchen) eine kurze Rede, worauf der Senator das Wort nahm und nach einer Rede ihm die Lorbeerkrone aufs Haupt setzte, unter lebhaftem Beifallrufen der versammelten Menge; zum Beschluß hielt noch der alte Stefano Colonna, das Haupt dieser mächtigen Familie, eine Lobrede auf den Petrarca. Nach vollbrachter Feierlichkeit zog man in die Peterskirche, wo Petrarca seine Krone an dem Altar aufhängen ließ [74]).

Am nämlichen Tage ward ihm ein Document über diese Handlung im Namen der beiden Senatoren, Ursus Comes Anguillariá und Jordanus de Filiis Ursi (Orsini) (Letzterer war nicht anwesend) ausgefertigt, worin ausdrücklich bemerkt ist, er wäre als Dichter und Historiker gekrönt, auch sogar bei dieser Gelegenheit zum römischen Bürger ernannt worden, und zu beiden habe das der Sitte nach gefragte römische Volk durch Acclamation seine Zustimmung gegeben [75]).

So glücklich sich Petrarca in diesem Augenblicke fühlen mochte, das lang ersehnte Ziel seiner Wünsche, auf eine so glänzende Weise, erreicht zu haben, soviel anders dachte er darüber in späteren Jahren. In einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe an Boccaccio [76]), erklärt er jenes Streben nach dem Lorbeer für eitle Ruhmsucht und eitle Kühnheit, die ihn weder gelehrter noch beredter gemacht, wol aber den Neid geweckt, den Frieden seines Lebens zerstört hätten, sodaß er seitdem die Waffen gegen immer erneuerte Angriffe fast nicht habe aus den Händen legen können. Als aber Karl IV. 1355 den Freund Petrarca's, Zanobi da Strada [77]), zu Pisa krönen ließ, scheint Petrarca doch darüber empfindlich gewesen zu sein und den Briefwechsel mit jenem abgebrochen zu haben [78]).

Nach wahrscheinlich sehr kurzem Aufenthalt in Rom eilte Petrarca den Rückweg anzutreten; allein dicht vor den Thoren Roms stieß er mit seinen Begleitern auf bewaffnete Räuber, welche ihn nöthigten, nach der Stadt zurückzukehren, sodaß er erst am folgenden Tage unter starkem Geleite seine Reise fortsetzen konnte, und bald Pisa erreichte, von wo er, durch eben den Unbekannten, welcher ihn im Namen des Königs bis dahin begleitet hatte, sowol an den König selbst als auch an seinen Freund, Barbato von Sulmona, schrieb [79]). In beiden Briefen sagt er, der Überbringer werde das Nähere berichten, und ebendiesem Umstande ist es beizumessen, daß wir von seinem Aufenthalt in Rom nur das Wenige wissen, was oben erzählt worden ist. Auf der weitern Reise machte er einen kleinen Umweg, um in Parma seinen alten Freund Azzo da Correggio zu besuchen [80]). Er hatte ihn 1335 in Avignon kennen gelernt, wo Azzo nebst dem bekannten Rechtsgelehrten Wilhelm von Pastrengo die Sache seiner Neffen, Mastino und Alberto della Scala, vor der päpstlichen Curie zu führen hatte. Die Scaligeri hatten nämlich so eben die mächtige Familie de' Rossi aus Parma verdrängt und suchten nun dieses Besitzthum, welches ein päpstliches Lehn war, gegen die Ansprüche der Rossi zu behaupten. Petrarca, welchen Azzo im Hause des Cardinals Colonna kennen gelernt hatte, übernahm die Vertheidigung der Scaligeri und benutzte zum ersten und letzten Male in seinem Leben seine Rechtskenntniß für den neuen Freund öffentlich zu reden und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß die Scaligeri die päpstliche Bestätigung erhielten. Mit offenen Armen ward daher jetzt Petrarca von Azzo und seinen drei Brüdern, Guido, Simone und Giovanni, empfangen, um so mehr als sie eben jetzt wieder seines Rathes zu bedürfen glaubten. Azzo da Correggio nämlich war eben von Neapel zurückgekehrt, wo er sowol mit dem Könige als mit Gesandten des Luchino Visconti und auf seiner Rückreise heimlich mit den Florentinern ein Bündniß geschlossen hatte, um mit ihrer Hilfe und mit der der Gonzaga von Mantua und anderer Feinde der Scaligeri die Besatzung, welche diese in Parma hatten, zu vertreiben, und sich zum Herrn der Stadt zu machen, welches er auch am 22. März 1341, während Petrarca ihn begleitete, glücklich ausführte [81]). Der Vorwand war wie gewöhnlich, er wolle sein Vaterland befreien, und es muß eingeräumt werden, daß er und seine Brüder anfänglich wenigstens das Regiment mit großer Milde und Gerechtigkeit führten [82]). Zu allen den neuen Einrichtungen, welche

---

74) Ep. II, 1. — sacras mea laurea pendet ad aras; dies könnte poetischer Ausdruck sein und Squarciafico doch Recht haben, welcher sagt: Petrarca habe die Krone thoro (tholo) an den Schlußbalken oder das Gewölbe der Kirche aufgehängt. 75) Die hier erwähnten Umstände sind theils und vorzüglich aus dem gleich nach der Feierlichkeit geschriebenen poetischen Briefe Petrarca's an seinen Freund Joh. Barrili (Ep. II, 1), theils aus einem Briefe an einen andern Freund, Barbato von Sulmona in Neapel (Ed. Bas. p. 1254), theils aus dem Privilegium laureae receptae, theils endlich aus einem von Muratori (Rer. ital. script. T. XII. p. 540) aus einer Chronik von Monaldeschi genommenen Bruchstück, gezogen. Über den Tag der Krönung herrschen Widersprüche in den Angaben. Schon in dem Briefe an Jacopo Colonna (Ed. Bas. 1252) vor der Abreise nach Neapel geschrieben, ist der VI. Idus Aprilis (der 8.) als der Tag angegeben, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte; allein in dem vorhin erwähnten Briefe an Barbato wird dieser Tag als Idibus (der 13.) und im Privil. laur. recept. V. Idus (der 9.) angegeben. Diese beiden letzten Angaben sind aber evidente Schreib- oder Druckfehler, da es im Patente ausdrücklich heißt: die Feierlichkeit sei am Ostertage, und das war der 8. April, geschehen. Es gibt eine andere weitläufige Relation über diese Krönung (*De Sade* T. II. Nr. XIV.), angeblich von einem Freunde Petrarca's, Sennuccio del Bene (Epist. di Sennuccio del Bene della incoronazione di M. Fr. Petrarca [Firenze, *Marescotti* 1577. 8.]), welche aber von den tollsten Anachronismen wimmelt und das Ganze als ein Possenspiel behandelt. Schon Beccadelli ereiferte sich über diesen Betrug, welcher indessen manche spätere Schriftsteller getäuscht hat, und das Giornale de' Letterati. (T. VIII. p. 190) hat nachgewiesen, daß dieses Machwerk von einem Girolamo Marcatello, Kanonikus von Padua, herrühre, welcher es zuerst 1549 herausgab. 76) Senil. XVI, 1. Ebenso Ad post.

77) Vergl. *Matteo Villani* L. V. c. 26. 78) Vergleiche auch seine Äußerung über diese Krönung Ed. Bas. 1199. 79) Ed. Bas. p. 1252 sq. 80) Ad post. 81) *Giov. Villani* XI. c. 127. 82) Ad post. Vergl. die nicht in die Sammlung aufgenommene Canzone', Quel ch'ha nostra natura, worin er den

zu treffen waren, wünschten die Brüder den Rath und die Hilfe Petrarca's, welcher niemals den Schmeicheleien der Großen zu widerstehen vermochte, sobald er nur seine persönliche Freiheit und die Muße zu seinen Arbeiten sich dabei bewahren konnte. Er entschuldigte sich daher beim Cardinal Colonna[83]) und versprach Anfangs des Winters sich zu ihm zu begeben, was indessen erst später erfolgte. Der Aufenthalt in Parma und der Umgegend gefiel ihm bald so sehr, daß er sich ein kleines abgelegenes Haus zuerst miethete, dann kaufte[84]) und es später ganz neu aufbaute[85]), welches noch steht. Bei seinem Umherstreifen in der Gegend entdeckte er eine liebliche Waldgegend, Selva piana genannt, welche ihn so entzückte[86]), daß er, noch berauscht von seiner Krönung und ernstlich bedacht, seinen Ruhm zu behaupten, mit dem größten Eifer die Fortsetzung der Afrika unternahm[87]). Gewiß mußte es ihm auch sehr schmeicheln, daß er hier den Besuch eines alten, blinden Grammatikers[88]), d. h. eines Schulmannes, wie wir sagen würden, erhielt, welcher es als das höchste Glück seines Lebens betrachtete, den berühmten Mann noch gesehen (wie er selbst sich ausdrückte) und gesprochen zu haben. Der arme Greis war nach Neapel gekommen, in der Hoffnung, Petrarca dort zu finden: vom Könige beschenkt eilte er nach Rom, und als er den Dichter auch dort nicht fand, nach Pontremoli, seiner Heimath in Toscana, zurück. Als er aber erfuhr, daß Petrarca sich noch in Parma aufhalte, ging er, von einem Sohne und einem Schüler unterstützt, im Winter über den beschneiten Apennin, und so gelang es ihm, Petrarca zu treffen, bei welchem er drei Tage verweilte, und ihm voll Begeisterung Kopf und Hände küßte[89]). Mitten in dieser behaglichen Ruhe trafen ihn bald hinter einander die Nachrichten vom Tode dreier geliebter Freunde. Der eine Thomas von Caloria, oder von Messina, an welchen viele Briefe Petrarca's, zum Theil aber auch mit falschen Überschriften, vorhanden sind, war ein talentvoller Mann, welcher mit Petrarca in Bologna studirt hatte und sich auch einigen Ruf durch seine lateinischen Gedichte erworben hatte[90]). Er starb 1341 und in dem Briefe an dessen Bruder[91]) setzt ihm Petrarca eine sehr mittelmäßige Grabschrift in Distichen; auch erwähnt er seiner als eines Dichters in den Trionfi[92]). Der zweite Freund, welchen er in ebendiesem Jahre verlor, war sein erster Gönner, der Bischof von Lombès, Jacopo Colonna, welcher im September starb. Petrarca will, von der Nachricht seiner Erkrankung erschrocken, einen Traum gehabt haben, welcher ihm den Tod dieses geliebten Freundes in eben der Nacht verkündigte, in welcher er wirklich erfolgte[93]). Noch kurz vorher hatte ihm der Bischof in einem scherzhaften Sonette Glück gewünscht zur erlangten Dichterkrone[94]), worauf Petrarca nach dem Tode des Freundes das Antwortsonett schrieb: Pars II. p. 54 Mai non vedranno. Der Trostbrief an den Bruder des Verstorbenen, den Cardinal Giovanni Colonna[95]), ist wie alle ähnliche Schreiben Petrarca's übermäßig lang und voll Gemeinplätze. Herzlicher ist das kürzere Schreiben an seinen und des Verstorbenen Freund Lälius[96]). Der dritte Freund endlich, dessen Tod ihn in dieser Zeit betrübte, war der Bischof von Monopoli, Dionysius Robertus de Borgo Sti. Sepulchri, welchen er auf seiner ersten Reise in Paris kennen gelernt und großes Vertrauen zu ihm gefaßt hatte. Er hatte Paris 1339 verlassen, war über Avignon, wo Petrarca Umgang mit ihm hatte[97]), nach Neapel gegangen und dort vom Könige zum Bischof ernannt und in wichtigen Geschäften gebraucht worden. Er starb im Januar 1342, worüber Petrarca ein poetisches Trostschreiben an den König richtete[98]), worin er zugleich dem Verstorbenen eine Grabschrift setzte. Petrarca hatte nun beinahe ein Jahr in Parma zugebracht, als eine uns nicht näher bekannte Angelegenheit ihn nach Avignon zum Papste Clemens VI. rief. Papst Benedict XII. war den 25. April 1342 gestorben[99]), und schon am 5. Mai ward Pierre Roger, welcher Kanzler Philipp's von Valois gewesen war, zum Papste, unter dem Namen Clemens VI., erhoben. In seinem Charakter und seinem Leben bildete er einen entschiedenen Gegensatz gegen seinen Vorgänger; gutmüthig, freigebig, gebildet, ein Freund geselliger Freuden überschritt er nur allzu sehr die natürlichen Schranken seiner Stellung, und gab Veranlassung zu einem beispiellosen Sittenverderbniß seines Hofes, worüber Petrarca oft und bitter klagt[1]), obgleich er selbst sich mancher Auszeichnung von Seiten des Papstes zu erfreuen hatte und von ihm stets freundlich behandelt wurde. Die Römer, welche bei jeder neuen Papstwahl es zu erlangen hofften, daß der päpstliche Stuhl wieder nach Rom verlegt würde, sandten auch dies Mal eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der jüngere Stefano Colonna stand, an Clemens, welche diese Bitte und noch eine zweite vortragen sollte; daß nämlich das von Bonifaz VIII. eingeführte, alle hundert Jahre nur zu feiernde, Jubiläum künftig, damit möglichst jeder Christ es doch wenigstens einmal erleben könne, alle funfzig Jahre gefeiert würde. Bei einer zweiten Gesandtschaft, welche die, damals die bürgerlichen Angelegenheiten Roms leitenden, 13 buoni uomini im folgenden Jahre zu demselben Zwecke absandten, befand sich der später so berühmt gewordene Cola Rienzi als Wortführer. Die Behauptung De Sade, der überhaupt nur von Einer Gesandtschaft etwas weiß, daß die Römer den Petrarca, als den berühmtesten und beredtesten Mann seiner Zeit, zum Redner dieser Gesandtschaft ernannt hätten, ist von Papen-

---

Druck der Scaligeri und die Tugenden Azzo's mit einiger Übertreibung schildert.

83) Senil. V, 2. 84) Ad post. 85) Epist. II, 19. Si quid etc. 86) Ib. 17. Dulcis amice etc. 87) Ad post. 88) Baldelli (del Petrarca p. 71. not.) vermuthet, es sei Stramazzo da Perugia gewesen. 89) Senil. XV, 7. 90) *Mongitore*, Bibliotheca Sicula. T. II. 91) Famil. IV. 4. 5. 92) Trionfo d'amore c. IV. 93) Famil. V, 7. 94) Se le parti etc. im Anhang zum Canzoniere.

95) Famil. IV, 6. 96) Ib. 7. 97) Epist. I. 4. Si nihil etc. 98) Ib. 13. Flere libet etc. 99) Wie Petrarca von ihm dachte, s. Sine titulo I. Quid agis etc.

1) Siehe fast das ganze Buch Epist. sine titulo, vorzüglich Ep. 5. 8. 10. 11. 12. 16 und die bekannten vier Sonette 91. 105—107. Gegen Clemens VI. sind auch die Eklogen VI. und VII. gerichtet. Matteo Villani (L. III. c. 43) bestätigt das alles vollkommen.

cordt;[2]) gründlich widerlegt worden. Wol befand sich Petrarca damals in Avignon und zwar, wie er selbst sagt, in Angelegenheiten Italiens, vermuthlich Parma's[3]), nicht aber als römischer Gesandter, was er, wenn es der Fall gewesen wäre, nach seiner Art gewiß oft genug in seinen Briefen und sonst erwähnt haben würde; auch machte er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Cola[4]). Hiermit fällt auch die andere Vermuthung[5]) weg, als ob er das lange Gedicht Epist. II, 5. Spes mihi etc. als mündliche Rede an den Papst bei dieser Gelegenheit gerichtet habe: er schrieb es nur, um seine eignen, wie die Wünsche der Römer dem Papst ans Herz zu legen. Wundern muß man sich aber billig über die geringe Erfindungsgabe Petrarca's, welcher in diesem Gedichte wieder, wie in den ähnlichen an Benedict XII. zu gleichem Zweck gerichteten[6]), keine andere Form zu finden weiß, als daß Rom, in der Gestalt eines verlassenen Weibes, ihren Gemahl zurückfodert und bei dieser Gelegenheit alle in ihren Mauern befindlichen Reliquien[7]) aufzählt und allen Jammer, den sie bisher erlitten, schildert, und wie ihre Tempel und Heiligthümer verfallen. Das Einzige, was, wie leicht vorauszusehen war, die Gesandten erlangten, war die Abkürzung der Jubelfrist von hundert auf funfzig Jahre. Für sein Gedicht erhielt Petrarca das Priorat von Migliarino in der Diöces von Pisa, welches ihm der Papst, wie es in der Urkunde heißt[8]), lediglich proprio motu, ohne daß Petrarca darum angehalten habe, ertheilte. In ebendiesem Jahre (1342) trat sein Bruder in den Karthäuserorden. Wir wissen zu wenig von dem Leben dieses Mannes, um mit Sicherheit die Gründe angeben zu können, welche ihn dazu bestimmten; doch scheint es allerdings, als ob der Tod einer Geliebten diesen Entschluß herbeigeführt habe[9]). Er trat in die Karthause von Montrieu, zwischen Aix und Toulon, in einer wilden, gebirgigen Gegend[10]).

Vom Ende Mai 1342 bis Anfang September 1343 blieb Petrarca theils in Avignon, theils in Vaucluse. Was uns auch De Sade von seiner in dieser Zeit aufs Neue in hellen Flammen auflodernden Leidenschaft für Laura zu sagen weiß, und welche Gedichte er auch, oft gewaltsam genug, zur Bestätigung seiner Meinung herbeizieht, daß Laura in diesem Zeitpunkte sich freundlicher als sonst erwiesen: soviel scheint wenigstens ausgemacht, daß Petrarca mit neu aufgeregter Leidenschaft auch neue Entschädigung für die Strenge Laura's gesucht und gefunden. Es ist wenigstens unendlich wahrscheinlich, daß ihm in diesem Zeitraume, etwa Anfang 1343, ein zweites Kind, seine Tochter Francesca, geboren wurde[11]). Einen späteren Zeitpunkt für die Geburt dieses Kindes kann man kaum annehmen, da er mehrmals auf das Feierlichste versichert[12]), er habe schon mehre Jahre vor dem Jubiläum (1350), vollkommner aber freilich seitdem, jeder sinnlichen Lust widerstanden und sie mit Abscheu betrachtet[13]). De Sade (T. II. p. 140) citirt aus einem Manuscripte (Famil. IX, 3) einen Brief, worin von einem Weibe die Rede sein soll, welches ihm viel Noth machte und die Ehe verlangte; vermuthlich ist das die Mutter seiner beiden Kinder[14]). Ohne diesen und die vielen noch ungedruckten Briefe Petrarca's zu besitzen, wird man über diesen dunklen Punkt wol nicht leicht zur Gewißheit kommen. Squarciafico's Bericht: die Tochter Francesca sei dem Petrarca zur Zeit, als er in seinem Linterno bei Mailand lebte, von einer Dame, aus der Familie Beccaria, geboren, ist durchaus grundlos. Petrarca kann nicht leicht vor 1355 dahin gezogen sein, und verheirathete seine Tochter 1361. Und doch will der Mann es von einem damaligen Gelehrten, Candidus December, gehört haben, dem es sein Vater, der noch mit Petrarca gelebt hatte, erzählt haben soll. Im Januar 1343 erhielt Petrarca Nachricht von dem Tode seines großen Gönners, des Königs Robert von Neapel, und wie tief ihn dieser Tod geschmerzt, wie groß seine Verehrung für diesen, doch eben nicht durchaus lobenswürdigen Fürsten gewesen, davon geben viele Briefe und Gedichte und viele Stellen in seinen übrigen Schriften Zeugniß[15]).

Fleißig wie immer vollbrachte Petrarca in diesem Jahre eins seiner bedeutendsten Werke, welches gewöhnlich De contemtu mundi L. III[16]) überschrieben ist, von ihm selbst aber Secretum suum genannt wurde, und auch wahrscheinlich erst nach seinem Tode bekannt geworden ist. Daß er es aber in diesem Jahre geschrieben, ergibt sich daraus, daß darin gesagt wird, er liebe nun Laura seit 16 Jahren[17]), und daß er von ihr als

---

2) Cola di Rienzo und seine Zeit S. 338. 3) Senil. VII, 1. Ed. Bas. p. 904. 4) Bei De Sade (T. II, 49) aus einem Manuscript. Famil. XIII, 6. 5) De Sade, Ginguené, Baldelli, Rossetti. 6) Epist. I, 2. Te cui etc. 5. Exul inops etc. 7) Und welche führt er unter andern hier an! Lac virginis; praeputium Christi; — Fragmenta vestis. Et custoditor in saecula nostra capillos; Digitum Agnetis etc. Wörtlich die nämlichen Herrlichkeiten rühmt er auch in einem viel später geschriebenen Briefe. Var. 42. Ed. Bas. p. 1036. 8) Bei *De Sade* T. III. pièces justif. p. 54. 9) Var. XX. Ed. Gen. p. 536. Vielleicht bezieht sich auch darauf Son. 70. La bella Donna. Baldelli (p. 191) citirt aus einem Manuscript der Laurentiana (Fam. XVI, 9), wo es heißt: der Tod der Geliebten habe den Bruder ex adolescenti vago et lubrico in virum stabilem atque constantem verwandelt. 10) Auf die dadurch begründete Verschiedenheit der Lebensweise beider Brüder bezieht sich Eclog. I.

11) Wenn auch nur dunkel, scheint er dies anzudeuten. De cont. mundi D. II. Ed. Bas. 390. 12) Ad post. Fam. VIII, 1. 13) Jenes (Fam. VIII, 1) schrieb er an seinem Geburtstage 1366; aus einem viel frühern Briefe, 1357, an den Jugendfreund Guido Settimo (Fam. X, 12), welcher sehr genaue Nachrichten über seine Lebensweise enthält, sieht man indessen, daß wenn er sich auch vor Verirrungen gehütet, er doch auch nach dem Jubiläum nicht frei von Anfechtungen geblieben. 14) Eine Übersetzung oder ein Auszug dieses Briefes bei *De Sade*, T. II. p. 379; er scheint aus dem Jahre 1347 zu sein. 15) Famil. IV, 3. V, 1. Eclog. II. Africa in fine. Epist. I, 1. Si mihi etc. 4. Si nihil etc. II, 6. Parthenopea etc. 7. Jam mihi etc. 8. Immemor etc. 9 Epitaphium Roberti. 11. Distrahis. Trionf. della fama. c. II. Rer. mem. L. I. Ed. Bas. 456. III, 513. 16) Ed. Bas. p. 373 sq. übersetzt von Orlandini (Siena 1517. 4. und Ven. 1520. 8.); neuerdings in *Ambrogio Levati*, Viaggi del Petrarca. T. II. p. 185. Teutsch in J. G. Müller's Bekenntnisse berühmter Männer. I. S. 25 fg. Besonders gedruckt: S. a. et l. (1472. Fol.) und Bernae (*Le Preux* 1600. 16.) 17) Ed. Bas. p. 398.

von einer noch lebenden spricht. Er erzählt in der Vorrede, es sei ihm eines Tags ein himmlisches Weib erschienen, die Wahrheit, welche den sie begleitenden heil. Augustin[18]) aufgefodert habe, den Petrarca über seine Irrthümer und Fehler aufzuklären. Dieser ist bereit dazu und so entsteht ein Gespräch zwischen Augustin und Petrarca, welches in Gegenwart der Wahrheit drei Tage hinter einander fortgesetzt wird. In dem ersten Gespräche oder Buche sucht Augustin ihn nur im Allgemeinen zu überzeugen, daß jeder selbst schuld ist an seinen Leiden; daß rechte Erkenntniß unseres Zustandes den Wunsch entzünden müsse, uns von unsrem Elend zu befreien, dieser Wunsch aber nur dann aufrichtig sei, wenn der Gedanke an den Tod jede irdische Leidenschaft aus unsrem Herzen verdrängt habe. Nach diesen etwas trivialen Gemeinplätzen der Mönchsasketik kommt Augustin nun in den folgenden Gesprächen auf die einzelnen Fehler und Leidenschaften seines Kranken zu reden und findet bald mehr oder weniger Widerstand bei ihm, welches ihm Gelegenheit gibt, mit liebenswürdiger Offenheit die geheimsten Falten des menschlichen Herzens zu erforschen und uns tiefe Blicke in den Charakter Petrarca's thun zu lassen. So ist im zweiten die Rede von Petrarca's Eitelkeit, als Schriftsteller und Dichter zu glänzen, von der Lust an den irdischen Gütern, vom Ehrgeiz, vom Zorn, von der Wollust und von einer gewissen Traurigkeit und Ekel am Leben, welche mit dem Namen Acedia bezeichnet wird. Im dritten Gespräch endlich ist zwar nur von der Liebe und von der Ruhmsucht, aber um so ausführlicher von der ersten die Rede. Aufrichtigere Geständnisse als diese hat vielleicht nie ein Mensch über sich selbst abgelegt.

Vermuthlich war es auch in diesem Jahre seines Aufenthalts in und bei Avignon, und zwar noch 1342, daß Petrarca die Bekanntschaft des Griechen Barlaam machte und einige nothdürftige Kenntniß des Griechischen durch ihn zu erlangen suchte. Barlaam war aus Seminara in Calabrien unweit Reggio gebürtig, wo damals, wie überhaupt im südlichen Italien, noch ein Theil der Bevölkerung griechischen Ursprungs war; durch seine gelehrten Kenntnisse hatte er sich zum Abte eines Klosters des heiligen Geistes in Constantinopel emporgeschwungen; aber ebenso unruhig und streitsüchtig als gelehrt sich viele Feinde gemacht[19]). Er ward 1339 vom Kaiser Andronikus III. nach Avignon gesandt, angeblich um über die Wiedervereinigung der lateinischen und griechischen Kirche zu unterhandeln, in der That aber, um vom Papste Hilfe gegen die den Kaiser bedrängenden Türken zu erlangen. De Sade[20]) glaubt fälschlich, Petrarca habe ihn schon damals nicht allein kennen gelernt, was wol möglich ist, sondern auch Griechisch von ihm gelernt, wovon sich wenigstens in den Schriften Petrarca's durchaus keine Spur vor dem Jahre 1342 findet. Barlaam, welcher unverrichteter Sache nach Griechenland zurückgekehrt war, verwickelte sich aufs Neue in spitzfindige theologische Streitigkeiten, verließ endlich Constantinopel und ging 1341 nach Neapel und von da nach Avignon, wo er 1342, und vorzüglich mit auf Petrarca's Betrieb, zum Bischof von Geraci in Calabrien ernannt wurde[21]) und dort 1348 starb. In dieser kurzen Zeit von wenigen Monaten, bis October 1342, hat Petrarca Umgang mit ihm gehabt und wirklich angefangen, Griechisch bei ihm zu lernen, wovon er indessen selbst gesteht, daß es nur sehr wenig gewesen[22]), sodaß er nicht im Stande war, den Homer im Original zu lesen[23]), und obgleich er sich rühmt, 16 Schriften des Plato zu besitzen, doch nur die lesen konnte, welche ins Lateinische übersetzt waren[24]). Später, 1358 und 1360, lernte er zwar noch einen andern calabresischen Griechen, den Leo oder Leontius Pilatus[25]), kennen, aber obwol er oft von ihm redet[26]), so sagt er doch nirgends, daß auch dieser sein Lehrer gewesen. Er ist also wol immer ein elementarius Grajus geblieben, wie er sich selbst nennt[27]), was auch daraus hervorgeht, daß, obwol er einen Homer besaß, er doch den Boccaccio so angelegentlich bat, ihm eine lateinische Übersetzung davon zu verschaffen[28]), welche er auch später erhielt; Boccaccio schickte ihm nämlich, etwa 1361, die von L. Pilatus angefertigte lateinische Übersetzung der Ilias und eines Theiles der Odyssee von seiner eignen Hand geschrieben[29]). Wie gering überhaupt damals noch die Zahl derer in Italien war, welche nicht etwa Griechisch verstanden, sondern auch nur das Bedürfniß fühlten, die Werke der Griechen kennen zu lernen, ersieht man aus einem an Homer gerichteten Briefe[30]) Petrarca's, vom Jahre 1360, welcher noch ungedruckt in einer pariser und einer mediceischen Handschrift vorhanden ist. Er führt darin solcher Griechenfreunde vier bis fünf in Florenz und Pisa, einen in Bologna, einen in Sulmona an; aber in ganz Rom gab es keinen.

Noch vor dem Ende 1343 im September mußte Petrarca abermals Avignon verlassen, um im Auftrage des Papstes und des Cardinals Colonna nach Neapel zu reisen. König Robert hatte nur zwei Enkelinnen, Johanna und Maria, die Töchter seines 1328 gestorbenen Sohnes, Karl, hinterlassen. Um sehr bedenkliche Ansprüche des Königs Karobert (Karl Robert) von Ungarn, Sohn des Karl Martel, eines älteren Bruders Robert's, auf die Krone zu beschwichtigen, hatte er schon 1333 seine älteste En-

18) Petrarca hatte eine große Vorliebe für Augustin. Seitdem ihm Dion. de Burgo S. Sepul. ein kleines Buch dieses Kirchenvaters, vermuthlich die Confessionen, geschenkt hatte, war dies Buch sein beständiger Begleiter auf allen seinen Reisen gewesen, und es mochte sehr abgegriffen sein, als er es im hohen Alter verschenkte. Senil. XIV, 7. 19) *Tiraboschi* V, 396. 20) T. I. 406 sq.

21) Var. Ed. Bas. p. 1102. 22) Bei Baldelli (del Petrarca p. 137) aus einem Codex. Vergl. De cont. mundi. Ed. Bas. p. 390. 23) Var. 21. Ed. Bas. Nikolaus Sigerus, welcher unter Clemens VI. eine Zeit lang als Gesandter des Kaisers in Avignon gewesen war, hatte ihm einen Homer aus Constantinopel geschickt, aber ihm sei er stumm, klagt er. 24) De ignorantia sui. Ed. Bas. p. 1162. 25) *Baldelli*, Vita del Boccaccio. p. 256. 26) Sen. III, 6. V, 4. VI, 1. XI, 9. 27) *Baldelli* del. Petr. p. 137. 28) Sen. III, 6. 29) Ib. V, 1. 2. 30) Famil. 24. Petrarca hatte die wunderliche Sitte, wenn ihm ein Werk der Alten zuerst in die Hände fiel, an den Autor einen Brief zu richten. Solcher Briefe ad quosdam ex veteribus illustribus haben wir ein ganzes Buch, welches sieben Briefe in Prosa und zwei poetische enthält. Ed. Gen. p. 657 sq. Ein Auszug aus dem hier gemeinten Briefe bei *Baldelli*, Vita del Bocc. p. 259.

kelin Johanna mit dem jüngeren Sohne Karobert's, Andreas, verlobt, und dieser damals neunjährige Knabe wurde in Neapel erzogen. Zu diesem Zweck hatte ihm Karobert einen Franziskaner, Robert mit Namen, und mehre ungarische Edelleute in Neapel gelassen. Nach dem Tode des Königs gerieth das ganze Reich in Verwirrung, Hof und Adel waren in Parteien zerfallen, welche die Uneinigkeit der beiden jungen Ehegatten, Johanna's, die nun Königin war, und Andrea's, der sich nach dem Titel und der Macht eines Königs sehnte, immer mehr anfachten. Ein vom König Robert niedergesetzter Verwaltungsrath, zu welchem auch Petrarca's alter Freund, der Bischof von Cavaillon, gehörte, hatte nicht Macht und Ansehen genug, um die wilden Leidenschaften zu zügeln. Unter diesen Umständen sandte der Papst Petrarca nach Neapel, wol nur in der Hoffnung, durch ihn genauer vom Stande der Angelegenheiten unterrichtet zu werden, um danach seine Maßregeln zu treffen, wie er seine eigentliche Absicht, die Zügel der Regentschaft während der Minderjährigkeit Johanna's, als Lehnsherr Neapels zu ergreifen, durchsetzen möchte. Zugleich sollte Petrarca die Befreiung einiger vornehmer Gefangener, des Grafen von Minerbino und einiger anderer zu betreiben suchen. Er reiste auf ausdrückliches Verlangen des Cardinals [31]), und sehr wider seinen eignen Willen, da er die See fürchtete [32]), zur See ab, mußte aber, von Stürmen bedrängt, sich bald wieder ausschiffen und über Pisa, Perugia und Rom zu Lande nach Neapel gehen, wo er im October ankam. Er sah bald, daß er nichts ausrichten würde. Die Briefe, welche er an den Cardinal schrieb [33]), haben einen sehr wenig diplomatischen Charakter, und man müßte daraus schließen, er habe gar nicht zu solchen Geschäften getaugt, wenn er nicht eben in diesen Briefen von geheimeren Briefen [34]) redete, die er an den Cardinal geschrieben und die wir leider nicht kennen. Nur soviel erfahren wir daraus, daß der schmutzige und zerlumpte, aber darum nicht weniger geld- und ehrgeizige Franziskaner dort Alles vermochte und sich gegen den Papst und dessen Abgeordneten sehr roh und übermüthig betrug. Um sich die Zeit zu vertreiben, machte Petrarca in Gesellschaft seiner Freunde Johann Barrili und Barbato von Sulmona eine kleine Ausflucht in die interessante Gegend von Bajä [35]). Wenige Tage nachher erlebte er in Neapel ein Erdbeben und einen Sturm, dessen furchtbare Wirkungen im Hafen selbst ihm vollends alle Lust benahmen, je wieder sich der See anzuvertrauen [36]). Was ihm endlich ganz den Aufenthalt in Neapel verleidete, war die Rohheit und Zügellosigkeit des jungen Adels, welcher bei Nacht die Straßen höchst unsicher machte, und die scheußliche Sitte wahrer Gladiatorspiele [37]), welche in der Nähe der Stadt, an einem jetzt zur Stadt gehörigen Orte, Carbonaria genannt, in Gegenwart und zur großen Belustigung des Hofes und des ganzen Volkes gefeiert wurden. So reiste er denn bald und unverrichteter Sache wieder ab, denn obwol die Gefangenen später vom jungen Herzog Andreas befreit wurden, so geschah dies wol mehr aus politischen Gründen, um seine Partei zu verstärken [38]), als um dem Wunsche des Papstes nachzukommen. Ob Petrarca während seines Aufenthalts in Neapel bedeutend krank gewesen, davon ist wenigstens in den von daher geschriebenen Briefen keine Spur zu finden; dennoch hatte sich die Nachricht von seinem Tode über ganz Italien verbreitet, sodaß er auf der Rückreise von Neapel überall mit Erstaunen empfangen wurde und Manche Mühe hatten, sich von seinem Leben zu überzeugen [39]). Ein Freund, Antonio de' Beccari, Arzt zu Ferrara, dichtete sogar eine Canzone [40]) auf diesen vermeinten Todesfall, worin er mit gar geringem poetischen Talente die Grammatik, die Rhetorik, die Geschichte, die neun Musen, die Philosophie und die Poesie mit einem analogen Gefolge von Grammatikern rc. die Leichenfeier Petrarca's halten läßt. Petrarca antwortete darauf durch ein Sonett [41]). Er klagt in mehren Briefen [42]), daß seitdem fast kein Jahr vergangen, worin man ihn nicht an allen Orten, wo er nicht grade selbst war, todt gesagt habe, sodaß sogar einst der Papst Urban V. auf ein solches Gerücht hin alle seine Pfründen an Andere vergeben habe. Auf der Rückreise von Neapel kam er, vermuthlich in der Mitte Januars 1344, nach Parma, von wo ihn De Sade [43]) schon am 23. Februar wieder nach Avignon reisen läßt. Tiraboschi [44]) und nach ihm Baldelli [45]) zweifeln mit Recht an dieser Reise. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Petrarca fand Parma in einem traurigen Zustande, die Brüder da Correggio 1341 so einmüthig waren uneins geworden und Lucchino de' Visconti umlagerte die Stadt. Zwar wurden mehre Angriffe tapfer zurückgewiesen, aber Azzo, der Freund Petrarca's, voraussehend, daß er sich auf die Länge nicht würde halten können, und wohl wissend, daß sein Bruder Guido im Begriff stand, mit Lucchino einen Vertrag abzuschließen, eilte seiner Seits, um sich mit seinem Neffen Mastino della Scala wieder zu versöhnen, die Stadt, gegen eine Summe Geldes, dem Obizzo von Este zu verkaufen. Während aller dieser Begebenheiten und Verhandlungen war das ganze obere Italien in Waffen, und teutsche Banden, welche noch von der Zeit Ludwig's des Baiern in Italien zurückgeblieben waren, und ihre Dienste jedem verkauften, der sie bezahlte, vollendeten das Unglück des Landes. Auf diese Lage der Dinge bezieht sich die höchst wahrscheinlich in diesem Jahre (1344) geschriebene schöne Canzone Italia mia. Viele Monate [46]) hatte Petrarca dies Elend mit angesehen, als ihn endlich

31) Fam. 5, 3. 32) Ib. 5, 5. 33) Ib. 5, 3—6. 34) Ib. 5, 3. 35) Ib. 5, 4. Carmina II, 16. Nuper ab aethereis. Er hatte Barbato dazu aufgefodert durch Epist. II, 7. Jam mihi etc. 36) Fam. 5, 5 und Praef. ad Itiner. Syriacum. Ed. Bas. p. 617. 37) Fam. 5, 6.

38) Leo, Gesch. der italienischen Staaten. 4. Th. S. 663. 39) Senil. 3. 7. 40) Io ho già letto etc. Sie findet sich zuerst in den Rime antiche dopo la bella mano (Paris 1595), dann im Anhange zu mehren Ausgaben der Gedichte Petrarca's. 41) Son. 96. Quelle pietose. 42) Sen. 3, 7. 9, 2. 43) T. II. p. 192. 44) T. V. p. 461. 45) Del Petr. p. 297. 46) Fam. 5, 10. In hoc statu non jam paucorum nos dierum, sed multorum mensium premit obsidio, wodurch De Sade, der ihn kaum sechs Wochen in Parma verweilen läßt, vollkommen widerlegt wird. Die 8. Ekloge, Divortium, worauf er sich noch beruft, kann nicht vom Jahre 1345 sein, sondern ist von 1347,

die Sehnsucht nach seinem transalpinischen Helikon, wie er es nannte, ergriff, und er nun am 23. Febr. 1345, also nach etwa 14 Monaten, Parma heimlich verließ und unter großen Gefahren, wobei er in der Nacht mit dem Pferde stürzte und sich den rechten Arm beschädigte, über Scandiano und Modena nach Bologna entkam. Von hier muß er nach Verona gegangen sein, wo sein Freund Azzo da Correggio sich aufhielt. Hier fand er ein Manuscript der Briefe Cicero's ad familiares, welches ihn veranlaßte, nach seiner Gewohnheit einen Brief an Cicero zu schreiben, welcher das Datum 16. Juni 1345 trägt [47]), worin er den Cicero über seinen Wankelmuth in Beurtheilung seiner Zeitgenossen und über die Thorheit schilt, daß er, ein Philosoph, sich soviel um Staatsangelegenheiten bekümmert habe. Vermuthlich auch von hier aus schrieb er einen poetischen Brief an seinen Freund Sokrates in Avignon [48]), der ihn aufgefodert hatte, nach Avignon zurückzukommen, worin er fest entschlossen scheint dort, wo er war, zu bleiben. Dennoch finden wir ihn im November 1345 schon wieder auf dem Wege nach Frankreich [49]), wohin ihn ein uns unbekanntes Geschäft gerufen zu haben scheint [50]); und zwar nahm er seinen Weg, wegen der Unruhen in Italien, dies Mal über die Schweiz. Im December war er gewiß wieder in Avignon, wie ein zweiter an Cicero gerichteter Brief vom 19. Dec. 1345 beweist [51]). Über die Reise selbst, welche doch in jener Zeit und in solcher Jahreszeit gewiß manche Gefahr und manches Abenteuer darbieten mußte, fehlen uns alle Nachrichten. Daß er in Avignon gut aufgenommen worden, und daß überhaupt Clemens VI. ihm sehr wohlwollte, geht daraus hervor, daß er ihn, wie Petrarca mehrmals versichert, zu seinem Secretair machen wollte, auch ihm ein Bisthum angetragen hatte, welches er jedoch alles ablehnte, das erste, um nicht seine Freiheit und die Muße zu seinen Studien zu verlieren, das andere, weil er kein Amt, womit Seelsorge verbunden wäre, übernehmen wollte; er habe, sagte er, genug mit der Sorge um seine eigne Seele zu thun [52]). Im folgenden Jahre (1346) erhielt er jedoch ein Kanonikat in Parma. Der Tod des in Aversa ermordeten jungen Königs Andreas [53]) verleidete dem Bischof von Cavaillon den Aufenthalt in Neapel. Er kam Anfang 1346 nach Avignon zurück und hielt sich eine Zeit lang in seinem Bisthum und in Vaucluse auf, wo er viel mit Petrarca verkehrte. Die Frucht dieses erneuerten Umganges und ihrer gemeinschaftlichen Gespräche war das Werk De vita solitaria L. II [54]), welches Petrarca in diesem Jahre zwar geschrieben, aber erst viel später (1366) vollendet und herausgegeben hat [55]). Es ist nicht eigentlich die klösterliche Einsamkeit, von welcher hier die Rede ist, sondern vielmehr eine solche, wie sie Petrarca liebte und auch größtentheils sich zu erhalten wußte, die Stille und einsame Geschäftslosigkeit des Gelehrten im Gegensatz der Unruhe und der Zerstreuungen des Geschäftslebens in den Städten. Im ersten Buche wird nun in ziemlich bunter Unordnung das Glück des Einsamen im Vergleich mit dem Leben des Weltmanns gepriesen, und einige Einwürfe werden beseitigt. Im zweiten folgt eine unendliche Aufzählung von Allen, welche die Einsamkeit geliebt, von Adam und den Patriarchen an; alle Fromme und Kirchenväter, Päpste, Fürsten, die Braminen und Indier, die Philosophen und Dichter, Griechen und Römer werden hier in bunter Reihe aufgeführt und Rathschläge ertheilt, wie man sich in der Einsamkeit einzurichten habe, und das Lob der Einsamkeit beschließt das Werk. Ein ähnliches, De otio religiosorum L. II [56]), muß er ebenfalls um diese Zeit geschrieben haben, nachdem er seinen Bruder Gerhard in der Karthause besucht. Man hatte von ihm erwartet, daß er dort zu den Mönchen reden sollte, die Kürze der Zeit aber und die vielen freundlichen Gespräche hätten es ihm nicht erlaubt, sagt er in der Vorrede, darum wolle er ihnen nun im Zusammenhange schreiben, was er wie eine Biene aus ihren Gesprächen und ihrer Lebensweise gesammelt habe. Es sind die gewöhnlichen Gemeinplätze der Mönchsasketik, zu Gunsten eines von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Lebens.

Höchst überraschende Nachrichten, welche im Sommer 1347 aus Rom nach Avignon gelangten, regten die patriotischen Gesinnungen Petrarca's mächtig auf, und der unüberlegte Eifer, womit er sich in diese Angelegenheiten mischte, mag nicht wenig beigetragen haben, ihn gegen das Ende dieses Jahres zu einer neuen Reise nach Italien zu veranlassen. Cola Rienzi (eigentlich Niccolò di Lorenzo [57]), d. h. Sohn des Lorenzo, wovon Rienzi die Verstümmelung ist) von geringer Herkunft, aber durch Fleiß und Studium zu einiger, wenn auch nur oberflächlicher, Kenntniß des Alterthums gelangt, und von der Natur mit einem feurigen Geiste und großer Beredsamkeit ausgestattet, war schon 1343 mit unter den Gesandten der Stadt Rom an den Papst Clemens VI. gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatte Petrarca seine Bekanntschaft gemacht. Die Begeisterung Cola's für die, wenn auch wie damals ziemlich allgemein falsch aufgefaßte, Herrlichkeit des alten Roms, sein Abscheu vor den Plackereien und der tyrannischen Willkür des Adels, mußten ihm die Achtung und die Liebe Petrarca's erwerben, und es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß Cola schon damals einen Theil seiner Absichten mit Petrarca besprochen habe [58]). Er hatte damals dem Papste so wohl gefallen, daß er zum apostolischen Notarius in Rom ernannt wurde, ein Amt, welches sehr bedeutende Einkünfte gewährte. Seit längerer Zeit schon

---

weil er darin sagt, er habe dem Cardinal nun beinahe vier Lustren gedient, den er doch erst 1330 kennen lernte.

47) Ed. Bas. p. 780 mit der Jahrzahl 1340; in Ed. Gen. aber (p. 662) steht das richtige Datum. 48) Ep. III. 27. Ferdis amice etc. 49) Var. 36. Ed Bas.; in der Ed. Gen. ist es der 30. 50) De Sade (T. II. p. 239) führt aus einem Manuscript (Fam. 14, 4) die Worte an: Veni nuper ad curiam non sine magna causa, quae eos latuit et latebit. 51) Ed. Bas. p. 780. 52) Fam. 11, 14. Var. 34. 53) Fam. 6, 5. 54) Ed. Bas. p. 256 sq. Fam. 8, 3. Einzeln s. a. et l. (1472.) F. (Bernae, *Le Preux* 1600. 16.) 55) Senil. 6, 6.

56) Ed. Bas. p. 331 sq. Fam 8, 3 Einzeln: Bernae 1600. 16. 57) Der Familienname Gabrini, welcher ihm von Einigen beigelegt wird, findet sich in keiner Urkunde. 58) Ed. Bas. p. 596. Testis ego sibi sum, hoc quod tandem peperit, sub praecordiis habuisse, sed tempus idoneum exspectabat.

hatte er durch seine Reden, durch allegorische Bilder, welche er aufstellen ließ und dann auf seine Weise erklärte, die Gemüther des Volks aufgeregt und für sich gewonnen, sodaß, als er am 20. Mai 1347, an einem Pfingstfeiertage [59]), als grade die mächtigsten des Adels von Rom abwesend waren, öffentlich auftrat und eine Verbesserung des Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten verhieß, alles ihm zufiel und er unter dem bescheidenen Namen eines Tribunen des Volks in der That die höchste Machtvollkommenheit in seine Hände bekam. Die erste Nachricht, welche davon nach Avignon kam, setzte alles in das höchste Erstaunen und Schrecken [60]), wiewol man bald fühlte, daß man nichts Besseres thun könne, als den Schein anzunehmen, als ginge man auf die noch sehr bescheiden ausgedrückten Ansichten des Tribunen ein. Wie aber diese Nachrichten auf den nur von der alten Größe Roms träumenden und trotz seiner bessern Kenntniß des Alterthums in unheilbarem Wahn, als ob das damalige Rom noch etwas dem alten ähnliches sei, befangenen Petrarca wirken mußten, ist leicht zu denken. Er sah im Geiste schon Rom wieder die Stellung einnehmen, die ihr nach seiner Meinung gebührte, wieder das Haupt und die Herrscherin Italiens, ja der Christenheit werden und durch ihre Macht und unter ihrem Schutze, hoffte er, solle dem Unwesen der kleinen Tyrannen und der Zerrissenheit Italiens gesteuert werden. In dieser ersten Begeisterung schrieb er an den Tribun [61]) und das römische Volk einen Brief, worin er, uneingedenk, daß die ihm sonst so theure Familie Colonna unter die ersten Roms gehörte, und namentlich der alte Stefano Colonna von ihm sonst in den Himmel erhoben wurde, jetzt von dem Adel Roms als von den schändlichsten Räubern und Tyrannen spricht, die nicht einmal römisches Blut in ihren Adern hätten, sondern vom Rhein [62]) und der Rhone eingewandert seien und alle Verbrechen begingen und beschützten [63]). Der Tribun ist ihm der dritte Brutus, ein Camillus, ein neuer Romulus, und er ermahnt ihn, jene Feinde der Republik, ohne Rücksicht auf frühere Verhältnisse, zu vertilgen. Endlich verheißt er noch seinen Ruhm in Gedichten zu feiern [64]). Die ziemlich unbedeutende Antwort des Tribunen hat De Sade angeführt [65]), ebenso Auszüge aus einem Briefe Rienzi's an den Papst und ein anderes Schreiben Petrarca's an ihn [66]). Bald aber veränderte sich die Stimmung in Avignon gegen den Tribun, der nicht allein den zügellosen Adel in Schrecken gesetzt und zur Beschwörung des Landfriedens, ja was mehr sagen will, zur Beobachtung desselben gezwungen hatte, sondern auch an alle Städte und Fürsten Italiens Botschaft gesandt hatte, sich mit ihm zur Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens zu vereinigen [67]), und es sogar gewagt hatte, die beiden Gegenkaiser Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, nebst allen Kurfürsten vor seinen Richterstuhl zu citiren, und den Papst und die Cardinäle zur Rückkehr in ihre Bisthümer aufzufodern [68]). Ein Bote, welchen er nach Avignon sandte, war, noch ehe er die Stadt betreten konnte, gemishandelt und seine Briefschaften waren zerrissen worden. Im höchsten Grade empört darüber schrieb Petrarca an den Tribun und fodert ihn zur Rache auf [69]). Man sieht, er war ganz fest davon überzeugt, das alte Rom sei wieder erstanden, und ganz von der gerechten Sache des Tribuns erfüllt schrieb er ihm auch bald nachher noch voll Unwillens über die Stimmung, welche in Avignon herrschte [70]). Solche Gesinnungen, die er bei seiner großen Leidenschaftlichkeit in dieser Sache wol nicht blos in Briefen, sondern auch im Verkehr mit den Großen in Avignon ausgesprochen, mußten nothwendig seine Verhältnisse, und namentlich die zu seinem bisherigen Gönner, dem Cardinal Colonna, trüben und ihm den längern Aufenthalt dort unerträglich machen. Er entschloß sich daher zur Abreise, und wahrscheinlich dichtete er bei dieser Gelegenheit die achte Ekloge, Divortium, welche deutlich eine Verstimmung zwischen dem bisherigen Patron und dem Clienten ausspricht. Der 20. November, an welchem er nach Italien abreiste, war ein verhängnißvoller Tag für die ihm bisher so theure Familie Colonna. Rienzi, von seinem Glück geblendet, hatte seine bisherige Mäßigung und Klugheit immer mehr aus den Augen gesetzt. Er hatte viele vom höchsten Adel und darunter auch den alten Stefano Colonna tödtlich beleidigt, sie gefangen gesetzt, mit dem Tode bedroht und doch nachher entlassen, sodaß diese nun auf ihren Schlössern rachebrütend sich rüsteten und mit einem kleinen Heere einen nächtlichen Überfall Roms versuchten. Es war am 20. November, als Stefano Colonna der jüngere, ein Sohn von diesem, Johann, und noch drei andere Colonnas, an der Spitze einiger Reiterei bei Tagesanbruch in die Stadt drangen, aber bald von dem, unter der Anführung einiger den Colonnas feindlichen Orsini, herbeieilenden Volke zurückgeschlagen und außerhalb der Thore verfolgt ihren Tod fanden [71]). Die feige und übermüthige Weise, mit welcher sich Rienzi bei dieser ohne sein Verdienst erfolgten Niederlage seiner Feinde betrug und die gänzliche Unfähigkeit, die er in Benutzung dieser ihm so günstigen Umstände zeigte, schwächten sein Ansehen selbst beim Volke und wandten die Gemüther aller Edleren von ihm ab. Petrarca war schon auf der Reise, als er durch ihm nachgesandte Briefe seines Freundes Lälius einen Theil der

59) Bei *Villani* L. XII. c. 90. 60) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1181. 61) Ad Nicolaum Laurentii Trib. P. Q. R. de capessenda libertate, hortatoria. Ed. Bas. p. 595. Mehre noch ungedruckte Briefe Petrarca's an ebendenselben sollen sich nach Tiraboschi noch in der turiner Bibliothek befinden. 62) Eine Sage behauptete, die Colonnas stammten aus Cöln. 63) Unter andern wirft er ihnen vor, daß sie die alten Denkmäler und Triumphbogen zerstörten und mit Statuen und Kunstwerken Handel trieben. 64) Möglich, daß er dies Versprechen durch die Ecloge V gelöst glaubte; wahrscheinlicher noch, daß er bei dieser Gelegenheit die schöne Canzone: Spirto gentil gedichtet. 65) Aus einem turiner Manuscript T. II. p. 342. 66) Ib. p. 346. 351.

67) Florenz, Venedig, die Königin Johanna und Luchino de' Visconti nahmen seine Boten freundlich auf und sandten ihm zum Theil sogar Hilfe an Geld und Mannschaft; andere dagegen, wie die Della Scala, die Este, die Carrara, die Malatesti, schickten die Boten mit höhnenden Antworten zurück. 68) De Sade (II, 368 und Note 20) bezweifelt diesen letzten Umstand, muß aber doch zugeben, daß Rienzi wirklich alle von Rom abwesenden Geistlichen aufgefodert habe, zu ihren Amtssitzen zurückzukehren. 69) Sine tit. ep. 2. 70) Ib. ep. 3. 71) *Villani* L. XII. c. 105.

Thorheiten Rienzi's erfuhr [72]) und als er in Genua die Bestätigung dieser Nachrichten erhielt, eilte er sogleich, an den Tribun zu schreiben [73]), um ihm Vorwürfe zu machen und zu einem weisern Betragen zu ermahnen. Zugleich sieht man daraus, wie sehr Petrarca fürchtete, daß seine Feinde über ihn herfallen und ihn verspotten würden, wenn die von ihm geäußerten Hoffnungen zu Schanden würden. Er wagte es unter diesen Umständen nicht nach Rom zu gehen, wie es seine Absicht gewesen, sondern wandte sich nach Parma, welches Obizzo von Este indessen wieder an Luchino Visconti verkauft hatte. Hier erfuhr er erst den Untergang der Colonnas und bald darauf auch den gänzlichen Sturz des Tribunen, welcher vom Volke verlassen, von einer geringen Partei des Adels unter Anführung eben des Grafen Pipin von Minorbino, Pfalzgrafen von Altemura, welchen Petrarca einst aus der Gefangenschaft in Neapel befreien sollte, am 15. December herbeigeführt wurde [74]). Er rettete sich in die Engelsburg, von wo er nach einiger Zeit zum Könige von Ungarn entkam. Es möchte schwer sein, zu sagen, was Petrarca am meisten beklagte, ob den Untergang so vieler Edlen eines ihm befreundeten Geschlechtes, oder den Sturz des Rienzi. Betrachtet man aber die lebendige Theilnahme, welche er auch noch später dem unglücklichen Tribunen bezeigte und sein Benehmen gegen die noch lebenden Colonnas, so kann man kaum zweifeln, daß er seine wahre Herzensmeinung in jenen Worten ausgesprochen: keine andere Herrscherfamilie der Welt ist mir theurer, theurer aber noch ist mir die Republik, theurer Rom, theurer Italien [75]). Dem gemäß schrieb er erst spät an seinen ehemaligen Gönner, den Cardinal Johann Colonna, einen Trostbrief [76]), worin man deutlich seine Verlegenheit und die Mühe sieht, die er sich gibt, eine Trauer zu schildern, die nicht ganz aus seinem Herzen kam. Auch der bei dieser Gelegenheit an den Cardinal gerichtete poetische Trostbrief [77]) weiß keinen andern Trost aufzufinden, als daß in der alten Geschichte es unendlich viele ähnliche Unglücksfälle berühmter Familien, Städte und Reiche gegeben, welche hier alle aufgezählt werden. An den alten von ihm selbst so hoch verehrten Stefano Colonna in Rom, der nun fast alle seine Kinder verloren hatte, schrieb er gar erst am 12. September des folgenden Jahres [78]). Noch in dem nämlichen Jahre 1347 muß er zum ersten Male in Padova gewesen sein, wohin ihn der Beherrscher dieser Stadt, Jacopo da Carrara, der zwar durch Meuchelmord zur Herrschaft gelangt, aber übrigens ein die Wissenschaften liebender Mann war, schon oft dringend eingeladen hatte. Petrarca kann nicht Worte finden [79]), das Ehrenvolle seines Empfanges und seine Liebe für diesen Fürsten zu schildern, welchen er zu seinen liebsten Freunden zählte; auch erhielt er durch ihn 1348 ein Kanonikat in Padova [80]). Abwechselnd hielt er sich in dieser Zeit in Parma auf, wo er 1350 das Archidiakonat erhielt [81]) und von wo er sich in den ersten Tagen 1348 nach Verona begab, wo am 25. [82]) Januar ein furchtbares Erdbeben erfolgte, welches in Bologna, Padova, Venedig, Pisa, vorzüglich aber im äußersten Norden von Italien, in Kärnthen und Krain, sowie in Baiern unglaubliche Verwüstungen anrichtete [83]), und gleichsam der Vorbote jener bekannten fürchterlichen Pest war, welche in diesem Jahre Italien und Frankreich heimsuchte und sich in den zwei folgenden Jahren über alle Länder Europa's und bis nach Island verbreitete [84]); ja, nach Petrarca's Bericht, die nächst darauf folgenden 20 Jahre immer von Zeit zu Zeit in Italien wieder erschien; wie auch die Erdbeben noch sieben Jahre nachher häufig verspürt wurden [85]). Daß die von allen Seiten ihm zukommenden Nachrichten von den Verheerungen der Pest, welche nach einigen in Avignon allein in Zeit von drei Monaten 120,000 Menschen hinweggerafft haben soll, ihn mit Besorgniß um seine abwesenden Freunde und insbesondere um Laura erfüllten [86]), daß in einem solchen Zustande der Seele traurige Ahnungen sich in Träumen zu Bildern der Abwesenden gestalten konnten, wollen wir zwar glauben, ohne darum behaupten zu wollen, daß ihm Laura wirklich in der Nacht nach ihrem Tode im Traume erschienen sei, wie er in den Trionfi [87]) erzählt; obgleich er Ähnliches und noch viel bestimmter in einem prosaischen Briefe [88]) vom Tode seines Freundes, des Bischofs von Lombès, berichtet. Sie war am 6. April in der ersten Tagesstunde 1348 [89]) gestorben; allein bei der Schwierigkeit aller Communication in jener Zeit allgemeiner Verwirrung erhielt Petrarca die Trauerbotschaft erst am 19. Mai [90]), als er eben in Parma war, wohin er seinen Sohn zu einem dortigen Grammatiker, Gilbert von Parma [91]), zur Erziehung gebracht hatte. Wir unternehmen es nicht, den Schmerz Petrarca's über diesen Verlust zu schildern, mag er, wie Vellutello erzählt, mehre Tage ohne Nahrung zugebracht haben, oder mag er, wie ein unbekannter, aber gleichzeitiger Dominikaner [92]) von ihm sagt, der Verstorbenen so viele Seelenmessen habe lesen lassen und so viel Almosen vertheilt haben, daß er damit das schlechteste Weib aus den Klauen des Teufels hätte reißen können, das wollen wir gern auf sich beruhen lassen. Uns genügt zu wissen, daß er seine Trauer über den Tod der Geliebten in dem ganzen zweiten Theile seiner italienischen Gedichte, in den Trionfi und in der 10. und 11. Ekloge

72) Famil. 7, 5; er ist ex itinere 22. Nov. unterschrieben. 73) Fam. 7, 7. 74) *Villani* XII. c. 105. 75) Bei De Sade (T. II. p. 411) aus einer Handschrift von Fam. XI, 16. 76) Fam. 7, 13. 77) Epist. II, 15. Impia mors. 78) Fam. VIII, 1. 79) Ad post. 80) Pompeo Litta famiglie celebri. Fasc. XXII.

81) *Baldelli* p. 306. 82) Sen. X, 2. 83) *Villani* XII, c. 123. 124. 84) Boccaccio im Eingange zum Decamerone. 85) Sen. III, 1. X, 2 in fine. Fam. VIII, 7. 86) Vergl. die Son. 210—214, worin mehr oder weniger trübe Ahnungen ausgesprochen sind. 87) Trionf. della morte. c. II. 88) Fam. V, 7. 89) Son. 290. Tornami. Trionf. della morte. c. I.

L'ora prima era e'l dì sesto d'Aprile
Che già mi strinse ed or, lasso, mi sciolse.

90) Diese Angabe beruht auf der, wie wir sehen werden, sehr zuverlässigen, von Petrarca in einen Codex Virgil's geschriebenen Nachricht. In der von Marsand (Bibl. Petr. p. XXV sq.) herausgegebenen, bisher so gut wie unbekannten, Vita del Petrarca wird fälschlich der 29. Mai 1349 als der Tag angegeben, an welchem er die Nachricht erhielt. 91) Fam. VII, 17. 92) Bei *Tiraboschi* V. p. 450.

ausgesprochen hat; wiewol eine seiner spätern Episteln [93]) doch nur allzu deutlich zeigt, daß es mit dieser Trauer, wenigstens später, nicht so gar tiefer Ernst gewesen sein muß. Ausdrückliche Briefe über dies Ereigniß sind nicht vorhanden.

Wir sind nun auf den Punkt gekommen, wo die auf mancherlei Weise angeregten und beantworteten, aber keineswegs noch zur Entscheidung gebrachten Fragen: wer denn nun eigentlich diese Laura gewesen und was sich von ihren Verhältnissen etwa mit Sicherheit ausmachen lasse, am schicklichsten untersucht werden können. Fragen wir zuerst die ältesten Biographen des Dichters, so finden wir, daß Bandini, Fil. Villani und Sicco Polentone der Laura gar nicht erwähnen. Boccaccio und nach ihm Gian. Manetti sind geneigt, sie für eine bloße Allegorie der Laurea, des Dichterlorbeers, zu betrachten, nach welchem Petrarca gestrebt. Paulus Vergerius erwähnt nur eben ihren Namen, ohne weiter etwas von ihr zu wissen. Der Anonymus bei Marsand [94]) ist der erste, der ausdrücklich von ihr als von einem Mädchen redet, welches Petrarca geliebt, aber nicht habe heirathen wollen, obgleich der Papst Urban V. [95]) sie ihm habe zum Weibe geben wollen. Das Nämliche sagt Squarciafico vom Papst Benedict XII. [96]) und setzt hinzu: da er sie nicht gewollt, habe sie einen andern geheirathet [97]). Soweit reichen die Zeugen des 14. und 15. Jahrh., und nehmen wir noch hinzu, daß Petrarca in einem Briefe an seinen Freund Jacopo Colonna [98]), der ihn geneckt hatte, seine angebliche Laura sei nichts als die Dichterkrone, wonach er strebe, auf das Entschiedenste diesen Scherz zurückweist, so müssen wir sagen, daß bis zum 16. Jahrh. wenigstens die allgemeine Sage, denn nur diese wiederholen jene älteren Biographen, sich die Laura als Mädchen dachte; auf keinen Fall aber, wie der Scherz des Jacopo Colonna beweist, als eine in Avignon allbekannte, verheirathete vornehme Dame, welche doch wol dem Colonna nicht hätte unbekannt sein können. Daß Petrarca sich in eine schon verheirathete Frau verliebt, davon ist bei den Schriftstellern dieser früheren Zeit keine Spur zu finden. Der Erste, der über diesen Gegenstand, wenn auch eben nicht sehr glückliche Nachforschungen angestellt, ist Alessandro Vellutello, welcher ums Jahr 1520, wie er sagt, zwei Mal in Avignon war. Dieser fand nun schon die Sage, Laura sei aus der adeligen Familie De Sade gewesen, nicht aber in Avignon, sondern zu Gravesons, einem Gute dieser Familie, geboren. Weil ihm aber Personen aus dieser Familie Nachrichten mittheilten, welche ganz offenbar falsch waren, so verließ er diese Spur und wandte sich nach einem kleinen Orte, Cabrières, unweit Vaucluse, wo er die Bekanntschaft eines Herrn von Ancezuns machte und die Kirchenbücher des Orts durchforschte, um etwas über Laura zu erfahren. Er fand nun, daß eine Laura, Tochter eines Herrn Henri de Chiabau, dort 1314 geboren sei, und schloß daraus, das sei die Laura Petrarca's, dort habe sie gelebt und sei sie gestorben, und zwar unverheirathet, und sei bei den Franziskanern zu Lisle, einem nahen Dorfe, begraben. Er überredete sich um so mehr, daß diese Entdeckung richtig sei, als Petrarca oft sagt, Laura sei an einem kleinen Orte geboren. Auch meint er, Petrarca habe sie nicht in der Clarenkirche zu Avignon, wie gewöhnlich behauptet wird, zuerst gesehen, sondern auf Wiesen, unter Bäumen, zwischen zwei Armen der Sorgue, unweit Lisle, wohin die Leute von Cabrières, und zwar über Vaucluse, zur Messe bei den Franziskanern zu gehen pflegten. Diese Meinung des Vellutello, auf wie schwachen Gründen sie auch ruhe, nahm auch Gesualdo an, jedoch nur als eine wahrscheinliche Vermuthung. Beccadelli theilt nur in sofern des Vellutello Meinung, als auch er glaubt, Laura sei nicht in Avignon geboren und sei unverheirathet gestorben. Tomassini endlich, in der ersten Ausgabe seines Petrarca redivivus, hält es ganz mit Vellutello, berichtet aber doch in der zweiten, daß Jos. Maria Suarez, Bischof von Vaison, im Comtat Venaissin, diese Ansicht gänzlich bestreite und zwar, weil es weder so alte Kirchenbücher gebe, noch jemals eine Familie von Chiabau in der Gegend gewesen sei; auch sei die Tradition ganz bestimmt, daß Laura aus dem Geschlechte derer De Sade gewesen. Fast mit den nämlichen Gründen, aber vollständig und genau, widerlegt De la Bastie diese Fabel des Vellutello. Er zeigt nämlich [99]), daß man im 14. Jahrh. keine solchen Taufregister führte, wie sich denn auch selbst in den größten Städten keine von diesem Alter fänden; daß es im 14. Jahrh. keine adelige Familie Chiabau gegeben; daß Cabrières damals ein wüster, längst verlassener Fleck war, und endlich, was wol die Hauptsache ist, daß diese Laura, als sie Petrarca zuerst erblickte, nur erst ein Kind von 12½ Jahren gewesen wäre, was, an sich schon höchst unwahrscheinlich, noch vollends durch viele Stellen in den Werken Petrarca's widerlegt werde, woraus hervorgeht, daß er nur wenig älter als seine Geliebte gewesen. De la Bastie hätte noch hinzusetzen können, daß man gar nicht absieht, wie Petrarca, welcher erst 1337 nach Vaucluse zog, sich am 6. April 1327 in der ersten Morgenstunde hätte in der Nähe von Vaucluse auf dem Wege nach einer Dorfkirche befinden sollen. De la Bastie selbst begnügt sich, die einzigen Umstände, welche mit Gewißheit aus den Schriften Petrarca's hervorgehen, aufzustellen, daß nämlich Laura, obwol aus einem alten und edlen Geschlechte, doch an einem kleinen Orte geboren war, daß sie nur wenig jünger als Petrarca gewesen, daß er sie zuerst irgendwo auf dem Lande und im Freien erblickt

93) Ep. I, 1. Si mihi, wo es p. 60 heißt:

Tempus edax minuit quem mors extinxit amorem
Flamma furens animis, tumulo cessère favillae;
Nunc breve marmor habet longos quibus arsimus ignes;
Pectore nunc gelido calidos miseramur amantes
Jamque arsisse pudet.

94) Bibl. Petr. p. XXV. 95) Offenbarer und grober Irrthum, da Urban erst nach dem Tode der Laura Papst ward. 96) Obgleich diese Angabe sich wol mit den Zeitverhältnissen verträgt, da Benedict 1334—1342 regierte, so wissen wir doch wenigstens nichts, was uns berechtigte, ein so vertrautes Verhältniß dieses Papstes zum Dichter anzunehmen. 97) alio (sic) nupsit, sind seine Worte. 98) Fam. II, 9.

99) Mémoires de l'Académie des Inscriptions. T. XXIV. p. 250 sq.

und daß sie unverheirathet gewesen [1]). So standen die Sachen, als endlich der Abbé De Sade, um seiner Familie den Besitz einer solchen Dame zu vindiciren, ein Werk unendlichen Fleißes unternahm, um eine Geschichte der Laura aufzustellen, welche sowol mit der Tradition und allen frühern Meinungen, als, wie wir überzeugt sind, mit den deutlichsten Aussagen Petrarca's selbst in Widerspruch steht. Er hat wirklich durch Documente aller Art bewiesen, daß eine Laurette de Noves, die Tochter des Audibert de Noves, welcher 1320 gestorben, im Jahre 1325, in einem Alter von 17 — 18 Jahren, den Hugues de Sade, welcher 20 Jahre alt war, geheirathet hat; daß aus dieser Ehe eilf Kinder, sieben Söhne und vier Töchter, entsprossen; daß diese Familie zu den angesehensten in Avignon gehörte und daß diese Laurette am 3. April 1348 ihr Testament gemacht und in der Franziskanerkirche zu Avignon begraben worden sei. Aber daß diese Laurette die Laura des Petrarca sei, das hat er nicht bewiesen; ebenso wenig hat er, streng genommen, bewiesen, was die Sage seit Jahrhunderten behauptete, diese Laura sei aus der Familie De Sade gewesen, denn nach ihm gehörte sie vielmehr dem Geschlechte derer de Noves an. Diese von so vielen Zeugnissen unterstützte und mit der größten Zuversicht vorgetragene Behauptung fand überall Eingang und blendete selbst die sonst besonnensten Männer, Tiraboschi, Mérian, Ginguené, Maffei, Ugo Foscolo und Andere. Auch Baldelli ist ganz dafür eingenommen und sucht diese Ansicht durch neue Gründe zu bestätigen. Erst in diesem Jahrhundert ist ein Gegner De Sade's, und zwar ein ernster und bedeutender, erschienen, der Lord Woodhouselee [2]); an ihn schließt sich einer der neuesten Herausgeber des Petrarca, der um diesen Dichter hochverdiente Professor Marsand, an, welcher am Schluß seiner Biblioteca petrarchesca (p. 231) eine kleine Abhandlung über den Cölibat der Laura angehängt hat, worin er versichert, er habe eine ausführliche Arbeit darüber bei Seite gelegt, als er das Werk des Engländers kennen gelernt. Es würde die Grenzen einer Arbeit wie die gegenwärtige zu sehr überschreiten, wenn wir die Ansicht De Sade's in allen Einzelnheiten verfolgen und widerlegen wollten: wir müssen uns nothwendig auf das Wichtigste beschränken. Der Hauptpunkt, mit welchem die Hypothese De Sade's steht und fällt, ist ohne Zweifel die Frage: war die Laura Petrarca's verheirathet, oder nicht; oder noch genauer, war sie schon verheirathet, als er sie kennen lernte? Ist dies nicht zu erweisen, oder läßt sich vielmehr aus den Schriften Petrarca's das reine Gegentheil erweisen, so ist auch unwidersprechlich bewiesen, daß die Laura des De Sade, von welcher der Abbé soviel zu erzählen weiß, zwar eine damals in Avignon lebende Dame, aber nicht die Geliebte Petrarca's gewesen. Nur die Hauptgründe, worauf sich De Sade stützt, wollen wir zu widerlegen suchen. Diese Gründe finden sich theils zerstreut in seinem Werke, theils zusammengestellt in der zweiten Note zum ersten Bande p. 7, und sind folgende: 1) Petrarca nenne seine Geliebte immer mulier, femina, donna, madonna, nie aber virgo, puella, vergine etc. Allein dies beweist offenbar zu viel, denn damit könnte man auch beweisen, daß die Beatrice des Dante, die Selvaggia des Cino da Pistoja, von denen wir doch wissen, daß sie unverheirathet waren, Frauen gewesen, weil diese und alle Dichter jener Zeit die Geliebte nie anders als Donna zu nennen pflegten, wie auch später noch Ariost, Guarin ꝛc. gethan, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, dabei immer an verheirathete Frauen zu denken. Der Lord Woodhouselee [3]) weist sogar nach, daß mulier in den römischen Gesetzen sehr oft auch für junge, unverheirathete Mädchen gebraucht werde. Doch dies würde die Sache immer noch zweifelhaft lassen; allein wenn wir nun Stellen in den Schriften Petrarca's nachweisen, worin er unwidersprechlich von der Geliebten als von einer unverheiratheten redet, so wird man doch zugeben müssen, daß eine einzige positive und entschiedene Stelle dieser Art mehr beweise als tausend andere, worin der Ausdruck zweifelhaft ist. Nun aber nennt er sie in der achten Ekloge geradezu puella [4]). In der dritten, worin er seine Liebe zur Daphne schildert und sagt, er liebe sie seit 15 Jahren, redet er ihr zu, da sie noch frei [5]) sei, nicht nach einer zu hohen Verbindung zu streben, sondern ihn zu wählen. Schon dies allein möchte schwer zu widerlegen sein: doch hören wir die ferneren Gründe De Sade's; 2) sagt er, Petrarca habe, um Laura zu verherrlichen, einen trionfo della castità geschrieben, und ihr darin mit Ausnahme einer Vestalin nur Frauen zu Begleiterinnen gegeben, während er doch hätte einen trionfo della virginità schreiben müssen, wenn Laura ein Mädchen gewesen wäre. Dieser Grund ist zum Theil wunderlich, zum Theil ganz falsch. Warum soll castitas nicht von Mädchen gesagt werden, da doch Thomas von Aquin grade sagt: Castus et continens sic differunt, quod castus dicitur ante nuptias, continens vero post eas [6]). Dann aber ist es falsch, daß nur Frauen darin erscheinen; es werden vielmehr darin ganz vorzugsweise Jungfrauen [7]) erwähnt, die neun Musen, die Römerin Virginia, eine nicht deutlich bezeichnete Griechin, eine Vestalin, die Sabinerin Hersilia, eine Toscanerin, vermuthlich Piccarda, und sogar noch mehre Jünglinge, worunter Hippolyt und Joseph, und natürlich dann auch als Bei-

1) Auch Schroderen nennt sie virgo und sagt, sie sei als solche gestorben, p. 25. 2) Zuerst unter dem Titel: An historical and critical essay on the life and character of Petrarch 1784; dann Dissertation on an historical hypothesis of the Abbe de Sade im vierten Bande der Transactions der royal Society von Edinburgh. Endlich beide Arbeiten unter dem erstern Titel: An historical etc. (Edinburg 1810.) Wir benutzen eine italienische Übersetzung dieser Abhandlung die sich im dritten Bande des Petrarca von Zotti, unter dem Titel: Dissertazione istorica e critica sulla vita di Fr. Petrarca e su quella di Mad. Laura, contro una ipotesi istorica dell' Abbate de Sade (Londra 1811) befindet.

3) Im dritten Theile des Petrarca von Zotti. S. 242. 4)
— — tenuit me pestifer usus
Luctantem, me vester amor, me forma puellae
Blandior illecebris.
5) Tu, cui libertas salva est, tibi consule Daphne! Vergl. Son. 157. Una candida etc. 6) Bei Woodhouselee l. c. p. 255. 7)
Io non porria le sacre benedette
Vergini ch' ivi fur, chiuder in rima.

spiele weiblicher Keuschheit überhaupt, Penelope, Lucretia, und wunderlich genug Dido; dies sind aber auch die einzigen Frauen, die darin erwähnt werden. Hier ist also offenbar mala fides auf Seiten De Sade's. 3) Ein Hauptgewicht legt er ferner auf eine Stelle in dem Werke De contemtu mundi [8]). Hier sagt der heil. Augustin zum Petrarca, von Laura redend: Hoc agitur, ut intelligas, quod et omnis dies ad mortem propius accedit et corpus illud egregium morbis ac crebris perturbationibus exhaustum multum pristini vigoris amisit. So lesen alle Ausgaben; vorläufig schon gesagt, ein starker Beweis, daß dies in den meisten Handschriften deutlich stehen muß. De Sade dagegen behauptet, es müsse statt perturbationibus, partubus heißen, denn in zwei trefflichen pariser Manuscripten stehe ptubs, welches nur partubus heißen könne. Hier müßten nun freilich Manuscripte entscheiden, die wir leider nicht zu Rathe ziehen können: allein wenn De Sade selbst nur zwei anführt, wo das Wort so geschrieben steht, wie er es lesen will [9]), so ist damit schon hinreichend gesagt, daß es nicht in allen Manuscripten so geschrieben ist, daß sich also gewiß auch Manuscripte finden, worin es ausgeschrieben steht, und dann ohne Zweifel perturbationibus, was schon die Übereinstimmung der gedruckten Ausgaben beweist, die alle zu einer Zeit erschienen sind, wo diese Frage noch gar nicht angeregt war und wo man also auch vernünftiger Weise keine absichtliche Abweichung von den Handschriften zu argwöhnen hat. Wären jene zwei angeführten Manuscripte die ältesten von allen, so würde wenigstens ein schwacher Beweis für die Meinung des De Sade daraus entstehen; darüber aber wissen wir nichts, und wenn, wie Woodhouselee versichert, alle übrigen Manuscripte perturbationibus schreiben [10]), so ist doch wol anzunehmen, daß man im 14. und Anfange des 15. Jahrh. die gleichzeitigen Handschriften besser zu lesen verstand, als wir es jetzt vermögen. In Ermangelung der Handschriften wenden wir uns zum entscheidendsten Mittel, den Sinn einer Stelle zu erkennen, dem Zusammenhang der Rede nämlich. Auf jene Worte Augustin's antwortet Petrarca: Et ego quoque et curis gravior et aetate provectior factus sum. Wer sieht nun nicht, daß in diesen Worten, welche De Sade wohlweißlich wegläßt, curis ganz natürlich den perturbationibus entspricht, während es einen ganz albernen Gegensatz zu partubus bilden würde. Sehr schön bemerkt noch Woodhouselee [11]), daß perturbatio das Wort sei, womit Cicero beständig das Griechische πάθος ausdrücke, wie auch Seneca und die Stoiker es zu thun pflegen. Ein, wenngleich, wie wir gern zugeben, etwas schwacher Beweis für die Jungfräulichkeit Laura's, ließe sich noch aus Ecloga XI entnehmen, worin Petrarca von den Ehrenbezeigungen redend, welche er dem Leichnam der Laura bereiten wolle, sagt: Virgineos addam coetus, ritusque verendos. Schwach nennen wir selbst diesen Beweis, weil hierbei nur an Nonnen gedacht werden kann; aber eine leise Beziehung auf die Laura virgo scheint doch darin zu liegen. Noch viel schwächer als diese Hauptargumente des De Sade ist ein anderer Grund, den er anführt, und weshalb wir Laura für verheirathet halten sollen, daß sie nämlich ihr Haupt mit Blumengewinden, Perlen und Edelsteinen schmückte, welches, wie er behauptet, nur Verheiratheten zukam. Er hat aber vergessen, daß er selbst eine päpstliche Verordnung gegen den Luxus der Weiber anführt, worin nur den Frauen und Töchtern gewisser Stände solcher Luxus erlaubt sein sollte. War nun Laura, wie gar nicht zu bezweifeln, von vornehmer Geburt [12]), so ist kein Grund abzusehen, warum sie sich nicht ihrem Stande gemäß hätte kleiden sollen. Ja, was noch mehr ist, wenn nur Mädchen die Haare ungeschmückt trugen, so muß De Sade zugeben, daß Laura, wenigstens als Petrarca sie zuerst sah, noch unverheirathet war, denn mehr als einmal redet er vor den aufgelösten, geringelten Haaren, in welchen er sie oft gesehen [13]). Doch sind dies freilich nicht die einzigen Gründe, womit De Sade seine Behauptung unterstützt. Um die Identität seiner Laurette de Noves mit der Laura Petrarca's zu beweisen, beruft er sich vorzüglich noch auf zwei ihm sehr wichtig scheinende Umstände. Der eine ist die angebliche Auffindung ihres Grabes und was man darin gefunden, der andere eine gewisse Notiz von der Hand Petrarca's, welche sich in einer Handschrift Virgil's, jetzt in der Ambrosiana, befindet. Aus beiden soll, wie er behauptet, hervorgehen, daß Laura in Avignon geboren und gestorben, wie er das von seiner Laurette beweist, und daß sie, wie Petrarca selbst sage, in der Franziskanerkirche in Avignon sei begraben worden. Was nun die Grabgeschichte betrifft, so ist sie folgende. In einem Briefe an einen Gelehrten in Lyon, Maurice de Scève, erzählt der Buchhändler Jean de Tournes, in seiner Ausgabe des Canzoniere [Lyon 1550 [14])], wie er von diesem Scève die Geschichte der Auffindung des Grabes der Laura erfahren habe, die er nun, wunderlich genug, ebendiesem Scève wieder erzählt. Im J. 1533 nämlich hätten dieser Scève und ein Florentiner, Gironimo Manelli, nebst dem Vicar

8) Ed. Bas. p. 399. Der Zusammenhang ist folgender. Augustin wirft dem Dichter seine übermäßige Liebe für einen sterblichen Gegenstand vor; was würde aus dir werden, wenn sie stürbe. Das, antwortet Petrarca, wird Gott verhüten, ich bin früher ins Leben getreten und werde es früher verlassen. Wie kannst du darauf rechnen? antwortet Augustin, da deine Geliebte schon viel von ihren Kräften verloren ꝛc. 9) Das von ihm beigebrachte Certificat des damaligen Bibliothekars Capperonier, Pièces justificatives, Nr. 14, worin es heißt: in den zwei angegebenen Manuscripten on lit et on doit lire etc. ist schon darum ein schwacher Beweis, weil a) Capperonier nicht angibt, wie das Wort in den Manuscripten geschrieben steht, und b) weil nur von diesen zwei Manuscripten allein die Rede ist. 10) Zur Steuer der Wahrheit muß indessen hier bemerkt werden, daß Baldelli (p. 170) in einem Codex der Laurentiana aus dem 14. Jahrh. pêtubs will gefunden haben.

11) p. 265. 12) Son. 179. In nobil sangue vita umile e queta. Trionf. della castità, wo Laura den Tempel der patricischen Castitas betritt. Epist. L. I, 7.

Est mihi post animi mulier carissima tergum
Et virtute suis et sanguine nota vetusto.

13) Son. 69. Erano i capei d'oro all' aura sparsi. Son. 163. Canz. XIV. st. 4 und öfter. 14) Der Brief steht auch bei De Sade (Pièces justificatives, Nr. 10).

des Erzbischofs, Mr. Bontems, zuerst alle Taufregister der Umgegend von Avignon, aber vergeblich, nach Nachrichten über die Laura durchsucht; dann hätten sie alle alten Grabmäler untersucht und endlich seien sie in die Franziskanerkirche gekommen, wo sie in der ersten Kapelle zur rechten Hand, welche von der Familie De Sade gegründet worden, einen Grabstein mit verwischtem Wappen und ohne Inschrift gefunden hätten. Da nun die Mönche keine Auskunft darüber hätten geben können, so habe der Vicar den Stein aufheben lassen und man habe darunter anfänglich nichts als Erde, mit kleinen Knochen untermischt, gefunden, später aber neben einer Kinnlade ein bleiernes, mit einem Kupferdraht verschlossenes, Kästchen entdeckt, in welchem sie ein zusammengelegtes Pergament mit grünem Siegel und eine eherne Medaille gefunden, deren eine Seite leer, die andere aber eine kleine weibliche Gestalt gezeigt hätte, in der Stellung einer Frau, welche mit den Händen die Brust zu entblößen schiene, mit der Umschrift M. L. M. J. Diese Umschrift habe besagter Scève interpretirt: Madonna Laura morta jace. Dies Pergament habe ein Sonett enthalten, welches schwer zu lesen gewesen, doch habe es Scève, indem er es gegen das Licht gehalten, glücklich herausgebracht und eine Abschrift davon genommen.

Als bald darauf im September Franz I. auf der Reise nach Marseille durch Avignon gekommen und von dieser Entdeckung gehört, habe er den Stein wieder öffnen, die Büchse herausnehmen lassen und das Sonett gelesen, worauf er selbst das bekannte kleine Gedicht [15]) zu Ehren Laura's gemacht habe. Von dem im Grabe gefundenen Sonett gibt nun De Sade eine, wie er sagt, ganz genaue Abschrift, da zu seiner Zeit dies Pergament sich noch im Besitz des Abbé de Sade (er meint nämlich sich selbst) befand [16]). Es gehört wol nur wenig kritischer Sinn dazu, um hier eine Menge Schwierigkeiten und Zweifelsgründe zu entdecken, ja die ganze Geschichte für höchst apokryphisch zu halten. Zuerst muß es schon auffallen, daß keine von den namhaften Personen, welche diese ihnen so wichtige Entdeckung gemacht haben sollen, die geringste Nachricht davon ins Publicum bringt, sondern daß dies erst 17 Jahre nachher von einem Buchdrucker in Lyon geschieht. Dann muß man sich doch billig wundern, daß unterrichtete Männer erst überall sonst und nur ganz zuletzt, da ihre Nachforschungen anstellen, wo sie, wenn die Sage, daß Laura der Familie De Sade angehört habe, so allgemein war, gleich zuerst sich hätten hinwenden sollen. Sie suchen ferner in der ersten Kapelle zur rechten Hand und De Sade beweist (T. I. Note 12) daß die Kapelle der De Sade die dritte zur rechten Hand war. Die Mönche sollen keine Auskunft haben geben können über eine Grabkapelle, welche einer noch in Avignon blühenden Familie angehört. Man findet endlich die Büchse mit dem Pergament und der Medaille, und da man schon in dem Grabe der De Sade zu sein glaubt, werden die Buchstaben M. L. M. J. von Scève, Madonna Laura morta jace erklärt, ohne zu bedenken, daß doch hier ein durchaus nothwendiges Qui oder Hic fehlt. Von tausend andern möglichen Interpretationen dieser Buchstaben zu geschweigen, können diese Buchstaben vernünftiger Weise nicht diesen Sinn haben, denn die Italiener haben nie jace für giace geschrieben und das J leitet vielmehr auf jacet, also auf eine lateinische Inschrift. Nun aber setzt man wol Inschriften auf ein Grab, damit die Nachwelt den Inhalt erfahre, wer aber hat wol je eine solche Inschrift in ein Grab gelegt, wo die unendlichste Unwahrscheinlichkeit ist, daß sie je an das Tageslicht kommen werde und dabei den Stein ohne Inschrift gelassen? und welche ganz unzureichende Bezeichnung der Person geben diese Buchstaben, in einer Stadt, wo Hunderte vielleicht den Namen Laura führten? Das wollen wir gar nicht einmal erwähnen, daß es mit diesen Buchstaben und mit der ganzen Medaille wol nicht so ganz richtig sein kann, da sie, wie De Sade sagt [17]), seit 1730 sammt der Bleibüchse, die man im Kloster den Fremden sonst zeigte, verschwunden ist, und Tomassini, der zu einer Zeit schrieb, wo sie noch vorhanden war, eine ganz andere Figur und andere Buchstaben abbilden läßt. Bei ihm [18]) ist es eine bleierne nicht eherne Medaille, und die Gestalt, welche die rechte Hand auf die Brust legt, läßt mit der linken ein Band über dem Haupte flattern, worauf die Buchstaben: M. L. A. L und nicht M. J stehen, wobei in die Augen springt, wie leicht auf einer verrosteten Medaille ein A und ein M, ein L und ein I verwechselt werden konnten. Abgesehen aber von dem allen, fragen wir nur: wie soll denn diese Medaille in das Grab gekommen sein? Ist Laura, wie die Notiz im Virgil sagt, wovon nachher, an

---

15) En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce qui comprend beaucoup par renommée,
Plume, labeur, la langue et le savoir
Furent vaincus par l'aymant de l'aymée.
O gentil ame, étant tant estimée
Qui te pourra louer qu'en se taisant!
Car la parole est toujours réprimée
Quand le sujet surmonte le disant.

16) T. I. note 25.
Qui riposan quei caste e felici ossa
Di quell' alma gentile et sola in terra
Aspro 't duro sasso hor ben teco hai sotterra
El vero honor la fama e beltà. Scossa
Morte ha del verde Lauro svelta e mossa
Fresca radice e il premio di mia guerra
Di quattro lustri e più se ancor non erra
Mio pensier tristo eil chiude in poca fossa.
Felice pianta: in borgo de Avignone
Nacque e morì et qui con ella jace
La penna e'l stil, l'inchiostro e la ragione.
O delicate membra o viva face
Che ancor me cuoci e struggi, inginocchione
Ciascun prieghi il Signor te accepti in pace.

O Sexo
Morta bellezza indarno si suspira
L'alma beata in ciel vivrà in eterno
Pianga il presente e il futur secol privo
D'una tal luce: et io degli occhi e il tempo.

Jeder nur einigermaßen mit dem Italienischen vertraute Leser wird einsehen, daß diese genau nach De Sade abgeschriebenen, von groben Sprachfehlern wimmelnden, zum Theil sinnlosen Reime auch für den unwissendsten Italiener zu schlecht wären.

17) T. I. note p. 24. 18) p. 99.

dem nämlichen Tage begraben, wo sie gestorben, was bei der damals in Avignon fürchterlich wüthenden Pest wol glaublich ist, woher hätte man die Medaille genommen? und wer würde später den Muth gehabt, oder auch nur die Erlaubniß erhalten haben, das Grab einer an der Pest gestorbenen Person öffnen zu lassen, um diese Dinge hineinzulegen? Nicht besser steht es um das Sonett, als um die Medaille. Daß es nicht von Petrarca sein könne, wie manche wunderlicherweise geglaubt haben, zeigen schon die überaus elende Sprache und der jämmerliche Inhalt; ja, auch nicht einmal von einem damals lebenden Freunde kann es in der Eil geschrieben worden sein; denn welcher Italiener würde wol mit grobem Solöcismus quei caste ossa gesagt haben, weshalb auch dieser erste Vers in andern Abschriften vielfältig verändert worden ist [19]). Für ein Machwerk des Herrn de Scève aber möchte man eher geneigt sein, es zu halten, da er einmal auf die Entdeckung des Grabes der Laura erpicht war, und durch die Erklärung der Medaille sich gewissermaßen verpflichtet fühlte, in dem Pergament die Bestätigung derselben zu finden. Und das konnte er um so leichter, als die Schrift, wie berichtet wird, unleserlich war, und er das Pergament also wol mit nach Hause genommen haben wird, um mit Muße darin zu finden, was er suchte. Schwer zu begreifen ist überhaupt schon, wie unter solchen Umständen, neben einem verwesenden Leichnam das Pergament sich nur soll erhalten haben. Auf jeden Fall aber ist das Pergament, welches De Sade zu besitzen versicherte, nur eine Abschrift gewesen, denn Woodhouselee, der es noch gesehen, sagt, es sei nicht sonderlich von der Zeit angegriffen und die Schrift vollkommen leserlich [20]). Auch hier wiederholt sich übrigens die schwierige Frage, wie denn das alles, wenn es sich auf die Laura Petrarca's bezog, ins Grab gekommen sein soll? Daß man aber dem Könige diese angebliche Entdeckung mitgetheilt und er darauf eingegangen, ist desto begreiflicher; nur eben nicht der Umstand, daß man nach der ersten Entdeckung diese Gegenstände wieder ins Grab gelegt haben sollte, sodaß der König es wieder öffnen lassen mußte, um das Sonett zu lesen, wie doch Tournes, auf dessen Zeugniß allein die ganze Geschichte beruht, ebenfalls erzählt. Vergessen wir nun für einen Augenblick alle diese Unwahrscheinlichkeiten und fragen uns: welche historische Umstände dies Sonett an die Hand gibt, um zu prüfen, ob sie mit den Aussagen der Werke Petrarca's stimmen oder nicht. Offenbar sind darin nur zwei Angaben enthalten; die eine, Laura sei im Borgo d'Avignone geboren, und die andere, sie sei an dem Orte gestorben, wo sie geboren. De Sade nimmt beides als ausgemachte Wahrheit an, weil es gut mit seinen Documenten über die Laurette de Noves stimmt; obwol doch auch selbst aus diesen nichts über den Geburtsort der Dame hervorgeht. Das Sonett sagt, sie sei zu Avignon geboren, und zwar in der damals einzigen Vorstadt, il borgo, genannt, und was sagt Petrarca darüber? An sehr vielen Stellen redet er allerdings von ihrem Geburtsorte, niemals aber nennt er oder bezeichnet er auch nur Avignon als einen solchen, vielmehr deuten alle Stellen auf ein Dorf oder einen Flecken in der Nähe von Avignon, unweit der Quelle der Sorgue.

Im Trionfo della morte c. II läßt er Laura selbst sagen:

> In tutte l'altre cose assai beata,
> In una sola a me stessa dispiacqui,
> Ch' in troppo umil terren mi trovai nata.

Konnte sie das von Avignon sagen, der volkreichen und glänzenden Residenz der Päpste? oder wird ein vernünftiger Mensch wol klagen, er sei an einem zu geringen Orte geboren, weil er in einer Vorstadt und nicht in der übrigens bedeutenden Stadt selbst geboren ist? Sind die in den Vorstädten Wiens oder Berlins Geborenen etwa nicht auch Wiener oder Berliner? In Son. 4 heißt es: wie Gott nicht habe in Rom, sondern in dem kleinen Judäa wollen zur Welt kommen, so di picciol borgo un sol n' ha dato, was doch ebenso wenig auf Avignon paßt. In Son. 8, wo von Vögeln die Rede ist, die er gefangen, sagt er:

> A piè de' colli ove la bella vesta
> Prese delle terrene membra pria
> La donna, che colui ch' a te n'invia
> Spesso dal sonno lagrimando desta.

was wenigstens unendlich besser auf die Umgegend eines Dorfes, als auf Avignon paßt. Son. 155 heißt es:

> L' ombra che cade da quell' umil collo
> Ove sfavilla il mio soave fuoco.
> Ove 'l gran lauro fu picciola verga.

Son. 279 sagt er bei der Rückkehr nach Vaucluse, nach Laura's Tode:

> Sento l'aura mia antica e i dolci colli
> Veggio apparir, onde 'l bel lume nacque.

Alles Bezeichnungen, welche wol auf die Umgegend von Vaucluse, aber nicht auf Avignon passen [21]). Auch in der Epistel an Jacopo Colonna [22]) schildert er, wie er in der Einsamkeit von Vaucluse Ruhe gesucht; aber auch dahin

> Insequitur tamen illa iterum et sua rura retentans
> Nunc vigilantis adest oculis, nunc etc.

sua rura können nach dem Zusammenhange nur ihre heimathlichen Felder, also in der Nähe von Vaucluse sein. Aus der zehnten Ekloge endlich, wo er sagt, er habe die arva inarata (Avignon) verlassen und vagus sylvis spatiabar apricis (Vaucluse) fügt er hinzu:

> Verum inter scopulos nodosaque robora quercus
> Creverat ad ripam fluvii pulcherrima laurus.

Huc rapior ec., was in diesem Zusammenhange deutlich den Geburtsort und gewöhnlichen Aufenthalt Laura's außerhalb Avignon setzt. Da nun selbst De Sade nur vermuthungsweise Avignon als den Geburtsort seiner Laura nennen kann, die Gedichte Petrarca's diese Vermuthung aber keineswegs bestätigen, vielmehr ihr fast gradezu widersprechen, so werden wir in diesem Punkte wol dem ohnehin so äußerst verdächtigen Sonette keinen Glauben

---

19) z. B. Qui giacion. Qui giacen quelle caste. Qui riposan le caste etc. 20) l. c. p. 208.

21) Vergl. auch Sonett 90 und 247. 22) Epist. I, 7. Quid faciam etc.

schenken können. Anders ist es mit dem Orte, wo sie gestorben. Man muß gestehen, daß die Gedichte hierüber keine, oder nur sehr unsichere Auskunft geben[23]); und wenn De Sade behauptet, sie sei in Avignon gestorben und begraben, so werden wir ihm wegen der nicht abzuleugnenden Autorität einer von Petrarca selbst geschriebenen Notiz Recht geben müssen. In der Ambrosiana nämlich befindet sich ein Codex des Virgil, mit dem Commentar des Servius, und einem schönen Miniaturgemälde, welches von Kennern für die Arbeit des Simon von Siena gehalten wird. Das Buch ist, wie Baldelli[24]) ausführlich erweist, lange Zeit im Besitze Petrarca's gewesen, und nachdem es später seine Besitzer oft gewechselt, endlich in die Ambrosiana gekommen. Es enthält viele Randbemerkungen, worin man die Hand Petrarca's zu erkennen glaubt: von der nämlichen Hand findet sich nun auf dem ersten, an den Deckel angeklebten, Blatte die folgende Notiz: **Laura propriis virtutibus illustris et meis longum celebrata carminibus, primum oculis meis apparuit, sub primum adolescentiae meae tempus, anno Domini 1327, die 6. mensis Aprilis, in Ecclesia Stae Clarae Avenione, hora matutina; et in eadem civitate, eodem mense Aprilis, eodem die sexto, eadem hora prima, anno autem 1348, ab hac luce lux illa subtracta est, quum ego forte tunc Veronae essem, heu fati mei nescius! rumor autem infelix per litteras Ludovici mei me Parmae repperit, anno eodem mense Majo, die 19 mane. Corpus illud castissimum atque pulcherrimum in loco fratrum minorum repositum est, ipso die mortis ad vesperam. Animam quidem ejus, ut de Africano ait Seneca, in coelum unde erat, rediisse mihi persuadeo. Hoc autem ad acerbam rei memoriam amara quadam dulcedine scribere visum est, hoc potissimum loco, qui saepe sub oculis meis redit, ut cogitem nihil esse debere quod amplius mihi placeat in hac vita, et effracto majori laqueo tempus esse de Babylone fugiendi, crebra horum inspectione ac fugacissimae aetatis aestimatione commoneat. Quod praevia Dei gratia facile erit, praeteriti temporis curas supervacuas, spes inanes, et inexpectatos editus acriter et viriliter cogitanti.** Was auch manche Neuere*), namentlich Vellutello, nebst denen, welche seiner Hypothese folgen, und selbst De la Bastie, gegen die Echtheit dieser Notiz einzuwenden bemüht gewesen sind, soviel muß jedem Kenner der Werke Petrarca's einleuchten, daß uns hier seine ganze Sinnesart, sein Styl, seine Ausdrücke und Lieblingsbilder unwidersprechlich entgegentreten. Zum Überfluß aber hat Baldelli nun noch bewiesen, daß diese Notiz schon in Abschriften des 14. und 15. Jahrh. vorhanden ist, und bei einer an dem Buche 1795 vorgenommenen Reparatur sind auf der andern Seite des nämlichen Blattes noch mehre ähnliche Notizen, von der nämlichen Hand, über ähnliche Begebenheiten aus dem Leben Petrarca's zum Vorschein gekommen, welche jeden, auch den leisesten Zweifel gegen die Authenticität dieser Notiz aufheben müssen. Was wir nun hieraus mit vollkommener Sicherheit entnehmen können, ist erstlich: daß Petrarca die Geliebte wirklich zuerst in der Clarenkirche in Avignon gesehen, während, zum Beweise, wie leicht man durch poetische Zeugnisse irre geführt werden kann, die Gedichte vielmehr auf ein erstes Zusammentreffen im Freien hätten schließen lassen[25]); und zweitens, daß sie in Avignon gestorben und in der dortigen Franziskanerkirche begraben liege, wie dies aber freilich nur sehr dunkel, und so daß man ohne diese Notiz und ohne die ausdrückliche Erklärung des Benvenuto von Imola viel eher ihr Grabmal auf dem Lande hätte suchen mögen, in der eilften Ekloge angedeutet ist[26]). Für De Sade's Meinung aber, daß Laura in Avignon geboren, dort als verheirathete Frau und Mutter von eilf Kindern gestorben sei, findet sich, wie man sieht, auch nicht die leiseste Bestätigung in dieser Notiz. Was endlich, wenn auch nur als negativer Beweis, die Richtigkeit der alten Sage von Laura's jungfräulichem Stande fast über alle Zweifel erhebt, ist Folgendes: In allen Schriften Petrarca's, in den vielen Hunderten von Gedichten, ist auch nicht eine einzige Stelle, worin er ihr eheliches Verhältniß erwähnte. Und wie wäre es doch zu begreifen, daß ein Dichter, welcher die unbedeutendsten Begebenheiten, Bewegungen und Zustände, ja Kleidung und Putz, ein unbedeutendes Augenübel seiner Geliebten als Stoff von Gedichten benutzt hat, auch nicht ein einziges Mal von ihrem Manne und ihren Kindern reden sollte; keinen Neid und keine Eifersucht in Beziehung auf den Mann, keine Furcht vor Gefahr, die ihm oder ihr von dieser Seite doch hätte drohen müssen, keine Sylbe von eilf Wochenbetten seiner Geliebten erwähnen sollte? Wie wäre es zu begreifen, daß ein Ehemann der damaligen Zeit ein solches Verhältniß, besonders wie es in der ersten Zeit der glühenden Leidenschaft Petrarca's gewesen sein muß, sollte geduldet haben, ohne daß man etwas von seinem Zorne und seiner Eifersucht erführe: denn daß doch die Liebe Petrarca's, wenigstens im Anfange seiner Leidenschaft, nach keinem andern als dem gewöhnlichen Ziel sinnlicher Liebe strebte, dafür sprechen mehr als eine Stelle in seinen Gedichten[27]). Wie sollte man es begreifen, daß auch in den nach ihrem Tode geschriebenen Gedichten, wo er sie oft redend einführt, sie mit keiner Sylbe ihrer Kinder, sondern nur des Geliebten und der auf Erden zurückgelassenen irdischen Hülle gedenkt[28])? Wie endlich es begreifen, daß in dem ernsten und höchst aufrichtigen Werke De contemptu mundi er sich vom heil. Augustin nur über die Heftigkeit seiner Lei-

23) Son. 260. 280 und die, wie wir sehen werden, zweifelhafte Stelle Eclog. XI. 24) Del Petrarca p. 177 sq. *) Bruce Whyte und D'Olivier Vitatis.

25) Vergl. Ballata 8. Nuova angeletta. Canzone XV. Str. 6. Son. 157. Una candida. Ecloga III. Daphne ego te solam deserto in littore primum Adspexi — 26) Diese Stelle beweist beiläufig, welche Neigung selbst wahre Dichter in jener Zeit empfanden, das Einfachste durch bizarre allegorische Einkleidung zu verhüllen. 27) Sest. I et VII. Son. 58. 64. 135. Canz. IX. Str. 5. Noch viel deutlicher beschuldigt er sich selbst unreiner Absichten und der Anwendung aller Mittel, sie zu erreichen, in De contemptu mundi. Ed. Bas. p. 402. 28) Son. 261. Levommi. Trionf. della morte. c. II.

denschaft, keineswegs aber darüber tadeln läßt, daß seine Liebe einer Verheiratheten gelte und also nur Ehebruch zum Ziele haben könne? oder sollte in Petrarca's Augen dieser letzte Umstand wirklich als etwas ganz Unbedeutendes gegolten haben? Die einzige, aber freilich auch nicht zu lösende, Schwierigkeit, welche bei unserer Behauptung des unverheiratheten Standes Laura's zurückbleibt, ist die Frage: warum denn Petrarca sie nicht geheirathet hat? da doch die Gedichte Zeugniß genug geben, daß sie ihm nicht abgeneigt war, und die alte Sage, der Papst habe ihm die Erlaubniß angeboten zu heirathen und doch seine Pfründen zu behalten, wenigstens soviel beweist, daß dergleichen damals nichts Ungewöhnliches sein konnte. Das Einzige, was sich darauf antworten ließe; der Dichter habe nie ernstlich an eine Verbindung mit der Geliebten gedacht und habe, wie schon einige ältere Biographen sagen [29]), sein Phantasieleben nicht durch eine triviale Ehe zerstören wollen, würde wenigstens einen nicht unbedeutenden Schatten auf seinen Charakter werfen. Von den neueren Untersuchungen dieses Gegenstandes schließen sich die von Thomas Campbell (Life of Petrarca [London 1841.]) an De Sade an; die von Bruce Whyte (Histoire des langues romanes [Paris 1841.] T. III, chapitre 38) kommen zwar mit unserer Behauptung des jungfräulichen Standes der Laura überein, aber auf eine Weise, die wir unter keinen Umständen billigen können. Am wenigsten können wir mit dem Verfasser ein großes Gewicht auf ein von ihm entdecktes Leben Petrarca's legen, welches dem Luigi, einem Bruder des Simone Peruzzi, der ein Freund Petrarca's gewesen sein soll, beigelegt wird. Dies Leben, angeblich von einem Zeitgenossen, wimmelt von Anachronismus und den entschiedensten Unrichtigkeiten, die für einen Zeitgenossen ganz unbegreiflich wären [30]). Obwol Petrarca nach dem Tode der Laura sie wenigstens noch zehn Jahre lang [31]) besungen, so scheint doch kurze Zeit nach dem Verluste der ersten Geliebten ein anderes Weib einen, wenn auch nur flüchtigen, Eindruck auf ihn gemacht zu haben [32]), wovon ihn indessen der Tod auch dieser Zweiten bald wieder befreite [33]).

Nach dieser etwas langen, aber unvermeidlichen Abschweifung kehren wir zum Petrarca zurück, um seine späteren Lebensschicksale so kurz als möglich darzustellen. Das verhängnißvolle Jahr 1348 und die nächstfolgenden raubten ihm noch manchen seiner alten Freunde. Zuerst seinen großen Gönner, den Cardinal Giovanni Colonna, welcher 1348 zu Avignon starb [34]). Es blieb nun der fast hundertjährige Stefano Colonna noch allein zurück. In dem überaus langen, von römischen Beispielen strotzenden Trostbrief, welchen Petrarca dem Greise von Parma aus schrieb [35]), erzählt er, dieser habe ihm in Rom vor zehn Jahren vorausgesagt, er werde alle seine Kinder überleben, was nun auch eingetroffen. Im folgenden Jahre starben zwei seiner ältesten Freunde, der Kanzler der Universität Paris, Roberto de' Bardi, und vermuthlich auch in diesem Jahre Sennuccio del Bene, welcher lange der Vertraute seiner Liebe gewesen [36]). Zwei andere Freunde, Luca Christiano und Mainardo Accorso, welche gekommen waren, ihn zu besuchen, und die ihn nicht in Parma fanden, wurden auf der Reise nach Florenz im Apennin von Räubern ermordet [37]). Das Jahr 1350, in welchem, nach der Bewilligung Clemens' VI., das Jubiläum gefeiert werden sollte, rief Petrarca nach Rom. Er begab sich im Herbste dahin, nachdem er, aber vergeblich [38]), seinen Freund, Wilhelm von Pastrengo, aufgefodert, ihn zu begleiten. Auf dem Wege dahin betrat er zum ersten Mal seine Vaterstadt Florenz, in welcher er einige gelehrte Freunde erwarb. Hier war es auch, wo er Boccaccio zum ersten Male sah. Dieser, der ihn schon lange bewundert hatte, sandte ihm ein lateinisches Gedicht, ging ihm selbst entgegen, nahm ihn in sein Haus auf [39]) und schloß mit ihm eine Freundschaft, welche sich bis zum Tode Petrarca's erhielt, und wovon viele Briefe Zeugniß geben. Die andern Freunde, welche sich ihm in Florenz anschlossen, waren: der Grammatiker Zanobi da Strada und Francesco Bruni, beide später apostolische Secretarien, und Francesco di Nello, Prior der Kirche de' S. Apostoli, welchen Petrarca mit dem Namen Simonides zu bezeichnen pflegte. Auf dem Wege nach Rom hatte er das Unglück, von einem Pferde am Beine beschädigt zu werden, weshalb er lange das Bett hüten mußte und erst spät die üblichen Besuche in den Kirchen Roms leisten konnte [40]). Über den Aufenthalt in Rom selbst fehlen alle Nachrichten, nur weiß man, daß er, vermuthlich um die Langeweile seines Krankenlagers zu kürzen, einen Brief an Varro schrieb [41]), worin er versichert, daß er in seiner Jugend einiges von dessen Schriften gesehen, was seitdem vermuthlich verloren gegangen ist. Vielleicht sind auch die an Horaz gerichteten Hendekasyllaben [42]) aus dieser Zeit. Diesem Aufenthalte in Rom schreibt Petrarca es zu, daß er, obwol noch vollkommen rüstig, seitdem den Versuchungen der Sinnlichkeit nicht weiter ausgesetzt gewesen sei, ja, sie mit Abscheu betrachte [43]); womit manche spätere Äußerungen [44]) indessen im Widerspruche stehen. In Arezzo, welches er auf der Rückreise berührte, ward er von den Bürgern wie ein König empfangen [45]); man zeigte ihm das Haus, worin er geboren und welches der Besitzer nicht hatte vergrößern dürfen, und gab ihm feierlich das Geleit, als er den Ort wieder verließ [46]). Von Arezzo aus schrieb er auch einen Brief an Quintilian [47]), dessen

29) Der Anonymus in *Marsand*, Bibl. Petrarchesca. p. XXVI. und Squarciafico. 30) Das wahre oder falsche Grabmal Laura's ist, wie alle übrige Denkmäler der Franziskanerkirche, während der Revolution zerstört worden, und Avignon besitzt jetzt auch nicht eine Reliquie mehr von ihr (Revue de Paris. [Bruxelles 1834.] T. VI. p. 133). Nach dem Convers.-Lex. s. v. Laura soll ihr Grabstein 1804 in die Hauptkirche von Avignon gebracht worden sein. 31) Son. 312. Tennemi Amor etc. 32) Canz. 23. Amor se vuoi etc. 33) Son. 230. L'ardente nodo etc. 34) Son. 229.

35) Famil. VIII, 1. 36) Son. 246. 37) Var. Ed. Gen. 38) Ep. III, 34. Tu quid agis etc. 39) Fam. XII, 12. 40) De Sade, aus einem ungedruckten Briefe an Boccaccio. T. III. p. 73. 41) Ad vir. ill. ep. V. 42) Am Schluß der Ed. Gen. der Briefe und in *Rossetti* op. min. T. III. Anhang p. 34. 43) Senil. VIII, 1. 44) Fam. X, 12. Ad Guidonem Septimum. 45) Lion. Aretino. 46) Sen. XIII, 3. 47) Ad vir. ill. Ep. VI.

Schriften er hier, aber in einer unvollständigen und zerrissenen Handschrift erhielt. Von hier ging er über Florenz[48]) nach Padua, wo er aber seinen Freund und Gönner, Jacopo da Carrara, nicht mehr fand; er war im December 1350 von einem seiner Verwandten ermordet worden. Petrarca berichtet die Umstände[49]) dieses Todes und setzte dem Ermordeten eine Grabschrift[50]). Auch mit dem Sohne Francesco blieb Petrarca bis an seinen Tod innig verbunden. Petrarca blieb bis zur Mitte des Jahres 1351 in Padua, mit Ausnahme einer kleinen Reise nach Venedig, wo er die Freundschaft des Dogen, Andrea Dandolo, gewonnen. In Padua scheint es auch gewesen zu sein, wo er den Winter benutzte, um seine Papiere zu ordnen. Mehr als tausend Gedichte und Briefe opferte er den Flammen; den Rest ordnete er einigermaßen und sendete die Sammlung der Briefe an seinen Freund Sokrates nach Avignon, die Gedichte aber an Barbato von Sulmona. Dieser Operation verdanken wir ohne Zweifel die Sammlung seiner Epistolae ad Familiares in 14 Büchern, sowie die der Variarum, derer Sine titulo und derer ad veteres illustres viros[51]), sowie andererseits die drei Bücher Carminum oder poetischer Briefe[52]). Hier in Padua war es auch, wo ihm durch Boccaccio ein feierliches Schreiben[53]) der Republik Florenz überreicht wurde, worin ihm die Zurückgabe seiner väterlichen Güter, welche die Republik an sich gekauft hatte, angekündigt und er eingeladen wurde nach Florenz zu kommen, um durch seine literärische Thätigkeit die am Ende des Jahres 1348 neu gestiftete Universität zu beleben. Seine Antwort[54]) zeigt zwar, wie sehr er sich dadurch geschmeichelt fühlte, doch muß er den Antrag später abgelehnt haben, da er nie wieder nach Florenz gekommen ist, und die Florentiner, darüber erbittert, nahmen die Schenkung wieder zurück[55]). Vermuthlich kurze Zeit vor dem Empfange dieser Einladung hatte er sich noch sehr bitter über die Ungerechtigkeit der Florentiner beschwert[56]). Von seiner gewöhnlichen Unruhe, deren er sich selbst oft beschuldigt, getrieben, vielleicht auch von dem Wunsche in vollkommener Ruhe und Abgeschiedenheit einige größere Arbeiten zu beendigen, eilte er noch im Sommer 1351 wieder nach Vaucluse, wo er etwa Ende Juni ankam. Er fand den Papst zwar älter, aber nicht weiser geworden und den Hof durch die Ernennung vieler und zum Theil 18jähriger Cardinäle, glänzender und üppiger als jemals[57]). Dennoch erwies man ihm soviel Vertrauen, daß vier Cardinäle, welchen der Papst aufgetragen hatte, über die neuen Unruhen in Rom zu berathschlagen, ihn auffoderten, sein Gutachten darüber abzugeben. Er that es in einem langen ungedruckten Briefe[58]), worin sich zwar sein gerechter Unwille gegen die Tyrannei des Adels, aber auch seine gänzliche Unfähigkeit, Zustände seiner Zeit zu erkennen und zu beurtheilen, offenbart. Er spricht als ob vom alten, noch unvermischten römischen Volke, von den Beherrschern der Welt die Rede wäre, wobei sich die Beziehungen auf die Päpste fast komisch ausnehmen. Dasselbe ungefähr wiederholte er in einem zweiten Briefe vom 25. December. Natürlich wurde von diesem Schreiben weiter kein Gebrauch gemacht. Ebenso wenig politischen Takt zeigte er aufs Neue in der Angelegenheit Rienzi's, welcher von Karl IV. als Ketzer an Clemens VI. 1351 ausgeliefert, jetzt im Gefängniß schmachtete. Er nahm sich auch jetzt seiner eifrig an und schrieb einen, freilich ganz erfolglosen, Brief[59]) an das römische Volk, worin er es ermahnt, sich seines Tribuns anzunehmen, seine Auslieferung zu verlangen, oder wenigstens ihm einen Vertheidiger zu senden. Die zunehmende Kränklichkeit des Papstes veranlaßte diesen, eine große Zahl Ärzte zu Rathe zu ziehen. Petrarca, welcher überhaupt eine geringe Meinung von den Ärzten seiner Zeit hatte, schrieb ihm und ermahnte ihn, sich nur an Einen zu halten. Dies Schreiben ward bekannt und zog ihm eine bittere Antwort von einem alten Arzte zu, worauf er durch eine verloren gegangene Schrift Insano et procaci medico antwortete[60]). Da der Streit nur heftiger wurde und seine Feinde Verleumdungen aller Art gegen ihn ausstreuten, rächte sich Petrarca durch das Buch Contra medicum quendam, Invectivarum L. IV[61]), welches, in einer höchst gereizten, leidenschaftlichen Stimmung geschrieben, wenig zu seinem Ruhme beiträgt.

Clemens VI. starb am 6. Dec. 1352 und an seine Stelle trat Innocenz VI., ein Mann von ernstem Sinn und strengen Sitten, aber, wie es scheint, von sehr geringer Bildung[62]), da er sich von einem Cardinale, einem Feinde Petrarca's[63]), hatte einreden lassen, dieser sei ein Zauberer, und zwar deshalb, weil er den Virgil lese[64]). Zehn Jahre später indessen muß er von dieser Meinung zurückgekommen sein, da er den Petrarca zu seinem Secretair machen wollte, was dieser indessen ausschlug und zwei seiner Freunde dazu in Vorschlag brachte. Sein dadurch gänzlich verändertes Verhältniß zum päpstlichen Hofe, der Verdruß, dort nicht mehr geehrt zu werden wie früher, scheint am meisten dazu beigetragen zu haben, ihm den Aufenthalt in Vaucluse und Avignon zu verleiden. Er verließ Frankreich, ohne den Papst auch nur gesehen zu haben[65]) und für immer, im Mai 1353 und kehrte nach Italien zurück[66]). Merkwürdig genug wurde bald nachher Vaucluse von Räubern überfallen, welche das Dorf und das Haus Petrarca's verbrannten, wovon sich nur ein festes Gewölbe erhielt[67]). De Sade behauptet, daß man 50 Jahre vor seiner Zeit noch einige Spu-

48) Var. V. 49) Var. Ed. Gen. Epist. XV. 50) Bei *Rossetti* op. min. T. III. Anhang p. 9. 51) Praef. ad Ep. Fam. 52) Vergl. Carm. L. I, I, welches indessen andere auf Übersendung seiner italienischen Gedichte deuten. 53) Bei *Mehus* p. 243. 54) Var. 4. 55) Dies bisher unbekannte Factum geht aus einem von Boccaccio an Petrarca geschriebenen Briefe hervor, welchen Baldelli in einem Manuscript von Siena aufgefunden. 56) Ad Zenobium Florentinum. Ep. III. 9. Dulce iter etc. 57) *M. Villani* II. c. 48. III. c. 43. 58) Bei *De Sade* III. p. 157.

59) Sine titulo IV. 60) Senil. XV, 3. 61) Ed. Bas. p. 1200 sq. Es kann indessen erst nach 1355 beendigt worden sein, da er in der Vorrede von einem Ereignisse dieses Jahres redet. 62) *M. Villani* III. c. 44. 63) Vermuthlich Bertrando del Poggetto, welcher etwa 1350 gestorben war. 64) Senil. I, 3. 65) Ib. 66) Bei dieser Gelegenheit schrieb er Epist. III, 24. Salve etc. 67) Senil. X, 2.

ren davon sah. Wir wissen nicht, ob er sich ein bestimmtes Ziel bei dieser Reise gesetzt hatte; seine Unentschlossenheit war groß [68]), und es scheint in der That zufällig gewesen zu sein, daß er über Mailand ging [69]). Hier herrschte seit Luchin's Tode [70]) dessen Bruder, Giovanni de' Visconti, Erzbischof von Mailand, welcher geistliche und weltliche Macht in sich vereinigte, ein Mann von Geist und Bildung [71]), welchem es leicht wurde, den an Fürstengunst bereits gewöhnten Petrarca durch Schmeicheleien und Versprechungen [72]) an sich zu fesseln. Er blieb dort mit der einzigen Bedingung, daß ihm Freiheit und Muße gelassen würden [73]), und hat fast zehn Jahre in und bei Mailand im engsten Verhältniß zu den Visconti zugebracht, welches ihm von mehren, besonders von Boccaccio, sehr verdacht wurde, welcher ihm die bittersten Vorwürfe machte, daß er, ein Florentiner, sich zum Rathgeber des schlimmsten Feindes seines Vaterlandes mache, seine Freiheit an einen Fürsten opfere, und zwar dem, welchen er selbst so oft einen grausamen Polyphem und Cyklopen [74]) genannt habe. Petrarca's vermuthliche Antwort auf dieses Schreiben seines Freundes ist schwach genug [75]). In der That waren aber wol die Vorwürfe und die Befürchtungen des Freundes übertrieben, denn schwerlich konnte und wollte der kluge Erzbischof sich des neuen Freundes zu schwierigen und gefährlichen politischen Berathungen bedienen, sondern, wie die Geschichte auch zeigt, lag ihm wol nur daran, bei feierlichen Gesandtschaften einen berühmten und beredsamen Mann brauchen zu können. So wurde er gleich im folgenden Jahre an der Spitze einer Gesandtschaft als Orator nach Venedig geschickt, um wo möglich die Streitigkeiten dieser Republik mit Genua, welches sich 1353 von Niederlagen und Hungersnoth gedrückt dem Erzbischof unterworfen hatte, beizulegen. Die Wahl schien glücklich genug. Petrarca, welcher schon früher in Venedig gewesen und der Freundschaft des Dogen Andrea Dandolo genoß, hatte schon 1351 an diesen einen langen Brief gerichtet, um ihn von dem Kampfe mit Genua, welcher seit 1350 entbrannt war, patriotisch abzumahnen [76]), obgleich, wie leicht einzusehen war, ohne Erfolg. Ebenso hatte er später nach der wüthenden Schlacht zwischen den feindlichen Republiken in der Propontis 1352 einen ähnlichen Brief und ebenso vergeblich an die Genueser gerichtet [77]). Jetzt, wo Genua sich dem mächtigen Visconti in die Arme geworfen und dieser Zuwachs an Macht ganz Italien beunruhigte, suchte der Erzbischof, welcher ohnedies die Ankunft Karl's IV. erwartete, wo möglich vorher den Frieden abzuschließen. Allein alle Beredsamkeit Petrarca's [78]) und seiner Collegen scheiterte an der Festigkeit des Dogen; sie mußten unverrichteter Sache abziehen, und ebenso vergeblich war ein neuer Brief Petrarca's an den Dogen [79]). Dandolo starb bald darauf am 8. September und erlebte nicht mehr die furchtbare Niederlage der venetianischen Flotte bei der Insel Sapienza vor Modon in Morea. Auch der mächtige Giovanni Visconti starb plötzlich im October 1354. Ihm folgten in gemeinsamer Herrschaft seine drei Neffen, Matteo, Bernabò und Galeazzo, der erste in greuliche Ausschweifungen versunken, deren Opfer er bald wurde [80]), Bernabò durch willkürliche Grausamkeiten verhaßt und Galeazzo, kaum minder grausam, doch im Ganzen vernünftig und gerecht [81]). Man würde kaum begreifen, wie Petrarca es mit solchen Leuten aushielt und sogar ihr Lobredner wurde, wenn man nicht bedächte, daß eine, in unseren Tagen freilich unerhörte, Strenge und Grausamkeit, in jenen Zeiten ewig drohender Ränke und Verrathes fast zu den unentbehrlichsten Fürsteneigenschaften gehörten und überdies durch Gewohnheit den Zeitgenossen weniger auffallen mußten. Wie ehrenvoll übrigens die Stellung Petrarca's an diesem Hofe war, ersieht man daraus, daß, als dem Bernabò 1354 ein Sohn geboren, Petrarca Pathenstelle bei ihm vertrat und bei dieser Gelegenheit dem Kinde einen goldenen Becher schenkte, und ein Gedicht auf ihn schrieb [82]), worin er freilich kaum etwas anderes thut, als alle diejenigen aus der römischen Geschichte aufzuzählen, welche wie dieses Kind den Namen Marcus geführt. Die Ankunft des Kaisers Karl IV., welcher seinen Römerzug hielt, erwarb dem Petrarca manche schmeichelhafte Auszeichnung. Kaum war der Kaiser nämlich im November in Mantua angelangt, als er auch schon einen eignen Boten sandte [83]), um den Dichter zu sich zu berufen, der ihm schon längst, wenn auch nicht von Person, bekannt war.

Gequält von den ewigen blutigen Unruhen Italiens und ganz erfüllt von den Ideen der alten römischen Kaiser, mit gewohnter Unkenntniß der Personen und der wahren Verhältnisse hatte Petrarca schon vor Jahren [84]) sich in einem langen Schreiben an den Kaiser gewandt und ihn aufgefodert, nach Italien zu kommen, um durch seine Gegenwart allen Fehden ein Ende zu machen [85]). Die Antwort des Kaisers erfolgte erst drei Jahre später und er setzt darin sehr gut den großen Unterschied aus einander jener alten Zeiten und der damaligen [86]). In der Zwischenzeit hatte Petrarca 1352 von Vaucluse aus einen zweiten kürzeren Brief ähnlichen Inhalts an den Kaiser geschrieben [87]), worauf, soviel wir wissen, keine

68) De Sade (III, 288) aus ungedruckten Briefen. 69) Var. 25. Ed. Bas. 70) 1349. 71) Leo, Geschichte von Italien. III. S. 300. 72) Maximus iste Italus injecit manum suam tam suaviter, tanto cum honore quantum nec merui nec speravi. Bei *De Sade* III, 305, aus einem Manuscript. 73) Bei *De Sade* ib. 74) *Baldelli*, Vita del Boccaccio. p. 115, aus einer sieneser Handschrift der Briefe Boccaccio's. 75) Senil. VI, 2, andere Briefe der Art aus Handschriften bei *De Sade* III, 311. 76) Var. I. Die Antwort des Dogen Var. II. 77) Bei De Sade (III, 257) aus einer Handschrift. 78) Seine Rede befindet sich als Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek in Wien, nach *Baldelli* p. 107 not.

79) Var. 3. Ed. Bas. Es fehlt in der Ed. Gen. 80) 1355. 81) Vergl. Leo, Geschichte Ital. III. S. 311. Not. 82) Epist. III, 29. Magne puer etc. 83) Fam. X, 3. 84) 1350. 85) Ed. Bas. p. 590. De pacificanda Italia exhortatio, worin wieder Rom unter dem Bilde eines verlassenen Weibes alle Herrlichkeiten der alten Zeit aufzählt und den Kaiser sich ihrer zu erbarmen beschwört. 86) Bei *Mehus*, Vita Ambr. p. 191, wo sie fälschlich für eine Antwort des Kaisers an Zanobi da Strada gehalten wird. 87) Bei *De Sade* III. p. 204.

Antwort erfolgte. Als er nun endlich erfuhr, daß der Kaiser sich nach Italien auf den Weg gemacht, schrieb er ihm noch in Eil einen ermunternden Brief[89]), worauf denn die Einladung erfolgte, nach Mantua zu kommen. Es war am 11. December, als er hinreiste, und die Kälte von ganz ungewöhnlicher Strenge, wodurch er sich jedoch nicht abhalten ließ; er kam den 14. December in Mantua an. Der Kaiser empfing ihn überaus freundlich, behielt ihn acht Tage bei sich, unterhielt sich Tage lang mit ihm, ließ sich seinen ganzen Lebenslauf erzählen, wünschte, daß er ihm sein großes Werk de viris illustribus dediciren möchte, stritt mit ihm über die Vorzüge eines thätigen oder einsamen Lebens, wollte ihn mit nach Rom nehmen und begleitete ihn endlich bei seiner Abreise bis über Piacenza hinaus. Dies alles und die kühnen Antworten, die er dem Kaiser gegeben, hat er ausführlich in einem Briefe[89]) erzählt, wobei er nicht vergißt, an den Empfang, welchen Plato beim Dionysius gefunden, umständlich zu erinnern. Wie wenig Karl IV. den Erwartungen Petrarca's entsprach, ist bekannt genug, und darüber erbittert schrieb er ihm einen Brief von großer Kühnheit[90]), welcher indessen das gute Vernehmen zwischen ihnen nicht gestört zu haben scheint: Gerüchte, welche sich im folgenden Jahre 1355 verbreiteten, daß der Kaiser, verletzt durch das Betragen der Visconti gegen ihn, an einen neuen Zug nach Italien denke, veranlaßten eine Sendung Petrarca's an den Kaiser[91]). Er erwartete ihn erst im Sommer einen Monat lang in Basel[92]) und mußte dann, um ihn zu sprechen, nach Prag reisen, wo er sich leicht überzeugte, daß der Kaiser mit ganz andern Dingen als mit einem Kriegszuge nach Italien beschäftigt wäre. Ein unbedeutender Briefwechsel entspann sich daraus zwischen Petrarca und den Bischöfen von Prag und Olmütz, welche er am Hofe des Kaisers kennen gelernt hatte[93]), und der Kaiser schickte ihm das Diplom eines Comes Palatinus mit einer schönen goldenen Kapsel, welche letztere er indessen zurücksandte[94]). Es muß billig auffallen, daß wir weder von dieser Reise in Länder, die den Italienern so gänzlich unbekannt waren, wie auch von andern Reisen Petrarca's nach merkwürdigen Örtern so gar keine Beschreibung in seinen Werken finden. Der ungewohnte Anblick der Länder, die abweichenden Sitten der Völker, die Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Natur müssen gar keinen Eindruck auf seine Seele gemacht haben[95]). Im September, in welchem Monat er seit einiger Zeit gewöhnlich am Fieber litt, war er in Mailand zurück. Hier bewohnte er ein kleines Haus in einer abgelegenen Gegend, unweit der Kirche des heil. Ambrosius, am westlichen Ende der Stadt, und außerdem hielt er sich oft eine italienische Meile von der Stadt, in der Nähe einer Karthause[96]), auf, bei einem lieblichen Orte, Garignano genannt, welchen er sein Linternum, zuweilen auch wol scherzweise Infernum nennt. Seine Lebensweise war höchst einfach, und über die Maßen fleißig opferte er dem Schlafe nur wenige Stunden[97]); oft fand ihn die Morgenröthe noch bei der Arbeit. Eine Hauptfrucht seines Fleißes war eins seiner weitläufigsten, wenn auch nicht wichtigsten Werke, die zwei Bücher De remediis utriusque fortunae[98]), welche er für seinen alten Freund Azzo da Coreggio verfaßte. Dieser einst mächtige Herrscher von Parma war jetzt genöthigt, als Flüchtling in Mantua bei den Gonzagas zu leben, wurde, und nicht mit Unrecht, von denen Della Scala zu Verona als Verräther gehaßt, war selbst mit den Viscontis gespannt und überdies von Gichtschmerzen gefoltert. Um ihn aufzurichten, schrieb Petrarca dies Werk, welches er etwa 1358 angefangen, aber wol erst 1360 beendigt hat[99]). Als ein seltenes Beispiel von Treue in der Freundschaft macht es seinem Verfasser alle Ehre, aber die Form ist nichts weniger als glücklich zu nennen. In der Vorrede wird von den wechselnden Schicksalen der Menschen gesprochen und Azzo als ein merkwürdiges Beispiel des Glücks und des Unglücks aufgestellt; beides sei schwer zu ertragen, am schwersten aber das Glück; beides müsse der Mensch durch Vernunft beherrschen. Daher nun die Form des Werkes, daß im ersten Theile Freude und Hoffnung die Güter, im zweiten Schmerz und Furcht die Leiden des menschlichen Lebens aufzählen und beide von der Vernunft widerlegt werden. Jeder Gegenstand, der als ein Gut oder als ein Leiden aufgeführt wird, gibt den Stoff zu einem Dialoge, deren der erste Theil 122, der zweite gar 132 enthält. So ermüdend und trivial das Werk uns erscheint, so machte es doch zu seiner Zeit großes Aufsehen und wurde in mehre Sprachen übersetzt[1]). In diesem Jahre 1358 machte er im October noch eine wunderliche kleine Reise nach Bergamo. Ein dortiger Goldschmied, Enrico Capra, ein wohlhabender, geschickter und verständiger Mann, hatte eine solche Liebe für Petrarca gefaßt, daß er sich alle seine

88) Famil. X, 1. 89) Ib. 3. 90) Ib. 18. 91) Er reiste im Mai ab. Fam. X, 12. Ed. Gen. 92) Kaum hatte er die Stadt verlassen, als sie von einem furchtbaren Erdbeben fast ganz zerstört wurde. Ed. Bas. p. 210. Sen. X, 2. 93) Bei *Mehus* p. 221 sq. 94) Fam. XII, 2. Ed. Gen. 95) Kommt er wohin, hat Goethe einmal von jemand gesagt, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thiere und Pflanzenreich völlig unbekümmert: überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder.

96) Sie eristirt nicht mehr. 97) Fam. X, 12. 13. Epist. III, 18. Rus mihi etc. 98) Dies Werk füllt die ersten 254 Folioseiten der baseler Ausgabe. Einzeln gedruckt s. a. et l. (Argent. *Eggesteyn*, um 1474. Fol.) Cremonae 1492 Fol. Ven. 1515. 1536. Paris 1546. 1557. Lugduni 1577. 1584. 1585. Ven. 1595. Bernae 1600. 99) *Baldelli* p. 316, nach einer Handschrift. Er schenkte es 1360 oder Anfangs 1361 bei seiner Gesandtschaft in Paris dem Dauphin, später Karl V.

1) Karl V. ließ es von Nicolas Oresmes ins Französische übersetzen und so ist es gedruckt Paris 1523 und 1534 in Fol. Eine andere Übersetzung von Grenaille Paris 1644. 4. u. öfter. Von Hülf und Rath in allem Anliegen. Frankf. 1551. Fol. Zwei Trostbücher von Arznei und Rath, beide im guten und widerwärtigen Glück. Frankf. 1559. Fol. Trostspiegel im Glück und Unglück. Frankf. 1584. 1596. 1620. Fol. Nürnberg 1652. 4. Englisch von Twine, London 1579. 4. Böhmisch von Gelenius. 1501. Spanisch von Ant. Obregon. Bei Ebert wird eine andere Übersetzung von Franc. de Madrid (Sevilla 1534. Fol.) angeführt. Schon im Anfange des 15. Jahrh. übersetzte es der Camaldulensermönch Giov. di S. Miniato ins Italienische; diese Übersetzung ist ungedruckt geblieben; später der Florentiner Remigio (Venedig 1549. 8.) und öfter.

Werke anschaffte, sein Handwerk aufgab und in seinen alten Tagen sich noch ganz den Studien ergab. Als das höchste Glück seines Lebens aber betrachtete er es, den Petrarca einmal bewirthen zu dürfen. Petrarca gewährte ihm endlich diesen Wunsch und reiste in seiner Gesellschaft nach Bergamo, wo er von den Vornehmsten der Provinz und vielen Einwohnern feierlich empfangen, auch zu ihnen eingeladen wurde, aber seinem Worte treu das Haus seines Goldschmieds vorzog, welches er übrigens fürstlich eingerichtet fand und wo ihm ein köstliches Mahl und Bett bereitet waren. Der Mann war darüber so erfreut, daß seine Freunde für seinen Verstand und für sein Leben fürchteten. Am folgenden Tage kehrte Petrarca, feierlich von Vielen geleitet, nach seinem Linternum zurück [2]). Hier erhielt er im März 1359 einen Besuch von seinem Freunde Boccaccio, welcher einige Zeit bei ihm verweilte. Petrarca theilte ihm mehres von seinen Arbeiten, namentlich seine Eklogen, mit, und Boccaccio sandte ihm dagegen von Florenz aus einen Dante mit einem lateinischen Gedichte [3]) zum Ruhme desselben. Zugleich, oder kurz nachher, schrieb er ihm aber, um sich zu entschuldigen, daß er den Dante so sehr gerühmt habe. Schon dies zeigt, daß man allgemein der Meinung war, Petrarca sei, wo nicht neidisch, doch leicht empfindlich über ein Lob, welches einem neuern Dichter gespendet worden, und der lange Brief an Boccaccio [4]), worin er sich gegen den Vorwurf, den Dante zu verachten oder zu beneiden, vertheidigt, zeigt eben unwidersprechlich, daß er für die Größe jenes Dichters wenig Sinn hatte, und daß er sich selbst, weil er allen Ruhm nur von lateinischen Werken ableitete, weit über jenen erhaben wähnte [5]).

Es geht ferner auch daraus hervor, daß er den Dante schon in seiner Jugend gelesen, aber absichtlich bei Seite gelegt hatte, um, wie er sagt, nicht auch selbst unwillkürlich zum Nachahmer zu werden. Daß er ihn aber wenigstens in seinen spätern Jahren nicht unaufmerksam gelesen, davon geben tausend Spuren in den Trionfi Zeugniß genug. Gegen Ende dieses Jahres verließ er seine Wohnung im westlichen Ende der Stadt und zog in das Kloster S. Simpliciano, welches nordwestlich außerhalb der Thore lag. Er war nämlich bedeutend bestohlen worden und sein Verdacht mußte auf seinen Sohn Johannes fallen, welchen er seit kurzem bei sich hatte und der ein lüderliches Leben führte [6]). Im folgenden Jahre ward ihm eine feierliche Gesandtschaft an den König Johann von Frankreich übertragen, welcher aus der Gefangenschaft in England zurückgekehrt war, und um sein Lösegeld aufzubringen, unter andern auch seine eilfjährige Tochter gegen eine bedeutende Summe dem achtjährigen Sohn Galeazzo Visconti's zur Ehe gab. Nach den Vermählungsfeierlichkeiten reiste Petrarca, Ende 1360, nach Paris [7]). Er fand das ganze Land von Pest und Krieg verödet und namentlich Paris und die dortige Universität im tiefsten Verfall [8]). Unter solchen Umständen konnte er wol nicht daran denken, den Bitten des Königs und noch mehr des Dauphins (später Karl V.) nachzugeben, welche ihn gern in Paris behalten hätten. Ebenso wenig folgte er den dringenden Einladungen des Kaisers, welcher ihm noch in diesem Jahre, als ihm ein Erbe (Wenzel) geboren, einen schönen goldenen Becher sandte [9]). Ein Jahr früher hatte ihm auch die Kaiserin Anna ihre Entbindung von einer Tochter freundlich angezeigt [10]). Noch in der Mitte d. J. 1361 verließ er Mailand, um nach Padua zu gehen, wo die nächsten Jahre sein gewöhnlicher Aufenthalt war. Die Pest, welche mit erneuerter Wuth Italien und namentlich Mailand, welches 1348 verschont geblieben war, heimsuchte [11]), und dies Mal durch die nach dem Frieden zwischen England und Frankreich unbeschäftigten Banden zügelloser Krieger, meist Engländer und Franzosen, nach Italien war gebracht worden, scheint ihn nach dem noch nicht ergriffenen Padua geführt zu haben, wo er ohnehin ein Kanonikat besaß, und an dem Beherrscher, Francesco da Carrara, einen alten Freund fand. Hier erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn Johann, noch nicht 24 Jahre alt [12]), eben in der Zeit, wo er anfing dem Vater bessere Hoffnungen zu geben, zu Mailand am 10. Juli an der Pest gestorben sei [13]). Bald nachher verheirathete er seine Tochter Francesca an einen mailänder Edelmann, Francesco da Brossano. Von ihren frühern Schicksalen, ihrer Erziehung und ihrem Aufenthalt wissen wir nichts; seit ihrer Verheirathung aber blieben sie und ihr Mann, welche eine sehr glückliche Ehe führten, stets im Hause Petrarca's. Der Tod seines Sohnes, der im Mai 1361 erfolgte aber ihm erst im August bekannt gewordene Tod seines ältesten Freundes Sokrates in Avignon [14]), die

2) Fam. XII, 11. Ed. Gen. 3) Italiae jam certus honos etc. Es findet sich in manchen Ausgaben des Canzoniere und im fünften Buche der paduaner Ausgabe des Dante. Daß Boccaccio das Exemplar des Dante, welches er dem Freunde sandte, selbst abgeschrieben habe, ist eine ganz unverbürgte Sage, und am wenigsten kann es das Exemplar sein, welches man in der Vaticana dafür ausgibt, und welches Roveta 1820—23. 3 vol. 4. abgedruckt worden ist. 4) Fam. XII, 12. Ed. Gen. In diesem Briefe wird zwar Dante nicht genannt, aber es ist so sonnenklar, daß nur von ihm die Rede sein kann, daß Tiraboschi sich wol die Mühe hätte sparen können, es zweifelhaft machen zu wollen. Zum Überfluß hat Baldelli (Vita Bocc. p. 134) aus einem Briefe des Boccaccio bewiesen, daß Petrarca ihm über den Dante geschrieben habe, und neuerdings hat man eine Stelle im noch ungedruckten Commentar des Benvenuto v. Imola über die Div. Comm. gefunden, worin er einige Worte aus diesem Briefe Petrarca's anführt, indem er ausdrücklich sagt: das habe Petrarca, loquens de Dante ad venerabilem praeceptorem meum Boccatium, geschrieben. La Div. Comm. (Udine 1827.) T. III. p. 678. 5) Davon gibt auch Zeugniß Son. 133, worin er meint, Florenz habe noch nicht seinen Dichter, als ob er vom Dante gar nichts wisse.

6) *De Sade* III, 523 sq. aus ungedruckten Briefen. 7) Die Rede, welche er am 13. Jan. 1361 bei dieser Gelegenheit gehalten, befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. 8) *De Sade* III, 540. Sen. IX, 1. X, 2. 9) *De Sade* III, 559. 10) Seine Antwort Fam. XII, 8 ist eine unendliche Aufzählung berühmter und ausgezeichneter Frauen. 11) Matteo Villani (L. X. c. 46. 64) sagt, es seien in Mailand damals täglich 800 bis 1000, zuweilen sogar 1400 Menschen gestorben. In Avignon wüthete sie ebenso und schien mehr als 1348 die Vornehmen hinwegzuraffen. Sen. III, 1. 12) Sen. I, 1, 2. Var. 32. Ed. Gen. 13) Dies ergibt sich aus einer Notiz von der Hand Petrarca's im mailänder Virgil, bei *Baldelli* p. 181. 14) Die Notiz davon im Virgil der Ambrosiana. *Baldelli* p. 181.

ewigen Unruhen und die Gefahren der Pest bewogen ihn, im Januar 1362 Padua zu verlassen, mit der Absicht, sich noch einmal nach Frankreich zu begeben. Noch ein anderer Grund bestimmte ihn dazu. Der Papst hatte ihn, wie schon erwähnt, nachdem er von seiner Meinung, daß Petrarca ein Zauberer sei, zurückgekommen, zu seinem Secretair gewünscht, und Petrarca hatte dies abgelehnt [15]) und unter andern seinen Freund Simonides zu diesem Amte vorgeschlagen. Einstweilen nun wollte er nach Avignon und die Geschäfte übernehmen, bis Simonides selbst käme; allein er konnte nur bis Mailand gelangen, der weitere Weg war durch die Fehden der Visconti mit dem Markgrafen von Monferrat versperrt. Er wartete mehre Monate vergebens auf eine Antwort und Entscheidung des Papstes und kehrte endlich Mitte Mai zu Wasser auf dem Po nach Padua zurück [16]). Von hier aus wollte er nun auf die wiederholten dringenden Einladungen des Kaisers nach Prag gehen, allein auch auf dieser Seite wüthete der Krieg und machte den Übergang über die Alpen unmöglich [17]). Um nun einen soviel als möglich ruhigen Aufenthalt zu finden und der Pest, welche auch nach Padua gedrungen, zu entgehen, begab er sich in der Mitte 1362 nach Venedig [18]). Er hatte fast alle seine Bücher mitgenommen und beschloß nun sie der Republik Venedig zu vermachen, damit sie der Grundstein einer nach und nach zu bildenden öffentlichen Bibliothek würden [19]). Der Senat nahm das Anerbieten an und miethete für ihn und seine Bücher einen Palast am Hafen, mit zwei Eckthürmen, welcher ihm für zeitlebens eingeräumt wurde. Später, als Petrarca die Bücher dem heil. Marcus verehrt hatte, sind sie unter dem Dache der Kirche, in der Nähe der ehernen Pferde [20]), aber mit so wenig Sorgfalt aufbewahrt worden, daß Tomasini 1635 nur noch wenige, sehr unbedeutende, und auch diese theils vermodert, theils, wie er sich ausdrückt, in Stein verwandelt [21]), wiederfand. Ob er bei dieser Gelegenheit der Republik alle seine Bücher übergeben, oder nur einen Theil derselben, oder ob nach seinem Tode auch die noch in seinem Besitz befindlichen ebenfalls nach Venedig gekommen, muß unausgemacht bleiben. Letzteres ist indessen wahrscheinlich, da er in dem Schreiben an den Senat dem heil. Marcus seine Bücher, die er jetzt habe und die er künftig haben werde, anbietet, und da sein Freund Boccaccio sich nach seinem Tode bei seinem Schwiegersohn erkundigt [22]), was aus seiner köstlichen Bibliothek geworden, und wir weder in seinem Testamente, noch sonst wo ihrer Erwähnung finden. Hier in Venedig sah er zum letzten Male, im Sommer 1363, seinen Freund Boccaccio, welcher von dem Großseneschal Acciajuoli nach Neapel gelockt, und dort sehr nachlässig und übermüthig von diesem behandelt, seine Zuflucht zum Petrarca nahm, und sich wol drei Monate in seinem Hause aufhielt [23]). Bei dieser Gelegenheit hatte Petrarca auch einigen Umgang mit dem Calabresen Leontius Pilatus, welcher mit Boccaccio gekommen war, nach dessen Abreise nach Griechenland ging und auf der Rückkehr nach Italien auf dem Schiffe vom Blitz getödtet wurde [24]). Kaum weniger furchtbar als das Jahr 1348 war das Jahr 1363 für Petrarca, in welchem er in kurzen Zwischenräumen den Tod mehrer seiner liebsten Freunde erfuhr; Azzo da Correggio, Lälius, Simonides und Barbato von Sulmona starben schnell hinter einander [25]). Dagegen hatte er in Venedig schon seit längerer Zeit einen gelehrten und treuen Freund an Donato degli Albanzani, oder dal Casentino, gewonnen, welchen er gewöhnlich, wegen seines Vaterlandes, Apenninigena nannte. Er war Grammatiker, d. h. er lehrte die Humaniora zu Venedig, und war arm [26]), wie aus dem Testamente Petrarca's hervorgeht, worin dieser ihm alles erläßt, was Donato ihm etwa schuldig sein möchte. Später ward er nach Ferrara, als Erzieher des Marchese Niccolò da Este, berufen, und starb in dessen Dienste, als sein Kanzler, am Ende des 14. Jahrhunderts. Er hat unter andern das Werk Petrarca's De viris illustribus ins Italienische übersetzt, und einige noch ungedruckte Anmerkungen zu dessen Eklogen geschrieben. Um diese Zeit empfing Petrarca einen glänzenden Beweis hoher Achtung von Seiten der Republik Venedig. Auf Candia waren Unruhen ausgebrochen, und eine kleine venetianische Handelsflotte hatte beim Landen bedeutenden Verlust erlitten. Um diese Schmach zu rächen, suchten die Venetianer den berühmten Lucchino del Verme aus Verona, welcher lange die Truppen des Galeazzo Visconti geführt hatte, für ihre Dienste zu gewinnen, und bewogen auch Petrarca, der in freundschaftlichen Verhältnissen zu ihm stand, deshalb an ihn zu schreiben [27]). Er that es nicht allein, sondern um nach seiner Weise überall mit Belehrungen aus dem Alterthume bei der Hand zu sein, schrieb er für ihn noch eine eigene Instruction: De officio et virtutibus imperatoris [28]). Was der unter den Waffen ergraute Krieger zu diesen classischen Belehrungen gesagt haben mag, wissen wir zwar nicht, aber den Krieg beendigte er mit einem Schlage und fast ohne Blutvergießen, worüber ihm auch Petrarca seine Freude bezeugte [29]). In Venedig war großer Jubel über diesen Sieg, und es wurden viertägige Spiele auf dem Marcusplatze gefeiert, bei welchen dem Petrarca der Ehrenplatz zur Seite des Dogen Lorenzo Celso, auf dem Balkon der Marcuskirche, angewiesen wurde. Die Spiele bestanden in Ringelrennen und Turniren, ein Anblick, den man bis dahin wol noch nie in Venedig, wo es keine Pferde gab, noch geben konnte, gesehen haben mochte [30]). Obgleich von 1362—1368 Petrarca meist in Venedig lebte, so machte er doch von hier aus, besonders im Sommer, häufige Reisen, nach Pavia,

---

15) Sen. I, 3. 16) Ib. 2. Ed. Bas. p. 816. 17) Sen. I, 4. 18) Ib. 6 in fine. 19) Bei Tomasini (Petr. rediv. p. 83) steht das Schreiben Petrarca's an den Senat und die Antwort desselben vom 4. Sept. 1362. Petrarca's Absicht, damit eine öffentliche Bibliothek zu begründen, ist übrigens, wie man sieht, nicht erfüllt worden. 20) Ib. In sacrae aedis fastigio, apud equos aeneos, plateam versus. 21) Dictu mirum in saxa mutati. Ebendaselbst auch die Liste der Bücher. Solche unbedeutende Sachen konnte Petrarca nicht geschenkt haben, die wichtigsten müssen früher wo anders hingekommen sein. 22) Bei *Mehus* p. 205.

23) Sen. III, 1. 24) Ib. 6. Seine Bücher wurden aber gerettet. Ib. VI, 1. 25) Ib. III, 1—4. 26) *Boccaccio*, Geneal. Deorum. L. XV. c. 13. 27) Sen. III, 9. 28) Ed. Bas. p. 435. 29) Sen. IV, 1. 30) Ib. 2.

wo Galeazzo Visconti sich einen prächtigen Palast, die Citadelle, gebaut hatte[31]), und nach Padua, wohin ihn seine Freundschaft für Francesco da Carrara und seine Pflicht als Kanonikus, gewöhnlich um die Osterzeit, riefen. Seit 1362 war Urban V., ein frommer und wackerer Mann, Innocenz VI. gefolgt. Er hatte seit vier Jahren so viele Misbräuche abzuschaffen, so viele löbliche Einrichtungen zu treffen gesucht, daß Petrarca, immer noch von der Idee begeistert, den Sitz des Papstthums wieder in Rom zu sehen, endlich 1366 den Entschluß ausführte, von Venedig aus einen sehr langen, ernsten und eifrigen Brief an Urban zu schreiben, worin er ihn dringend auffoderte, nach Rom zurückzukehren[32]). Der Papst nahm diesen sehr kühnen Brief freundlich auf, lobte den Verfasser und wünschte ihn persönlich kennen zu lernen[33]). Mag auch dies Schreiben nur ein geringes Gewicht in die Wagschale gelegt haben[34]), Petrarca erlebte doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Erfüllung seines langgenährten Wunsches. Urban kam wirklich im Frühjahr 1367 nach Italien und traf im Herbst in Rom ein, worüber Petrarca ein freudiges Glückwünschungsschreiben an ihn erließ[35]); allein schon 1370 kehrte er nach Avignon, wohin ihn die englischen und französischen Angelegenheiten riefen, zurück, und starb bald nachher. Die endliche Rückkehr des päpstlichen Hofes nach Rom, unter Urban's Nachfolger, Gregor XI., 1377, erlebte Petrarca nicht mehr. Seine beiden Schreiben an den Papst, und besonders das zweite, worin er allerdings mit großer Bitterkeit von Avignon und Frankreich überhaupt redet, und vorzüglich den Cardinälen vorwirft, daß sie wegen ihrer schönen Paläste und des guten Weins[36]) der Versetzung des päpstlichen Stuhls nach Rom entgegen wären, hatten sowol am päpstlichen Hofe[37]) als auch sonst in Frankreich eine feindliche Stimmung gegen ihn erweckt, sodaß 1370, nach dem Tode des Papstes, ein Ungenannter eine heftige Schrift[38]) gegen ihn herausgab, worauf Petrarca in einer nicht minder leidenschaftlichen Contra cujusdam anonymi Galli calumnias[39]), 1371, antwortete. Urban V. war vorzüglich in der Absicht nach Italien gekommen, um in Verbindung mit dem ebenfalls an der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht nach Rom gezogenen Kaiser Karl IV. und mit mehren kleinern norditalienischen Fürsten, die ihm verhaßten Visconti zu vernichten. Ihre Kühnheit und Geschicklichkeit von der einen und der erbärmliche Eigennutz des Kaisers von der andern Seite vereitelten aber diesen Plan. Als Petrarca vergebens vom Galeazzo Visconti 1368 an den päpstlichen Legaten in Bologna, Angelic de Grimoard, Bruder des Papstes, als Friedensvermittler war geschickt worden[40]), mußte Bernabò Visconti glücklicher durch bedeutende Geldopfer die Habsucht des Kaisers zu befriedigen und seine Macht zu lähmen. Er begnügte sich, seine vierte Gemahlin in Rom krönen zu lassen, dem Papste bei allen Gelegenheiten eine selbst den Römern anstößige Unterwürfigkeit zu zeigen, und zog schimpflich, aber mit Gold beladen, wieder ab. Petrarca scheint ebendeshalb diesmal keine Art von Berührung mit ihm gehabt zu haben, wenigstens findet sich darüber nicht die leiseste Spur in seinen Werken. So wenig fürchteten die Visconti die gegen sie verschworenen Feinde, daß Galeazzo eben in dieser Zeit, 1368, seine Tochter Violante mit königlichem Prunke an Lyonel, Herzog von Clarence, Bruder Eduard III., zu Mailand verheirathete. Petrarca, als ein treuer Freund der Familie, war nicht allein gegenwärtig, sondern fand beim Festmahle seinen Platz an der Tafel, an welcher nur fürstliche Personen speisten. Mitten unter diesen Festen erhielt er aber die traurige Nachricht von dem Tode seines Enkels, Francesco, welchen er sehr geliebt, und welcher, wie er behauptet, eine überraschende Ähnlichkeit in seinen Gesichtszügen mit ihm hatte[41]). Das Kind starb, 2 Jahre 4 Monate alt, in Pavia, und Petrarca ließ ihm ein Denkmal setzen mit einer von ihm verfaßten poetischen Inschrift[42]). Kurz vorher, etwa im Juni, war Boccaccio noch einmal nach Venedig gekommen, um seinen Meister, wie er ihn nannte, zu sehen; hatte aber nur seine Tochter und ihren Mann, nebst ihrer ältesten Tochter gefunden[43]). Urban war sehr begierig Petrarca persönlich kennen zu lernen. Gleich nach Empfang des Glückwünschungsschreibens hatte der Papst ihm geantwortet und den Wunsch ausgedrückt, ihn zu sehen[44]). Petrarca entschuldigte sich mit dem üblen Zustande seiner Gesundheit. Er habe, schreibt er im October aus Padua, vierzig Tage lang am Fieber gelitten, und sei so schwach, daß er sich nur mit Hilfe seiner Diener in die benachbarte Kirche begeben könne[45]). Ein Jahr nachher, also 1369, hatte der Papst abermals an ihn geschrieben, und ihn aufgefodert, nach Rom zu kommen[46]). Petrarca konnte nicht länger widerstehen, aber der Zustand seiner Gesundheit war doch so bedenklich, daß er, bevor er die Reise antrat, am 1. April 1370, sein Testament eigenhändig aufsetzte[47]). Er machte sich in einem sehr aufgeregten Zustande auf den Weg, kam aber nur bis Ferrara, wo er 30 Stunden in völliger Bewußtlosigkeit lag und allgemein für todt gehalten wurde. Wieder zu sich gekommen, war er indessen zu schwach, um ein Pferd zu besteigen und mußte zu Schiffe nach Padua zurückkehren, von wo er dies alles am 8. Mai dem Papste

31) Sen. V, 1. 32) Ib. VII, epist. unica. 33) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1182. 34) Den Papst bestimmten wol eigentlich nur die schlimmen Verhältnisse zu den übermüthigen Visconti, und der Wunsch, mit dem Kaiser in Rom zusammen zu treffen, und die Angelegenheiten Italiens zu ordnen. 35) Sen. IX, 1. 36) Vinum Beunense nennt ihn Petrarca, der Anonymus Gallus wol richtiger Belunense; es ist vermuthlich der Vin de Beaune gemeint. 37) Sen. XI, 3. 38) Galli cujusdam anonymi in Franc. Petrarcam invectiva. Ed. Bas. 1169. 39) Ed Bas. 1178.

40) Dies war das letzte öffentliche Geschäft, welches er im Dienste der Visconti verrichtete. 41) Sen. X, 4. 42) Vix mundi novus hospes etc. Es sind zwölf elegische Verse, welche man in *Rossetti* op. min. T. III. App. I. p. 8 findet; sie sind vom Grabsteine, der sich jetzt in einem Privatmuseum befindet, abgeschrieben, da die Kirche S. Zeno, worin das Grabmal sich befand, abgebrochen worden ist. 43) Bei De Sade (T. III. p. 724) aus einer Handschrift. 44) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1183. 45) Sen. XI, 1. 14. 46) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1183. 47) Ed. Bas. p. 1373.

schrieb[48]). Der Krankheitsanfall in Ferrara scheint der Vorbote und Anfang fortgesetzter Leiden gewesen zu sein, wenigstens klagt er in einem Briefe an seinen Bruder[49]), daß seine Gesundheit in den letzten drei Jahren sehr gelitten habe. Um sich größere Ruhe zu verschaffen, verließ er noch im J. 1370 Padua und zog nach dem Dorfe Arquà[50]), am südlichen Abhange der euganeischen Hügel, etwa zwei Meilen von Padua, wo er sich in einer milden und reizenden Gegend ein kleines Haus erbaute[51]) und Wein- und Obstgärten darum anlegte. Hier hat er in Gesellschaft seiner Tochter und seines Schwiegersohnes die letzten vier Jahre seines Lebens zugebracht. Er kränkelte viel, oft wurde er von plötzlichen Fieberanfällen und von Bewußtlosigkeit ergriffen[52]), welche mehr als einmal die Ärzte seinen nahen Tod befürchten ließen. Ebenso schnell erholte er sich aber auch wieder, und wer ihn in der Nacht glaubte sterbend verlassen zu haben, fand ihn oft am andern Morgen wieder mit der Feder in der Hand[53]). Ein Feind aller Ärzte blieb er hartnäckig bei seiner allerdings sehr angreifenden Lebensweise. Er schlief wenig, pflegte mitten in der Nacht aufzustehen und die Metten zu beten[54]), fastete viel, regelmäßig jeden Freitag genoß er nichts als Brod und Wasser, und lebte auch sonst meist nur von Brod und Früchten, und trank viel Wasser[55]). Seine Entfernung von der Stadt schützte ihn nicht vor zahlreichen Besuchen, welche ihm oft lästig wurden. Sein Hauswesen bestand außer den schon erwähnten Mitgliedern seiner Familie, in mehren Dienern, einem alten Hauskaplan und mehren, oft fünf bis sechs, Abschreibern, welche aber schwer zu bekommen waren. Pferde hielt er stets und zwar wenigstens zwei. Man sieht daraus, daß er, wenn auch nicht eigentlich reich, doch wenigstens sich in guten Umständen befand. Seine Haupteinkünfte bestanden ohne Zweifel aus seinen Pfründen, unter denen das Archidiakonat in Parma und das Kanonikat in Padua wol die bedeutendsten waren; letzteres hätte ihm mehr eingebracht, wenn er in Padua residirt hätte. Ohne daher nach Ämtern und Würden zu streben, welche er vielmehr auf alle Weise zu vermeiden suchte, hätte er wol gern, besonders in seinen letzten Jahren, noch einige Beneficien vom Papste erlangt, wie sein Brief an seinen Freund Francesco Bruni, damals Secretair des Papstes, beweist[56]); allein es gelang ihm damit nicht, und man möchte sagen mit Recht, da er in allen seinen Schreiben an Päpste und Cardinäle immer seine Genügsamkeit, seine Verachtung des Reichthums, seine Uneigennützigkeit rühmt, immer versichert, er verlange nichts, und selbst auf die Auffoderung des Papstes Clemens VI., er solle nur fodern, sich nicht zu einer bestimmten Bitte hatte bewegen lassen. Man nahm ihn beim Wort, und er mußte die Kränkung erfahren, daß viele Unwürdige erhielten, wonach er sich heimlich sehnte, aber zu stolz war, die gewöhnlichen Wege einzuschlagen, um zu seinem Zwecke zu gelangen[57]). Wie sehr aber auch der Körper anfing, die Beschwerden des höhern Alters zu empfinden, der Geist Petrarca's erhielt sich kräftig und unermüdlich; er rühmt von sich, daß die Arbeit ihm nie mehr Vergnügen gewährt habe, als eben in diesen spätern Jahren[58]), und so hat er denn auch noch in Arquà mehre bedeutende Werke theils vollendet, theils ganz ausgearbeitet. Zuerst beendete er wol hier, 1371, das früher erwähnte Contra Galli calumnias; allein eine viel wichtigere Arbeit beschäftigte ihn ganz vorzüglich. Er hatte in Venedig, wo eine größere Freiheit der Meinungen und der Rede herrschte, als sonst irgendwo in seiner Zeit, mehre Anhänger einer damals in Italien weit verbreiteten, dem Christenthume entschieden feindlichen, Lehre kennen gelernt. Aristoteles, oder vielmehr die Commentare des Averroes über jenen Griechen, waren die Quelle jener ganz roh pantheistischen Ansichten. Ein Anhänger derselben hatte sich einst nicht entblödet gegen Petrarca, mit empörender Verachtung, nicht allein von den Kirchenvätern, welche er Schwätzer nannte, sondern auch von den Aposteln und von Christo selbst zu reden, unverhohlen seinen entschiedenen Unglauben auszusprechen und den Averroes über alles zu erheben, sodaß Petrarca, in tiefster Seele empört, ihm die Thüre wies[59]). Er hätte gern selbst die Waffen gegen diese Lästerungen ergriffen, da er sich aber auf diesem Felde nicht stark genug glaubte, so ermahnte er um so ernstlicher einen gelehrten Augustiner in Florenz, Luigi Marsili, gegen die Lehre des Averroes zu schreiben[60]). Dieser scheint es nicht gethan zu haben. Bald aber sah Petrarca sich selbst genöthigt, in dieser Angelegenheit die Feder zu ergreifen. Vier junge Venetianer, zum Theil aus den vornehmsten Familien[61]), hatten sich eine Zeit lang freundlich an Petrarca angeschlossen; bald aber nahmen sie ein Ärgerniß an seinem christlichen Glauben, hielten unter sich eine Art von Gericht über ihn und erklärten ihn förmlich für einen zwar guten, aber ungelehrten Mann[62]). Das war dem von einem ganzen Zeitalter gepriesenen und hochverehrten Manne denn doch zu viel, und schon 1367, auf der Reise nach Padua, begann er das Werk: De ignorantia sui ipsius et multorum[63]), und vollendete es zu Arquà. Unter dem Scheine großer Demuth leuchtet dennoch eine übergroße Meinung von seinem eigenen Werthe daraus hervor, und mit vieler Selbstzufriedenheit zählt er auf: wie viele Jahre, an wie vielen Orten er den Studien obgelegen, von welchen Königen und Fürsten er

48) Sen. XI, 16. 49) Ib. XIV, 6. 50) Arquà ist der gewöhnliche Name des Orts, Petrarca nennt ihn Arquada, andere auch wol Arquato. 51) Sen. XIV, 6. Dieses Haus, welches noch jetzt den Reisenden gezeigt wird, ist im Grundriß abgebildet in *Tomassini* Petr. rediv. p. 137, und besteht eigentlich aus drei verschiedenen mit einander verbundenen Gebäuden. Man zeigt darin noch den Sessel, worin Petrarca gestorben, einen alten Schrank und die Mumie seiner Katze, welches alles bei Tomassini abgebildet ist. 52) Sen. XIII, 7. XIV, 14. 53) Ib. XIII, 8. 54) Ib. IX, 2. 55) Ib. XV, 3. 56) Var. 34.

57) De contemtu mundi Dial. II. Ed. Bas. p. 389. 58) Sen. XIV, 5. 59) Ib. V, 3. 60) Sine titulo. 18. 61) Es war ein Dandolo und ein Contareno darunter. *Tiraboschi* V. p. 163. Übrigens scheinen diese Leute sich ernstlich mit Naturwissenschaften beschäftigt zu haben, was freilich dem guten Petrarca sehr überflüssig schien. 62) Virum bonum sine literis. 63) Ed. Bas. p. 1142. Einzeln: Genevae, *Le Preux* 1609. 16., worin auch die Galli cujusdam invectiva und die Antwort Petrarca's.

sei hoch geehrt worden und welche große Männer des Alterthums ebenfalls vom Neide verfolgt worden seien, denn nur daher leitet er den Angriff, den er erfahren. Übrigens muß zu seiner Ehre bemerkt werden, daß diese Schrift frei ist von der Leidenschaftlichkeit mancher andern seiner Streitschriften. Sein Hauptzweck darin ist die Eitelkeit aller Philosophie und ihre Widersprüche zu zeigen; wobei er seine Argumente meist aus Cicero's Tusculanen und De natura deorum, sowie aus Augustin's De civitate dei, entnimmt. Ohne Zweifel ist auch die Epistola ad Posteritatem [64]), worin er seinen Lebenslauf, bis etwa zum Jahre 1351, erzählt aus dieser Zeit. Es ist wahrhaft unbegreiflich, wie De Sade, und noch mehr wie Ginguené, die Abfassung dieser Schrift in das Jahr 1352 setzen konnten, blos weil sie in der Erzählung nur bis zum Jahre 1351 reicht. Daß er darin von der Rückkehr Urban's V. von Rom nach Avignon redet, was erst nach 1370 geschrieben sein kann, ist noch der geringste Einwurf; denn allenfalls könnte diese Stelle, wie auch Ginguené behauptet, später bei einer Revision der Schrift eingeschoben worden sein. Aber der ganze Ton und die Haltung dieses Briefes widersprechen der Ansicht Ginguené's. Es spricht sich darin unverkennbar, von Vorn herein, das Gefühl eines Greises aus, welcher auf ein langes Leben zurückblickt, jedes Wort des Einganges und der ganzen Schrift zeigt dies unwidersprechlich; wozu denn noch die vielen Einzelnheiten kommen, daß er gleich im Anfange von seinem höheren Alter redet, daß er erzählt, wie er nach dem 60. Jahre sich habe einer Brille bedienen müssen; wie er in späteren Jahren die Poesie vernachlässigt und sich mit dem Studium der Geschichte und der heiligen Schrift beschäftigt habe ꝛc. Wie viel natürlicher ist es doch zu glauben, daß er diese Schrift in der von uns angegebenen Zeit aufgesetzt, aber an der Vollendung derselben durch den Tod sei verhindert worden, als anzunehmen, daß er sie 1352, in seinem 48. Jahre geschrieben und später alle diese Umstände, die fast ein Drittel der ganzen Schrift ausmachen, eingeschoben habe? Höchstens ein Jahr später (1372) mag er die kleine Schrift: De republica optime administranda [65]) für seinen Freund und Beschützer, Francesco da Carrara, abgefaßt haben, worin er ihm zwar ungemessenes Lob spendet, zugleich aber auch sehr gesunde und vernünftige Rathschläge ertheilt. In ebendiesem Jahre hatte er noch den Schmerz, den letzten seiner älteren Freunde, den ehemaligen Bischof von Cavaillon, jetzt Cardinal, Philippe de Cabassoles, zu verlieren. Er war päpstlicher Legat in Perugia, und Petrarca versuchte im Frühjahr die Reise zu ihm, konnte sich aber nicht auf dem Pferde erhalten; er schrieb ihm daher einen letzten Brief [66]). Der Cardinal starb im August. Noch einmal sollte Petrarca eine Gesandtschaft für seinen Freund, Francesco da Carrara, übernehmen. Dieser war mit Venedig in Streit gerathen und da der Krieg eine üble Wendung für ihn zu nehmen drohte, eilte er, auf demüthigende Bedingungen 1373 Frieden zu schließen. Er mußte sich unter anderem dazu verstehen, seinen Sohn nach Venedig zu senden, um dort vor dem versammelten großen Rathe um Verzeihung zu bitten. Petrarca mußte ihn begleiten und sollte das Wort führen. Ermattet von der Reise konnte er den ersten Tag kein Wort vorbringen und hielt seine Rede erst am folgenden [67]). Dies war sein letztes öffentliches Geschäft und wir kennen auch nur noch eine kleine Arbeit, welche er, vermuthlich nach seiner Rückkehr, unternommen. Er hatte bisher das Decamerone seines Freundes Boccaccio noch nicht gelesen; jetzt kam es ihm zufällig [68]) in die Hände; er durchblätterte es mehr, als daß er es las, fand sich aber von der letzten Novelle desselben so angezogen, daß er sie unter dem Titel: De obedientia et fide uxoria, mythologia, übersetzte, und seinem Freunde zusandte [69]). Der Brief, womit er sie begleitete, ist vielleicht der letzte, den er überhaupt geschrieben; denn er klagt darin, daß die Briefe häufig aufgefangen und zurückbehalten würden, und schließt ihn mit den Worten: valete amici, valete epistolae. (Er ist, nach De Sade, in einer Handschrift, den 8. Juni 1374 unterschrieben; in der Ed. B. p. 607 steht offenbar falsch 1373.) Wenige Wochen nachher, am 18. Juli, starb er, zwei Tage vor seinem 71. Geburtstage [70]).

64) Sie steht an der Spitze der baseler Ausgaben, als eine Art Vorrede, ohne Seitenzahlen. 65) Ed. Bas. p. 419. Einzeln: Bernae, *Le Preux* 1600. 16. 66) Sen. XV, 4.

67) Chron. Tarvisense in *Muratori* Script. rer. ital. Vol. XIX. p. 751. Es ist ein eigenes Spiel des Zufalls, daß Beide, Dante wie Petrarca, als letztes Geschäft ihres Lebens eine Gesandtschaft nach Venedig für ihre Beschützer übernehmen mußten. 68) Librum tuum, quem nostro materno eloquio, ut opinor, olim juvenis edidisti, nescio quidem unde vel qualiter ad me delatum vidi. Praef. ad librum de fide et obed. uxoria. 69) Ed. B. p. 600. Petrarca sagt nicht zu viel, wenn er in diesem Briefe behauptet, Niemand habe diese Erzählung ohne Thränen lesen können. Diese kleine Schrift ist nicht allein mehrmals einzeln gedruckt s. a. et l. (Colon. *Zell* um 1470. 4. Ulmae, *Zeiner* 1473. Fol.), sondern auch oft von verschiedenen übersetzt worden. Ins Französische von Brehan Lodeac, Robin Fouquet und Jean Cres 1484. 4. S. a. et l. (zu Vienne en Dauphiné. 4.) von Trepperel. S. a. Paris 4. Lyon 1525. 4. Als Schauspiel bearbeitet: Le mystère de Griselidis par *Bonfons*. s. a. 4. und englisch: The pleasant comedy etc. (London 1603. 4.) Teutsch: Ain epistel Francisi (sic) Petrarche von grosser stätigkeit einer fruwen Grysel geheissen. S. a. et l. (um 1473. Fol.) S. a. et l. (Augsburg 1480. Fol.) Augsburg, Zainer 1471, 1472. Fol. S. a. Strasburg 1478. Fol. und öfter. 70) Über den Tag seines Todes, sowie über die Krankheit, an welcher und die Umstände, unter welchen er gestorben, herrscht einige Ungewißheit. Bald wird der 18., bald der 19. und sogar der 20. Juli (Fil. *Villani*) als Todestag angegeben; einige lassen ihn an Apoplexie, andere an Epilepsie, einige unbemerkt in seinem Stuhle, andere in den Armen seines Freundes, Lombardo da Serico, sterben. Diesen letzten Umstand, mit dem Zusatze: bei seinem Tode habe sich aus seinem Munde ein weißes Wölkchen bis zu Decke des Zimmers erhoben und sich nach und nach verloren, will Fil. Villani (*Mehus* p. 197) vom Lombardo selbst gehört haben. Dominicus Aretinus, welcher den Petrarca wenige Tage vor seinem Tode besucht hatte, sagt blos, er sei an Apoplex gestorben (ib. p. 198). Für die Erzählung Villani's, natürlich ohne das Wölkchen, spricht auch noch eine von Baldelli (p. 157 not.) in einem Canzoniere des 15. Jahrh. aufgefundene Notiz, worin Jemand, ohne sich zu nennen, also vermuthlich Lombardo da Serico, erzählt, an seiner Brust habe Petrarca den Geist aufgegeben. Dagegen führt De Sade (T. III. p. 799) einen Brief eines Zeitgenossen, des Giov. Manzini, an, wel-

Das Leichenbegängniß war höchst feierlich [71]), ganz gegen seine inständige Bitte in seinem vermuthlich erst später eröffneten Testamente. Francesco da Carrara, der Bischof von Padua, mit der ganzen Geistlichkeit, viele Ritter und Herren und Einwohner von den benachbarten Städten, Este, Monselice und Padua wohnten ihm bei. Der Leichnam ward in einer mit Goldstoff ausgeschlagenen Bahre, unter einem goldenen, mit Hermelin gefütterten Baldachin zur Dorfkirche getragen, wo Fra Bonaventura da Peraga, nachmals Patriarch von Aquileja, die Leichenrede [72]) hielt. Bald nachher ließ ihm sein Schwiegersohn, Francesco da Brossano, das Monument von rothem Marmor, auf vier Säulen ruhend [73]), errichten, worin der Leichnam gelegt wurde, und welches noch jetzt der Kirche gegenübersteht. Man liest daran die Verse:

> Frigida Francisci lapis hic tegit ossa Petrarce.
> Suscipe Virgo parens animam, Sate virgine parce,
> Fessaque jam terris coeli requiescat in arce.

Man darf kaum zweifeln, daß sie von Petrarca selbst seien, da Filippo Villani [74]) ausdrücklich erzählt, Petrarca habe sie seinem Schwiegersohne selbst gegeben, damit nicht einst pomphafte Verse von wem anders auf sein Grab gesetzt würden. An der Basis des Sarkophags steht: Anno Domini M. CCC. LXXIV. XVIII July. An der untersten Stufe des Denkmals liest man: *Viro insigni Francisco Petrarcae Laureato.* Franciscolus de Brossano Mediolanensis, gener individua conversatione, amore, propinquitate et successione, memoria [75]). Squarciafico erzählt, aus dem Munde des Bischofs Jacopo Zeno von Padua gehört zu haben, ein Bauer aus Arquà habe sich erboten, der Kirche 100 Goldstücke zu vermachen, wenn man seinen Leichnam in das Grabmal Petrarca's legen wolle; was der Bischof natürlich verbot. Im J. 1567 ließ der damalige Besitzer des Hauses Petrarca's dessen bronzene Büste [76]) auf das Monument setzen, welche aber im Anfang des 18. Jahrh. von muthwilligen Soldaten durch Flintenschüsse etwas beschädigt wurde. Im J. 1630 fand man das Grabmal erbrochen und einige Knochen gestohlen: die Thäter, einige Einwohner von Arquà, wurden entdeckt und streng bestraft [77]). Erst 1818 ist eine Marmorbüste Petrarca's von Rinaldo, einem Schüler Canova's, in der Kathedrale von Padua aufgestellt worden. Daß bald nach dem Tode Petrarca's unzählige Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache auf ihn erschienen, versteht sich wol von selbst; mehre derselben zählt Mehus [78]) auf. In seinem Testamente, nachdem er angeordnet, wo er begraben sein will, nach den verschiedenen Orten, wo sein Tod sich ereignen könnte, ernennt er seinen Schwiegersohn zu seinem Universalerben, und in Ermangelung dessen den Lombardo da Serico, der seine Absichten kenne. Er scheint damit die Erwähnung seiner Tochter, die er durchaus nicht nennt, haben vermeiden zu wollen. An einzelnen Legaten vermachte er der Kirche von Padua 200 Dukaten, um davon ein Grundstück anzukaufen und jährlich eine Seelenmesse für ihn zu lesen, und der Kirche, in welcher er begraben werde, 20 Dukaten, sowie 100 Dukaten den Armen des Orts. Dem Fürsten Francesco da Carrara ein Bild der Jungfrau von Giotto; dem Lombardo da Serico einen kleinen silbernen Mundbecher, um Wasser daraus zu trinken; dem Boccaccio 50 Goldgülden, um sich ein warmes Kleid zu seinen nächtlichen Studien dafür machen zu lassen; dem Arzte und Astronomen, Giovanni de' Dondi, 50 Dukaten zu einem goldenen Ringe, den er zu seinem Andenken tragen soll, und seinem Bruder Gherardo 100 Goldgülden auf ein Mal, oder fünf oder zehn jährlich. Sein Grundstück in Vaucluse sei so unbedeutend, daß sein Erbe, um zum Besitz zu gelangen, mehr Unkosten dafür haben würde, als es werth sei: er vermacht es daher den Armen des Orts zum Hospital, oder wenn dies aus irgend einem Grunde nicht angehe, den Söhnen seines ehemaligen treuen Dieners daselbst. Das Übrige sind unbedeutende Legate. Man sieht daraus, daß er weder bedeutendes Capital-, noch Grundvermögen besaß, wie er denn auch mit den Worten schließt: ich hätte ein anderes Testament gemacht, wenn ich reich wäre, wie der unsinnige Pöbel meint. Von Büchern ist darin, außer von einem schönen Breviarium, welches er in Venedig für 100 Pfund gekauft und der Kirche zu Padua vermacht, durchaus nicht die Rede.

Obgleich in dem Bisherigen von den wichtigsten Werken Petrarca's schon ausführlich geredet worden, so bleibt doch noch die Sammlung seiner Briefe genauer zu erwähnen, und dann noch eine Nachlese von kleineren Schriften übrig, derer zu gedenken sich keine Gelegenheit gefunden. Unter allen Werken Petrarca's nehmen die Briefe an Zahl und Umfang, wie an Wichtigkeit für die Geschichte seiner Zeit unstreitig den ersten Rang ein, und doch sind grade sie bis jetzt am unvollkommensten bekannt. In den verschiedenen Ausgaben der Werke Petrarca's pflegen sie in fünf Classen getheilt zu sein: Familiarium, Variarum, Ad veteres illustres, Senilium und Sine titulo. Das ist aber nicht die ursprüngliche Eintheilung, welche Petrarca ihnen gegeben. Er selbst wollte sie in zwei Hauptmassen getheilt wissen, Familiarium nämlich und Senilium, wovon die ersteren in 24 Bücher getheilt

---

cher berichtet, seine Leute hätten den Petrarca über einem Buche entschlafen gefunden, und da sie ihn oft Tage lang in solcher Stellung gesehen, nicht sogleich seinen Tod bemerkt. Aus diesem Umstande erklärte sich denn wieder leicht die Ungewißheit, ob er am 18. oder 19. Juli gestorben sei, da man nicht genau wissen konnte, in welcher Stunde der Nacht er gestorben war. Noch weniger wird wol zu entscheiden sein, an welchem Krankheitsanfall er gestorben.

71) Beschrieben von Galeazzo Gatara (Script. rer. ital. XVII. p. 213). 72) In der Universitätsbibliothek von Turin entdeckt und herausgegeben von Prof. Marsand in seiner Bibl. Petrarch. p. XXXIII. Der Schluß fehlt. 73) Abgebildet bei *Tomasini* Petr. rediv. p. 157. 74) Bei *Mehus* p. 197. 75) Bei Velutello, Gesualdo, Tomasini, und ebenso hat sie auch, mit geringer Abweichung in dem Namen des Schwiegersohns *De Sade* T. III. p. 800. 76) Unter der Büste stehen auf einer Tafel die Worte: Fr. Petrarche Paulus Valdezuccus poematum ejus admirator, aedium agrique possessor, hanc effigiem posuit, anno MDLXVII. idibus Septembris, Manfredino comite vicario. Bei *De la Bastie*, Mémoires etc. p. 349. 77) *Tomasini* Petr. red. p. 193.

78) p. 229 sq. und *Tomasini* Petr. red. c. 25.

waren und wozu die ad veteres illustres eine Art Anhang bilden sollten. So sagt er selbst in dem Schlußbriefe der Ausgabe Genevae 1601 an Sokrates, sowie auch in der Praefatio ad Epist. Famil. Diese erste Masse reicht von 1331—1361; von da fangen die Senil. an, welche in 17 Bücher getheilt sind. So erzählen auch Fil. Villani und Domin. Aretinus als Zeitgenossen. Allein es fehlt viel, daß wir sie so vollständig gedruckt besäßen. Vollständige Handschriften mit dieser Eintheilung kennt man nur drei, zwei davon sind in der pariser Bibliothek, wovon das eine vom Jahre 1388, das andere aus dem 15. Jahrh., früher in der Colbertschen Bibliothek war; das dritte ist das des Cardinals Passionei vom Jahre 1404, jetzt in der Angelica zu Rom. Außerdem aber gibt es noch eine sehr große Menge von Handschriften in Italien, welche kleinere Sammlungen solcher Briefe enthalten, und darunter manche Briefe, welche selbst in jenen größeren Sammlungen fehlen; und wie viele einzelne Briefe mögen noch zerstreut hier und da sich finden. Eine Sammlung solcher einzelner Briefe ist schon in den ersten Abdrücken gemacht worden und bildet das Buch Ep. variae. Dazu kommt noch, daß Petrarca selbst in der Sammlung, welche er seinem Freunde Sokrates, vermuthlich 1351, schickte, die Briefe zwar chronologisch geordnet [79]), aber auch manches darin gestrichen hat, um Wiederholungen zu vermeiden, und manches geändert, sodaß wol zu denken ist, daß sich manche Abschriften der ursprünglichen Briefe erhalten haben, die nun sehr von denen abweichen, welche Petrarca gesammelt. Endlich sind noch die Drucker mit der größten Willkür verfahren; sie haben nach eignem Gutdünken die Ordnung verändert, die Überschriften verwechselt, andere Abtheilungen gemacht und überdies unglaublich fehlerhaft gedruckt. Außer in den Gesammtausgaben der Werke Petrarca's sind die Briefe allein nur dreimal gedruckt: 1) S. l. 1484. 4. vermuthlich in Teutschland; 2) Venet. per *Johannem* et *Gregorium de Gregoriis* 1492. 4., diese Ausgaben sind uns nicht zu Gesicht gekommen; 3) etwas vollständiger ist die Ausgabe Genevae 1601. 8., welche 14 Bücher Familiares, ein Buch Variarum, ein Buch sine titulo und ein Buch ad veteres illustres enthält. Es sieht ganz so aus, als ob dies ein Abdruck einer kleinen Privatsammlung der Briefe Petrarca's sei, welche Cod. Chalasii J. C. genannt wird. Sie enthält zwar 65 Briefe, welche sich in den größeren Ausgaben nicht finden, hat aber eine so unglaubliche Verwirrung in den Überschriften und Zahlen der Briefe, daß ihr Gebrauch höchst beschwerlich ist. Eine kleine Sammlung, die aber nichts Neues enthält, ist: Petrarchae et Lombardi Serici epist. S. a. et l. 4. (vermuthlich Padua, Frambotto, aus dem Ende des 16. Jahrh.) Das eben erwähnte Buch, Epist. sine titulo, ist eine Sammlung von 18 Briefen in der Ed. Gen. und von 20 in der Ed. Bas., welche in den stärksten Ausdrücken das sittliche Verderben des päpstlichen Hofes schildern. Petrarca hat sie vermuthlich selbst abgesondert und die Überschriften vertilgt, damit die Freunde, an die sie gerichtet waren, nicht compromittirt würden. Doch muß die Existenz dieser Sammlung zur Zeit bekannt gewesen sein, da sich Coluccio Salutati in einem Briefe an den Schwiegersohn Petrarca's eifrig danach erkundigt [80]). Ein Codex dieser Sammlung vom Jahre 1378 befindet sich zu Florenz in der Bibliothek Sta Croce. Muratori in seiner Vita del Petrarca erwähnt noch, daß der Benedictiner Banduri in einer pariser Bibliothek eine Menge noch ungedruckter Briefe Petrarca's gefunden habe, deren Herausgabe er aber bedenklich fand, weil sie zu starke Sachen gegen die Päpste enthielten. In unseren Tagen ist vielfältig an eine neue, vollständige, und correcte Ausgabe der Briefe Petrarca's gedacht worden. Baldelli [81]) hatte in Verbindung mit Angelo Fabroni viel dafür gesammelt. Rossetti [82]) versichert, daß sich der Professor Meneghelli in Padua mit der Herausgabe beschäftige. Derselbe hat schon, Patav. 1818, einen Index Fr. Petr. epistolarum, quae editae sunt et quae adhuc ineditae herausgegeben. Ebenso versichert Rossetti [83]), daß ein Professor Leoni in Parma sogar alle Briefe zu übersetzen gedenke [84]).

Die kleineren bisher nicht erwähnten Schriften sind folgende: De vera sapientia Dialogi II [85]), zwischen einem von dem Studium der Alten aufgeblähten Orator und einem sogenannten Idiota, welcher dem ersteren die Nichtigkeit seines Wissens und in der demüthigen Betrachtung Gottes den Weg zur wahren Weisheit zeigt. Wegen des dem Petrarca sonst fremden Anlaufs zur Speculation, den er, wenn auch in barbarischer Form und Sprache hier nimmt, könnte man fast an der Echtheit dieser Schrift zweifeln, wenn nicht seine Manier, die, wie auch die Sprache im ersten Dialog, an sein Werk, De remed. utr. fort., allzu stark erinnert, und manche seiner Lieblingsansichten, die auch hier vorkommen, zu sehr das Gegentheil bewiesen. Man hat bis jetzt in seinen übrigen Schriften nichts gefunden, was über die Veranlassung, die Zeit der Abfassung Licht geben könnte, doch möchten wir es aus manchen Gründen für ein Werk seiner späteren Jahre halten. Die Psalmi poenitentiales VII [86]), eine prosaisch-asketische Bearbeitung dieser Psalmen. Nach einer Äußerung vom Jahre 1349 [87]) müßte man diese Arbeit in seine früheren Jahre setzen, wenn nicht der Umstand, daß er dort dies Werk ein poe-

79) Ed. Gen. p. 682.

80) *Mehus* p. 252. 81) p. 209. 82) Op. min. I. p. XLIII. 83) III. p. IX. 84) Einige wenige Briefe waren schon früher übersetzt worden, z. B. in Epistole di Plinio, di M. Fr. Petr. etc. tradotte da *L. Dolce*. (Venet. 1548. 8.) Alcuni importanti luoghi tradotti delle epistole di M. Fr. Petr. etc. (Königsberg, *Daubmann* 1557. 8.), eine von Rom verdammte Sammlung. Neuerdings: Tre lettere di Fr. Petr. (Parma 1829) und Cinque lettere etc. (Ibid.) Epistole di Fr. Petr. recate in italiano da *Ferd. Ranalli*. (Milano, *Silvestri*, 1836.) Es sind 30, die von moralischen und philosophischen Gegenständen handeln. 85) Ed. Bas. p. 364. 86) Ed. Bas. p. 416. Einzeln: Stendal de Sassonia (Venet. 1473. Fol.) S. l. (Neapol.) per M. *Sixtum Reissinger* 1476. 8. I sette salmi penitenziali di M. Fr. Petr. recati in versi ital. dall' Abb. *Angelo Dalmistro*. (Trevigi 1825. 8.) und I sette salmi etc. di Dante Al. e di Fr. Petr. (Fir. 1827.) 87) Var.

tisches nennt[88]) den Zweifel erweckte, ob er auch wol von dem uns vor Augen liegenden rede. In den baseler Ausgaben der Werke Petrarca's findet sich noch eine Ad veteres romanae reipublicae defensores oratio[89]), worin alle Helden des alten Roms als Vertheidiger der Freiheit angeredet werden, und zuletzt Gott selbst angerufen wird, als der allein noch helfen könne. Ohne Zweifel muß dies 1347 geschrieben sein, als Petrarca schon an dem Rienzi verzweifelte, der hier zwar nicht genannt, aber doch deutlich genug, als einer der nicht hören wolle, bezeichnet ist. In ebendiesen Ausgaben liest man[90]) eine De avaritia vitanda ejusque magistris atque instrumentis fugiendis oratio; es ist fast nichts als eine weitschweifige Aufzählung von Beispielen, wie hoch die Menschen das Gold schätzen, und wie viele vom Geize beherrscht werden. Aus den vielen Citaten aus Homer und aus der heiligen Schrift läßt sich auf eine ziemlich späte Abfassungszeit schließen. Sie ist an einen Unbekannten, der aber ein Privatmann gewesen sein muß, gerichtet und gehört zu den schwächsten Producten aus Petrarca's Feder. Sein Itinerarium Syriacum[91]) endlich beweist, welche, für jene Zeit, sehr bedeutende Kenntnisse er sich auch in der Geographie erworben. Aus einem Cod. Estensis[92]) geht hervor, daß diese Schrift an einen mailändischen Edelmann, Johannes de Mandello, gerichtet ist, welcher nach Jerusalem pilgern wollte; auch Petrarca hatte nicht üble Lust, ihn zu begleiten, allein er fürchtete zu sehr die Seereisen. Wahrscheinlich ist dies Werk aus der Zeit seines Aufenthalts in Mailand. In seiner früheren Jugend hatte er zur Erheiterung des Cardinals Joh. Colonna eine lateinische Komödie, Philologia[93]), geschrieben, welche ihm schon früh abhanden gekommen zu sein scheint, und daher auch verloren gegangen ist. Mehus[94]) führt aus einem Codex der ehemaligen Gaddiana eine Art von Komödie oder vielmehr Dialog in lateinischer Prosa an: Super destructione oder De excidio civitatis Caesenae[95]) und aus derselben noch eine Schrift: De casu Medeae miserrimae an, welche beide dem Petrarca beigelegt werden. Von der letzteren scheint es aber, nach der Sprache zu urtheilen, mehr als wahrscheinlich, daß sie nicht von Petrarca ist, und das erste wurde schon im 16. Jahrh. für ein Werk des Colluccio Salutati gehalten. Nach Baldelli[96]) soll sich in der Medicea ein Brief Petrarca's über den Terenz befinden, welcher in der Vorrede zur Ausgabe dieses Dramatikers von Westerhoff (Haag 1726. 4.) abgedruckt ist. Ebenso besitzt die kaiserliche Bibliothek in Wien[97]) außer den zwei Reden Petrarca's, wovon oben die Rede war[98]), noch eine von ihm, welche er 1356 an die Einwohner von Novara, in Gegenwart des Galeazzo Visconti, gehalten haben soll. Mehus[99]) führt ein Manuscript der Gaddiana (Laurentiana) an, welches italienische Chiose oder Erklärungen über das Purgatorio des Dante enthält, angeblich von Petrarca. Die Unechtheit dieser Schrift kann als vollkommen ausgemacht angesehen werden, da bei dem Verhältniß Petrarca's zum Dante, wovon oben die Rede gewesen, an eine solche Arbeit, und noch obenein in italienischer Sprache, deren Petrarca sich sonst nie anders als in Gedichten bedient, gar nicht zu denken ist[1]).

Alle diese, und selbst die früher erwähnten größeren Werke, nebst den lateinischen Gedichten, worauf Petrarca seinen ganzen Ruhm gründete, würden indessen wol schwerlich seinen Namen mit Auszeichnung auf die Nachwelt gebracht haben, wenn nicht seine Liebe zur Laura ihm schon in früher Jugend Veranlassung gegeben, dieses Verhältniß in italienischer Sprache zu besingen. Die Sammlung dieser italienischen Gedichte, Le rime oder auch Il Canzoniere del Petrarca genannt, ist es allein, welches seinen Namen unsterblich gemacht und dadurch die Aufmerksamkeit auch wieder auf seine lateinischen Schriften und auf seine Verdienste um die gelehrte Bildung überhaupt gelenkt hat. Darüber ist in Italien seit Jahrhunderten nur Eine Stimme, daß dem Petrarca der erste Rang unter den Lyrikern seines Volkes gebühre, und auch wir wüßten gegen dieses Urtheil nichts Wesentliches zu erinnern. Ihm gebührt ohne Zweifel der Ruhm, die Form des Sonetts und der Canzone, welche beide zwar schon bei den ältesten Dichtern Italiens, aber theils mit noch schwankenden Grenzen beider Gattungen, theils in mancherlei willkürlichen Formen vorkommen, zuerst mit großer Präcision fixirt zu haben, sodaß die von ihm für beide Arten von Gedichten gewählten Reimstellungen seitdem als Gesetz gegolten haben. Seine Sprache ist so gewählt, so zierlich und rein, daß selbst italienische Kritiker[2]) behauptet haben, es kämen kaum zwei Wortformen in seinen Gedichten vor, deren sich nicht auch jetzt ein Dichter bedienen dürfte. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder, an feinem Gefühl für den Wohllaut, an Besonnenheit und Zartheit und einem, wenn auch eben nicht tiefen und glühenden, doch aber immer milden Ausdruck der Gefühle übertrifft er alle seine zahlreichen Nachahmer unwidersprechlich. Das Einzige, was ein teutsches Gemüth wenigstens an ihm vermißt, was aber freilich mehr werth ist, als alle seine übrigen Verdienste, ist eine tiefere Wahrheit der Empfindung, ist Gluth der Leidenschaft, ist mit einem Worte die Liebe selbst. Alle seine Klagen, seine Seufzer, seine in Thränen durchwachten Nächte, überzeugen uns nicht von einer wahren und tiefen Leidenschaft. Wer schon in den ersten Zeiten seiner Liebe, und grade vorzugsweise in diesen ersten Zeiten so witzig und frostig über den Tag, an welchem er die Geliebte zuerst gesehen, über ihren Namen reflectirt und spielt; wer viele Jahre lang die Geliebte besingt, und zwar tausend zierliche Kleinigkeiten über ihre Gestalt, ihre Kleidung, ihre Augen, ihre Haare, ihre Hände, ihr Sitzen und ihr Gehen zu sagen weiß, aber uns nicht einen einzigen tieferen Blick in ihr Herz,

88) Ed. Gen., wo er sagt, De psalterio, de quo more meo poeticum nescio quid jam pridem scripsi. 89) p. 593. 90) p. 607. 91) Ed. Bas. p. 617. 92) *Tirabaschi* V. p. 112. 93) Fam. II, 7. VII, 16. 94) p. 238. 95) Cesena ward vom Cardinal Albornoz 1357 erobert und fast ganz verwüstet. 96) p. 227. 97) Ib. 98) Die eine nämlich an den Senat von Venedig, die andere an den König Johann von Frankreich. 99) p. 181. 260.

1) Vergl. den Art. Dante. 2) Denina, Perticari.

ihren Charakter, ihre Lebensverhältnisse thun läßt, dem können wir auch keine wahre und innige Liebe zutrauen, und können nur glauben, daß die Sitte der Zeit, die es erlaubte, ja mit sich brachte, daß jeder galante Ritter die Dame seines Herzens besang und bei aller materiellen Untreue eine ideelle Treue für die Geliebte beobachtete, sowie auch die Eitelkeit, durch ebendiese Treue und diese Gedichte sich einen berühmten Namen zu erwerben, einen nicht unbedeutenden Antheil an diesen Ergüssen mehr der Phantasie als des Herzens gehabt haben. Uns wenigstens ist es nicht gelungen, auch nur ein einziges tiefes Wort eines im Innersten ergriffenen Herzens in allen diesen Gedichten zu finden; wobei wir indessen, wie billig und recht, die große Verschiedenheit der Nationalität gern in Anschlag bringen wollen. Er ist überall sinnreich, scharfsinnig, zart, oft sogar geistreich, aber nirgends glühend und innig; nur zu oft gefällt er sich in weithergeholten Bildern, in schillernden Gedanken, in falschem Witz und in schwierigen Reimen. Wenn, wie Jemand geistreich gesagt hat, das Madrigal das Epigramm der Liebe ist, so könnte man die meisten Sonette Petrarca's Madrigale nennen, d. h. geistreiche, oft witzige Betrachtungen über die Zustände eines liebenden Herzens, wodurch es denn auch zur constanten Form bei ihm geworden ist, daß er durch einen volltönenden, die Erwartung spannenden Anfang anlockt und blendet, dann sehr oft bis zur Unbedeutenheit herabsinkt, um durch einen pikanten Schluß, der oft eine wahre Pointe ist, die Schwäche der Mitte zu verdecken. Überhaupt enthält die erste Hälfte des Canzoniere, die Gedichte In vita di Madonna Laura [3]) verhältnißmäßig viel weniger wahrhaft schöne Gedichte als die zweite In morte di M. Laura [4]), wo wenigstens die milde Wehmuth, die Zartheit der Erinnerung es nie zu frostigen Spielereien der Worte oder der Gedanken kommen läßt. Das Vorzüglichste in der ganzen Sammlung sind unstreitig die Canzonen, und unter diesen wieder die, welche eine politische Beziehung haben. In die allgemeine Bewunderung der Italiener für die tre sorelle [5]), oder drei Canzonen auf die Augen Laura's, ist es uns unmöglich einzustimmen; dagegen scheint uns die letzte, die an die Jungfrau Maria gerichtete, vielleicht die schönste von allen und wenn einer Sage gemäß [6]), dieses Gedicht sich beim Tode des Dichters nicht in der Sammlung, sondern in einem besondern Kästchen aufbewahrt gefunden worden ist, so möchten wir dies eher als ein Zeichen der vorzüglichen Liebe Petrarca's für dies Werk ansehen, als mit andern glauben, er habe diese Canzone darum abgesondert, weil er sie den andern Gedichten nicht gleich geachtet habe. Er selbst hätte es wol lieber gesehen, wenn die Welt seine lateinischen Gedichte und seine ernsten Werke vor allen bewundert hätte; doch ließ er sich auch den Beifall, welchen seine italienischen Gedichte schon damals allgemein fanden, recht gern gefallen. Es ist offenbar nur falsche Bescheidenheit, wenn er in einem Sonette [7]) sagt: „hätte er gewußt, daß seine in Reimen ausgedrückte Seufzer so gefallen würden, so hätte er wol früher zahlreichere und sorgfältiger gearbeitete Gedichte dieser Art gemacht; nun aber die gestorben, die ihn begeistert, habe er keine so sanfte Feile mehr, um rauhe und dunkle Reime zart und heiter zu machen;" denn die unermüdete Sorgfalt, womit er bis kurz vor seinem Tode an diesen Werken gefeilt, zeigt wenigstens, daß er weder sie, noch den Beifall, den sie fanden, gering achtete. Merkwürdig ist noch, daß er in einem Briefe an Boccaccio [8]) sagt, er habe in der Jugend, weil er wohl gefühlt, daß die Vollendung der Werke der Alten unerreichbar, auf dem Felde aber der nun erst sich bildenden neueren Sprache mehr Lorbeern zu ernten seien, ein großes Werk [9]) in dieser Sprache unternommen und schon viel Material dazu gesammelt; aufgegeben aber habe er es, weil er gesehen, wie alles in der Volkssprache Geschriebene dem Pöbel anheim falle und von ihm verstümmelt werde. Über ebendiesen Umstand klagt er öfter [10]) und sagt, er mache ihm soviel Verdruß, daß er oft daran gedacht habe, alle seine italienischen Gedichte zu verbrennen [11]), wovon ihn nur die Betrachtung zurückgehalten habe, daß er, bei der großen Verbreitung dieser Sachen, damit doch nichts ausrichten würde. In ebendiesem Briefe beklagt er sich auch über die Zudringlichkeit vieler umherziehender Sänger, welche von ihm Gedichte erbettelten, womit sie dann oft an den Höfen und bei den Reichen ihr Glück machten. Man sieht hieraus, daß, wie es auch wol nicht anders sein konnte, diese Gedichte schon bei Lebzeiten Petrarca's in unzähligen Abschriften, wenn auch sehr vereinzelt und oft verstümmelt, vorhanden waren; doch scheint sich keine jener älteren Ausgaben, wenn man so sagen darf, erhalten zu haben, sondern alle Handschriften, die wir besitzen, stimmen in Zahl, Anordnung und selbst in den Lesarten so sehr überein, daß man annehmen muß, sie seien alle aus einer entweder von dem Dichter selbst schon veranstalteten Sammlung, oder doch aus den bei seinem Tode vorgefundenen und vermuthlich von ihm selbst geordneten Handschriften geflossen. Er redet nirgends von einer selbst angelegten und abgeschlossenen Sammlung seiner italienischen Gedichte, und was er in früheren Zeiten der Art an Barbato von Sulmona gesandt, konnte nur ein Bruchstück des Ganzen sein. Allein wenn wir in einem Briefe von 1372 an Pandolfo Malatesta von Rimini [12]) lesen, daß er auf die Bitte dieses Fürsten ihm seine italienischen Gedichte sendet, so können wir doch kaum zweifeln, wie auch schon Gesualdo behauptet, daß dies die nämliche Sammlung gewesen, die wir noch besitzen; da er wol schwerlich nach 1372 noch ähnliche Gedichte geschrieben und jede nach seinem Tode von andern veranstaltete Sammlung wol kaum so allgemeine Billigung gefunden haben würde, daß sich nicht daneben andere, nach anderen Grundsätzen geordnete

3) 226 Sonette, 21 Canzonen, 8 Sestinen und 10 Ballaten. 4) 90 Sonette, 8 Canzonen und 1 Ballate. 5) Canzone 8. 9. 10. Sie sind oft Gegenstand besonderer Interpretation gewesen, so zuerst: Esposizione di *Seb. Erizzo* sopra le tre canzoni etc. (Ven. 1561. 4.) 6) Wie Tassoni in seinem Commentar erzählt.

7) P. II. Son. 25. 8) Sen. V, 3. 9) Obgleich es an allen Nachrichten über dieses Werk fehlt, so ist doch die Vermuthung wol erlaubt, daß er, von dem Ruhme Dante's aufgeregt, etwas Ähnliches zu leisten im Sinne haben mochte. 10) Sen. XIII, 10. 11) Ib. V, 3. 12) Sen. XIII, 10.

Sammlungen sollten geltend gemacht haben, um so mehr als unsre Sammlung keineswegs eine streng chronologische genannt werden kann. So, um nur Einiges anzuführen, ist das letzte Sonett des ersten Theils vom J. 1342, dagegen S. 177 vom J. 1347. Das Sonett 95 ist vom J. 1343 und S. 97 vom J. 1344, S. 113 aber vom J. 1342, und die Sonette 144 und 147 liegen der Zeit nach weit aus einander, da das eine vom J. 1333, das andere vom J. 1342 ist. Diese Verwirrung, welche auf die Vermuthung leiten könnte, die Sammlung sei ebendarum nicht von Petrarca, sondern von einem unaufmerksamen Leser veranstaltet, beweist indessen nichts, wenn man sich erinnert, daß er, als er einst viele Schriften verbrannte und die übrigen ordnete, selbst gesteht, damit nicht sehr sorgfältig verfahren zu sein [13]). So kann man denn mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er nicht vor 1369 und nicht nach 1372 diese Sammlung, sowie wir sie haben, als eine geschlossene betrachtet habe; denn höchst wahrscheinlich war sie schon vollständig, als er sie 1372 an Pandolfo Malatesta sandte, und bis zum Jahre 1369 reichen die von Ubaldini in einer Originalhandschrift aufgefundenen Correcturen Petrarca's [14]), welche sich zwar nicht über alle, aber doch über mehre Gedichte der Sammlung erstrecken und zeigen, mit welcher kleinlichen Sorgfalt er noch im späteren Alter diese Jugendproducte durchsah und verbesserte. Nicht selten ist darin der nämliche Vers in drei bis vier verschiedenen Fassungen vorhanden, wobei am Rande ein **hoc placet**, oder **hoc placet prae omnibus**, oder ein **vide tamen adhuc** den Grad seiner Zufriedenheit ausdrückt. Gewöhnlich ist auch die Zeit der ersten Abfassung, häufiger nach Tag und Stunde der letzten Correctur angegeben. Diese Originalblätter befinden sich jetzt in der Vaticana. Bei diesem großen Fleiße ist es wol möglich, daß er, wie Paul. Vergerius, nach Baldelli's Zeugniß, berichtet, einst zum Colluccio Salutati soll gesagt haben: alle seine Werke könne er noch verbessern, aber die italienischen nicht, weil er sich in ihnen so hoch erhoben habe, daß er nicht mehr den Muth fühle, sie zu vervollkommnen. Bisher hatte keiner der späteren Herausgeber dieser Gedichte es gewagt, die ursprüngliche Ordnung zu verändern; nur hatten einige das Ganze, statt in zwei Theile, in drei getheilt und den dritten aus den nicht auf seine Liebe bezüglichen Gedichten gebildet: erst Meneghelli in seiner Ausgabe (Venet. *Vitarelli*, 1814) hat den Versuch gemacht, sie streng chronologisch zu ordnen.

Bei aller Bewunderung, welche diese Gedichte von jeher in- und außerhalb Italiens gefunden haben, hat es doch nicht an solchen gefehlt, welche den Dichter der Nachahmung und sogar des Plagiats in Beziehung auf die Provenzalen beschuldigt haben. Daß ein Mann von einer so umfassenden Gelehrsamkeit, der namentlich mit den Dichtern der Römer höchst vertraut war, unwillkürlich Ausdrücke und Bilder von ihnen erborgte, ist wol nicht zu verwundern, und schon ältere Herausgeber, vorzüglich aber Tassoni, haben die Stellen aus den Alten, die ihm vorgeschwebt haben mögen, sorgfältig angemerkt; vielmehr ist er sehr zu loben, daß er sich nie als ihr sklavischer Nachtreter zeigt. Ebenso mag er, wie Tassoni ebenfalls nachgewiesen, wol einige Worte und Wendungen mit den Provenzalen, die ihm nicht unbekannt sein konnten, gemein haben. Aber daß er vieles, ja ganze Gedichte von einem limosinischen Dichter, Ausias March, aufgenommen habe, ist längst widerlegt und gezeigt worden, daß dieser Ausias March beinahe ein Jahrhundert nach Petrarca gelebt habe. Was er etwa von den weit über Gebühr geschätzten Provenzalen mag erborgt haben, ist wenigstens nicht sein Bestes, es sind eben die frostigen Wortspiele, die geschraubten Gedanken, die schwierigen Reime und vielleicht, um es mit einem Worte zu sagen, eine Sprache der Liebe, die mehr aus dem Verstande und dem Witze, als aus dem Herzen kommt [15]). Andere haben ihm vorgeworfen, daß er den Dante geplündert habe [16]). Im Canzoniere sind davon aber nur geringe Spuren zu entdecken, und nur solche, welche auch der Zufall und die einmal gegebene Phraseologie einer Sprache können veranlaßt haben. In den Trionfi stößt man dagegen allerdings viel häufiger auf Ausdrücke, Bilder und Wendungen, welche man wol kaum anders, als aus Dante entlehnt nennen kann; der allmälig ermattende Geist mochte wol hier mehr als früher aus dem Gedächtniß schöpfen und sich nach fremder Hilfe umthun. Diese Trionfi sind das Werk seines höheren Alters. Wir wissen aus den von Ubaldini bekannt gemachten Fragmenten, daß Petrarca 1356 an einem der ersten Capitoli arbeitete und daß er am 12. Febr. 1374, also wenige Monate vor seinem Tode, noch mit dem letzten Capitel beschäftigt war. Der Anlage nach ist es zwar vollendet, aber man sieht deutlich, daß ihm die letzte Feile fehlt. Wahrscheinlich hat es sich nach dem Tode des Dichters in mehren einzelnen Heften und losen Blättern, auch wol in mehren vom Dichter selbst herrührenden, von einander abweichenden Abschriften, vorgefunden, welche man geordnet hat, so gut man konnte; daher denn auch manche Handschriften nicht allein sehr viel abweichende Lesarten, sondern auch eine verschiedene Ordnung der Capitel haben. Manches würde der Dichter ohne Zweifel anders gestellt, manches wol ganz verworfen haben. Bei seinem Tode wußte man nur, daß er ein Werk dieses Namens hinterlassen habe, wie sich denn Boccaccio auch nach diesem eifrig bei dem Schwiegersohne Petrarca's erkundigt [17]) und die Befürchtung äußert, es möchte wol verbrannt worden sein. Das Gedicht besteht aus einer Reihe von Visionen in Terzinen geschrieben und soll im Allgemeinen den Gang der menschlichen Schicksale und das Lieblingsthema aller seiner Schriften, die Eitelkeit alles Irdischen, darstellen, doch so, daß er dabei vorzüglich auf sich selbst und auf die Geliebte,

13) Praef. Epist. ad Fam. und letzter Brief der Sammlung Ed. Gen. p. 682. 14) Rime di M. Fr. Petrarca estratte da un suo originale (Roma, *Grignani*, 1642) und in den verschiedenen Abdrücken der Ausgabe des Muratori.

15) Weniger ist bis jetzt darauf geachtet worden, wie Petrarca Gedanken, Ausdrücke und Bilder aus seinen lateinischen Gedichten in seine italienischen und vice versa übertragen hat. 16) Mazzoni, Difesa di Dante. T. II. L. 6. c. 25—29. 17) De Mehus p. 206.

die auch hier verherrlicht wird, Rücksicht nimmt. Zuerst ist es der Triumph Amor's in vier Capiteln, worin, nachdem mit langweiliger Erudition viele berühmte, von der Liebe überwundene Männer und Frauen aller Zeiten aufgeführt und ihre Leiden geschildert worden, der Dichter durch den Anblick Laura's, selbst zu einem der Sklaven Amor's wird; wunderlich genug, da er am Anfange des Gedichts schon von sich als von einem längst liebenden redet. Der ganze Zug geht nach Cypern. Hier entspinnt sich ein Kampf zwischen Amor und Laura, Trionfo della castità, worin der erste überwunden wird (man weiß aber eben nicht, wie Laura nach Cypern an den Hof Amor's kommt); der ganze Zug geht nun nach Bajä und von da nach Rom, ohne irgend eine Motivirung. In dem letzten Aufzuge Amor's in Cypern, sowie hier in der Begleitung Laura's finden wir schon die eisige und unpoetische Manier späterer italienischer und französischer Dichter, eine Menge von Gefühlen, Leidenschaften ꝛc. als personificirte Wesen darzustellen. Dann folgt in zwei Capiteln der Trionfo della morte. Im ersteren wird der Tod der Geliebten geschildert, im zweiten, unstreitig das Beste im ganzen Gedicht, erzählt er eine Erscheinung Laura's, in der Nacht nach ihrem Tode, worin sie dem Geliebten über ihr Leben und ihr Betragen gegen ihn Rechenschaft gibt; aber grade dieses schönste Capitel paßt sehr schlecht zur Anlage des Ganzen, oder scheint wenigstens nicht an seiner rechten Stelle zu stehen. Der Trionfo della fama in drei Capiteln ist überaus langweilig und enthält nichts als eine unsäglich lange Aufzählung berühmter Männer und Frauen, Krieger, Historiker, Philosophen und Dichter der Römer, Griechen, Barbaren und aus der heiligen Geschichte, sowie auch einige wenige Neuere. Außerdem findet sich noch ein Capitel, welches offenbar sich an das zweite Capitel des Trionfo della fama anschließt, aber so matt und eintönig ist, daß der Dichter selbst es vermuthlich verworfen hatte: ein andres kleineres Fragment scheint zum Tr. della morte zu gehören. Der Trionfo del tempo ist einer der schwächsten und hierauf folgt der Tr. della Divinità, welcher besser Tr. dell' eternità genannt würde, denn nur von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ist darin die Rede und wie die Ewigkeit alles besiege.

Wie viel man auch auf die diesem Werke fehlende letzte Feile rechnen möge, die Grundfehler des Gedichts wären damit auf keinen Fall vertilgt worden, denn sie liegen in der ersten Anlage, in der ganzen Idee des Werks. Eine Vermuthung, wie kühn sie auch scheinen mag, dringt sich dennoch unabweislich auf; daß Petrarca in der Jugend schon durch den Ruhm des Dante angeregt, auf ein ähnliches großes Werk gesonnen, aber es, wie er sagt, wieder aufgegeben habe, wissen wir aus einem Briefe an Boccaccio [18]): wie nun, wenn die Trionfi das wiederaufgenommene, durch Zeit und Umstände freilich modificirte Werk seiner Jugend hätte sein sollen? [19]) Es ist nicht zu leugnen, daß es sowol im Ganzen als im Einzelnen, in dem Ernst und der Würde des Gegenstandes, wie in der äußern Form und Darstellung und in der Entwickelung eine leise Absicht verräth, sich an die Seite der Divina Commedia zu stellen. Aber wie unendlich groß ist die Kluft, welche beide Werke trennt? Alles, wodurch Dante unerreichbar groß ist, das eben fehlt diesem Werke, und die ungeschickte, unklare Anlage, das Unzusammenhängende des Ganzen, die Unbestimmtheit aller Umrisse, der gänzliche Mangel an Anschaulichkeit und Wahrheit, die inneren Widersprüche, alles zeigt, daß dem Dichter der Trionfi das Höchste in der Poesie, der schöpferisch ruhig ordnende Geist, die Kraft, ein großes, vielgegliedertes Ganze zu entwerfen und zu beleben, gänzlich gefehlt habe: ihm war nur gegeben, einzelne Momente und Stimmungen zu erfassen und glücklich darzustellen; er war zum Lyriker, nicht zum Epiker geboren.

Außer diesen beiden Hauptwerken, dem Canzoniere und den Trionfi, findet man in vielen Ausgaben der italienischen Gedichte Petrarca's noch mehre Gedichte, Sonette, Canzonen und die vorhin angeführten Fragmente zu den Trionfi, zusammen unter dem Namen Rime rifiutate, oder vom Dichter verworfene Stücke, deren Zahl sich mit leichter Mühe durch manche einzeln vorkommende, dem Petrarca beigelegte Gedichte vermehren ließe.

Nach dieser Übersicht des Lebens und der Werke Petrarca's sei es erlaubt, noch einen Blick auf seine Person, seinen Charakter als Mensch und als Schriftsteller, seine Studien und seinen Einfluß auf Zeitgenossen und Nachwelt zu werfen. Er selbst [20]) sagt zwar, er sei nicht von ausgezeichneter Gestalt gewesen, doch aber erwähnt er, daß er sich in der Jugend für sehr schön gehalten [21]) und daß man, wegen seiner Schönheit, mit Fingern auf ihn gewiesen [22]). Auch im höheren Alter rühmte er von sich, daß seine Augen glänzend, seine Hautfarbe zwischen weiß und dunkel die Mitte gehalten, daß er ein sehr scharfes Gesicht gehabt, nach dem 60. Jahre aber doch sich einer Brille habe bedienen müssen: nicht von großer Stärke, aber von ausgezeichneter Gewandtheit sei sein Körper gewesen, und er habe sich stets der besten Gesundheit erfreut, bis das Alter Gebrechen und Krankheit herbeigeführt [23]). Schon vor dem 25. Jahre fing sein Haar an zu bleichen [24]), während sein Vater einst sehr erschrocken gewesen, als er nach seinem 50. Jahre das erste graue Haar auf seinem Haupte entdeckt habe. Im Alter war sein Haar theils ausgefallen, theils schneeweiß geworden, doch erfreute er sich noch in dem Anfange der Sechsziger einer ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Kraft, sodaß er dem Alter eine begeisterte Lobrede hielt [25]). Andere [26]) erwähnen noch, daß er von hoher und würdiger Gestalt, von großer Schönheit und daß sein Gedächtniß so stark gewesen, daß er über 20,000 Verse auswendig gewußt habe. Daß er die See fürchtete, ist schon er-

18) Sen. V, 3. 19) Ginguené's Ansicht, daß der von Boccaccio erhaltene Dante den Petrarca zu diesem Werke begeistert, fällt in sich zusammen, sobald man weiß, daß Petrarca dies Exemplar des Dante erst 1359 erhielt.

20) Ad post. 21) Fam. XIV, 1. 22) Sen. VIII, 2. 23) Ad post. 24) Fam. VI, 3. 25) Sen. VIII, 2. 26) Manetti, Squarciafico.

wähnt worden; auch Gewitterfurcht gesteht er ein, und daß diese mit ein Grund seiner Liebe zum Lorbeer sei, weil man behaupte, dieser Baum werde nie vom Blitze getroffen [27]). Alle seine Biographen erschöpfen sich in Lobeserhebungen seines Charakters: es gibt fast keine Tugend, die sie ihm nicht beilegen [28]). Er selbst hat, wie schon früher erwähnt, in seinem Werke De contemtu mundi sehr aufrichtige Geständnisse über sich selbst abgelegt, und ebenso in der Schrift Ad posteritatem. Hier rühmt er sich der Mäßigkeit im Essen und Trinken, was nicht allein unbedenklich anzunehmen, sondern auch noch hinzuzusetzen ist, daß er vielmehr aus misverstandener Frömmigkeit, und in der Meinung, dadurch die Lüste des Fleisches zu brechen, in Enthaltsamkeit von Wein und Fleisch vielleicht zu weit gegangen, und durch vieles Wachen, durch den Genuß von vielem Obst und Wasser und häufiges Fasten seine ursprünglich sehr feste Gesundheit erschüttert haben mag. Er rühmt sich ferner, und gewiß mit vollkommenem Rechte, daß er Pracht und Aufwand jeder Art von jeher gehaßt habe und ihm nichts über den Umgang mit Freunden gegangen sei, wovon sein ganzes Leben ein rühmliches Zeugniß ablegt. Er war eben so treu und beständig in der Freundschaft wie in der Liebe; wenn man gleich gestehen muß, daß die eine wie die andere bei ihm mehr den Charakter der Lebensgewohnheit, als der Leidenschaft gehabt zu haben scheint. Er beschuldigt sich des leicht aufwallenden Zornes, wovon wir auch allerdings in seinen heftigen Streitschriften Beweise genug haben; doch, setzt er hinzu, sei er leicht zu versöhnen gewesen, habe Beleidigungen nie nachgetragen, Wohlthaten dahingegen nie vergessen; was wir ebenfalls unbedingt unterschreiben müssen. Wenn er aber sagt, daß er, obwol von den Großen, er wisse nicht warum, aufgesucht, doch die Freiheit über alles geliebt habe, so verstand er darunter wol nur die Freiheit, ohne bestimmte Geschäfte und Dienstverhältnisse seinen Studien leben zu können. Diese hat er sich allerdings unter allen Umständen, mit sehr geringen Ausnahmen, bewahrt; wie er denn einmal nachrechnet, daß er im Ganzen nur wenige Monate in dem Dienste seiner großen Beschützer verloren habe [29]). Fassen wir den Eindruck, welchen sein Leben und seine Schriften auf uns gemacht haben, in kurzem zusammen, so müssen wir sagen: er war ein durchaus wohlgesinnter, rechtschaffner und liebenswürdiger Mann, aber von großer Schwäche des Charakters [30]), sodaß sein Leben nicht selten in Widerspruch stand mit den schönen Gesinnungen und Grundsätzen, die er überall äußert; voll Begeisterung für die Freiheit, voll Abscheu vor der Tyrannei der Großen und des Adels, lebte er doch zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit ihnen: kühn in Schriften und nachgiebig, ja, schmeichlerisch im Leben, nicht aus niederem Eigennutz, sondern weil ihm Beifall der Welt und Ansehen bei den Großen Bedürfniß waren. Still und zurückgezogen leben und eben durch diesen Schein der größten Uneigennützigkeit und Bescheidenheit die Augen der Welt auf sich ziehen und bewundert werden, das, oder mit andern Worten, Schwäche, Eitelkeit und Ruhmsucht, waren die Grundzüge seines Charakters. Selbst sein bei allen Gelegenheiten, vorzüglich aber beim Auftreten Rienzi's, lautwerdender Patriotismus war doch eigentlich hohl und leer. Wie er aus Florenz verbannt und nirgends heimisch war, wirklich kein Vaterland hatte, so war seine ganze Liebe nicht auf etwas wirkliches, sondern auf das ganz falsche Bild gewendet, welches ihm von der alten Herrlichkeit Italiens unter den Römern vorschwebte. Von seinem poetischen Talente ist bei Gelegenheit seiner lateinischen und italienischen Gedichte geredet worden. Ein unsterbliches Verdienst hat er sich erworben durch den Eifer, womit er selbst die Alten studirte und andere durch sein Beispiel und seine Ermunterungen dazu antrieb. Es ist bekannt, wie unermüdet er zeitlebens überall, wo er hinkam, nach den Werken der Alten forschte. Manches davon hat er zuerst entdeckt, oder wenigstens für die Nachwelt gerettet. So die Briefe Cicero's ad familiares, die er in Verona in einer Kirche fand; auch die Ad Atticum hat er besessen, wie aus seinen Schriften sich ergibt [31]), und von beiden will man Abschriften von seiner eignen Hand in der Laurentiana besitzen; denn die damaligen Gelehrten mußten, bei der Seltenheit und Unwissenheit der Abschreiber [32]), vielfältig selbst die Mühe des Copirens übernehmen. Auch mehre Reden Cicero's mag er zuerst aufgefunden haben. Von Quinctilian konnte er sich nur ein sehr unvollständiges und halbzerstörtes Manuscript verschaffen [33]). Es ist schon früher erwähnt, daß er in seiner Jugend das Werk Cicero's, De gloria, will besessen haben, welches nicht wieder aufgefunden worden ist. Ebenso will er in der Jugend eine Handschrift von Briefen August's an seine Freunde gesehen haben [34]), die weder er selbst noch sonst jemand seitdem gesehen hat. Ob er das große Werk Varro's, Rerum divinarum et humanarum, oder wenigstens Bruchstücke davon, wirklich gesehen, später aber nicht wieder habe auffinden können, bleibt zweifelhaft, indem die verschiedenen Abdrücke des Briefes, worin er davon redet [35]), so sehr von einander abweichen, daß aus der Ed. Gen. sich deutlich ergibt, er habe es nie gesehen; in dem Abdruck dagegen der Ausgabe Ven. 1501 per *Simonem de Luere* heißt es [36]): licet divinarum et humanarum libros — puerum me vidisse meminerim. Ebenso wenig ist es seinen fleißigsten Nachforschungen gelungen, die fehlenden Bücher des Livius wieder aufzutreiben [37]). Sein Eifer für solche Nachsuchungen war so bekannt, daß ihm auch der Papst Clemens VI. den Auftrag gegeben hatte, vorzüglich in Italien für ihn nach alten Handschriften zu suchen [38]); und nicht mit eignen Bemühungen zufrieden, hatte er an alle

27) De contemtu mundi. Ed. Bas. p. 408. 28) Boccaccio, Filelfo, Fil. Villani, Manetti, Squarciafico 2c. 29) Sen. XVI, 1. 30) Auch die bittern Klagen, welche er über seine Diener führt (Var. 20. Ed. Gen.), und daß es ihm nie gelungen, einen guten, bescheidenen und treuen Diener zu finden oder zu bilden, scheint diesen Vorwurf zu bestätigen.

31) Fam. III, 18. 32) Er klagt darüber in mehren Briefen und in De remediis utriusque fort. L. I. c. 43. 33) Ad veteres illust. ep. 7. 34) Rer. memorand. L. I. c. 2. p. 445. 35) Ad vet. illustr. Ed. Gen. p. 671. 36) Bei Mehus. 37) Rer. mem. L. I. p. 448. 38) Fam. VII, 4.

seine Freunde, nach England, Frankreich und Spanien, geschrieben [39]), um sie zu ähnlichen Nachforschungen aufzufodern. Mag auch das Prunken mit Gelehrsamkeit und Citaten in seinen Briefen mit Recht schon von den Zeitgenossen getadelt und verspottet worden sein [40]), er hat doch ohne Zweifel das bis dahin sehr vernachlässigte Studium der Alten geweckt, und mit Petrarca beginnt zuerst die Reihe der eigentlichen Philologen und Gelehrten im heutigen Sinn. Ja, das Schicksal war ihm in seinem gelehrten Eifer so günstig, daß aus seinem Hause, und gewissermaßen aus seiner Schule, der Mann hervorgegangen ist, welcher am meisten zur Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit in Italien beigetragen hat. Giovanni Malpaghini da Ravenna, weniger durch Schriften als durch Lehrertalent ausgezeichner, welcher die berühmtesten Philologen aus dem Anfange des 15. Jahrh. unter seinen Schülern zählte, war als ein armer Knabe zuerst nach Venedig in die Schule des Donatus Apenninigena gekommen, welcher ihn dem Petrarca empfahl, der ihn zu sich nahm und bald sehr lieb gewann. Er mag etwa zwei Jahre dort geblieben sein, als ihn der brennende Eifer, das Griechische zu erlernen, nach dem südlichen Italien trieb; allein Geldmangel brachte ihn bald zum Petrarca zurück, der ihn einige Jahre später seinem Freunde Francesco Bruni in Rom und andern Freunden in Neapel [41]) empfahl. Im Ganzen mag er wol, wenn auch mit jahrelangen Unterbrechungen, von 1361 — 1374 um Petrarca gewesen sein. Nach dem Tode Petrarca's lehrte er erst in Padua und später in Florenz, wo er auch an Feiertagen den Dante erklärte. Er starb 1420 [42]). Nicht auf Bücher allein beschränkte sich der Sammlerfleiß Petrarca's. Er scheint zuerst die Wichtigkeit der alten Münzen geahnet und sich eine Sammlung derselben angelegt zu haben [43]). Auch Landkarten suchte er aufzutreiben [44]), und soll, nach Flavius Blondus, unter den Augen des Königs Robert eine Karte Italiens haben entwerfen lassen, welche jener Gelehrte des 15. Jahrh. gesehen haben will. Daß er sich eifrig auch um geographische Kenntnisse bemühte, geht unter andern aus einem Briefe [45]) hervor, worin er viel über die Schwierigkeit redet, die Lage der Insel Thule zu bestimmen; ebenso aus andern Briefen [46]) und aus dem Itinerarium Syriacum. Hat er selbst auch nur eine sehr geringe Kenntniß des Griechischen erlangen können, so war er doch eifrig bemüht, sich griechische Handschriften zu verschaffen und besaß wenigstens mehre Schriften Platon's [47]) und einen Homer [48]): ob er aber den Euripides und den Sophokles erhalten, welche Leontius Pilatus ihm aus Constantinopel schaffen sollte [49]), oder den Hesiod, den er sich vom Sigeros erbeten hatte [50]), läßt sich nicht mehr nachweisen. Auf jeden Fall hat sein Beispiel und das seines Freundes Boccaccio mächtig dazu beigetragen, das Studium der bis dahin gänzlich vernachlässigten griechischen Sprache in Italien zu wecken, welches im folgenden Jahrhunderte der Philologie so reiche Früchte getragen hat. Petrarca war ohne Vergleich der gelehrteste Mann seiner Zeit und sein Ruhm in dieser Hinsicht so verbreitet, daß selbst fremde Fürsten auf seine Entscheidung in gelehrten Dingen sich beriefen. So zeigte er [51]), freilich mit leichter Mühe, die evidente Unechtheit eines Documentes, worüber Karl IV. seine Meinung wissen wollte. Seinem Scharfsinn und seiner historischen Kritik war der Anachronismus, auf welchem die Äneis beruht, ebenfalls nicht entgangen; wenigstens rühmt er sich, daß er der erste gewesen, der diesen Umstand entdeckt habe, und erzählt, daß er viele Vorwürfe von den Bewunderern Virgil's deshalb habe erdulden müssen [52]). Sein durch ernstes Studium der Alten genährter Geist war weit über die meisten Vorurtheile seiner Zeit erhaben. Er theilte nicht den damals ganz allgemeinen Glauben an die Astrologie und verspottet ihn oft auf das Bitterste; ja, er zwang einst den Hofastrologen der Gebrüder Visconti zu dem Geständniß: er denke über diese Dinge ganz wie Petrarca, aber man müsse nun einmal schon sein Leben so fristen [53]). Ebenso erkannte er die Eitelkeit der Alchimie [54]). Auch von der Medicin, wenigstens wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, hielt er nicht viel. Der Streit, in welchen ihn der Zorn der Ärzte Clemens' VI. verwickelt hatte, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen Unglauben an diese Wissenschaft und seinen Spott gegen die Ärzte zu schärfen. Obgleich ein sehr gelehrter und auch durch astronomische und mechanische Kenntnisse ausgezeichneter Mann, Giovanni de' Dondi, welcher von einem Planetarium, das er in Pavia angefertigt hatte, aus Misverstand vom Volke den Zunamen dell' orologio erhalten hatte, der genaue und von ihm hochgeachtete Freund Petrarca's war, unterließ er es doch nicht, sowol gegen ihn selbst [55]) als bei unzähligen Gelegenheiten, seine Verachtung gegen die Medicin auszusprechen [56]). Am meisten that er dies gegen das Ende seines Lebens, wo er bei den häufigen Krankheitsanfällen, die er erlitt, und von welchen er sich immer ohne Hilfe und gegen die Voraussagungen der Ärzte erholte, Gelegenheit genug hatte, die Unkunde der damaligen Äskulape zu erkennen. Da er indessen nicht blos die Arzneien der Ärzte, woran er wahrscheinlich sehr wohl that, sondern auch ihre diätetischen Rathschläge verschmähte, so mag es doch wol sein, daß er durch übertriebenes Fasten und eigensinnige, fast blos auf Vegetabilien und Wasser beschränkte Diät seinen Tod beschleunigt hat. Mehr noch als diese besseren Einsichten in die natürlichen Dinge muß man an ihm die Geistesfreiheit bewundern, womit er auch solche Dinge beurtheilte, welche mit seinen religiösen Überzeugungen nahe verwandt waren. Petrarca war ein durchaus christlich gesinnter Mann, dem Glauben der Kirche treu und mit Überzeugung ergeben; fast jede Zeile seiner Werke legt Zeugniß ab von sei-

39) Fam. III, 18. 40) Ib. VI, 4. 41) Sen. XI, 8. 9. 42) Sein Leben ist noch wenig bekannt. Vergl. *Tiraboschi* V, 556. *Mehus* p. 349 sq. Sen. V, 6. 7 und XI, 8. 9 und vorzüglich *Baldelli* p. 249. 43) Fam. X, 3. 44) Baldelli (p. 132) aus einem ungedruckten Briefe. 45) Fam. III, 1. 46) Sen. IX, 2. 47) De ignorantia sui ipsius. Ed. Bas. p. 1162. 48) Var. 21. Ed. Bas. 49) Sen. VI, 1. 50) Var. 21.

51) Sen. XV, 1. 52) Sen. IV, 4. 53) Sen. III, 1. I, 6. Fam. III, 8. De remed. utr. fort. Lib. I. Dial. 112. 54) De remed. Lib. I. Dial. 111. 55) Sen. XII, 1. 2. 56) Vorzüglich Sen. V, 4. XIII, 8.

ner Liebe zum Christenthum und von seinem Hasse gegen Laster und gegen die Spötter und Feinde der christlichen Lehre. Ja, seine Frömmigkeit hatte sogar eine starke monachistische Färbung, wie seine nächtlich wiederholten Gebete und sein häufiges und strenges Fasten beweisen, und wie nicht blos die Sitte der Zeit und sein Stand als Geistlicher, sondern auch wol die furchtbare Zerrüttung der bürgerlichen Zustände, die Unsicherheit des von Krieg und Pest fast unaufhörlich und überall bedrohten Lebens so leicht erzeugen konnten. Der Gedanke an Tod und Ewigkeit, daß das Leben nur eine Wanderung sei und ihr Ziel der Himmel, die Betrachtung der Gewißheit des Todes und der Ungewißheit der Todesstunde, die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen kommen auf eine wahrhaft ermüdende Weise fast in jedem Briefe und in allen seinen Schriften vor. Dennoch zeigte er, weit erhaben über jede abergläubische Furcht, bei einer Gelegenheit, wo sein freilich sehr sinnlicher Freund Boccaccio von ängstlicher und unmännlicher Furcht ergriffen wurde, eine merkwürdige Unbefangenheit des Urtheils. Ein sonst eben nicht sehr bekannter im Geruch der Heiligkeit gestorbener Karthäuser, Pietro Petroni aus Siena, hatte angeblich bei seinem Tode (1361) einem andern Mönche aufgetragen, den Boccaccio und mehre andere und auch den Petrarca, zu warnen und ihnen zu melden, daß ihr Lebensende nahe bevorstehe. Diese Verkündigung hatte einen tiefen Eindruck auf Boccaccio gemacht, und den Entschluß in ihm erzeugt, nicht blos seinen Lebenswandel zu bessern, sondern auch seine Bücher zu verkaufen, der Poesie und den Studien zu entsagen und sich ganz einem geistlichen Leben zu weihen. Die Antwort Petrarca's[57]) auf diese Meldung seines Freundes ist ein Meisterstück von Vernunft und wahrer Frömmigkeit. Ohne grade die Nachricht selbst als Betrug zu verwerfen, versichert er doch, er werde, wenn der Bote auch zu ihm komme, Gesicht, Augen, Haltung, Bewegung, Stimme, Rede aufs Genauste beobachten, um sich von der Ehrlichkeit desselben zu überzeugen. Übrigens tröstet er den Freund, daß ja diese Nachricht des baldigen Todes ihnen beiden nichts Neues sein könne und ermahnt ihn, zwar sein Leben zu reinigen, aber keineswegs den Studien und dem Umgange mit den Musen deswegen zu entsagen.

Zum Beschluß geben wir hier noch eine Übersicht der wichtigsten Ausgaben sowol der sämmtlichen Werke als vorzüglich des Canzoniere insbesondere. Eine vollständige Liste derselben würde zu viel Raum wegnehmen; wer sie zu kennen wünscht, findet sie theils in mehren Ausgaben der Gedichte, wie z. B. in der von Francesco Soave (Milano 1805 und 1820); theils in Ebert's bibliographischem Lexikon, theils in Rossetti's raccolta per la bibliografia del Petrarca (Trieste 1834. 8.), theils und am vollständigsten in Marsand's Biblioteca petrarchesca. (Milano 1826. Fol.)

Gesammtausgaben, oder doch solche, welche die meisten, vorzüglich lateinischen, Werke in sich vereinigen, sind nur folgende vorhanden:

57) Sen. I, 4.

Petrarchae opera omnia. Bas. ap. *Johan. de Amerbach* 1495. Fol., von Baldelli selbst gesehen. Venet. 1496 wird von Ebert als verdächtig bezeichnet, der dagegen die erste als von 1496 anführt.

Venet. *Simon de Luere* 1501. (2 Th. in 1 B. Fol.)

Venet. *Simon Papiensis* dict. Bivilacqua 1503. Fol. dazu gehört: Bucolicum carmen, in 12 eclogas distinctum, cum commento *Benvenuti Imolensis*. Venet. *M. Horrigono* MCCCCXVI, welches nach Ebert wol mit Recht MCCCCXCVI und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, 1516 heißen muß, da dieser Anhang schon auf dem Haupttitel von 1503 erwähnt wird.

Hierauf folgen die vollständigsten, aber äußerst fehlerhaft gedruckten Ausgaben:

1) Bas. *H. Petri* 1554 Fol. von Herold besorgt, und mit den italienischen Gedichten vermehrt.

2) Ibid. ap. *eund.* 1581. Fol. bloßer, wo möglich noch fehlerhafterer Abdruck des vorigen.

Außerdem gibt es noch eine Sammlung in mehren Bänden 16., welche die meisten lateinischen Werke Petrarca's, mit Ausschluß der Gedichte und der Briefe enthält: Bernae, *Le Preux* 1600, wovon einzelne Bände in verschiedenen Ausgaben vorkommen.

Unendlich zahlreicher sind die Ausgaben des Canzoniere, welches leicht über 300 Mal gedruckt worden ist. Man kennt nach der sorgfältigsten Aufzählung und genauen Beschreibung, welche Marsand und Ebert geliefert haben, und nach Rossetti's Raccolta, einige 20 Ausgaben des 15. Jahrh., 134 des 16., nur 17 im 17., 42 im 18. und über 65 bis zum Jahre 1832. Wir müssen uns daher hier auf die wichtigsten Familien unter diesen Ausgaben beschränken.

Unter den Ausgaben des 15. Jahrh. sind die seltensten und schönsten: Die erste (Ven.) *Vendelin* (de Spira) 1470 Fol. Roma, *Georg Lauer* 1471 Fol., wovon man nur vier Exemplare kennt. Padova. *Martinus de 7 arboribus*, 1472 Fol. Vier von 1473: Romae, *de Lignamine*, Fol. Venet. (*Jenson*) Fol. (Mediol.) *Zarotus* Fol. und Parmae, *And. Portilia*, 4. Diese letztere enthält nur die Trionfi, mit dem hier zum ersten Male, sonst aber oft gedruckten, Commentar des Filelfo. Darauf folgen: (Vicenza) *Achates* 1474 Fol. Bonon. 1475 Fol. blos die Trionfi, mit dem ebenfalls sehr oft gedruckten Commentar des Bernardo Illicinio, oder Glicinio, dessen eigentlicher Name Lapini war. Bonon. 1476 Fol. nur die Sonette und Canzonen mit dem Commentar des Filelfo, gehört also zu der von Parma 1473. Venet. *de Siliprandis* 1477. 4., mit dem Commentar des Anton. da Tempo. Firenze, *Bonaccorsi* 1485, nur der Trionfo della fama, mit dem Commentar des Jacop. Poggio. Sonst noch Ausgaben von 1478. 1480—1482. 1484. 1486. 1488. 1490. 1492—1493. Drei von 1494. 1497 und zwei ohne Jahr. Die meisten enthalten den Commentar des Illicinio über die Trionfi und den des Filelfo über die Sonette und Canzonen.

Unter den zahlreichen Ausgaben des 16. Jahrh. verdienen Erwähnung:

Venez. *Bartolom. de Zanis* 1500 Fol. mit dem Commentar des Filelfo über die erste Hälfte und dem des Squarciafico über die letzte Hälfte der Gedichte.

Venet. *Aldus* 1501. 8. Die erste Aldine, angeblich nach einer eigenhändigen Handschrift Petrarca's im Besitz des Cardinal Bembo. Hierauf folgen noch vier Aldinen: 1514. 1521. 1533 und 1546 und mehre Nachdrücke.

Firenze, *Giunta*, 1504. 8. Die erste Giuntina, deren es noch drei gibt 1510. 1515. 1522. Die letzte ist die geschätzteste.

Venet. *Fratelli da Sabbio*, 1525. 4. Die erste mit dem Commentar des Vellutello, welcher in allem 28 Mal gedruckt worden; die besten dieser Ausgaben sind die von 1528. 38. 41. 44. 45. 47. 50. 52. 54. 58. 60. 63. 68. 73. 79. 84. Fast jede dieser spätern erschien auch zugleich in einer andern Officin.

Venet. *Bindoni e Pasini*, 1532. 8., einzige Ausgabe mit dem unsinnigen Commentar des Fausto da Longiano.

Napoli, *Jovino e Canzer*, 1533. 4., einzige Ausgabe des ebenso wunderlichen Commentars des Sylvano da Venaphro.

Venet. *Frat. da Sabbio*, 1533. 4., mit dem sehr geschätzten Commentar des Gesualdo, welcher noch 1541. 1553. 1574 und 1581 gedruckt worden ist.

Venet. *Marcolini*, 1539. 8., mit einigen Osservazioni di *Francesco Alunno*.

Venet. *Nic. da Sabbio*, 1541. 4. Erste Ausgabe des Commentars von Bernardo Daniello da Lucca, dessen eigentlicher Verfasser aber ungewiß ist. Er ist nur noch einmal 1549 erschienen.

Venet. *Giolito*, 1547. 12., von Lod. Dolce besorgt, der ihn in der nämlichen Officin noch sehr oft herausgegeben.

Lyon, *Rosillio*, 1550. 16., mit Noten von Brucioli. Auch diese Ausgabe ist mehrmals wieder aufgelegt worden.

Venet. *Pietra santa*, 1554. 8., von Ruscelli besorgt, der ihn noch mehrmals hat abdrucken lassen.

Venet. *Valgrisi*, 1558. 12., auch von dieser Firma gibt es mehre Auflagen.

Basil. 1582. 4., erste Ausgabe des seltnen Commentars von Castelvetro. Später Venet. *Zatta*, 1756. 2 Vol. 4., eine schöne und ausgezeichnete Ausgabe mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli.

Das 17. Jahrh. ebenso arm an Ausgaben des Petrarca, wie an denen des Dante, bietet kaum zwei erwähnungswürdige Ausgaben dar. Venet., *Porro*, 1600. 64., mit schönen Kupfern und Roma, *Grignani*, 1642 Fol. Diese sehr seltene Ausgabe enthält die von Ubaldini aus einer Originalhandschrift mit vielen Correcturen versehenen Gedichte, wovon oben die Rede gewesen; ferner Il trattato delle virtù morali di Roberto re di Gerusalemme; Il tesoretto di Ser Brunetto Latini und quattro canzoni di *Bindo Bonichi da Siena*. Ein Nachdruck dieser Ausgabe ist Torino 1750. 8. erschienen.

Mit dem 18. Jahrh. beginnt die Reihe der meist kritisch berichtigten Ausgaben, an deren Spitze würdig steht:

Modena, *Soliani*, 1711. 4., von Muratori mit seinen und den Anmerkungen des Tassoni und des Muzio. Der Commentar des Tassoni [58]), obgleich flüchtig und während einer Seereise geschrieben, zeichnet sich durch beißenden Witz und durch die aus den Alten und den Provenzalen beigebrachten Parallelstellen aus. Diese treffliche Ausgabe ist 1727. 1741. 1759 und Roma, *de' Romanis*, 1821 wiederholt worden; letztere wimmelt aber von Druckfehlern. Ein neuer Abdruck ist Padova 1826. 8. erschienen.

Padova, *Comino*, 1722. 8., mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli und einem guten Katalog der frühern Ausgaben. Diese schöne und correcte, von Volpi besorgte, Ausgabe ist 1732. 8. wiederholt.

Bergamo, *Lancellotti*, 1746. 8., mit einem Leben Petrarca's, vom Herausgeber Serassi.

Firenze 1748. 8., von Bandini besorgt, welcher schöne Varianten gesammelt und das Leben des Dichters dazu geschrieben hat.

Feltre 1753. 2 Vol. 16., mit Noten von Pagello.

Parigi, *Prault*, 1768, 2 Vol. 18., niedlich und correct.

Dresda, *Walther*, 1774. 12., mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli; erste teutsche Ausgabe.

Londra (Livorno), *Tomm. Masi*, 1778. 2 Vol. 12.; mit schönen Kupfern und correct wiederholt 1815, und nach dem Text des Marsand 1820.

Orléans 1786. 2 Vol. 18., Theil der niedlichen Cazin'schen Sammlung.

Leipzig 1796. 8. Petrarca's sämmtliche italienische Gedichte, mit Erklärungen von Friedrich Hermann. Trotz dem Titel ist es doch nur eine Auswahl einzelner Gedichte.

Verona 1799. 2 Vol. 8., von Morelli, mit bisher ungedruckten Noten von Beccadelli.

Berlino e Stralsunda, *Lange*, 1799. Theil der elend gedruckten Sublime scuola von Agosto de' Valenti.

Parma, *Bodoni*, 1799. 2 Vol. gr. Fol., mit einer Vorrede von Dionisi. Prachtausgabe, in welcher der Herausgeber sich viele Willkürlichkeiten im Text erlaubt hat. Correcter ist die zugleich erschienene kleine Ausgabe in 2 Vol. 8.

Von den in unserm Jahrhundert in und außerhalb Italiens zahlreich erschienenen Ausgaben führen wir hier nur die durch innern Werth, Correctheit oder Eleganz und Pracht ausgezeichneteren an.

Die von der Società tipografica de' classici italiani (Milano 1805. 2 Vol. 8.) herausgegebene und von Francesco Soave besorgte Ausgabe, welche 1820 mit der frühern Jahrzahl bezeichnet wiederholt worden ist, gehört zu den schlechtesten dieser großen Sammlung; dagegen ist ein neuer Abdruck von 1826, 2 Vol. 16., correct und gut.

Pisa 1805. dalla tipografia della società letteraria. 2 Voll. Fol., von Rosini besorgt, ist eine Prachtausgabe, von welcher nur 250 Exemplare abgezogen worden sind.

58) Zuerst: Considerazioni sopra le rime del Petrarca di *Alessandro Tassoni* (Modena 1609. 8.), worauf die Risposta di *Giov. Aromatari* (Padova 1611. 8.) und andere Streitschriften folgten.

Jena, *Frommann*, 1806. 2 Vol. 12., von Fernow besorgt, ist unstreitig die beste in Teutschland erschienene Ausgabe.

Londra, *Bulmer*, 3 Vol. 12., von Zotti, mit guten Noten; der dritte Band enthält die in diesem Artikel oft citirte Abhandlung des Lord Woodhouselee.

Venet., *Vitarelli*, 1814. 2 Vol. 8., von Meneghelli; es ist die erste Ausgabe, in welcher der Versuch gemacht worden, die Gedichte chronologisch zu ordnen. Ein Abdruck davon ist Padova, *Crescini*, 1819.

Zwickau, *Schumann*, 1818. 2 Vol. 18., ohne die Trionfi, Theil der Biblioteca portatile de' classici italiani; unbedeutend.

Padova, tipografia del seminario. 1819—1820. 2 Vol. gr. 4., mit mehren schönen Kupfern.

Dies ist die schönste und correcteste aller bis jetzt bekannten Ausgaben, vom Prof. Marsand besorgt. Es sind nur 450 Exemplare vorhanden und der Preis ist bedeutend, 150 Lire. Ebenso brauchbar sind die wohlfeilen Abdrücke: Brescia, *Bettoni*, 1821. 2 Vol. 12. Firenze, *Ciardetti*, 1821. 2 Vol. 8. und 1824. 4 Vol. Milano, *Silvestri*, 1823. 16. Milano, *Bettoni*, 1824. 8. Der mit der größten Sorgfalt von Marsand, nach den bewährtesten alten Ausgaben hergestellte Text liegt fast allen neueren zum Grunde. Die Gedichte sind hier, wie schon von einigen frühern Herausgebern, z. B. Vellutello, geschehen, in vier Theile eingetheilt. Sonetti e canzoni in vita. S. e. c. in morte di M. Laura, Trionfi und Son. e Canz. sopra varj argomenti.

Paris 1820, 2 Vol. 8., mit einem weitschweifigen, wenig brauchbaren, Commentar von Biagioli.

London, *Pickering*, 1822 in 64., Theil der Sammlung miniature classics, die kleinste aller bekannten Ausgaben, aber doch sehr deutlich.

Firenze, *Molini*, 1822. 12., sehr schön und correct.

Milano, *Stella e figli*, 1826. 16., mit Noten von Leopardi.

Cremona, *Micheli e Bellini*, 1826. 8., erste Stereotyp-Ausgabe.

Leipzig, *Fr. Fleischer*, 1826. 8., Theil des Parnasso italiano, von A. Wagner besorgt.

Trieste, Marenigh, 1826. 8., edizione singolarissima, descritta ed illustrata dall' Avvocato *Dom. de' Rossetti.*

Padova, alla Minerva, 1827. 4., Theil des von Sicca besorgten Parnasso classico. Ebend. 1829. 2 Vol. 12.

Firenze, *Ciardetti*, 1832. 2 Vol. 8., mit einer Auswahl von Noten von Castelvestro, Tassoni, Muratori, Alfieri, Ginguené u. a.

Als Curiositäten mögen hier noch angeführt werden die abgeschmackte Arbeit des Girolamo Malipiero, Il Petrarca spirituale, welche zuerst Venet., *Marcolini*, 1536. 4., und dann noch 1538. 45. 67. 75. 81. 87. und 1681 erschienen ist.

Eine ebenso frostige Nachahmung des Petrarca ist: *Lodovico Paterno*, Nuovo Petrarca. Venet. 1560. 8. und I sonetti, le canzoni ed i trionfi di M. Laura in risposta di M. Fr. Petrarca per le sue rime Vinez., *Comin da Trino*, 1552. 8. und Ibd. Bassaglia 1740; der Verfasser soll ein Stef. Colonna sein.

Marsand (in der Bibliot. Petrarchesca. p. 257) führt eine Handschrift von 1577 an, welche Rime di M. *Fr. Petrarca* tradotte in spirituale per M. *Marina Salvatori*, Viniziana, enthält. Es ist der berühmten Bianca Capello gewidmet und ungedruckt geblieben.

Die uns bekannt gewordenen Übersetzungen der italienischen Gedichte Petrarca's sind folgende:

a) Teutsche: Sechs Triumphe Fr. Petrarca's, durch Daniel Federmann von Memmingen. Basel, Perna, 1578. 8.

Sechs Triumphe oder Siegesprachten, übersetzt mit Beliebung der fruchtbringenden Gesellschaft. Köthen 1643. 4.

Siegesgepränge der Zeit, übersetzt von Mühlpfort, Leipzig 1659. 4.

Petrarca's Gedichte von Hermann. Leipzig 1796. Vide supra.

Auswahl von Petrarca's Gesängen, von Laube. Glogau 1808. 8.

Petrarca's italienische Gedichte, übersetzt von C. Förster. Leipzig u. Altenburg 1818. 2 Bde. 8.

Neue durchaus umgearbeitete Ausgabe. Leipzig 1833. 8.

Petrarca's sämmtliche Gedichte, übersetzt von Bruckbräu. München 1827. 6 Bde. 24.

b) Französische: Les triomphes de Messire Fr. Pétrarque, translatés etc. Paris, *Vérard*, Fol. (Der Übersetzer soll George de la Forge sein.) Wiederholt 1519. Lyon 1531. Paris, *Janot*, 1539 et 1554.

Les triomphes de Pétrarque, traduits par le Baron *d'Opède*, Paris, *les Angeliers*, 1538. 8.

Laure d'Avignon; Extrait du poète florentin Fr. Pétrarque et mis en françois par *Philieul Vasquin*. Paris, *Gazeau*, 1548. Avignon, *Bonhomme*, 1555. 8.

Les triomphes etc. par *Jean Ruyr*. Troyes, *Garnier*, 1588. 8.

Auch unter den Werken des Clément Marot und Ronsard's finden sich mehre Übersetzungen einzelner Gedichte Petrarca's.

Le Petrarque en rimes françaises avec ses commentaires, par *Philippe de Maldeghem*, seigneur de Leyschot. Bruxelles 1600. 8. und Douay, *Fabris*, 1606. 8.

Les oeuvres amoureuses de Pétrarque traduites par *Placide Catanusi*. Paris 1669. 8. et 1709.

Le génie de Pétrarque ou imitations en vers Français de ses plus belles poésies. Parme, *Guichard*, 1778. 8.

Choix de poésies de Pétrarque, traduits (en prose) par *Levesque*. Venise et Paris 1787. 2 Vol. 12.

Poésies de Pétrarque, traduits en vers françois par *Léonce de St. Géniés*. Paris 1816. 2 Vol. 8.

c) Spanische: Petrarca con los seys triunfos, trad. por *Antonio de Obregon*, mit dem Commentar des Illicinio. Logroño, *Guillen de Brocar*, 1512. Fol.

Sevilla, *Varela*, 1526. Medina del campo, *de Riulis*, 1554. 4.

De los Sonetos, Canziones etc. del gran poeta Fr. Petrarca, traducidos por *Sal. Usque*, Lusitano. Parte I. (y unica) Venet. *Bevilacqua* 1567. 4.

Los triumphos etc. Salamanca, *Périer*, 1581. 4.

Los sonetos etc. del poeta Fr. Petrarca, por *Henrique Garcez*. Madrid, *Droy*, 1591. 4.

d) Englische: Petrarch, Sonnets. Bath. 1800. 8. A selection of sonnets from various authors. London 1803. 8.

The triumphs of Petrarch, translated by *H. Boyd*. London 1807. 8.

Petrarch translated in a selection of his sonnets etc. by the translator of Catullus (*Nott*). London 1808. 8.

Laura, or Authology of sonnets by *Lofft*. London 1814. 8.

Eine kleine Anzahl Canzonen und Sonette, übersetzt von Lady Dacre, findet man in *Ugo Foscolo* Essay on Petrarch. London 1823. Appendix VII.

Von neuern Schriften über den Petrarca sind uns, zum Theil noch während des Abdrucks dieses Artikels, zugekommen *Bruce Whyte*, Histoire des langues romanes. Paris 1841. 3 Voll. und L'illustre chatelaine des environs de Vaucluse par *Hyac. d'Olivier-Vitalis*. Paris 1842. Beide treffen darin mit uns überein, daß sie die Jungfräulichkeit Laura's behaupten und manche Fehler in dem Werke des Abbé de Sade aufdecken, was sie aber Eigenes aufstellen, möchten wir nicht vertreten. (*Blanc.*)

PETRAS, der alte Name zweier Häfen, eines großen und eines kleinen, an der afrikanischen Küste. 1) Der große Petras (*Πέτρας*, *Πέτρας μέγας λιμὴν*, auch blos *μέγας λιμήν*), ein alter Hafenort an der Küste von Marmarike, mit den Vorgebirgen Ardanis und Katáonion. Dieser Hafenort (auch als Hafenstadt betrachtet) wird schon von Skylax (p. 106 sq. ed. *Gron.*) angegeben, welcher ihn einfach durch *Πέτρας* bezeichnet. (Vergl. dazu die Noten von Vossius und Gronov.) Denselben Hafen führt Strabon (XVII, 3, 838 *Cas.*) mit den Worten *μέγας λιμὴν* auf, ohne *Πέτρας* hinzuzufügen. Ptolemäus (IV, 5) hat die verdorbene Schreibart *ἡ Πέτρα* (*Πέτρας μεγάλης λιμήν*), und Sickler (2. Th. S. 628) nennt daher irriger Weise den Ort Petrá Magná. Von Plynoi aus erreichte man (nach *Scylax* l. c.) mit der Fahrt eines halben Tages den bezeichneten großen Hafen: und von hier segelte man in einem Tage bis zum Hafen Menelaos. (Vergl. *Herodot.* IV, 169.) Strabon (l. c.) gibt folgende topographische Bestimmungen: *εἶτα λιμὴν Μενέλαος καὶ Ἀρδανίξης* (auch Ardanis genannt), *ἄκρα ταπεινή, ὕφορμον ἔχουσα· εἶτα μέγας λιμήν, καθ' ὃν ἡ ἐν τῇ Κρήτῃ χεῤῥόνησος ἵδρυται, τρισχιλίων που σταδίων διάρμα ἀπολιποῦσα μεταξύ, κτλ.* Also 3000 Stadien betrug nach ihm die Distanz vom großen Hafen bis zum gegenüberliegenden Chersonesos von Kreta. Vergl. *Cellar.* Vol. II. Afric. p. 102 sq. *Gronov.* ad *Scylac.* p. 107. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 36 fg. 2) Der kleine Petras (*Πέτρας ὁ μικρὸς λιμήν*), ein Hafen an derselben Küste von Marmarike. Skylax (p. 107 ed. *Gron.*) setzt eine Tagesfahrt von dem oben bezeichneten Hafen Menelaos bis Kyrthaneion. Von hier bis zum Hafen Antipyrgos rechnet er die Fahrt eines halben Tages. Von Antipyrgos (bei Skylax ist die Lesart *Ἀντίπυγος* verdorben) bis zum kleinen Hafen Petras setzt er wiederum einen halben Tag an. Auch Ptolemäus (l. c.) kennt diesen kleinen Petras, von Strabon aber ist er übergangen worden. Vergl. *Cellar.* Vol. II. Afric. p. 103. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 38. (*Krause.*)

PETRAU, PETROW, Dorf im mährisch-österreichischen Kreise Hradisch mit 600 Einwohnern, welche sich außer dem Feldbau auch mit Tuchweberei beschäftigen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRE, in der Aussprache Pitr, englisches Freiherrengeschlecht, das, wenn auch seine Illustration nur von den Zeiten Heinrich's VIII. sich herschreibt, nichtsdestoweniger in der altvornehmen Herkunft manche höher betitelte, auf weit hergeleitete Stammbäume sich stützende Geschlechter des Inselreichs übertrifft. Wilhelm Petre, Sohn von Johann, wird im J. 12 Eduard's IV. genannt, und wurde in seiner Ehe mit Johanna Vater von zwei Söhnen, Johann und Thomas. Ein später Nachkomme von Thomas ist Johann gewesen (1620). Thomas' älterer Bruder, Johann, auf Tor-Brian, in Devonshire, war Vater von sechs Söhnen, deren jüngster, Alexander, als Kanzler der Kirche von Exeter und Archidiakon von Huntingdonshire vorkommt, während einzig der dritte, Wilhelm, dauernde Nachkommenschaft hinterließ. Geboren im Beginn von Heinrich's VIII. Regierung, studirte Wilhelm zu Oxford, in Exeter college, bekleidete später in All-souls college die Stelle eines Fellow, und zuletzt die eines Principals von Peckwaters-Inn. Im J. 24 Heinrich's VIII. empfing er den Doctorhut, und wurde sofort in Staatsgeschäften gebraucht, wie er denn 1535 einer der von Cromwell behufs der großen Klosterrevision bestellten Commissarien gewesen ist. Es war Aufgabe der Commissarien, in der genausten Erforschung des Lebenswandels der einzelnen Klosterleute die Mittel zu einer allgemeinen Anklage aufzufinden, und hat Wilhelm damals one of the Clerks in Chancery und Master of the Requests zur vollständigen Zufriedenheit des Gebieters gewirkt, sich selbst aber von dem Kirchenraube einen schönen Antheil verdient. Es wurde ihm im J. 30 Heinrich's VIII. das Priorat Clattercote, in Oxfordshire, und der Rittersitz Gynge-Abbots, mit der Voigtei des Rectorats von Ingarston, alias Gyng ad petram, in Essex, von dem aufgehobenen Kloster Berkyng herrührend, verliehen. Im J. 35 Heinrich's VIII. wurde Petre in den geheimen Rath eingeführt, auch noch in demselben Jahre zum Staatssecretair ernannt, dann 1544, wie der König sich zu dem Einfall in Frankreich anschickte, der zur Regentin ernannten Königin Katharina, als Conseil, beigegeben. Hingegen findet sich sein Name nicht unter den 16 Testamentsexecutoren, welchen für die Dauer der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung des Reichs anbefohlen, nur dem zweiten Vor-

mundschaftsrath der Zwölf, die jedoch auf eine consultative Stimme beschränkt waren, war er zugetheilt. Als ein gewandter Geschäftsmann wußte er jedoch in dem Staatssecretariat sich zu behaupten: im J. 3 Eduard's VI. ließ er sich auch das Amt eines Treasurer of the Court of First-fruits and Tenths, for life, zuweisen, und 1550 ging er mit dem Grafen von Bedford und Paget zu den Conferenzen von Guines, deren Resultat der am 24. März mit Frankreich abgeschlossene Friedensvertrag war. Nicht minder war er Mitglied der unter Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury angeordneten Commission für die Bestrafung und Rectification aller Rectoren, Vicarien, geistlicher oder weltlicher Personen, welche verachten oder in Worten verunehren würden das Buch, genannt: The book of common prayer, and administration of the sacraments, and other rites and ceremonies of the church, after the use of the church of England. Es sollten die Commissarien, in confidence of their sound knowledge, zealous faith, innocency of life and behaviour, and readiness to dispatch affairs, Macht haben, die Straffälligen, wenn es nöthig wäre, ins Gefängniß zu schicken und mit Ketten zu belasten, oder auf Bürgschaft zu setzen. In dem Streite Somerset's und Warwick's hatte Petre Partei für den Herzog genommen, sodaß dieser ihn nach Elyplace, an die Gegner, um eine Versöhnung zu vermitteln, absandte; da Petre aber hier die hilflose Lage seines Protectors gewahrte, so fand er es damals nicht für gut, zurückzukommen. Er wurde von Warwick mit offnen Armen aufgenommen (Oct. 1549). Mit dem Lordkanzler und Anton Wyngfield wurde er am 26. Aug. 1551, nach Coppedhall, an die Prinzessin Maria abgesandt, um ihr die Ausübung des alten Gottesdienstes zu untersagen; er erhielt hier eine Antwort, wie der beherzteste Mann sie kaum gewagt haben würde. Nicht volle zwei Jahre später führte er die Feder zu Eduard's VI. Testament, nur daß er den König eigenhändig die Zeilen zu der neuen Substitution der Krone niederschreiben ließ. Mit derselben Vorsicht wußte Petre dem Conflict nach Eduard's Ableben zu entgehen, sodaß die Königin Maria keinen Anstand nahm, ihn als ersten Staatssecretair beizubehalten, ihn auch, in dem Jahre ihres Regierungsantrittes, zum Kanzler des Hosenbandordens mit einem Gehalte von 100 Mark bestellte. Als Staatssecretair hat er den Ehevertrag der Königin unterhandelt, auch den ersten Commercientractat mit den Moskowitern zu Stande gebracht. Einige Beunruhigung empfand gleichwol Wilhelm in seiner behaglichen Stellung: es wandelten ihn, unter dem Einflusse der eifrig katholischen Herrschaft, Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Besitzes von Kirchengütern an. Diese Zweifel trug er dem heiligen Vater vor, affirming that he was ready to employ them to spiritual uses, und Paul IV. erlaubte ihm durch Dispensation vom 28. Nov. 1555, diese Güter ferner zu besitzen. Selbst die große Umwandlung aller Dinge, die durch die Thronbesteigung der Königin Elisabeth veranlaßt wurde, ging spurlos an Petre vorüber. Geraume Zeit diente er noch als Staatssecretair und bis zu seinem Ende behauptete er seinen Platz in dem geheimen Rathe. Er starb den 13. Jan. 1572 und wurde in der Kirche von Ingerstone beerdigt, wo ihm ein Monument errichtet ist [1]). Aus seinem Testament, und besonders aus dem Eingange desselben, erhellt, daß er im protestantischen Glauben gestorben ist, und in Devonshire sieben, in Essex neun Manors, ferner in Dorsetshire Charmouth, in Glocestershire Todenham und Sutton, in Somersetshire Cheriton, Montagu und Tyntenhull, in Kentshire Kenet und in Suffolkshire Kentford besessen hat, Güter, die sein Sohn und dessen männliche Leibeserben, und in deren Ermangelung sein Bruder Johann Petre auf Tor-Brian, in Devonshire, als Fideicommiß besitzen sollten. Auch reichliche Armenspenden verfügte das Testament. Sein Sohn Johann und drei Töchter, stammten aus der zweiten Ehe, während aus der ersten Ehe, mit Gertrude Tirrel (gest. den 28. Mai 1541), nur eine einzige Tochter, Dorothea, kam. Seine zweite Frau war die Tochter von Wilhelm Browne, dem 1514 verstorbenen Lord-Mayor von London, und hatte in erster Ehe den Sir John Tirrel von Heron-Place, in Essex, zum Manne gehabt. Ihr Sohn, Johann Petre, empfing im J. 18 Elisabeth's die Ritterwürde, die auch sein Vater gehabt, und saß in dem Parlament von 27 und 28 als Knight of the shire für Essex. Von König Jacob I. zum Baron Petre von Writtle in Essex ernannt, starb er zu West-Thorndon, in Essex, wo er das herrliche Haus erbaut hatte, den 11. Oct. 1613, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Waldegrave (gest. 3. Aug. 1605), vier Töchter und drei Söhne, Wilhelm, Johann und Thomas. Johann, auf West-Hannyngfeld, besaß außerdem die Manors Coggeshall, Warley, Loudonhill, Heyet, Mashbury und Tackley, alias Walthamhall zu Fellbridge, sämmtlich in Essex, war mit Dorothea, einer Tochter des Lord Wilhelm Morley und Monteagle, verheirathet, hinterließ aber bei seinem Absterben (den 2. Jan. 1622) einen einzigen fünfjährigen Sohn, der bald seinem Vater nachgefolgt zu sein scheint. Thomas, auf Cranham, in Essex, zeugte in seiner Ehe mit Elisabeth Baskerville, drei Söhne, von denen nur der jüngste, Johann Petre, Ritter auf Fidlers, in Essex, Nachkommenschaft hinterließ: wenigstens ist dessen Sohn und Erbe, Philipp, den 1. Mai 1688 getauft worden. Wilhelm, der älteste Sohn des Lord Johann, folgte seinem Vater in dem Titel und den meisten Gütern: im J. 39 Elisabeth's war er für Essex zu einem

---

1) Von ihm schreibt Hollingshed: for his judgment and pregnant wit, he had been Secretary and of the Privy-Council to four Kings and Queens of this realm, and seven times Ambassador abroad in foreign lands: he augmented Exeter college, in Oxford, with lands to the value of 100 pounds by year; and also builded ten almshouses in the parish of Ingerstone, for twenty poor people; ten within the house, and ten without the house; having every one two-pence the day, a winter gown, and two load of wood, and among them feeding for six kine, winter and summer, and a chaplain to say them service daily. Anders und kürzer drückt ein Franzose sich aus: homme sçavant et d'une grande prudence. Les grandes richesses qu'il avoit acquises pendant une vie longue et laborieuse, lui attirèrent de l'envie: pour la diminuer par le bon usage de ces biens, il donna un gros revenu au collège d'Exeter à Oxford.

der Knights of the shire erwählt worden, und ist den 5. Mai 1637 gestorben. Er war vermählt mit Katharina, der Tochter von Eduard Somerset, Grafen von Worcester (sie starb den 30. Oct. 1624), und hatte von ihm vier Töchter und sieben Söhne, nämlich: Robert, Wilhelm, Eduard, Johann, Thomas, Heinrich und Georg. Der letzte war vermählt mit Anna, der Tochter von Heinrich Fox, der Witwe von Johann Mostoin; von ihm rühmt eine Inschrift zu Basingwork-Abbey, in Wales, er habe for the Romane Catholique Faith et Loyalty to his Ma.tie sein Vaterland verlassen, und sei in dem Alter von 34 Jahren, zu Wexford, den 26. Sept. 1647, gestorben, spending his time with great edification of his neighbours. Er besaß Greenfield in Flintshire.

Eduard, in Douay oder S. Omer zum Priester gebildet und in den Jesuitenorden aufgenommen, ist jener in den religiösen Wirren zu Zeiten König Jacob's II. so berühmt gewordene P. Petre. Mehr als irgend ein anderer bedeutender Mann hat er der gröbsten Verleumdung zur Zielscheibe dienen müssen. Als eine reine Erfindung betrachten wir z. B. die nach der Revolution, von Hampden vor dem Oberhause gegebene Erklärung, daß seine Begnadigung Folge eines von seinen Freunden ausgegangenen Anerbietens, an einflußreiche Männer, nämlich an Lord Jeffreys und den P. Petre 6000 Pfund zu bezahlen, gewesen sei. Hingegen tritt in der Rivalität zwischen Rochester und Sunderland der große Einfluß des Jesuiten auf das Cabinet deutlich an den Tag. Ohne Hoffnung, der mächtigen Partei, auf welche seine Gegner sich stützten, im offnen Felde entgegentreten zu können und indem er den fernen Abstand vom Staatssecretair zu dem Lord-Schatzmeister gar wol erkannte, hatte Sunderland, um sich die Freundschaft der Ultra-Katholiken zu erwerben, stets als ihr warmer Freund und Verfechter gehandelt. Gleichwol empfing er, als er sich das durch Halifax' Entfernung erledigte Präsidium des geheimen Raths vom Könige erbat, einen abschlagenden Bescheid. Mit nicht besserm Erfolge suchte er, für diesen Zweck, Jeffrey's Verwendung nach. Darauf ließ er den P. Peter einschreiben; dieser stellte dem Könige vor, wie es in seinem Interesse sei, ebenso sehr den Mann, welcher seine den Katholiken günstige Absichten fördere, zu belohnen, als denjenigen seine Ungnade fühlen zu lassen, der von jeher diese Absichten zu durchkreuzen bemüht gewesen. Petre's Gründe, oder Ungestüm, siegten, und Sunderland gelangte zu der Präsidentschaft, ohne darum das Staatssecretariat niederlegen zu dürfen. Sunderland verfehlte nicht, den wichtigen ihm geleisteten Dienst durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel zu vergelten. Unter den Katholiken befand sich keiner, der in dem Maße wie Petre, des Königs Gunst und Vertrauen besessen hätte. Ihm war die Oberaufsicht der königlichen Kapelle zugetheilt, er bewohnte zu Whitehall die Appartements, welche Jacob als Herzog von York inne gehabt hatte, aber eine officielle Anerkenntniß seiner Wichtigkeit sollte erst Sunderland ihm verschaffen. Zugleich mit den vier katholischen Peers, die, ohne die gesetzliche Qualification, in den geheimen Rath eingeführt wurden, nämlich zugleich mit Powis, Arundel, Belasyse und Dower, empfing auch Petre seine Ernennung zu dieser Stelle. Die vorsichtigern Katholiken geriethen bald in Unruhe: sie theilten ihre Besorgnisse der Königin mit, und Maria von Este vermochte soviel über den königlichen Gemahl, daß die Ernennung zwar nicht widerrufen, aber doch deren Veröffentlichung suspendirt wurde. Es scheint diese Verwendung darum hauptsächlich Eingang gefunden zu haben, weil Jacob das Ergebniß von Castlemaine's Unterhandlungen zu Rom abwarten wollte, und sich schmeichelte, daß sein Gewissensrath, endlich mit der bischöflichen Würde bekleidet, um so weniger Schwierigkeiten bei seinem Eintritte in den geheimen Rath begegnen würde. Petre wollte sich in Dankbarkeit von Sunderland nicht übertreffen lassen, und bot darum allen seinen Einfluß auf, um die Entfernung Rochester's durchzusetzen. Am 3. Jan. 1687 wurde das Amt eines Lord-Schatzmeisters aufgehoben, der gefallene Minister trat in das Privatleben zurück, erhielt jedoch zum Dank für geleistete Dienste von dem König eine reichliche Leibrente und andere Verleihungen. An dem unvernünftigen Zwist mit den Universitäten waren Petre und Sunderland wesentlich schuld; die gemäßigten Katholiken des Hofs, welche die nothwendigen Folgen von diesem Benehmen befürchteten, wagten den Versuch, so gefährliche Tendenzen durch eine verständige Vermittlung zu neutralisiren. Sie bewogen den königlichen Beichtvater, den Franziskaner P. Mansuetus, der von Geburt ein Lothringer war, sich den Absichten des P. Petre entgegenzusetzen, dieser aber erlitt alsbald die vollständigste Niederlage, und mußte, als ein zwar wohlmeinender, jedoch dem hochwichtigen Amte durchaus nicht gewachsener Mann die Heimfahrt antreten, während an seine Stelle, als Beichtvater, der Rector des Collegiums zu S. Omer, der P. Warner, trat. Als zweite Folge von Petre's Siege ergab sich der nun endlich dem bisher incognito anwesenden Nuntius, Adda, bewilligte öffentliche Empfang. Sollte aber durch diese dem Nuntius angethane Ehre Innocentius XI. für die persönlichen Wünsche von Jacob und dem P. Petre günstiger gestimmt werden, so fand sich in kurzer Zeit Veranlassung, auf solche Hoffnungen zu verzichten. Der Oheim der Königin hatte zwar auf Jacob's Bitten den Purpur empfangen, allein keine Vorstellungen zeigten sich wirksam genug, um von dem Papste die Dispensation von jener Regel des Jesuitenordens zu erlangen, welche dem P. Petre die Gelangung zu der bischöflichen Würde untersagte. Castlemaine hatte deshalb stürmische Auftritte mit dem Papst und auch der Cardinal von Norfolk (Howard) in Rom mußte sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht alles, was in seinen Kräften war, angewandt hätte, um den Willen des Königs zu erfüllen, und die Beförderung des P. Petre durchzusetzen [2]). Jacob ermüdete darum nicht in sei-

2) Barillon schreibt: ceux qui y ont travaillé ont eu pour motif de décréditer le cardinal de Norfolk, que l'on croit n'avoir pas agi comme il devait pour le P. Piters. Il y avait une cabale de quelques catholiques ici, qui avaient eu dessein de faire venir ici le cardinal de Norfolk; mais le projet a été renversé. Ceux qui sont liés avec le P. Piters et le P. Warner, confesseur, ont détourné le voyage du cardinal de Norfolk

nen Zudringlichkeiten; nachdem er seine erste Empfindlichkeit überwunden hatte, ließ er für Petre den Cardinalshut, der verschiedentlich an Jesuiten vergeben worden war, nachsuchen. Abermals zeigte sich Innocentius unerbittlich, sodaß der König sich genöthigt sah, seine Absichten für die Verherrlichung des Freundes aus eigner Machtvollkommenheit zu verwirklichen. Am 6. Oct. 1687 wurde Petre zum Cabinetssecretair ernannt, den Sonntag darauf erschien er in der Kapelle von Whitehall, nicht in der Ordenstracht, sondern in der Kleidung eines Weltpriesters; am 1. November nahm er, auf Befehl des Königs Platz unter den Geheimeräthen. Das Erstaunen des großen Haufens und der Unwille über dieses Ereigniß ist kaum zu beschreiben. Die Feinde des Königs freuten sich im Stillen, weil sie sich bereits am Ziele ihrer Wünsche wähnten; vernünftige Katholiken trauerten in Erwartung der kommenden Ereignisse. Um ihre Einwendungen zu vermeiden, hatte Jacob seine Absichten in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt; die wenigen Getreuen mußten sich beschränken, die Verblendung des Monarchen zu beklagen, welcher gewaltsam eine Revolution herbeizuführen gesonnen schien. In späterer Zeit hat Jacob zur Rechtfertigung seiner Verkehrtheit Nichts anzuführen gewußt, als daß Sunderland ihn durch seine List bezaubert habe. Der Einführung Petre's in den geheimen Rath war die von Sir Nicolaus Butler, einem irländischen Katholiken, vorhergegangen; die ausschließliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befand sich in den Händen des Triumvirats, das diese Beiden mit Sunderland ausmachten [3]), und auch abgesehen von einzelnen Meinungsnüancen, stets gemeinsam wirkte. Eine Differenz von einiger Bedeutung ward durch Sheridan, den Staatssecretair von Irland, veranlaßt. Dieser mit Tyrconnel, dem Lord-Deputy, zürnend, wagte, auf den Beistand des katholischen Primas von Armagh zählend, eine förmliche Denunciation seiner Gegner. Für ihn erklärte sich Petre, gegen ihn sprach Sunderland, dieses Mal überwog der Einfluß des Ministers den des königlichen Freundes. Sheridan wurde abgesetzt. Glücklicherweise für Sunderland hatte der P. Petre im Mai desselben Jahres, 1687, sein Glaubensbekenntniß als Katholik empfangen; in Erwägung dessen wußte der Priester seiner Empfindlichkeit zu gebieten. Zu Weihnachten 1687 stellte er, gemeinsam mit Butler dem Könige die Nothwendigkeit vor, wiederum einen Lord-Schatzmeister zu bestellen, indem er zugleich Sunderland's besondere Fähigkeiten für diesen Posten hervorhob, aber wiederum verfehlten diese Rathschläge ihres Zweckes. Unumwunden erklärte Jacob, für einen Unterthanen sei die gesuchte Würde zu einflußreich. Ist in der königlichen Weigerung ein Zeichen der abnehmenden Gewalt des P. Petre wahrzunehmen, so verharrte hingegen der Haß seiner Feinde in seiner vollen Wirksamkeit. Ihm hauptsächlich wurden nach wie vor alle Maßregeln zugeschrieben, durch welche der Bestand der reformirten Kirche gefährdet sein sollte, keine List blieb unversucht, diese dem Volke künstlich eingeredete Besorgniß stets in ihrer vollen Thätigkeit zu erhalten. Auf Veranstaltung des Prinzen von Oranien wurde zu diesem Zwecke eine vom Anfang bis zu Ende erdichtete Correspondenz des P. Petre mit dem französischen Jesuiten la Chaise veröffentlicht und allerwärts verbreitet, doch bemühte sich grade um diese Zeit Petre, wenn auch vergeblich, eine der Nation besonders gehässige Entschließung des Königs zu bestreiten. In den Angelegenheiten der Bischöfe war Petre, von dem man erzählt, er habe in den ungemessensten Ausdrücken die Bestrafung der Prälaten verlangt, gleichwol derjenige, der in Übereinstimmung mit Sunderland, dem Könige zu bedenken gab, welches Unheil eine gegen die gesammte Kirche von England gerichtete Herausfoderung der Krone bringen müsse, und der standhaft die Meinung festhielt, man solle den Bischöfen ihren Misgriff verweisen und sie bedeuten, daß sie grade der Declaration, welche sie abzulesen verweigerten und der von ihnen verabscheuten allgemeinen Gewissensfreiheit ihre Straflosigkeit zu verdanken hätten [4]). Die Unzufriedenheit der Unterthanen sollte bald von Außen her wirksame Unterstützung finden. In denselben Tagen, als der Prinz von Oranien seine erste Fahrt antrat, benutzten die Gegner des Ministeriums Sunderland die allgemeine Spannung, um dem König beizubringen, wie alle der Existenz seines Thrones bedrohliche Rathschläge von Sunderland und von Petre ausgegangen seien; wo nicht auf Verrath, doch jedenfalls auf Eigennutz, beruhe Sunderland's Verkehrtheit; auf Petre, mit dem der Minister mache, was ihm beliebe, wirke Leichtgläubigkeit und religiöser Fanatismus; die Verheißungen und Vorhersagungen von beiden seien, ohne alle Ausnahme, durch den Erfolg zu Schanden gemacht, Petre's Anwesenheit in dem geheimen Rath verletze fortwährend das Gefühl jedes protestantischen Engländers, und das Vertrauen, das Se. Maj. einem Minister schenke, welcher durch den Verdacht eines Verraths gebrandmarkt sei, schwäche den Eifer und lähme die Anstrengungen seiner getreuesten Anhänger. Von dem Ungestüme der unberufenen Rathgeber überwältigt, erklärte Jacob (am 22. Oct. 1688), Petre sollte von diesem Tage an nicht ferner

comme inutile et ne pouvant produire que division entre les catholiques, qui ne sont pas déjà trop unis.

3) In der ganzen Stellung glaubt Barillon zu erkennen: une grande augmentation de crédit pour mylord Sunderland, de qui les deux autres sont en quelque façon dépendans, et ne sont pas informés des affaires au point qu'il est. Ganz verschieden hiervon ist des andern französischen Gesandten Benrepos Ansicht: le roi connait bien le caractère de M. Sunderland, qui est ambitieux, et capable de tout sacrifier à son ambition, et quoiqu'il n'ait pas une grande confiance en lui, il s'en sert, parcequ'il est plus dévoué qu'aucun autre, et qu'il s'abandonne absolument à suivre tous les sentiments de son maître pour l'établissement de la religion catholique . . . ce qui paraît au public de la faveur de M. Sunderland n'empêche point qu'il ne soit dans une grande dépendance du père Piter, qui seul a l'entière confiance du roi . . . Il fera chasser M. Sunderland, dès que l'envie lui en prendra, ne manquant point de prétexte pour cela.

4) Barillon, wo er von der Divergenz der [illegible] Rathe, und besonders von der Ansicht, jede Anklag[illegible] schöfe aufzugeben, spricht, fügt hinzu: cet avis e[illegible] lord Sunderland et du P. Piters.

Sitz und Stimme in dem geheimen Rathscollegium haben, und am 27. October ließ er dem Minister Sunderland die Siegel abfodern, unter der Versicherung, daß er keineswegs Zweifel an seiner Treue hege, sondern lediglich, weil er sich genöthigt sehe, den Ansichten und Bitten seiner Umgebung zu folgen. Sunderland begab sich vorläufig nach Windsor, Petre, als Cabinetssecretair, durfte seine Wohnung in Whitehall beibehalten, und übte fortwährend auf den König jenen Einfluß, welchen der Freund dem Freunde zu verstatten pflegt, ohne daß er jedoch in der bald eintretenden Katastrophe seine Meinung über die persönliche Haltung des Monarchen hätte durchsetzen können. Petre hatte nämlich flehentlich den König gebeten, Westminster nicht zu verlassen; von dannen weichend, habe sein Vater den Fehler begangen, welchen er mit Krone und Leben hätte büßen müssen; er möge nur die Stimmung der Hauptstadt erwägen, seine Gegenwart halte den Pöbel nicht ab, die katholischen Kirchen zu brechen; wer könne, in seiner Abwesenheit, für der Königin, für des Prinzen von Wales Leben bürgen? Allein Petre's Rath wurde persönlichen Rücksichten zugeschrieben — hatte doch das Volk schon mehre Mal sein Blut gefodert — und Jacob zog hinaus in den kurzen, für alle Theilnehmer gleich ehrlosen Feldzug. Fast von allen verlassen, ging Jacob nochmals zu Rath mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Getreuen, wie die Sicherheit der Königin und des Prinzen zu bewirken sei. Im ersten Augenblicke der Landung des Prinzen von Oranien hatte Petre gerathen, den Prinzen von Wales nach Frankreich in Sicherheit zu bringen, weil ein solcher Entschluß ferait penser aux Anglois les plus sensés qu'ils s'engagent dans une guerre qui peut durer pendant plusieurs générations, quand même le véritable héritier, et celui qui a le droit, seroit dépossedé. Jetzt empfing er die Genugthuung, die Zweckmäßigkeit seines Raths anerkannt zu sehen, bevor aber derselbe zur Anwendung gebracht werden konnte, mußte er selbst den Wanderstab ergreifen, denn in diesen Tagen der Pöbelherrschaft war vor allen Andern sein Leben bedroht. Er ging zu Schiffe etwa den 3. Dec. 1688; es ist bei dem hohen Alter, in dem er damals stand, wahrscheinlich, daß er bald darauf in irgend einem Ordenshause seine Tage beschlossen hat. Dieses hohe Alter ist, im Vorbeigehen gesagt, die bündigste Widerlegung von vielen, durch Petre's Feinde ersonnenen Verleumdungen, die in einer Menge Druckschriften verbreitet, sogar der Ehren der Übersetzung würdig befunden worden sind. Ein wahres Meisterwerk der schamlosesten Obscenität und der frechsten Lüge sind namentlich die Galanterien des P. Petre.

Wilhelm, ein älterer Bruder des Jesuiten (geb. um 1602), kam 1612 als gentleman commoner auf Exeter college zu Oxford, verließ dasselbe, um auf dem bei derselben Universität von seiner Großtante, Dorothea Petre, und deren Gatten, Nicolas Wadham, gestifteten und reichlich begabten Wadham college der erste Nobleman zu werden, prakticirte bei verschiedenen Gerichtshöfen, und unternahm sodann weite Reisen durch verschiedene Länder von Europa, sodaß er sich den Ruf eines gentleman of great accomplishments erwarb. Ein eifriger Katholik, hat er Ribadeneira's Leben der Heiligen aus dem Spanischen ins Englische übersetzt. Er starb den 15. Jan. 1677 (1678), und wurde zu Stanford Rivers, in Essex, beerdigt. Der Sohn seiner Ehe mit Lucia Fermor, Wilhelm Petre (gest. am 12. Nov. 1686), ist der Vater eines andern, der Großvater eines dritten Wilhelm Petre geworden, dieser mit einer Schwester des Grafen Jacob von Derwentwater verheirathet.

Robert, der älteste von Wilhelm's sieben Söhnen, folgte seinem Vater als dritter Lord Petre, vermählte sich 1620 mit Maria, der Tochter des Viscount Anton Montagu, und starb den 23. Oct. 1638, indem er, außer zwei Töchtern, drei Söhne, Wilhelm, Johann und Thomas, hinterließ, die nach und nach alle drei zu der Peerswürde gelangen sollten. Der Erstgeborne, Wilhelm, war am 30. Dec. 1637 eilf Jahre alt geworden, als ihm durch des Vaters Ableben folgende Besitzungen anheim fielen: Great Bursteed, alias Bursteed-grange, das Manor, mit dem Rectorat und der Voigtei des Vicariats; die Manors Gurneys, alias Gurners, Whites, Challiveden, Writtle, East-Thorndon, Crondon, Bluntswalls und Watermans, die Pachtungen von Westlands, das Manor Bacons mit den Höfen Goughlands, Cutle, Seabrights, Puckhouses, Stiles, Mitchley, Browns; das Rectorat von Buttersbury, die Manors Cocobridge und Margaretting mit der Pachtung Woodbarns, die drei Parks, Hornfrith park, Writtle park und Crondon park, die Ländereien zu East und West Thorndon, Zehnten, Acker- und Weideland, auch Holzungen in Ingatston park, die Manors Ingatston, Ging-Petre und Hanley, mit den Pachtungen Barnards, Cophall, Broadmede, Cristbrook-croft, und dem Swan und Cock daselbst, das Manor Mountneysing, Manor und Pachtung Ingrave, alias Ging-Raffe, das Manor Tristinghall und die Pachtung Lawnes zu Mountneysing, Vorwerk und Wirthshaus zum Löwen in Chelmsford, Manor und Vorwerk West Thorndon, die Manors Frieldhouse, East, West und South Hanningfield und die Ländereien zu Stoddon, genannt Stoddon-place, die Ländereien Blith-Hedges, alles zusammen in Essex belegen, das Manor und das Rectorat Osmington, in Dorsetshire, die Manors Chard und Tatworth, zu Chatworth, in Somersetshire, die Manors South Brent, Churchstowe, Kingsbridge, Shut, South Leigh, Arminster, North Leigh, Wermingston, Laytwey, Uphay, Humfravile, Dowlshards, Haccomb-fee, Challonger, Comb-payne und Downe-humfrevile, das Manor und Hundred von Arminster, das Kloster Newham oder Newman mit Zugehör an Ländereien, die stattliche Pachtung Shipwrick-grange in Devonshire, die Manors Tuddenham und Tutton, in Glocestershire, das Manor Kennet, zu Kentford, in Cambridgeshire, endlich das Vorwerk Petre-House, und verschiedene andere Meiereien in dem Kirchspiel St. Botulf, außerhalb Aldersgate, und in dem anliegenden St. Bartholomäus Kirchspiel, binnen London. Seine erste Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Johann Rivers, blieb kinderlos; seine zweite Frau, Brigitta Pincheon, schenkte ihm eine einzige Tochter, Maria (geb. am 25.

März 1679), im Beginne der traurigen Gefangenschaft, welche ihr Vater im Tower zu erdulden hatte. Von Anfang her scheint Lord Petre bei Hofe wenig beliebt gewesen zu sein. In den während 17 Tagen fortgesetzten Debatten über den nonresisting-test, befand er sich, wie der ebenfalls katholische Marquis von Winchester, in der Opposition und stimmte fortwährend mit den Anführern der Volkspartei. Auf Oate's Aussage wurde er, der angebliche Generallieutenant des Lord Belasyse, als des von den Katholiken erwählten Oberbefehlshabers, mit dem Grafen von Powis, den Lords Stafford, Arundel und Belasyse, in den Tower gebracht (den 22. Oct. 1678). In Gesellschaft seiner Unglücksgefährten vor Gericht gestellt, vertheidigte er (den 15. April 1679) kurzweg seine Unschuld, ohne jedoch Leute, die zu verurtheilen bestellt und entschlossen waren, überzeugen zu können. Von der andern Seite ergab sich die Unmöglichkeit, eine Strafe über ihn zu verhängen, man begnügte sich darum ihn festzuhalten, und wartete die gewöhnlichen Folgen eines langwierigen Gefängnisses ab. Der Lord siechte vier Jahre, bis der Tod (den 5. Jan. 1683) ihn erlöste. Von seinem Sterbelager aus schrieb er an den König, um diesem seine Anhänglichkeit und seine Schuldlosigkeit an der eingebildeten Verschwörung zu betheuern, und daß er vollständig seinen Anklägern verzeihe. In Titel und Fideicommiß folgte ihm zunächst sein Bruder Johann, der aber bereits 1684 unvermählt starb, sodaß die abermals eröffnete Erbschaft an den jüngsten Bruder gelangte. Dieser, Thomas, sechster Lord Petre, wurde 1687 von König Jacob II. zum Lord-Lieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Essex und Stadt Colchester bestellt, obgleich er selbst bei dem Monarchen gegen eine solche gefährliche Neuerung remonstrirt haben soll; er starb den 4. Juni 1707, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Clifton einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Robert, siebenter Lord Petre, starb, nicht völlig 23 Jahre alt, an den Kinderblattern (den 22. März 1713); seine junge Witwe, Katharina Walmesley, wurde am 3. Juni 1713 von einem Posthumus, Robert Jacob, entbunden, welcher als achter Lord Petre am 2. Mai 1732 sich mit des Grafen Jacob von Derwentwater Tochter, Maria, verheirathete, die Kirche von West Thorndon neu aufbaute, und gleichwie der Vater, in der Blüthe der Jahre, an den Kinderblattern starb (den 13. Juli 1742). Seiner Gutthätigkeit wegen gegen die Nothleidenden ist er sehr bedauert worden [5]). Sein einziger Sohn, unter vier Kindern, Robert Eduard, neunter Lord Petre, vermählte sich den 19. April 1762 mit Anna Howard, Tochter von Philipp Howard, die zugleich mit ihrer Schwester, Lady Winifredis Stourton, Erbin von Thomas und Eduard, dem achten und neunten Herzog von Norfolk, und insbesondere von den alten Baronien Howard, Mowbray, Segrave ꝛc. war. Anna wurde Mutter von drei Kindern und starb den 16. Jan. 1787, worauf Lord Petre (Januar 1788) eine zweite Ehe mit Juliana von Glossop, der Tochter von Heinrich Howard, einging, und in derselben einen Sohn und zwei Töchter erzeugte. Den großen, mit der ersten Frau erheiratheten, Reichthum wußte er auf angemessene Weise zu verwenden. Sein Vater, welchem der alte Familiensitz Ingatston mit seinen irregulären Gebäuden, mit seinen von der Mode verurtheilten Gartenanlagen, mit den schönen Teichen in der sumpfigen Lage nicht mehr zusagte, hatte zu seiner künftigen Wohnung sich West-Thorndon ausersehen, wurde jedoch abgerufen, als der Bau kaum zur Hälfte vollendet war. Der Sohn ließ alles abtragen, und aus den in unsäglicher Menge herbeigeschafften Materialien ein neues, prächtiges Gebäude, nach den Zeichnungen von Jacob Paine, ausführen [6]). Die Halle, ein Cubus, hält 40 Fuß Länge, 40 Fuß Breite, gegen 32 Fuß Höhe, der Hauptsaal 60 zu 30, das Drawing-room 45 zu 25, der Speisesaal 36 zu 24, die Bibliothek 95 zu 20, die Kapelle 48 zu 24. Der sehr ausgedehnte Park prangt mit dem herrlichsten Holzwuchse, insbesondere erreichen die vielen ausländischen Bäume einen Wuchs, wie kaum anderswo in England. In West-Thorndonhall hatte der Lord die Ehre, den König Georg III. zu bewirthen, als derselbe sich nach Warley, zum Lager, begab, und es verursachten die wenigen Stunden einen Aufwand von über 3000 Pf. Am 29. April 1772 war Lord Petre an der Stelle des ausgeschiedenen Herzogs zu Beaufort zum Großmeister der Freimaurergesellschaft erwählt worden. Er starb den 21. Juli 1801; sein ältester Sohn erster Ehe, Lord Robert Eduard Petre, den 28. März 1809. Dieser (geb. den 3. Sept. 1763) hatte sich den 14. Juli 1786 mit Maria Brigitta von Glossop, der ältesten Tochter von Heinrich Howard, verheirathet, und war in dieser Ehe Vater von vier Söhnen und fünf Töchtern geworden. Der älteste Sohn, der heutige eilfte Lord Petre von Writtle, Wilhelm Franz Heinrich, ist den 22. Jan. 1793 geboren und hat aus zwei Ehen mehre Kinder.

Die Lords Petre, durch ihre Religion von den

5) Robert James (Jacob) Petre, welcher 1710 geboren wurde und 1742 an den Pocken starb. Peter Collinsen nennt diesen Lord in einem Briefe an Linné den würdigsten Mann, dessen Tod der größte Verlust für die Pflanzenkunde und Gartenkunst Englands sei. Er beschreibt in diesem Briefe die Gärten und Gewächshäuser Petre's, deren Inhalt vorzüglich aus tropischen Bäumen und Gewächsen von einer bisher in keinem anderen Garten gesehenen Zahl und Größe bestand, denn bei dem Tode des Lords fanden sich 219,925 größtentheils ausländische Gewächse, und schließt mit den Worten: „da dieser junge Mann der größte Mann unseres Geschmackes war, welchen dies Jahrhundert hervorgebracht hat, so hielt ich es nicht für unpassend, einige Nachricht von der Größe seines Geistes zu geben. Allein es ist unmöglich, seine Kenntniß und Erfahrung in allen schönen Künsten, vorzüglich in der Bau-, Bildhauer-, Maler- und Zeichnenkunst, sowie den Geschmack zu schildern, mit welchem er seinen großen Park, sowie seine Gärten anlegte und verschönerte." Collinsen wurde bei einem Besuche, welchen er 1768 bei dem würdigen Sohn und Nachfolger des Lords Petre abstattete, von seiner letzten Krankheit befallen, Hounsteun aber stiftete zu Ehren dieses letzteren die Pflanzengattung Petrea. (*G. M. S. Fischer.*)

6) This noble edifice, which must be ranked in the first class of buildings in this country, commands the most delightful prospects: the park and grounds had been much meliorated anterior to the erection of the house, with a view to the improvement of the ancient seat, built by Sir William Petre in 1591.

Staatsangelegenheiten ausgeschlossen, haben sich vorzugsweise mit dem Ackerbau beschäftigt, sind auch jederzeit in der Umgebung ihrer Güter, als freigebige und sinnige Wohlthäter der Armen, ungemein beliebt gewesen. Sie haben ihr Erbbegräbniß zu Ingatstone, und führen im Wappen, im rothen Felde einen goldnen, rechten Schrägbalken, dem zu jeder Seite eine silberne Pilgermuschel beigegeben. Darunter erscheinen die Worte: Sans Dieu rien. Unter den Gütern der Familie ist Marston Moor, das berühmte Schlachtfeld von 1644, unweit York zu bemerken. (*v. Stramberg.*)

Petrea, s. Petraea.

Petrefacten. s. Petrefactenkunde.

PETREFACTENKUNDE, PALAEOLOGIE, PALAEONTOLOGIE, Lehre von den Versteinerungen; Petrefacten, Versteinerungen, fossiles im Französischen, organic remains, organised fossils, fossils im Englischen.

Die Petrefactenkunde beschäftigt sich mit den Überresten solcher Geschöpfe, welche in Zeiten lebten, die in Rücksicht auf den Menschen die vorgeschichtlichen oder geologischen genannt werden. Diese Überreste liegen in den Schichtgesteinen der Erdrinde. Mit einem Petrefact oder einer Versteinerung verbindet man also heutzutage einen sehr bestimmten Begriff; alle zufällige Bildungen, denen Ähnlichkeit mit Thier- oder Pflanzenformen beiwohnt, alle Naturspiele, Steinspiele, figurirte Steine, Bildsteine, Incrustationen rc., welche ehedem zu den Versteinerungen gezählt wurden, sind davon ausgeschlossen; wogegen die Steinkerne und die Spursteine, als Ausfüllung oder Abdruck von wirklichen organischen Körpern, zu den Petrefacten gehören. Das Studium der Petrefacten führt zu den wichtigsten Aufschlüssen über die frühern Zeiten in der Geschichte unsers Planeten. Gäbe es keine Petrefacten, so würden wir überhaupt nicht im Stande sein zu wissen, daß die Erde vor unserer Zeit bewohnt gewesen. Durch sie nun erfahren wir nicht nur, daß die Erde schon früh Geschöpfe trug, sondern auch, daß diese zu verschiedenen Zeiten verschieden waren, und daß unsere jetzige Schöpfung nur einen letzten Abschnitt in der mit der Existenz organischer Geschöpfe beginnenden Zeitfolge bildet. Wie in der Völkergeschichte die jetzige Periode nur durch Hinzuziehung der frühern richtig zu verstehen ist, so führt das Studium der Petrefacten zu einer richtigern Ansicht über den gegenwärtigen Stand der belebten Natur; und es ist bei dieser Parallele merkwürdig, daß wir über die Vorzeit der Erdschöpfung ausführlichere und sicherere Kenntniß besitzen, als über ganze Abschnitte in der Geschichte unseres eigenen Geschlechtes.

Was die Stellung der Petrefactenkunde zu den übrigen Doctrinen betrifft, so war sie von jeher innig mit der Geologie verbunden; die Geschichtsphasen beider sind dieselben; und wenn die Geologie der Petrefactenkunde Bereicherung verdankt, so lohnte sie dieselbe letzterer dadurch, daß sie die Anfoderungen einer schärfern Bestimmung der Petrefacten und der Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen sie sich vorfinden, stellte, wodurch es geschah, daß die Petrefactenkunde zu ihrem jetzigen Ansehen gedieh. Eine andere Folge hiervon ist freilich der schwankende Stand, den nun die Petrefactenkunde als Wissenschaft einnimmt, indem sie sich einerseits in die Geologie und andererseits in die Zoologie und Botanik auflösen läßt. Durch Aufnahme der Petrefacten sind letztere naturgeschichtliche Fächer im Stande, sich über das ganze Bereich von Formen organischen Lebens, welche je die Erde hervorgebracht, auszudehnen, und zu erfahren, welchen Entwickelungsgang die Geschöpfe genommen, und wie sie in den verschiedenen Zeiten über der Erde vertheilt waren; die Geologie erfreut sich ihrerseits durch die Petrefacten eines Hilfsmittels zu richtigerer Unterscheidung dessen, was eine Formation ist, und zu sicherern relativen Altersbestimmungen der nach einander entstandenen Schichtgesteine. Bedenkt man nun noch, daß durch die Verhältnisse, in welchen die Massengesteine zu den Schichtgesteinen in der Erdrinde stehen, es möglich wird, selbst von erstern, d. h. von solchen Gesteinen das relative Alter zu bestimmen, worin Petrefacten nie gefunden wurden, und nie werden gefunden werden, so wird die Wichtigkeit des Studiums der Versteinerungen nur um so mehr einleuchten.

Die schon bei dem Erwachen wissenschaftlichen Strebens angestellten Versuche, die Entstehung unserer Erde zu erklären, veranlaßte gleich Anfangs den Kampf der Neptunisten mit den Vulkanisten, welcher nie enden zu sollen scheint, da selbst in neuester Zeit, wo man doch jeder der beiden Parteien das Verdienst, das sie an der Gestaltung und Umgestaltung unsers Weltkörpers wirklich besitzt, einräumt, fortwährend bald in dem Einen, bald in dem Andern die Ansprüche ausschließlicher Anerkennung auftauchen. Die frühesten Neptunisten fanden in den Petrefacten willkommene Beweise für ihre Ansicht einer Entstehung der Erde aus dem Meere, deren jetzige Gestalt sie einer drei- oder viermal wiederholten Meerbedeckung zuschrieben, und schon das classische Alterthum zeichnete sich aus durch die fast allgemein verbreitet gewesene richtige Ansicht, daß die Petrefacten über oder in die Erdrinde verstreute Überreste wirklicher Geschöpfe wären.

Xenophanes von Kolophon, der im 6. Jahrhundert vor Christus lebte, war einer der Ersten, der über Petrefacten Nachricht gab. Er machte darauf aufmerksam, daß mitten in der Erde und den Bergen Muscheln gefunden würden, und in den Steinbrüchen von Syrakus Abdrücke (τύπον) von Fischen und Phocen (φωκῶν, der Zusammenhang erlaubt nicht φυκῶν, Alge, Mucus oder Fucus, zu lesen), auf der Insel Paros Abdrücke von einem kleinen Fisch in der Tiefe des Gesteins, und in Miletus Platten mit Meergeschöpfen aller Art.

Herodot (geb. 484 v. Chr.) erwähnt der Seeconchylien, und sagt von ihnen, daß sie allerwärts auf den Bergen Ägyptens umherlägen, und daß man ihnen auf dem Wege nach dem Orakel des Jupiter-Ammon begegne, woraus er eine Meerbedeckung dieses Landes, welches in früherer Zeit ein Meerbusen gewesen, herleitet.

Xenophon (geb. 446 v. Chr.) führt in der Anabasis die Erbauung der Tempel aus Steinen, reich an Muscheln, an.

Aristoteles (geb. 384 v. Chr.), der Lehre von der

generatio aequivoca ergeben, unterscheidet zwar die Petrefacten nicht besonders, nimmt aber an, Meer und Land hätten öfter ihre gegenseitige Lage verändert.

Theophrast (geb. um 370 v. Chr.) beschäftigte sich dagegen um so mehr mit den Petrefacten; er schrieb sogar ein Werk in zwei Büchern über Versteinerungen, das aber verloren ging, und gedenkt der Ostraciten mit Namen. Plinius, der Theophrast's Buch benutzt hatte, sagt, dieser habe geglaubt, die versteinerten Knochen seien in der Erde selbst gewachsen.

Ähnlicher Ansicht, wie Herodot, waren Xanthus der Lydier, Strato, Eratosthenes der Geograph (272 v. Chr.) und andere Gelehrte jener frühen Zeit.

Ovid (geb. 43 v. Chr.) liefert durch mehre Stellen den Beweis, daß er eine richtige Ansicht von den Petrefacten hatte, und das Vorkommen von Meerconchylien auf dem Festlande erkannte.

Die Sammlung, welche Kaiser Augustus zu Capri anlegen ließ, bestand nicht nur in geschichtlichen Alterthümern, sondern war auch merkwürdig wegen der fossilen Knochen (*Suetonii* Octavianus. Lib. II. c. 72).

Plinius, der gelehrte Compilator, folgte auch in Betreff der Ansichten über die Petrefacten den Griechen und sagt von den Ammoniten, daß sie zu den heiligsten Edelsteinen in Äthiopien gehört hätten.

Strabo (unter Augustus und Tiberius), der die eigenthümlichen Erscheinungen in der Structur der Erdrinde sehr richtig öfter eingetretenen Niveauveränderungen der Erdoberfläche, Erhebungen, Einsenkungen und Meerbedeckungen des Festlandes zuschrieb, fand auch, daß die Erde an Stellen, welche von der See entfernt und in beträchtlicher Höhe über derselben lagen, Meerconchylien umschlossen, worin er einen Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten erkannte.

Pausanias (174 n. Chr. geblüht) rühmt an einem Gestein zu Megara den Muschelreichthum.

Der Kirchenvater Tertullian (2. und 3. Jahrh. n. Chr.) legte den Conchylien in den Bergen meerischen Ursprung bei, und stützte sich dabei auf das, was Afrika darüber darbot.

Über die wahre Natur der Versteinerungen war man schon früh getheilter Ansicht. Die Einen erkannten in den Petrefacten die Überreste wirklicher Geschöpfe, die Andern dagegen hielten sie unter der Benennung **lusus naturae** nur für Naturspiele oder Steinspiele, für Gebilde einer **vis plastica** oder **formativa**, einer **generatio aequivoca**, für entstanden ohne Zeugung und ohne Samen; sie glaubten diese Naturkraft habe der todten Gesteinsmasse die Richtung verliehen, in der Form von organischen Geschöpfen sich darzustellen; man glaubte sogar versteinerte Sonnen, Monde und Sterne, ganze menschliche Gesellschaften und versteinerte Städte zu sehen. Stücke Gestein von zufälliger oder künstlicher Form, oder auch wirkliche Petrefacten, gab man aus für Mönche, Eremiten, Nonnen, Gekreuzigte, für die Mutter Gottes, für Johannes den Täufer, dem man nur ein Bein zuerkannte, für den Heiland mit dem Kelche, für Christophorus; in den Fischen des mansfelder Schiefers erkannte man Luther und den gekrönten Papst in blauem, mit Gold belegtem Kleide (Büttner, Zeichen und Zeugen der Sündfluth. 1710. S. 121). Solche irrige Ansichten über die Versteinerungen erfreuten sich besonders im Mittelalter eines großen Anhanges. Sorgfältige Untersuchungen belehrten indessen, daß die Petrefacten die Überreste wirklicher Geschöpfe sind. Man war so glücklich, Körpertheile aufzufinden, auf deren Überlieferung in fossilem Zustande man schon verzichtet hatte, und aus denen hervorging, daß die frühern Geschöpfe der Erde auf ähnliche Weise wie die jetztlebenden sich fortpflanzten, ernährten und überhaupt lebten; man fand sogar in dem von sehr alten Schichtgesteinen umschlossenen versteinerten Darmkoth von Raubthieren die unverdauten Reste derjenigen Thiere, welche ihnen zur Nahrung gedient hatten. Die Petrefacten können daher unmöglich das Ergebniß der Einwirkung einer **vis plastica** auf die todte Gesteinsmasse sein. Diese alte Lehre ist aber nicht ganz zu verwerfen; sie findet Anwendung auf gewisse Concretionserscheinungen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit organischen Formen, durch die Regelmäßigkeit, mit der eine Form sich wiederholt, oder durch das Vorkommen dieser Formen in gleichmäßiger gegenseitiger Entfernung, noch jetzt leicht zur Annahme einer organischen Entstehung verleiten.

Im 10. Jahrh. bemächtigte sich die Lehre von der **generatio aequivoca** unter verschiedenen Namen der Petrefacten. Avicenna (geb. 978 n. Chr.) nannte die geheime Kraft, wodurch die Petrefacten entstanden wären, **vis lapidifica** oder **vis plastica**, Albertus Magnus (geb. 1193, nach Andern 1205), der gleichwol der erste ist, welcher der Pflanzenversteinerungen mit Zuverlässigkeit gedenkt, **virtus formativa**, und die Zeit war nun nicht mehr fern, wo man fast allgemein die Petrefacten für Naturspiele erklärte.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts jedoch trat Spaltung ein. Das petrefactenreiche Italien ward der Kampfplatz, wo man sich stritt, ob die Petrefacten wirklich je organischen Geschöpfen angehört hätten, oder ob sie nicht vielmehr todte Erdgebilde wären. Eine Veranlassung zu diesem Streite waren die Muscheln, auf welche man beim Graben der Fundamente zu der Citadelle von Verona stieß. Um diese Zeit erklärt Torellus Sarayna die zu Verona und anderwärts gefundenen Petrefacten für Reste wirklicher Geschöpfe. Ihm pflichtet Fracastoro bei, indem er annimmt, die fossilen Conchylien seien Überreste von Thieren, welche vormals da gelebt, wo ihre Schalen sich jetzt finden; die Berge, welche Versteinerungen enthalten, hatten in früherer Zeit unter Wasser gestanden und beim Rückzug desselben sind diese Überreste von Thieren und Pflanzen zurückgeblieben. Auch gab Alexander ab Alexandro dadurch, daß er die Versteinerungen von der Sündfluth herleitete, zu verstehen, daß er sie für keine Naturspiele hielt.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte Lenardo da Vinci die Unwahrscheinlichkeit der Annahme darzuthun gesucht, daß die Natur unter der Sterne Einfluß in den Bergen die Conchylien erzeuge, und dabei seine Meinung dahin ausgesprochen, daß auf die an der Küste lebenden [illegible]



thiere sich Schlamm abgesetzt habe, der nach dem Rückzuge des Meeres mit ihnen erhärtet sei. Welche Verwirrung der Begriffe damals bestand, geht daraus hervor, daß ein und derselbe Gelehrte, Falloppio (geb. 1523), die fossilen Elephantenzähne für Erdconcretionen erklärte, ausgegrabene Töpferwaare dagegen für Werke der Natur und nicht der Kunst; man verirrte sich sogar soweit, daß man die Mumien für ein Werk der vis plastica ausgab. Wer damals der herrschenden Meinung nicht ergeben war, mußte viel leiden. Gleichwol fehlte es nicht an Männern, welche über das Vorkommen und Entstehen der Petrefacten gründliche Untersuchungen anstellten. Unter ihnen zeichnete sich der französische Töpfer und Gelehrte Bernhard Palissy (geb. 1515, gest. 1589) aus, welcher behauptete, die fossilen Überreste von Conchylien und Fischen verriethen, daß einst über der Gegend, wo sie sich finden, Meer gestanden habe. Genauere Untersuchungen über die Petrefacten stellte auch schon C. Geßner (1565) an; in den von ihm abgebildeten versteinerten Hölzern sieht er einheimische, mit deren Namen er sie belegt. Auch ist des Acosta (1590) zu gedenken, der auf die sogenannten Riesenknochen Neuspaniens aufmerksam machte, wofür man um diese Zeit auch in Europa öfter die fossilen Knochen von großen Säugethieren erklärte. Bauhin (1598) legte Versteinerungen aus der berühmten Gegend von Boll und Göppingen in Würtemberg dar.

Ungeachtet der Bemühungen einsichtsvoller Männer, eine richtige Ansicht über das Wesen der Versteinerungen herbeizuführen, war doch wieder um das 17. Jahrhundert die Lehre von einer vis plastica oder einer plastischen Zeugungskraft, welche die Naturspiele, wie Hook die Petrefacten nennt, da, wo man sie findet, zufällig hervorgerufen habe, wieder fast allgemein verbreitet, wobei sie nur unter andern, zum Theil schon früher gebrauchten, Namen auftrat. Albertus Magnus glaubte, ein in der Erde und in den Körpern befindliches Salz bewirke die Versteinerung. Ähnlicher Ansicht scheint Augustinus gewesen zu sein, indem er die Verwandelung von Loth's Weibe nur zum Theil als Wunder anerkennt, andern Theils aber natürlichen Ursachen zuschreibt. Von dem steinmachenden Safte, von welchem Vitruv annimmt, daß er sich im Wasser aufhalte und die Körper durchdringe, wo alsdann die Sonne sie verhärte, glaubt Agricola (geb. 1494), daß er aus den Felsenritzen hervorquelle, und die Körper, welche ihn einsaugen, in Stein verwandele. Falloppio nimmt einen ähnlichen aus steinartiger Materie erzeugten Saft an, Paracelsus (geb. 1493) eine zähe Feuchtigkeit, die durch einen „salzigen Geist" einen Körper in Stein zu verwandeln vermöge; man glaubte an die Existenz eines steinmachenden Geistes (Sperling 1657), eines spiritus mundi, eines unterirdischen Weltgeistes oder Archaeus (Lachmund, Bauhin, 1598), oder man nahm einen wirklichen Samen an, der mittels des Wassers und anderer Umstände unter die Erde gelangt sei, wo er die verschiedenen Kräuterfiguren hervorgebracht und erzeugt habe (Kircher, geb. 1602; Lucas Rhin, 1682; Luidius, 1689; Nic. Lange, 1708); die Lehre einer Aura seminalis fand in G. E. Stahl einen Gegner; man wollte wissen, bei Erschaffung der Welt sei die Erde ein großer Klumpen gewesen, mit unendlich kleinen Theilchen untermengt, welche die Grundlage bei allen Geschöpfen abgegeben. Peirescius hielt die Versteinerungen für Gebilde, welche entstanden, indem wirkliche Thiere der Natur Gelegenheit gaben, ihr Spiel zu treiben. Zu denen, welche glaubten, Gott habe die Petrefacten von Anfang an in den Bergen geschaffen, wie die Geschöpfe über der Erde, gehört Camerarius. Daneben war man in diesem Jahrhundert eifrig bemüht, Sammlungen über Versteinerungen anzulegen, und sich durch genaue Untersuchung Rechenschaft über deren eigentliche Beschaffenheit zu geben. Fabio Colonna (1626) unterscheidet sogar schon versteinerte Meerconchylien und versteinerte Land- oder Süßwasserconchylien. Der Däne Steno (1669), Schöpfer der neuern Geologie, verglich in Italien die fossilen Conchylien und Fische mit den lebenden, und machte einen Unterschied zwischen Gesteinen, welche Reste von Geschöpfen umschließen, und solchen, welche davon frei sind und vor jenen entstanden. Richtigerer Ansicht zugethan waren ferner Aug. Scilla, J. D. Major, Moscardus, Andreas Chiocco (1622), G. W. Wedel (1672), P. Boccone (1674), Jacob Grand (1676), Merret, Leibnitz (1693), Tenzel (1694). Die Ähnlichkeit, welche in Italien viele fossile Species mit den noch im Mittelmeere lebenden besaßen, verhinderte, daß man schon damals sich in diesem Lande von der Existenz erloschener Species unter den fossilen überzeugte. In einer günstigern Lage befand sich in dieser Hinsicht England, wo ältere Schichtgesteine aufgedeckt waren, deren Versteinerungen sich von den lebenden augenfällig unterschieden. Wirklich gelangte auch der Engländer Martin Lister (1671) auf jenem Inselreiche zur Überzeugung, daß die Schichtgesteine Überreste von erloschenen Arten umschließen, und daß eine jede Schichte sich durch die Verschiedenartigkeit der versteinerten Muscheln unterscheiden lasse. Dieser Gründer der Conchyliologie konnte sich indessen von der irrigen Ansicht nicht lossagen, daß die Petrefacten nie wirkliche Geschöpfe gewesen, sondern nur ihnen ähnlich geformtes Gestein, lapides sui generis, wie er sie nennt. Als Gegner der irrigen Vorstellungen über die Petrefacten zeichneten sich besonders Tenzel, Scheuchzer und Samuel Karl aus; sie erklärten die fossilen Knochen für wirkliche Thierüberreste, für „Zeugen und Zeichen der Sündfluth," in einer Zeit, wo Sachs von Löwenheim und Kircher dieselben für ein bloßes Gebilde aus Mergelschlamm mit Salpeterwasser vermischt ausgaben, und wo das Collegium medicum zu Gotha gegen einen von Tenzel an Magliabechi gerichteten Brief, worin er die Knochen eines 1696 zu Burg-Tonna ausgegrabenen Elephantengerippes für Überreste eines ehedem am Leben gewesenen Thiers erklärte, entschied, daß diese Knochen nichts anderes als ein zufälliges Gebilde aus Bolus wären. Unterdessen erhielt Samuel Karl (1704) durch Anwendung der chemischen Analyse aus den fossilen Knochen ähnliche Producte, wie aus den Knochen lebender Thiere.

Die fossilen Überreste von Elephanten und Mastodon gaben in den verschiedenen Gegenden Europa's, Asiens und Amerika's Veranlassung zur Entstehung von Sagen



über Riesen, für deren Knochen sie verkannt wurden. Der heilige Augustinus, Hernandez, Acosta, Torrubia, Plater und Andere sahen darin Knochen von Riesenmenschen oder Heiligen; einige legte man dem heiligen Christoph bei. Feijoi und Sloane gaben sich vergeblich Mühe, mittels der vergleichenden Anatomie zu beweisen, daß es sich nicht um Knochen von Menschen, sondern von wirklichen Thieren handele. Der früher in Teutschland üblich gewesene Gebrauch, diese Knochen an öffentlichen Gebäuden und in Kirchen aufzuhängen, beruht theilweise wol auch auf einer Verkennung ihrer eigentlichen Natur. So wurde ein 1605 gefundener Elephantenstoßzahn in der Michaelskirche zu Hall in Würtemberg an eisernen Bändern befestigt; am Rathhause zu Worms war ein in die Sammlung zu Darmstadt gekommener Schädel von Bos priscus angebracht; ob die Walfischrippen, welche in einigen Städten am Rhein aufgehängt waren, und von denen jene über der Thüre der Albanskirche in Mainz im J. 1624 für die Rippe einer unbekannten heiligen Riesenjungfrau gehalten wurde, wirklich fossil waren, ist nicht ausgemacht. Auch die Sagen von Drachen und Höhlenungeheuern beruhen großentheils auf den in gewissen Höhlen vorkommenden fossilen Knochen. Für was alles die Versteinerungen gehalten wurden, geht auch daraus hervor, daß ein früherer Gesetzgeber Indiens die am Abhang eines heiligen Berges am Himalaja vorfindlichen Ammoniten für Darstellungen einer Incarnation des Wischnu erklärte.

Wenn es sich nicht leugnen läßt, daß man gegen das 18. Jahrhundert hin sich auf dem rechten Weg befand, den wahren Ursprung der Petrefacten zu erkennen, so war doch damals die Petrefactenkunde noch zu sehr in der Kindheit, als daß man sich hätte immer eine richtige Vorstellung von den Geschöpfen machen können, denen die versteinerten Körper angehörten. Leibnitz (1693) suchte sich in seiner erst 1740 erschienenen Protogaea mit Versteinerungen verschiedener Gegenden gründlich zu beschäftigen; er war indessen nicht im Stande, zu einer richtigen Vorstellung vom Elephas primigenius zu gelangen, da er aus dessen Überresten ein wahres Ungeheuer construirte; und Scheuchzer (1708) gibt in seiner Physica sacra dem Riesenbatrachier von Öningen, den er homo diluvii testis nennt, die Unterschrift:

> Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder,
> Erweiche Stein und Herz der neuen Bosheit Kinder.

Scheuchzer ist übrigens ein hervorragender Gelehrter in der Petrefactenkunde. Mit besonderer Liebe wandte er sich den Versteinerungen zu, die er für eine Folge der Sündfluth hielt, und worüber er mehre Werke herausgab, welche dazu dienten, die falschen Ansichten zu bekämpfen und dem Studium dieser Überreste eine bessere Richtung zu geben. Es fehlte indessen an genauerer Vergleichung mit den lebenden Geschöpfen. Scheuchzer ist der früheste Bearbeiter der fossilen Pflanzen. In seinem Herbarium diluvianum bringt er sie in die drei Classen der antediluvischen, der diluvischen und der postdiluvischen, und legt beim Ordnen derselben das damals gebräuchlich gewesene System von Tournefort zu Grund. Nach Scheuchzer's Vorstellung nahm nach dem Rückzuge des Wassers der Sündfluth der Schlamm die todten Pflanzen und Thiere auf, wodurch die Petrefacten entstanden. Nach Woodward (1695) führte die Sündfluth durch Aufhebung der Cohäsion der Materie eine Auflösung der Erdrinde herbei, und als darauf der Niederschlag nach der specifischen Schwere erfolgte, geschah es, daß die nicht auflöslichen Muscheln, Seethiere und Knochen von der breiigen Masse umschlossen wurden, welche jetzt festes, auf den höchsten Bergen Versteinerungen enthaltendes Gestein darstellt. Letzteren Umstand, sowie das in entferntere Meere verlegte Vorkommen der Originale zu den Versteinerungen, führte man als Beweise von der Richtigkeit der Annahme an, daß die Versteinerungen von der Sündfluth herrührten. Der Engländer Robert Hooke (gest. 1705) suchte in seinem Landsmanne Lister die Ansicht von den Naturspielen zu bekämpfen, und war der Überzeugung, daß die Petrefacten Überreste wirklicher Thiere wären, die sich im Gestein, wenn auch nur als bloßer Abdruck, erhalten hätten. Aus der zwischen den versteinerten und lebenden Thieren bestehenden Verschiedenheit leitete er her, daß es fossile Arten gebe, welche ausgestorben, oder durch Katastrophen umgekommen wären, und aus den fossilen Schildkröten und Ammoniten in Portland schloß er, daß England vor Zeiten unter dem Meere innerhalb der heißen Zone gelegen, und daß die Erdaxe ihre Lage verändert habe.

Scheuchzer's Thätigkeit in der Petrefactenkunde war auf seine und die darauf folgende Zeit von entschiedenem Einfluß. Allerwärts wandte man die Aufmerksamkeit auf Petrefacten und bemühte sich, sie bekannt zu machen. Von den in diesen Zeitraum fallenden Schriftstellern verdienen genannt zu werden: Spleiß (1701), Lange (1709), Mylius, Bourgnet, Büttner (1710), Guettard, Wolfart, L. D. Hermann (1711), Valentin (1714), Ch. G. Fischer, Bucher (1715), Reaumur, Spener, Lochner (1716), Hellwing (1717), Leibknecht (1719), Rosinus (1719), der an den Encriniten und Belemniten erkannte, daß unserer jetzigen Schöpfung fremde Geschöpfe versteinert vorkommen; Monti (1719), Volkmann (1720), wegen seiner Silesia subterranea, worin er sagt, daß es fossile Pflanzen gebe ohne Original unter den lebenden und andere, den einheimischen und tropischen Gewächsen ähnlich; Melle, Schütte, Beringer (1721), wegen der falschen Petrefacten, die man aus Stein schnitt, und in die Berge bei Würzburg begrub, wo Beringer sie entdeckte und ein eigenes Werk darüber herausgab; als er aber später den Betrug erfuhr, soll er sich zu Tode gegrämt haben; Vallisneri (1721), welcher durch die Petrefacten veranlaßt ward, die mit ihnen versehenen Schichtgesteine vom versteinerungsfreien Gesteine zu unterscheiden, welches letztere, von ihm Grundgebirg genannt, vor Erschaffung der Lebenswesen entstanden wäre; auch gab er einen Überblick über die in den Meerabsätzen Italiens vorkommenden charakteristischen Versteinerungen; [illegible]denborg (1722), Hiemer (1724), wegen des [illegible] dem Lias Würtembergs; [illegible] [illegible]sser, Bromel, Har[illegible] [illegible]r, Lerch, G. [illegible] [illegible]m

(1740), Cron, Barton (1741), Argenville (1742), Sendel, wegen seiner Untersuchungen der Insekten im Bernstein; Büchner (1743), Hebenstreit, Cartheuser (1744), Wallerius (1747), Hill (1748), Lehmann (1751), Frenzel (1752), Stobäus, Ch. Fr. Schulze (1754), wegen seiner Untersuchungen über versteinerte Hölzer und Kräuter; Torrubia, Mendez da Costa (1755), der sich mit Pflanzen aus der Steinkohlenformation beschäftigte; J. Geßner (1756), James Parsons (1757), wegen seiner Untersuchungen über die fossilen Pflanzenüberreste der Insel Sheppey; Allioni, J. C. D. Schreber (1758), Hollmann (1759), der zuerst gegen den Ursprung der Versteinerungen durch eine allgemeine Sündfluth schrieb; Andreä (1763), der durch seine Briefe auf seltene Versteinerungen in der Schweiz und namentlich auf die Schildkröte im glarner Schiefer aufmerksam machte; Gräfenhahn (1764), Davila (1767), Bucholz (1769), J. T. Klein (1770), Bauder (1772), Beuth (1776), Waldin, der sich mit den sogenannten frankenberger Kornähren beschäftigte.

Jussieu (1718) war ausgezeichnet durch seine Untersuchungen über fossile Pflanzen des Steinkohlengebirges in Südfrankreich, worin er Farn und Palmen erkannte, welche sich nur mit denen der Tropenländer vergleichen ließen, und die zum Theil sich gar nicht mehr vorfinden dürften.

Wie Generelli des Lazaro Moro (1740) System darlegt, so enthält es manche Ansicht von Stenon und auch schon die Beobachtung, daß in der Erdrinde meerische Schichten mit solchen wechseln, welche Sumpf- und Landgeschöpfe umschließen; es wird darin ferner die Meinung ausgesprochen, das Festland sei der aus der Tiefe des Meeres emporgehobene Boden, und auf diese Weise seien die Überreste von Meergeschöpfen auf die Gipfel der Berge gelangt; dabei glaubt er, die unbekannten fossilen Geschöpfe könnten sich noch lebend auf dem Meeresboden vorfinden. Der geistreiche Buffon wies durch seine Epoques de la nature (1743) auf eine richtigere Theorie zur Erklärung der das Vorkommen von Petrefacten begleitenden Erscheinungen hin, und obgleich die Abweichungen, welche manche versteinerte Form von der lebenden darbietet, von ihm für eine bloße Degeneration erklärt wurde, so trug er doch viel zur genaueren Kenntniß der Petrefacten bei. Voltaire (geb. 1694) dagegen hielt die fossilen Conchylien für launige Spielwerke der Natur; er glaubte die Austernschalen, welchen man an entlegenen Stellen des Jura begegnet, bezeichneten die Orte, wo Pilger sich niedergelassen, oder er schrieb sie den Römern zu, welche große Liebhaber von Austern waren; die Knochen aber, welche zu seiner Zeit bei Etampes gefunden wurden, waren in seinen Augen nicht fossil, sondern zufällig aus Skelettsammlungen an diesen Ort gerathen. Man ist sogar soweit gegangen, daß man annahm, Affen hätten zum Zeitvertreib die Muscheln vom Meeresufer den entlegenen Stellen in den Bergen zugetragen (La Loubere), und die versteinerten Fische wären solche, welche die Römer von ihren Tafeln wegwarfen, weil sie ihnen nicht frisch genug geschienen. Auch glaubten einige, die Conchylien wären durch die Kriegsheere und die Einwohner von Städten und Dörfern aus der See genommen und über das Festland hingestreut worden. Rücksichtlich aber der Überreste von Vierfüßern in den Anschwemmungen Italiens bestand Targioni (1751) darauf, daß sie dieses Land vordem bewohnt hätten, und weder von Hannibal oder den Römern, wie neuerlich wieder J. Ranking (1831) bewiesen haben will, noch durch Naturkatastrophen dahin geführt worden wären. Füchsel (1762) überzeugte sich mit Hilfe der Versteinerungen in der Erdrinde von Schichten, welche nur Geschöpfe des Landes, sowie von anderen, welche nur Geschöpfe des Meeres enthalten; und obgleich Raspe (1763) hauptsächlich Hooke's Lehre zugethan war, so glaubte er doch, daß es schwer sei, die damals allgemein verbreitete Ansicht von einem ehemals über Europa gegangenen Tropenklima und der Veränderung in den Thieren und Pflanzenarten gehörig zu begründen.

Um diese Zeit war die Classification der Petrefacten auf die eine ganz untergeordnete Rolle spielende Natur der Substanz, woraus die Versteinerung besteht, basirt. Man theilte diese Körper ein in calcinirte, vererdete, steinige, salzige, vererzte, oder in blos incrustirte, welche letztere Cartheuser falsche Versteinerungen nannte; Pothoniczky nimmt sogar versteinerte Metalle an, worunter er aber nur die durch die Zeit veränderten metallischen Artefacten verstand. Bei weiterem Fortschreiten in der Wissenschaft überzeugte man sich von der Unhaltbarkeit einer solchen Classificationsweise. Linné theilt Anfangs noch die Versteinerungen, die Incrustaten davon ausschließend in folgende vier Classen: Transsubstantiata, eigentliche Versteinerungen; Redintegrata, Steinkerne; Impressa, Spursteine; Fossilia, calcinirte Körper; entwirft aber später ein System mit zoologischer Grundlage.

Viel Verdienst um die Petrefactenkunde erwarben sich Knorr und Walch durch Herausgabe ihres großen Kupferwerkes: Sammlungen von Merkwürdigkeiten der Natur ꝛc. (1755—1773), worin sie alles abzubilden und nachzuweisen bemüht waren, was zu ihrer Zeit sich über diesen Gegenstand vorfand. Walch empfahl Vorsicht bei der Bestimmung von Versteinerungen, da er erkannt hatte, daß für manche derselben die Originale in der jetzigen Schöpfung sich nicht auffinden lassen; er vermuthete indessen, daß sie in südlichen oder entfernten Meeren noch lebend vorhanden wären, und suchte zu beweisen, daß nicht alle Petrefacten, von deren Vorkommen er den Grund richtig erkannte, von der Sündfluth herrühren. Seine Classification gründet sich auf das System der lebenden Geschöpfe, wobei er eilf Classen annimmt. Die versteinerten knochenlosen Thiere theilt er ein in versteinerte Zoophyten, Helmintholithen, versteinerte Seesterne, versteinerte Seeigel, versteinerte Conchylien, Entomolithen und Gamarrolithen; und die Thiere mit einem innern Knochensystem in: Ichthyolithen, Ornitholithen, Tetrapodolithen (versteinerte Vierfüßer) und Anthropolithen. Unter den vielen Versuchen, die Versteinerungen nach dem Systeme der lebenden Formen zu ordnen, ist des Cartheuser zu gedenken, der in seinen Elementis mineralogiae (1755) die Versteinerungen von kriechenden Würmern eintheilt in

solche: a) die ein gewisses Original haben, und b) die kein bekanntes Original haben, wohin er die Belemniten zählt; auch waren für ihn die Gryphiten und Terebratulithen noch versteinerte Muscheln, deren Originale man nicht kannte. Justi wäre anzuführen wegen Errichtung einer dritten Classe von Versteinerungen in seinem Grundriß des Mineralreiches (1757); er nimmt nämlich außer der Classe von Versteinerungen aus dem Thierreiche und der aus dem Pflanzenreiche, noch eine andere an, worin er solche vereinigt, deren Ursprung unbekannt ist, zu denen er die Belemniten, Entrochiten, Bufoniten rc. zählt.

Unter des sehr verdienten J. S. Schröter's Werken zeichnet sich dessen vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Versteinerungen (1774—1784) aus, deren dritter und vierter Band über die Versteinerungen handelt. Schröter war ebenfalls der Meinung, daß zu sehr vielen Versteinerungen sich noch keine Originale vorgefunden hätten; daß Geschlechter und Arten untergegangen wären, schien ihm eine nicht erwiesene Hypothese, er vermuthete vielmehr die fehlenden Originale im Grunde des Meeres lebend, von wo sie nur durch Zufall bekannt würden. „Für den Naturforscher," sagt er ganz wahr (II. S. 72), „ist es kein eigentlicher Verlust, daß wir zu so vielen Versteinerungen keine Originale kennen, denn wir können die Geschlechter und Gattungen des Thier- und Pflanzenreichs in ihrer Kette, in ihrer Stufenfolge und in ihrem ganzen Umfang ebenso gut übersehen, als wenn wir alle Originale hätten, wenn wir die Versteinerungen mit den uns bekannten natürlichen Körpern verbinden," und (S. 94) „die Versteinerungen ergänzen die Geschichte des Thier- und Pflanzenreichs, da wir viele Versteinerungen haben, dazu uns die Natur noch keine Originale geliefert hat. Ohne sie würden wir in der Stufenfolge der Natur und in ihrer Kette erstaunende Lücken finden, die uns durch die Versteinerungskunde glücklich ausgefüllt werden.

Wie mit dem 18. Jahrhundert durch Scheuchzer, so sollte mit dem 19. Jahrhundert eine neue Ära für die Petrefactenkunde beginnen, welche sich durch richtige Vergleichung der versteinerten Geschöpfe mit den lebenden und durch Ermittelung des relativen Alters der Lagerstätten der Petrefacten auszeichnet. Diese Richtung gab sich schon mehre Jahre zuvor deutlich kund. Esper und Rosenmüller beschäftigten sich mit den Knochen, welche die fränkischen Höhlen lieferten (1774—1804). Pallas (1777) wendet sich Sibirien zu und gibt Aufschluß über das Vorkommen der Überreste von großen Vierfüßern in dieser Gegend Nordasiens; er berichtet über ein an den Ufern des Vilhoui in gefrorenem Sandboden aufgefundenes Rhinoceros fossiler Art, das noch mit Blut und Fleisch bedeckt war, und bald darauf wird durch Adams ein 1799 an der Mündung der Lena im Diluvialeise mit Haut, Haaren und Fleisch aufgefundener männlicher Elephant bekannt. Soldani (1780) verwendet genauere Sorgfalt auf Untersuchung der Einschlüsse in den Schichtgesteinen, wobei er bemerkt, daß im Becken von Paris Meer- und Süßwasserschichten mit einander wechseln; auch bearbeitete er die sogenannten mikroskopischen Cephalopoden, mit denen sich nachher d'Orbigny viel beschäftigte. Merk schreibt seine Briefe über fossile Knochen (1782—1786); Collini (1784) beschäftigt sich mit dem Pterodactylus, den er für einen Fisch hält; Seraphir Volta gibt die vom Grafen Gazzola entworfene Ichthyologia Veronensis (1789) heraus; Burtin (1784) untersucht die Versteinerungen der Gegend von Brüssel und Faujas-Saint-Fond jene aus dem Petersberg bei Maestricht; Fortis (1793) weist nach, daß viele Conchylien aus den subapenninischen Hügeln mit den lebenden identisch sind, und daß einige davon gegenwärtig heiße Zonen bewohnen; Garriga (1796) beschreibt das aus Amerika nach Madrid gekommene Megatherium.

Eigentlich ist es Blumenbach (1779), der diesen neuesten Abschnitt der Petrefactenkunde eröffnet. Die Ansicht von der Unmöglichkeit des Erlöschens einer Species in der Schöpfung, welche sich hauptsächlich auf die Hoffnung gründete, zu den unbekannten Versteinerungen die Originale in entfernten Gegenden und in noch nicht ergründeten Tiefen des Meeres aufzufinden, trat der fortschreitenden Entwickelung der Petrefactenkunde hemmend entgegen. Durch Blumenbach aber wurde sie wieder frei und aufs Kräftigste angeregt, indem er behauptete, das Entstehen und Vergehen von Arten läge allerdings im Bereiche der Möglichkeit, und durch gründliche Vergleichung der Petrefacten mit den lebenden Geschöpfen den Nachweis von einer verschwundenen präadamitischen Schöpfung lieferte, wobei er fand, daß die Originale zu den Versteinerungen entweder theils in derselben Gegend und theils in entfernten Erdstrichen leben oder gar nicht mehr lebend existiren. Blumenbach befaßte sich fast nur mit dem Thierreiche; die fossilen Pflanzen wählte sich dessen Zeitgenosse Schlotheim. Seine „Flora der Vorwelt" zeichnet sich aus durch gute Beschreibung und Abbildungen von Pflanzen, die er mit den ihnen unter der lebenden am nächsten stehenden vergleicht, und wobei er die Formation berücksichtigt, aus der die fossilen herrühren. Derselbe richtige Gesichtspunkt leitete ihn bei Abfassung seiner Petrefactenkunde (mit den Nachträgen 1820—1823).

Man erkannte nun immer mehr die Wichtigkeit, welche die Petrefactenkunde für die Erdgeschichte besitze, verhehlte sich aber auch die Schwierigkeiten nicht, welche eine genaue Bestimmung mit sich führe. Zugleich mehrte sich fortwährend die Zahl der Petrefacten. In der Bearbeitung dieses unter den Händen anwachsenden Materials wetteifern gegenwärtig Botaniker, Zoologen und Geologen in Europa, Amerika und Indien. Man begnügt sich nicht mehr mit einer gründlichen Beschreibung und Vergleichung der Petrefacten, sondern verlangt auch die Beachtung des Zusammenhanges, der zwischen diesen und dem Alter der sie umschließenden Schichtgesteine besteht, und von dessen Wichtigkeit man zu keiner Zeit so durchdrungen war, als gegenwärtig.

Um dieselbe Zeit, als W. Smith, der Vater der englischen Geologie, mit den Schichtgesteinen Englands sich beschäftigte, erkannte auch Cuvier und Alex. Brongniart in den Versteinerungen der Umgegend von Paris ein Mittel für eine genauere Unterscheidung der einzelnen Ge-

steinsschichten, dessen Brauchbarkeit durch Errichtung von Sammlungen über charakteristische Versteinerungen nachgewiesen wurde.

Cuvier wandte sich hauptsächlich den fossilen Vierfüßern zu. Vor und gleichzeitig mit ihm lieferten Blumenbach, die beiden Camper, Faujas, Fischer, Home, Merk, Nesti, Pallas, Rosenmüller, Sömmerring und Andere treffliche Untersuchungen über diesen Gegenstand; Cuvier indessen gebührt das Verdienst, diesen für die Erdgeschichte so wichtigen Theil der Petrefactenkunde seinem ganzen Umfange nach bearbeitet zu haben. Die Schwierigkeiten eigner Art, welche mit diesen Untersuchungen verknüpft waren, wobei man sich an einzelne, öfter nur fragmentarisch vorhandene Knochen oder Zähne halten mußte, machten die Beschäftigung nur um so anziehender. Die größte Sammlung von Skeletten lebender Thiere unterstützte ungefähr 30 Jahre lang Cuvier's Forschungen über vergleichende Osteologie, während der Montmartre bei Paris seinen unerschöpflichen Reichthum an fossilen Wirbelthieren erschloß, mit deren Bearbeitung er 15 Jahre zubrachte. Um die Thiere zu ergründen, von denen die einzelnen zum Theil nur in Fragmenten dargebotenen Theile herrührten, hielt er es für nöthig, den Zusammenhang und die gegenseitigen Verhältnisse zu erforschen, worin bei einem Geschöpfe überhaupt die einzelnen Theile zum Ganzen stehen. So gelangte er zu einer Methode, welche ihm ein treuer Führer wäre im Labyrinthe seiner Untersuchungen über die fossilen Knochen. Er ging davon aus: Jedes Geschöpf bilde Ein Ganzes, ein geschlossenes System, dessen Theile sich gegenseitig bedingen, und zur Erreichung derselben Endwirkung beitragen; kein Theil könne sich ändern, ohne gleiche Änderung der andern Theile; jeder einzelne Theil lasse daher auf die Beschaffenheit der übrigen Theile schließen. Nachdem Cuvier sich vom Zusammenhange, worin die Theile zum Ganzen stehen, an mehren Hauptformen lebender Wirbelthiere überzeugt hatte, glaubte er in der Anwendung des dabei aufgestellten Gesetzes der vergleichenden Anatomie ein untrügliches Mittel zu besitzen, um im Stande zu sein, an einem einzelnen Zahn- oder Knochenfragmente die Classe, Ordnung, das Genus und selbst die Species des Thieres ebenso sicher zu erkennen, als ob das ganze Thier der Untersuchung geboten wäre (*Cuvier*, Disc. sur les Révol. de la surface du globe. 6. Éd. [Die letzte, welche Cuvier selbst besorgt hat.] p. 97). Die mit seiner Methode günstig ausgefallenen Versuche an bekannten Thieren veranlaßten ihn, die bei den fossilen Knochen erlangten Ergebnisse für ebenso unumstößlich zu halten; er suchte zuvörderst die Zähne zu bestimmen, hierauf die Kopftheile, dann die Extremitäten und übrigen Skelettheile; aus dem Gefundenen wurde das Knochengerüste aufgebaut, und daraus weiter auf die weiche Bekleidung und die Lebensweise des Thiers geschlossen. Cuvier erklärte selbst seine Methode für einen der größten Triumphe des menschlichen Verstandes.

Bei unsern eigenen Untersuchungen über die fossilen Knochen schenkten wir Anfangs einer Methode, welche von Cuvier ausgegangen war, volles Zutrauen. Wir wurden indessen bald überzeugt, daß dieselbe keineswegs untrüglich sei, und daß man Acht haben müsse, um nicht in gewissen Fällen durch sie irre geführt zu werden (Herm. v. Meyer, Die fossilen Knochen und Zähne von Georgensgmünd. Frankf. 1834. S. 4. Auch im Jahrb. f. Min. 1835. S. 63). Cuvier scheint durch den großen Reichthum lebender Formen und die brillanten Resultate, die er aus den fossilen Knochen gewann, dahin gekommen zu sein, an die Infallibilität seiner Methode zu glauben. Die erste Überzeugung von der Trüglichkeit derselben erlangten wir durch genauere Untersuchung der vortertiären Saurier, von denen man annahm, daß sie Krokodilen oder Lacerten angehörten; später boten uns auch die Säugethiere ähnliche Beweise dar. An den genannten Sauriern fanden wir sogar, daß die einzelnen Theile eines und desselben Thiers nach den Typen der verschiedensten Thiere und zwar rein und neben einander entwickelt sein können. In diesen Fällen verleitet Cuvier's Methode, oder ein unbedingtes Zutrauen zum Wege der Analogie, aus Fragmenten von einer und derselben Species auf Thiere der verschiedensten Genera zu schließen. So erinnern Fragmente von vortertiären Sauriern bisweilen eher an Fisch, Vogel, Schildkröte, Säugethiere des Meeres oder des Landes, als an die wahre Natur des Thieres; es gibt vortertiäre Fische, worin einzelne Theile so rein nach dem Typus der Saurier ausgebildet sind, daß man Gefahr läuft, sie diesen Reptilien zuzuschreiben; unter den Säugethieren können das anfänglich für Tapir gehaltene Dinotherium, das von Einigen zu den Land-, von Andern zu den Meersäugethieren gezählt wird, der bald zu Ursus, bald zu Felis genommene Steneodon, das für Hippopotamus gehaltene Cetacee Halianassa, der von Mastodon nicht verschiedene Tetracaulodon etc. als Beispiele gelten, wie leicht Fehlschlüsse begangen werden, und die im Schiefer von Stonesfield gefundenen Kiefer zeigen, wie unmöglich es in gewissen Fällen sei, selbst durch die charakteristischen Theile auf dem Wege der Analogie zu sicherm Aufschluß über das Thier zu gelangen. Eine andere Klippe, woran die Unfehlbarkeit der auf Analogie gegründeten Methode zu scheitern Gefahr läuft, sind die individuellen Abweichungen, deren gründliches Studium zur Erzielung einer richtigen Bestimmung unerläßlich ist. Selbst in den an einem und demselben Orte zusammen lebenden Individuen einer Species, wo doch die äußern Verhältnisse ganz dieselben sind, können Abweichungen von dem größten Belang sich vorfinden. Die auffallendsten Beispiele hierfür fanden wir an den Schildkröten aus Torfmooren und auch aus ältern Gebilden. Die Abweichungen erstreckten sich nicht allein über die Zahl, sondern auch über die Form der einzelnen Körpertheile, und wir fanden die Knochenplatten in einem und demselben Individuum nach den Typen der verschiedensten Abtheilungen der Schildkröten mit solcher Reinheit neben einander entwickelt vor, daß vereinzelt gefundene Fragmente von einem solchen Individuum zur Annahme von mehren Schildkröten aus den verschiedensten Abtheilungen verleiten würden. Was über die Trüglichkeit der auf Analogie beruhenden Methode in Betreff der Wirbelthiere angedeutet wurde, läßt sich auch auf die andern Thier-

classen und auf das Reich der Pflanzen ausdehnen, und bei einiger Aufmerksamkeit kann es nicht entgehen, daß selbst die lebenden Geschöpfe hievon keine Ausnahme machen, und man bei diesen nur aus dem Grund seltener Gefahr läuft, Fehlschlüsse zu begehen, weil das ganze Geschöpf bei der Untersuchung vorliegt.

Die Erfahrung belehrt also, daß die auf Analogie beruhenden Schlüsse aus Einzeltheilen, selbst wenn sie wesentlich, auf das ganze Geschöpf, bisweilen falsch ausfallen; daß aus dem Ähnlichkeitsgrade einzelner Theile sich nicht immer die Ähnlichkeit des ganzen Geschöpfes bemessen lasse; daß die Analogie eines oder mehrer Haupttheile, so groß sie auch sei, gänzlichen Mangel an Analogie in andern Theilen desselben Geschöpfes nicht ausschließe; daß sogar Geschöpfe, welche in einem oder in mehren Theilen die größte Ähnlichkeit besitzen, im übrigen die überraschendste Unähnlichkeit darbieten können; und daß bloße individuelle Abweichungen soweit gehen können, daß Typen von verschiedenen Genera in der reinsten Entwickelung neben einander an einem und demselben Individuum sich darstellen. Nur durch Kenntniß des ganzen Geschöpfes erhält man eine richtige Vorstellung von seiner eigentlichen Natur.

Cuvier bestimmte oder classificirte über 150 Säugethiere und eierlegende Vierfüßer, von denen mehr als 90 erloschenen Species angehören und 60 eigene Genera bilden. Von den 150 Species besteht ungefähr der vierte Theil in eierlegenden Vierfüßern, die übrigen sind Säugethiere, worunter über die Hälfte in Hufthieren bestehen, welche nicht wiederkäuen. Cuvier selbst hält die numerischen Ergebnisse für unzulänglich, um weiter Schlüsse darauf zu bauen. Seine Ansicht über die gesetzmäßige Verbreitung dieser Wirbelthiere ist folgende: die eierlegenden Vierfüßer treten früher auf, als die lebendig gebärenden; in den älteren Schichten sind sie sogar zahlreicher, größer, mannichfaltiger als über der jetzigen Oberfläche; vor Entstehung der Kreide gab es schon trockenes Land und süßes Wasser; vor dem Grobkalke kommen selbst in Tertiärgebilden noch keine Säugethiere vor, und die vom Grobkalke umschlossenen Säugethiere sind nur solche des Meeres, namentlich Lamantin und Phoca; in den Gebilden über dem Grobkalk oder auch schon in diesem, wenn er in Süßwasserseen entstanden, aber nicht früher, stellen sich die Landsäugethiere zahlreich dar, hauptsächlich Pachydermen, mit Krokodilen, Schildkröten, Vögeln und Fischen; alle nicht mehr lebende Säugethiergenera, wie Palaeotherium, Anoplotherium etc. gehören mit einigen Species bekannter Genera dem im Alter unmittelbar dem Grobkalke folgenden Gebilde an, dagegen finden sich Elephas, Rhinoceros, Hippopotamus, Mastodon, mit vielen Pferden und mehren großen Wiederkäuern und Fleischfressern von der Größe des Löwen, des Tigers und der Hyäne nur in den angeschwemmten Gebilden, welche jünger sind; Knochen von lebenden Species gehören den neuesten Absetzungen und Anschwemmungen an; zur Zeit, als die zahlreichen untergegangenen Pachydermengenera lebten, bot die Erde nur eine kleine Anzahl, wahrscheinlich inselartiger, mit Palmen bewachsener Ebenen dar, welche durch hohe Gebirgsketten ziemlich weit von einander getrennt waren; über diese Länder brach das Meer herein, die Thiere wurden zerstört und es bildete sich ein Absatz, welcher der Boden für die neue Bevölkerung ward. Wir stehen, nach Cuvier, gegenwärtig in einer vierten Reihenfolge von Landthieren; nach dem Alter der Reptilien, nach dem der Paläotherien und nach dem der Mammute, Mastodonten und Megatherien, kommt das Alter des Menschengeschlechtes, begleitet von Hausthieren, und nur in den während letzter Zeit entstandenen Gebilden finden sich Knochen von Menschen und von bekannten lebenden Geschöpfen.

Cuvier suchte auch durch seine Forschungen darzuthun, daß die lebenden Arten nicht durch allmäligen Übergang aus den früheren entstanden, der durch Veränderungen in der Beschaffenheit der Localität und des Klima's herbeigeführt worden wäre, eine Ansicht, der sein College, Geoffroy-Saint-Hilaire, huldigte; unter den Petrefacten, sagt Cuvier, findet sich nichts vor, was dies bewiese, und der Einfluß der Natur und des Menschen, wenn er noch so lang dauert, vermag nicht eine Species in eine andere umzuändern.

Was hauptsächlich Cuvier für die fossilen Wirbelthiere, das leisteten Schlotheim, Sternberg und Brongniart für die fossilen Pflanzen. Goldfuß begann 1826 das Prachtwerk: „Abbildungen und Beschreibungen der Petrefacten ꝛc.," worin fossile Conchylien und Echinodermen trefflich dargelegt werden; von Buckland erschien: Reliquiae diluvianae (1824) und später Geology and Mineralogy (1836); auch entdeckte er die Koprolithen oder versteinerten Darmkoth und Abdrücke von Füßen vorweltlicher Thiere, welche letztere wir indessen Ursache haben, für sehr problematisch zu halten. Parkinson machte ein Werk: Organic remains of a former world bekannt; Holl gab ein Handbuch der Petrefactenkunde heraus, ein kleines Büchelchen ohne weitere Bedeutung. Die Description de coquilles caractéristiques des terrains (1831) von Deshayes, enthält die für jede Formation bezeichnenden Conchylien in Beschreibung und Abbildung; derselbe gibt auch in Lyell's principles of Geology eine Übersicht über die numerischen Verhältnisse zwischen den lebenden und fossilen Arten zu genauerer Unterscheidung des relativen Alters der Tertiärgebilde. Zu den petrefactologischen Werken dürfen wir auch unsere Palaeologica (1832) rechnen, worin wir bemüht waren, das Studium der fossilen Wirbelthiere, mit Ausnahme der Fische, durch Vorführung der Literatur für jede einzelne Species und durch Festsetzung der Formation, welche diese umschließt, zu fördern. Es verdienen ferner Fischer's Bibliographia palaeontologica (1834) und Keferstein's Naturgeschichte der Erde (1834) Erwähnung. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist Bronn's Lethaea geognostica, welche, sich über das ganze Bereich der Petrefacten ausdehnend, nichts Wesentliches auch in geologischer Hinsicht unberücksichtigt läßt. Die fossilen Fische fanden an Agassiz den besten Bearbeiter; seine poissons fossiles sind gleich gründlich vom geologischen wie anatomischen Standpunkte aus abgefaßt. Über andere Wirbelthiere sind wir selbst

beschäftigt ein Werk: „zur Fauna der Vorwelt," herauszugeben. Mit den Pflanzen beschäftigt sich gegenwärtig hauptsächlich Göppert; seinem Werke über die von ihm auch auf die Fructification untersuchten fossilen Farnkräuter, welches als Supplement zum 17. Band der k. Leopoldinischen Verhandlungen erschien, beabsichtigt er eine Fortsetzung folgen zu lassen, und außerdem ist er im Begriff „die Gattungen der fossilen Pflanzen" herauszugeben. Göppert war auch in der Darstellung künstlicher Pflanzenversteinerungen*) glücklich, die ihm manchen Aufschluß über die Entstehung der natürlichen gewährten. Ad. Brongniart beschäftigt sich seit 1821 mit Herausgabe seiner Histoire des végétaux fossiles, und Lindley und Hutton seit 1831 mit einer Fossil flora of Great-Britain; des Grafen Sternberg „Versuch einer geognostischen botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" schloß mit dem vor Kurzem erschienenen Hefte, dessen Bearbeitung der Verfasser vor seinem nahen Ende theilweise an Presl und Corda übertrug.

Der allgemeinere Gebrauch des Mikroskops brachte auch der Petrefactenkunde Gewinn. Ihm verdanken wir seit 1835 die Kenntniß von fossilen Infusorien; die selbst aus großen Fragmenten nicht genau zu bestimmenden fossilen Hölzer verrathen ihre Structur mit besserem Erfolge, wenn sie als dünn geschliffene Splitter unter das Mikroskop gebracht werden, und die aus dünnen Schnittplättchen über die innere Structur von Zähnen oder Knochen erhaltenen Aufschlüsse sind bisweilen das einzige Mittel, über die Classe, Ordnung oder Familie zu entscheiden, der ein fossiles Wirbelthier angehört.

Viel Vortheil erwuchs auch der Petrefactenkunde durch Anfertigung von Tabellen oder Verzeichnissen über die Versteinerungen mit Angabe ihres Vorkommens, welche in geologischen Handbüchern oder Monographien von de la Beche, Bronn, Egerton, Hissinger, Mantell, Morton, Murchison, Münster, Voltz, Woodward und Anderen angetroffen werden.

Neben der unsere Tage auszeichnenden Gründlichkeit, womit die Petrefacten untersucht werden, besteht noch immer die andere Ansicht, welche nicht zugibt, daß die Versteinerungen wirkliche, den jetzigen ähnliche Geschöpfe waren. Was hierüber H. Davy sagt, wurde wol nie von ihm ernstlich geglaubt, und läßt sich nur als schöne Phantasie denken. Ignaz Döllinger aber hielt, wenigstens früher (1802), die organischen Gebilde, welche die Gebirge als Versteinerungen umschließen, für Wesen von einer andern Anordnung und innern Einrichtung, als die etwa im äußern Umriß ihnen ähnlichen, am Lichte des Tages lebenden Organismen, die sich durch das Geschäft der Zeugung erhalten und vermehren; und auch der geistreiche Schubert ist ähnlicher Ansicht, indem er glaubt, daß ein großer Theil jener nur als Versteinerungen vorkommenden Wesen vorübergehende Erscheinungen der Morgenstunde der Schöpfung waren; denn „unversehrt die einen, halb entwickelt die andern, liegen sie oft reihenweise beisammen, wie solche Wesen, an denen weder der gewöhnliche Weg der Zeugung, noch auch jener der thierischen Verwesung und Auflösung stattgefunden. Diese Wesen waren in der That weder alt noch jung; sie übertrugen wol zum großen Theil die Form ihres Seins ebenso wenig auf ein nachkommendes Geschlecht, als jene Blüthenhüllen, die beim Aufbrechen der Knospen abfallen, zu einer bleibenden Frucht erwachsen. Sie sind die stehengebliebenen Zeugen eines Momentes der Erschaffung, da sich auch die innerste Tiefe der noch flüssigen, in ihrer Gestaltung begriffenen Erdveste von einem Leben erregte, das mit dem Starrwerden der Schichten gleich wieder erlosch." (G. H. v. Schubert, über die Einheit im Bauplan der Erdveste. 1835.)

Nicht weniger auffallend ist es, in unserer Zeit Fällen zu begegnen, wo bloße Erdgebilde für wirkliche organische Überreste, oder für durch vorweltliche Geschöpfe veranlaßte Erscheinungen ausgegeben werden. Hierher gehörten die Annahme von einem organischen Ursprunge der Stylolithen oder des früher sogenannten Tutenmergels, und die sogenannten Fußabdrücke zum großen Theil, namentlich jene aus älterem Gebirge; es haben sogar sonst ausgezeichnete Geologen in allem Ernst in älteren Gesteinen unzweifelhafte Spuren von versteinerten Regentropfen nachzuweisen gesucht.

Die Petrefacten lassen sich von zwei Gesichtspunkten aus classificiren: 1) nach den für die Pflanzen und Thiere bestehenden natürlichen Systemen, und 2) nach dem relativen Alter des sie umschließenden Gesteins. Durch Einschaltung der versteinerten Formen in die für die lebenden bestehenden Systeme werden letztere vervollständigt und überdies richtigere Classificationsprincipien gewonnen. Alle von Anbeginn bis heute auf Erden bestandene Formen sind nach einem gemeinsamen, den lebenden Geschöpfen noch immer zu Grunde liegenden Plane geschaffen, und sie sind daher sämmtlich Glieder eines und desselben Systems; selbst die auffallendsten fossilen Formen entziehen sich nicht dem Kreise gesetzlicher Verwandtschaft mit den lebenden, und sind nur Repräsentanten der verschiedenen Zeiten Eines Ganzen. Durch die Classification der Petrefacten nach dem relativen Alter des sie umschließenden Gesteins gelangt man zur Kenntniß des relativen Alters der Geschöpfe. Die geologische Zeit oder der Zeitraum, während dessen jene Geschöpfe existirten, von denen die Versteinerungen herrühren, läßt sich in mehre Perioden eintheilen, die auf der Gegenwart, dem Mangel oder dem gleichzeitigen Vorkommen gewisser Versteinerungen beruhen. Bronn nimmt fünf solcher, hauptsächlich auf die Versteinerungen gegründeten, Perioden an: 1) Kohlengebirg, mit dem frühesten Übergangsgebilde beginnend, bis in den Kupferschiefer; 2) Salzgebirg, vom bunten Sandsteine bis in den Keuper (Alberti's Trias); 3) Oolithgebirg, vom Lias bis in den Portlandstein, oder in die obere Juragruppe; 4) Kreidegebirg, die Wald- und Kreidegebilde umfassend; 5) Molassengebirg, die Tertiär- und Diluvialgebilde umfassend.

*) Solche künstliche Petrefacten sind nicht zu verwechseln mit gemachten, verfälschten oder zusammengesetzten, welchen man von Öningen und dem Boleaberg, auch von Solenhofen in älteren Sammlungen begegnet, und die zu manchen irrigen Angaben veranlaßten.

Vorweltliche Flora.

Was Scheuchzer früh gefühlt und Jussieu angedeutet, hat Schlotheim weiter geführt, Sternberg aber auf den rechten Weg gebracht. Die Untersuchungen über die vorweltliche Flora in neuerer Zeit eröffnete Schlotheim mit seiner Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenversteinerungen in dem Steinkohlengebirge des thüringer Waldes (1804), der ähnliche Untersuchungen in seiner Petrefactenkunde folgten. Unmittelbar nachdem Graf Kasp. Sternberg seine Flora der Vorwelt begonnen hatte (1820), trat Ad. Brongniart (1821) mit seinem nach Sternberg's Vorbilde vom botanischen und geologischen Standpunkte aus bearbeiteten Werke auf, und zehn Jahre später Lindley und Hutton, denen Göppert folgte. Fossile Pflanzen wurden in neuester Zeit noch von folgenden untersucht: Artis, de la Beche, Berger, Bird, Bischoff, Bowerbank, Braun, Bronn, Brown, Buckland, Eist, Conybear, Corda, B. Cotta, Germar, Granger, Gutbier, Hoffmann, Hutton, Jäger, Kaulfuß, Kurtze, Link, Mantell, Martin, Martius, Münster, Nau, Nees, Nicol, Nilson, Th. Nutall, Pareto, Parkinson, R. und W. Philipps, Presl, Reichenbach, J. G. Rhode, Roßmäßler, Schimper, A. Sprengel, Steinhauer, Steininger, Succow, Voltz, Weawen, Winch, Witham, Young, Zenker.

Ad. Brongniart zerfällt die vorweltliche Flora in vier Vegetationsperioden, worunter er einen größern oder geringern Zeitraum versteht, während dessen die Natur der Vegetation, d. h., die numerischen Verhältnisse der Familien oder der Classen unter einander sich nicht merklich veränderten. Diese Perioden sind nach seiner Angabe folgende:

Die erste geht von den frühesten Spuren von Vegetation in gewissen Übergangsgebilden, bis zu Ende der Steinkohlenformation, oder bis zum bunten Sandstein; und diese Periode zeichnet sich aus durch das numerische Vorwalten und die mächtige Entwickelung der Gefäßkryptogamen (Cryptogames vasculaires).

Die zweite, weniger scharf bezeichnete, Periode läßt sich ebenso wenig der eben erwähnten als der folgenden dritten beigesellen. Sie ist die des bunten Sandsteins, und von der ersten Periode ist sie getrennt durch Gebilde, welche, wie das Rothliegende und der Kupferschiefer, gar keine Pflanzen oder nur Abdrücke von Meerpflanzen enthalten.

Die dritte Periode beginnt mit der Formation des Muschelkalkes, und erstreckt sich bis zur Kreide. Sie zeichnet sich aus durch eine Menge Cycadeen, welche mit Farn und Coniferen zusammenliegen.

Die vierte Periode endlich entspricht der Zeit, während welcher die Gebilde jünger als die Kreide entstanden. Diese zeichnet sich von den übrigen aus durch das numerische Übergewicht von Dicotyledonen und durch den Mangel an Formen, welche von den jetzigen Pflanzen verschieden sind. Eine Fortsetzung davon ist die jetzige Pflanzenschöpfung, welche demnach gleich nach Entstehung der Kreide begann.

Brongniart glaubt an einen natürlichen Zusammenhang seiner aufgestellten Perioden mit den Umwälzungen, welche unsere Erde im Verlauf der Zeiten erfahren, und zwar aus dem Grunde, weil sie durch Formationen getrennt werden, welche keine Überreste von Landgeschöpfen umschließen; einer neuen Pflanzenschöpfung ging, seiner Ansicht nach, jedes Mal die Zerstörung der zuvor bestandenen voraus, weshalb auch kein Übergang zwischen den Pflanzen der verschiedenen Perioden, sondern nur zwischen denen der verschiedenen Formationen einer und derselben Periode bestehe; wie bei den Thieren, so sei auch bei den Pflanzen den complicirteren Formen die Schöpfung der einfacheren vorhergegangen. Als Hauptgrund, warum die Natur allmälig vollkommenere Geschöpfe hervorgebracht habe, nimmt er eine allmälige Wärmeabnahme der Erde an; die Vegetation der ersten Periode vergleicht er der auf den Inseln in einem großen Ocean unter fast mehr als tropischem Himmel; allmälig traten diese Inseln sich näher und verbanden sich mit einander zu größeren Strecken Landes; die Erde ward geeignet, mannichfaltigeren Pflanzenwuchs zu entfalten, bis sie nach Entstehung der Kreide sich mit der Flora der Continentalländer bekleidete.

Sternberg, Fr. Hoffmann, Voltz und Andere konnten sich mit Brongniart's Ansicht über die vorweltliche Flora, sowol im Betreff der darin ausgedrückten Entwickelungstheorie, als auch der Perioden aus triftigen Gründen nicht einverstanden erklären. Unter Berücksichtigung der Art und Weise, wie die fossilen Pflanzen vorkommen, gelangte Sternberg zur Annahme von nur drei Perioden des Pflanzenlebens in früheren Zeiten der Erde, zu deren scharfen Begrenzung er selbst die Masse der vorliegenden Beobachtungen für unzureichend hält. Die erste seiner Perioden nimmt mit den Übergangsgebilden ihren Anfang; sie erinnert an Inselvegetation; über die Hälfte der Pflanzengattungen bestehen aus Farn. In der zweiten Periode herrschen die Cycadeen, eine in mancher Hinsicht zwischen den Palmen, Coniferen und Farn stehende Familie, vor. Die dritte Periode ist in der Kreideformation durch Fucoiden und überhaupt durch ein Übergewicht an dicotyledonischen Pflanzen ausgezeichnet. Aus der Übereinstimmung der Gattungscharaktere von Pflanzen aus der Steinkohlenformation der verschiedensten Gegenden beider Erdhälften, schloß er auf isotherme Standpunkte, welche geeignet waren, dieselben oder doch nahe verwandte Pflanzen gedeihen zu lassen, wobei er glaubte, daß die Temperatur dieser isothermen Punkte jener in unsern Tropenländern ähnlich gewesen, oder sie noch übertroffen habe.

Gegen die Brongniart'schen Vegetationsperioden ist hauptsächlich einzuwenden, daß der rothe Sandstein und Zechstein in keinerlei Weise geeignet ist, eine Periodengrenze abzugeben, und daß die zweite und dritte Periode, wie er sie feststellt, bei der immer mehr sich befestigenden Lehre von der den bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper umfassenden Trias, unmöglich in der Natur begründet sein kann.

Eine große Rolle in der vorweltlichen Flora spielen die Farnkräuter. Nach den bis jetzt vorliegenden Untersuchungen Göppert's machen die Farn fast ein Drittel der zu 800 Species angenommenen gesammten fossilen Flora

aus; er gibt ihre Zahl zu 268 an, wovon auf Schlesien 96, auf Böhmen 32, auf das übrige Teutschland 63 und auf England 91; sodann auf die Steinkohlenformation 200, auf das Salzgebirg 21, auf das Oolithgebirg 41 und auf die Kreideformation und Tertiärgebilde nur je 2 Farnspecies kommen, welche alle nur tropischen Farn verglichen werden konnten. In den fossilen Farn fand er fast alle Eigenthümlichkeiten der Farn der Jetztwelt vor, dieselbe Art und Weise des Wachsthums und überhaupt dieselben Vegetationsgesetze. Es nimmt also die Zahl der fossilen Farn von den ältesten zu den jüngsten Schichten ab, und diese Abnahme läßt sich jener vergleichen, welche gegenwärtig von den Tropenländern zu den Polen hin besteht.

Die in den verschiedenen Formationen ausgedrückt liegenden Floren lassen sich, wie folgt, kurz andeuten. Die Übergangsgebilde, oder die ältesten, welche Versteinerungen umschließen, enthalten einige Fucoiden, und die daraus angeführten Calamiten, Equisetaceen und Farn sind von denen der Steinkohlenformation kaum verschieden.

Die ältesten Pflanzen sind zugleich am genauesten gekannt. Der außerordentliche Reichthum, den die Steinkohlenformation an Pflanzen darbietet, besteht in Farn, Equisetaceen und Lycopodiaceen von Riesengröße, sowie in Stämmen, welche an Coniferen erinnern. Göppert weist sogar aus den ältesten versteinerungführenden Schichten Schlesiens wirkliche Coniferen durch Zapfen nach, welche denen von Abies, Picea und Pinus ähnlich sind, was gegen Brongniart's Annahme, daß die genetische Pflanzenentwickelung im Verlauf der Zeiten stufenweise von den einfacheren zu den complicirteren Formen fortgeschritten sei, und daß die Steinkohlenformation keine Dicotyledonen enthalte, widerspricht. Aber auch die Equisetaceen, welche größtentheils in der Steinkohlenformation zur Ablagerung kamen, werden nicht von allen Botanikern mit Brongniart für monocotyledonisch gehalten; zu denen, welche sie für dicotyledonische Pflanzen erklären, gehört Lindley, der selbst die, von Brongniart zu den baumartigen Farn und von Göppert zu den Lycopodiaceen hinzugenommenen Sigillarien, von denen die Steinkohlenformation Stämme bis zu 60 Fuß Länge und mehre Fuß dick umschließt, hauptsächlich wegen der deutlich unterscheidbaren Rinde, für Dicotyledonen ausgibt.

Schon in der Trias gibt es wenig Farn mehr; Equisetaceen, Coniferen und Cycadeen bilden die Flora.

Der Charakter der in den Gebilden der Oolithreihe angedeuteten Flora ist theils der tropischen, theils der gemäßigten Zone vergleichbar; die Equisetaceen und Farn sind fast verschwunden, und wo man ihnen begegnet, zeigen sie sich mehr den lebenden verwandt. Dafür herrschen Cycadeen und Polykotyledonen vor; Algen treten mehr local auf, und sind bisweilen zahlreich. Es befinden sich Genera unter diesen Pflanzen, welche, wie das zu den Algen gehörige Genus Sphaerococcites, zugleich in Übergangs- und in Tertiärgebilden vorkommen, und andere, welche zugleich aus Gebilden der Oolithreihe, aus späteren Gebilden und lebend bekannt sind, wozu Zamia gehört, die in dem Oolithgebirge fast artenreicher als lebend angetroffen wird.

Unter den zahlreichen Algen aus den meerischen Absätzen der Periode der Wald- und Kreidegebilde erkennt man Genera, welche, wie Chondrites schon in Übergangsgebilden anfangen, und auch noch in Tertiärgebilden begegnet werden. Die Flora dieser Zeit besteht übrigens aus Equisetaceen, Filiciten, Cycadeen, Coniferen, Najaden und Liliaceen, und man kennt aus ihr die ersten Blätter von Dicotyledonen, worunter die erloschene Familie Credneria.

Die frühesten Tertiärgebilde haben holzige Dicotyledonen aufzuweisen. Viele Genera sind nur fossil gekannt, und keine Species ist mit einer lebenden identisch. Die ähnlichsten sind solche, die ihren Standort in entfernten Ländern behaupten, ohne, wie Nordamerika, unter einem wärmeren Himmelsstriche zu liegen. Unter denen kürzlich durch Bowerbank gründlich untersuchten Früchten und Samen aus dem dem Grobkalke parallelen Londonthon der Insel Sheppy, der also älter als die Braunkohle Teutschlands ist, befand sich keine mit einer lebenden identische Pflanze; sie gehören meist Palmen, Cypressen und Proteaceen an, welche auf Tropenklima deuten. Aus oberen Tertiärgebilden sind die Pflanzen des öninger Schiefers genauer durch Alex. Braun untersucht; unter den darin enthaltenen 25 Genera sind 4 exotisch, die anderen europäisch, und mit Ausnahme der erloschenen und exotischen Arten, denen in der Gegend oder im südlichen Europa einheimischen ähnlich. Die Pflanzen gewisser Braunkohlenablagerungen besitzen damit Ähnlichkeit; wogegen die Blätterabdrücke der altsatteler Braunkohlenformation, nach Roßmäßler, von den Öninger sehr verschieden sind, und der europäischen Flora fern zu stehen scheinen.

Der berühmte Schow sagt in seinen Naturschilderungen (1840) Folgendes über die vorweltliche Flora. Drei einer Hauptgruppe angehörende Familien, von denen gegen 300 Arten bekannt sind, machen fast die ganze Flora der Steinkohlenformation aus; während diese Familien von der jetzt aus mehren hundert Familien bestehenden Flora kaum 1/30 betragen. Von diesen drei Familien gehören aus der Steinkohlenformation etwa 2/3 nach der Zahl der Geschlechter oder 4/5 nach der Zahl der Individuen den Farnkräutern an, welche damals baumartig waren, wie jetzt nur in feuchten Wäldern heißer Erdstriche; in der lebenden Flora machen die Farnkräuter nur 1/35 — 1/40 aller Pflanzenarten aus, was auch für die Zahl der Individuen gelten wird. Die zweite Familie, die der Lycopodiaceen, war zur Zeit der Steinkohlenformation häufig und bildete verzweigte Stämme von 60—70 Fuß Länge, während diese Familie jetzt nur als eine niedrige, moosähnliche Pflanze lebt. Die dritte Familie ist die der Padderokker oder Schachtelhalme, jetzt nur eine isolirte, unbedeutende, und Kräuter von einigen Fuß Länge enthaltende Familie, während die Steinkohlenformation davon baumartige Stämme von zehn Fuß Länge bei fünf bis sechs Zoll Durchmesser darbietet. Die wenigen sonst damit vorkommenden Gewächse lassen kaum einen Ver-

gleich mit lebenden Pflanzenformen zu. Ein Hauptzug des Pflanzenwachsthums zur Zeit der Steinkohlenformation war hoher Grad von Einförmigkeit, vergleichbar den Nadelholzwaldungen in Nordamerika, oder den Heiden auf dem Cap; aber auch Einförmigkeit in anderer Rücksicht, weil damals diese Pflanzen in Ländern wuchsen, welche jetzt große Verschiedenheit in ihrer Flora darbieten; Mangel an Blüthen, welches auf eine geringere Entwickelung der Pflanzen hindeuten könnte; dagegen treten die blüthenlosen Pflanzen mit Riesenformen auf; ferner Mangel an fleischigen, saftigen Früchten und, wie es scheint, auch an grasartigen Pflanzen; Inseln in heißem Klima mit Wäldern ohne Schlangen, Vögeln, Affen oder andern Säugethieren. Erst in späteren Perioden treten die Pflanzen mit Blumen auf, und von diesen zuerst die Dreizahlpflanzen, dann von den Fünfzahlpflanzen die Nadelhölzer, welche in mancher Rücksicht auf niedrigerer Stufe stehen als die übrigen, und sich den Dreizahlpflanzen nähern; endlich erscheinen auch die übrigen Fünfzahlpflanzen, und die Flora wird der gegenwärtigen immer ähnlicher.

Vorweltliche Fauna.

Infusorien. Das Ausführliche über diese Geschöpfe ist in unserm Artikel **Infusoria foss.** bereits vorgebracht. Es umschließen wahrscheinlich schon die Gebilde der Oolithreihe fossile Infusorien. In den Tertiärgebilden sind sie so gewöhnlich, daß einige derselben ganz daraus bestehen. Es werden mehre erloschene Genera und ungefähr ⅔ erloschene Arten angenommen. Die Kreide besteht, nach Ehrenberg, zu ¹⁹/₂₀ ihrer Masse aus sogenannten Kreidethierchen oder mikroskopischen corallenförmigen vielkammerigen Thierchen (**Bryozoa**) und aus Infusorien. Über 15 Species dieser Kreidethierchen leben gegenwärtig noch im baltischen und im Nordmeer, und es sind dieselben Arten, welche die Kreideformation Griechenlands und Afrika's enthalten.

Polyparien. Mit fossilen Polyparien beschäftigten sich in neuester Zeit: Miß Bennett, Blainville, Bronn, Defrance, Edwards, Fischer, Goldfuß, Hagenow, Klöden, König, Lamarck, Lamouroux, Mantell, Münster, Parkinson, Sauvage, Schlotheim, Sowerby, Zborzewski. Die früheste Periode war reich an Polyparien, und enthielt schon Genera, welche jetzt noch leben, mit einer geringern Anzahl erloschener. Von lebenden Genera kennt man: **Manon, Achilleum, Scyphia,** welche drei Genera später zahlreicher auftreten, ferner **Gorgonia, Cellepora, Retepora, Ceriopora, Glauconome, Agaricia, Astraea, Caryophyllia, Fungia, Lithodendron, Sarcinula, ? Tubipora;** von erloschenen Genera werden unterschieden: **Blumenbachium, Heliopora, Stromatopora, Coscinopora, Cyathophyllum** und **Calamopora,** welche beide sich noch in ganzen Korallenbänken vorfinden, ersteres mit 24 und letzteres mit 10 Arten; einige Arten kommen auch im Zechstein vor; ferner **Strombodes, Columnaria, Harmodytes, Halysites, Lithostrotion, Mastrema** und die beiden problematischen Geschöpfe **Graptolithus** und **Pleurodictyum.**

Aus der Trias sind keine Polyparien bekannt, wofür die Oolithreihe um so reicher daran ist. Die Felsbauenden sind dieselben Genera, die noch gegenwärtig in den tropischen Meeren thätig sind; von lebenden Genera werden angenommen: **Scyphia,** mit einer Menge von Arten, **Tragos, Berenicea, Eschara, Ceriopora,** die sich schon in Übergangsgebilden angedeutet findet, häufiger in Kreide als in Oolithgebilden liegt, und von der noch viele Arten leben; **Agaricia, Explanaria, ? Pavonia, Astraea,** welche hier und in der Kreide gegen 50 Arten zählt und von der auch viele Arten leben; **Meandrina, Mesenteriopora, Caryophyllia, Cricopora, Idmonea, Achilleum, Manon, ? Spongia, ? Alcyonium, Cellaria, Millepora, Retepora, Flustra, Madrepora, Sarcinula, ? Stylina, Lobophyllia, Echinastraea, Anthophyllum, Fungia, Cyclolites, Turbinola, Siphonia.** Von erloschenen Genera früherer Zeit kennt man daraus **Stomatopora,** und von **Cyathophyllum** nur einige Arten. Wie groß im Übrigen die Zahl der erloschenen Genera in der durch die Oolithreihe ausgedrückten Zeit ist, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß: **Mammillipora, Cnemidium, Myrmecium, Intricaria, Entalophora, Conodictyum, Diastopora, Chrysaora, Montlivaltia, Turbinolopsis, Terebellaria, Tilesia, Theonoa, Defrancia, Microsolena, Eunomia, Thamnasteria, Paramoudra;** dann **Coscinopora, Hippalimus, Alecto, Pustulopora** und **Heteropora,** welche auch in der Kreide vorkommen.

In den Waldgebilden ist wieder ein Mangel, in der Kreide dagegen eine große Menge von Polyparien vorhanden. Die ausgestorbenen auf die Kreide beschränkten Genera sind: **Choanites, Ventriculites, Verticillites, Polypothecia, Coeloptychium, Pagrus, Criserpia** (ob Kreide?). Die ausgestorbenen mit frühern Gebilden gemeinsamen Genera: **Heteropora, Hippalimus, Coscinopora, Pustulopora, Stromatopora, Alecto;** und die ausgestorbenen mit spätern Gebilden gemeinsamen Genera: **Diploctenium, Lunulites, Lichenopora.** Die meisten Genera sind lebende, worunter die Spongien- und Alcyonienartigen vorherrschen und **Siphonia** für die Kreide am bezeichnendsten zu sein scheint. Wie groß der Reichthum der Kreide an Polyparien ist, geht daraus hervor, daß Hagenow aus der nordischen 18 Genera anführt, worunter **Eschara** mit 20, **Cellopora** mit 59 und **Ceriopora** mit 21 Species erscheinen.

In den Tertiärgebilden finden sich großentheils lebende Genera, ⅓ der Genera wird für ausgestorben erachtet, von denen vielleicht die Hälfte schon in früheren Gebilden vertreten sind.

Edwards fand, daß die Escharen und die ihnen verwandten Genera, welche unter allen Polypen die höchste Organisation besitzen, in dem Meere, woraus sich die Übergangsgebilde absetzten, nicht vorhanden waren, wogegen dieses Wasser von Polypenformen einfacherer Structur gewimmelt haben müßte. Erst um die Zeit des der Oolithreihe angehörigen Kalkes von Caen beginnen die eigentlichen Escharen, und je jünger das Gebilde ist, um so häufiger stellen sie sich darin dar, sodaß der Crag von Eng-

land und die jüngsten Tertiärgebilde die meisten Eschasren umschließen. Die genetische Entwickelung der Polyparien scheint also mit der Zeit zu vollkommnern Formen gediehen zu sein. Es ist nicht zu übersehen, daß die Polyparien sich schon in frühester Zeit, wie gegenwärtig noch, als fleißige Mitarbeiter an der Entstehung von Festland beurkunden.

Echinodermen. Mit fossilen Echinodermen beschäftigten sich in neuester Zeit: Agassiz, Bronn, Desmoulins, Garteloupe, Goldfuß, Gray, Lamarck, Mantell, Meyer, Miller, Münster, Parkinson, Phillips, Philippi, Say, Schlotheim, Wahlenberg.

a) Holothurien. Was man, zumal im sohlenhofer Schiefer, für Holothuria gehalten, ist ein anderer Körper; Bronn räumt indessen die Möglichkeit ein, daß in diesem Schiefer ausgeworfenes Gedärm von Holothurien vorkommen könne.

b) Echinideen. Die vor kurzem durch Agassiz eingeführte genauere Unterscheidung der Echinodermen gewährt auch für Formationsbestimmungen manchen Vortheil, und die Echinideen bewähren sich hierin fast brauchbarer als die Conchylien. Die Genera sind wie folgt vertheilt:

1) Spatangus: Diaster kommt nur in Juragebilden vor; Holaster nur fossil, fast ausschließlich in Kreidegebilden, wo sie ihre Vorgänger in den Juragebilden zu ersetzen scheinen, H. complanatus ist für das Neocomien (Kreideartige Gebilde von Neuchatel) bezeichnend. Nur eine Species, H. intermedius, gehört dem Portlandstein an; Ananchytes scheint nur in Kreidegebilden zu existiren, A. ovatus bezeichnet die obere Kreide; von Hemipneustes ist nur eine Species bekannt, welche aus Kreide herrührt; von Micrastes rühren die fossil vorkommenden Species, welches die meisten sind, aus der Kreide her, zumal der obern Abtheilung derselben, nur wenige liegen im Grünsande; das lebende Genus Spatangus kommt fossil in Kreide und in Tertiärgebilden vor; von dem lebenden Genus Amphideutes wird nur eine der Kreide entnommene Species fossil angeführt; Brissus ist gar nicht fossil gekannt, und das lebende Genus Schizaster fossil nur aus Tertiärgebilden. 2) Clypeaster: Catopygus ist ein fossiles Genus der Kreide und der Tertiärgebilde; Pygaster nur aus Jura- und Kreidegebilden bekannt; Galerites nur aus Kreide; Discoidea, ebenfalls ein fossiles Genus, vom Unteroolith bis in die weiße Kreide einschließlich; Clypeus nur aus Juragebilden; Nucleolites meist in Jura und unterer Kreide, nur eine tertiäre und eine lebende Species; Cassidulus, alle fossil, aus Kreide und Tertiärgebilden; Fibularia aus Kreide, Tertiärgebilden und lebend; Hyboclypus nur aus Juragebilden; Echinoneus, alle lebend; Echinolampas in Jura-, Kreide-, Tertiärgebilden und lebend; Clypeaster, tertiär und lebend; Echinarachnius, lebend und eine fossil in Tertiärgebilden; Scutella, lebend und tertiär. 3) Cidarites: Cidaris in Jura-, Kreide und Tertiärgebilden und lebend; Diadema in Jura- und Kreidegebilden und lebend; Astropyga, nur lebend; Acroselania, nur aus Juragebilden; Salenia, Goniopygus, Peltastes und Goniophorus, nur in Kreide; Echinometra, alle lebend; Arbacia und Echinus, beide in Jura-, Kreide- und Tertiärgebilden und lebend.

Es ist hieraus ersichtlich, daß es fossile Genera gibt, die nicht mehr leben, sowie daß nicht alle lebende Genera auch fossil vorkommen; die meisten Genera sind erloschen; die meisten lebenden Genera finden sich nicht früher als in Tertiärgebilden, und einige gehen von den Juragebilden an, die verschiedenen Formationen durch, zu den lebenden; dann gibt es auch Genera, welche auf die Juraformation, andere, die auf die Kreide beschränkt, und noch andere, die auf beide ausgedehnt sind; bisweilen sind gewisse Genera an bestimmte Formationen gebunden, oder einzelne Species verhalten sich bezeichnend für eine gewisse Formation. Desmoulins und Garteloupe nehmen sogar an, daß in der Kreide, welche in die Tertiärgebilde spielt, mehre mit lebenden identische Arten von Echinideen vorkommen.

Die jurassischen Echinideen waren indessen nicht die ältesten; drei Echinideen aus dem Lias verlegt Agassiz in Gray's Genus Diadema; in dem Muschelkalke Schwabens und wahrscheinlich auch bei Baireuth fanden sich einige Reste, welche Goldfuß Cidarites grandaevus benannt hat; und wenn auch Steininger's Echinit aus der Eifel den Tertiärgebilden angehören sollte, so führt doch Phillips Cidaritenstacheln und ein neues Echinidengenus aus dem Kohlengestein Northhumberlands und Irlands, Leymerie Fragmente von Cidaris aus dem Kohlenkalke von Tournay, und Graf Münster folgende drei Arten von Cidaris aus Übergangsformationen an: C. Nerei, aus dem Productuskalk von Tournay, C. Protei und C. priscus von Regnitzlosau; sodaß, wider Erwarten, die Echinideen jetzt zu den frühesten Bewohnern der Erde zu zählen sind, und schon Anfangs in Formen auftraten, welche den gegenwärtig noch lebenden ähnlich waren.

c) Stelleriden. *α*) Asterien. Ein asterienartiges Thier, vielleicht einem lebenden Genus angehörig, lieferte der Unteroolith; in Juragebilden und lebend kommt Goniaster vor, während Coelaster nur fossil, aus der Kreide nämlich, bekannt ist.

β) Ophiuren. Ob die echte Ophiura überhaupt fossil vorkomme, ist noch unentschieden; die meisten ophiuraähnlichen Formen sind als eigene nur fossil gekannte Genera von den lebenden getrennt worden. Zwei derselben liegen schon im Muschelkalke: Acroura (A. *Agassiz* und Ophiura prisca) und Aspidura (Ophiura loricata); während Ophiurella (Ophiura carinata, O. speciosa, O. *Milleri*, O. *Egertoni*) und Comaturella den Juragebilden zustehen.

γ) Crinoideen. Die die früheste Periode für organisches Leben bezeichnenden Übergangsgebilde mit dem Bergkalke und Kohlenkalke sind reich an erloschenen Crinoideengenera, welche in anderen Formationen nicht vorkommen; sie heißen: Actinocrinus, Melocrinus, Eucalyptocrinus, Poteriocrinus, Platycrinus, Cyathocrinus, Sphaeronites, Echinoencrinus, Caryocrinus, Cupressocrinus, Dichocrinus, Triacrinus, Asterocrinus,

Pentrematites, Rhodocrinus, wenn, was vermuthet wird, Rh. echinatus aus Juragebilden einem eigenen Genus angehört; auch Eugeniacrinus, wenn E. mespiliformis, E. pygmaeus und E. hexagonus, die aus Übergangsgebilden herrühren, wirklich diesem Genus angehören sollten. Dem Muschelkalke steht Encrinus und Chelocrinus zu; ersteres Genus würde nach Defrance auch im Grobkalke vorkommen. Auf Gebilde der Oolithgruppe beschränkt sind: Isocrinus, Solanocrinus, Tetracrinus, Plicatocrinus, Pterocoma (Comatula pinnata) und Saccocoma (Comatula tenella, C. pectinata, C. filiformis); in diesen Juragebilden liegt, hauptsächlich den Lias bezeichnend, und wie vermuthet wird, auch in der Kreide und in Juragebilden, das lebende Genus Pentacrinus; es kommt ferner vorzugsweise in Juragebilden, dann auch in Kreide, und, wenn es sich bestätigen sollte, im Tertiärgebilde Westfalens das nur fossil gekannte Genus Apiocrinus vor; auf die Kreide beschränkt sind Glenotremites und Marsupites.

Die Crinoideen würden demnach, je näher der gegenwärtigen Zeit, um so seltener werden; und es gibt lebende Genera, welche nicht fossil nachgewiesen sind.

Mollusken. Mit den fossilen Mollusken beschäftigten sich in neuerer Zeit: Agassiz, Basterode, de la Beche, Bigsby, Blainville, Blumenbach, Braun, Brocchi, Brongniart, Bronn, Buch, Catullo, Conrad, Dalman, Defrance, Delay, Deshayes, Deslongchamps, Desmoulins, Dubois, Drouet, Eichwald, Ferrusac, Fischer, Galliardot, Goldfuß, de Haan, Hartmann, Hauer, Hisinger, Hombres Firmas, Höninghaus, Klöden, König, Lamarck, Leo, Mantell, Marklin, Merian, Meyer, Montfort, Morton, Münster, Nilson, d'Orbigny, Parkinson, Phillips, Philippi, Pusch, Quenstedt, Rafinesque, Raht, Rang, Reinecke, Risso, Römer, Sassi, Schlotheim, Serres, Sowerby, Stockes, Voltz, Zieten.

Die Dimyarier finden sich schon in den Übergangsgebilden und in dem derselben Periode angehörigen Bergkalke in Formen erloschener und noch lebender Genera. Unter den ungleichmuskeligen Dimyariern ist das erloschene Genus Petrinea auf diese Periode beschränkt, und von lebenden Genera kennt man aus jener frühen Zeit: ? Pinna, Modiola, Avicula, Mytilus; die beiden letzten Genera werden von dem Muschelkalk an, für den Avicula socialis sehr bezeichnend ist, bis in die jetzige Schöpfung zahlreicher. Von erloschenen Genera der Oolithreihe zeichnet sich Myoconcha und Diceras aus, letzteres kommt auch in der Kreide vor. Ausgestorbene Genera der gleichmuskeligen Dimyarier sind: Hippopodium, Megalodon, Axinus, von denen die beiden ersten auf die Periode der Übergangsgebilde beschränkt sind, das letzte aber in spätern Gebilden zahlreicher entwickelt auftritt. Man kennt aus der Periode der Übergangsgebilde und des Bergkalkes weit mehr Genera von gleichmuskeligen Dimyariern, als von ungleichmuskeligen; es werden daraus angeführt: Lyriodon, Pectunculus, Arca, Nucula, Hiatella, Isocardia, Venericardia, Cardium, ? Cyprina, ? Lucina, ? Tellina, Sanguinolaria, Corbula, Crassatella, Pholadomya, Solen. Der Trias, insbesondere dem Muschelkalke, worin auch mehre lebende Genera vorkommen, scheint Myophoria anzugehören. Die Dimyarier treten überhaupt reichlicher in den obern Oolithgebilden auf, und werden in den Tertiärgebilden über die Monomyarier auffallend vorherrschend.

In Betreff der Monomyarier kennt man aus der frühesten Periode der Übergangsgebilde und des Bergkalkes die ausgestorbenen Geschlechter Inoceramus und Posidonomya (Posidonia), von denen es sich indessen noch nicht mit Gewißheit ermitteln ließ, ob sie dieser Familie wirklich angehören; von lebenden Genera vermuthet man für jene Zeit Pecten. Mehr entwickelt stellt sich Inoceramus in der Oolithgruppe dar, am meisten aber in der Kreide, später kommt dieses Genus nicht mehr vor; Posidonomya liegt auch in bunten Sandstein und Keuper, und in dem obern Liasschiefer so häufig, daß dieser den Namen Posidonienschiefer führt. Von dem häufiger im Muschelkalk als in frühern Gebilden vorkommenden Genus Pecten werden gegen 60 Arten aus der Oolithreihe und gegen 40 Arten aus der Kreide mit einer dieser Formation eigenthümlich zustehenden Gruppe (Neithea) angeführt. Die Ostreen scheinen im Muschelkalke zu beginnen; es kommen deren viel in den Oolithgebilden vor, und in der Kreide gegen 30 Arten. Plagiostoma findet sich vom Muschelkalke bis in die Kreide und besitzt vielleicht noch lebende Verwandte. Gervillia scheint nicht blos auf die Oolithgebilde beschränkt, sondern auch noch in der Kreide vorzukommen. Gryphaea, von der man nur eine Species lebend kennt, liegt mit mehr als zwölf Arten in den Oolithgebilden, nur mit einer in der Kreide, und mit einer andern in den Tertiärgebilden; am zahlreichsten ist der Lias damit versehen, als Gryphaea Cymbium, wonach die Schichten den Namen Gryphitenkalk oder Gryphitenmergel führen. Die Kreide beherbergt solche Arten von Gryphäen, welche noch mehr als die ältern den Austern verwandt sind. Exogyra angusta bildet eine Leitmuschel für den Portlandkalk und Kimmeridge Thon; zahlreicher kommt dieses Genus in der Kreide vor. Auch liegt Spondylus am zahlreichsten in der Kreide, worin diese Familie überhaupt sehr entwickelt ist, während, wie bereits angeführt, in den Tertiärgebilden die Dimyarier über dieselbe vorherrschen. Spaera, Pulvinites und Pachymya sind nur aus der Kreide gekannte Genera.

Unter den Brachiopoden trifft man wenig lebende Genera an, die alle auch fossil vorkommen. Diese Familie stand überhaupt in frühester Zeit in der Fülle ihrer Entwickelung, wie die Übergangsgebilde und der Bergkalk beweisen, aus denen die meisten Genera herrühren. Strophomena (Leptaena), Strygocephalus, Calceola, Uncites, Gypidia, Pentamerus, Cyrtia sind auf diese Gebilde beschränkt; von Producta, Spirifer, Orthis, Delthyris enthalten spätere Gebilde verhältnißmäßig wenig Arten. Außer Terebratula scheinen auch Trigonotreta, ? Thecidea, ? Crania, Orbicula, Lingula schon so früh vorhanden gewesen zu sein. Terebratula, die mit Orbicula und Lingula die ganze Reihe der Schichtgesteine durch und in die lebende Schöpfung geht, stellt

sich später artenreicher ein. Ihr Formenreichthum, mit dessen Classification L. v. Buch sich beschäftigte, der gegen 100 fossile Arten beschrieb, erhebt sie zur Leitmuschel gewisser Formationen. Schon die Übergangsgebilde und der Bergkalk umschließen Terebrateln aller Buch'schen Abtheilungen; aus dem Muschelkalk kennt man fast nur eine Art, T. vulgaris, die für diese Formation bezeichnend ist; die große Menge von Terebrateln in der Oolithreihe, fast die einzigen darin vorkommenden Brachiopoden, unterscheiden sich von der vom Bergkalk umschlossenen Menge durch die große Anzahl Buch'scher Carinaten, während in der Kreide die Concinneae, Dichotomae, Loricatae und Jugatae, neben Arten aus andern Abtheilungen, bezeichnend und zahlreich auftreten; in den Tertiärgebilden liegen nur wenig Terebrateln, und auch die Zahl der lebenden ist gering. Lingula ist hauptsächlich aus der Trias und der Kreide bekannt; für letztere Formation ist Rhynchora, Magas, Thecidea und die artenreiche Crania bezeichnend. Den in den Tertiärgebilden vorkommenden lebenden Genera steht keine besondere Wichtigkeit zu.

Die von Goldfuß kürzlich mit den Brachiopoden vereinigte Familie der Rudisten, wovon nichts mehr lebt, tritt in der Kreide, nach Escher von der Linth und Graf Mandelsloh auch schon im Coralrag der Schweiz und Würtembergs, auf, und besteht in den Genera Hippurites und Sphaerulithes (Radiolites), welche Goldfuß nur für ein Genus hält und mit Hippurites vereinigt, das besonders zahlreich in den untern Schichten der Kreideformation erscheint, und dem Hippuritenkalk den Namen leiht.

Von Gasteropoden beschreibt Graf Münster aus dem jüngern Übergangskalke von Tournay eine Form des zuvor nur aus dem pariser Grobkalk fossil gekannten Genus Chiton. In jener frühen Periode erscheinen auch schon die Genera Patella und Pileopsis, in der Trias Calyptraea und Capulus; sichrere Spuren von Patella umschließt der Muschelkalk und der Lias, aber erst in den Tertiärgebilden finden sich solche, welche unbezweifelt dem lebenden Genus angehören. Von Dentalium ist es ungewiß, ob es in Gebilden vor der Kreide enthalten ist; in der Kreide finden sich davon einige Arten; die meisten kommen in den Tertiärgebilden und lebend vor.

Dillwyn (Phil. Trans. 1823. II. p. 395) machte die Bemerkung, daß die Secundärgebilde (welche vor der Kreidegruppe entstanden) keine Zoophagen enthalten, mit Ausnahme jener Rostellarien, welche keinen wirklichen Kanal an der Basis besitzen (Chenopus), denen also auch der Rüssel fehlte, um lebende Mollusken anzubohren, und die sich daher nur von todten Thieren ernährten. Nach des Grafen Münster Beobachtung ist dies wirklich der Fall, aber nur bei den von dem Lias entstandenen Gebilden; 160 Arten Trachelipoden aus Gebilden vor dem Lias fand er nur in Phytophagen bestehen; aus dem Orthoceratitenkalk von Elbersreuth erhielt er allein gegen 30 Arten. Von den ausgestorbenen Geschlechtern Euomphalus, über 30 Arten reich, Porcellia, Schizostoma, Cirrus, Maclurites, Pleurotomaria kommt nur letzteres auch in Gebilden vor, welche späterer Entstehung sind als die Periode, wozu die Übergangsgebilde und der Bergkalk gehören; in dieser frühesten Zeit treten auch schon Genera auf, welche die auffallendste Ähnlichkeit besitzen mit unsern heutigen Sigaretus, Natica, ? Rostella, ? Nerita, Phasianella, ? Turritella, Melania, Turbo, Trochus. Völlige Übereinstimmung dieser und ähnlicher Genera mit den lebenden trifft man indessen nur bei solchen, welche aus Tertiärgebilden herrühren; von den Trochusarten namentlich sind bereits einige, welche in Oolithgebilden und in der Kreide gefunden wurden, zu Pleurotomaria gebracht. Ein nur fossiles Genus, aus Oolith und Tertiärgebilden ist Pileolus; die Neritinen werden nicht früher als in der Tertiärzeit angenommen, und das lebende Genus Pedipes gilt für den Grünsand bezeichnend.

Die Zoophagen sollen, wie erwähnt, nach Dillwyn den Secundärgebilden überhaupt fehlen, und nach Graf Münster sich nicht vor dem untern Roggenstein finden; es erscheinen daher die Angaben von Goldfuß und Sowerby über Zoophagen aus der frühesten Periode sehr zweifelhaft. Dagegen fand Münster in Oolith- und Kreidegebilden die Genera Murex, Fusus, Cerithium und andere, und selbst einige Chenopusarten dieses Alters schienen ihm einen Kanal an der Basis zu besitzen. Das nur fossile Genus Nerinea liegt in Kreide- und Juragebilden, und ist bezeichnend für die obere Abtheilung der letztern, woraus gegen 20 Arten bekannt sind; auch kommen die lebenden Genera Pteroceras und Rostellaria vor, häufiger jedoch in Tertiärgebilden und lebend. Überhaupt werden in den Tertiärgebilden die zuvor seltenen Zoophagen vorherrschend über die Phytophagen, doch weniger durch die Zahl der Genera, als an Species.

Unter den Mollusken sind die Cephalopoden erdgeschichtlich besonders interessant. Der Zusammenhang, worin die Eigenthümlichkeit ihrer Formen mit dem Alter der Lagerstätte sich befindet, ist so auffallend, daß man sich ihrer als gute Anhaltspunkte bei Altersbestimmungen bedient. Die Periode der Übergangsgebilde und des Bergkalkes ist reich an erloschenen nur auf sie beschränkten Genera. Nach Murchison fehlen sie dem Cambrischen System oder den untern Übergangsgebilden, wogegen sie reichlich in dem Silurischen System oder in den jüngern Übergangsgebilden und dem Bergkalke auftreten. Zu diesen schon in so früher Zeit wieder erloschenen Genera gehört: Bellerophon, Centrifugus, Clymenia, Conularia, Conoceras, Goniatites, Gyroceras, Lithuites und Orthoceras. Von Bellerophon sind schon gegen 16 Species bekannt; von Clymenia (Planulites) unterscheidet Münster gegen 30 Arten; es gibt Schichten (Fichtelgebirg) mit so vielen Überresten dieses Geschlechtes, daß sie danach den Namen Clymenienkalk führen; sie verdrängen alsdann Orthoceras, indem in diesen Schichten davon nur fünf oder sechs Arten auftreten, während in höheren Schichten, einen wahren Orthoceratitenkalk bildend, über 20 Arten liegen, welche alle, nur eine ausgenommen, einen engen centralen Sipho zeigen, sodaß es scheint, als gehörten die Orthoceratiten mit weitem Lateral- oder Ventralsipho andern Abtheilungen der Übergangsformation an. Es werden von Orthoceras, welches Genus in keinem Gebilde jünger als der Bergkalk vorkommt, bereits über 30 Ar-

ten unterschieden. Die Orthoceratiten aus dem Lias sind bei genauer Untersuchung als Belemniten befunden worden, und die aus Nordamerika zu uns herüber gelangten Nachrichten von Orthoceratiten aus jüngern Gebilden scheinen kein rechtes Zutrauen zu verdienen. Die strahlige Structur des Siphos großer Orthoceratiten veranlaßte die Errichtung des vermeintlichen Polypariengenus Huronia. Mit welchem Reichthum die Cephalopoden in der frühesten Zeit auftraten, ergibt sich aus den Goniatiten oder Buch's Ammoniten mit ungezähnten Sätteln und Lappen, von denen Münster 70 Arten aus verschiedenen Ländern besitzt, und woran er bestätigt fand, daß die Goniatiten des Übergangskalkes einen ungetheilten Dorsallobus haben, während derselbe in den Goniatiten aus dem Bergkalk und Kohlenkalk stets getheilt sich darstellt. Die ammonitenartigen Cephalopoden aus spätern Formationen, namentlich die aus dem Muschelkalk, werden als Ceratiten unterschieden; nach Buch sind dies Ammoniten nur mit gezähnten Lappen, und nach Bronn würden sie sich von spätern Ammoniten auch noch durch eine rosenkranzförmige Nervenröhre auszeichnen. Es ist sehr zweifelhaft, ob im Muschelkalk wirkliche Ammoniten auftreten. Man kennt sie eigentlich nur aus der Reihe der Oolithgebilde und der Kreide, und unterscheidet über 200 Arten, in der Kreide noch 50. Mit letzterer Formation schließt sich das Vorkommen der Ammoniten. In L. v. Buch's Classification der Ammoniten liegt einiger Zusammenhang mit dem Alter des umschließenden Gesteins ausgedrückt: die Familie Arietes ist fast ganz auf den Lias beschränkt, und man kennt sonst aus ihr nur eine in der Kreide vorkommende Species; die Falciferi umschließt hauptsächlich der obere Lias, doch finden sich deren auch bis in den Coralrag hinein; die Amalthei durchziehen die ganze Oolithreihe, der Lias enthält davon am meisten; auch die Capricorni liegen größtentheils im Lias, der nur wenig Planulati umschließt, die zahlreicher in den Oolithgebilden, in der Kreide aber gar nicht sich finden; die Dorsati beherbergt hauptsächlich der Lias; die Coronarii durchziehen die ganze Oolithgruppe; die Macrocephali liegen in dieser und in der Kreide; die Armati nur mit einer Form in Lias, mit einer in Oolith und zahlreich in Kreide; die Dentati in der obern Oolithgruppe vom Oxfordthon an, und endlich die Flexuosi in der obern Oolithgruppe und in Kreide.

Von lebenden Cephalopoden werden aus der frühesten Periode Nautilus und ? Spirula angeführt, wobei indessen nicht übersehen werden darf, daß die fossilen Nautiln auffallende Eigenthümlichkeiten besitzen. Jene der frühesten Periode sind durch eine gleichweite Nervenröhre von den lebenden verschieden, und die beiden Nautilusarten des Muschelkalkes zeichnen sich aus durch die in der Mitte liegende, weite, zwischen je zwei Scheidewänden angeschwollene Nervenröhre. Erst vom Lias an durch die Tertiärgebilde sind die Nautiln den lebenden ähnlicher; in der Kreide unterscheiden sie sich durch bogige oder zickzackförmige Querfurchen auf der Oberfläche; selbst die tertiären gleichen nur zum Theil den lebenden, die andern, zu denen auch der im Grobkalke sich findende Nautilus ziczac gehört, bringt Bronn in ein besonderes Subgenus unter dem Namen Aturia, das sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß die Scheidewände jederseits mit einem tiefen, schmalen, lanzettförmigen Lappen versehen sind.

Die erloschenen Genera Rhyncholithus und Conchorhynchus bezeichnen die Muschelkalkformation; Graf Münster sah indessen auch in den solenhofer Sammlungen eine sehr große Art von Rhyncholithus.

Keine geringere Wichtigkeit steht den Belemniten zu; sie finden sich in Gebilden, welche nicht älter als der Muschelkalk und nicht jünger als die Kreide sind. Selbst aus dem Muschelkalk ist nur eine Belemnitenalveole bekannt, von der es aber noch nicht ganz gewiß ist, ob sie wirklich aus dem Muschelkalke herrührt, ihrem Aussehen nach würden auch wir sie dieser Formation zuerkennen. Hiervon abgesehen beginnen die Belemniten erst mit dem Lias, und zwar gleich so zahlreich, daß man daraus über 100 Arten zählt. In der Kreide unterscheidet man zwölf Arten, welche meist alle von den ältern Belemniten deutlich verschieden sind.

Andere erloschene Cephalopodengenera sind Baculites, gegen sechs Arten, nur in Kreide gefunden, Crioceratites, wahrscheinlich auch nur auf die Kreide beschränkt; Hamites gegen 25 Arten, welche schon in Lias zu liegen scheinen, aber in der Kreide am häufigsten vorkommen; von Scaphites kennt man neun Species aus Kreide und eine aus Oxfordthon; von Turrilithes, der vielleicht auch in Coralrag liegt, kommen sieben Arten in Kreide vor. Diese Genera scheinen demnach hauptsächlich die Kreideformation zu bezeichnen.

Auch die Tertiärgebilde besitzen eigenthümliche Cephalopodengenera, wie Beloptera und Belosepia beweisen, deren Structur, was merkwürdig ist, zu einem richtigen Verständniß zwischen Sepia und Belemnites führt.

Von Sepiarien besitzt Graf Münster 22 Arten aus dem solenhofer und eichstätter Schiefer, von Loligo nur eine Art. Sie finden sich überhaupt in der Oolithreihe, meist in Lias und dem solenhofer Schiefer. Diese ältern Loligineen oder Teuthidae unterscheiden sich nach Münster und R. Wagner von den lebenden dadurch, daß die Saugnäpfchen oder Häkchen der Arme die Form eines lateinischen S besitzen, wofür in den lebenden Thieren Saugnäpfchen bestehen, und nur bei Onychoteuthis ragen aus den Saugscheiben der langen Arme gekrümmte Häkchen heraus. Die fossilen bilden ein eignes Genus, Acanthoteuthis genannt, von denen Münster neun Species aus dem lithographischen Schiefer besitzt. Das größte, in demselben Schiefer gefundene Thier der Art ist unser Leptoteuthis.

Unser Genus Aptychus, dem noch keine feste Stelle im System konnte angewiesen werden, scheint auch auf die Oolithreihe beschränkt; die im Lias vorkommenden Arten sind gewöhnlich dünner, als die aus jüngern Gebilden.

Die Rhizopoden, d'Orbigny's Foraminiferen, welche nach Desjardins unter dem Namen der Symplectomeren eine eigene Abtheilung wirbelloser Thiere bilden und die Ehrenberg neuerlich in die Nähe der Polypen (Flu-

stra, Cellepora) gestellt hat, kommen schon in Juragebilden vor, und zwar ebenso zahlreich als in der Kreide; Graf Münster fand in kurzer Zeit gegen 80 Arten in Jurakalk und 90 in Kreide; Römer gibt an, daß er überhaupt mehr als 300 Arten besitze, die fossil sind. In den meerischen Tertiärgebilden sind sie sehr häufig. Für die Bestimmung einer Formation scheinen sie immer wichtiger zu werden.

Die fossilen Mollusken passen also ganz gut in die für die lebenden errichteten Abtheilungen. Es gibt Genera, welche von der frühesten Zeit an bestanden und noch nicht erloschen sind. Diese nahen Beziehungen, worin die fossilen Conchylien zu den lebenden stehen, werden selbst durch die Bemühungen nicht aufgehoben, welche zum Zweck haben, aus den Abweichungen, welche zwischen den fossilen und den lebenden Species bestehen, eigene Genera zu errichten, hauptsächlich um die Ansicht vom gänzlichen Erlöschen der frühern Schöpfung zu unterstützen. Enthalten auch die frühern Gebilde mehr erloschene Genera, als die spätern, so liefern doch auch die Tertiärgebilde noch Beispiele vom Erlöschen der Genera, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ähnliches noch in der lebenden Schöpfung vor sich geht.

Das an bestimmte Zeiten gebundene Auftreten gewisser Formen und selbst ganzer Familien ist allerdings merkwürdig und es scheint darin bisweilen eine Art von Gleichgewicht ausgedrückt zu sein. Während die Zoophagen aus der frühesten Zeit nicht gekannt sind, bezeichnet diese Zeit eine mächtige Entwickelung eigenthümlicher Cephalopoden, und erst an der Grenze der Tertiärgebilde, wo die Zoophagen vorherrschend werden, hören die früher eine so bedeutende Rolle spielenden Orthoceratiten, Belemniten, Ammoniten &c. auf.

Alle Aufmerksamkeit verdienen auch die bei einigen zahlreichen Genera, wie Nautilus, Orthocera, Belemnites, Ammonites, Terebratula, eingetretenen Veränderungen. Diese bisweilen auffallenden Abweichungen, worauf die Classification dieser Thiere gegründet wird, und die auch bei der Bestimmung des relativen Alters einer Formation zu Rathe gezogen werden, sind nicht sowol von Veränderungen in der übrigen äußern Natur, als von dem dem Genus eigenthümlich zustehenden Entwickelungsgange herzuleiten; gegen erste Erklärungsweise spricht schon der Umstand, daß selten das ganze Genus solche auffallende Abänderungen erfährt, und daß Abänderungen, welche die verschiedenen Zeiten bezeichnen, auch gleichzeitig ebenso rein entwickelt auftreten.

Die fossilen Conchylien geben ein gutes Mittel ab, um die Schichtgesteine nach dem relativen Alter in Gruppen zu zerfällen. Ein letzter Versuch der Art wurde von Deshayes angestellt, der folgende fünf Gruppen annimmt: Steinkohlengebilde, Trias, Oolithe bis zum Kimmeridgethon einschließlich, Kreide und Tertiärgebilde. Keine dieser Gruppen solle eine fossile Species mit einer andern gemein haben; womit indessen die Angaben von Mandelsloh, Pusch, Buch, Hisinger, Bronn, Verneuil, Archiac und Anderen, welche nachgewiesen, daß mehre fossile Species in mehr als einer dieser Gruppen zugleich auftreten können, nicht übereinstimmen. Deshayes fand die Zahl der Arten von den älteren zu den jüngeren Gebilden im allgemeinen Zunehmen; aus dem Muschelkalke erhielt er 60, aus dem Lias 138, aus dem Unteroolith 188, aus dem Cornbrash 9, aus dem Oxfordthon 107, aus dem Coralrag 110, aus dem Kimmeridgethon 52, aus der unteren Kreide 780. Die Zahl der tertiären Molluskenarten wird wol 4000 übersteigen; in der jetzigen Schöpfung sollen 8000 Arten leben. In den Tertiärgebilden walten gegen frühere Gebilde die Land- und Süßwasserconchylien auffallend vor; nur wenig Genera sind erloschen und einige davon sind schon in früheren Schichten vorhanden. In den älteren Tertiärgebilden der Becken von London und Paris fand Deshayes unter 1400 Conchylienarten 38 bekannte und 4% von solchen, die auch in späteren Gebilden vorkommen; in den jüngeren Tertiärgebilden wird der Gehalt an lebenden Arten bis zu 95% angenommen. Der Gehalt an lebenden Arten nimmt mit der Jugend der Schichte zu. Die sich dabei herausstellenden Verhältnißzahlen benutzten Deshayes, Desnoyers, Bronn, Philippi und Andere zu genauerer Festsetzung des relativen Alters der Tertiärgebilde. Das durch Agassiz mit großer Ausdehnung betriebene Studium der Steinkerne wird für genauere Bestimmungen der fossilen sehr erfolgreich werden.

Die Vertheilung der Mollusken in der Reihenfolge der Schichtgesteine beweist übrigens, daß die Entwickelung dieser Geschöpfe im Verlauf der Zeiten nicht von den einfacheren zu den complicirter organisirten Formen fortgeschritten sei, zumal da die höher organisirten Cephalopoden schon in den frühesten Zeiten gefunden werden, und sie sich später und selbst gegenwärtig nicht so zahlreich und mannichfaltig darstellen.

Anneliden. Die fossilen Anneliden, mit deren Untersuchung sich hauptsächlich Goldfuß beschäftigte, sind kaum geeignet, erkennen zu lassen, ob sie erloschenen Genera angehören oder nicht. Von der frühesten Zeit an kennt man Serpula, doch nur selten; ferner ist dieses Genus aus Muschelkalk, aus Oolithgebilden, aus Kreide und aus Tertiärgebilden bekannt; die letzten Gebilde lieferten deren viel. In Oolithgebilden soll auch eine Species des lebenden Genus Terebella, und in Tertiärgebilden sollen die Genera Vermilia, Galeolaria etc. liegen.

Crustaceen. In Betreff der Cirripeden wird schon im Oolithgebilde Hanovers und in den Waldgebilden das Genus Pollicipes angenommen. Sonst finden sich die Cirripeden in Tertiärgebilden. Sie gehören indessen zu den seltneren Erscheinungen, und man erkennt in ihnen nur lebende Genera.

Mit Entomostraceen beschäftigten sich Dekay, Fischer, Münster, Römer, Schimper, Scouler. Von Lophyropoden kennt man aus der frühesten Periode Formen, welche auf Cypris und Cytherina herauskommen, die aber im Vergleich zu späteren und den lebenden groß zu nennen sind. Das lebende Genus Cypris stellt sich hauptsächlich in den Waldgebilden und in Tertiärablagerungen dar, und von Cytherina unterscheiden Graf Münster und Römer über 30 Arten. Von Phyllopoden wies Schimper

einzelnen geologischen Zeitabschnitte bezeichnen; sie beruhen auf der Organisation der Fische, hauptsächlich auf der Natur der Hautbedeckung und der Art und Weise, wie die Wirbelsäule in der Schwanzflosse endigt, also auf Theilen, womit das Thier mit der äußern Umgebung in Verbindung stand, und auf dem Hauptorgan der Bewegung. In nahe liegenden Formationen stellen sich die Genera mit auffallender Verschiedenheit dar, und selbst die Familien, denen sie angehören, sind bald wieder gänzlich erloschen. Es bestand also ein schneller Typenwechsel in der Vorzeit in Betreff der Fische. Während für viele Species eine ausgedehnte Horizontalverbreitung, eine und dieselbe Formation bezeichnend, sich nachweisen läßt, will es Agassiz nie geglückt sein, eine und dieselbe Species in zwei verschiedenen Formationen vorgefunden zu haben. Da nun unter den Wirbelthieren die Fische häufig und von der frühesten Zeit organischen Lebens an gefunden werden, und sich größtentheils in erloschenen Typen darstellen, so sind sie unter den Wirbelthieren vorzugsweise geeignet, Anhaltspunkte bei Formationsbestimmungen abzugeben.

Die Fische aus Tertiärgebilden stehen den lebenden am nächsten; Agassiz fand keine Species, welche mit einer lebenden vollkommen identisch gewesen wäre, mit Ausnahme des in den Thonnieren Grönlands eingeschlossenen Fisches, dessen Alter aber noch nicht ermittelt werden konnte. In den oberen Tertiärgebilden, wie im Crag, der Subapenninenformation und der Molasse zeigen die Fische meist Ähnlichkeit mit den in tropischen Meeren gewöhnlich vorkommenden Genera Platax, Carcharias, Myliobates etc. In den unteren Tertiärgebilden, wie dem Londonthon, dem pariser Grobkalk und dem Schiefer des Monte Bolca, gehört wenigstens ein Drittel nicht mehr existirenden Genera an. Das Werk von Agassiz ist noch nicht weit genug gediehen, um die allgemeinen Ergebnisse über die Tertiärfische aufzustellen.

In der Kreide beträgt die Zahl der erloschenen Genera schon zwei Drittel, und es treten darin bereits einige Formen auf, welche in der Reihe der Oolithgebilde vorherrschen. Der allgemeine Charakter aber ist in Betreff der Fische der Art, daß die Kreide und der Grünsand sich zunächst den Tertiärgebilden anschließen.

Unter der Kreide fand Agassiz keinen Fisch, der einem lebenden Genus angehört hätte. Mit Einschluß der Waldgebilde einerseits und des Lias andererseits, wäre die Oolithreihe eine durch die Fische genau begrenzte Gruppe von Gebilden: kein einem Genus der Kreide angehöriger Fisch kommt darin vor, die beiden in der jetzt lebenden Schöpfung vorwaltenden Ordnungen hören auf, wofür jene, die gegenwärtig nur in geringer Zahl leben, plötzlich sich sehr zahlreich einstellen; von den Ganoiden sind es die Genera mit symmetrischer Schwanzflosse, und von den Placoiden hauptsächlich solche, deren Zähne an beiden Seiten gefurcht, und die mit großen Flossenstacheln versehen sind.

Die Fische aus Gebilden unter der Oolithreihe zeichnen sich, abgesehen von ihrer Ähnlichkeit mit den Reptilien, durch große Einförmigkeit in den Typen und in den Theilen aus, welche das Thier zusammensetzen. Aus den Gebilden von unter dem Lias bis zu den ältesten, welche Organismen umschließen, ist die Wirbelsäule aller Ganoiden in einen unpaarigen Lappen der Schwanzflosse verlängert. Aus Gebilden vor der Steinkohle findet man keine offenbar fleischfressende Fische. In den Gebilden unter dem Lias beginnen die großen Sauroiden, welche durch innigere Verbindung der Schädelknochennähte, durch ihre großen, konischen und gestreiften Zähne, durch die Art der Einlenkung der Stachelfortsätze mit dem Wirbelkörper und der Wirbel mit den Querfortsätzen, sowie durch ihre Hautbedeckung so große Ähnlichkeit mit den Sauriern zeigen, und deren innere Organisation gleichfalls den Reptilien näher gestanden haben mußte, als man Anfangs dachte.

Die Untersuchungen über die fossilen Fische sind noch nicht soweit beendigt, daß sich ein Überblick über die Vertheilung der Familien oder Genera in den Schichtgesteinen geben ließe. Wir wollen nur von den Placoiden (Squalus und Raja des Linné), einer der wichtigsten Ordnungen, anführen, daß ihre Reste schon mit den frühesten Geschöpfen der Erde gleichzeitig sich vorfinden; sie sind unter dem Namen der Ichthyodorulithen oder der knöchernen Flossenstrahlen bekannt. Die auf den Grund dieser Theile von Agassiz errichteten Genera sind folgendermaßen vertheilt: Silurische Grauwacke: Onchus. Oldred: Onchus, Ctenacanthus. Kohlenformation: Onchus, Ctenacanthus, Oracanthus, Gyracanthus, Tristychius, Ptychacanthus, Sphenacanthus. Pleuracanthus. Muschelkalk: Hybodus. Leiacanthus. Lias: Nemacanthus, Leptacanthus, Myriacanthus, Hybodus. Eigentliche Juragebilde: Leptacanthus, Asteracanthus, Pristacanthus, Hybodus. Kreide: Hybodus, Ptychodus, Spinax, Chimaera. Tertiär: Ptychacanthus, Trygon, Myliobates. In Betreff der Zähne der Placoiden läßt sich anführen, daß nur jene aus Tertiärgebilden Ähnlichkeit mit Squalus und Raja zeigen, wobei aber schon die aus den jüngsten Tertiärgebilden von den lebenden Typen gänzlich verschieden sind. Auch sind die in der jetzigen Schöpfung herrschenden Genera in der frühern Schöpfung entweder ohne alle Repräsentanten, oder es lassen sich deren nur in der Kreide und in Tertiärgebilden nachweisen; während die Genera, welche in der lebenden Schöpfung vereinzelt dazustehen scheinen, wie Mustellus und Cestracion, durch eine Menge ähnlicher Genera in der Reihe der Secundärgebilde dargestellt sind.

Es geht hieraus hervor, daß von den frühesten Zeiten organischen Lebens an bis zu diesem Augenblick, die Fische stets in voller Entwickelung begriffen waren; nur in Ordnungen, Genera und Arten waren sie in den auf einander folgenden Zeiten verschieden. Was den Entwickelungsgang betrifft, so würden die Fische eher auf einen in späterer Zeit eingetretenen Rückgang schließen lassen; denn während die haiähnlichen Fische durch alle Formationen hindurch gehen und gegenwärtig noch leben, sind die den Reptilien näher stehenden Sauroiden zur Zeit der Flötzgebilde in großer Menge vorhanden, dagegen in den Tertiärgebilden durch gleichsam geringere Formen vertre-

ten, und in der lebenden Schöpfung nur durch zwei Formen der Art bekannt.

Reptilien. Mit den Reptilien beschäftigten sich in neuerer Zeit De la Beche, Bell, Bourdet, Bronn, Buckland, Calder, Clift, Conebeare, Cuvier, Deslongchamps, Egerton, Falconer, Geoffroy, Goldfuß, Hawkins, Jäger, Kaup, König, Mantell, Meyer, Münster, Oken, Owen, Pentland, Plininger, Tschudi, Wagler, Wagner, Zenker.

Seitdem nachgewiesen wurde, daß der Trionyx aus dem Caithneßschiefer einem Fisch angehört, und die in dem Muschelkalk und Lias gefundenen Knochen und Schuppenplatten, welche Schildkröten beigelegt wurden, von Sauriern herrühren, läßt sich das Vorkommen von Schildkröten nicht früher als in der Oolithreihe, sogar nur in der obern Hälfte derselben, annehmen. Die Schildkröten aus dem solenhofer Schiefer gehören den eigenthümlichen Genera Eurysternum und Idiochelys an, die Schildkröten aus dem Portlandstein bei Solothurn nach Cuvier vier Arten Emys, einer Chelys und einem Trionyx. Diese drei Genera erscheinen mit Chelonia, nach den bestehenden Angaben, in den Waldgebilden und der Kreide. Es wird daher um so weniger auffallen, daß von diesen lebenden Genera und der gleichfalls lebenden Chelydra erloschene Species in den Tertiärgebilden vorkommen; doch würden Testudinites und Megalochelys von der Stärke des Rhinoceros dafür zeugen, daß selbst so junge Gebilde daneben auch erloschene Genera umschließen.

Unter allen Reptilien finden sich die Saurier am frühesten abgelagert, und zwar schon in Gebilden, welche gleich nach der Steinkohlenformation entstanden. Das älteste von ihnen ist der zum Zechstein gehörige Kupferschiefer. Was man aus dem Bergkalke von Edinburgh Sauriern zugeschrieben, sind Reste von Fischen (Megalichthys); der durch Vernon bekannte Wirbel, welcher aus dem Bergkalke Northhumberlands herrühren sollte, fand sich in Gebirgsschutt und ist jedenfalls jünger; der Celesaurus platypus, wovon Zenker ein Fragment untersucht haben will, woran Unterkiefer, zwei Füße und Theile von Haut und Muskeln vorhanden wären, besteht in Überresten von einem Krebse, und das aus der Gegend von Stargard herrührende Gestein ist keineswegs skandinavischer Übergangskalk, sondern ein aus Oolithgebilde bestehendes Gerölle. Sonach ist der Saurus aus dem Kupferschiefer, worin Cuvier einen Monitor zu sehen glaubte, wir dagegen einen eigenen Typus, Protorosaurus, erkannten, noch immer von keinem Saurus an Alter übertroffen.

Als wir uns vor zehn Jahren der Untersuchung der fossilen Saurier zuwandten, fanden wir, daß die Saurier aus Ablagerungen, älter als die Kreide, worin Cuvier, Sömmerring und Andere lebende Genera erblickten, mit diesen nicht vereinigt werden dürften. An den Sauriern aus Gebilden älter als die Kreide, und zum Theil auch noch an denen aus der Kreide fiel uns auf, daß fast durchgängig beide Gelenkflächen des Wirbelkörpers mehr oder weniger genau senkrecht zur Axe desselben stehen, und daß von ihnen nicht allein die vordere, sondern auch die hintere concav ist, wodurch sie sich den Cetaceen, Fischen oder Batrachiern, wie Sirene, Proteus etc., ähnlich verhalten. Da diese Entdeckung sich an den im Verlauf der zehn Jahre nun hinzugekommenen zahlreichen Sauriern fortwährend bestätigte, so scheint Grund genug vorhanden, darin ein kaum einer Ausnahme unterliegendes Gesetz zu erkennen. Auch fanden wir die Zähne dieser ältern Saurier selten zur Aufnahme von Ersatzzähnen geeignet, wodurch sie sich von den krokodilartigen Thieren unterscheiden, und die Hautbedeckung war gewöhnlich weicherer Art. Noch größere Verschiedenheit besteht im Baue des Schädels, und wenn Agassiz von den ältern Fischen anführt, daß sie sich durch einförmigen Typus und große Einförmigkeit in den einzelnen Theilen eines und desselben Thieres auszeichnen, so finden wir grade das Gegentheil bei den ältern fossilen Sauriern, da nicht leicht eine größere Typenmannichfaltigkeit erdacht, und die Theile eines und desselben Thieres nicht leicht verschiedener gebildet angetroffen werden könnten, als grade in diesen Thieren, was auch zu manchen falschen Bestimmungen Anlaß gab. In der Kreide oder dem Grünsande kommen neben den Sauriern, deren Wirbel nach Art der älteren gebildet sind, auch solche vor, welche am Wirbelkörper die hintere Gelenkfläche convex besitzen, wobei diese Thiere im übrigen entweder, wie der Mosasaurus, einem von den lebenden ganz abweichenden Typus folgen, oder den lebenden auch sonst ähnlicher gebildet sein können. Die Saurier aus Tertiärgebilden scheinen jedoch selbst bei der großen Ähnlichkeit, die sie mit den lebenden besitzen, wenigstens zum Theil, mehr als specifisch von ihnen verschieden zu sein.

Das System, welches wir im J. 1829 (Palaeologica p. 201) für die Saurier nach den Organen der Bewegung aufzustellen versuchten, zeigt, daß diese Thiere in einer ähnlichen Typenmannichfaltigkeit entwickelt waren, wie gegenwärtig die Säugethiere. Es wird daraus zugleich ersichtlich, wie einförmig die lebende Saurierwelt gegen die frühere ist, indem erstere alle nur einer von den vier Hauptgruppen angehören; eine Beschränkung, welche schon gleich nach Entstehung der Kreide eingetreten zu sein scheint. Es ist nicht unwichtig zu berücksichtigen, daß schon der früheste fossile Saurus in Betreff der Entwickelung seiner Extremitäten den lebenden ähnlich war. Die Saurier, welche durch ihre Gliedmaßen den schweren Landsäugethieren nicht unähnlich waren, gehen, da sie sich schon im Keuper finden, bis in die Trias zurück, und erscheinen am spätesten in der Kreide, vorausgesetzt, daß die darin gefundenen Reste wirklich auf ursprünglicher Lagerstätte sich befanden; die Saurier mit floßartig gestalteten Gliedmaßen, den Typus der mit Flossen begabten Säugethiere vertretend, stehen demselben geologischen Zeitraume zu; die Saurier mit Flugfingern, ein den fliegenden Säugethieren oder den Fledermäusen analoger Typus, sind am frühesten im Lias und am spätesten in den Waldgebilden nachgewiesen. Die fliegenden Saurier oder Pterodactyli versuchten wir nach der Zahl der den Flugfinger zusammensetzenden Glieder und nach der Beschaffenheit der Schnauze weiter zu classificiren;

auch zeigt Münster's Pterodactylus longicaudus, daß nicht alle Pterodactylen kurzschwänzig waren. Von den andern Sauriern sind jene die merkwürdigeren, deren langer Hals aus einer großen Anzahl von Wirbeln besteht. Sie finden sich als Nothosaurus zahlreich im Muschelkalke des Continents, und als Plesiosaurus nicht weniger zahlreich im Lias Englands. Als Gegensatz zu diesem Typus kann der durch seine Annäherung zu den Fischen ausgezeichnete, allerwärts den Lias charakterisirende Ichthyosaurus dienen.

Bis zu den Tertiärgebilden scheint die ganze Reihe von Schichtgesteinen nur erloschene Sauriergenera zu umschließen. Der früheste Saurus ist nach dem gegenwärtigen Stand der Entdeckung der bereits erwähnte Protorosaurus; aus dem Magnesien-Conglomerate bei Bristol werden zwei Genera, Palaeosaurus und Thecodontosaurus angeführt; der bunte Sandstein umschließt Saurier, denen des Muschelkalkes ähnlich, dieser aber Nothosaurus, Pistosaurus, Mastodonsaurus, Conchiosaurus, Plesiosaurus?; der Keuper Nothosaurus, Mastodonsaurus, Plateosaurus; der Lias Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Macrospondylus, Mystriosaurus, Engyommasaurus, Pterodactylus; Plesiosaurus und Ichthyosaurus sollen sich sogar bis in die Kreide hinein finden, was indessen der Bestätigung bedarf; und Megalosaurus, der hauptsächlich in den Waldgebilden liegt, aber auch in den Juragebilden angetroffen wird, welche jünger sind als der Lias, soll im Sandstein von Warwickshire, der von Einigen für bunten Sandstein, von Andern für Keuper angesehen wird, vorkommen; am spätesten wird er in der Kreide vermuthet. Eine große Mannichfaltigkeit an Sauriern zeigen die Oolithgebilde jünger als Lias; am reichsten daran ist die Formation des solenhofer Schiefers. Außer einer Menge verschiedener Pterodactylen kennt man daraus: Gnathosaurus, Geosaurus, Rhacheosaurus, Pleurosaurus, Aeolodon, den nur zweifüßigen Anguisaurus und Andere; in anderen Oolithgebilden liegen ferner: Ischyrodon, Machimosaurus, Steneosaurus, Teleosaurus, Metriorhynchus, Poecilopleuron. Die aus den Waldgebilden angeführten krokodil- oder gavialartigen Saurier werden wol erloschenen Genera angehören. Diese Gebilde sind außerdem noch ausgezeichnet durch das Vorkommen von Teleosaurus, Iguanodon, Hylaeosaurus. Der Kreide eigenthümlich ist Mosasaurus. Ob es sich bestätigen lassen wird, daß dieses Thier auch in die untern Tertiärgebilde bei Paris hineinragt? Der riesenmäßige Basilosaurus aus Tertiärgebilden Nordamerika's hat sich als ein Cetaceum (Zeuglodon) ausgewiesen. Die tertiären Saurier scheinen überhaupt die lebenden an Größe nicht übertroffen zu haben. Unter den krokodil- und gavialartigen gab es solche, die von lebenden generisch verschieden sind, wie Orthosaurus und andere. Die lacertenartigen aus dieser Zeit scheinen den lebenden verwandter, doch nimmt Kaup ein erloschenes Genus, Pisoodon, an. Kleinere fossile Lacerten, den lebenden ähnlich, findet man in den Tertiärgebilden Teutschlands und Frankreichs; und aus der Knochenbreccie Neuhollands sind Reste eines Gecko bekannt.

Die Reihe der sogenannten Oolithgebilde wäre demnach bezeichnend für die Zeit, innerhalb welcher die Saurierwelt mit allen bei ihnen vorkommenden Typen sich darstellten. Neben den Haupttypen der gegenwärtigen Zeit sind es solche, von denen einige auffallend den Fischen und andere den Säugethieren und selbst den Vögeln ähnelten; bei den Pterodactylen ist Letzteres noch weit mehr der Fall, als man Anfangs vermuthet hatte. Es ist daher um so auffallender, daß die Säugethiere und Vögel erst um die Zeit anfingen herrschend aufzutreten, als die Saurier eine gegen früher wirklich unbedeutende Stellung einnahmen; und dieses beschränktere Auftreten in späterer Zeit könnte recht gut als eine Art von Rückgang in der Entwickelung der Saurier gedeutet werden.

Fossile Ophider sind sehr selten. Was man in vortertiären Gebilden von ihnen gefunden zu haben glaubte, war ein Irrthum. Es gilt dies insbesondere für die schlangenartigen Versteinerungen auf den Ablösungsflächen gewisser grauwackenartiger Gesteine. Wirkliche Schlangenüberreste sind erst in Tertiärgebilden nachgewiesen; es scheinen erloschene und lebende Genera zu sein. Owen nimmt neuerlich ein erloschenes Genus aus dem Londonthon unter dem Namen Palaeophis an; Goldfuß gedenkt aus der Braunkohle des Siebengebirges zweifelhafter Schlangenüberreste; und unter den fossilen Knochen aus dem Irawaddybecken werden auch Reste von Erix angeführt.

Die Batrachier sind ebenfalls nicht früher als in Tertiärgebilden gefunden. Unsere frühere Vermuthung, daß Jäger's Salamandroides aus dem Alaunschiefer kein batrachierartiges Thier wäre, hat sich bestätigt; und der Anfangs für Ichthyosaurus gehaltene Batrachiosaurus des Harlan, ein Name, den schon Fitzinger zur allgemeineren Bezeichnung jener Saurier gebraucht, wozu Mastodonsaurus gehört, hat in beiden Fällen nur den Namen mit den Batrachiern gemein.

Tschudi hält die Batrachier der Tertiärzeit von den lebenden generisch verschieden. Der interessanteste unter ihnen ist jener geschwänzte, welchen Scheuchzer für einen versteinerten Menschen, Homo diluvii testis, Andere für Silurus verkannten. Cuvier hielt das Thier für Salamander, Tschudi, indem er es Andrias *Scheuchzeri* nennt, für ein erloschenes Genus, van der Hoeven dagegen für eine erloschene Species von Leuckart's in Nordamerika lebendem Genus Cryptobranchus, die er C. primigenius nennt. Durch den von Siebold aus Japan lebend nach Europa gebrachten Riesenbatrachier, büßte der fossile von seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Batrachier etwas ein. In dem lebenden Thier erkennt Tschudi ein eigenes Genus, Megalobatrachus, van der Hoeven aber nur eine Species von Cryptobranchus; auch Leuckart, der Tschudi's Untersuchungen nicht gekannt zu haben scheint, ist dafür, daß das lebende japanische Thier und das fossile einem und demselben Genus angehört haben, von dem er aber glaubt, daß es nicht einmal in die Familie passe, wozu der Cryptobranchus gehört, weshalb er dafür das neue Genus Hydrosalamandra vorschlägt, und dem fossilen Thiere den Namen H. prisca oder primigenia leiht. Jedenfalls wird hieraus die nahe Verwandtschaft erhellen,

worin das fossile Thier von Öningen zu dem ihm in Größe nichts nachgebenden lebenden von Japan steht. Von geschwänzten Batrachiern sind aus der Braunkohle tritonartige bekannt; und die froschartigen aus der Braunkohle und dem Schiefer von Öningen begreift Tschudi unter den erloschenen Genera Palaeophrynos, Pelophilus und Palaeobatrachus. Überreste von mehren geschwänzten und ungeschwänzten Batrachiern wurden neuerlich auch in den oberen Tertiärgebilden Teutschlands und Frankreichs gefunden.

Vögel. Mit Untersuchung fossiler Vögel beschäftigten sich Cuvier, Mantell, Meyer, Owen. Zu dem, was der Artikel Ornitholithus über die fossilen Vögel enthält, ist nur wenig nachträglich zu bemerken.

Der dort aufgeführte Gryphus antiquitatis existirt nicht. Die Annahme dieses fabelhaften Vogels Greif beruht auf den Sagen sibirischer Völker, die mit den in jenen Gegenden vorfindlichen fossilen Knochen in Verbindung stehen. Schon Ad. Ermann (Reise durch Nordasien. I. 1. 1833. p. 711) sagt, daß die Klauen jenes kolossalen Vogels, von dem besonders die Jukagiren fabeln, nichts anderes als die Hörner, und der Kopf dieses Vogels der Schädel des fossilen Rhinoceros, und daß die Federkiele des fabelhaften Thieres die Schienbeine anderer fossilen Pachydermen seien. Hedenström hingegen glaubt den Jukagiren, welche diese sogenannten fossilen Vogelklauen von über einem Meter Länge an den Ufern des Eismeeres suchen, um daraus Bogen zu verfertigen, die alle andern an Elasticität übertreffen sollen. Dies veranlaßte Fischer von Waldheim (Recherches sur les ossemens fossiles de la Russie. I. Moscou 1836) die von Hedenström mitgebrachten Schädel und Klauen von diesem Riesenvogel genauer zu untersuchen, wobei er wirklich fand, daß der Schädel dem Rhinoceros tichorhinus angehöre, und die vermeintlichen Klauen, Hörner von wahrscheinlich derselben fossilen Rhinocerosspecies sind.

In Betreff der Verbreitung der fossilen Vögel ist in dem Artikel Ornitholithus das Vorkommen derselben nicht früher als in Tertiärgebilden angenommen, was in sofern jetzt noch gilt, als deren Verbreitung nicht viel früher beginnt. Die eigenthümliche Erscheinung an Gesteinen in Nordamerika, welche Hitchcock mit dem Namen Ornithichnites belegt, kann unmöglich geeignet sein, die Verbreitung der Classe der Vögel bis in den bunten Sandstein zurück zu verlegen. Wichtiger ist ein Fragment, das dem Tarsometatarsalknochen eines reiherartigen Vogels beigelegt wird, und aus dem den Waldgebilden angehörigen Hastingssand von Tilgate in Sussex herrührt (Geol. Trans. 2. S. V. 1. p. 175. t. 13); es ist aber so unvollständig, daß eine Bestätigung für das Vorkommen von Vögeln in diesem Gebilde nicht überflüssig erscheint. Es ist ferner aus dem Grünsand in New-Jersey ein Knochen bekannt, der von Morton (Synop. of the cret. group. p. 32) für die Tibia, von Harlan (Med. and phys. Research. p. 280) aber für Femur eines Scolopax ausgegeben wird. Der Mangel an nöthiger Abbildung und Beschreibung gestattet nicht, zwischen diesen abweichenden Ansichten zu entscheiden. Sicherer ist die Entdeckung, welche wir (Jahrb. f. Min. 1839. S. 683) von einem in Zürich befindlichen Skelett aus dem zur Kreide gehörigen glarner Schiefer machten. Es kann dasselbe nur von einem Vogel herrühren, der, wie es scheint, der Ordnung der Sperlingvögel (Passerinae) angehörte. Die Vögel reichen also wirklich bis zur Zeit vor Entstehung der Tertiärgebilde zurück, nicht aber, nach dem, was bis heute darüber vorliegt, bis in die Oolith- oder Juragebilde, wie früher angenommen wurde; und wenn sich das Vorkommen von Vögelresten in Waldgebilden bestätigen sollte, so würde sich herausstellen, daß das zur Neigegehen der Pterodactylen oder fliegenden Saurier, und das Beginnen der Vögel in eine und dieselbe Zeit fällt. Es finden sich jedoch erst in den Tertiärgebilden, namentlich in den oberen, die Vögelreste zahlreich vor. Zu den hierüber bestehenden Angaben kommen nun noch die Localitäten der Molasse der Schweiz, sowie der Kalk und andere knochenführende Tertiärschichten des mainzer-wiesbadener Antheils an dem rheinischen Becken.

Das Bestimmen der Vögelreste ist indessen so schwierig, daß es kaum möglich ist, mit Gewißheit anzugeben, ob ein Genus erloschen sei oder nicht. Durch Aufhebung des Gryphus bleibt Bucklandium allein als erloschenes Genus übrig; König errichtete es nach einem Schädel, jedoch ohne die Gründe anzugeben, welche ihn bestimmten, darin ein erloschenes Genus zu gewahren. Alle sonst bekannten Reste besitzen so große Ähnlichkeit mit lebenden Vögeln, daß sie jedenfalls nicht sehr beträchtlich davon abweichen können. Durch das Verschwinden aber des Didus in historischer Zeit, dessen Überreste das Alluvium auf Isle de France umschließt, ist die Möglichkeit zuzulassen, daß in früheren Schichten Vögel von erloschenen Genera gefunden werden.

Säugethiere. Mit den fossilen Säugethieren beschäftigten sich in neuerer Zeit: Baer, Bertrand de Doue, Blainville, Blumenbach, Bojanus, Borson, Bravard, Bronn, Calder, beide Campet, Cantley, Clift, Cortesi, Christol, Croizet, Cuvier, Dalton, Dekay, Döllinger, Dubreuil, Eichwald, Esper, Falconer, Fischer, Geoffroy, Godmann, Goldfuß, Harlan, Hart, Hunter, Jäger, Jeanjean, Jobert, Karg, Kaup, König, Laizer, Lartet, Lund, Mantell, Meisner, Merk, Meyer, Nesti, Nilson, Owen, Pander, Parieu, Peale, Pusch, Razoumowsky, Rosenmüller, Serres, Schmerling, Sternberg, Valenciennes, beide Wagner, Weiß.

Den älteren Nachrichten über das Vorkommen fossiler Quadrumanen- oder Affenreste liegen Irrthümer zu Grunde. So hielten d'Argenville und Walch das von Schwedenborg ganz richtig als Reptil bekannt gemachte Thier aus dem thüringer Kupferschiefer, unsern Protorosaurus, für einen Affen; die Kundmann'sche fossile Affenhand scheint gar keine Versteinerung zu sein, sondern ein bloßes Steingebilde; und von den Schädeln, deren Imrie von Gibraltar gedenkt, ist es unentschieden, ob sie sich in der Knochenbreccie gefunden, ob sie wirklich fossil und ob sie von Affen oder von Menschen stammen. Es hatte also den Anschein, daß es keine fossile Affen gebe, und der gänzliche Mangel daran war eine kräftige Stütze für die

Annahme, daß es auch keine fossile Menschenknochen gebe. Der neuesten Zeit war es indessen vorbehalten, sich mit der Entdeckung fossiler Vierhänder zu schmücken. Wider alles Vermuthen wurden dieselben in der alten und der neuen Welt gleichzeitig aufgefunden, und sie sind bereits aus dem unteren Tertiärgebilde Englands, aus den oberen Tertiärgebilden Teutschlands, Frankreichs, Griechenlands und Indiens, sowie aus den Knochenhöhlen Brasiliens nachgewiesen.

Der am frühesten aufgefundene Überrest der Art ist vielleicht ein Schenkelknochen aus dem eppelsheimer knochenführenden Sande, von dem Schleiermacher schon vor vielen Jahren an Cuvier einen Abguß mit dem Bemerken geschickt haben soll, daß er von einem Menschen oder einem Affen herrühre. Cuvier scheint indessen diesen Knochen ignorirt zu haben. Als nun die Entdeckungen in Indien und Frankreich geschehen waren, fand Kaup (Jahrb. f. Min. 1838. S. 319), daß dieser Knochen am meisten Ähnlichkeit mit Gibbon besitze, also einem Affen angehört habe.

In Indien waren Backer und Durand (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. Nov. 1836. p. 739. t. 47) die ersten, welche 1836 an einem Oberkieferfragmente aus dem knochenführenden Gebilde des Sub-Himalaja nachzuweisen suchten, daß es fossile Affen gebe. Sie verglichen den Überrest mit Semnopithecus maurus und S. entellus, und fanden, daß das Thier selbst mit dem Macacus Ähnlichkeit besitze; es war von der Größe des Orang-Outang. Wir sind derselben Meinung wie Blainville, daß dieser Überrest für sich allein nicht hingereicht hätte, die Existenz fossiler Affen darzuthun.

Hierauf entdeckten Falconer und Cantley (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. VI. t. 23) in einer ähnlichen Ablagerung desselben Gebirges einen Astragalus, drei Kieferfragmente und einen oberen Eckzahn. Das vollständigste Kieferfragment gleicht am meisten dem Entellus, zeigt aber ein größeres Thier an. Das zweite Fragment besitzt in einzelnen Zahntheilen mehr Ähnlichkeit mit dem Macacus als mit dem Entellus, weicht aber in der Kieferbildung von jenem ab, und verräth ein Thier von der Größe des Entellus. Das dritte Fragment dürfte der zweiten Species angehören. Der Astragalus gleicht dem im Entellus. Von dem Eckzahn ist es ungewiß, ob er wirklich von einem Affen herrührt.

Die von Lartet (1837) im knochenführenden Tertiärgebilde von Sansan bei Auch im Gersdepartement entdeckten fossilen Affenknochen wurden auch von Blainville (Ostéographie. Primatès. Fas. 4. p. 53. t. II. P. fossilis Europaeus) untersucht. Sie bestehen eigentlich nur in einem vollständigen und in einem fragmentarischen Unterkiefer eines Thieres, das zwischen Gibbon (Hylobates. *Illig.*) und Semnopithecus steht, und von Blainville den Namen Pithecus antiquus erhalten hat. Die anderen Knochen, welche Lartet Affen beilegt, rühren von Fleischfressern und Pachydermen her.

Das Vorkommen fossiler Affenreste in einem Tertiärgebilde am Fuße des Pentelikon in Griechenland, wird durch Andr. Wagner (1838) an einem beträchtlichen Oberkieferfragmente nachgewiesen (Gelehrte Anzeigen d. Akad. d. Wiss. in München. 1839. Nr. 38. Abhandl. der 2. Classe d. Akad. d. Wiss. III. 1. S. 2. t. 1. 2. 3), das einem Thiere angehört, welches zwischen Hylobates (Gibbon) und Semnopithecus in der Mitte stehen würde, und worin Wagner die Species eines neuen Genus, Mesopithecus pentelicus, erblickt. Zwischen den Ergebnissen der von einander ganz unabhängig gepflogenen Untersuchungen Blainville's an den Unterkieferfragmenten aus Frankreich und Wagner's an dem Oberkieferfragment aus Griechenland, besteht so große Übereinstimmung, daß, bei der ferner aus der Vergleichung der Abbildungen sich ergebenden täuschenden Ähnlichkeit in Größe und Zahnstructur, sich nicht bezweifeln läßt, daß in Frankreich und Griechenland dieselbe Affenspecies von Tertiärgebilden umschlossen liegt.

Alle diese Überreste wurden in oberen Tertiärgebilden gefunden; ein älteres Vorkommen würde daher im Londonthon sein. Aus dem dieser Formation angehörigen Sande zu Woodbridge in England soll wirklich ein Kiefer und Zahn von einem Affen aus dem Geschlechte Macacus herrühren (*Lyell*, Brit. Asoc. at Birmingham. 1839).

Die fossilen Reste von Affen, welche der Schwede Lund (Comptes rendus des Séances de l'Acad. 1839. Avril. Nr. 15. p. 576) aus den Höhlen Brasiliens erhielt, gehören zweien Species an. Die eine ist ein echter Sajou, mehr als noch einmal so groß als die lebenden, und von ihm Callithrix primaevus genannt; die andere Species gehört einem erloschenen Geschlechte an; sie ist vier Fuß hoch, übertrifft also in Größe den größten Cebu, und Lund nennt sie Protopithecus brasiliensis.

Es scheint also, daß schon in geologischer Zeit ein ähnlicher Unterschied zwischen den Affen der alten und denen der neuen Welt bestanden habe, wie gegenwärtig. Sapajou kennt man nur aus Brasilien fossil, dem Lande, wo sie noch leben; die fossilen Affen Indiens besitzen mit den noch jetzt in diesem Lande lebenden Affen die größte Ähnlichkeit; und obgleich die in Europa gefundenen davon verschieden sind, so würden sie sich doch eher den in Indien, als den in Brasilien lebenden Affen anschließen.

Cheiropteren. Die in den Knochenhöhlen sich findenden Überreste von Fledermäusen werden wenigstens theilweise neuerer Zeit angehören; außer diesen gibt es aber auch noch Fledermausreste aus unbezweifelt tertiären Ablagerungen, wie die des Montmartre und im Gersdepartement.

Insektivoren. Die Genera Sorex, Talpa, Erinaceus und andere, finden sich im Diluvialgebilde der knochenführenden Höhlen, und werden zum Theil neuerer Zeit angehören. Sorex ist indessen auch aus Tertiärablagerungen bekannt; eine im Tertiärgebilde von Velay gefundene Art soll sich sogar durch Größe auszeichnen.

Die Carnivoren oder Fleischfresser sind in Tertiärgebilden zahlreicher, als man Anfangs vermuthete, enthalten, und gehören meist später nicht mehr vorkommenden Genera an, wie Agnotherium, Steneodon (Machairodus), Harpagodon, Agriotherium (Ursus Si-

valensis), Galeotherium, Palaeomephitis, der von de Laizer und Parieu für ein Beutelthier gehaltene, von Blainville aber den Fleischfressern zuerkannte Hyaenodon, ferner Amyxodon, Speothos aus den Höhlen Brasiliens. Außer diesen scheinen aber auch in den Tertiärgebilden erloschene Species lebender Genera, von Felis, Canis, Ursus, Meles, Gulo, Mustela, Lutra, Viverra zu liegen. Die Fleischfresser aus Diluvialgebilden, etwa mit Ausnahme der Höhlen in Brasilien, scheinen sämmtlich lebende Genera zu sein, deren Species aber mehr oder weniger von den lebenden verschieden sind. Unter ihnen sind Ursus, Canis, Felis und Hyaena am zahlreichsten; man findet auch Nasua, Meles, Gulo, Mustela, Lutra, Viverra etc.

So lange die Ungewißheit dauert, welche die Natur der im Schiefer von Stonesfield gefundenen Kiefer umgibt, ist es kaum möglich, das früheste Auftreten der Marsupialia oder Beutelthiere festzusetzen. Diese Kiefer aus einer der Oolithreihe angehörigen Formation wurden von Cuvier einer Art von Didelphis oder Oppossum zugeschrieben, wovon Broderip eine zweite Art unterschied. Dieselben Stücke veranlaßten in letzter Zeit einen heftigen Austausch der Ansichten zwischen mehren Zoologen und Geologen, wobei keine Vereinigung zu Stande kam. Blainville hält die fossilen Thiere den Sauriern verwandt, und gibt ihnen den Namen Amphitherium, zu derselben Zeit, wo Agassiz dafür den Namen Amphigonus in Vorschlag bringt; Letzterer glaubt wol, daß es Säugethiere wären, bemerkt aber, daß es nicht nothwendig Beutelthiere gewesen sein müßten. Für marsupialartige Thiere erklärt sie Valenciennes, Owen und Dumeril; Ogilby dagegen hält es nicht für möglich, nach den Kiefern zu entscheiden, ob diese Geschöpfe Säugethiere oder Reptilien waren; letzterem pflichten wir gern bei. Darüber ist man einig, daß die Reste von zwei Species herrühren, und daß jede einem andern Genus angehört; das eine dieser Thiere nennt Valenciennes Thylacotherium *Prevostii*, das andere erhielt durch Owen den Namen Phascolotherium *Bucklandii*, Benennungen, welche deutlich ausdrücken, wofür man diese Thiere angesehen wissen will.

In dem zum Londonthon gehörigen Sande von Woodbridge in England und im Tertiärgypse des Montmartre wurden Überreste gefunden, welche unbezweifelt von Beutelthieren herrühren. Auch ist die Diluvialknochenbreccie Neuhollands reich an Formen noch lebender Beutelthiergenera, worunter Dasyurus, Perameles, Hypsiprymnus, Hamaturus, Phascolomys, Kanguroo; und in den Knochenhöhlen Brasiliens fand Lund gegen sieben Arten von Didelphis und Reste eines erloschenen Genus, dem er den schon von Valenciennes für eins von den Thieren von Stonesfield verbrauchten Namen Thylacotherium gab.

Sind in einem Thier Charaktere vereinigt, welche gewöhnlich getrennt vorkommen und für Familien eine bezeichnende Rolle spielen, so hält es schwer dem Thier eine passende Stelle im System anzuweisen. Fälle der Art kommen bei den fossilen Thieren vor; aber auch unter den lebenden fehlen sie nicht, sie werden nur weniger hervorgesucht. So besitzt z. B. Cheiromys der lebenden Schöpfung einen Affenschädel mit Nagerzähnen bewaffnet, und Phascolomys den Schädel der Fleischfresser mit Zähnen der Nager. Auf ähnliche Weise zeigt der erloschene riesenmäßige Toxodon Südamerika's in der Zahnbildung große Ähnlichkeit mit den Nagern, während er sich in anderer Hinsicht mit den Pachydermen und den pflanzenfressenden Cetaceen verwandt darstellt, was verhindert, ihn für einen Riesennager auszugeben. Der von Jäger im Bohnerz Schwabens vermuthete Riesennager beruht auf einem Wirbel, der zur Begründung einer solchen Annahme nicht geeignet erscheint. Lund aber will unter den vielen Nagern aus den Höhlen Brasiliens auch solche gefunden haben, die durch beträchtliche Größe sich auszeichnen, sodaß es wirklich scheint, daß in früheren Zeiten der Erde größere entwickelte Nagerformen vorgekommen sind, freilich mehr ausnahmsweise, während die meisten Nager damals schon sich mit ihrer jetzigen geringeren Größe darstellten. Den oberen Tertiärgebilden würden mehre Nagergenera eigenthümlich zustehen: Theridomys, Steneotherium, Archaeomys, Chalicomys?, Palaeomys. Ob Fischer's Trogontherium wirklich ein erloschenes Genus darstellt, und ob die Ablagerung, woraus es herrührt, tertiär oder jünger ist, bedarf genauerer Ermittelung. Zur Zeit der erloschenen Genera lebten auch schon Species von noch existirenden. Biberartige Thiere sind aus Diluvialablagerungen und auch schon früher bekannt; dasselbe gilt von Lagomys, Hystrix, Dasyprocta, Cavia, Myoxus, Sciurus; auch scheinen Mus, Dipus, Hypudaeus und Lepus früher als in Diluvialablagerungen aufzutreten; selbst ? Chinchilla will man in Tertiärgebilden gefunden haben.

Über die schon durch die lebenden Formen merkwürdige Familie der Edentaten oder der zahnarmen Säugethiere geräth man in noch größeres Staunen beim Hinblick auf die fossilen Formen. Amerika besitzt daran einen großen Reichthum, wogegen Europa sehr arm ist; doch kennt man Reste riesenmäßiger Zahnarmen aus den Tertiärablagerungen von Eppelsheim und Sansan, aus letzterer das Macrotherium; andere Formen würden mehr auf lebende Genera herauskommen, namentlich auf ? Dasypus. In den Höhlen Brasiliens will Lund Reste der gleichfalls lebenden Genera Myrmecophaga, Dasypus und Xenurus fossil gefunden haben, freilich in anderen Species. Die erloschenen riesenmäßigen Genera überwiegen weit die fossilen von gewöhnlicher Größe. Am bekanntesten sind Megatherium und Megalonyx, welche in Nord- und Südamerika angetroffen werden, in Nordamerika auch in Höhlen. Außer diesen unterscheidet Lund unter den Knochen aus den Höhlen Brasiliens noch Riesenedentaten, welche zuvor mit den beiden genannten verwechselt worden waren, nämlich Euryodon, Heterodon, Chlamydotherium (Bronn gab gleichzeitig einem ähnlichen Thiere dieselbe Benennung), Pachytherium und Hoplophorus, womit die von Owen aufgestellten megatherienartigen Thiere aus südamerikanischen Ablagerungen: Glyptodon, Glossotherium, Mylodon, Scelidotherium, wenigstens theilweise übereinstimmen werden.

Die Pachydermen waren schon in der Tertiärzeit vorherrschend, meist in erloschenen Genera, und theilweise sehr speciesreich. Zu den erloschenen Genera gehören: Palaeotherium, Anoplotherium, Chaeropotamus, Hyotherium, Anthracotherium, Lophiodon, Microtherium, Adapis, Hoplotherium, Cainotherium, Mastodon, das von Einigen für ein Cetaceum angesehene Dinotherium. Von allen diesen Genera kommt nur Mastodon als eine von den älteren abweichende Species in Diluvialgebilden vor, und dieses Genus scheint sogar noch zu Anfang der geschichtlichen Zeit existirt zu haben, in sofern die sumpfigen Gebilde, worin es in Nordamerika versunken liegt, wirklich jünger als das eigentliche Diluvium sind. Von Elasmotherium konnte nicht ermittelt werden, ob es in einer tertiären Ablagerung gefunden wurde. Zu den erloschenen Genera gehört auch noch Macrauchenia, ein den Wiederkäuern sich näherndes Pachyderm, das mit dem bereits bei den Nagern erwähnten Toxodon sich gefunden; und ein kürzlich von Koch vermuthetes, eigenes Genus Missourium.

Von lebenden Pachydermengenera findet sich hauptsächlich Rhinoceros fossil vor; die Tertiär- und die Diluvialgebilde unterscheiden sich durch eigene Arten; nur eine tertiäre Art fand sich auch in Diluvialgebilden, es ist indessen zweifelhaft, ob dieselbe in letzteren auf ursprünglicher Lagerstätte sich befindet. Das Vorkommen von Hippopotamus scheint am frühesten in den Tertiärgebilden angedeutet, welche sehr nahe an das Diluvium grenzen, worin es sich Elephas ähnlich verhält, nur daß letzterer offenbar das häufigste und am allgemeinsten verbreitete fossile Säugethier ist, indem es in allen Zonen der Erde das Diluvium bezeichnet, und selbst zur Altersbestimmung des daran überreichen Polareises verhilft. Auch die pferdeartigen Thiere sind Alter bezeichnend; jene aus reinen Tertiärgebilden Teutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Griechenlands fanden wir in der Zahnstructur auffallend verschieden von denen aller späteren Ablagerungen, welche hierin sich den lebenden ähnlicher verhalten.

Anfangs hatte es den Anschein, als fänden sich Reste von Wiederkäuern nur selten in den Tertiärgebilden vor. Es ist uns indessen gelungen zu zeigen, daß dies nicht der Fall ist, und daß unter den tertiären Wiederkäuern sich auch erloschene Genera vorfinden, welche in späteren Gebilden nicht mehr angetroffen werden. Auffallend ist die Seltenheit solcher Wiederkäuer in Tertiärgebilden, deren Backenzähne, wie wir es nennen, prismatisch gebaut sind. Es ist indessen möglich, daß die zu dieser Abtheilung gehörige Antilope schon in Tertiärgebilden angetroffen wird; von Ovis und Capra ist dies zweifelhaft, auch scheint Bos nicht viel früher als in Diluvialgebilden abgelagert; eine fossile Ochsenart (Bos primigenius) scheint sogar erst in historischer Zeit erloschen, und eine lebende (Bison europaeus) gegenwärtig ihrem Erlöschen immer näher zu rücken. Wiederkäuer mit pyramidal gebildeten Zähnen, wie wir es nennen, zu denen alle hirschartigen Thiere, sowie Moschus und selbst die, wie es sich erst später zeigte, auch in anderer Hinsicht den Hirschen verwandtere Giraffe gehörte, sind in Tertiärgebilden nicht selten. Es liegen darin solche, deren Zahnbau den lebenden ähnlich ist, mit andern zusammen, deren Zähne von diesen verschieden sind. Die erloschenen Genera tertiärer Ablagerung sind Palaeomeryx, Dorcatherium, Orygotherium, Dremotherium, und auch unter den fossilen Wiederkäuern aus den Höhlen Südamerika's befindet sich ein erloschenes Genus Leptotherium. Zu den erloschenen Wiederkäuern wird auch das merkwürdige Sivatherium gehören, dessen Reste Anfangs einer Giraffe zugeschrieben wurden. Selbst die aus den Diluvialablagerungen stammenden Hirsche scheinen wenigstens zum Theil mit den lebenden nicht identisch; wogegen andere, wie Cervus Alces, von den lebenden kaum verschieden waren. Der in Diluvialgebilden und in den zum Theil in historischer Zeit entstandenen Torfmooren verschüttete Cervus Eurycerus oder megacerus scheint erst vor einigen Jahrhunderten erloschen zu sein; ein Hirsch, der jetzt seinem Erlöschen nahe steht, ist Cervus Alces.

Die Nachrichten über fossile Reste von Phocen aus Gebilden älter als tertiär verdienen keinen Glauben. Fossile Phocen sind überhaupt eine Seltenheit. Unser Pachyodon scheint den Phocen verwandt, außer seiner beträchtlichern Größe ist er aber auch sonst davon verschieden; er gleicht mehr der gleichfalls tertiären Phoca ambigua. Vielleicht findet sich auch Otaria und Trichechus in Gebilden, welche älter sind als diluvial.

Die Cetaceen gehören gleichfalls keinen ältern Gebilden an als den tertiären. Die vermeintlichen Cetaceenreste aus dem bunten Sandstein im Elsaß rühren von Sauriern oder Fischen her; ähnliches gilt für die aus der Oolithgruppe oder aus noch ältern Gesteinen angeführten Wirbel. In Tertiärgebilden liegen die erloschenen Genera Ziphius, der riesenmäßige Zeuglodon (Harlan's Basilosaurus) und Halianasse, letztere in weiter Verbreitung, und für obere Tertiärgebilde bezeichnend. Von einem spätern Auftreten dieser erloschenen Genera ist nichts bekannt. Von den lebenden Genera Delphinus, Monodon, Physeter, Balaena, Balenoptera wird eins oder das andere schon in Gebilden sich darstellen, welche älter sind als die Diluvialen. Als Beispiel vom Aussterben eines Cetaceum in historischer Zeit kann das Genus Rytine angeführt werden.

Aus dem, was wir für die fossilen Säugethiere vorzubringen hatten, geht hervor, daß nur für den Fall, wo die im Stonesfieldschiefer gefundenen Reste wirklich von Säugethieren herrühren, ein vortertiäres Vorkommen derselben zulässig ist, und es würde alsdann die Familie der schon an und für sich merkwürdigen Beutelthiere durch ihr Vorkommen in einer zur Oolithgruppe gehörigen Formation das Auftreten der Säugethiere eröffnen. Was sonst von Säugethieren aus vortertiären Schichten angeführt wird, beruht auf irriger Bestimmung entweder der fossilen Reste oder des Alters der Formation. In Betreff der Säugethiere aus dem Portlandstein von Solothurn überzeugten wir uns selbst an Ort und Stelle, daß die Überreste nicht den festen Bänken entstammen, welche die Saurier und Schildkröten liefern, sondern daß sie aus der im Jura dieses Gestein unmittelbar überdeckenden Mo-

lasse, in die oberen, in einem mehr aufgelösten Zustande sich befindenden Bänke des Portlandsteins zufällig hineingerathen sein mußten, wofür um so mehr Wahrscheinlichkeit vorliegt, als die Reste in derselben Species von Anoplotherium und Palaeotherium bestehen, welche die Tertiärgebilde charakterisiren. Von den um Dorpat und am Burtneckfee in Livland in einem Gebilde der Trias (bunter Sandstein, Muschelkalk, Keuper) gefundenen Resten ergab sich, daß sie von nichts weniger als von Säugethieren herrühren; sie gehören vielmehr Reptilien und Fischen an. Es besteht nun noch eine Angabe von Kurtoga (einige Worte gegen die Theorie der stufenweisen Entstehung der organischen Wesen. 1839), wonach am westlichen Abhang des Urals ein älteres Sandsteingebirg großen Reichthum an Landsäugethieren umschließen soll, welche Kurtoga in einem besondern Werke darzulegen Willens ist.

Die Säugethierreste finden sich durch die ganze Reihe der Tertiärgebilde hindurch. Am frühesten sind sie von d'Orbigny, gegen Cuvier's Vermuthen, in den untern Schichten der von der Kreide nur durch die untere tertiäre Glauconie und den pisolithischen Grobkalk getrennten Abtheilung des plastischen Thones und der Braunkohle, einer Süßwasserbildung, bei Meudon, in der Form von Lutra, Anthracotherium und Lophiodon mit Reptilien nachgewiesen; der plastische Thon und Grobkalk am boulogner Wald, sowie bei Nanterre, im Departement der Gironde und in den Hügeln der Eparmailles bei Provins enthalten auch Lophiodon, Anoplotherium und Palaeotherium mit Reptilien. Die so früh auftretenden Genera scheinen fast sämmtlich erloschen. Das angeführte Vorkommen von Lutra beweist, daß in jener frühen Zeit schon die Herrschaft nicht ausschließlich den Pachydermen zustand. Die erloschenen Pachydermengenera liegen reichlich in den mittleren und oberen Tertiärgebilden begraben, und von ihnen ist kaum mehr als eins, Mastodon nämlich, auch noch später nachgewiesen.

Sämmtliche Säugethierspecies aus Tertiärgebilden scheinen von denen des Diluviums und von den lebenden verschieden; selbst die im Diluvium verschütteten Species werden größtentheils von den lebenden sich unterscheiden. Bei Übereinstimmungen mit lebenden Species fällt es bisweilen schwer zu ermitteln, ob die für fossil angesprochenen Überreste wirklich von Thieren aus einer vorgeschichtlichen Zeit herrühren. Die Zahl der fossilen Säugethierspecies ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Besonders zahlreich sind sie in gewissen Höhlen enthalten; aus den Höhlen Brasiliens erhielt Lund 75 Species Säugethiere, welche 43 Genera angehören, und nach Schmerling würden in den lüttticher Höhlen über 60 und in Frankreich 32 Species fossiler Säugethiere liegen.

Zwischen der Säugethierfauna der frühern Zeit und der jetzigen ist eine gewisse Übereinstimmung im Charakter nicht zu verkennen. Bei den Affen wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich in der Tertiärzeit ein ähnlicher Unterschied zwischen den Affen der alten und denen der neuen Welt wahrnehmen lasse, wie gegenwärtig noch. Das für die Beutelthiere ausgezeichnete Neuholland machte sich schon in vorgeschichtlicher Zeit durch ähnliche Genera bemerkbar, wie aus der dort brechenden Knochenbreccie zu ersehen ist. Die in den fossilen Säugethieren der Höhlen angedeutete Fauna Südamerika's erinnert durch die zahnarmen Thiere, durch die Pecaris, Caotis etc., lebhaft an einen der jetzigen Fauna ähnlichen Typus; und die in den Diluvialablagerungen Europa's enthaltenen Säugethiere erinnern, wenigstens zum Theil, an eine Fauna, welche am besten zu der dieses Welttheils paßt. Diese Übereinstimmung ist indessen mit ebenso denkwürdigen Abweichungen von der gegenwärtigen Fauna dieser Länderstriche verbunden. Hierdurch wird der fossilen Fauna der eigenthümliche Charakter verliehen, worin Andeutungen liegen, aus denen auf die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen in den Bewohnern gewisser Gegenden und in der Schöpfung überhaupt geschlossen werden kann. So waren in geologischer Zeit die zahnarmen Thiere nicht auf die Gegend der Erde beschränkt, welche Nord- und Südamerika in sich begreift, auch Europa (Eppelsheim, Sansan) hatte ähnliche Thiere, zwar nicht in solcher Häufigkeit, aufzuweisen; unter den fossilen Thieren Brasiliens kennt man das gegenwärtig nur der alten Welt angehörige Geschlecht Cynailurus (Guepardus); unter den fossilen Säugethieren Europa's sind Genera enthalten, welche gegenwärtig heiße Erdstriche bewohnen, und einige derselben, wie Rhinoceros, vor allen aber Elephas sind in fossilem Zustande so allgemein über den Erdball verbreitet, daß sie damals keinen Unterschied in den geographischen Längen oder Breiten gekannt zu haben scheinen.

Die Menschenknochen endlich aus Gebilden, welche älter sind als die an unsere geschichtliche Zeit grenzenden und in diese zum Theil hineinragenden jüngsten Gebilde geologischer Zeit, haben sich bei genauerer Untersuchung theils als Überreste von Thieren, theils als bloße Steingebilde ausgewiesen. Scheuchzer's Homo diluvii testis aus dem öninger Schiefer ist ein vorweltlicher Riesenbatrachier; die Riesenknochen von Menschen sind Reste vorweltlicher Thiere, meist von Pachydermen, oder nur Concretionen. Der Backenzahn, den wir (Jahrb. f. Min. 1837. S. 677) aus dem tertiären Bohnerz Schwabens von einem Menschen untersuchten, und dessen Beschaffenheit mit der der Zähne erloschener wirklich tertiärer Geschlechter von Säugethieren übereinstimmt, ist ein einzeln dastehendes Factum. Das Aufsehen, welches die Menschengerippe erregten, von denen das erste 1805 durch Don Manuel Cosses y Campomanes entdeckt, vom General Ernouf gebrochen und vom Admiral Cochrane erobert und nach London gebracht wurde, war von kurzer Dauer, da man sich bald von der Neuheit des sie umschließenden Gesteins überzeugte. Wichtiger ist das Vorkommen von Menschenknochen in Diluvialablagerungen und in dem die Höhlen und Spalten ausfüllenden Gebilde mit Knochen erloschener Thierarten. Anfangs waren nur einzelne Beispiele der Art durch den Grafen Razoumowsky und durch Boué bekannt, während jetzt mehre solcher Stellen in unserm Welttheil und in Nordamerika dafür angeführt werden. An solchen in Europa gefundenen Schädeln ist sogar zu erkennen, daß sie platt gedrückt

waren, was an die Sitten sogenannter wilder Völker in entfernten Welttheilen erinnert. Schon vor einer Reihe von Jahren ernannte die Akademie in Paris aus sich eine Commission, welche entscheiden sollte, ob diese Menschenreste fossil wären, ohne daß bis heute von ihr darüber berichtet worden wäre; es ist dabei nicht zu übersehen, daß Cuvier in seinen Schriften die Existenz fossiler Menschenknochen mit Bestimmtheit verwirft.

Die fossilen Überreste von Pflanzen und von Thieren haben durch die Beschaffenheit des sie umschließenden Gesteins und die Länge der Zeit mehr oder weniger Veränderungen erfahren, jedoch ohne Verlust ihrer organischen Structur, bisweilen sind diese Geschöpfe vollständig überliefert, wie in Bernstein oder dem Diluvialeise; gewöhnlich sind aber nur die festern Theile vorhanden. Von den Thieren findet man die Knochen, Zähne, Schalen, mitunter noch gefärbt, seltener kommt die Färbung an Crustaceen und Fischen vor; man findet ferner die hornartigen Theile, Flügel, Augen und andere Organe von Insekten, Federn und wohl erhaltene Eier von Vögeln, verschiedenes Gedärm und dessen Inhalt, woraus auf die Nahrung des Thieres, ob es fleischfressend war oder nicht, und auf die Structur seiner innern Theile Schlüsse gezogen werden können; seltener ist der äußere Umriß des weichern Körpers angedeutet; man trifft auch die Magen noch mit ihren verschiedenen Häuten (Macropoma der Kreide) und die Augenapfelkapsel von Fischen (in dem Tertiärgebilde von Sheppy in der Kreide und in frühern Gebilden), die Kiemenblätter von Fischen (im Schiefer des Monte Bolca und von Solenhofen und im Lias) an; selbst Mägen, die mit noch unverdauten Nahrungsmitteln angefüllt sind; Tintensäcke von Cephalopoden, deren Inhalt sich in einem so guten Zustande befindet, daß er sich als Malersepie anwenden läßt; die Haut von ältern Sauriern mit der noch zu mikroskopischen Untersuchungen geeigneten Epidermis; im Diluvialeise sogar die erloschene Species großer Pachydermen mit Fleisch, Haut und Haaren; an den Conchylien finden sich bisweilen noch die Bänder vor; es stellen sich Individuen jedes Alters, vom Zustande des Fötus oder der Brut bis zum höchsten Alter dar, gesunde Individuen und auch solche, welche von Krankheiten befallen waren, die ganz auf die jetzigen herauskommen. Es gehören hierher auch noch die von vorweltlichen Geschöpfen hinterlassenen Spuren, namentlich die Fußeindrücke, wovon indessen jene auszunehmen wären, die in letzter Zeit so großes Aufsehen erregten, da deren organischer Ursprung keineswegs erwiesen ist; auch der sogenannten Gänge, der Benagungen und des Anbohrens ist zu gedenken. Ebenso wenig sind die Pflanzenversteinerungen auf die Stämme, Äste oder solche Theile beschränkt, welche stärkeren Widerstand zu leisten im Stande waren; denn selbst in ältern Gesteinen findet man die feinsten Theile, Wurzeln, Blätter, die verschiedenen Häute, Zasern, Knospen, Fructificationen und bisweilen sogar Blüthen vor, wodurch größere Genauigkeit bei der Bestimmung der Pflanze erlangt wird. Auch die Pflanzen stellen sich in jedem Alter fossil dar, vom Samen bis zum ausgewachsenen Individuum, und sie tragen bisweilen Erscheinungen an sich, welche auf ein ähnliches gestörtes oder ungestörtes Pflanzenleben schließen lassen, wie in der gegenwärtigen Flora. Beachtet man die Verschiedenheiten, welche in der Beschaffenheit des Versteinerungsmittels sich darstellen, so ist man bisweilen selbst bei ältern Petrefacten noch jetzt im Stande, die verschiedenen Substanzen, woraus der Körper bestand, zu unterscheiden. Der gute Zustand einer Versteinerung ist überhaupt weniger vom Alter der Lagerstätte, als von der Natur derselben und von der Beschaffenheit abhängig, worin sich das Geschöpf zu der Zeit befand, als es von der Gesteinsmasse umschlossen wurde. Es ist zum Beispiel eigen, daß im bunten Sandstein gewöhnlich die Pflanzen und Knochen besser überliefert sind, als die Conchylien, welche, fast nur mit Ausnahme von Lingula, nur als Steinkerne auftreten. Der sich aus den Petrefacten ergebende Zustand, worin sich das Geschöpf zur Zeit befand, als es von der Gesteinsmasse umhüllt wurde, ist sehr verschieden. Kürzere oder längere Zeit zuvor konnte natürlicher oder gewaltsamer Tod eingetreten und sein Körper konnte schon der leichter auflöslichen Theile ganz oder theilweise beraubt gewesen sein. Häufig ist der fragmentarische Zustand der Versteinerung Folge von Unachtsamkeit bei der Gewinnung derselben; meist aber liegen wirklich nur einzelne Körpertheile oder auch nur scharfkantige, abgeschliffene oder zerdrückte Bruchstücke im Gestein verstreut, und es kommen auch solche vor, denen man ansieht, daß sie zuvor äußern Einwirkungen ausgesetzt waren; bisweilen glaubt man deutlich den Grad der Fäulniß oder Zersetzung zu erkennen, der eingetreten war, als das Geschöpf zur Ablagerung kam. Ebenso wenig läßt sich aber auch leugnen, daß es Fälle gibt, aus denen hervorgeht, daß das Geschöpf lebend von der Gesteinsmasse aufgenommen wurde; einige überraschte sogar dieser schnelle Tod unter den feeudigsten Genüssen. Der Zustand oder der Grad der Versteinerung gibt keinen sichern Maßstab zur Beurtheilung des Alters. Es geht dies soweit, daß man in gewissen Fällen Gefahr läuft, nicht fossile Überreste für fossil zu verkennen. Die fossilen Knochen enthalten meist noch thierischen Leim; an der Tafel des Präfecten von Strasburg, Lezay de Marnezia, verspeiste man Gallerte, welche aus fossilen Knochen gewonnen worden war. Welchen Reichthum die fossilen Pflanzen noch an Brennstoff enthalten, ist durch die Steinkohle und Braunkohle allgemein bekannt.

Es werden fortwährend so viel neue Versteinerungen entdeckt, daß es kaum möglich ist, die Zahl der vorweltlichen Geschöpfe festzustellen. Wie viele Geschöpfe es überdies gegeben haben dürfte, die sich zum Versteinern gar nicht eigneten, ist aus der jetzigen Schöpfung ersichtlich; und manches Geschöpf, welches hätte versteinern können, gelangte gewiß gar nicht dazu. Bei den aufgestellten Zahlen ist ferner zu berücksichtigen, daß ihre Werthe sich auf die Gesammtzeit der Vorwelt beziehen, während ein richtiges Resultat nur dadurch erzielt werden würde, wenn man die Werthe für die einzelnen Perioden ermittelte; man wäre alsdann im Stande, diese unter einander und mit der Periode der lebenden Schöpfung zu vergleichen. So ungenau daher die Zahlenangaben ausfallen müssen,

so ist es doch nicht überflüssig, auch darüber Einiges vorzubringen.

Die Flora der jetzigen Schöpfung wird auf ungefähr 100,000 Pflanzen veranschlagt, die Fauna auf ungefähr noch einmal soviel Thiere, worunter 8000 Mollusken. Vor ungefähr zwölf Jahren zählte Defrance gegen 3630 Species fossiler Thiere; R. Wagner nimmt um das Jahr 1831 an: 120 Arten Säugethiere, 25 Arten Vögel, 50 Arten Amphibien und 250 Arten Fische, zusammen 445 fossile Arten Wirbelthiere; ferner 3100 Arten Mollusken, 100 Arten Krebse, 150 Arten Insekten, 350 Arten Strahlthiere und Anneliden und 500 Arten Pflanzenthiere, zusammen 4200 wirbellose Thiere. Keferstein stellt in seiner Naturgeschichte des Erdkörpers (1834) folgende Zahlen auf: 85 Gattungen Säugethiere mit 270 Arten, darunter:

Affen	—	Gattungen	mit	—	Arten
Fledermäuse	3	—	—	4	—
Insektivoren	3	—	—	4	—
Carnivoren	13	—	—	58	—
Pinnipeden	3	—	—	4	—
Beutelthiere	6	—	—	9	—
Nager	18	—	—	31	—
Faulthiere	2	—	—	2	—
Edentaten	2	—	—	2	—
Wiederkäuer	8	—	—	47	—
Pachydermen	22	—	—	94	—
Sirenen und Wallthiere	5	—	—	10	—
Vögel	20	—	—	20	—

Amphibien 40 Gattungen mit 104 Arten, darunter:

Schildkröten	4	Gattungen	mit	29	Arten
Saurier	30	—	—	64	—
Schlangen	1	—	—	3	—
Frösche	4	—	—	8	—
Fische	104	—	—	386	—
Insekten	152	—	—	247	—

Malacostraceen 57 Gattungen mit 211 Arten, darunter:

Krebse	24	Gattungen	mit	74	Arten
Isopoden	2	—	—	4	—
Entomostraceen	3	—	—	24	—
Xiphosuren	1	—	—	1	—
Trilobiten	17	—	—	98	—
Spinnen	6	—	—	6	—
Myriapoden	4	—	—	4	—

Mollusken 332 Gattungen mit 6056 Arten, darunter:

Cephalopoden	61	Gattungen	mit	1073	Arten
Pteropoden	5	—	—	9	—
Gastropoden	127	—	—	2367	—
Acephalen	111	—	—	2061	—
Brachiopoden	24	—	—	507	—
Cirrhopoden	4	—	—	39	—
Anneliden	4	—	—	214	—
Echinodermen u. Medusinen	38	—	—	411	—
Polypen	113	—	—	907	—

Pflanzen 130 Gattungen mit 803 Arten, darunter:

Zellpflanzen	22	Gattungen	mit	120	Arten
Endogenische Gefäßpflanzen (Monocotyledonen)	72	—	—	591	—
Exogenische Gefäßpflanzen (Dicotyledonen)	36	—	—	92	—
Zusammen	945	Gattungen	Thiere mit	8826	Arten
	130	—	Pflanzen —	803	—
	1075	Gattungen	mit	9629	Arten

mithin ungefähr 10,000 Arten fossiler Organismen. Wie veränderlich solche Zahlen sind, ergibt sich schon daraus, daß, wie bereits angeführt, Graf Münster allein aus dem solenhofer Schiefer 96 Arten langschwänziger Krebse und Agassiz gegen 1000 Arten fossiler Fische kennt.

In meinen Palaeologicis (1832) führte ich an fossilen Arten ungefähr 250 Säugethiere, 25 Schildkröten, 53 Saurier, 6 Batrachier und 2 Ophidier auf. Phillips gibt in der Encyclopaedia Metropolitana (1830) eine Tabelle, wonach sich die Zahl der fossilen Thiere zu der der lebenden wie 1 : 20 verhalten würde.

Aus der über die Petrefacten gegebenen Übersicht geht hervor, daß schon in der frühesten Zeit der Erde die Geschöpfe den lebenden analog gebildet waren, und daß die Abweichungen oder der Unähnlichkeitsgrad zwischen den fossilen und den lebenden jenen nicht übersteigt, welcher sich an den gegenwärtig horizontal über der Erde verbreiteten, gleichzeitig lebenden Formen herausstellt. Dieses durchaus wahre Ergebniß macht es überflüssig, der Geschöpfe wegen anzunehmen, daß in frühern Zeiten das Klima, der Wärme- und Feuchtigkeitsgrad, die Beschaffenheit der Luft, des Wassers und des Landes von dem gegenwärtigen Zustand auffallend verschieden gewesen, und daß die Natur viel Kämpfe durchzumachen gehabt, um ihre jetzige Beschaffenheit zu erlangen. Damit würde auch der Hauptgrund wegfallen, worauf das Erlöschen so vieler Geschöpfe beruhen sollte. Die Veränderungen, welche im Verlauf der Zeiten mit der Schöpfung vorgingen, sind allerdings groß. Wenn schon die Geschöpfe aller Zeiten das Gepräge von nach einem und demselben Plane gebildeten Wesen an sich tragen, so gab es doch eine Zeit, wo keine der jetzt lebenden Species vorhanden war. Es läßt sich nur im Allgemeinen anführen, daß je jünger die Formation, um so ähnlicher ist die durch ihre Versteinerungen ausgedrückte Schöpfung der gegenwärtigen. Mit der Feststellung der Formationen, Abschnitte oder Perioden, worin sich die Vorzeit mit Hilfe der Petrefacten gliedern läßt, ist der Geolog fortwährend beschäftigt. Neben der Trennung bestehen aber auch Übergänge von einer Formation in die andere, und es ist wirklich auffallend wahrzunehmen, wie durch Zusammenstellung aller den Petrefacten entlehnten Formationscharaktere selbst der schärfste Trennungsgrund gemildert, oder ihm ein Gegengewicht geboten wird.

Eine herrschende Ansicht besteht darin, daß jede Formation eine abgeschlossene Schöpfung in sich schließe. Agassiz nimmt sogar an: mehr oder weniger im Alter

verschiedene Formationen umschließen nicht dieselben Genera, größere geologische Abschnitte aber andere Familien oder Ordnungen; wobei er sich auf die fossilen Fische und Echinodermen stützt, und von den Conchylien ähnliche Beihilfe erwartet; er geht noch weiter, indem er die Theorie einer die geologische Zeit von der gegenwärtigen trennenden Eisperiode aufstellt, welche nicht zulasse, daß es fossile Species gebe, welche mit lebenden identisch wären.

Über das Vorkommen von Arten, welche mehr als einer Formation gemeinsam sind, oder, was im Grund dasselbe, über die Existenz lebender Arten in fossilem Zustande, umschlossen von Schichtgesteinen, ist vor allem zu bemerken, daß Gebilde sich vorfinden, deren Gehalt an Petrefacten von der angenommenen Norm so sehr abweicht, daß er die charakteristischen Versteinerungen mehrer Formationen oder Perioden vereinigt darbietet. Beispiele der Art sind: ein Gebilde in der Dauphinée und in Savoyen, welches Belemniten des Lias mit Pflanzen der Steinkohlenformation umschließt; ein Gebilde im Golf von Spezzia, worin Orthoceratiten, Belemniten und Ammoniten zusammenliegen; der Salz führende Kalk in den salzburger Alpen mit Versteinerungen des Bergkalkes, des Lias und anderer Formationen der Oolithreihe; der Sandstein von Hör in Schoonen mit Pflanzen des Keupers und des Lias; das Gebilde der enneberger Alpen bei St. Cassian in Tyrol mit Versteinerungen des Muschelkalkes, des Lias und des Jurakalkes; Gebilde in den Pyrenäen, in den Alpen und in Nordamerika, worin bald die Kreideversteinerungen, bald die Versteinerungen der Tertiärzeit vorherrschen ꝛc. Diese Localitäten der Verschmelzung mehrer in der Regel getrennt sich darstellenden Formationen machen es wahrscheinlich, daß Geschöpfe der verschiedensten Zeiten gleichzeitig an einem und demselben Orte zusammenleben konnten, was gegen die Annahme wäre, wonach mit Ende einer jeden Periode die bestandene Schöpfung gänzlich erlosch, und bei Eintritt einer neuen Periode eine andere, den inzwischen mit der Natur vorgegangenen Veränderungen angepaßte Schöpfung begann. Es scheinen aber auch normal entwickelte Formationen gemeinsame, oder in mehren Formationen vorkommende Arten zu enthalten. Bronn konnte die Posidonomya *Becheri* aus der Grauwacke von der Posidonomya *Bronnii* aus dem Lias nicht unterscheiden; das Hippopodium ponderosum, sagt er, komme zugleich im Bergkalk, im Lias und in jüngern Oolithgebilden vor; in den obern Lagen der Trias und den untern des Lias, werden einige Conchylien angenommen, welche specifisch nicht verschieden sind; die Kreide und die Oolithgebilde sollen mehre Polypenarten gemeinsam enthalten; ob es aber wirklich die lebende Spirolina cylindracea sei, welche aus der Kreide angeführt wird, möchte sich bei Geschöpfen wie die Rhizopoden kaum mit Bestimmtheit behaupten lassen; Ehrenberg nimmt übrigens über 15 Species Kreidethierchen an, die noch leben. In spätern Gebilden wird die Coexistenz von Geschöpfen verschiedener Zeiten noch weniger zweifelhaft. Für gewisse Localitäten läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß Conchylienarten der Kreide mit tertiären zusammen liegen, und die Procente des Gehaltes an lebenden Conchylienarten, nehmen in dem Verhältniß zu, als das Tertiärgebilde jünger wird. Das in ältern Gebilden kaum angedeutete Vorkommen von mehr als einer Zeit angehörigen Arten wird also in spätern Gebilden weniger selten, und es stellt sich dadurch statt einer scharfen Trennung zwischen den verschiedenen Formationen eine Art von Übergang heraus, der soweit gehen kann, daß die Schöpfung der zoologischen Zeit in die gegenwärtige hineinragt.

Für die Formation oder deren Alter ist es von keiner Entscheidung, ob sie durch ihren Gehalt an Petrefacten als ein meerisches oder als ein Süßwasser- oder Landgebilde erscheint, da schon in den frühesten Perioden sich Gebilde nachweisen lassen, welche auf Land und süßes Wasser hindeuten. Wenn letztere in spätern Zeiten sich häufiger darstellen, so beruht dies hauptsächlich darauf, daß damals die Vertheilung von Land und Meer von der jetzigen weniger abwich, als früher. Die Annahme aber, daß in den ersten Zeiten der Existenz von Geschöpfen nur Meer vorhanden gewesen sei, ist ebenso unrichtig als unwahrscheinlich.

Die Wirbelthiere und die wirbellosen sind gleich alt, und als die ältesten Wirbelthiere stellen sich die Fische dar. Obgleich die frühesten Fische von solchen Genera oder Familien herrühren, welche von den spätern oder den lebenden verschieden sind, so gehören sie doch Ordnungen an, die noch unter den lebenden Fischen ihre Repräsentanten besitzen, wie denn auch der Typus der Fische späterer Zeit und der lebenden schon früher vorhanden war, nur in andern Species oder Genera. Für die Fische stellt sich daher nur ein an verschiedene Perioden geknüpfter Wechsel im Vorherrschen von Formen der einen oder der andern Abtheilung heraus, was unmöglich eine Folge von Veränderungen sein kann, welche die Temperatur, das Klima, das Wasser ꝛc. getroffen. Die Existenz wird nicht bedingt durch eine größere oder vorwaltende Anzahl Species; eine einzige Species genügt, um darzuthun, daß die Umstände so beschaffen waren, daß Thiere der Art überhaupt existiren konnten. Wenn daher jetzt noch Formen von jenen Typen leben, welche schon in frühester Zeit sich darstellen, so wird anzunehmen sein, daß der Zustand der Elemente, welche auf diese Geschöpfe von Einfluß sind, sich nicht auffallend verändert habe.

Die Untersuchung der fossilen Fische führte Agassiz zur Entdeckung einer unter dem Grünsande liegenden Grenze zweier Hauptabtheilungen, in welche er die Schichtgesteine zerfällt, und wonach Kreide und Grünsand zur Gruppe der Tertiärgebilde gehören würden. So richtig dieses Resultat in Bezug auf die Fische sein mag, so steht es doch in Widerspruch mit dem, was sich aus andern Petrefacten ergibt; es läßt sich nicht einmal auf alle Wirbelthiere ausdehnen, da die aus Kreidegebilden herrührenden Saurier nur zum Theil den tertiären verwandt sind, anderntheils aber mit den ältern übereinkommen, und von Säugethieren, welche die Tertiärgebilde auszeichnen, in der Kreidegruppe keine Spur nachgewiesen ist. Hierzu kommt, daß die bei Altersbestimmungen entscheidenden, Molluskengenera Belemnites, Ammonites und Andere

eine ähnlich Grenze nicht vor, sondern nach Entstehung der Kreide anzunehmen verlangen. Was also bei den Fischen an der untern Grenze des Grünsandes einen Wechsel in der Herrschaft gewisser Ordnungen gebot, blieb ohne Einfluß auf andere höher oder niedriger organisirte Thiere, sodaß der Grund hiervon weniger in Veränderungen in der Natur überhaupt, als in einem eigenthümlichen genetischen Entwickelungsgange für die Fische liegen wird, über den wir uns zwar keine weitere Rechenschaft zu geben vermögen, der aber wirklich zu bestehen scheint.

Unter den Reptilien sind die Saurier am frühesten gefunden. Ihre äußerste Grenze ist noch immer der dem Zechstein angehörige Kupferschiefer. Hierin liegt indessen kein Grund, sie den frühesten versteinerungsführenden Gebilden abzusprechen; vielmehr muß bei der nahen Verwandtschaft der Fische aus dem Kupferschiefer mit denen in den ältesten Gebilden die Möglichkeit zugegeben werden, daß schon in der frühesten Zeit auch Saurier lebten, und wie unrichtig es ist, die eigenthümliche Entwickelung der Gliedmaßen an den ältern Sauriern bis in die Kreide hinein mit einem eigenthümlichen Zustand der Natur in Zusammenhang zu bringen, durch dessen Veränderung diese Typen erloschen und jene Saurier entstanden wären, welche mehr auf die lebenden herauskommen, geht daraus hervor, daß schon an dem ältesten Saurus und an Sauriern, welche den ältern gleichzeitig, die Gliedmaßen nach Art der lebenden entwickelt waren. Daß sich die Schildkröten erst in Juragebilden nachweisen lassen, Batrachier und Schlangen erst in Tertiärgebilden und Vögel in vortertiären, beruht wol auf der Mangelhaftigkeit unserer Entdeckungen, und nicht auf einem vor diesen Zeiten zur Hervorbringung solcher Typen ungeeigneten Zustande der Natur, der schon früh so ausgebildet gewesen zu sein scheint, daß er den Säugethieren und sogar dem Menschen nicht hätte nachtheilig sein können.

Auf ähnliche Weise läßt sich mit den fossilen wirbellosen Thieren der Beweis führen, daß die Abweichungen, welche sie in den verschiedenen Zeiten und gegen die lebenden darbieten, unmöglich von Veränderungen herrühren können, welche sich in den Medien, worin sie lebten, oder in der Natur außer ihnen allmälig oder plötzlich zutrugen. Wir hatten schon oben Gelegenheit genommen, hierüber Einiges vorzubringen. Es besteht kein consequent durchführbares Verhältniß zwischen der Organisation eines Genus wirbelloser Thiere und der Zeit seines Auftretens oder seiner Existenzdauer. Selbst das Erlöschen der charakteristischen Cephalopen zu Ende der Kreide läßt sich, wie oben gezeigt, nicht durch eine um diese Zeit eingetretene Veränderung in der Natur der Erde erklären, da andere Conchylien, sowie Vögel, Saurier und Fische unleugbar darthun, daß nach Entstehung der Kreide die Natur kaum anders beschaffen war, als zuvor. Eine eigenthümliche Organisation war bei den Trilobiten gewiß nicht der Grund, warum sie schon mit Ende der ersten Periode wieder von der Erde verschwanden; es zeigt vielmehr die noch beobachtbare Structur des Auges dieser Geschöpfe, daß das Fluidum des Meeres, worin sie lebten, nicht viel anders konnte beschaffen gewesen sein, als es sich gegenwärtig darstellt; und eine Zeit, in welcher alle erdenkliche Organisationsstufen der Crustaceen leben, hätte gewiß auch den Trilobiten zugesagt. Wären aber die Trilobiten, wie Einige annehmen, durch eine am Schluß der ersten Periode eingetretene gewaltsame Katastrophe vertilgt worden, so hätten nicht so viele den Trilobiten gleichzeitige Genera später wieder auftreten können. Die fossilen Insekten sind auch so beschaffen, daß sie für die Zeit der Entstehung älterer Gesteine keinen höhern Wärmegrad verlangen, als der ist, der gegenwärtig auf der Erde angetroffen wird.

Pflanzen gab es gleichfalls von der frühesten Zeit an, wo die Erde für organisches Leben befähigt war. Damals schon war die Natur für das Wachsthum dicotyledonischer Pflanzen geeignet, und gegenwärtig gibt es noch Gegenden auf der Erde, deren Pflanzenwachsthum sich dem in den frühesten geologischen Zeiten vergleichen läßt. Auch ist die Gesammtflora der Vorwelt unter sich nicht verschiedener, als die, welche gegenwärtig in den verschiedenen Gegenden der Erde gleichzeitig lebend angetroffen wird, worüber man sich weit mehr wundern sollte, als über die Abweichungen, welche sich zwischen den Floren verschiedener vorgeschichtlicher Zeiten herausstellen.

Die Lagerungsverhältnisse, unter denen die Schichtgesteine sich in der Erdrinde vorfinden, lassen erkennen, daß zerstörende Kräfte von Zeit zu Zeit eine gesteigerte Thätigkeit annahmen. Der Verticaldurchschnitt des Bodens einer Localität zeigt, welche Veränderungen im Verlauf der Zeiten an einer und derselben Stelle vorgingen. Schichtgesteine des verschiedensten petrographischen Charakters, meerische Gebilde, sowie solche, die für Land und Süßwasser zeugen oder die gemengter Natur sind, wechseln mit einander ab; die Gesteine sind ruhige Absätze oder gewaltsam zusammengeführte Schuttgebilde; man ersieht aus ihnen, daß stürmische Zeiten auf Zeiten der Ruhe folgten, die wieder verschiedentlich unterbrochen wurden; Geschöpfe, welche in den Tiefen des Meeres lebten, liegen umschlossen von Gesteinen, woraus die höchsten Berge bestehen, und fossile Landpflanzen werden in namhafter untermeerischer Tiefe angetroffen. Die heftigsten Veränderungen der Art waren indessen nur mehr oder weniger local, und daher nicht geeignet, allenthalben der lebenden Schöpfung Untergang zu bereiten. Es läßt sich auch nicht denken, daß des Geschöpfes Bestimmung darin bestände, den rohen oder zerstörenden Kräften zum Spielballe zu dienen. In des Geschöpfes Natur liegt eine innere Seite, welche die Selbständigkeit des Individuums, der Species, des Genus ꝛc. bedingt, die nicht zu leugnen ist und bei Erklärung der Veränderungen in der Schöpfung nicht übersehen werden darf. Jedem Geschöpf ist die Zeit bestimmt, wann es in der Schöpfung aufzutreten und wann es dieselbe wieder zu verlassen habe; bei seinem Eintritt in die Schöpfung bringt es den Keim seines frühern oder spätern Erlöschens mit, wie jedes Individuum bei der Geburt den seines innerhalb gewisser Grenzen liegenden unvermeidlichen Todes; wie dem Individuum ein Lebensalter, so steht der Species, dem Genus, der Familie ꝛc. ein Existenzalter zu. Die Beweise hierzu liefert die historische

und die geologische Zeit, erstere durch die Fälle, wo eine Species freiwillig erlischt, oder durch Verengung ihrer Verbreitungsgrenzen und durch Abnahme der Zahl der Individuen dem Erlöschen immer näher rückt; letztere durch die Verhältnisse, unter denen die Versteinerungen in den verschiedenen Formationen vorkommen.

Aus den Petrefacten glaubte man auch gefunden zu haben, daß für die organischen Lebensformen ein Entwickelungsgang bestehe, wonach sie Anfangs unvollkommnere gewesen, und erst mit der Zeit sich zu immer höher organisirten Geschöpfen herangebildet hätten. Diesen stufenweisen Entwickelungsgang brachte man mit der Annahme einer gleichen Schritt haltenden Ausbildung der Erde in Zusammenhang, wonach es dieser erst in späterer Zeit möglich geworden wäre, das Leben höher organisirter Geschöpfe zu begünstigen. Diese ganze Theorie entstand zu einer Zeit, wo man nur erst wenig Petrefacten kannte, und sich daher unmöglich eine richtige Vorstellung von dem Umfange der früheren Schöpfungen zu machen im Stande war. Die neueren und neuesten Entdeckungen zeigen dadurch, daß sie das Alter höher organisirter Geschöpfe immer weiter in der Zeit zurückverlegen und der frühesten Periode zuführen, daß ein solcher Entwickelungsgang nicht existirt habe; wofür aber ein anderer allgemeinerer Entwickelungsgang sich zu erkennen gibt, der darin besteht, daß die vorweltliche Schöpfung, je näher sie der gegenwärtigen rückt, ihr, und zwar abgesehen von dem Grade der Organisation der Geschöpfe, um so ähnlicher wird. Die Zeit des ersten Erscheinens und die Existenzdauer eines Geschöpfes ist unabhängig von der Stufe seiner Organisation, oder dem Zustande der Erde, die schon in der ersten Periode so beschaffen gewesen zu sein scheint, daß auf ihr Geschöpfe der verschiedensten Organisationsstufen hätten leben können. Es ist indessen so ziemlich gewiß, daß die Geschöpfe nicht alle auf einmal aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, indem sich dafür verschiedene Zeiten bemerkbar machen. Auf Erklärung aber des Schöpfungsactes muß der Sterbliche um so mehr verzichten, als für ihn die Entstehung des Individuums oder die Fortpflanzung ein unergründliches Geheimniß bleibt. Gleichwol suchte unter den Neuern Geoffroy-St.-Hilaire mit vieler Beredsamkeit seine Ansicht geltend zu machen, daß die Entstehung der Species auf einem durch allgemeinere Veränderungen in der Natur bedingten allmäligen Übergang oder Umwandelung einer vorhandenen Species beruhe. Wir nahmen bereits Gelegenheit anzuführen, daß Cuvier nicht im Stande war, diese Ansicht durch seine Forschungen zu unterstützen; es steht ihr hauptsächlich entgegen, daß sie die Entstehung der zu Anfang vorhandenen Geschlechter, auf die man zuletzt zurückkommt, nicht erklärt, und daß directe Versuche darthun, daß bei einem Geschöpf eher der Tod eintritt, als daß es durch veränderte äußere Einwirkungen disponirt würde, die Richtung eines andern Typus anzunehmen.

Für die aus den Petrefacten zu gewinnenden Aufschlüsse ist das Studium der geographischen Verbreitung der lebenden Geschöpfe und der darin vorgehenden Veränderungen nicht zu entbehren. Man scheint allmälig wieder davon abzukommen, den Hauptgrund für die Art und Weise, wie die Geschöpfe über der Erde vertheilt sind, in dem Klima zu suchen. Das Klima ist es wenigstens nicht allein, was dem Geschöpfe die Gegend seines Aufenthaltes bestimmt. Einer unserer ersten Pflanzengeographen, Schow, bekennt sogar (Naturschilderungen 1840. S. 96), daß die Erklärung der Eigenthümlichkeiten, welche ein gewisser Erdstrich hinsichtlich des Pflanzenwuchses zeige, nur bis zu einem gewissen Grad durch den Einfluß des Klima's gelinge, vieles aber übrig bleibe, das sich auf keine Weise erklären lasse. Es ist bekannt, daß manches Geschöpf heißer Erdstriche noch in historischer Zeit eine solche Verbreitung besaß, wodurch es auch über weniger heiße, über gemäßigte und selbst über nördliche Gegenden ausgedehnt war, und daß es Geschöpfe gibt, welche wärmere Gegenden verließen und jetzt nur weniger warme bewohnen, sowie solche, welche aus mittleren Gegenden verschwanden und gegenwärtig mehr nördlich und mehr südlich vorkommen, ohne daß diese Wandelbarkeit sich aus Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen erklären ließe. Es wird nicht verlangt werden, für diese thatsächliche Behauptungen alle Beweise hier vorzubringen. Wir wollen nur für den seltneren Fall, wo Thiere aus mittleren Gegenden wichen, und jetzt nur noch mehr nördlich und mehr südlich angetroffen werden, die Emys Europaea anführen, welche, wie wir anderwärts an den Einschlüssen neuer Torfmoorbildungen dargethan haben, zur Zeit der ersten Ansiedelungen auch im mittleren Europa einheimisch war. Es zeigt sich ferner, daß Thiere, wie der Elephant, der Tiger &c., nicht so fest an heiße Erdstriche gebannt sind, als man glaubt, indem sie zugleich einheimisch sind in Klimaten von keinem höheren Wärmegrad als Europa, und sogar kältere Regionen von freien Stücken besuchen. Im habessinischen Hochgebirge wohnen sogar Affen an der Schneegrenze. Es gibt höher organisirte Geschöpfe, welche in allen Klimaten einheimisch sind, und viele Thiere und Pflanzen, die, selbst wenn sie den Tropenländern entstammen, unter den verschiedensten Himmelsstrichen sich acclimatisiren lassen, sich fortpflanzen und fruchtbare Nachkommen zeugen. Daß es nicht das Klima allein ist, was die Verbreitung der Geschöpfe bestimmt, geht auch aus den Fällen hervor, wo es nicht möglich war, Geschöpfen in Gegenden einen bleibenden Aufenthalt zu bereiten, die ihnen zuträglicher hätten sein müssen, als die, welche sie wirklich einnahmen, sowie aus den mislungenen Versuchen, Thiere in den Gegenden wieder heimisch zu machen, die sie doch längere oder kürzere Zeit zuvor heimathlich bewohnt hatten. Die Vertheilung der gleichzeitigen Geschöpfe scheint daher von einer dem Geschöpfe eigenthümlichen Verbreitungsrichtung abhängig zu sein, auf die die klimatischen Extreme oder andere Örtlichkeiten größern oder geringern Einfluß ausüben werden. Diese Vertheilung der Geschöpfe unterliegt fortwährenden Veränderungen, die bisweilen so langsam vor sich gehen, daß längere Zeit erfodert wird, um sie wahrzunehmen. Ist ja doch auch die Verbreitung des Menschen und der Cultur, die er mit sich führt, ähnlichem Wechsel unterworfen;

manche Menschenrace ist erloschen, andere rücken dem Erlöschen immer näher; die Gegenden, über die früher so hohe Cultur verbreitet war, Syrien, Ägypten, Griechenland, Altmexico ꝛc., liegen im Verfall, wofür Civilisation auf dem Boden von zuvor ganz uncultivirten Gegenden blüht; und es ist kaum ein Land zu finden, das hierin sich von Anfang an gleich geblieben wäre.

Unter Berücksichtigung der die geographische Verbreitung der lebenden Geschöpfe begleitenden Erscheinungen, werden die Abweichungen weniger auffallen, welche sich in der Verbreitung der Geschöpfe in geologischer Zeit gegen die gegenwärtige herausstellen. Der gemäßigte Himmelsstrich besitzt Localitäten, deren versteinerte Geschöpfe denen analog sind, welche gegenwärtig theils heißere, theils kältere Zonen bewohnen, theils aber auch noch jetzt in der gemäßigten Zone angetroffen werden. Um diese auffallende Erscheinung zu erklären, zog man vor, nach dem einen Extrem zu greifen, und anzunehmen, eine solche Gegend habe in geologischer Zeit ein Tropenklima, oder doch kein kälteres Klima besessen, statt der auf Erfahrungen aus geschichtlicher Zeit gegründeten Vermuthung Raum zu geben, daß die Geschöpfe, deren Analoga in der gemäßigten Gegend nicht mehr vorkommen, sich unterdessen daraus entfernten. Um z. B. das gleichzeitig über die ganze Erde ausgedehnte Vorkommen des fossilen Elephanten zu erklären, braucht man nicht anzunehmen, daß zur Zeit, wo er lebte, die Erde allenthalben dasselbe Klima besaß, von einer Wärme, welche der gleich kam, wie die der südlichen Gegenden, worin das Thier gegenwärtig vorzugsweise zu Hause ist; denn der Elephant ist auch jetzt geeignet, die verschiedensten Klimate freiwillig oder gezwungen zu ertragen, und es wird hierdurch sehr wahrscheinlich, daß er früher zu den Thieren gehörte, denen eine allgemeinere Verbreitung über der Erde zustand, und die sich um das Klima, unter dem sie zu leben hatten, nicht kümmerten. Ähnliches gilt auch von anderen Geschöpfen. Eins der wichtigsten Säugethiere ist in dieser Beziehung das Rhinoceros. Die von ihm schon in Tertiärablagerungen vorfindlichen Reste machen es zu einem der ältesten Säugethiere der Erde; später findet es sich mit dem fossilen Elephanten unter Verhältnissen vor, welche nicht bezweifeln lassen, daß auch es, wie der Elephant, kaltes Klima bewohnte, und gegenwärtig ist es zwar nur in heißen Klimaten einheimisch, erträgt aber recht gut auch das gemäßigte Klima. In Betreff der Pflanzen sind wir im Stande, uns auf folgende Ansicht unsers trefflichen Botanikers Link (Jahrb. f. wiss. Kritik, April 1840. Nr. 65. S. 520) zu stützen: „Bis jetzt sind noch keine Überreste von Pflanzen in den Tertiärformationen gefunden worden, welche mit den jetzt lebenden ganz übereinstimmten, ja sie deuten auch durch die Ähnlichkeit fast alle auf ein tropisches Klima, wenn es hier nicht geht, wie mit den fossilen Elephanten, welche durch die Ähnlichkeit der Gattung auf ein tropisches Klima deuten, gewiß aber als sie lebten, einem sehr kalten Klima angehörten." Link räumt also die Möglichkeit ein, daß Pflanzen, die am meisten denen in den Tropenländern ähnlich sehen, einem sehr kalten Klima entsprossen sein können. Noch jetzt gedeihen die Palmen, zwar in geringerer Anzahl, auch außerhalb der Wendekreise bis zum 34. Grad, und in 9000 Fuß Höhe bei nur mäßiger Wärme. Zum Gedeihen tropischer Thiere und Pflanzen wird überhaupt weniger ein absolut hoher Grad von Wärme erfodert, als eine gleichmäßigere mittlere Temperatur, und keine lange Unterbrechung von kälteren Jahreszeiten. Selbst in den Tropenländern sinkt nicht selten die Temperatur auf den Gefrierpunkt herab, freilich nicht für Tage, sondern nur für Stunden; Palmen, Orangen und Oliven können auch kältere Witterung aushalten, wie die kalten, von Frost und Schnee begleiteten Tage zeigen, welche bisweilen über Italien kommen.

Die Verschiedenheit, welche sich zwischen der Vertheilung der Geschöpfe in geologischer Zeit und der jetzigen herausstellt, scheint sonach weniger eine Folge von Veränderungen im klimatischen Zustande zu sein, als in dem Geschöpf selbst ihren Grund zu haben. Eine klimatische Umgestaltung würde auch gewiß die Spuren von Übereinstimmung verwischt haben, welche im gegenwärtigen Localcharakter einer Gegend, namentlich in Betreff der Thiere mit dem der geologischen Zeit besteht; letzterer aber wird sich immer mehr verwischen, und nach einem gewissen Zeitraume wird er, ohne Beihilfe einer klimatischen Veränderung, völlig verschwunden sein.

Wie die verticale Verbreitung der Petrefacten oder ihr Vorkommen in den Formationen verschiedenen Alters das einzige Mittel ist, um über die Geschöpfe Aufschluß zu erhalten, die in den verschiedenen Zeiten die Erde bewohnten, so verhilft die horizontale Verbreitung der Petrefacten oder ihr Vorkommen in den Parallelgebilden zu einem Bild über die zu einer und derselben Zeit in den verschiedenen Gegenden der Erde vorhanden gewesenen Geschöpfe. Am frühesten waren die Petrefacten Ägyptens bekannt. Mit der Cultur führten die Griechen aus diesem Welttheil auch die Kenntniß von den Petrefacten nach Europa über. Europa ward später für am petrefactenreichsten erklärt. Wissenschaftliche Reisen belehrten indessen, daß das auf wenigen Stellen dieses kleinen Welttheils beruhende geologische System für alle Welttheile gelte. Man erkannte die weite Ausdehnung, welche die Schichtgesteine besitzen, noch aber waren Versteinerungen aus fremden Welttheilen selten, und erst in letzterer Zeit wird fleißiger auf sie geachtet. Nach Europa ist Nordamerika am besten auf die Versteinerungen untersucht, und man ist jetzt bemüht, die in den Parallelgebilden beider Welttheile vorkommenden Versteinerungen mit einander zu vergleichen; in Betreff der Kreide sollen unter 100 in der Kreidegruppe Nordamerika's gefundenen Species nur zwei oder drei sein, welche auch in Europa in einem ähnlichen Gestein vorkommen. Mexico's fossile Knochen sind seit Jahrhunderten als Riesenknochen bekannt; sie deuten auf Diluvial- und Tertiärgebilde, welche denen in Europa ähnlich sind. Was wir selbst Gelegenheit hatten von Elephas, Mastodon und dem Fischgenus Carcharias aus dem Mexicanischen zu untersuchen, bestand in denselben Species, die in Europa vorkommen; sie finden sich im Mexicanischen bis zu 9000 Fuß Höhe. Die durch Humboldt schon vor bereits einem Vierteljahrhundert aus Ame-

rika mitgebrachten Versteinerungen wirbelloser Thiere fanden erst vor Kurzem in L. v. Buch ihren Bearbeiter. Aus dessen Arbeit ergibt sich, daß die Schichtgesteine der Anden vom 15.° südl. Br. bis 10.° nördl. Br. der Kreideformation angehören, andere Schiefer und Kalke der Juraformation. Außerdem sind durch Meyen, Gay und Degenhardt viele Kreideversteinerungen aus den Cordilleren in Chili bekannt, die bis zum Gipfel des Feuerberges von Maipú gefunden werden; auch steht in diesem Lande in 3—4000 Fuß Höhe Braunkohle an, und durch Hofmann ist Kohlensandstein mit halbverkohlten Resten von großen Baumstämmen nachgewiesen. D'Orbigny erkannte in den Anden trilobitenführende Felsarten, und an dem Titicacasee einen Kalk mit Productus, Spirifer und Terebratula. Die mit Mergel bedeckten Niederungen und Thäler Inner-Brasiliens sind vom 10.°—17.° südl. Br. reich an fossilen Knochen. Lund war so glücklich in einer Reihe von Höhlen in Brasilien fossile Knochen von einer ganzen Thierwelt zu entdecken. D'Orbigny brachte deren aus dem unermeßlichen Tertiär- und Diluvialbecken der Pampas mit, und Darwin aus Gegenden zwischen dem 31.° und 50.° der Breite an der Ostseite Südamerika's, wo sie von Conchylien begleitet werden, die auf eine ähnliche obere Tertiärformation schließen lassen, wie sie Europa besitzt.

Über das Vorkommen von abgesetzten Schichtgesteinen fast jeden Alters in Asien liegen Nachrichten vor, die hauptsächlich Indien betreffen, und auf Formationen schließen lassen, welche durch ähnliche Versteinerungen wie in Europa sich auszeichnen, besonders auf Lias; und durch Strickland und Hamilton wissen wir, daß Äquivalente der jüngern Übergangsgebilde mit den für charakteristisch anerkannten Versteinerungen nicht allein auf der europäischen Seite des Bosporus, sondern auch nach Asien hin sich ausdehnen, und daß in Kleinasien den europäischen ähnliche Secundär- und Tertiärgebilde vorkommen.

Im östlichen Nordafrika sind die Formationen älter als die Kreide, welche der Trias angehören sollen, fast ohne alle Versteinerungen, wogegen viele Versteinerungen in der Kreide und den Tertiärformationen enthalten sind. Die im westlichen Nordafrika anstehenden Secundärformationen können ihre Ähnlichkeit mit den europäischen nicht verleugnen, und überdies liefert die Gegend von Algier fossile Infusorien, Fische und andere Wirbelthiere aus späteren Gebilden. Von der Westküste Afrika's brachte Leach Versteinerungen mit, welche mit denen aus dem Lias von Lynn Regis in England zum Verwechseln übereinstimmten. Südafrika lieferte versteinerte Conchylien, welche auf ältere Formationen in größerer oder geringerer Entfernung vom Cap schließen lassen; die Cap-Colonie selbst bietet versteinerungführende Grauwacke und Kreide dar.

Von Australien fand schon Péron, daß das in Neuholland und Vandiemensland über dem Meer herausstehende Gestein Meerconchylien enthalte; Barrow, Mitchell, Lang und Rankin wiesen Breccie und Höhlen mit fossilen Knochen nach, welche denen in anderen Welttheilen ganz ähnlich sind. Die jetzt weiter ins Innere sich ausdehnenden Ansiedelungen werden Gelegenheit zur Auffindung von älteren Gesteinsschichten mit Petrefacten geben. Schon kennt man Petrefacten aus Übergangsgebilden auf Neuholland, welche denen am Cap und in den Vereinigten Staaten gleichen, und auf Vandiemensland gefundene Productuen und Spiriferen, welche auf dem europäischen Continent, in England, auf Spitzbergen und am See Titicaca in Südamerika den Bergkalk bezeichnen; auch umschließt die Steinkohlenformation Neuhollands, Asiens, Amerika's und Europa's einige gemeinsame Arten fossiler Pflanzen.

In Betreff der Petrefacten scheinen also die anderen Welttheile sich Europa ähnlich zu verhalten, und man hatte sie daher ohne Grund dem einen oder dem andern Welttheil abgesprochen. Es ist noch nicht lange, daß man glaubte, Südasien könne keine fossile Knochen von Säugethieren enthalten, und jetzt weiß man, daß sie von jeder Art in den Ländern des Ganges, Irawaddi und Himalaja, sogar bei 16,000 Fuß Höhe im ewigen Schnee gefunden werden.

Bei der aus den Parallelgebilden ersichtlichen großen Ausdehnung der Formationen über die Erde, bieten schon die ältesten Formationen in den verschiedenen Welttheilen Versteinerungen dar, welche dem allgemeinen Charakter einen mehr geographischen oder localen beigesellen. So wenig wie jetzt waren daher in jener frühen Zeit die Geschöpfe alle über die ganze Erde ausgedehnt. Diese Geschöpfe lebten meist in derselben Gegend, oder doch nicht sehr weit davon entfernt, wo jetzt das Gestein mit ihren versteinerten Überresten ansteht; es beweisen dies noch insbesondere die Bäume, welche in aufgerichteter Stellung vom Gestein umschlossen sind. Es gibt auch schon in den verschiedenen geologischen Zeiten Gegenden, welche hinsichtlich ihrer Bewohner einen ganz localen Charakter wahrnehmen lassen (Burdihouse, Solenhofen, Stonesfield, Tilgate, Öningen ꝛc.).

Die Petrefactenkunde ist also eine wahre Archäologie der Erde; sie sucht auf und untersucht Alles, was die Erde an Geschöpfen von Anbeginn hervorbrachte, sowie die Verhältnisse, unter denen die Überreste dieser Geschöpfe sich jetzt vorfinden; sie ermittelt deren Geschichte mit Rücksicht auf die Erdgeschichte überhaupt, und sucht sie in die richtige Stellung zur lebenden Schöpfung zu bringen. In Betreff aber des Menschen ist es bemerkenswerth, daß die ganze geologische Zeit für ihn eine wahre Vorzeit ist, indem die darin vorgegangenen Veränderungen die Erde so gestalteten, daß keine Zeit für ihn bequemer, genußreicher und seiner körperlichen wie geistigen Entfaltung zuträglicher hätte sein können, als grade die, in welche seine Geschichte fällt. (*Herm. v. Meyer.*)

PETREIUS, römischer Familienname. Am bekanntesten ist Marcus Petrejus, der nach dem Urtheile Cicero's (pro Sext. 5) durch seine vortreffliche Gesinnung, seinen Patriotismus, sein großes Ansehen bei den Truppen und seine seltene Erfahrung im Kriegswesen zur Beendigung des Catilinarischen Krieges als Legat des Proconsul Antonius wesentlich beigetragen hat. Genauere Nachrichten hierüber verdanken wir dem großen Geschichtschreiber jenes Krieges (*Sallust.* Cat. 59) und dem Dio Cassius

(XXXVII. 39 sq.); nach Sallust hat Antonius, weil er wirklich ein Übel am Fuße hatte, seinem Legaten M. Petrejus das Commando in der entscheidenden Schlacht, welche die Vernichtung Catilina's herbeiführte, übergeben; nach Dio hat jener nur, um den Verlegenheiten des persönlichen Zusammentreffens mit Catilina zu entgehen, die Krankheit vorgeschützt. Wie dem auch sei, genug Petrejus hatte in dieser Schlacht den Oberbefehl. Er war aber damals ein guter Soldat, hatte über dreißig Jahre in den Stellen eines Militairtribun, eines Präfecten, eines Legaten und eines Prätor bei und mit den Truppen gelebt und immer mit großer Auszeichnung gedient; er kannte die meisten Soldaten persönlich, wußte wie und bei welcher Gelegenheit sich jeder ausgezeichnet hatte. Vor dem Beginn der Schlacht ritt er bei den Truppen herum, redete jeden einzeln bei seinem Namen an, foderte ihn auf zu bedenken, daß er gegen waffenlose Straßenräuber für das Vaterland, für die Seinen, für seine Altäre, für seinen Herd kämpfe, und erinnerte ihn an seine frühern Waffenthaten. Nachdem er durch eine solche Ansprache die Begeisterung des Heeres geweckt hatte, gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Den Gang derselben zu schildern, würde mich zu weit führen; ich begnüge mich hier das Resultat zu bemerken. Petrejus hatte es hier mit tapfern, zum verzweifeltsten Kampfe entschlossenen Feinden zu thun; keiner von ihnen suchte sich durch Flucht zu retten, und theuer verkaufte jeder sein Leben; Catilina und 3000 der Seinen blieben auf dem Schlachtfelde. Diese Begebenheit gehört ins J. 62 v. Chr., 692 d. St. Sieben Jahre später, im J. 55, finden wir Petrejus wieder als Legaten von Pompejus Magnus; diesem waren nämlich in Folge der Rogation des Volkstribun C. Trebonius die beiden Provinzen Spanien auf fünf Jahre verliehen worden; dem gemäß hatte er in Italien und dem cisalpinischen Gallien Truppen ausgehoben und sie unter L. Afranius und M. Petrejus als seinen Legaten nach Spanien (*Dio Cass.* XXXIX. 39) geschickt. So lange aber als der Friede zwischen Pompejus und Cäsar dauerte, mögen die Legaten des Erstern Nichts von Belang zu thun gehabt haben, wenigstens wissen wir aus dieser Zeit Nichts von ihren Thaten; als aber der Bürgerkrieg zwischen jenen ausbrach, wurde Spanien, wo sieben Legionen die Interessen der Optimaten, oder der Partei des Pompejus verfochten und zwar drei unter dem Consularen Afranius im diesseitigen, zwei unter dem Altprätor M. Petrejus im jenseitigen Spanien, zwei unter M. Terentius Varro in Lusitanien standen, von großem Gewicht; dieses stieg natürlich noch, seitdem Pompejus im J. 49 v. Chr. fast ohne Schwertstreich Italien geräumt und sich in Brundisium eingeschifft hatte, sodaß hier Cäsar allein schaltete. Denn ehe Cäsar daran denken durfte, seinem Gegner nach dem Osten zu folgen, mußte er sich im Westen den Rücken sichern. Ebendeshalb blickte man in Rom mit Spannung auf die Entscheidung in Spanien, als sich Cäsar, nachdem er die nöthigen Anordnungen in Rom getroffen, im April 49 nach Gallien begeben hatte. Petrejus hatte zwar einen geringern Rang als Afranius, aber die Rechte des Commando waren beiden gleichmäßig gegeben (*Lucan.* IV, 4) und je größer die Unentschlossenheit, Schlaffheit und Unfähigkeit des Letztern war, der manchen ein besserer Tänzer als Feldherr zu sein schien (*Dio Cass.* XXXVII, 49. *Cic.* ad Attic. I, 16, 7), desto bedeutender war natürlich der Einfluß von Petrejus. Auf die Nachricht von Cäsar's Annäherung vereinigten sich Afranius und Petrejus mit fünf Legionen und schlugen ein befestigtes Lager Anfangs bei Ilerda (Lerida) am rechten Ufer vom Fl. Sicoris auf. Ohne mich auch hier auf das Detail des Krieges und seinen weitern Verlauf einzulassen, bemerke ich nur, daß Anfangs und namentlich so lange, als ihnen nur Cäsar's Legat, C. Fabius, gegenüberstand, aber auch einige Zeit noch, als sie es schon mit Cäsar selbst zu thun hatten, Afranius und Petrejus unterstützt durch die Überzahl an Mannschaft, den Vorrath an Lebensmitteln und begünstigt durch Wetter, durch Local und durch die Anhänglichkeit der Landeseinwohner einige Erfolge erlangten, die in den nach Rom gesandten Berichten noch übertrieben wurden, und manchen bis dahin unentschiedenen sich an Pompejus anzuschließen und ihm zu folgen bestimmten; alsbald aber überwand Cäsar durch sein Genie, seine Manoeuvrirfähigkeit und manche nicht ganz edle Kriegslist alle Schwierigkeiten. Petrejus bewährte eine unerschütterliche Anhänglichkeit an Pompejus, während auf Afranius ein vielleicht ungegründeter Verdacht haften blieb. Es genügt davon folgenden Beleg anzuführen; die Nähe der gegenseitigen Lager und eine kurze Waffenruhe veranlaßten die beiderseitigen Truppen, sich einander zu besuchen; diese Gelegenheit benutzten die Soldaten Cäsar's, um die Treue der Pompejaner zu verführen, und der Versuch gelang ihnen bei nicht wenigen; als Petrejus dies merkte, ging er zu den einzelnen Manipeln herum und beschwor sie mit Thränen in den Augen, nicht ihn noch den abwesenden Pompejus zu verrathen; darauf ließ er sie im Hauptquartier zusammenkommen: hier nun leistete er selbst zuerst den Eid und zwang zunächst Afranius, dann alle Officiere, darauf alle Soldaten ebenfalls zu schwören, daß sie bei der Armee und den Feldherren treulich ausharren und keiner an Separatverträge denken wolle. Darauf ließ er die Soldaten Cäsar's, deren er habhaft werden konnte, vorführen und öffentlich hinrichten. (Vergl. *Caes.* b. c. I, 76. *Suet.* C. 75. *Polyaen.* VIII. 23, 28.) Aber schon den 2. Aug. des Jahres 49 sahen sich Afranius und Petrejus, von Cäsar von allen Seiten eingeschlossen, dahin gebracht, daß sie sich dem Sieger ergeben mußten; Cäsar legte ihnen keinerlei entehrende Bedingung auf; nur mußten sie Spanien räumen und die unter ihnen stehenden Truppen entlassen; gezwungen wurde Niemand, gegen Pompejus zu dienen. Als die letzteren vorher die Auszahlung des ihnen schuldigen Soldes verlangten, Afranius dagegen und Petrejus dies unter dem Vorwande, daß der Sold noch nicht fällig sei, verweigerten, wäre es beinahe zum Aufruhr gekommen, wenn nicht Cäsar, dessen Vermittelung von beiden Theilen in Anspruch genommen wurde, auch diese Schwierigkeit beseitigt hätte (*Caes.* b. c. I. 85 sq. *Liv.* Epitom. lib. 110. *Vellej.* II, 50. *Lucan.* IV, 337 sq. u. a.). Beide Le-



gate begaben sich zur Armee des Pompejus und theilten das Unglück von Pharsalus den 9. Aug. 48. Nach dieser Schlacht wandte sich Petrejus mit Faustus Sulla nach Paträ in Achaja; hier stießen sie zu Cato und Cn. Pompejus, und schifften mit diesen nach Afrika. An dem Kampfe der Pompejaner in Afrika gegen Cäsar nahm Petrejus den muthigsten Antheil; in der Schlacht bei Ruspina den 4. Januar des Jahres 46 stand er an der Spitze von numidischer Reiterei und Infanterie, und erhielt hier eine so bedeutende Wunde, daß er das Treffen verlassen mußte (*Hirt.* de bell. Afr. 18 sq.); nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Thapsus (6. April 46) und nachdem Cato in Utica durch Selbstmord sein Leben beschlossen, suchte und fand auch Petrejus ein ähnliches Ende; in Gesellschaft des numidischen, oder, wie man ihn nach einem spätern Sprachgebrauch benannte, des mauretanischen Königs Juba, eines Sohnes von Hiempsal, den persönliche Verpflichtungen zum Anhänger von Pompejus und noch mehr persönliche Beleidigungen zum Gegner Cäsar's gemacht hatten, begab sich Petrejus, beide flüchtig und nirgends, auch nicht in Zama, aufgenommen, in ein Haus. Hier aßen sie gemeinschaftlich zu Abend, und nach beendigter Mahlzeit versuchten sie sich gegenseitig mit dem Schwerte zu tödten; doch gelang es nur Juba'n, dem durch sein Alter und seine Wunden geschwächten Petrejus den Todesstreich beizubringen; Juba wollte dann zunächst sich selbst durchbohren, und als ihm auch dies mislang, sah er sich genöthigt, sich diesen Dienst von einem seiner Sklaven leisten zu lassen. So erzählt der Verfasser des afrikanischen Krieges (c. 95) den Vorfall; dagegen nach Livius (Epitom. 114) und Florus (IV, 2, 69) hat Petrejus zuerst den König und dann sich getödtet, und wieder nach Andern (z. B. nach Seneca dem ältern Suasor. 8. *Senec.* De provident. c. 2. *Dio Cass.* XLIII, 8. *Appian.* II, 490) sind beide in dem Zweikampf einer von des andern Hand gefallen. Vergl. Drumann, Geschichte Roms. III. S. 603 fg. u. öfter. (*H.*)

PETREIUS (Theodor), geb. 1567 zu Kempen in Ober-Yssel, studirte zu Zwol und Deventer, ward zu Cöln Doctor der Philosophie, und trat dann in den Karthäuserorden. Er bekleidete auch nachher mehre Ämter, und war unter andern Prior in dem in der Diöces von Münster gelegenen Kloster Dulmen. Als er jedoch von seinen Obern die Erlaubniß erhalten hatte, sich nach seiner Neigung den Studien zu widmen, zog er sich in ein Ordenshaus nach Cöln zurück, wo er den übrigen Theil seines Lebens zubrachte, und neben der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, sich mannichfachen lateinischen Arbeiten widmete. Er starb dort am 20. April 1640, im 63. Lebensjahre. Außer einigen Streitschriften und lateinischen Übersetzungen asketischer Werke, von denen man bei Niceron und in der von dem Pater Harzheim herausgegebenen cölnischen Bibliothek (S. 308 fg.) ein Verzeichniß findet, hat man von Petreius eine Bibliotheca Cartusiana, sive illustrium Ordinis Cartusiani scriptorum Catalogus. (Col. 1609.) [1]) Chronologia summorum pontificum et romanorum imperatorum (Ibid. 1626. 4.) Catalogus haereticorum seu de moribus et mortibus omnium propemodum haeresiarcharum. (Ibid. 1629. 4.) Das Chronicon Cartusiense des Pater Dorland gab er mit Zusätzen vermehrt heraus, und besorgte eine Ausgabe des heiligen Bruno, die, obgleich in kritischer Hinsicht höchst mangelhaft, doch nicht verdrängt worden ist durch eine andere, welche der Pater Bruno Bruni zu Rom 1789—1791 in zwei Foliobänden besorgt hat [2]). (*Heinr. Döring.*)

PETREL. 1) P., kleine Insel der Duskybucht im Norden des Hafens der Ankerinsel in der Nähe der Küste von Neuseeland; 2) P. vergl. d. Art. Procellaria glacialis. (*G. M. S. Fischer.*)

PÉTREL, St. Petersvogel, sind die beim Volke üblichen Namen einer allgemein bekannten Sturmvogelart (Procellaria pelagica). Sie hat dieselben davon erhalten, daß sie truppenweise, wie Schwalben, dicht über dem Wasser sich schwebend fortbewegt, was beinahe so aussieht, als wenn diese Vögel auf der Wasserfläche laufen könnten. Bei den Seefahrern stehen sie in sehr großem Ansehen. Vor einem Sturme fliehen sie nämlich auf Klippen und Schiffe, was den Schiffern ein Zeichen ist, daß sie sich in Acht zu nehmen haben. In fast allen Reisebeschreibungen und ähnlichen Werken findet man dieser Vögel unter dem oben gedachten Namen erwähnt. Über ihre Naturgeschichte vergl. d. Art. Procellaria. (*Streubel.*)

PETRELLA. 1) Ein Marktflecken (Borgo) in der neapolitanischen Provinz Molise, im Districte von Campobasso und im Canton Montagone, am obersten Ende eines Thales, das vom rechten Ufer des Biferno südwärts sich erhebt, und an der Vereinigung mehrer Straßen auf einem Plateau gelegen, mit ungefähr 450 Häusern, 3300 Einwohnern, mehren Kirchen und Eisenwerken, in denen verschiedenes Hausgeräthe angefertiget wird, mit Leinwand- und Baumwollwebereien. 2) Ein Dorf in der päpstlichen Delegation Perugia, im Bezirke von Città di Castello, in der Nähe der Quellen des Wildbaches (torrente) Minima, der sich am rechten Ufer in die Tiber ergießt; es ist ringsum von hohen Bergen umgeben, die einen Überfluß an Weiden besitzen *). (*G. F. Schreiner.*)

PETRETO und Bicchisano, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement Corsica, Bezirk Sartena, liegt vier Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 730 Einwohner. Der Canton Petreto und Bicchisano enthält in sieben Gemeinden 2435 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETRI, ein Geschlecht zu Basel, von welchem ein Zweig auch den Namen Heinrich-Petri oder Henric-Petri annahm. Es ist vorzüglich wegen der Verdienste

---

1) Dies oberflächliche und ungenaue Werk ward von Aubert Lemire herausgegeben, der unter der Überschrift: Origines Cartusienses ein Verzeichniß aller Ordenshäuser der Karthäuser, mit dem Datum ihrer Erbauung beigefügt hat. Es ward späterhin verschmolzen in J. Marozzo's Theatrum chronologicum Ordinis Cartusiensis.
2) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 529 sq.
*) s. Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1834.) Vol. III. p. 178.

zu erwähnen, welche sich einige Mitglieder desselben um die Buchdruckerkunst und durch dieselbe um Verbreitung der Reformation erworben haben. Johannes Petri, geb. 1441 zu Langendorf an der Saale in Franken, ließ sich ums Jahr 1460 zu Basel nieder. Er gründete dort eine Buchdruckerei und erhielt das Bürgerrecht. Es werden ihm verschiedene Verbesserungen der Druckerkunst zugeschrieben. Er starb 1512. Mit ihm kam sein Bruderssohn, Adam Petri, nach Basel, geb. 1454, der unter den gelehrten und verdienstvollen Buchdruckern, welche Basel damals so ehrenvoll auszeichneten, genannt zu werden verdient. Aus seinen Pressen gingen eine Menge Schriften Luther's hervor, besonders seit Froben, der zuerst auf Antrieb von Beatus Rhenanus einzelne Schriften von Luther abgedruckt und verbreitet hatte, nach dem Wunsche von Erasmus, keine lutherische Schriften mehr drucken wollte. Konrad Pellicanus (s. d. Art.) machte für Petri Anmerkungen zu den Schriften, welche dieser von Wittenberg erhielt und abdruckte; von ihm wurde auch die Sammlung von Luther's Schriften besorgt, welche 1520 bei Petri erschien. Adam Petri starb 1527. Von seinen zwei Söhnen begab sich Hieronymus nach Nürnberg, der Andere, Heinrich Petri, studirte die Arzneiwissenschaft und hatte schon den Doctorgrad erhalten, übernahm aber nach des Vaters Tode die Druckerei, die er mit vieler Thätigkeit fortsetzte, sodaß er 108 Mal die frankfurter Messe soll besucht haben. Er gelangte zu wichtigen Ämtern zu Basel, und wurde von Kaiser Karl V. in den Adelstand erhoben. Er starb 1579. Seine fünf Söhne und ihre Nachkommen nannten sich nun Henric-Petri, zum Unterschiede von andern Zweigen des Geschlechtes. Der vierte unter ihnen, Adam Henric-Petri, geb. 1543, ein ausgezeichneter Jurist, von 1565 an Professor der Institutionen und, von 1571 an, der Pandekten zu Basel, lehrte mit großem Beifall bis 1584, wo er zu dem wichtigen Amte des Stadtschreibers berufen wurde. Allein er starb schon den 27. April 1586. Von ihm hat man: Generalhistorien der fürnehmsten Geschichten, so sich bei Übergebung und Ende Kaisers Caroli V. und Anfang Ferdinandi I. Regierung in geist- und weltlichen Sachen in teutscher und anderen Nationen zugetragen. Sein Sohn hat dies Werk, welches den Zeitraum von 1551 — 1561 umfaßt, herausgegeben. (Basel 1593. Fol.) Auch gab er den Marsilius Ficinus in zwei Bänden heraus. Dieser einzige Sohn Adam's hieß Jacob Henric-Petri, geb. den 26. Dec. 1570, ebenfalls ein ausgezeichneter Jurist. Er wurde 1595 zum Professor der Rhetorik an der Universität zu Basel gewählt. Dabei beschäftigte er sich aber vorzüglich mit Ertheilung von juristischen Gutachten, wodurch sich sein Ruf sehr verbreitete. Da er aber bei einem Erbschaftsprocesse, welchen die Familie Petri vor dem Universitätsgerichte verlor, an den Rath appellirte, was seinem der Universität geleisteten Eide zuwiderlaufend erklärt wurde, und dabei sich Scheltungen gegen das Universitätsgericht erlaubte, so wurde er durch die Universität von seiner Professorstelle suspendirt, 29. März 1599, und endlich 1610 derselben völlig entsetzt. Seine Talente und Kenntnisse hatten ihm aber solche Achtung erworben, daß ihn Kaiser Matthias 1612 in den Ritterstand erhob und ihm den Titel und die Rechte eines Pfalzgrafen ertheilte. Im J. 1625 nahm ihn der Fürst von Neuchatel, Herzog Heinrich v. Longueville, unter den Adel von Neuchatel und Valangin auf. Er starb den 21. März 1641. Neben den von ihm vermehrten Generalhistorien seines Vaters hat er noch herausgegeben: *Aemilii Veronensis* de rebus gestis Francorum L. X.; *Arnoldi Serronii* de rebus gestis Gallorum L. IX., cum continuatione *Jac. Henric-Petri*, et Chronico *Jo. Tillii* de regibus Francorum. (Basil. 1601. Fol.) Einer seiner Söhne, auch Jacob Henric-Petri genannt, ließ sich zu Mühlhausen im Elsaß nieder, und gelangte dort zur Bürgermeisterwürde. Er starb 1660. Man hat von ihm eine ungedruckte, aus den Archiven geschöpfte Chronik der Stadt Mühlhausen, die bis zum Jahre 1617 geht, dann von dem Bürgermeister zu Mühlhausen, Josua Fürstenberger (gest. 1732), umgearbeitet und fortgesetzt worden ist. Ein dritter Jacob Henric-Petri, Enkel des Ersten, auch als Jurist geachtet, hat sich vorzüglich bekannt gemacht durch entschiedene Theilnahme an den Unruhen, welche, veranlaßt durch große Verdorbenheit der Regierung, im J. 1691 zu Basel ausbrachen, und durch die Übertreibungen und Ausschweifungen der gegen den Rath empörten Bürger selbst zu endlicher Unterdrückung der Volkspartei führten. Er war von den gegen den Rath auftretenden Ausschüssen der Bürger zum Generalprocurator und Syndicus gewählt worden, verließ dann aber, als die Sache eine schlimme Wendung nahm, Basel, und rettete dadurch sein Leben. Man hat von ihm eine Darstellung dieser Unruhen unter dem Titel: Basel Babel, das ist: gründlicher Bericht über den höchst verirrt- und verwirrten Zustand der Stadt Basel rc. von Jacob Henric-Petri. (S. l. 1693. 4.) Diese Schrift ist mit großer Leidenschaftlichkeit abgefaßt. Sie wurde zu Basel durch den Henker verbrannt. Indessen enthält sie doch manche wichtige Umstände und verschiedne Urkunden. Wie solche Demagogen gewöhnlich, so sucht sich auch Petri den Schein zu geben, als handle er einzig aus reinen Absichten; er wird aber durch seine Handlungen selbst widerlegt. Eine ausführliche Darstellung dieser Unruhen und des Benehmens von Petri findet man im Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. (2. Bd. 2. u. 3. Heft. Zürich 1830.) Petri wurde in Contumaz zum Tode verurtheilt und lebte dann in Teutschland. (*Escher.*)

PETRI. 1) Bernhard, geb. den 2. April 1767 in Zweibrücken, wo sein Vater August Petri (aus Eisenach gebürtig) herzoglich pfalz-zweibrückischer, später königlich bairischer Ökonomierath war, gest. 1842. Schon frühzeitig wurde er zum eifrigen Studium der Naturwissenschaften, in sofern sie mit dem rationellen Ackerbau in Verbindung stehen, angehalten, weil er von dem Herzog Karl August, bei dem Petri's Vater in Gunst und Ansehen stand, bestimmt war, in Zukunft die oberste Leitung über die Ökonomie und Gärten am bairischen Hofe zu führen. Nachdem er seinen Vater einige Zeit lang in seinen Geschäften unterstützt hatte, erhielt er höhern Orts den Auftrag, eine Reise nach England zu machen, sich dort ei-

nige Jahre aufzuhalten und in der Landwirthschaft und den damit verwandten Gewerben noch mehr zu vervollkommnen. Zugleich sollte er aber auch daselbst die schöne Gartenkunst, nach der Theorie des berühmten Hirschfeld, studiren, um nach seiner Rückkunft die Hofgärten geschmackvoll einzurichten. Damit Petri den Zweck, um dessentwillen man ihn nach England geschickt hatte, um so eher erreichen konnte, erhielt er von dem Herzog Karl August nicht nur ansehnliche Summen, sondern auch ein Empfehlungsschreiben an den Bruder der Königin Charlotte von England, zu Folge dessen er derselben in Windsor vorgestellt wurde und freien Zutritt in alle königliche Anstalten erhielt. Es war dies für ihn von großem Nutzen, denn nicht nur daß er hier sehr lehrreiche und interessante Beobachtungen anstellen konnte, machte er auch die Bekanntschaften der ausgezeichnetsten und einflußreichsten Männer, die seinen wissenschaftlichen Bestrebungen sehr förderlich waren. Sein Aufenthalt in England währte im Ganzen vier Jahre; er würde ihn noch länger ausgedehnt haben, wenn der Herzog nicht die Besorgnisse gehegt hätte, Petri's Kenntnisse und Fähigkeiten möchten für ihn verloren gehen, wozu es auch fast den Anschein hatte. Er hatte nämlich in dem königlichen botanischen Garten zu Kew, unter Anleitung des berühmten Botanikers Aiton, die Botanik sehr gründlich studirt, und wollte nun, um seine Kenntnisse darin noch mehr zu bereichern, mit dem berühmten Sir Joseph Banks, der eine Anzahl Missethäter nach Botanybai befördern sollte, diese Reise mitmachen; es wurde ihm dies jedoch versagt, und er von England zurückgerufen; doch erhielt er den Auftrag, nicht auf geradem Wege in die Pfalz zurückzukehren, sondern erst Frankreich, Holland, Belgien und Teutschland zu durchreisen, und sich über den Zustand der Landwirthschaft in diesen Ländern zu unterrichten. Nachdem er ein Jahr mit dieser Reise, auf der er sich manche nützliche Kenntnisse erworben, zugebracht hatte, kehrte er nach Karlsberg zurück und wurde dort von dem Herzog mit besonderer Auszeichnung aufgenommen. Hier übte er, indem er fortwährend um die Person des Herzogs war, einen sehr entscheidenden Einfluß auf alle höhere ökonomische Angelegenheiten, sowie über Gegenstände des Geschmacks aus, errichtete auch in den Gärten zu Karlsberg mehre treffliche Anlagen nach den Mustern der englischen; als aber zur Zeit der französischen Revolution der Herzog aus seiner Residenz fliehen mußte, wandte sich Petri in die österreichischen Staaten, um dort entweder als Künstler oder Landwirth eine Anstellung zu finden. Er hatte an mehre hohe Militairs und Staatsmänner Empfehlungsschreiben, und durch diese wurde er bald den reichsten und angesehensten Ländereibesitzern in Ungarn und Österreich bekannt, die ihn vorzüglich seiner Kenntnisse in der schönen Gartenkunst wegen schätzten. Nachdem er bei mehren Magnaten und zuletzt bei dem Erzherzog Palatin von Ungarn seine Kunst in Ausübung gebracht hatte, wurde er von dem Fürsten Johann von Liechtenstein als bevollmächtigter Güterdirector unter sehr annehmlichen Bedingungen berufen. Er folgte diesem Rufe und organisirte die fürstlichen Güter nach seinen Grundsätzen mit unbeschränkter Vollmacht, führte den Kleebau ein und befleißigte sich auf Grund desselben vorzüglich einer ausgedehnten Viehzucht. Da sich Petri bald überzeugt hatte, daß sich die Zucht der Merinos mit glücklichem Erfolge auf den fürstlichen Gütern betreiben lassen würde, so unternahm er mit Zustimmung des Fürsten eine Reise nach Spanien, um dort von den berühmtesten Wanderheerden Merinos einzukaufen, diese nach ihren besondern Eigenschaften in verschiedene Stämme zu theilen, und durch Inzucht erblich fortzupflanzen. Er hatte diese Züchtungsmethode in England gesehen, sich innig mit derselben vertraut gemacht, und wollte sie nun auch nach Teutschland verpflanzen. Mittlerweile hatten aber die spanischen Heerdenbesitzer ein Gesetz auszuwirken gewußt, zu Folge dessen der Verkauf von Merinoschafen ins Ausland streng untersagt wurde. Obgleich Petri mehre Empfehlungsschreiben an verschiedene Gesandte und andere hohe Personen in Madrid hatte, so kam er doch dadurch seinem Zwecke um Nichts näher, und um nicht unverrichteter Sache wieder zurückzukehren, mußte er den Ankauf auf unerlaubte Weise bewerkstelligen und sich dabei manchen Gefahren aussetzen. Im J. 1803 brachte er für sich und den Fürsten von Liechtenstein glücklich eine Heerde durch Frankreich und die Schweiz nach Teutschland. Seine Reise nach Spanien beschrieb Petri in Briefen an den Hofrath André, welcher sie in den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, Jahrgang 1812, abdrucken ließ. Nach seiner Reise bewirthschaftete er die fürstlichen Güter noch fünf Jahre lang und zwar mit glücklichem Erfolg. Auf seine Veranlassung wurde in Feldsberg in Österreich eine ökonomische Zusammenkunft bewirkt, der alle Ökonomie-, Bau- und Forstbeamten aller fürstlichen Herrschaften in Böhmen, Mähren und Österreich beitreten mußten, um systematische Grundregeln über alle Verwaltungszweige festzustellen, und diese dem Fürsten zur Begutachtung als Norm, nach der sich Jeder richten sollte, vorzulegen. Zu gleicher Zeit wurden auch mehre neue große Schlösser, Gärten, Parks und andere architektonische Kunstwerke errichtet, und dabei war er die Seele des Ganzen, sodaß ohne seine Zustimmung in allen Angelegenheiten nicht das Geringste ausgeführt werden konnte. Seinen übermäßigen Anstrengungen erlagen aber zuletzt seine physischen Kräfte; und er mußte bei dem Fürsten um seine Dienstentlassung nachsuchen, die ihm auch auf eine sehr ehrenvolle Weise ertheilt wurde. Seit dieser Zeit wohnte Petri in Theresienfeld bei Wienerneustadt. Es sind dies eigentlich vier verschiedene Besitzungen, die er im J. 1804 zusammenkaufte, um auf jeder derselben die reine Inzucht mit den vier Merinostämmen zu betreiben, die er für sich aus Spanien mitgebracht hatte. Später kaufte er noch einen großen geschlossenen, unmittelbar an seine Besitzungen angrenzenden Grundbesitz von 1000 Acker Land, und führte große Bauten, namentlich zweckmäßig eingerichtete Viehställe, auf. Petri hat sich um die Landwirthschaft große Verdienste erworben und ist einer der gefeiertsten Landwirthe und Schriftsteller. Er ist nicht nur der erste gewesen, der die Inzucht der Thiere nach Teutschland verpflanzte und sie in Schriften empfahl, sondern er hat auch noch andere ver-

dienstliche Einrichtungen getroffen und dadurch ein schönes Beispiel zur Nachahmung gegeben. So gründete er z. B. im J. 1812 eine Leih- und Sparkasse in der Gemeinde Theresienfeld; er errichtete eine neue Wasserleitung zur Bewässerung der Ackerfelder in Theresienfeld wodurch mehre hundert Acker Landes zur Fruchtbarkeit gewissermaßen gezwungen wurden; er entdeckte zwei sehr wichtige perennirende Futterpflanzen, Aster perennis und Solidago virga aurea, deren Namen er jedoch, weil ihm die österreichische Regierung ein Privilegium darauf versagte, dem landwirthschaftlichen Publicum vorenthielt. Er züchtete eine ganz vortreffliche Art Hühner, die er ebenfalls, wie die Racethiere seiner Schäferei, zum Verkauf ausbot, und noch vieles Andere mehr. Im J. 1815 besuchte ihn der König von Preußen, welcher sein Reinzuchtinstitut (s. Petri'sche Schäferei) in Augenschein nahm und ihm später die goldene Verdienstmedaille übersandte. Von dem Könige Maximilian von Baiern wurde er mehre Male in dessen Dienste berufen, und da er dies Anerbieten ausschlug, so mußte er sich wenigstens zu einem Besuche einstellen, weil ihm der König mehre sehenswerthe ökonomische Gegenstände selbst zeigen wollte; bei dieser Gelegenheit erhielt er aus des Königs Händen die große goldene Civil-Ehrenmedaille. Auch wurde er von vielen in- und ausländischen landwirthschaftlichen und Schafzüchtervereinen zum correspondirenden und Ehrenmitgliede ernannt *). (*William Löbe.*)

2) **Christoph**, gab als Cantor und Musikdirector zu Sorau eine Liedersammlung, 1782 eine Cantate Rinaldo und Armida im Clavierauszuge und 1786 sechs leichte Claviersonaten heraus. (*G. W. Fink.*)

3) Georg Gottfried, geb. am 9. Dec. 1715 zu Sorau, studirte die Rechte zu Görlitz und Halle, und ward nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn auf der zuletztgenannten Hochschule an dem königlichen Pädagogium als Lehrer angestellt. Sein Unterricht betraf hauptsächlich die Institutionen des bürgerlichen Rechts. In Mußestunden beschäftigte er sich mit Musik, die er von früher Jugend an geliebt. Durch einige Compositionen erwarb er sich den Beifall der Kenner. Er übernahm hierauf einige Hauslehrerstellen bis zum Jahre 1748. Um diese Zeit ward er Musikdirector in Guben, vertauschte jedoch diese Stelle mit dem dortigen Conrectorat. Er starb am 6. Juli 1795 zu Görlitz, wo er 1749 Cantor und Musikdirector geworden war und auch eine Anstellung bei der dortigen Schule erhalten hatte. Als Schriftsteller machte er sich nicht unvortheilhaft bekannt durch geistliche Cantaten über alle Sonn- und Festtagsevangelien. (Sorau 1757.) Mit Beifall aufgenommen wurden vorzüglich seine musikalischen Gemüthsbelustigungen. (Pförten 1761—1762. Zwei Theile. Fol.) Er schrieb auch ein musikalisches Drama: Der Gesang der drei Männer im Feuerofen betitelt (Görlitz 1765. 4.), und außerdem mehre Gelegenheitsmusiken und Kirchenstücke. Das Studium der Musik empfahl er allen Gebildeten in seiner Oratio, qua confirmatur, conjunctionem studii musici cum reliquis literarum studiis erudito non tantum utilem sed et necessariam videri. (Gorl. 1765. 4.) Daß auch die Jurisprudenz, der er sich in seiner Jugend mit Eifer gewidmet, ihm werth geblieben war, zeigte er unter andern durch sein zu Görlitz 1781 gedrucktes Programm: De jurisprudentia adjutrice in reliquis scientiis [1]).

4) Gottfried, geb. am 16. Jan. 1713 zu Eppenrode in der anhalt-bernburgischen Grafschaft Holzappel, ward gebildet auf der dortigen Schule. In den Jahren 1729—1731 besuchte er die Gymnasien zu Herborn und Bremen. Er widmete sich dem Studium der Theologie, und ward, nachdem er 1732 zum ersten Male die Kanzel betreten, 1734 unter die Candidaten des Predigtamts in Bremen aufgenommen. Im März 1737 ernannte ihn der Fürst von Anhalt-Schaumburg zu seinem Hofprediger. Er übernahm zugleich den Religionsunterricht der Prinzen Karl Ludwig und Franz Adolf. Im November 1739 ward er Oberprediger zu Hoym im Anhalt-Bernburgischen. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem, den 5. Mai 1781 erfolgten, Tode. In den Schriften der anhaltschen teutschen Gesellschaft, deren Mitglied er war, befinden sich mehre Abhandlungen und Aufsätze von ihm, so unter andern ein Schreiben vom Nutzen des Tadels (1. Bd. 1. St. S. 90 fg.), ein zweites Schreiben über den-

---

*) Außer seinen vielen werthvollen Beiträgen in folgenden landwirthschaftlichen Zeitschriften, als der Wiener allgemeinen österreichischen Zeitschrift für den Landwirth, Forstmann und Gärtner; der Allgemeinen landwirthschaftlichen Zeitung von Schnee; Kemlö á Gazdaság, ipar, es Kereskedésben; im Patriotischen Tageblatt; in den Ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen; in der Banaler Zeitschrift für Landwirthschaft, Handel, Künste und Gewerbe; im Hesperus; in den Mittheilungen der mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft, welche sämmtlich durch ihn zu einer gewissen Celebrität gebracht wurden, ist er noch Verfasser folgender Schriften: Das Ganze der Schafzucht, mit Kupfern. (Wien 1815.) Aufruf an alle Herren Herrschafts- und Schäfereibesitzer des österreichischen Kaiserthums, die Begründung von Wollmärkten betreffend. (Wien 1823.) Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirkung der Körner- und Häckselfütterung, in sofern sie auf Stall- oder Winterfütterung der Schafe, des Hornviehs und der Pferde Bezug hat, verglichen mit den gewöhnlichen Futterarten dieser Thiere. Nebst einem Anhange über den großen Nutzen der Säemaschinen. Zweite Aufl. (Wien 1824.) Physiologisch-comparative Versuche über die Nahrungskräfte und Eigenschaften sehr verschiedenartiger Futtergewächse, sowol in Vergleich der wechselseitigen Wirkungen gegen einander, als auch in Bezug des Effects auf Gesundheit, Lebenskraft und Körperentwickelung. Zweite Aufl. (Wien 1824.) Die wahre Philosophie des Ackerbaues, oder ein auf die Erhöhung des Grundeigenthums gestütztes, ganz neues Düngersystem. (Wien 1825.) Das Ganze der Schafzucht für Teutschlands Klima und das ihm ähnliche der angrenzenden Länder, mit besonderer Hinsicht auf die zu beobachtende Pflege und Wartung der Merinos und Charakterisirung derselben. Mit 20 Kupfertafeln. (Wien 1825. 3. Th.) Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höhern Schaf- und Wollkunde. (Wien 1829.) Vergleichende Darstellung des Productionswerthes verschiedenartiger Gewächse gegen einander, sowol in Hinsicht der Körnererzeugung, als auch vorzüglich in Bezug auf das quantitative Verhältniß, das sie als Nahrungsmittel, statt Heu, für unsere Nutzthiere erzeugen. Mit Tabellen. (Wien 1833.) Die Wartung, Pflege und Zucht der Schafe. Mit einer Kupfertafel. (Leipzig 1834.)

1) s. lausitzische Monatsschrift. 1795. 7. St. S. 51 fg. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. S. 781 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 337 fg. Gerber's Lexikon der Tonkünstler. 2. Bd. S. 115. Dessen neues Lexikon der Tonkünstler. 3. Bd. S. 685.

selben Gegenstand. (1. Bd. 3. St. S. 163 fg.) Untersuchung der Frage: ob es eine Kunst sei, daß ein Teutscher Teutsch rede? (1. Bd. 6. St. S. 431 fg.) Fortgesetzte Untersuchung dieser Frage. (2. Bd. 1. St. S. 44. fg.) Rede von der Verbindlichkeit eines Gottesgelehrten, sich auf die Richtigkeit und Reinheit der teutschen Sprache zu legen (2. Bd. 3. St. S. 208 fg.) u. a. m. [2]).

5) Gottfried Wilhelm, Sohn von Gottfried Petri, geb. am 18. Jan. 1756 zu Hoym im Anhalt-Bernburgischen, erhielt den ersten Unterricht in den Schulen zu Hoym und Quedlinburg. In den Jahren 1774—1777 studirte er zu Halle und Marburg Theologie. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er unter die anhalt-bernburgischen Predigtamtscandidaten aufgenommen, und bereits im Februar 1778 zum Hofprediger in Schaumburg an der Lahn ernannt. Im J. 1781 ward er zweiter Prediger in Hoym, folgte jedoch 1786 einem Ruf nach Bremen. Er erhielt dort die dritte Predigerstelle an der Ansgariuskirche. Im J. 1792 ward er zweiter Prediger und 1793 Pastor primarius, nachdem er schon ein halbes Jahr zuvor Inspector des rothen Waisenhauses geworden und die Andachtsübungen im Hause Seefahrt leitete. Er starb am 21. März 1804. Außer einigen Gelegenheitspredigten und Leichenreden schrieb Petri eine Anweisung zu einem nützlichen Gebrauch der Bibel für die Jugend. (Bremen 1797.) Über die kirchlichen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und dem Senate zu Bremen ließ er ein: unbefangenes Urtheil, in dem 36. Stück der marburger theologischen Annalen, drucken [3]). In der genannten Zeitschrift (1803. Nr. 16) theilte er auch Erläuterungen mit, über einige der neuesten kirchlichen Angelegenheiten in Bremen, und ließ auch (Bremen 1803) eine nähere Erklärung und Bestätigung dieses Aufsatzes drucken [4]). (*Heinrich Döring.*)

6) Hadrian, wird von den Meisten und auch unter seinem Bildnisse Adrianus Petitus genannt, war 1500 geboren, und schrieb: Compendium musices, in quo praeter caetera tractantur de modo ornate canendi, de regula contrapuncti, de compositione. (Norimberg. 1552. 4.) und Consolationes ex psalmis Davidis 4 voc. (Ebendas. 1552. 4.) Er war zu seiner Zeit als theoretischer und praktischer Musiker sehr geachtet. (*G. W. Fink.*)

7) Johann Friedrich, Sohn von Gottfried Petri, geb. am 11. Jan. 1751, besuchte die Schule in seinem Geburtsort und zu Aschersleben, und studirte dann in den Jahren 1768—1770 Theologie auf der Universität Halle. In Bremen übernahm er, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, eine Hauslehrerstelle. Im J. 1772 folgte er einem Rufe nach Bernburg. Er ward dort Kapellan an der Liebfrauenkirche, und hielt am 11. October des genannten Jahres seine Antrittspredigt. Im J. 1782 wählte ihn die reformirte Gemeine zu Braunschweig zu ihrem Prediger. Er trat dies Amt am 22. November an. Im J. 1799 ward er von der zu Celle gehaltenen Synodalversammlung der vereinigten reformirten Kirchen in Niedersachsen zu ihrem Moderator gewählt, und ordnete als solcher namentlich in den Jahren 1806—1811 die Angelegenheiten der reformirten Kirche zu Celle und Göttingen. Auch die Synode zu Braunschweig wählte ihn (1816) zum Moderator. Am 23. Aug. 1822 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum durch eine Predigt und öffentliche Taufe einer Enkelin. Von der theologischen Facultät zu Göttingen erhielt er bei dieser Gelegenheit das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie. Er starb am 24. Jan. 1830, allgemein geschätzt wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse, seiner gewissenhaften Berufstreue und seines unbescholtenen Wandels. Für schriftstellerische Arbeiten fehlte es ihm an Muße, und nur einzelne Gelegenheitspredigten sind von ihm im Druck erschienen, unter andern eine Predigt, durch den Tod des Erbstatthalters Wilhelm's V. von Holland veranlaßt. (Braunschweig 1806.) Auch die Predigt, die er bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums hielt, ward zu Braunschweig 1822 gedruckt *). (*Heinrich Döring.*)

8) Johann Samuel, geb. zu Sorau am 1. Sept. 1738. Er selbst gibt in seinem Hauptwerke folgende Aufschlüsse: „Mein Vater, der jetzt als Pastor der Gemeinde zu Behnau bei Sorau lebt, war, als ich noch zu Sorau frequentirte, noch Cantor daselbst, und hielt mich beständig von der Musik ab, erlaubte mir auch nicht einmal ins Stadtchor zu gehen, so große Lust ich auch dazu hatte. Mein Anfang war, daß ich mit in die öffentlichen Singstunden gehen durfte, welches billig alle junge Leute auch thun sollten, die Gelegenheit dazu haben. Nach und nach erwachte der Trieb zur Musik, er wurde aber durch Vorstellungen auf der einen Seite, und auf der andern durch vielerlei aufgegebene Beschäftigungen zurückgehalten. Der Musikus aber erwachte doch; ich spielte ohne Lehrmeister Clavier. Hierzu wurde endlich eine halbe Stunde nach dem Mittagsessen und Abends nach Glock neun Uhr Erlaubniß gegeben. Zuletzt bekam ich Freiheit in die Clavierstunde zu gehen, wöchentlich zwei Mal. Mein Organist starb nach drei Vierteljahren — Niemand spielte Orgel, als ich; und so wurde ich, 16 Jahre alt, Vicarius in der Pfarrkirche und Schloßkapelle. Die fast drei Vierteljahre dauernde Vacanz machte mich zum Organisten, und lehrte mich nach Regeln fragen, wenn ich die schweren Missen und Kyrie und die Telemann'schen Kirchenmusiken mit der Orgel als Baß, ohne Beihilfe eines

2) Rust's Nachrichten von jetztlebenden anhaltischen Schriftstellern. 1. Th. S. 139 fg. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. (Bernburg 1830.) S. 287. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 339. 3) Auch einzeln gedruckt Frankfurt und Leipzig 1803. 4) Vergl. G. W. Petri's Gedächtnißfeier von v. Aschen und Häseli. (Bremen 1804) S. 71 fg. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. S. 288 fg. Meusel's gel. Teutschland. 15. u. 19. Band, wo er aber irrig Georg Wilhelm genannt wird.

*) Vergl. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 18. Bd. S. 370 fg. *Wagneri* Memoria Blasii Merremii (Marb. 1824.) p. 10 sq. Allgem. Kirchenzeitung. 1830. Nr. 34. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. S. 287 fg. 529. Schreider's, Weillodter's und Henning's Chronik der dritten Jubelfeier der teutschen evangelischen Kirche im J. 1817. 1. Bd. S. 122, wo ihm aber, bei Erwähnung seiner Reformationsjubelpredigt über Coloss. 1, 12—14 durch Verwechselung mit seinem ältesten Sohn, Victor Friedrich Lebrecht, der Professortitel beigelegt ist.

Violoncells oder Violons richtig accompagniren wollte. Diese Regeln fand ich in den Partituren selbst, durch das Abstrahiren. Der angekommene neue Organist besserte meine Applicatur vollends und gab mir neuere Sachen zur Übung. Die liebsten waren mir die Bach'schen Sonaten, in Nürnberg gestochen. Der Sonnabend Nachmittags wurde mir zur Musik freigegeben. Ich spielte und setzte erstlich kleine Sachen, nachher Kirchensachen, und fing Geige und Violoncell nebst der Harfe und Flöte an für mich zu lernen, da ich um vier Uhr ein kleines Collegium musicum den ganzen Winter hindurch auf meiner Stube halten durfte. Nachdem ich nachher auf Befehl meines Vaters zwei ganze Jahre auf der Akademie mich nicht bloßgegeben hatte, daß ich musikalisch sei, sondern nur als Zuhörer Kirchen- und Concertmusik besucht hatte, entdeckte mich ein Zufall, und nach erhaltener väterlicher Erlaubniß wurde ich zum Lehrer der Musik auf dem hallischen Pädagogio angestellt. Nun ergänzten Friedemann Bach's Gespräche, was mir bei Betrachtung der Telemann'schen, Hassischen und Graun'schen Partituren noch dunkel geblieben war, oder worauf ich nicht recht aufmerksam genug gewesen war." In der Folge erhielt dieser eifrige, stille und überaus bescheidene, nicht den Ruhm, sondern nur seine Kunst geräuschlos liebende Mann, den jedoch seine Geschicklichkeit, und nicht blos in der Musik, bekannt genug werden ließ, das Cantorat zu Lauban. Hier war es, wo er 1767, wie Gerber in seinem alten Lexikon richtig schreibt, wogegen Forkel in seiner musikalischen Literatur und nach ihm sein Übersetzer Peter Lichtenthal irrig 1769 angeben, seine Anleitung zur praktischen Musik vor neu angehende Sänger und Instrumentenspieler herausgab. Hierin wird im ersten Theile in zehn Capiteln von den Anfangsgründen der Musik, insbesondere für Sänger gehandelt, und im zweiten Theile werden mehre Musikinstrumente beschrieben und eine kurze Anweisung ihrer Behandlung gegeben. Noch vorzüglicher ist die zweite, völlig umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage dieses Werkes, welche erst 1782 vollendet und noch in demselben Jahre in Leipzig in 484 Quartseiten unter demselben Titel: Anleitung zur praktischen Musik — erschien. Der Verfasser war unterdessen als Cantor nach Bautzen berufen worden (1772), wo sich seine Geschäfte so gehäuft hatten, daß er nur selten an die Verbesserung des schon jahrelang vergriffenen Buches kommen konnte. Der erste Theil bringt eine ganz kurze Geschichte der Musik, welche auf 120 Seiten Alles vom Ursprunge an bis zum 18. Jahrh. anzudeuten sucht. Der zweite Theil lehrt die Anfangsgründe der Tonkunst oder vom Generalbasse, bestimmter und deutlicher als viele Andere. Der dritte Theil belehrt über Einrichtung und Behandlung der Orgel, wobei das Pedal nicht vernachlässigt ist, dann vom Clavier und clavierähnlichen Instrumenten, von der Violine, Bratsche, dem Violoncell, welches die Gambe verdrängt hatte, dessen Behandlung aber noch nicht besonders gelehrt worden war; daran schließt sich der große Violon, und die Flöte macht den Beschluß. Allein dieses für seine Zeit ausgezeichnete, ja sogar noch jetzt brauchbare Buch hatte das besondere, in der That jedoch nicht zu selten sich breit machende Schicksal, daß es von Keinem beachtet vier Jahre lang liegen blieb, ehe auch nur eine einzige Feder die Güte desselben anerkannte. Erst im zweiten Jahrgange des Cramer'schen Magazins wurde es besprochen und zur Kenntniß gebracht. Von den Compositionen dieses Mannes dürfte kaum irgend etwas veröffentlicht worden sein; die vorzüglichsten Literatoren geben auch nicht ein einziges Werk an und mir ist gleichfalls keins zu Gesicht gekommen. Ein Werkchen: Anweisung zum regelmäßigen und geschmackvollen Orgelspielen für neu angehende Organisten rc., welches 1802 in Wien gedruckt wurde und 32 Seiten zählt, ist ein Auszug aus dem größeren Werke. Der tüchtige Mann starb in Bautzen 1806. (*G. W. Fink.*)

9) Jonas Petri Gothus, Sohn eines Bürgers zu Linköping in Ostgothland, wo er 1587 geboren sein soll. Nachdem er 1613 ordinirt worden, besuchte er drei Jahre lang teutsche Universitäten und ward 1617 Conrector, 1623 Lector, 1624 Rector der Cathedralschule zu Linköping; nachdem dort 1628 ein Gymnasium errichtet worden, bekleidete er an demselben das Amt eines Lectors der Theologie, in welchem, wie in seinen frühern Schulämtern, er mit großer Treue wirkte. Im J. 1636 ward er einhellig zum Bischof des Stifts Linköping erwählt und erwarb in diesem neuen Verhältnisse in einem hohen Grade die Achtung und Liebe der Geistlichkeit. Er starb während des Reichstages zu Stockholm 1644 und ward im Dom zu Linköping begraben. Von ihm ist das sogenannte Lexicon Lincopense (Dictionarium Latino-Sueco-Germanicum ex variis probatorum auctorum lexicis digestum. (Lincop. 1640 in Fol.) Außerdem hat er insbesondere Leichenpredigten herausgegeben. (*v. Schubert.*)

10) Isaak Jacob, königl. preußischer Oberst vom Ingenieurcorps und Ritter des Ordens pour le Mérite, war geb. den 17. Sept. 1705 zu Wesel. Sein Vater, Heinrich Petri von Soomern zu Soomershausen in der Oberpfalz, dessen Vorfahren der Religion wegen ihr Vaterland verlassen und deshalb ihre ansehnlichen Güter verloren hatten, war unter der Regierung Königs Friedrich I. Generalkriegscommissarius mit Generalmajors-Rang, hatte die Auszahlung für die ganze Armee und die Specialmusterungen derselben zu besorgen, entsagte des adeligen Namens von Soomern, da er die auf denselben Bezug habenden väterlichen Güter nicht mehr besaß, und nannte sich blos Heinrich Petri. Mit Gertrude von Roß zeugte er 24 Kinder, von welchen der Oberst das jüngste war. Zwei ältere starben als Capitains von der preußischen Armee und die übrigen waren größtentheils Officiere in verschiedenen fürstlichen Diensten. Isaak Jacob ging in seinem 14. Jahre mit seinem Schwager, dem damaligen Major und nachherigen Obersten des preußischen Ingenieurcorps und Commandanten von Kosel, von Foris, nach Preußen, wo eine Generalvermessung dieses Landes vorgenommen wurde. Im 16. Jahre erhielt er als königl. Conducteur das Port d'Epée und Gehalt, im 18. Jahre das Lieutenantspatent, und König Friedrich Wilhelm ernannte ihn in der Folge zum Jagdingenieur. Im J. 1740 schickte ihn König Friedrich II. als Ingenieur de la

Place nach Magdeburg, wo ihn der alte Fürst von Dessau als Gouverneur zu seinem Adjutanten wählte, und während der ersten schlesischen Kriege in seine Begleitung nahm. In den J. 1747 und 1748 erbaute er das Invalidenhaus bei Berlin, und besorgte auch die innere Einrichtung desselben. Hierauf verbesserte und beendigte er den Schleusenbau am Finowkanal. Sodann ward ihm die Urbarmachung des Oderbruchs aufgetragen. Dies Werk fand anfänglich, wegen der demselben entgegenstehenden großen Hindernisse und scheinbaren Unmöglichkeit der Ausführung, vielen Widerspruch, den aber Petri glücklich überwand, indem er einige Meilen lange Dämme, künstliche Archen und Schleusen, und einen schiffbaren Kanal bei Güstebiese, durch einen hohen Berg, der jetzt die neue Oder heißt, mit der größten und beschwerlichsten Mühe anlegte, und dadurch diesen sonst moorigen und wasserreichen Bruch in eine angenehme Gegend umschuf, wo 2000 neue Familien, nebst den alten Bewohnern derselben, von ihren schönen Wiesen und fruchtbaren Weizenfeldern ihren reichlichen Unterhalt haben, und das Andenken des Stifters ihres Glücks noch jetzt segnen. Im J. 1756 im November schickte ihn der König nach Küstrin, um die vernachlässigten Werke dieser Festung zu verbessern; 1758 im Februar rief ihn aber der König nach Breslau, ohne daß er die gemachten Entwürfe zur Beschützung der Festung und ihrer Einwohner hätte völlig ausführen können. Von dieser Zeit an blieb er beständig in des Königs Gefolge, bis zum Jahre 1761, in welchem er zu der Armee des Prinzen Heinrich gehen mußte, in der Folge aber kam er wieder zum Könige. Von diesen beiden großen Feldherren wurden seine Talente sehr geschätzt und mit dem größten Vertrauen beehrt, davon noch vorhandene schriftliche Beweise zeugen. Im J. 1760 ward er in der torgauer Bataille am rechten Fuß gefährlich verwundet. Während seiner Wiederherstellung baute er die schöne Brücke bei Torgau. Gleich nach geschlossenem Frieden erhielt er vom Könige mündlich, und den 10. Februar schriftlichen Befehl, sich nach dem Oderbruch zu begeben, daselbst alles zu besichtigen und davon zu berichten. Nachdem dieses geschehen war, erhielt er die ganze Direction dieser Verbesserung, und ließ alles das, was die Feinde vernichtet hatten, wieder herstellen, und erbaute zum Beschluß dieses wichtigen Werks sieben protestantische Kirchen. Er bat hierauf, daß der König das ganze Oderetablissement besehen, und seine geführten Rechnungen über dasselbe durch eine eigene Commission untersuchen lassen möchte. Beides geschah auch zur größten Zufriedenheit des Monarchen, der sich bei der persönlichen Besichtigung des Ausdrucks bediente: hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten brauche. Obgleich durch Petri's Hände Millionen königlicher Gelder gingen, so kam doch auf ihn nie der Verdacht, daß er solche Summen unnütz verwandt habe; daher setzte der König auch nie seine Anschläge herunter, so sehr hatte er sich dessen Vertrauen erworben, und verlangte oft in streitigen Fällen sein Gutachten, mit welchem er jederzeit zufrieden war. Im J. 1765 mußte er den Warthebruch vermessen, und über die Verwaltung einen Plan entwerfen; weil aber zur Ausführung dieses Plans über eine Million Thaler erfodert wurden, so wählte der König, dem diese Summe zu hoch zu sein dünkte, den Herrn von Brenkenhof, der beinahe nur den vierten Theil soviel als der Oberst von Petri verlangte, auch die gefoderte Summe von 350,000 Thalern gleich im ersten Jahre zu verzinsen versprach. Man fing nun die Arbeit an, da man aber solche gar nicht nach dem gründlichen Petri'schen Plane behandelte, sondern ohne gehörige Sachkenntniß, ohne Zusammenhang und Übersicht des Ganzen, blos stückweise anfertigte, so war der Erfolg, daß am Ende des Jahres 1785 von königlichen Geldern nicht weniger als 1,027,915 Thaler zu dieser Unternehmung verwandt, das Werk aber dennoch nicht ganz, noch mit genugsamer Sicherheit zu Stande gebracht war. Petri starb zu Freienwalde an der Oder den 16. April 1776. Sein Charakter war großmüthig und edel; er war einer der größten Mathematiker, in der Kriegs-, Civil- und Wasserbaukunst gleich erfahren, unermüdet in Geschäften; was Andere Arbeit nennen, war für ihn Erholung, wovon seine vielen Handzeichnungen und Plane Beweise geben könnten, wenn solche nicht in Küstrin durch das russische Bombardement verbrannt worden wären, und ihm dadurch einen unersetzlichen Verlust verursacht hätten. Seine Karten von Sachsen sind ebenfalls Zeugnisse seines Fleißes und werden von Kennern sehr geschätzt. Seine Untergebenen liebten und ehrten ihn sehr, ob er gleich in den von ihnen auszuübenden Pflichten streng war. Er hat viele junge Leute zu geschickten Männern erzogen, welche noch größtentheils jetzt in sehr guten Bedienungen stehen. Zwei Jahre vor seinem Ende bekam er die Brustwassersucht; bei dieser Krankheit zeigte er eine bewundernswürdige Geduld und Standhaftigkeit *).

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

11) Laurentius, erster evangelischer Erzbischof Schwedens, geboren 1499 zu Örebro in Nerike, daher Nericius genannt. Sein Vater war der Schmied Peder Olufsson; seine Mutter hieß Karin Larsdotter. Nachdem er mit seinem älteren Bruder, Olaus Petri, bei den Karmelitern seiner Vaterstadt studirt, begab er sich im reifern Alter mit seinem Bruder nach Wittenberg, wo er seine Studien unter Luther und Melanchthon fortsetzte und 19 Jahre alt Magister ward. Mit ehrenden Zeugnissen ins Vaterland, um die Zeit des Blutbades unter König Christiern auf dem Markte zu Stockholm, welchem Blutbade beide Brüder kaum entgingen, zurückgekehrt, ernannte König Gustav Eriksson, auf Luther's Empfehlung, den Laurentius, der seitdem gewöhnlich Meister Lars heißt, nachdem er schon in Strängnäs für das Evangelium gezeuget, zum Professor der Theologie an der zu Upsala errichteten Universität, wo er, seit 1527 Rector, eifrigst die evangelische Lehre förderte. Inzwischen starb sein alter Vater zu Örebro, die Mutter wollte ihn nach katholischem Gebrauche begraben wissen; beide Söhne widersetzten sich, ernteten jedoch dafür nur Vorwürfe der Mutter und den Haß der Mönche, welche

*) Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 3. Th. 1790. S. 142.

schließlich abgewiesen wurden. Aber das evangelische Licht verbreitete sich, des Widerstandes der Finsterniß ungeachtet, weiter und weiter in Schweden. Im J. 1531 ward Meister Lars Erzbischof; bei der feierlichen Einführung in der Ritterholmskirche zu Stockholm, 1531, am Sonntage vor Michaelis, überreichte ihm König Gustav eigenhändig den Bischofsstab; die Weihe vollzog der Bischof von Westerås, D. Petrus Magni, den der König in Rom hatte weihen lassen; zur persönlichen Sicherheit und zur Hebung seines Ansehens gab der König dem neuen Erzbischof eine Leibwache von 50 Soldaten. Eine seiner ersten Sorgen war eine neue Übersetzung der heiligen Schrift, wobei ihn Laurentius Andreä, Presbyter zu Stregnås, dessen Übersetzung des neuen Testaments schon 1526 erschienen war, und sein Bruder Olof unterstützten; das Original ward zwar berücksichtigt, auch die alten Übersetzungen wurden zu Rathe gezogen, doch vorzugsweise ward die erste Ausgabe der Übersetzung Luther's vom J. 1534 zum Grunde gelegt. Die Übersetzung jener drei Männer (wenigstens der größere Theil des alten Testaments ward von Laurentius Petri übertragen) erschien in klein Folio 1540 und 1541 zu Upsala. Man nennt sie die Bibel Gustav's I., weil die Übersetzung auf Betrieb dieses großen Königs unternommen wurde. Sie ward von nun an als Kirchenbibel gebraucht, wenngleich, da die erste Gestalt noch sehr mangelhaft war, Meister Lars, je nachdem Luther an seiner Übersetzung bei neuen Auflagen änderte, auch an der seinigen Änderungen vornahm und deshalb verschiedene biblische Bücher einzeln neu revidirt herausgab, doch nicht die vollständige Bibel. Zum Druck der Bibel hatte Gustav von dem Kronzehnten aus jedem Kirchspiele des Reichs eine Tonne Korn (vier Scheffel) (die Bibeldruckstonne) ausgesetzt, und jeder Kirche ein Exemplar geschenkt. Auch für die Bildung der schwedischen Schriftsprache, die fast erst neu geschaffen werden mußte, seit die alte gothische Sprache untergegangen war, ist die neue Bibelübersetzung wichtig geworden. Luther's religiöse Kernsprache ist in derselben beibehalten, ist auch in der Bibel Karl's XII. vom J. 1703 vorhanden und in das Herz des Volkes übergegangen.

Im J. 1554 ward Laurentius Petri mit mehren vornehmen Schweden in einer wichtigen Angelegenheit an den russischen Hof gesandt. Nach dem Wunsche des Großfürsten unterredete er sich hier mit dem Patriarchen über Religionssachen in griechischer Sprache. Heftig setzte Laurentius dem Patriarchen mit wissenschaftlichen Ausdrücken zu, die ein Dolmetscher dem des Griechischen unkundigen Großfürsten übersetzen sollte; aber der Dolmetscher redete, was er selbst erfand, meist ganz Ungehöriges, sodaß ein Mitglied der schwedischen Ambassade, der Griechisch und Russisch verstand, sich des lauten Lachens nicht enthalten konnte, worauf die Unterredung endete. Beim Abschiede hängte der Großfürst eine große goldene Kette um den Hals des Erzbischofs, dem er überhaupt ausgezeichnete Gunst bewies.

Als Erzbischof traute Laurentius zu dreien Malen den König Gustav, bestattete die beiden ersten Gemahlinnen und den König selbst, krönte den König Erich und den König Johann nebst dessen Gemahlin Katharina Jagellonica.

Mit echtchristlicher Treue, mit unerschrockenem Muthe und in christlicher Weisheit wirkte er in seinem Amte, für welches er ganz lebte, reisete viel umher und visitirte um 1553 die Gemeinden des Reichs, belehrte über Gott wohlgefällige Feier der öffentlichen Bettage mit gewissenhafter, furchtloser Berücksichtigung der herrschenden Sünden und Laster, und brach dem Evangelium überall hin die Bahn; die Geistlichen ermahnte er zur Wachsamkeit, zum emsigen Bibelstudium und zu erbaulichem Wandel. Mit Gegnern hatte der gründlichgelehrte Mann viel zu kämpfen, insbesondere mit dem Lehrer König Erich's XIV., Dionysius Beureus (1563). An König Erich XIV. richtete er, nach Ermordung der schuldlosen Sturen im J. 1567, einen im hohen Grade freimüthigen Brief, der auf des Königs Herz kräftig wirkte (abgedruckt in *Joh. Gust. Hallman*, **Lefvernesbeskrifing öfver de bägge broderre Olaus och Lars Petri** [Lebensbeschreibung der beiden Brüder Olaus und Lars Petri] p. 28) *). Mildthätigkeit war seine Freude; in Upsala erhielt er aus seinen eignen Mitteln und an seinem eignen Tische 50 arme Studirende.

Wiewol Gustav einmal (im J. 1539) an ihn scharf schrieb, wozu aber mehr eine Unbesonnenheit des Bruders Olof die Veranlassung gegeben haben mag, so war dieser König ihm doch so sehr zugethan, daß er selber die Verheirathung des Meisters Lars mit Elisabeth Matsdotter, einer Anverwandten des Königs mütterlicher Seits, bewirkte.

Ermattet durch Arbeit und Alter entschlief der fromme Laurentius 1573 und ward im Dom zu Upsala begraben. Man hat ihn mit Grund den Apostel und Evangelisten des Nordlandes genannt.

Zahlreiche Schriften hat er in Druck gegeben, noch

*) Nachstehend Einiges aus diesem Briefe eines Bischofs, der wußte, von wem und für wen ihm sein Amt gegeben war: „Verstatten E. M., daß ich diese Zeilen an Sie richte, dulden Sie, daß diese alten Hände, die in Gemäßheit E. M. Erbrechts und in Folge des einhelligen Beschlusses der schwedischen Stände die Krone auf E. M. Haupt setzten und Sie zu einem mächtigen König über die großen schwedischen und gothischen Reiche krönten; dulden Sie, sage ich, daß diese Sie auch treulich warnen vor solchen himmelschreienden Sünden, welche unfehlbar und unausweichlich über Land und Reich unerträgliche Strafgerichte herbeiziehen." — „Der König urtheile nun selber, ob Er als ein milder König, oder als ein Tyrann regieret hat; die Qual eines bösen, nagenden Gewissens wird E. M. ein langes, erschreckendes Sündenregister vorführen." — „Wohl schaudert mein Fleisch und Blut, diese Worte zu schreiben, aus Furcht vor seinem eignen zeitlichen Untergang und Unglück; aber weil Gottes Geist mich gelehrt hat, daß das Blut der Zuhörer soll am Tage des Gerichts von den Händen der Lehrer gefodert werden, wage ich es nicht, aus Furcht vor dieser strengen Rechenschaft, meine Ermahnung zurück zu halten." — „Jetzt schließe ich diesen meinen rechtschaffenen Brief mit innerlichem Gebete zu Gott: Der Höchste wende des Königs Herz von dem Wege der Verdammniß zu dem Wege, welcher zum Himmel führt, auf daß diese treuen Lehren und diese herzlichen Ermahnungen nicht ausgesäet seien auf einen unfruchtbaren Felsen, wie das Gleichniß lautet. Doch sollte es anders enden und ein Todesurtheil mir die Antwort werden auf diesen Brief, so werde ich aufrichtig zufrieden sein, mein Gewissen erleichtert und meine Seele frei gemacht zu haben." Laurentius Petri, Erzbischof zu Upsala.

vor seinem Tode ein eignes Glaubensbekenntniß, zahlreiche Manuscripte hat er hinterlassen; alle lebendige Zeugnisse seines unermüdeten Eifers, die Gemeinde zu erbauen. Auch eine schöne Bibliothek, nebst vielen merkwürdigen Documenten, insbesondere aus dem Gebiete der schwedischen Kirchengeschichte, hat er gesammelt.

Seine vielgesegneten Postillen, die noch in den folgenden Jahrhunderten neu aufgelegt wurden (Auslegung der Sonntagsevangelien, Winter- und Sommerhälfte, 1555; Festpostille 1555; Auslegung einiger allgemeinen Evangelien, über freie Texte, 1555; Geschichte der Leiden und des Todes Jesu, in 20 Predigten, 1572) athmen, neben Luther's Kraftgeist, einen stillen und milden Melanchthons-Sinn, der überall auf die Förderung eines lebendigen Glaubens gerichtet ist.

Von Laurentius und dessen Bruder Olof ward auch die erste vollständigere evangelische Kirchenordnung Schwedens, die auch das Schulwesen umfaßte, entworfen, welche 1571 zu Stockholm in Quart erschien und 1572 von den Ständen angenommen und für ein Reichsgesetz erklärt wurde. Im schwedischen Gesangbuche vom J. 1567 (Then svenske psalmeboker förbätret och medh flere songer förmerat och Kalendarium) finden sich 34 Lieder, die dem Laurentius Petri zugeschrieben werden; alle bezeugen einen Sänger, in welchem Christus lebet.

Welch ein Pfeiler der Kirche Christi in Schweden Meister Lars gewesen, ward recht klar nach seinem Tode, zumal unter der Amtsführung seiner beiden Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, des Laurentius Petri Gothus (aus Ostgothland) und des Andreas Laurentii Bothniensis, aus dem Geschlechte Björnram oder Bure, Menschenknechte, denen Hofgunst Alles war.

Als ehrwürdige Zeitgenossen und Mitarbeiter des unerschrockenen und weisen Laurentius Petri Nericius erscheinen die Bischöfe zu Skares: der thätige Evangelist Sven Jacobsson Skenningensis (1529—1544) und der milde und wachsame Erik Niklasson Svart (seit 1556 Bischof zu Strängnäs, dann in Skara (1561—1569), der Bischof von Weriö, Jonas Boëtii (1531—1553), ein treuer, thätiger und ernster Hirt; und im dänischen Schweden der von Bugenhagen 1537 zu Kopenhagen geweihete Super. von Lund, der Holländer Franz Vormarsson, ein rechtevangelischer Prädicant, ein arbeitsames, erbauliches, vielgesegnetes Kirchenhaupt (starb 1551) und dessen gleichgesinnter Nachfolger, der Bischof von Lund, Nicolaus Esberin Palladius aus Jütland (starb 1560), der durch Amtsgaben, Lehre und Leben viel wirkte, dem in Lund die frommen und thätigen Bischöfe Tycho Asmundius und Nils Hvid (Nicolaus Albinus, gest. 1589) folgten.

12) Martin, erster Prior des Karmeliterklosters zu Assens, ein vorzüglicher Prediger seiner Zeit; er starb 1515. (Vergl. Münter, Kirchengesch von Norwegen und Dänemark. 2. Th. 2. Abth. S. 1024.) (*v. Schubert.*)

13) Nicolas oder Niccolò di Pietro aus Florenz, angeblich ein Schüler des Giotto, der sich, wie von Rumohr in seinen italienischen Forschungen sagt, wahrscheinlich in Pisa niedergelassen hatte, wird weder von Vasari in seiner Lebensbeschreibung der italienischen Maler, noch von dem fleißigen Lanzi genannt, obwol er schon bei Morona in seiner Beschreibung von Pisa (Pisa illustrata) vorkommt. In der neuesten Zeit wurde er durch ein von P. Lasinio in Pisa 1820 herausgegebenes Werk: Pitture di *Niccolò Petri* discepolo di Giotto nel capitolo di S. Francesco di Pisa, disignate da *Rossi* et intagliate da *Paolo Lasinio* (14 Taf. in gr. Fol.), zuerst in Erinnerung gebracht, wozu später manche Berichtigungen und scharfsinnige Bemerkungen in Rumohr's italienischen Forschungen (2. Bd. S. 224) kamen, wo auch die Behauptung aufgestellt wird, daß Niccolò di Pietro's Kunstwerke neben dem Charakter des Giotto auch den Geist und Charakter des Thad. Gaddi und des Arcagno in sich tragen. Nur der Capitelsaal im Kloster S. Francesco (jetzt ein verödetes, zum Theil der Witterung ausgesetztes Local) zu Pisa gibt jetzt Zeugniß von den Talenten jenes Malers; obgleich die zwölf daselbst enthaltenen Wandgemälde manche Beschädigungen erfahren haben, zeigen sie doch ein hohes Gefühl, schöne Anordnung für Composition, reinere Formen für Zeichnung und Drapirung, ein kräftigeres Colorit; überhaupt wehet mehr Sinn darin, als die Zeitgenossen jenes Meisters zu verrathen pflegten. Jene zwölf Gegenstände bilden den Cyklus der Leidensgeschichte Jesu, als: 1) Christus wäscht den Jüngern die Füße; vortreffliche Anordnung und sehr pittoresk; 2) Abendmahl Jesu; viel Ausdruck, besonders die tief liegende Bosheit in dem Judaskopfe; 3) Judas verräth seinen Herrn und Meister; merkwürdig der Kopf des Pharisäers, welcher die Münze sucht; 4) Christus im Garten; das Ganze ebenfalls sehr an Giotto erinnernd; 5) Geißelung Jesu, viel Bewegung in den Nebenfiguren, zugleich schöner Sinn für Architektur; 6) Kreuztragung; eins der vorzüglichsten Bilder jener Folge, worin sich ein edles und gefühlvolles Streben für Ausdruck zeigt; der Heiland erinnert zugleich an Simone Memmi's Darstellung desselben Gegenstandes; 7) Kreuzigung; hier ist die Engelsglorie schön und für jene frühe Zeit wahrhaft merkwürdig; 8) Kreuzabnahme und Begräbniß; hat viel Edles in der Anordnung; 9) Auferstehung; vorzüglich schöner Ausdruck; 10) Himmelsahrt; wo die Gruppen der Apostel viel Bewegung und Ausdruck besitzen; 11) Ausgießung des heiligen Geistes; beide blos Fragment; 12) enthält den heiligen Johannes und S. Lorenzo. (Beide Heilige waren wahrscheinlich die Schutzpatrone des Lorenzo Ciampolini, von dem es in folgender Inschrift wegen der Schenkung einer Grabstätte heißt: M.CCCLXXXX die XX mensis Aprilis . qui . Laurentius . fecit . ipsum . capitulum . pictura . et sedilibus . adornari.) Zur Rechten des Innern jenes Capitelsaals ist die beschädigte Aufschrift: NICCHOLAVS PETRI PITOR DE FLORENCIA .... PINSIT . MCCCL .... (hier fehlen die vier XXXX, während Morona in seiner Beschreibung 1391 überhaupt angibt). Lasinio hat in seiner Abbildung die Jahrzahl dieser Inschrift wieder anders, vielleicht nach einer alten Abschrift, nämlich: AN. D. M. CCCLXXXXII, DE MAR. Auf der 13. und 14. Tafel seines Werks sind noch einige heilige Päpste und Bischöfe in Halbfiguren zu sehen, woran aber die Malereien nicht dem N. Pietro zu-

gehören. Das Werkchen von Lasinio, worin übrigens der Cyklus der Abbildungen umgekehrt ist, nämlich mit der Ausgießung des heiligen Geistes beginnt und mit Judas' Verrath schließt, gehört zu den interessantesten über Malereibildungen der ältern Epoche; der Zusatz auf dem Titel: Discepolo oder Schüler des Giotto, ist aber willkürlich von Lasinio angenommen, und bei der in der Inschrift enthaltenen Zeitbestimmung äußerst unwahrscheinlich. (*Frenzel.*)

14) Olaus (Olof), mit dem Zunamen Phase, den er sich bei seiner Immatriculation in Wittenberg beilegte, Pastor zu Stockholm.

Älterer Bruder des Laurentius Petri; mit dem er zuerst in Schweden die Einführung der Reformation betrieb. Er war geboren zu Örebro 1497; beide Brüder machten gleiche Schulstudien zu Örebro und gleiche Universitätsstudien zu Wittenberg. Olaus begleitete auch seinen Lehrer Luther auf Visitationen und faßte hier zuerst den Gedanken einer Erneuerung seiner vaterländischen Kirche. Im J. 1518 ward er nach rühmlich bestandener öffentlicher Disputation Philosophiae Magister zu Wittenberg, gerieth auf der Heimreise, auf der Ostsee, in Lebensgefahr, und entging bei seiner Ankunft in Stockholm 1519 nur durch eine wunderbare Fügung dem Mordbeile König Christiern's, dessen Henkersknechte ihn schon ergriffen hatten.

Im J. 1523 begann er, obgleich noch nicht ordinirt, in Strängnäs, wo ihn der sanftmüthige Bischof Mats Gregarsson zu seinem Secretair, und dann zum Schulrector angenommen, wider das Papstthum mit großer Kraft und Freimüthigkeit in Vorlesungen über die heilige Schrift, nach Luther's Weise, dann auch in Predigten, zu zeugen, und der dort vom Reichstage zum Könige ausgerufene Gustav Eriksson wunderte sich höchlich, den Papst Antichrist nennen zu hören. Eine mit Olof und dem Archidiakonus zu Strängnäs, Mag. Laurentius Andreä, dessen Gründlichkeit Gustav besonders fesselte, angestellte Unterredung gewann den König für die neue Lehre, die dieser indessen noch nicht fördern zu dürfen glaubte. Doch ernannte Gustav den erwähnten Laurentius Andreä, zu seinem Kanzler (Secretair), welcher nun nicht fruchtlos dahin wirkte, daß Gustav sich dem Evangelium inniger und furchtloser anschloß. Bald berief der König den Olof nach Stockholm, wo er auf einer besonders in der Hauptkirche erbauten Kanzel (daher nannte man ihn Meister Olof im Korbe) mit Eifer und Herzlichkeit und oft unter Lebensgefahr (man warf Steine &c. auf den Predigenden) die lautere Lehre verbreitete. Im J. 1524 mußte er sich mit seinem Bruder Lars vor dem Domcapitel zu Upsala vertheidigen, wobei er abermals große Unerschrockenheit bewies; während er in Stockholm, als dort teutsche Wiedertäufer auftraten, nebst seinem evangelischen Mitarbeiter, Michael Langerbek, bestürzt still schwieg; worüber ihnen der König Vorwürfe machte, indem er die Wiedertäufer (Melchior Rink und Knipperdolling) aus dem Reiche verwies. Im J. 1525 ließ Olof sich, zuerst unter den Geistlichen und zuerst in schwedischer Sprache, trauen. Nach einem öffentlichen gelehrten Kampfe 1524 mit Peder Galle, Professor der Theologie zu Upsala, in welchem der anwesende König dem Olof den Sieg zuerkannte, folgte er dem Könige zum Reichstage nach Westerås 1527; wo er siegreich in einer Disputation wider Galle das Evangelium vertheidigte. Schon bei der Krönung Gustav's, zu Upsala 1526, hatte Olof das Amt eines Herolds versehen; Gustav zog ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe und vertraute ihm sein und des Reiches Siegel an, und er ward des Königs Kanzler; auch war er Secretair des Stadtraths zu Stockholm. Doch der vielen Staatsgeschäfte überdrüssig, ließ er sich 1539 zu Strängnäs vom Bischof Bothvide ordiniren und empfing die königliche Bestallung zum Pastor an der Hauptkirche Stockholms. Jetzt aber zog ihm priesterliche Gewissenhaftigkeit, vielleicht ein irrendes Gewissen, des Königs Ungnade zu: eine Verschwörung gegen die Person des Königs ward entdeckt, und Olof beschuldigt, sie mittels vor ihm abgelegten geheimen Bekenntnisses, gekannt und verschwiegen zu haben, zum Tode verurtheilt; doch der König verstattete der fürbittenden Bürgerschaft, daß sie ihren Olof mit Geld löse. So trat, nach drei Jahren, Olof wieder in sein Pfarramt ein, welchem er bis an seinen im J. 1552 erfolgten Tod vorstand. Er ward bestattet in der Hauptkirche vor der Kanzel.

Olof war ein beredter und gelehrter Theolog, besaß auch in anderen Wissenschaften, z. B. in der Rechtskunde, Astronomie, Medicin &c., mannichfaltige Kenntnisse, dichtete, und war ungemein thätig und arbeitsam im Amte. Dennoch mag nicht geleugnet werden können, daß sein Eifer für die Wahrheit zuweilen die Liebe hinter sich ließ, auch seine mächtige Rede nicht immer die Schranken des Anstandes beachtete, und eine innere Hitze oft seinen Charakter bloßstellte und sein Werk verdarb. Mögen viele falsche Beschuldigungen über ihn ergangen sein, nicht ohne Grund scheint Gustav ihm ungünstig geworden zu sein; und wenn nun Olof nicht blos kaltsinnig gegen den König ward, sondern sich sogar in seinem Gemüthe Haß gegen denselben festsetzte, wer kann's billigen? Dennoch darf er mit Recht Schwedens Luther genannt werden, wie der milde Reformator Laurentius Petri Schwedens Melanchthon; denn die Unerschrockenheit, der völlige Mangel eines Trachtens nach Menschengunst, und die gewaltige innere Kraft, welche Olof im Kampfe für das Evangelium entwickelte, haben, neben der Mäßigung des Bruders, der reinen Lehre in Schweden eine offene Bahn bereitet. Unter seinen vielen Schriften verdient in dieser Hinsicht besonders genannt zu werden seine christliche Ermahnung an die Geistlichen (was sie den Gemeinden schuldig seien) 1528 (en christelig förmaning til Klerkeriet). Kräftig vertheidigte er Luthern in einer schriftlichen Widerlegung des Professors der Theologie zu Kopenhagen, Paulus Helie (Eliäson), der sein früheres Bekenntniß des Evangeliums widerrufen hatte, und 1537 nochmals Lutheraner ward.

Die Messe (Abendmahlsliturgie) in schwedischer Sprache gab zuerst (1531) Olof heraus; auch eine neue schwedische (erste evangelische) Agende (hendboken) 1529;

und, als Anleitung zum Predigen nach der heiligen Schrift, eine kleine Postille über alle Evangelien, welche das ganze Jahr hindurch an Sonn- und Festtagen verlesen werden 1530 (einfache Textauslegung); ebenso mehr für Lehrer, als für Schüler, einen Katechismus 1530. Einige Lieder des alten Gesangbuchs sollen von ihm gedichtet oder übersetzt sein. Auch ist Olof der Verfasser des ältesten schwedischen Drama's: Tobiae Commedia (Stockh. 1550), eines Auszuges der biblischen Geschichte des Tobias in Dialogen; und einer Geschichte der Leiden und der Auferstehung Jesu Christi nach den Evangelien, und gottselige Betrachtung derselben, in Reimen. (Stockh. 1556 und 1561.) (Vår Herras Jesu Christi pina och upständelse, såsom detta af Evangelisterne utdraghet, it. huru man Gudelighe betrakta samme vår Herres pino och upständelse. Een liten undervijsning på rijm.) Olof's zu Stockholm in Quart 1528 herausgegebene: christliche Ermahnung an Schwedens Bewohner, verkündigt zu Upsala bei der Krönung des hochmächtigen Fürsten, Königs Götzstaf's (Gustav's), ist die erste Predigt, welche in Schweden gedruckt wurde. Zwei Jahre spätere rschien seine Predigt wider die gräulichen Eide und Gotteslästerungen, wie sie jetzt überall vorkommen. (Stockholm. 4.) (Vergl. Joh. Gust. Hallman's Lebensbeschreibung der Meister Olof und Lars Petri.) (*v. Schubert.*)

15) Pietro Antonio da P., Pitri, oder auch Pietri, gehört zu den römischen Malern derjenigen Kunstperiode, deren Schlußstein Carlo Maratti bildete. Er ist zu Premia im Novaresischen oder im mailändischen Gebiet 1663 (nach Lanzi 1671) geboren und zu Rom 1716 gestorben. Seine Lehrer waren Joseph Ghezzi, Angelo Masarotti und Carlo Maratti; namentlich war es der zuletzt genannte Künstler, der besondern Einfluß auf ihn hatte, und zwar kann Petri einer der ausgezeichnetsten Schüler Maratti's genannt werden, indem er das Großartige und dabei Zarte des Ausdrucks, was dem Maratti so eigen war, trefflich erfaßt hatte, und es ebenso sehr in seinen Ölgemälden, als in den Fresken bewährte. Besonders gelten die Freskomalereien in der Kirche S. Clemente in Rom als die vorzüglichsten seiner Arbeiten, welche neben den tüchtigen Werken anderer Meister daselbst das größte Lob verdienen. Ebenso finden sich in andern Kirchen von Rom mehre sehr geschätzte Altargemälde und Freskomalereien von ihm. Auch als Kupferstecher oder vielmehr als Radirer ist er geachtet. Man kennt von ihm gegen sechs Blätter, welche mit außerordentlichem Fleiß und sehr zarter Nadel radirt, übrigens durch einige Grabstichelarbeiten vollendet, alle aber nach seinen eigenen Erfindungen gearbeitet sind. Bartsch hat in seinem Peintre-Graveur 1) eine heilige Jungfrau mit dem Kinde, bezeichnet: Pietro di Petri; 2) das Fegfeuer, großes Blatt, bezeichnet Pietri 1694; 3) ein allegorisches Titelbatt eines Werkes über Altäre und Kapellen in Rom, Pitri bezeichnet, und 4) das Bildniß eines Geistlichen (Giovanelli Roger de Veletri, Cantor der päpstlichen Kapelle) in Octav aufgeführt. Im Sternbergischen Katalog, verfaßt von Frenzel, 1. Bd., ist unter Nr. 6499 ein vorzüglich schön radirtes Blatt das Wunder des heiligen Uberti, Bischofs von Parma, nach Carlo Maratti, aufgeführt, welches Bartsch nicht kannte. Dieses Blatt ist 10 Zoll hoch, 7½ Zoll breit. Ebenso ist in demselben Katalog 6873 ein sehr geistreich radirtes Blatt, der heilige Famianus Galesius betend, aufgeführt. Das Blatt ist mit 1705 bezeichnet, 12 Zoll hoch 8 Zoll breit und nicht im Bartsch. Noch sind in Paignon-Dijonval's Katalog von Mor. Benard abgefaßt, zwei radirte Blätter von Pietri aufgeführt: 1) Himmelfahrt der Maria, und 2) der Patriarch Laurentius Justinianus auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau. (*Frenzel.*)

16) Theodorus, ein verdienter Geistlicher in der finnländischen Provinz Nyland, welcher 1582 zu Greifswalde herausgab piae cantiones eccl. et schol., eine Sammlung alter, wenigstens zum Theil schwedischer, erhebender Kirchenlieder, von welchen Proben mitgetheilt sind in Wieselgrén's Sveriger sköna Litteratur (D. I. Lund 1833. S. 45—52). (*v. Schubert.*)

PETRIANA, nach der Notit. Imper. eine Stadt oder ein Flecken in Britannia Romana. (*Krause.*)

PETRIANECS, Marktflecken in der zum kroatischen Provinzial gehörenden Gespanschaft und dem Bezirke Warasdin (Österreich), welcher außer den öffentlichen 230 Privatgebäude mit 600 Einwohnern zählt. (*Fischer.*)

PETRICH, eine vorzügliche Sorte Tabak, welche bei dem Orte Petrowich in der europäischen Türkei (Rumelien) gebaut wird. (*Karmarsch.*)

PETRICHUS (Πέτριχος), ein griechischer Dichter, der ein Lehrgedicht von den Schlangen verfaßte, was unter dem Titel Ophiacon oder Ophiaca (Ὀφιακόν — κά) vom Scholiasten zu Nicander und vom ältern Plinius (XX. 23 s. 96. XXII, 22 s. 40) citirt wird; doch findet sich in den Handschriften des letztern auch die Schreibung Petridius, Petrichus und Petroius. (*H.*)

PETRICK (Johann Gottfried), geboren am 20. März 1781 zu Muskau in der Lausitz, beschäftigte sich auf dem Gymnasium zu Sorau neben seiner wissenschaftlichen Ausbildung viel mit Musik. Der dortige Stadtmusikus Theile war sein Lehrer in dieser Kunst. Auch auf der Universität Leipzig, die er 1802 bezogen, um Jurisprudenz zu studiren, spielte er mit seltener Fertigkeit die Violine in öffentlichen Concerten. Durch Musik sicherte er sich auch seinen Unterhalt, als eine unwiderstehliche Sehnsucht, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, ihn bewog, eine Fußreise nach Italien anzutreten. Er gab in größern Städten Concerte, die häufig besucht wurden und rauschenden Beifall erhielten. Mitunter ward er an manchen Orten zu einem wochenlangen Aufenthalt genöthigt, um schwierige Concerte oder Kirchenstücke einüben zu helfen. Er hätte, wenn es in seinem Plan gelegen, eine Anstellung als Musikdirector finden können. Das Studium der Jurisprudenz war ihm gleichgültig geworden, und er vertauschte es mit der Theologie, als er 1807 nach Leipzig zurückkehrte. Im J. 1810 ward er Diakonus zu Schönberg bei Görlitz. Verheirathet mit der Tochter eines Amtscollegen, des Oberpfarrers Überschaar, folgte er 1820 einem Rufe nach Muskau. Er erhielt dort die Stelle eines Hofpredigers. Durch zu große Geistesan-

strengung verfiel er zu Anfange des Jahres 1825 in eine Gemüthskrankheit. Zweckmäßige Mittel, während seines Aufenthalts zu Berlin angewandt, beförderten seine Genesung. Noch vor dem Osterfeste konnte er wieder in seiner Amtsstellung wirken; mit verdoppelter Gewalt kehrte indessen sein früherer Krankheitszustand im October 1825 zurück. Es ward ihm zur fixen Idee, er sei von der Vorsehung zum Reformator bestimmt, um den Protestantismus nach Luther's Lehre, den das 16. Jahrh. als feststehende Norm betrachtet, zu läutern und weiter zu führen. Lichte Augenblicke hatte er seitdem selten, ungeachtet der vielen mit Erfolg angewandten Mittel. Schon bereitete man seine Aufnahme in Jauer vor, als sein sehr geschwächter Körper nach 15wöchentlichem Kampfe erlag. Er starb am 20. Jan. 1826. Bei der Obduction fand man im Kopfe eine Wasserblase und im Herzen einen Polypen. Er hinterließ eine Gattin und sechs Kinder, von denen das jüngste erst neun Monate alt war.

Schon während seines Aufenthalts in Schönberg, wie späterhin in Muskau, hatte Petrick als Kanzelredner allgemeine Sensation erregt. Viele reisten meilenweit, um ihn zu hören. Über seine Predigten, besonders über seine am 14. Aug. 1825 gehaltene Jubelreformationspredigt wurden die widersprechendsten Urtheile laut. Mit energischer Sprache und einem eigenthümlichen Zauber der Phantasie schilderte Petrick den religiösen Zustand der Menschheit im Allgemeinen und einzelner Völker und Individuen in der Gegenwart und Vergangenheit. Dabei hielt er sich selten streng an den Inhalt der Bibel, und verwebte in seiner excentrischen Predigtweise die einzelnen Sätze und Perioden so mannichfach, daß er dadurch vielen unverständlich ward. Dabei überschritt er in seinem mündlichen Vortrage oft die Stärke des Kanzeltons, der bald nachher wieder zu einer sanft verhallenden Sprache herabsank. Selten verweilte er auf der Mittelstraße. So bitter er sich aber auch oft von der Kanzel herab über die Fehler und Thorheiten der Menschen und der Zeit äußerte, war er doch, nach dem Zeugniß aller, die ihn näher gekannt, ein durchaus edler, für das Gute warm empfänglicher Mann, ohne Arglist und Falschheit. Sein Grundsatz war, mit rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit das erkannte Gute zu fördern und das Böse zu hemmen. Er ward deshalb oft verkannt und ungerecht beurtheilt. Selbst des Theismus klagte man ihn an, weil er einzelne religiöse Meinungen und Misbräuche mit der Fackel der Vernunft beleuchtet. Er hatte sich deshalb sogar rechtfertigen müssen in einem Colloquium zu Breslau. Zu bedauern ist, daß unter seinen Predigten nur zwei gedruckt worden, seine Predigt zur Jubelfeier des Reformationsfestes (Leipzig 1817) und seine Abschiedspredigt (Görlitz 1820). Gemeinschaftlich mit einem Schulfreunde (K. G. Prätzel) hatte er Jugendphantasien herausgegeben. (Leipzig 1805. N. A. Ebend. 1809.) *) (*Heinrich Döring.*)

PETRICOLA, eine von Lamarck gebildete, zu seiner Familie Lithophages, Zunft Conchifères Ténuipèdes gehörige Muschelgattung. Anfänglich gab er ihr zum Charakter: zwei Zähne an der einen und ein Zahn an der andern Schale, und unterschied sie dadurch von seinem Genus Rupellaria, welches sich dadurch auszeichnen sollte, daß jede der beiden Schalen zwei Zähne haben sollte. Da sich jedoch mehre Übergänge von einer Gattung zur andern und sich besonders in der Entwickelung der Schloßzähne mehre Abstufungen zeigten, auch die Gestalt der Schalen in beiden Gattungen ziemlich dieselbe ist, so zog es Lamarck vor, beide Genera zu einem zu vereinigen, welchem er den Namen Petricola ließ und folgenden Charakter gab: Zweischalige, mehr oder weniger herzförmige Muschel, fast dreieckig, oft ungleichschalig, hinten mehr abgerundet, vorn etwas schmaler und ein wenig klaffend. Gewöhnlich sind an einer Schale zwei bis drei Schloßzähne, an der andern zwei oder nur ein gespaltener. Die bekannten Arten wohnen und bohren in Felsen (daher der Gattungsname), wodurch sie öfter unregelmäßige Schalen erhalten sollen. Lamarck kannte dreizehn lebende, sämmtlich erst von ihm benannte Arten; Deshayes fügte noch zwei fossile hinzu, und eilf lebende, neue Species aus dem indischen Ocean wurden noch von Sowerby (Proceedings of the Zoological Society 1834. p. 46) beschrieben und abgebildet. Vergl. *Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres, 2. édition, T. VI. p. 155—161. (*Streubel.*)

PETRIGALA (*Πετρίγαλα*), eine Stadt im alten Indoscythia, zwischen den Flüssen Benda und Pseudosthomos, nach Ptolemäos VII, 1. (*Krause.*)

PETRIKAU, PETERKAU, PETRIKOW, PETRKOW, PIOTRKOW. 1) P., Stadt in der russisch-polnischen Wojewodschaft Sandomir, liegt 48 englische oder gegen 10 teutsche Meilen von Siradia entfernt unter 37° 22' östl. L. und 51° 23' nördl. Br. in einer morastigen Gegend und treibt einen nicht unbedeutenden Handel, an welchem die in der Vorstadt wohnenden Juden großen Antheil haben. Das polnische Appellationsgericht hat hier seinen Sitz, ebenso findet man ein Piaristengymnasium und eine Wojewodschaftsschule in Petrikau, wo ehemals die Könige erwählt und Reichstage gehalten wurden. Unter den öffentlichen Gebäuden, zu welchen sieben katholische und eine Lutherische Kirche gehören, zeichnet sich das Rathhaus durch schöne Bauart aus; 2) P., adelige Stadt in der polnischen Wojewodschaft Kalisch in der Nähe von Radzicjow mit 600 Einwohnern. (*Fischer.*)

PETRI KETTENFEIER. Der angebliche Stifter der römischen Kirche erhielt zur Auszeichnung nicht blos einen gewöhnlichen Gedächtnißtag, wie die übrigen Apostel, sondern auch manche Einzelheiten aus seinem Leben werden noch durch kirchliche Tage bezeichnet: so das festum Petri ad vincula, oder Petrus ad vincula, auch wol festum catenarum Petri, welches am 1. August in der katholischen Kirche begangen wird. Es läßt sich schwerlich ausmachen, ob als Veranlassung dazu an die Ketten, die Petrus auf Befehl des Herodes in Jerusalem trug, Act. XII, 6, oder an die Gefangenschaft, die ihm unter Nero beigelegt wird, zu denken ist. Am bezeichnend-

*) s. allgem. Kirchenzeitung 1826. Nr. 73. J. D. Schulze's Supplement zu Otto's Lexikon d. oberlausitzischen Schriftsteller. (Görlitz 1821.) S. 331. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 4. Jahrg. 2. Th. S. 766 fg.

sten dafür ist die Erzählung, wie sie an dem Feste selbst vorgelesen wird: Eudocia, die Gemahlin des jüngern Theodosius, habe in Jerusalem die Ketten des Petrus aus der dortigen Gefangenschaft zum Geschenk erhalten, dieselben nach Rom geschickt an ihre Tochter Eudoria; dort habe man dieselben mit den Fesseln aus der römischen Gefangenschaft zusammengehalten, allein durch ein Wunder seien sie plötzlich so in einander verschlungen, daß sie als eine Fessel von demselben Künstler verfertigt gelten müssen. Wenigstens ist dadurch die Geschichte des Festes selbst genau gegeben, dessen Bedeutung man nicht mehr auseinanderhalten kann. Die Stiftung desselben sei darauf des Wunders wegen von jenem Kaiser veranstaltet, und zwar auf den 1. August, um den heidnischen Festivitäten zu begegnen, die an diesem Tage zum Andenken des Triumphs des Augustus über die Kleopatra mit vielen Ausschweifungen begangen wurden. Solche Rücksicht christlicher Einrichtungen den heidnischen Instituten gegenüber ist bei Auswahl der Feste recht oft entscheidend gewesen; dem Triumph des heidnischen Roms setzt das christliche die Bande seines Apostelfürsten entgegen. An demselben Tage fällt auch das anscheinend von Antiochien ausgehende Fest der sieben Maccabäischen Brüder (2 Maccab. VII). Doch mußte der Ruhm der alttestamentlichen Märtyrer bald der dem Abendlande soviel näher liegenden Bedeutsamkeit der Fesseln des Petrus weichen. (*Rettberg.*)

PETRIKOW. 1) Stadt im russischen Gouvernement Minsk, liegt 130 englische oder 26 teutsche Meilen von Novogrodek entfernt, am Priepiezflusse und hat gegen 700 Einwohner; 2) Vergl. Petrikau. (*Fischer.*)

PETRIKOWKA, gut gebauter und durch seinen lebhaften Verkehr ziemlich bedeutender Marktflecken in dem zur russischen Statthalterschaft Kherson (Cherson) gehörigen Kreise Alexandrien, liegt an der Beschka und enthält mehr als 600 Häuser mit 3500 Einwohnern, welche mehre Jahrmärkte unterhalten. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRINA (sc. castra), eine alte Stadt von geringer Bedeutung auf der Insel Sicilien. Die Petrini (*Πετρῖνοι*, bei *Solin.* c. 11 Petrenses genannt), welche von Diodoros, Cicero und Plinius erwähnt werden, sind nicht als Bewohner von Petrina, sondern von der Stadt Petra zu betrachten. (*Diod.* Ecl. ex libr. XXIII, 14. p. 505. T. II. *Wessel. Cic.* in Verr. III. c. 39. *Plin.* H. N. III, 14.) S. d. Art. Petra (vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 442). Gegenwärtig heißt der Ort (nach Sickler 1. Th. S. 445) Casal della Pietra. Ph. Cluver (Sicilia ant. p. 368) identificirt diesen Ort mit Petra, sowie auch Mannert (l. c.), worüber wir bereits im Art. Petra Nr. 4 gehandelt haben. (*Krause.*)

Petriner, s. Weltgeistliche.

PETRINER. In der apostolischen Zeit begegnen wir zu Korinth, als das Christenthum hier kaum erst Wurzeln geschlagen hatte, verschiedenen Parteien, welche im Kleinen ein Vorspiel [1]) bilden zu den Kämpfen, welche in den nachfolgenden Jahrhunderten die Kirche im Ganzen und Großen bewegten und erschütterten, auch wenn der Zusammenhang dieser eine einzelne Gemeinde betreffenden und der nachfolgenden die ganze Kirche angehenden Streitigkeiten in streng historischer Weise sich nicht verfolgen lassen dürfte. Wenn es in der Natur aller großen, bestimmt ausgeprägten Persönlichkeiten liegt, daß sie die empfänglichen und verwandten Geister anziehen und um sich schaaren, und wenn sogar in dem Falle, daß sie aus Grundsatz nicht Stifter und Häupter sektirerisch sich absondernder Schulen sein wollen, es dennoch nicht hindern können, daß Sekten entstehen, denen sie wenigstens ihren Namen hergeben müssen, so können uns analoge Erscheinungen im apostolischen Zeitalter nicht eben in Verwunderung setzen, und wenn wir solche Parteien, welche sich hinter den Namen der Apostel und Christi selbst versteckten, vorzugsweise in der Gemeinde zu Korinth vorfinden, so erklärt sich diese Erscheinung hinlänglich aus den gesammten Verhältnissen der dortigen Gemeinde. In der That zeigt sich uns nämlich hier ein für theologische Streitigkeiten sehr ergiebiger Boden, wenn wir erwägen, daß das Christenthum dort ebenso wol eine die feinere griechische, namentlich philosophische Bildung anstrebende, als auch eine den feinern Lebensgenuß auf eudämonistische Weise als letztes Ziel verfolgende Richtung vorfand, deren Vertreter sich an das Christenthum nur anschließen konnten, um es als Deckmantel für die eigene Lehre zu gebrauchen; und in dem Umstande, daß Paulus nicht der einzige Verkünder des Evangeliums in der korinthischen Gemeinde war und daß namentlich in einem seiner Schüler, dem Apollos, eine bestimmt ausgeprägte und insbesondere in Ansehung des Vortrags der christlichen Lehre von der Eigenthümlichkeit des Paulus entschieden abweichende Persönlichkeit den Korinthern entgegentrat, lag zugleich eine den Parteiungssüchtigen gewiß willkommene Gelegenheit, ihre Ansichten bestimmter zu gestalten und im praktischen Leben geltend zu machen, und dies Parteiwesen griff auf eine so schnelle und für die Einheit der noch jungen Gemeinde so gefährliche Weise um sich, daß der Apostel Paulus sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, gegen dies Sektenwesen mit dem Schwerte des Evangeliums nachdrücklichst anzukämpfen. Der Apostel nennt uns in seinem Briefe an die Korinther [2]) vier Parteien, die Pauliner (*οἱ τοῦ Παύλου*), die Apollonier (*οἱ τοῦ Ἀπολλῶ*), die Petriner (*οἱ τοῦ Κηφᾶ*) und die Christiner (*οἱ τοῦ Χριστοῦ*). Da indessen diese Benennungen der Parteien auf das Wesen derselben noch keinen sichern Schluß machen lassen, und da es ferner bei den in den beiden Korintherbriefen vorhandenen polemischen Stellen oft sehr fraglich ist, auf welche der genannten Parteien sie zu beziehen sind, so hat die Charakteristik derselben

1) Bekanntlich hat Schwegler in jüngster Zeit sogar den Versuch gemacht, alle Parteien und Häresien der drei ersten Jahrhunderte auf den Gegensatz des Paulinismus und Petrinismus zurückzuführen. Indessen ist er dabei nicht ohne große Willkür zu Werke gegangen, und es dürfte überhaupt eine unmögliche Aufgabe sein, alle Parteien der ältern Kirche entweder unter dem Gesichtspunkt von Paulinern oder von Petrinern zu fassen.

2) Die Hauptstelle findet sich 1 Kor. 1, 12. *Λέγω δὲ τοῦτο, ὅτι ἕκαστος ὑμῶν λέγει, ἐγὼ μέν εἰμι Παύλου, ἐγὼ δὲ Ἀπολλῶ, ἐγὼ δὲ Κηφᾶ, ἐγὼ δὲ Χριστοῦ.*

große Schwierigkeiten, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß die verschiedensten Meinungen über jene Parteien aufgestellt sind, obschon die Frage durch die Forschungen der beiden letzten Decennien ihrer Lösung um ein Bedeutendes näher gebracht ist. Schon über die Zahl der Parteien ist man nicht zu allen Zeiten derselben Meinung gewesen; wenigstens nahmen die älteren Kirchenlehrer nach dem Vorgange des Chrysostomus nur drei Parteien an, indem sie die Christiner als echte und wahrhafte Bekenner Christi, also nicht als Anhänger einer Partei, sondern als Glieder der echten Kirche ansahen, und ihre Benennung nicht als Sektennamen, sondern vielmehr als Ehrennamen (im Gegensatz gegen die übrigen Parteien) aufgefaßt wissen wollten, und diese Meinung erlangte im Laufe der Zeiten eine solche Geltung, daß selbst so scharfsinnige Exegeten, wie Calvin und Mosheim, sich für dieselbe erklärten, ja, daß selbst noch Pott und Eichhorn dieselbe, wenn auch mit einer Modification, annahmen. Da indessen die Aufzählung der Parteien 1 Kor. 1, 12 der Art ist, daß sie die Christiner von den übrigen Sekten nicht sowol eximirt, als vielmehr denselben ganz coordinirt erscheinen läßt, und namentlich auch die Stelle 2 Kor. 10, 7 die Annahme eines sektirerischen Theils der Gemeinde, für welche die Benennung οἱ τοῦ Χριστοῦ ganz angemessen erscheint, sehr wahrscheinlich macht, so hat man in unserer Zeit nach dem Vorgange Beza's unter den ältern, Storr's unter den neuern Exegeten der evangelischen Kirche sich einstimmig für vier Parteien entschieden, und nur in soweit eine Modification eintreten lassen, daß man entweder zwei Hauptparteien, von denen jede zwei der genannten Sekten unter sich begreife, angenommen hat, oder daß man drei Hauptparteien statuirte, indem man wenigstens zwei der in der angeführten Stelle aufgeführten Parteien, wie die Pauliner und Apollonier, als bloße Fractionen einer Hauptpartei ansah. Noch weiter als über die Zahl der Parteien gehen nun aber die Meinungen aus einander in Betreff des Wesens derselben. Neander charakterisirt sie in seiner Geschichte des apostolischen Zeitalters in folgenden Hauptzügen: die Petriner sind nach ihm die Partei der Korinthier, welche ein mit dem Christenthume vermischtes Judenthum einführen, die Freiheit und Unabhängigkeit, mit der das von Paulus verkündigte Christenthum sich unter den Heiden entwickelte, nicht dulden, und folglich die Gemüther gegen den Apostel Paulus mistrauisch und von ihm abwendig machen wollten, indem sie theils im Allgemeinen die apostolische Würde des Paulus als eines nicht unmittelbar von Christus selbst unterrichteten, zweifelhaft zu machen, theils in einzelnen, das praktische Leben nahe angehenden und bei der vielfachen Berührung des Heidenthums und Judenthums öfter vorkommenden Fällen die Scrupulosität und Beschränktheit des Judenthums der von Paulus vertheidigten evangelischen Freiheit gegenüber geltend zu machen versuchten. Ihnen gegenüber stellt nun Neander die Pauliner als denjenigen Theil der korinthischen Gemeinde, welche das Christenthum nur in der Paulinischen Form als ein echtes anerkennen wollten, die Bedenklichkeiten jener ängstlicheren Gemüther verspotteten und zu einer schroff abstoßenden Richtung gegen alles Jüdische sich hinneigten. Die Apollonier rechnet er mit zu den Paulinern; er versteht unter ihnen die Partei, welche, wie die Pauliner, der judaisirenden Richtung der Petriner entgegentraten, aber deshalb, weil ihnen die einfache Verkündigung des Evangeliums, wie Paulus sie übte, nicht zusagte, vielmehr das Christenthum in einer von den Elementen Hellenistischer Bildung durchdrungenen Form vorgetragen wissen wollten, den Apollos [3]), einen Hellenistisch gebildeten Judenchristen aus Alexandria, zu ihrem Parteihaupte machten und von den Paulinern sich als eine eigene Sekte absonderten. Zu den Christinern endlich zählt Neander diejenigen, welche im Gegensatz gegen alle diese Parteien und mit Verwerfung der Auctorität aller Apostel überhaupt sich auf eigene Hand das Christenthum vermitteln wollten, indem sie Christum als irgend einen religiösen Genius, gleichsam als einen zweiten, aber höhern Sokrates ansehend und an ihn allein sich zu halten vorgebend, auf dem Wege philosophischer Kritik, aus den durch die Überlieferung ihnen gegebenen Stoffen erst herausbringen wollten, was als reine und ursprüngliche Lehre Christi anzusehen sei. Alle diese Parteien würden nun nach der Neander'schen Darstellung in sofern Vorläufer der Häresien der folgenden Jahrhunderte sein, als in den Petrinern die Keime der Ebioniten, in den Paulinern die Keime der Marcionitischen Richtung, in den Apolloniern und in den Christinern endlich die Keime zu dem in verschiedenen Richtungen sich bewegenden, aber in der Verwerfung der πίστις übereinstimmenden Gnosticismus zu finden seien.

Die Neandersche Theorie empfiehlt sich allerdings ebenso sehr durch Einfachheit in der Gruppirung der Parteien, als durch Anschaulichkeit, in sofern die historischen Parallelen aus den nachfolgenden Jahrhunderten trefflich zur Erläuterung herangezogen sind; gleichwol hat sie von mehr als einer Seite her entschiedenen Widerspruch gefunden. Zuerst hat Baur seine Stimme gegen dieselbe in der tübinger Zeitschrift für Theologie erhoben, indem er namentlich Neander's Ansicht von den Christinern als eine sowol innerlich unhaltbare als auch äußerer Bestätigung entbehrende bezeichnet hat: als eine an sich unwahrscheinliche, indem ja solche, welche alle und jede Vermittelung des Christenthums durch die Apostel überhaupt verwürfen, eben damit auch den Boden des Christenthums verlassen haben müßten und folglich vom Apostel auch gar nicht mehr als christliche Parteien hätten bezeichnet werden können; als eine historisch unbegründete, da sogar in dem 2. und 3. Jahrh. von denjenigen Sek-

3) Das ihm in der Apostelgeschichte beigelegte Prädicat ἀνὴρ λόγιος könnte ebenso wol einen Mann von gelehrter literarischer Bildung, als auch einen rhetorisch gebildeten und beredten Mann bezeichnen. Beides würde zu der Stellung, welche er in Korinth einnahm, oder welche ihm wenigstens die Partei der Apollonier dem Paulus gegenüber gern geben mochte, in gleicher Angemessenheit stehen. Daß derselbe übrigens im Wesentlichen mit Paulus ganz einverstanden war, erhellt daraus, daß das freundschaftliche Verhältniß beider Männer durch diese korinthischen Streitigkeiten nicht getrübt erscheint, vielmehr Paulus den Apollos sogar zu einer abermaligen Reise nach Korinth zu veranlassen suchte.

ten, welche wie etwa die Karpokratianer Christum mit Pythagoras, Plato und andern heidnischen Weisen in eine Reihe stellten, keineswegs jede äußerlich-historische Vermittelung des Christenthums verschmäht sei (sie beriefen sich ja in der Regel auf pseudevangelische Schriften), und folglich in der apostolischen Zeit eine solche Verschmähung jeder äußeren Auctorität und Vermittelung des Christenthums um so weniger angenommen werden dürfe. Baur hat nun eine ganz andere Gruppirung der Parteien versucht. Während Neander in den Christinern philosophisch gebildete Heidenchristen findet, rechnet sie Baur dagegen zu den Judenchristen und betrachtet sie nur als eine Fraction der Petriner, mit denen sie in der Polemik gegen den Apostel Paulus und die freiere Auffassung des Evangeliums übereinstimmten und sich von ihnen nur dadurch unterschieden, daß sie in ihrer Polemik weder Maß noch Ziel kannten, daß sie eine in schroffer Einseitigkeit abgeschlossene und extremisirende Partei bildeten, während die Petriner sich noch in den Schranken einer gewissen Mäßigung bewegten. Wenn hiergegen der Einwurf gemacht ist, daß es doch immer auffallend bleibe, wenn der Apostel zwei Parteien nenne, und beide doch blos eine Partei sein sollten, so werde dieser Einwand wenigstens auch Neander treffen, wenn er die Pauliner und Apollonier wesentlich als eine Partei bezeichnet und beide nur in der Lehrweise verschieden findet; jedenfalls aber darf man diesem Einwurfe kein zu hohes Gewicht beilegen, da für den Apostel, auch wenn nicht grade eine die Principien angehende Verschiedenheit zwischen den Petrinern und Christinern stattfand, gleichwol schon die Art und Weise ihrer Polemik, wenn die einen einer gemäßigten, die andern einer fanatischen Richtung dabei folgten, dem Apostel hinlängliche Veranlassung sein konnte, um beide als besondere Parteien aufzuführen. Eher konnte die Bezeichnung des extremisirenden Theils der Petriner als Christiner etwas Auffallendes haben; denn da sonst der heftigste Theil der dem jüdischen Particularismus huldigenden Christen der apostolischen Zeit den Apostel Jacobus zu ihrem Parteihaupte zu machen pflegten, so erwartet man, daß die Christiner sich statt *οἱ τοῦ Χριστοῦ* vielmehr *οἱ τοῦ Ἰακώβου* genannt haben sollten. Wenn Berthold schon lange vor Baur diese Benennung daraus zu erklären versucht hat, daß Jacobus als der *ἀδελφὸς τοῦ Κυρίου* Christo weit näher gestanden, als jeder andere Apostel, und die Benennung *οἱ τοῦ Χριστοῦ* nur der Kürze halber für *οἱ τοῦ ἀδελφοῦ τοῦ Χριστοῦ* gewählt sei, so ist die Unhaltbarkeit einer solchen Meinung zu augenscheinlich, als daß sie auch nur einen einzigen Vertreter gefunden hätte. Auf ganz andere und zwar sehr geschickte Weise hat daher Baur die Benennung *οἱ τοῦ Χριστοῦ* zu rechtfertigen versucht, indem er als einen wesentlichen Charakterzug derselben bezeichnet, daß sie nur dasjenige Christenthum, welches durch einen der von Christo zur Zeit seiner irdischen Lehrwirksamkeit ausdrücklich berufenen und von ihm selbst mündlich unterrichteten Apostel verkündigt sei, als echtes und wahrhaftes Christenthum anerkannt und folglich nur denen den Namen wirklicher Christen zugestanden hätten, welche sich an die Lehre des Petrus und der übrigen von Christo persönlich berufenen Apostel hielten, den Paulus dagegen als Pseudoapostel verwürfen. Als Hauptbedenken gegen diese Baur'sche Darstellung des Wesens der Christiner erscheint uns Folgendes: wenn die Petriner vorzugsweise das Christenthum durch Petrus vermittelt wissen wollten und sich eben damit einer größern oder geringern Verachtung der übrigen Apostel schuldig machten, die Christiner dagegen die Auctorität aller Apostel in gleicher Weise anerkannten und nur den Paulus nicht auch als echten Apostel gelten lassen wollten, so verfolgten offenbar die Petriner eine exclusivere Richtung als die Christiner, und es müßte daher grade das Umgekehrte stattfinden, daß nämlich unter den dem jüdischen Particularismus huldigenden Korinthern die Christiner die Gemäßigten, die Petriner dagegen die Überspannten und fanatisch Gesinnten waren. Daher hat denn auch die Ansicht Baur's, obschon sie von ihm mit großem Scharfsinne durchgeführt ist, nicht überall Beistimmung gefunden; vielmehr hat man den dritten noch übrigen Weg eingeschlagen, indem man weder wie Neander die Christiner vorzugsweise als Vertreter des heidenchristlichen, noch wie Baur als Vertreter des judenchristlichen Elementes angesehen, sondern an eine Mischung des Heidenchristlichen und Judenchristlichen gedacht hat. Diesen Weg betrat zuerst Jäger, indem er die Christiner als Judenchristen darstellte, welche durch ihre Hellenistische Bildung sich der Fesseln des jüdischen Particularismus entledigt hätten. Von Vorn herein dürfte es aber nicht glaublich, und jedenfalls historisch nicht nachweisbar sein, daß Judenchristen gegen das alttestamentliche Gesetz so entschieden feindselig gesinnt gewesen und zugleich in dem Maße Freunde der heidnischen literarischen Bildung gewesen sein sollten, daß sie nur das im Gewande heidnischer Bildung auftretende Christenthum als echtes hätten anerkennen wollen. In ganz anderer Weise hat Schenkel in seiner Monographie über die korinthischen Parteien das Resultat zu gewinnen gesucht, daß die Christiner das judaisirende und heidenchristliche Element vereint zu denken sei. Nach seiner Darstellung bestand die Partei aus Judenchristen, die sich zwar griechische Bildung angeeignet hatten und auf dieselbe auch einen besondern Werth legten; keineswegs aber jene entschieden antinomistische Tendenz, wie Jäger sie ihnen zuschreibt, verfolgten. Die Benennung derselben (*οἱ τοῦ Χριστοῦ*) erklärt er daraus, daß sie die Auctorität aller Apostel ohne Unterschied verwarfen, und allen denjenigen, welche nur durch die Lehre der Apostel Christo zugeführt waren, den Namen eines Christen im ganzen und vollen Sinne des Wortes verweigerten, für sich selbst aber ausschließlich diesen Namen in Anspruch nahmen, weil sie auf dem Wege innerlicher Offenbarungen, d. h. in Folge von Visionen, Ekstasen u. dergl. in eine höhere und wahrhafte Gemeinschaft mit Christo getreten seien. Dieser Ansicht ist auch Goldhorn in seiner Abhandlung über die Christuspartei, wenn auch mit einigen Modificationen, im Wesentlichen beigetreten, und sie dürfte überhaupt die Schwierigkeiten, welche den sonstigen Theorien entgegenstehen, glücklich vermeiden und zugleich auf die betreffenden Stellen der Korintherbriefe, welche eine Polemik des

Apostels gegen das korinthische Parteiwesen enthalten, ein ausreichendes Licht fallen lassen. Doch darf auch nach den trefflichen Auseinandersetzungen dieser Männer die Frage noch nicht als vollständig gelöset und die Untersuchung noch nicht als zum Schlusse gebracht angesehen werden. Als Hauptschriften nennen wir: Baur, Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des Petrinischen und Paulinischen Christenthums in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom. In der tübinger Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1831. 4. Heft. S. 61 fg. Derselbe: Einige weitere Bemerkungen über die Christuspartei in Korinth. Ebendas. Jahrg. 1836. 4. Heft. S. 3. Derselbe, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Jahrg. 1839. November Nr. 88, 89. Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel S. 292 fg. Jäger, Erklärung der beiden Briefe des Apostels Paulus nach Korinth, aus dem Gesichtspunkte der vier Parteien daselbst. (Tübingen 1838.) *Schenkel*, dissertatio critico-historica de ecclesia Corinthia primaeva factionibus turbata. (Basileae 1838.) Goldhorn, Die Christuspartei zu Korinth im Zeitalter der Apostel, in Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrg. 1840. 2. Heft. S. 121 fg. (*Diedrich.*)

PETRINI (Franz), Sohn eines der vorzüglichsten Virtuosen auf der Harfe, von welchem gerühmt wurde, daß er mit gleich großer Fertigkeit aus allen 24 Tonarten spielen konnte, und besonders als Kammermusiker der königlichen Kapelle zu Berlin glänzte, wo er auch gegen 1750 starb, war um 1744 in Berlin geboren und von seinem Vater zum Meister der Harfe herangebildet worden, wie seine ältere Schwester, Therese, welche 1736 in Berlin geboren und 1754 daselbst in der Kapelle des Markgrafen Karl angestellt wurde. Da sie auch als Sängerin in Achtung stand und noch durch den Unterricht des Hofcomponisten Agricola sich vervollkommnete, suchte ihr sie als Harfenmeister weit übertreffender Bruder sein Glück lieber anderwärts, was ihm auch nicht schwer wurde. Im J. 1765 machte er Aufsehen in Mecklenburg-Schwerin, wo er eine Zeit lang als Hofharfenist lebte. Bald begab er sich nach Paris, wo sein Glück alsbald gemacht war. Seine außerordentliche Fertigkeit übertraf Alles, was man sich bisher gedacht hatte, sodaß er allgemein als der größte Harfenvirtuos gepriesen wurde. Auch seine Compositionen machten verdientes Glück. Sein erstes, öffentlich bekannt gemachtes Werk bestand in sechs Sonaten für Harfe und Violine, was 1770 gestochen wurde. Man quälte ihn um allerlei Dilettantensachen, deren Bearbeitung er jedoch an sich kommen ließ, soviel er auch durch handwerksmäßiges Hinschleudern derselben hätte gewinnen können. Dennoch war er auch nichts weniger als hartnäckig gegen so freundliche Anerbietungen und nicht unempfindlich gegen sein eigenes Wohlsein. Denn 1787 erschien bereits sein 25. Werk, das aber ein Harfenconcert mit Begleitung lieferte. Noch eins von seinen vielen Concerten wurde 1793 als Op. 29 zu Paris gedruckt. Jetzt aber gab er den Wünschen der Dilettanten mehr Gehör, arrangirte Vieles und setzte manche behagliche Kleinigkeit zum Besten der Säle. Unter diesen waren auch Monatshefte für die Harfe, die er 1798 unter dem Titel: Le Glaneur lyrique, Journal de Harpe herausgab. Allein unter allem gefälligen und doppelsinnig verdienstlichen Treiben des Arrangirens und Variirens vernachlässigte er doch seine Kunst keineswegs. Sogar ein Système de l'harmonie erschien von ihm zu Paris 1795. Mehr Antheil fand freilich folgendes Werkchen: Règles d'Harmonie, rendues plus faciles par une suite de leçons pour parvenir à l'accompagnement et à la modulation. Ouvrage dédié aux Amateurs de Harpe et de Pianoforte. Daß man von diesem Harfenvirtuosen auch eine Anweisung, die Harfe spielen zu lernen, haben wird, läßt sich erwarten. Seine Méthode de Harpe wird den Herausgeber für das System entschädigt haben. Im J. 1801 wurde noch von ihm gedruckt: 2. Son. pour servir d'étude des pédales etc., pour la Harpe avec Violon. Oeuv. 40. Seitdem ist nichts mehr von ihm oder über ihn bekannt geworden, auch nicht sein Todesjahr. (*G. W. Fink.*)

PETRINI oder PIETRINI (Giuseppe), ein Historienmaler aus Carona im Canton Lavis in der Schweiz, nach Füßli geb. 1681, gest. 1757, Schüler nach diesem Autor des Giacomo Antonio Boni, nach Lanzi hingegen des Prete Genoese, arbeitete in Mailand, Genua und Turin; mehre Kirchen daselbst sind theils mit Altargemälden, theils mit Freskomalereien von ihm geschmückt; alle diese Arbeiten verrathen ein hohes Studium und ungemein viel Einsicht, besonders gilt dies von der Mönchskirche in Lavis, dem Geburtslande des Meisters. Giuseppe's Sohn, Namens Marco (gest. 1757), eignete sich die Manier seines Vaters ganz an, beide lieferten daher vereint verschiedene Arbeiten, welche großen Beifall fanden; unter andern wird eine Folge Gemälde der sieben Weltweisen in ziemlich großen Halbfiguren, wegen Anordnung, Charakter und Ausdruck sehr gelobt. Giuseppe Petrini beschäftigte sich noch mit der Radir- oder Kupferstechkunst, besonders arbeitete er in letztgenanntem Fach ein Blatt in der Manier des Claude Mellan mit einer einzigen, nach den Formen wellenartig gebogenen Strichlage, ohne Durchkreuzungen. Dieses Blatt, 7 Zoll hoch 4 Zoll 10 Linien breit, stellt den heiligen Franciscus von Sales vor einem Crucifix in einer Landschaft dar; beide Hände hält er auf einen Todtenkopf, der auf einem offenen Buch liegt. Unten bezeichnet: Sanctus Franciscus ordinis minorum fundator — Joseph Patrini del. et sc. 1732. (Goni spricht von diesem Kupferstich unter dem Artikel J. Patrini.) (*Frenzel.*)

PETRINIA. 1) P., Stadt, Festung und Hauptort des zweiten Banalregiments in der österreichisch-kroatischen Militairgrenze, liegt nach Hassel, unter 34° 1′ 32″ östl. Länge und 45° 46′ 45″ nördl. Breite, oder unter 45° 32′ nördl. Br. und 16° 35′ östl. L. nach dem Meridian von Greenwich, auf der Südseite des Kulpaflusses, welcher in der Nähe der Stadt die im Gebirge bei Lieskovacz entspringende Petrinia aufnimmt und sich dann mit der Glina vereinigt, und ist gegen 7½ teutsche Meilen von Karlstadt entfernt. Asan Pascha erbaute Petrinia 1592 und befestigte es, nach damaliger Art, sehr stark. In

neuerer Zeit hat man die verfallenen Festungswerke wiederhergestellt und die Stadt, welche reich an Unterrichtsanstalten ist, denn sie besitzt eine Ober-, sieben Trivial-, eine Militair-, eine Geometrie- und eine illyrische Nationalschule, zählt außer einem Schlosse und zwei Kirchen für den katholischen und griechischen Gottesdienst, gegen 450 Häuser und mehr als 3000 Einwohner, die einen starken Handel treiben. 2) P. Pusta, Flecken an den Quellen der Petrinia und zwei teutsche Meilen oberhalb Petrinia gegen Süden liegend. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRINO (Jacob), würde übergangen werden können, da nichts weiter von ihm bekannt war, als daß er 1589 zu Parma folgendes Werk veröffentlichte: Jubilo di S. Bernardo con alcune Canzonette spirituale a 3 et 4 voci, wenn nicht von ihm geglaubt worden wäre, er sei mit Jacobo Peri (s. d. Art.) eine und dieselbe Person. Da aber Lansius in seiner Oratio pro Italia seiner als eines guten Componisten seines Vaterlandes gedenkt und sich in der münchener Bibliothek noch ein anderes Werk unter diesem Namen vorgefunden hat, ist wenigstens mit Bestimmtheit die besondere Persönlichkeit des Mannes zu retten, wenn es uns auch nicht möglich ist, von dem Eigenthümlichen dieses Componisten des 16. Jahrhunderts etwas Näheres zu berichten, da wir, wie Andere vor uns und unter diesen auch Gerber, nie eine seiner Arbeiten zu sehen bekommen konnten. (*G. W. Fink.*)

PETRINUS, ein Flecken (vielleicht auch ein Berg) im Gebiete von Sinuessa, nahe am Ager Falernus in Italien. Horatius (Epist. I, 5, 5) erwähnt den Ort mit folgenden Worten: Vina bibes, iterum Tauro diffusa palustres inter Minturnas Sinuessanumque *Petrinum*. Außerdem wird derselbe nicht genannt. (Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1082.) Diese Gegend zeichnete sich durch gute Weine aus, und in der Nähe war auch der von Horatius verherrlichte Mons Massicus, der die beste Traube lieferte. (Vergl. Carm. I, 1, 19. II, 4, 51. 7, 21. III, 21.) Cicero (ad Fam. VI, 19) erwähnt ein praedium Petrinum seines Freundes Lepta, welches in derselben Gegend lag und von jenem Flecken den Namen erhalten hatte. Es zeichnete sich durch seine amoenitas aus, und Cicero mag ihm das Falernum seines Freundes Macula nicht vorziehen. (*Krause.*)

Petri-Paul, s. hinter Petrus (der Apostel).

PETRI'SCHE SCHÄFEREI, zu Theresienfeld bei Wiener-Neustadt in Niederösterreich. Dieses berühmte Institut des so berühmten Mannes verdient um so mehr eines Raumes in dieser Encyklopädie, als dasselbe aus einer reinen Originalheerde besteht, welche sehr wichtig auf die Ausbildung der teutschen Schäfereien eingewirkt hat und noch einwirkt. In Petri's Biographie wurde erwähnt, daß er deshalb aus den Diensten des Fürsten Johann getreten sei, weil seinen Anstrengungen seine physischen Kräfte erlegen wären; außer diesem möchte aber wol noch ein zweiter Grund, die Sorge um seine Schäferei, der er mit wahrer Begeisterung anhing, diesen Schritt veranlaßt haben. Ob er sich schon weit angenehmer hätte ankaufen können, so wählte er doch Theresienfeld und zwar aus dem Grunde, weil er die dasige Gegend für die geeignetste und gesündeste zu seinem Zwecke hielt. Letzterer bestand und besteht noch darin, die genetische Kraft seiner drei Merinoracen von St. Paular, Guadeloupe und Negretti stets nach den Musterbildern des Originals dadurch, daß man jedes Mal die vollkommensten, einander am nächsten stehenden Originalstammthiere bei nächster Blutsverwandtschaft zusammenpaart, selbst zu verfolgen und genau zu beaufsichtigen, um dadurch die reine Racefortbildung und Vererbungskraft dieser edeln Stammracen constant zu erhalten, und so jedem Fabricat das möglichst feinste, geschmeidigste und zarteste Gefühl, sowie den Urproducenten in Geldresultaten den höchsten Reinertrag durch ein fein- und vielwolliges Product zu geben. Petri bietet nun aus seiner Anstalt dem schafzüchtenden Publicum alljährlich 7—800 Stück vorzüglich edle, reichwollige und gesunde Stammböcke und dergleichen Mutterschafe verschiedenen Alters aus seinen zwei Verkaufsclassen von fünf und sechs Grad Dollond verbürgter Wollfeinheit, um festgesetzte, aber billige Preise in größern und kleinern Partien zum Verkauf an. Der Preis eines Mutterschafes ist 30 und 50 Gulden Conv.-Münze, der eines Widders 50 und 100 Gulden. Sehr seltene Böcke, die sich neben höchster Feinheit auch noch durch eine hohe Reichwolligkeit auszeichnen, werden mit 200 Gulden und zu noch höherem Preise verkauft. Zugleich hat Petri schon vor mehren Jahren die Vorkehrung getroffen, daß auch nach seinem Tode und unter seinem Namen, fortwährend noch jährlich wenigstens 700 bis 800 Stück ausgewählte original-spanische Stammthiere von seinen drei Stammracen an das schafzüchtende Publicum abgelassen werden können, sei es nun, um constante Racethiere zur Fortbildung der Race, oder um eine constante Vererbung der Originalrace mit den zu veredelnden Schafheerden, nach dem Musterbild des Originals stufenweise genetisch zu bewirken. (Vergl. Petri's Werke über Schafzucht.) Der Verkauf dieser Racethiere findet schon seit 30 Jahren statt, beginnt jedes Mal im Herbst und währt bis zum Frühjahre. Wird jedoch der Kauf noch vor der Wollschur bewirkt, so muß jedes Vließ eines Widders mit acht Gulden und eines Mutterschafes mit fünf Gulden noch besonders vergütet werden. Begehrt man trächtige Mutterschafe, so tritt eine Preiserhöhung von 25 % ein, während vierjährige Böcke und fünfjährige Mütter um 20 % wohlfeiler verkauft werden. Jährliche Vorausbestellungen um obige festgesetzte Preise werden stets angenommen, doch steht es dem Käufer keineswegs frei, die Thiere nach Belieben auszuwählen, vielmehr besorgt dies der Eigenthümer selbst, um auch auswärtige Käufer, die nicht selbst an Ort und Stelle kommen, möglichst befriedigen zu können. Auch findet der Gebrauch statt, daß gleich bei der Bestellung der vierte Theil der gesammten Kaufsumme im Voraus erlegt werden muß und der Rest noch vor der Absendung der Thiere zu entrichten ist. Auf Verlangen werden auch die erkauften Thiere gegen billige Vergütigung durch erfahrene Schäfer bis an die österreichische Grenze transportirt. (*William Löbe.*)

Petri Schlüssel, s. Petrus (der Apostel).

PETRI STUHLFEIER. Zur Ehre des bischöflichen

Amts des Petrus, der cathedra Petri, kennt die katholische Kirche ein doppeltes Fest, nämlich am 18. Januar für die cathedra Romana, am 22. Februar für die Antiochena, da ja bekanntlich der Apostelfürst an beiden Orten nach einander Bischof gewesen sein soll. Wahrscheinlich ist die Antiochenische Feier die ältere, wenn sie auch nicht, wie die kirchliche Tradition will, auf jenen Theophilus zurückgeführt werden kann, an welchen Lucas seine Apostelgeschichte richtete, und der als Statthalter von Antiochien das Fest eingerichtet haben soll. Dies Vorhandensein einer Stuhlfeier des Petrus, Natale Petri de cathedra, läßt sich, wenn auch nicht auf das 4. und 5. Jahrhundert, weil die angeblichen Homilien Augustin's und Leo's des Großen dafür schwerlich echt sind, doch wenigstens auf das sechste Jahrhundert zurückführen, da die Beschlüsse einer Synode von Tours 567 oder 570 derselben gedenken. Es wird hier gegen die aus heidnischer Zeit fortgesetzte Sitte geeifert, den Verstorbenen Speisen zu opfern: dieser Dienst zur Besänftigung der Manen, oder die Ferialien, begann im römischen Kalender am 20. Februar und dauerte bis zu Ende des Monats. Vielleicht wurde deshalb vom christlichen Rom, um dieser Sitte zu begegnen, in dieselbe Zeit die Kathedralfeier des Petrus verlegt; doch erhielt letzteres Fest selbst, da jene Sekte sich dennoch dabei erhielt, den Namen festum epularum Petri. Die Verdoppelung der Stuhlfeier ergab sich dann leicht aus dem Wunsche, die beiden angeblichen Episkopate des Petrus deutlich zu bezeichnen: so haben schon die Martyrologien des 9. Jahrhunderts. *Usuard.* ad 18. Jan.: Cathedra sancti Petri Apostoli, qua Romae primum sedit; ad 22. Febr. Apud Antiochiam cathedra sancti Petri. (*Rettberg.*)

PETRO (Titus Flavius), der Großvater des Kaiser Vespasian, stammte aus der Sabinischen Municipalstadt Reate. Im Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar war er in der Armee des Pompejus Officier (Centurio oder Evocatus); nach der pharsalischen Schlacht begab er sich als Flüchtling in seine Heimath, erhielt hier vom Sieger Verzeihung und seine Entlassung vom Militairdienst und nährte sich von dem nicht grade sehr geachteten Geschäft eines Auctionscassirers oder Executors; denn so Etwas mag wol mit den Worten coactiones argentarias factitavit, deren sich Sueton (Vesp. 1) bedient, gemeint sein. Sein Sohn, Sabinus, welcher erst als Zöllner in der Provinz Asien, dann als Banquier in der Schweiz lebte, wurde Vater von zweien Söhnen, wovon der jüngste, Vespasian, den kaiserlichen Thron bestieg. (*H.*)

PETROBIUM, eine von Forster unter dem Namen Laxmannia aufgestellte, von R. Brown aber mit dem angegebenen Namen belegte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Melampodinae Euxenieae *Lessing*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Die Blüthen diöcisch; der gemeinschaftliche Kelch fast glockenförmig, mit wenigen, in zwei Reihen stehenden, oval-ablangen Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden mit pergamentartigen Spreublättchen besetzt; die Blümchen mit gekrümmter Röhre und vierspaltigem Saume, die männlichen mit vier abgesonderten Staubfäden; das Achenium linienförmig, flachzusammengedrückt, mit zwei oder drei steifen Grannen gekrönt. Die einzige Art, P. arboreum *R. Br.* (Transact. of the Linn. soc. 12. p. 113. Laxmannia *J. R. Forst.* char. gen. 47. Spilanthus arboreus *G. Forst.* comm. gott. 9. p. 66. Bidens arborea und Spilanthes tetrandra *Roxburgh* in *Beatson* app. p. 301. 325. Whitewood und Cabbage-tree der Engländer) wächst auf Felsen (daher der Gattungsname: πέτρα Felsen, βιόω ich lebe) der Insel St. Helena als ein gegen drei Klafter hoher Baum mit abwechselnden Zweigen, gegenüberstehenden, gestielten, breiten, umgekehrt-eiförmigen oder elliptischen, vorn gesägten, oben glatten, unten feinbehaarten Blättern und einer endständigen Rispe, deren Blüthenknöpfchen langgestielt und weißlich sind. (*A. Sprengel.*)

PETROBIUS nennt Leach (Zool. Miscell. III, 62) diejenigen Arten der Gattung Machilis *Latr.*, deren Fühler länger als der Leib sind. Hierher gehören Machilis annulicornis = Lepisma thezeana *Fabr.* (Entomol. system. supplem. 199, 1—2) und Mach. maritima *Latr.* = Petrobius maritimus *Leach* = Mach. polypoda *Dumér.* Vergl. Burmeister, Handb. der Entomologie. 2. Bd. 2. Abth. S. 455 u. *Lamarck*, Hist. nat. des anim. s. vertèb. 2. éd. T. V. p. 24. (*Streubel.*)

PETROBRUSIANER, Anhänger des Peter von Bruis, eines Sektenhauptes im südlichen Frankreich zu Anfange des 12. Jahrh. Sein äußerst stürmisches Auftreten gegen Misbräuche und Verderbtheit in der katholischen Kirche läßt in ihm ein Glied aus jener Kette der Opposition erblicken, die sofort nach der eigentlichen Erhebung des Papstthums im 11. Jahrh. den Kampf begann, und denselben durch das ganze Mittelalter unter den vielfachsten Wendungen durchsetzte. Dennoch wird es nicht wol angehen, ihn sofort zu der Manichäischen oder katharischen Opposition zu zählen, deren Auftreten gegen die Gebrechen der Kirche soviel schneidender war, weil es auf einer von der christlichen ganz verschiedenen dogmatischen Grundlage beruhete. Peter von Bruis mag allerdings in den Ausbrüchen seines Zorns gegen die verderbte Kirche nicht eben hinter katharischen Angriffen zurückbleiben, ja sie an Gewaltthätigkeit vielleicht noch überbieten; aber doch kann er nicht zu den Manichäern dieser Zeit gezählt werden, weil von dem dualistischen Princip, das sie leitete, bei ihm keine Spur, dagegen manche andere Grundsätze gefunden werden, die jener katharischen Form sogar bestimmt widersprechen. Möglich bleibt es freilich, daß der Tadel, den jene katharische Sekte von ihrem Standpunkte aus gegen die Kirche erhob, auch für ihn Veranlassung zur Prüfung und kühnen Befehdung wurde; nur hält sich sein Angriff mehr auf dem praktischen Gebiete, ohne in eine so abweichende dogmatische Ansicht überzugehen. Wir lernen seine Person und seine Grundsätze am vollständigsten aus einer Widerlegungsschrift kennen, womit Peter, der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, gegen ihn auftrat: Epistola sive tractatus adversus Petrobrusianos haereticos, in Bibliotheca Cluniacensi. p. 1176 sq. Biblioth. Patrum maxima.

T. XXII. p. 1033 sq. Der Brief ist an die Bischöfe von Arles, Embrün, Die und Gap erlassen, enthält eine bei Lebzeiten des Peter von Bruis verfaßte weitläufige Widerlegung seiner Sätze, und eine erst nach seinem Tode beigefügte Vorrede, die nähere Angaben über seine Person mittheilt und seine Irrthümer in fünf kürzere Sätze zusammenfaßt.

Peter von Bruis ist Priester in Südfrankreich gewesen, Abälard nennt ihn einen Priester; Peter von Clugny sagt, er sei aus der Kirche, der er vorstand, vertrieben (de ecclesia, quam tenebat, ejectus). Die Zeit seines Auftretens ist sehr scharfsinnig etwa auf das Jahr 1104 berechnet (Füßlin, Kirchen- und Ketzerhistorie der mittlern Zeit. 1. Th. S. 195). Peter von Clugny meldet, jener Sektirer habe etwa 20 Jahre sein Wesen getrieben, bis er zu St. Gilles verbrannt wurde; da nun die Widerlegungsschrift, die bald nach seinem Ende erschienen sein wird, etwa 1126 und 1127 gesetzt werden muß, so wird ziemlich als Zeit seines Auftretens das genannte Jahr herauskommen. Jedenfalls aber ist dadurch eine andere Vermuthung abgeschnitten, die nach dem Vorgange des Baronius (Annal. T. XI. p. 445) aus unserm Sektirer einen Chorherrn zu Lucca macht, der in dem Streite Kaisers Heinrich IV. gegen den Papst die Partei des Erstern geführt habe; die Verwechslung ist daher entstanden, daß die Partei des Kaisers (Henriciana tyrannis) in Italien mit dem bald nach Peter von Bruis stattgefundenen und mit ihm zusammenhängenden Auftreten des andern Sektenhauptes in Südfrankreich, Henrich, vermengt wurde. Es ist Füßlin's Verdienst, diese Verwirrung nachgewiesen zu haben.

Peter von Clugny schildert das Verfahren des Sektirers im südöstlichen Frankreich als sehr gewaltthätig: es wurden die Leute wiedergetauft, Kirchen entweihet, Altäre umgestürzt, Kreuze verbrannt, am Charfreitage öffentlich Fleisch verspeiset, Priester gegeißelt, Mönche eingesperrt und durch Schrecken und Marter zum Heirathen gezwungen. Von dort vertrieben, habe er sich den Lauf des Rhone hinunter und mehr westlich nach Toulouse gezogen, wo er gleichfalls mächtigen Anhang gefunden. Wahrscheinlich ist an dieser Schilderung manches übertrieben, namentlich der Umstand, daß die Mönche und Priester mit Gewalt zum Eingehen von Ehen gezwungen seien; der für den Cölibat begeisterte Abt von Clugny mochte wol sich für befugt halten, jeden Widerspruch gegen das Cölibatsgesetz auf eine so gewaltthätige Art auszumalen. Denn man sieht daraus, daß Peter's von Bruis Widerspruch gegen die bestehende Kirche sich nicht allein bei den entschiedenen Misbräuchen derselben aufhielt, sondern den ganzen Mechanismus, die Tendenz derselben für Äußerlichkeiten zum Gegenstande des Angriffs nahm, also mit sämmtlichen Häretikern der Zeit die Neigung zum Spiritualismus theilte. In der Vorrede zu seiner Widerlegungsschrift gibt Peter von Clugny die Grundsätze des Sektirers näher so an: 1) Er widerspricht der Kindertaufe; den Unmündigen kann dieselbe das Heil nicht verschaffen, da der Glaube Anderer ihnen nicht hilft und der eigene doch fehlt. 2) Er verwirft die Erbauung von Tempeln und Kirchen, die schon vorhandenen müssen zerstört werden; Christen bedürfen nicht heiliger Orte zum Beten, da ebenso gut in der Schenke wie in der Kirche, auf dem Markte wie im Tempel, im Stalle wie vor dem Altare Gott die ihn Anrufenden hört. 3) Die Kreuze müssen zerbrochen und verbrannt werden, weil dieses Instrument, woran Christus gemartert und erwürgt ist, nicht Anbetung und Verehrung verdient, sondern zur Rache seines Todes beschimpft, mit Schwertern zerschlagen, mit Feuer verbrannt werden muß. 4) Er leugnet nicht blos, daß Leib und Blut des Herrn täglich und unablässig im Sacrament in Wahrheit geopfert werde, sondern erklärt dies gradezu für nichtig. Er nennt es gradezu einen Betrug der Priester, die hier, wie in so vielen andern Stücken das Volk belügen, wenn sie vorgeben, den Leib des Herrn zu verfertigen. Nur einmal sei der Leib des Herrn von Christo selbst in dem Mahle dicht vor seinem Tode verfertigt, und den Jüngern dargereicht. In dieser Angabe des Berichterstatters darf man wol eine Ungenauigkeit erblicken, da die katholische Transsubstantiationsidee doch auf das erste Mahl des Herrn bei seinen Lebzeiten noch viel unanwendbarer ist, als auf alle folgenden. Wahrscheinlich hat Peter von Bruis nur das Opfer am Kreuze für das wahre Opfer, oder das erste Mahl des Herrn für das eigentliche erklärt, was dann der katholische Berichterstatter sofort im Sinne seines Meßopfers darstellt. 5) Endlich macht er sich über alle Opfer, Gebete, Almosen und andere gute Werke lustig, die von Lebenden zum Besten der Verstorbenen vollbracht würden: nichts von dem Allen könne im Geringsten auf einen Todten hilfreichen Einfluß ausüben. Außerdem wird ihm noch Widerspruch gegen die Pracht des Cultus nachgesagt. Nur an frommen Gefühlen habe Gott Wohlgefallen; durch helle Stimmen und musikalische Modulation geschehe ihm kein Dienst.

Man sieht also aus diesen Angaben, wie der Angriff der Sekte völlig den Mittelpunkt des katholischen Kirchenwesens traf, die sensuelle Tendenz, die in Äußerlichkeiten und leeren Mechanismus das Wesen des Cultus gesetzt hatte, dann aber noch gefährlicher den Satz vom Meßopfer, auf dessen Würde der ganze Bau des Priesterthums errichtet ist. Die Stellung des katholischen Priesters ist darauf begründet, daß durch seine Hand der Leib des Herrn verfertigt werde; hatte doch dicht vorher Gregor VII. auf diesem dogmatischen Grunde seinen Investiturkrieg zur Befreiung der Kleriker aus der Lehensgewalt der Laien begründet, weil es sich nicht gezieme, daß die Hand, die den Leib des Herrn verfertige, zum Lehensschwure in die blutige Hand des Feudalherrn gelegt werde, und hatte er doch mit demselben Grunde den Cölibat durchgesetzt, weil dieselbe Priesterhand sich nicht den amplexus impudici hingeben dürfe. Das Leugnen des Meßopfers bei Peter von Bruis traf also den Mittelpunkt hierarchischer Tendenzen.

Dennoch läßt sich bei den obigen fünf Sätzen des Sektirers beobachten, wie wenig er mit dem katharischen Element damaliger Zeit zusammengeworfen werden darf. Letzteres verwirft die Wassertaufe unbedingt; Peter von

Bruis will sie nur in die Zeit des erwachten Christuslebens verlegt wissen; dort gilt Ehe, Fortpflanzung nach manichäischem Principe für verwerflich, bei ihm werden sogar Priester und Mönche dazu angehalten. Kurz, von den verschiedenen Tendenzen, die sich überhaupt bei der Opposition im Mittelalter beobachten lassen, und zwar ebenso gut im Orient bei Paulicianern, Bogomilen, als im Occident bei Katharern, Waldensern, findet sich bei Peter von Bruis nur das spiritualistische Element, das sich gegen den rohen Mechanismus der katholischen Kirche setzt, und dann das reformirende, das den mehrfachen Misbräuchen entgegentritt. Dagegen das dualistische, das bei den Manichäern nun noch hinzukommt, findet sich bei ihm auch nicht in der geringsten Spur. Eher könnte er mit der bald sich entwickelnden waldensischen Richtung zusammengestellt werden, nur fehlt ihm der demüthige, wirklich evangelische Sinn derselben.

Von dem Ende Peter's von Bruis ist weiter nichts bekannt, als daß er zu St. Gilles auf dem Scheiterhaufen umkam. Als Erbe seiner Lehre und seiner Bestrebungen tritt jener Heinrich auf, der Anfangs wol selbständig vom mehr mönchischen Standpunkte gegen Sittenverderben eiferte, dann aber etwa seit 1116, seit seiner Verjagung aus Mons sich mit Peter vereinigte, und größere Entschiedenheit von ihm annahm. Ihre Anhänger fließen deshalb als Petrobrusianer und Henricianer zusammen, setzen sich im südlichen Frankreich fest, katharischer Ungestüm und waldensische Entschlossenheit kommen hinzu, bis zuletzt die ganze Opposition unter dem Namen albigensischer Ketzerei in dem großen Vertilgungskriege zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Innocenz III. ausgerottet wird. (*Rettberg.*)

PETROCALLIS. Diese von R. Brown gestiftete Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Famlie der Cruciferae. Char. Der Kelch gleich; die Corollenblättchen ganzrandig; die Staubfäden ungezähnt; das Schötchen oval, ziemlich flach, zweifächerig, die Fächer zweisamig, die Nabelstränge auf der Scheidewand befestigt; die Samen ungerändert, die Samenlappen schief an dem Würzelchen anliegend. Die einzige Art, P. pyrenaica *R. Br.* (in *Aiton* hort. Kew. ed. 2. 4. p. 93, Draba pyrenaica *L.*, *Crantz* austr. t. 1., *Jacquin* austr. t. 228, Bot. mag. t. 713), ist ein auf den südeuropäischen Alpen, an steinigen Plätzen (daher der Gattungsname; κάλλος Schönheit, πέτρα Felsen, Stein) wachsendes, perennirendes, sehr ästiges, rasenförmig sich ausbreitendes Pflänzchen mit linien-keilförmigen, drei- bis fünfspaltigen, gewimperten Blättern und niedlichen, fast doldentraubigen, rosenfarbenen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Petrocarya *Schreb.*, s. Parinarium.

PETROCICHLA, Felsendrossel, Steindrossel, eine von Vigors für den Turdus cyanus oder solitarius *Lin.* und T. saxatilis *Lin.* aufgestellte und von den neueren Ornithologen, als Bonaparte, Gray, Blasius u. A., adoptirte Singvögelgattung. Die hierher gehörigen Arten nähern sich sehr den Steinschmätzern (Gatt. Saxicola), ohne sich jedoch bedeutend im Äußeren von den Turdusarten zu unterscheiden. Sie bewohnen die felsigen und steinigen Orte hoher Gebirge, leben einsam, nähren sich fast ganz von Insekten und nisten in Felsenspalten oder Mauerlöchern alter Bergschlösser. Ihr Schnabel ist nur an der Spitze gebogen und ungefähr von der Länge des Kopfes; die Schwanzfedern sind am Ende abgerundet; zwei Drittel des Schwanzes werden von den zusammengelegten Flügeln bedeckt. Der durch einen Druckfehler in Vigor's Abhandlung entstellte Gattungsname Petrocincla, welcher keinen Sinn hat, ist in mehre Werke übergegangen; Petrocichla (κίχλη, κιχήλη, Drossel) ist die wörtliche Übersetzung von Felsendrossel. Die meisten Naturforscher betrachten diese neue Drosselgattung als ein Subgenus oder eine Familie von Turdus *L.* und nannten sie bisher Turdi saxatiles s. rupestres. Zum Überfluß, wie es scheint, hat Boje aus der Blaudrossel noch ein eigenes Genus Petrocossyphus gemacht. Nach Graf von Keyserlingk und Blasius zerfällt Petrocichlus in zwei Unterabtheilungen:

Petrocichla s. str. Die zweite Handschwinge ist länger als die vierte; die erste abortive ragt nur bis zur Mitte der oberen Deckfedern vor; Läufe gestiefelt. In Europa nur eine Art:

Turdus (Petrocichla) saxatilis *Lin.* Steindrossel (Naumann's Vögel Teutschlands, 2. Auflage Taf. 73). Kopf und Hals hell graublau, Rücken weiß, Schultern, obere Flügeldeckfedern und Hinterrücken mattschwarz; Schwungfedern graubraun; Schwanz und die obern Deckfedern desselben wie der ganze Unterleib hell rostroth. Länge acht Zoll. Weibchen: Oberleib grau mit weißen Federsäumen, Unterleib weiß, brandgelb überlaufen mit schwärzlichen Federsäumen; Schwanz rostroth, seine Mittelfedern braungrau. Diese Art, welche sich auch einzeln in Teutschland findet, bewohnt die felsigen Gegenden von Südeuropa, Nordafrika, Persien und dem südlichen Sibirien, frißt selten Beeren, sondern nährt sich mehr von Insekten, Würmern und nach Gloger's Angaben (Naturgeschichte der Vögel Teutschlands S. 188) auch von Blindschleichen (Anguis), hat einen flötenden melancholischen Gesang und legt vier bis sechs ungefleckte Eier von reiner, blasser Grünspanfarbe. Gmelin nennt diese Art noch Lanius infaustus, Latham Turdus infaustus, was auf eine Verwechselung mit dem Unglückshäher (Corvus infaustus) schließen läßt. Der Steindrossel scheinen sich anzuschließen Le Rocar (*Levaillant*, Afrique pl. 101. 102) und L'Espionneur (ibid. 103).

Petrocossyphus *Boje.* Blaudrossel. Die zweite Handschwinge ist kürzer als die vierte, die erste reicht fast bis zur Spitze der Deckfedern; Läufe vorn in der untern Hälfte schwach quergetheilt.

Turdus (Petrocossyphus) solitarius et cyanus *Lin.* Blauamsel, Einsiedlerdrossel lebt einsam auf den hohen Gebirgen von Südeuropa und Ägypten, wird wegen seines schönen Gesanges sehr geschätzt und ist von italienischen Dichtern deshalb als Passera solitaria besungen worden. Daher der Linné'sche Name T. solitarius, welcher von prosaischen Ornithologen jedoch verwor-

fen worden ist. Das Männchen ist schön schieferblau, Flügel, Schwanz und Füße schwärzlich. Weibchen braun, auf dem Rücken mit bläulichem Anstrich, Kehle, Vorderhals und Unterleib gelb, braun gefleckt. Körperlänge neun Zoll. Das Nest enthält vier bis sechs blaß blaugrünliche Eier. Die Jungen werden theuer verkauft und daher mit Lebensgefahr aus den Nestern genommen. Man hält diese Drossel gern in Käfichen. Abbildung bei Naumann a. a. O. Taf. 72.

Brehm bringt in diese Gattung noch einen T. minutus, welcher aber die Sylvia galactodes *Temm.* ist. (*Streubel.*)

Petrocichle dasselbe was Petrocichla.

PETROCORII (*Πετροκόριοι*), ein Volksstamm in Gallia Aquitanica, zwischen den Flüssen Garumna und Liger, und zwischen den Völkerschaften Lemovices, Cadurci und Nitiobriges. Vergl. *Strab.* IV. 191 *Cas.* *Caesar*, Bell. Gall. VII, 19. *Ptolem.* II, 7. *Sidon.* *Apoll.* VII, 6. (Im heutigen Departement de la Dordogne, ehemals Perigord oder Perigueur.) Plinius (H. N. IV. 33) nennt sie Petrocori, und setzt den Fluß Tarnis als Scheidewand zwischen sie und die Tolosani. (*Krause.*)

Petrocossyphus, s. Petrocichla.

PETRODAVA, ein wenig bekannter Ort (Stadt oder Flecken) im alten Dacien. *Ptolem.* III, 7. Mannert, 4. Th. S. 222. 2. Ausg. (*Krause.*)

PETRODROMA, eine von Vieillot für die Certhia muraria *Lin.* aufgestellte Vogelgattung. Vergl. Tichodroma *Ill.* (*Streubel.*)

PETROFDSCHA, PETROFDSCHE (Petrovich), Hauptort eines 15 große Dörfer umfassenden Bezirks in dem türkisch-macedonischen Sandschack Kostendil (Giustendil), liegt an einem Nebenflusse des Egrisu und versendet jährlich gegen 20,000 Ballen des sogenannten Petrichtabaks, welcher in dem Bezirke erbaut wird. (*Fischer.*)

PETROLEN, so benennt Boussingault die ölig ätherische Flüssigkeit des bituminösen Sandes von Bechalbrunn, welche er durch Destillation desselben mit Wasser abschied und für den wesentlichen Bestandtheil des Steinöles (man vergl. Petroleum) hält. Das Petrolen ist von schwach gelber Farbe, schmeckt wenig hervorstechend und riecht bituminös; sein spec. Gewicht ist 0,891; auf Papier fleckt es wie die ätherischen Öle; es brennt unter Entwickelung eines dicken Rauches und siedet bei + 280°. In Alkohol ist es nur wenig löslich, leicht in Äther; es besteht aus 88,5 Kohlenstoff und 11,5 Wasserstoff, wonach seine rationelle Zusammensetzung C_{10} H_8 ist. (*Döbereiner.*)

PETROLEUM, Steinöl, Bergnaphtha, Bergöl, Petroleum, Oleum Petrae, Rok-oil. Die verschiedenen Sorten dieser Flüssigkeit kommen immer in den vom Wasser gebildeten Erdschichten vor und scheinen das Product der Steinkohlenbildung zu sein, wie Reichenbach zuerst vermuthete und es als das natürliche Terpentinöl der vorzeitigen Pinien ansieht. Spätere Untersuchungen über die Natur des Steinöles und des bei der trocknen Destillation der Steinkohlen erhaltenen Öles von Gregory und Heß haben noch mehre Gründe zu dieser Vermuthung gegeben.

Das Steinöl findet sich in seinen verschiedenen Modificationen hauptsächlich in Asien, dann in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, an einigen Orten Teutschlands, Ungarns, Galiziens und Nordamerika's vor. Das reinste Steinöl ist das persische, diesem folgt das von Amiano, hierauf folgt das sogenannte weiße Steinöl und das rothe Steinöl. Das unreinste Steinöl ist das schwarze, welches auch unter dem Namen Bergtheer im Handel vorkommt. Die feinsten Öle werden Bergnaphtha, die unreineren Steinöl genannt.

Die Bergnaphtha ist farblos oder schwach gelblich und kann auch durch unterbrochene Rectification des gewöhnlichen Steinöles gewonnen werden, und hinterläßt bei der Destillation mit Wasser nur einen geringen Rückstand; sie hat ein spec. Gewicht von 0,753 bis 0,80, einen schwach ätherischen Geschmack und einen schwachen, eigenthümlich bituminösen, aber nicht unangenehmen Geruch, ist sehr flüchtig, kocht bei + 85,5° C, löst sich nicht in Wasser, leicht aber in Alkohol, Äther und ätherischen Ölen, wirkt auf Phosphor, Schwefel, Kampher, Wachs, Harze und auch etwas auf Caoutchouc lösend, wirkt nicht oxydirend auf die Metalle der Alkalien, wird durch Alkalien und concentrirte Schwefelsäure nicht verändert und von Salpetersäure nur wenig gelb gefärbt.

Das Steinöl ist von blaßgelblicher bis röthlicher Farbe mit einem Stich ins Bläuliche, ist flüssig und durchsichtig und riecht und schmeckt sehr unangenehm, dem Bernsteinöl ähnlich. Sein spec. Gewicht ist 0,836 — 0,878, durch Destillation mit Wasser aber erhält es unter Zurücklassung einer braunen, zähen und weichen Masse das spec. Gewicht der Bergnaphtha und fast dieselben Eigenschaften. An der Luft wird es langsam unter Aufnahme von Sauerstoff verdickt; durch Mineralsäuren werden nur die fremden Beimengungen zerstört und man kann sich der Schwefelsäure zur Reinigung des Steinöles bedienen; werden zwei Pfund Steinöl mit acht bis zwölf Loth Schwefelsäure unter öfterem Umschütteln acht Tage hingestellt, so scheidet sich schwefelige Säure und eine kohlige Masse aus; wird dann die obere ölige Schicht über Ätzkalk gegossen, so wird die Säure und das Wasser absorbirt und ein vollkommen farbloses Öl erhalten. Das Steinöl verhält sich gegen die Lösungsmittel fast wie die Bergnaphtha und wirkt auch auf die obigen Substanzen lösend. Dem Wasser theilt es Geruch und Geschmack mit; es ist sehr leicht entzündlich und gibt in Dampfgestalt mit Sauerstoffgas gemengt ein sehr heftiges Knallgas; beim Verbrennen entwickelt es sehr viel Ruß. Das Steinöl wie die Bergnaphtha bestehen nach den Untersuchungen von Unverdorben und den späteren von Blanchet aus mehren Ölen, die verschiedenes spec. Gewicht und einen verschiedenen Kochpunkt haben, aber in ihren Elementen gleichartig zusammengesetzt sind; denn nach den Untersuchungen Saussure's, Herrmann's, Dumas', Blanchet's und Heß' findet sich der Kohlenstoffgehalt zu dem Wasserstoffgehalt wie 86 : 14, wonach sich die rationelle Formel $\overset{\cdot\cdot}{C}H$ berechnen läßt.

Die verschiedenen Modificationen des Steinöles werden, wo sie in großen Mengen vorkommen, als Brenn- und Leuchtmaterial benutzt. So werden z. B. die Straßenlaternen in den Städten Oberitaliens mit Steinöl gespeist, auch in Galizien, Persien, Hinterindien rc. wird das Steinöl von den ärmeren Classen als Leuchtmaterial benutzt und in mehren Theilen Asiens macht man Löcher in den von Steinöl durchdrungenen Boden, zündet die aufsteigenden Dämpfe an und benutzt die Flamme zu mehren häuslichen und ökonomischen Zwecken. Das dickere Steinöl wird sowol zum Einschmieren des Leders als der Wagenaxen benutzt und dient zur Darstellung eines sehr guten Rußes. Außerdem wird es in der Medicin und in mehren Gewerben benutzt. Da die gereinigten Steinölsorten sauerstofffrei sind, so dienen sie zur Aufbewahrung der Metalle der Alkalien. (*Döbereiner.*)

PETROMANTALUM, eine Stadt in Gallia Lugdunensis, nach dem Itiner. *Anton.* Die Tab. *Peuting.* hat dafür Petrumviaco (Tab. I. b. Index p. 58 ed. *Mannert*). (*Krause.*)

Petromarula *H. Bell.*, *Alph. Cand.*, s. Phyteuma.

Petromyzides, i. q. Petromyzontes.

PETROMYZON (von πέτρα oder πέτρος, Stein, Fels, Klippe, und μύζω, ich sauge), Steinsauger, Pricke, Neunauge, eine zu den Cyclostomen (vergl. Petromyzontes) gehörige, schon von Artedi und Linné gebildete Knorpelfischgattung, welche von einigen andern Naturforschern auch noch Lampreta — doch ist dieser Name jetzt nicht mehr üblich — genannt worden ist. Dumeril hat aus diesem Genus deren zwei, Petromyzon s. str. und Ammocoetes *Dum.* gemacht, welche von den meisten Zoologen angenommen und von Joh. Müller zu der Familie Hyperoartia wieder vereinigt worden sind.

Die Gattung Petromyzon *Lin.* bietet folgende Kennzeichen dar: Der Leib ist walzig, aalförmig, nackt, schleimig. Die Haut erhebt sich ober- und unterhalb des Schwanzes in einen Längskamm, der eine Rücken- und Schwanzflosse bildet, in denen man aber statt der Strahlen kaum bemerkbare Fasern wahrnimmt; Brust und Bauchflossen fehlen gänzlich. Der Kopf ist mit dem Leibe gleich dick und endigt vorn in eine große, kreisförmige oder halbkreisförmige, fleischige Lippe, welche durch einen, die Kinnladen vorstellenden und an einer Querplatte des Schädels hangenden, Knorpelring gestützt wird. Zähne sind theils vorhanden, theils fehlend; im erstern Falle stark entwickelt kreisförmig gestellt, an dem mit vielen Höckerchen, die von einer harten Schale überzogen sind, besetzten Maxillarringe sitzend. Die Zunge ist meistens vorhanden und dann groß, hart, halbmondförmig und hat zwei Längsreihen kleiner Zähne; sie tritt nach Vorn und Hinten wie ein Stempel in eine Pumpe, wodurch das Thier mit dem Munde sich ansaugen kann. Die Nase führt in einen blinden, häutigen Gaumenkanal, ohne Gaumenöffnung. Jederseits am Anfange des Rumpfes befinden sich sieben (zuweilen sechs?) Kiemenöffnungen für ebenso viele Kiemen, die nicht kammförmig, sondern beutelähnlich sind und von einem unter der Haut liegenden, aus schmalen, bogenförmigen Knorpelstreifen gebildeten, Gerüste umgeben werden; doch fehlen, wie bei allen Cyclostomen, wahre Kiemenbogen oder innere Kiemenstützen. Rückgrat eine knorpelige, fast weiche Gerte mit ziemlich deutlicher Gliederung in Wirbel, doch ohne Bogen, Stachelfortsätze und Rippen. Schädel knorpelig, mit sehr kleiner Schädelhöhle, welche oben beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung und in der Basilargegend durch eine Haut verschlossen ist. Die Ohrenhöhlen bilden zu beiden Seiten des großen Hinterhauptloches eine Auftreibung, unter der ein seitlicher, etwas nach Unten und Vorn gerichteter Fortsatz entspringt, welcher sich an seinem Ende mit einem andern, weiter vorn am Schädel entspringenden Fortsatze vereinigt, zwischen denen ein großer eiförmiger Raum ist, in dessen oberem Theile das Auge liegt. Der hintere dieser Fortsätze gibt gleich nach seinem Ursprunge einen kleinen Ast ab, welcher senkrecht herabsteigt, sich hierauf nach Innen umbiegt und mit dem der andern Seite mittels zweier kleiner dreieckiger Stücke sich verbindet, die in der Mitte zusammenstoßen. Die großen rundlichen Seitenmuskeln laufen rund um den Leib und die bogenförmigen, sehnigen Zwischenbänder sind sehr entwickelt. Zu jedem Strahle der Rückenflossen gehört ein kleiner Vor- und Rückwärtszieher. Der Darmkanal zeigt keine Windung oder merkliche Anschwellung, sondern läuft kurz und gerade zum After; nur hinter einer ansehnlichen Klappe, welche sich gewöhnlich am Ende der Speiseröhre befindet, erweitert er sich etwas und bildet so einen undeutlichen Magen. Blinddärmchen fehlen ganz. Die Darmschleimhaut hat Längsfalten. Die Leber ist einfach, die Gallenblase fehlt, desgleichen die Milz — doch glaubt Maier diese an der Cardia hinter der Leber wahrgenommen zu haben. Das Herz ist groß, liegt etwas nach Hinten und ist mit dem Herzbeutel durch Fäden verwachsen; zwischen der Vor- und Herzkammer befinden sich zwei freie halbmondförmige Klappen und ebenso viele zwischen der Herzkammer und dem Arterienstiele. Der einfache Eierstock ist eine Platte, welche in krausenartige Falten gelegt ist; Eierleiter fehlen, anstatt derselben äußere, in die Bauchhöhle dringende Spalten. Die Hoden [1]) sind ebenfalls krausenartig gefaltet und körnig. Die Nieren sind von derber Structur, ragen am äußern Rande frei und abgerundet in die Bauchhöhle und laufen nach Vorn in einen derben, schwammigen, bandartigen Fettkörper aus. Die Harnblase fehlt, ebenso die Schwimmblase.

Die hierher gehörigen Arten besitzen zum großen Theil das Vermögen, sich an Steine und Fische anzusaugen. Die größeren unter ihnen werden wegen ihres höchst wohlschmeckenden Fleisches sehr geschätzt. Merkwürdig ist es, daß sich mit Ausnahme des Galenus (De aliment. Class. II.) bei keinem der alten Autoren eine Stelle findet, aus der man schließen könnte, daß sie diese Fische gekannt haben, obgleich der wohlschmeckendste und größte derselben im mittelländischen Meere gemein ist und dort überall gern gegessen wird.

Die eigentlichen Bricken (die Gattung Petro-

1) Man hat die Petromyzonten oft für Zwitter ausgegeben, aber mit Unrecht, wie dies sehr häufig, u. A. von Yarrell (vergl. Oken's Isis 1835. S. 352), welcher nachgewiesen hat, daß es Männchen und Weibchen gibt, dargethan worden ist.

myzon im engeren Sinne) haben eine kreisrunde Lippe; Lippenring, Lippenzähne und Zungenzähne knorpelig; Zunge mit Zungenbein und Muskeln. Eine Kiemenröhre, in welche sich die innern Kiemengänge öffnen, befindet sich unter der Speiseröhre. Der harte Gaumen ist durchbohrt und läßt den blinden, häutigen Nasengaumengang durch, welcher nicht den weichen Gaumen durchbohrt. Äußere Kiemenlöcher sieben jederseits. Die Rückenflosse ist in zwei getheilt. Im Darm befindet sich eine Spiralklappe. Mit Gewißheit kennt man drei Arten; eine vierte, P. argenteus *Bl.*, ist noch problematisch.

P. marinus *Lin.* (die Lamprete oder große Lamprete, französisch la lamproye, la grande lamproye, italienisch lampreda — alle diese Namen sollen von einem modernen Worte lampetra, welches selbst wieder aus lambendo petras corrumpirt worden sein soll, abstammen) hat einen aalartigen Körper mit zwei sehr deutlich geschiedenen Rückenflossen, von denen die vordere vor, die hintere aber hinter dem After steht und mit der Afterflosse verschmilzt, einen undeutlichen Kopf mit mehren Reihen kleiner Poren, welche einen klebrigen Saft aussondern, um die Augen, und 20 Zahnkreisen. Der Rücken und die Seiten sind gelb, braun marmorirt, der Bauch weißgelblich-silberfarbig; die Zähne haben eine orangegelbe Farbe und der Augenstern ist goldbraun; auf dem Kopfe steht ein runder, durchsichtiger Fleck. Die Körperlänge beträgt gewöhnlich zwei, seltener drei, zuweilen aber sogar fünf Fuß; das Gewicht des Fisches ist ungefähr drei, manchmal fünf bis sechs Pfund; solche große Individuen sind dann wol armsdick. Sie saugen sich so fest an, daß man zwölfpfündige Steine mit ihnen aufgehoben hat. Ihr Leib ist voll Schleimlöcher, ihr Schwanz kurz; ihre Zähne sitzen nicht an Kiefern, sondern wie hohle Warzen auf dem Fleisch. Der Rogen, dessen Gestalt oben beschrieben worden, nimmt fast die ganze Bauchhöhle ein, wird an drei Unzen schwer und enthält eine Unzahl orangefarbener Eier, die nicht größer als Mohnsamen und getrocknet mit bloßen Augen kaum wahrnehmbar sind. Die Lampreten finden sich in der ganzen Welt und sind in allen europäischen Meeren keine Seltenheit, besonders in der Ost- und Nordsee, von wo sie im Frühjahr, wenn die Fortpflanzungszeit eintritt, hoch in die Flüsse, vorzüglich in die Oder, Elbe, Weser und den Rhein, steigen, um zu laichen. Im Rhein steigen sie bis Strasburg, nach Schinz, selbst zuweilen bis Basel hinauf; in der Saale und der Havel hat man sie ebenfalls häufig gefangen. Um diese Zeit bis in den Mai haben sie ein äußerst schmackhaftes Fleisch und werden dann als Leckerbissen theuer verkauft; später werden sie zähe und unschmackhaft. Man ißt sie gekocht und gebraten wie den Aal. Wo man sie häufig fängt, da werden sie geröstet, in Weinessig mit Gewürz gelegt, in Fäßchen verpackt und für die Tafeln reicher Leute weit und breit versendet. Fett sind sie jedoch schwer zu verdauen und man sagt, Heinrich I., König von England, sei in Folge des Genusses dieser Fische gestorben. In England war es lange Sitte, daß die Stadt Glocester dem König eine Lampretenpastete zum Weihnachtsgeschenk überreichte. Da um diese Zeit die Lampreten aber sehr selten sind, so soll häufig jede einzelne eine Guinee gekostet haben. Sonst werden sie dort häufig mit den Lachsen und Alsen gefangen. Man fängt sie in Fischreusen, Netzen und einer Art bodenloser Tönnchen, welche die Franzosen louves (Wölfinnen) nennen. Die Lampreten, obgleich sie sich auch von Insekten, Gewürmen, Aas und Dammerde nähren, gehören, wie ihre Gattungsverwandten, zu den Raubfischen; denn sie saugen sich wie Blutegel an allerlei Fische fest und verzehren sie. Feinde haben sie unter den Fischen genug, besonders stellen ihnen die Welse und Hechte nach; auch sind sie den Fischottern ein Leckerbissen. Ihre Vermehrung soll dessenungeachtet nicht gering sein. — Bemerkenswerth ist, daß mehre Reisende einer Lampretenart erwähnen, die mit dem Zitteraal verwandt sein soll. Ob hier eine Verwechslung mit dem Gymnonotus, der doch weder einen Saugmund noch sieben Kiemenlöcher hat, stattfindet? Hartsink (Beschreibung von Guyana x. 1. Bd. S. 144) sagt, daß in den Flüssen von Guyana eine Lamprete vorkomme, welche dem Zitteral sehr ähnlich sehe. Condamine (Voyage à l'Amazone) behauptet sogar, daß die des Amazonenflusses heftige Schläge austheile wie der Zitteraal, und im Dictionn. du Naturaliste findet sich die Stelle im Art. Lamproie: „Parmi les différentes espèces de Lamproie de mer et d'eau douce, on assure que dans la mer del' Amazone il y en a une dont le contact, soit avec la main, soit avec un bâton, cause le même engourdissement que la Torpille.“ Neuere Reisende haben bisher eine solche Art nicht wieder gefunden. Vergleiche Bloch's Ichthyologie. 3. Band. S. 650—657. Desselben Abbildung von unserer Lamprete (Taf. 77) ist häufig copirt (Oken's Atlas, Kaup's Thierreich); eine andere sehr schöne Abbildung im kleinern Maßstabe findet sich noch in Burmeister's zoologischem Atlas. Taf. 21. Fig. 7.

P. fluviatilis *Lin.* (die Pricke, gemeine Pricke, das Neunauge; der letztere Name kommt daher, daß man die in einer Reihe liegenden sieben Kiemenlöcher, das Auge und das Nasenloch irrthümlich sämmtlich für Augen gehalten hat) ist bedeutend kleiner als die vorige Art, wird nicht viel länger als einen Fuß, höchstens 18 Zoll, und fingersdick, hat nur eine Reihe von Zähnen und eine eckige hintere Rückenflosse, welche sich in die Schwanzflosse verliert. Im Innern des Mundes befindet sich noch eine Reihe von sechs kleinern Zähnen und auf jeder Seite im oberen Maxillarringe drei ausgeschnittene Zähne. Die Augen sind klein; der Mund länglich rund, beständig offen, unten liegt eine Falte vermittels deren er erweitert oder verengt werden kann. An den Seiten sieben Kiemenlöcher; der Rumpf zeigt mehre sich schlängelnde Querfurchen, sodaß er wie geringelt aussieht, und am Kopfe bemerkt man die Spur einer Seitenlinie. Der Kopf ist grünlich, sowie der Rücken, oft bis ins Olivenbraune, Augen goldig, Seiten gelblich, Unterleib glänzend silberweiß, Flossen violett. Die Pricke findet sich fast in allen Seen und Flüssen, besonders in schlammigen Bächen, von ganz Europa, kommt aber auch in Surinam und Japan vor. Den Winter bringen sie in den Seen zu, im Frühjahre

gehen sie in die Flüsse und Bäche, welche sich in die Seen ergießen, oder daraus entstehen. Man vermuthet, daß die Rogner sich zuerst in die Flüsse begeben und dann die Milchner, weil man anfänglich mehr von jenen, nachher aber doppelt soviel von diesen als von den Weibchen fängt. Die Laichzeit ist im April. Der Laich wird am Ufer zwischen Steinen abgesetzt und besteht aus sehr vielen Eiern, daher diese Thiere sich auch sehr vermehren, aber viel von den Nachstellungen des Welses zu leiden haben. Ihre Nahrung besteht aus Würmern, Wasserinsekten, Fischbrut und Aas. Sie wachsen sehr langsam und erreichen erst in sechs Jahren ihre gewöhnliche Größe. Sie haben ein sehr zähes Leben; sodaß sie selbst, wenn man ihnen die Eingeweide ausgenommen hat, sich noch an harte Körper festsaugen und mehre Stunden im Wasser leben können; angespießt bewegen sie sich Tage lang. Deshalb werden sie häufig als Köder beim Wels-, Dorsch- und Steinbuttfang benutzt. Sie haben ein sehr schmackhaftes Fleisch und werden daher viel, doch nur im Winter bis zum April gegessen, denn im Sommer sind sie mager, zäh, und haben eine Art Ausschlag, den die Fischer Räude nennen. Das Fleisch der Männchen soll zarter sein und besser schmecken, als das der Rogner. Immer ist es jedoch ein schwer verdauliches Essen, besonders wenn man den Rückgrat mitißt, und nur als eine Leckerei zu betrachten. Man genießt die Neunaugen roh und unausgenommen zum Frühstück, wie Sardellen, auch gebraten mit Gewürznelken. Am häufigsten jedoch werden sie eingemacht (marinirt), d. h. sie werden leicht geröstet und dann schichtenweise mit Gewürz zwischen Lorbeerblätter in Fäßchen mit Weinessig gelegt. So zubereitet werden sie in alle Welt geschickt. Besonders sind bei uns die bremischen und die lüneburgischen berühmt. Die Italiener lassen ihre Pricken in Malvasierwein sterben, wodurch sie einen vortrefflichen Geschmack erhalten sollen. Man fängt sie auf mancherlei Weise. In Kurland finden sie sich in großer Menge im Fluß Bausker; im Januar schlägt man dort Löcher ins Eis und steckt frische Birkenreiser ins Wasser; sie saugen sich an dieselben fest und werden dann mit ihnen herausgezogen. Man packt sie dann in Schnee und versendet sie so erstarrt; nachher in kaltes Wasser gelegt fangen sie wieder an sich zu bewegen. Die kurländischen Pricken sind die größten und besten. Noch fängt man die Neunaugen mit Reusen und Netzen, an die Angel beißen sie aber selten an. Da sie sich fest an Steine saugen, so kann man sie oft mit den Händen greifen. Die Fischer umwickeln zu dem Ende die Hand mit einem Tuche, indem sie dieselben sonst wegen der Schlüpfrigkeit nicht fest genug halten könnten. In England fängt man diese Thiere in so ungeheurer Menge, daß jährlich eine halbe Million nach Holland zum Kabeljaufange verkauft werden kann und an 100,000 Stück werden zu demselben Zwecke nach Harwich gebracht. Auch in Teutschland ist der Handel mit diesen Fischen an mehren Orten sehr ansehnlich, und in der Mark Brandenburg, in Pommern, Schlesien und der Provinz Preußen finden sie sich in Menge. In unsern Gegenden werden sie besonders bei Küstrin, Oderberg, Rügenwalde &c. gefangen. Dennoch sind sie grade nicht niedrig im Preise und in Berlin hat man sogar öfter in Essig gelegte Strickenden für Neunaugen verkauft. Bloch a. a. O. hat außer dieser Art, Taf. 78. Fig. 1, noch eine andere P. argenteus *Bl.*, Taf. 415. Fig. 2, abgebildet; Cuvier jedoch hält beide für einerlei.

P. Planeri *Bl.* (l. c. t. 78. fig. 3), die kleine Pricke, le Sucet, findet sich ebenfalls in unsern süßen Gewässern, wird aber nur sieben bis acht, höchstens zehn Zoll lang. Die Mundöffnung ist groß und weit, breiter als der Kopf; der Mund mit sehr vielen kleinen, orangefarbenen Zähnen besetzt; am Schlunde befinden sich neun Doppelzähne. Die Rückenflossen stoßen zusammen. Die Oberseite des Leibes ist blaugrünlich, bald mehr olivenfarbig, die Unterseite weißlich. Obgleich das Fleisch dieses Fisches recht gut schmeckt, so wird es wegen der Kleinheit des Thieres doch nicht geachtet. Vorzüglich findet sich diese Pricke in Gebirgsbächen, z. B. in Thüringen. Bei Berlin kommt sie in der Panke vor. Eine von ihr verschiedene Art, aber nicht zur Gattung Ammocoetes gehörig, soll der von Lacepède (II, 1. Fig. I) unter dem Namen le Lamproyon (Petromyzon branchialis) abgebildete Fisch sein.

Die Querder (das Genus Ammocoetes *Dum.*) unterscheiden sich von den Pricken durch den halbkreisförmigen, zahnlosen Mund, ohne Rippenknorpel mit weicher Oberlippe; Zunge und Zungenbein fehlen und statt der Zähne befindet sich ein Kreis von Zotten im Munde. Eine besondere Kiemenröhre ist nicht vorhanden; die Kiemenhöhlen in den Schlund geöffnet; Kiemenöffnungen jederseits des Rumpfs sieben, oft scheinen deren nur sechs (z. B. nach Rud. Wagner's Angaben) vorzukommen [2]). Harter Gaumen undurchbohrt; im Darmkanal keine Spiralklappe; das Skelet überaus weich, beinahe häutig. Die Rückenflossen sind unter einander und mit der Schwanzflosse verbunden und bilden eine niedrige ausgeschweifte Falte. Diese Thiere finden sich fast in allen sandigen Bächen und Flüssen, wo sie sich mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit unter schlangenähnlichen Windungen in den Schlamm einwühlen. Sie können sich nicht festsaugen. Obgleich den Pricken ähnlich, gleichen sie im Äußern doch mehr den Würmern als den Fischen. Cuvier hält sie für die unvollkommensten Fische.

A. branchialis = Petromyzon branchialis *Lin.* Der Leib läuft an beiden Seiten spitzig zu; seine Haut und Muskeln sind so beschaffen, daß er wie geringelt aussieht. Die Flossen haben kaum die Breite einer Linie. Die Lippen sind an der hintern Seite gelappt. Der Rücken ist grünlich, der Bauch weiß, die Augen deutlich vorhanden, aber sehr klein und mit einer Haut bedeckt. Größe eines großen Spulwurms, sechs bis acht Zoll lang. Diese Art heißt in Teutschland Querder, Steinbeißer, Uhlen, Kieferwurm, soll von Dammerde, Insekten und

2) Oken sagt in seinem Lehrbuche der Zoologie (2. Bd. S. 130) von Lampreta: Viele Kiemenlöcher verschrumpfen, scheinen unbrauchbar zu werden &c. Ist das Thatsache oder nur eine naturphilosophische Hypothese? Vergl. Müller, Myxinoiden. I. S. 16.

Aas leben, wird als Köder für Fische gebraucht, aber auch in Weinbrühe gekocht oder gebraten, mit Butter und Citronensaft gegessen. Man sagt, der Genuß des Rückgrates verursache Magenkrampf.

A. ruber, blutroth, sechs bis sieben Zoll lang, an der Seinemündung, hat dieselbe Lebensweise. (*Streubel.*)

PETROMYZONTES. Mit diesem Namen bezeichnet man seit Aufstellung der Gattung Ammocoetes die Fischgruppe, welche das ebengenannte Genus und Petromyzon enthält. Joh. Müller, welcher sich durch seine in anatomischer und zoologischer Hinsicht gleich wichtige Abhandlung über die Myxinoiden ein großes Verdienst um die Naturgeschichte der Cyclostomen erworben hat, behält die Familie der Petromyzonten bei, gibt ihr aber den mehr bezeichnenden Namen Hyperoartia (ὑπερῴα und ἄρτιος — mit ganzem Gaumen) im Gegensatze zu den Myxinoiden, welche er Hyperotreta (τρητός — mit durchbohrtem Gaumen) nennt. Da seine vortreffliche Monographie erst in neuerer Zeit erschienen ist und deshalb noch nicht bei Bearbeitung der Art. Cyclostomata und Myxine auf dieselbe Rücksicht genommen werden konnte; so dürfte hier wol eine passende Stelle sein, nachträglich seine Übersicht der Cyclostomen im Auszuge mitzutheilen.

Die Cyclostomen bilden seine vierte und unterste Ordnung der Abtheilung der Knorpelfische und werden von ihm auf folgende Weise charakterisirt: Knorpelskelett ohne Rippen, ohne wahre Kiefer, Grundlage des Rückgrats hauptsächlich aus einem Gallertcylinder bestehend. Kopf fest mit der Wirbelsäule verbunden. Keine Brust- und Bauchflossen; keine wahren Kiemenbogen oder innere Kiemenstützen; zuweilen äußere Knorpel zur Decke der Kiemen. Letztere zu Kiemensäcken verbunden, mit blos häutigen Scheidewänden, sechs bis sieben Kiemensäcke auf jeder Seite. Eine oder sechs oder sieben äußere Kiemenöffnungen auf jeder Seite, oder sechs auf der rechten und sieben auf der linken Seite. Innere Kiemenöffnungen in die Speiseröhre oder in eine besondere Kiemenröhre, entweder sechs oder sieben auf jeder Seite, oder sechs auf der rechten und sieben auf der linken. Nasenloch einfach, nie doppelt. Mund vorn, bei der einen mit einer kreis- oder halbkreisförmigen Lippe versehen. Zähne theils Lippenzähne, theils Gaumenzähne, theils Zungenzähne, hornartig; auch fehlend. Labyrinth in einer Knorpelkapsel ohne halbzirkelförmige Kanäle. Zwei Familien:

I) Hyperoartia. Mit blindem Nasengaumengang und ganzen häutigen Gaumen. (Vergl. Petromyzon.)

1. Gatt. Petromyzon. Mit Zähnen versehen.
2. Gatt. Ammocoetes *Dum.* Ohne Zähne.

II) Hyperotreta. Mit durchbohrtem Gaumen. Das Maul vorn an der schief abgeschnittenen Schnauze, ohne Lippen, acht Bartfäden um die Schnauze, über ihr die Nasenöffnung. Das Nasenrohr mit Knorpelringen, gleich einer Luftröhre; die Nase durchbohrt den weichen Gaumen. Ein Gaumenzahn und zwei Reihen Zungenzähne: beide spitz und hart. Kiemen hinter dem Halstheile des Rumpfes, eine oder sechs oder sieben äußere Kiemenöffnungen, spiracula branchialia externa, zu sechs oder sieben äußeren Kiemengängen und Kiemen auf jeder Seite; sechs oder sieben innere Kiemengänge in die Speiseröhre, außerdem ein Gang aus dem Ösophagus in die einzige linke oder letzte linke äußere Kiemenöffnung, spiraculum oesophageum. Keine Kiemenknorpel. Sie haben ein eigenthümliches Schlundskelett von Knorpelriemen, welche von den Kopfknorpeln ausgehen, und eine gaumensegelartige Schleimhautfalte, von Knorpeln unterstützt, hinter dem Nasengaumenloch. Zwei ganz getrennte Lebern, eine Gallenblase und ein Gekröse. Keine Spiralklappe im Darm. Auf jeder Seite des Bauches vom Kopf bis zum After eine Reihe von Schleimsäcken.

3. Gatt. Myxine *Lin.* = Gastrobranchus *Bl.* Mit gemeinschaftlichem äußeren Kiemenloch auf jeder Seite.
4. Gatt. Bdellostoma *Müll.* = Heptatrema *Dum.* Mit getrennten äußeren Kiemenlöchern.

Die Gattung Myxine enthält nur die eine allgemein bekannte Art: M. glutinosa *Lin.*, das Genus Bdellostomum aber fünf, sämmtlich in den Meeren der heißen Zone lebende, Species: B. hexatrema, B. heterotrema, B. heptatrema, B. Forsteri und B. Dombegi. Vergl. J. Müller, Vergleichende Anatomie der Myxinoiden (in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1834 fg.). Cuvier hielt den Ammocoetes branchialis für die einfachste Fischform, J. Müller aber die Gattung Bdellostoma. In neuester Zeit hat der Letztere erklärt, der Oxycephalus lanceolatus *Yarrel.* sei der unvollkommenste Fisch. (*Streubel.*)

PETRON, ein griechischer Arzt, dessen Name bei lateinischen Schriftstellern auch Petro, bei den spätern Griechen Petronas geschrieben wird (*Letronne*, Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte. p. 467), war nach den Scholien zu Homer (Il. X, 624. Vol. I. p. 324 ed. *Bekk.*) zu Ägina geboren. Sein Zeitalter läßt sich nicht ganz genau bestimmen. Hecker (Gesch. d. Med. 1. S. 227) setzt ihn in die Zeit des Proragoras, Meibom vor Herophilus und Erasistratus, offenbar mit Rücksicht auf Celsus (De re medica III, 9), welcher Folgendes schreibt: Siquidem apud antiquos quoque ante Herophilum et Erasistratum, maxime post Hippocratem fuit *Petron* quidam, qui febricitantem hominem, ubi acceperat, multis vestimentis operiebat, ut simul calorem ingentem sitimque excitaret. Deinde, ubi paulum remitti coeperat febris, aquam frigidam potui dabat; ac si moverat sudorem, explicuisse se aegrum judicabat; si non moverat, plus etiam aquae frigidae ingerebat et tum vomere cogebat. Si alterutro modo febre liberaverat, protinus *suillam assam*, et vinum homini dabat. Si non liberaverat, decoquebat aquam sale adjecto, eamque bibere cogebat, ut movendo ventrem purgabat. Et intra haec omnis ejus medicina erat. Eaque non minus grata fuit his, quos Hippocratis successores non refecerant, quam nunc est his, quos Herophili et Erasistrati aemuli diu tractos non expedierunt. Neque ideo tamen non est temeraria ista medicina,

quia plures, si protinus a principiis excepit, interemit. Galenus (de optima bot. Vol. I. p. 144 ed. *K.*) erwähnt dieser Curart des *Πετρωνᾶς* ebenfalls und setzt den Commentar (in Hippocrat. de diaeta in acut. Vol. XV. p. 436) hinzu, daß auch Erasistratus derselben im ersten Buche seiner Schrift über die Fieber gedenke. In dem dritten Buche des Werkes de composit. medicam. per genera (c. 9. Vol. XIII. p. 642) wird *Πετρωνᾶς* unter die Zahl der *πρεσβυτέρων ἰατρῶν ἄριστα φάρμακα γραψάντων* aufgeführt und kann also wol als dieselbe Person betrachtet werden, was auch Fabricius gethan hat, obgleich er den Petron und Petronas als verschiedene Schriftsteller in seinem Elenchus bezeichnet.

(*J. Rosenbaum.*)

PETRONEL, PETRONELL, Marktflecken im österreichischen Kreise unter Wienerwald, Land unter der Ens, liegt acht Meilen östlich von Wien an der Donau und in der Nähe Ungarns, und zählt 140 Häuser und 800 Einwohner. Der Flecken, welcher ein Landgericht und eine Pfarrkirche enthält, soll in der Nähe des römischen Carnuntum gelegen haben, wofür zahlreiche hier aufgefundene Alterthümer, Spuren des alten Donauhafens, des Kaiserpalastes, sowie ein Triumphbogen zu bürgen scheinen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRONELLA [1]), Regentin von Holland, war die Schwester [2]) des Herzogs Lüder's von Sachsen (des nachmaligen Kaisers Lothar's II.), heirathete den Grafen Florenz II., den Dicken von Holland, und gebar ihm die Söhne Dietrich, Florenz und Simon, und die Tochter Hedwig. Als Florenz II. den 2. März 1122 starb, war sein Nachfolger, Dietrich VI., noch zu jung, um selbst die Regierung antreten zu können. Während seiner Minderjährigkeit führte daher die Regierung Petronella, eine Frau von männlichem Muthe; namentlich empörte sie sich gegen den Kaiser. Der Verfasser des Chron. Ursperg., der Chronographus Saxo und der Annalista Saxo, welche von dieser Schilderhebung melden, geben den Grund nicht an, aus welchem der Kaiser genöthigt gewesen, Holland wegen Petronella's mit Krieg zu überziehen. Neuere muthmaßen, daß Petronella sich geweigert habe, die Belehnung wegen Holland für ihren Sohn Dietrich VI. zu empfangen, oder daß sie überhaupt die Partei ihres Bruders, des Herzogs Lüders von Sachsen, der mit dem Kaiser Heinrich V. in Streitigkeiten verwickelt war, genommen, und sie ansehnlich verstärkt habe. Das Chron. Ursperg. und der Annalista Saxo bemerken Folgendes: Im J. 1123 begann die Pflanzschule jener Zwietracht zu sprießen, welcher im folgenden Sommer (1124) unter größter Beschädigung jenes Landes, welches gewöhnlich Holland heißt, mit vieler Sorgfalt und Arbeit und kaum endlich vom Kaiser, der ein mächtiges Heer führte, ein Ziel gesetzt ward; dort nämlich erkühnte sich die Schwe-

---

1) Petronella wird sie in bewährten Urkunden des 12. Jahrh. (bei *Bokhorn*, Theatr. Urb. Holl. p. 220. Nr. 80), sowie in den ältern (so z. B. im Magnum Chronicum, Chronicon Belgicum, bei *Pistorius*, Rer. Germ. Scriptt. ed. *Struve*, T. I. p. 144) und neueren niederländischen Geschichtschreibern genannt. Doch scheint sie auch Gertrud geheißen zu haben; wenigstens sagt der Annalista Saxo (bei *Eccardus* Corp. Hist. Med. Aevi. T. I. p. 650): Soror Linderi Ducis Gertrudis sive Petronella. Man kann daher nicht wohl mit Wagenaar (Allgem. Gesch. der verein. Niederlande. Leipzig 1756. 1. Th. S. 296) letzteren Namen für den allein rechten halten, da in der Geschichte des Mittelalters Beispiele vorkommen, wo eine und dieselbe Person zwei Namen gehabt, nämlich einen einheimischen und einen fremden. Aus diesem Grunde, und weil Petronella urkundlich so heißt, ist auf der andern Seite das, was Dithmar (Diss. et Exercit. acad. p. 425) thut, noch gewagter, nämlich den Namen Gertrud als den allein richtigen geltend machen zu wollen. Es scheint, daß Petronella, so lange sie in Sachsen war, gewöhnlich Gertrud genannt wurde, und dieses in Andenken blieb, und der Name Petronella erst in Holland gangbar ward; wenigstens für Ersteres spricht, daß der Chronographus Saxo zum J. 1123 (bei *Leibnitz*, Access. Hist. T. I. p. 286) sagt: *Gertrudis* Comitissa de regione, quae vulgo *Holland* vocatur, soror Lotharii Saxici Ducis Imperatoris (Imperatori) rebellat; und der sächsische Verfasser des lüneburger Zeitbuches (bei *Eccardus* l. c. p. 136) bemerkt: Aldar (nämlich in Holland) was en Vrowe, die was geheten Gertrud, Suster Hertogen Luderes, unde vermad sic Orloges wider den Keiser; und S. 1372: Na sime (des Grafen Gebhard von Suplinburg) dode nam dieselve Hadewig Hertogen Dideriken van deme Westerlande, bi deme gewann si Hertogen Simone, unde twe Dochtere: de erste nam Greve Florentius van Hollant, de het Gertrud etc. Bei diesen Stellen ist nach Wagenaar (S. 296) zu vermuthen, daß die Verfasser dieser Chroniken und einige andere Florenz des Ersten Gemahlin, die Gertrud hieß, mit Florenz des Andern Gemahlin verwechselt haben, welches auch, wie Scriverus (Levens der Graaven, in Floris II. p. 119) schon gezeigt hat, in der im J. 1492 zu Mainz gedruckten sächsischen Chronik geschehen ist. So nach Wagenaar. Aber im Chronographus Saxo und im lüneburger Zeitbuche könnte nur eine Verwechslung des Namens, nicht der Person stattfinden, denn Gertrud, die Gemahlin Florenz des ersten, welcher im J. 1061 erschlagen ward, kann nicht die Halbschwester des Herzogs Lüder's aus Hedwig's zweiter Ehe sein, da diese durch Gebhard's Fall in der Schlacht bei Homburg an der Unstrut im J. 1075 Witwe ward (s. F. Wachter, Thüring. Gesch. 1. Th. S. 316) und nun zur zweiten Ehe schritt, und in dieser Getruden oder mit anderm Namen Petronella'n gebar. Bemerkenswerth ist auch die Stelle bei dem Verfasser des Chron. Ursp. (strasburger Ausgabe v. 1609. S. 224): Ubi (in Hollandia) matrona quaedam, *cujus nomen excidit*, soror nimirum Lotharii ducis, cujus et patricinio confisa, Imperatori rebellata (rebellare) praesumebat. Warum ist dem Verfasser der Name dieser merkwürdigen Frau entfallen? Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß er sie mit zwei Namen, bald mit Gertrud, bald mit Petronella, hatte nennen hören. Beide schwebten ihm, als er schrieb, vor. Er wußte nicht mehr, daß sie durch zwei Namen bezeichnet worden, und war nun zweifelhaft, da ihm doch zwei Namen vorschwebten, welchen er wählen sollte, und nannte sie, um keine Unrichtigkeit zu begehen, lieber gar nicht. Der Annalista Saxo dagegen, welcher in Beziehung auf diesen Gegenstand mehr Hilfsmittel hatte, ergänzte ihn in der dem Chron. Ursperg. entsprechenden Stelle, auf diese Weise: Ubi (in Hollandia) soror Liuderi Ducis *Gertrudis sive Petronella*, ejusdem Ducis patrocinio confisa Imperatori rebellare praesumebat.

2) Halbschwester; ihr Vater war nämlich nicht, wie Dithmar (Dissert. Acad. p. 293) aufstellt, Graf Gebhard von Suplinburg, doch war sie auch mit diesem blutsverwandt, da die Ehe Gebhard's von Suplinburg und Hedwig's, der Enkelin des Grafen Konrad (des Bruders des nordsächsischen Markgrafen Wilhelm, der 1056 gegen die Luiticen fiel), Tochter der an den bairischen Grafen Friedrich von Vorenbach (Formbach) vermählten Gertrud wegen Blutsverwandtschaft auf der Synode zu Halberstadt für unstatthaft erklärt ward; Herzog Lüder entsproß aus Hedwig's erster Ehe. Aus ihrer zweiten Ehe, nämlich mit dem Herzog Dietrich von dem Westerlande erblühte Gertrud (Petronella); s. das lüneburger Zeitbuch. S. 1372.

ster des Herzogs Lüder, Gertrud oder Petronella, auf den Schutz dieses Herzogs vertrauend, sich gegen den Kaiser zu empören. Im J. 1124 that Kaiser Heinrich eine Heerfahrt wider diejenigen, welche ihm in Holland entgegen waren. Er unterwarf sie, wiewol nur langsam, und begab sich dann in die oberen Gegenden, indem er die Königin an den Grenzen Lothringens zurückließ. Um Mittfasten (1124) hielt er mit einigen Großen eine Unterredung zu Worms, den übrigen aber, die nicht zugegen waren, nämlich den Sachsen, Baiern und Böhmen, sagte er, daß sie auf den 7. Mai 1124 zu Hofe nach Bamberg kommen sollten, an, hauptsächlich wegen des Übermuthes des Herzogs Lüder's, welcher gewisser Auflehnungen gegen das Reich bezüchtigt ward, die er wegen der von dem Kaiser seiner Schwester zugefügten Demüthigung [3]) unternahm. So nach dem Chron. Ursperg. und dem Annalista Saxo. Petronella brachte auf diese Weise große Kriegsdrangsale über Holland. Aber doch entsproß daraus, daß Petronella durch die Empörung gegen den Kaiser ihre Anhänglichkeit an ihren Bruder, den Herzog Lüder von Sachsen, bewährt hatte, auch Gutes für Holland, als nach des Kaisers Heinrich's V. Tode im J. 1125 Herzog Lüder von Sachsen den Thron des teutschen Reichs bestieg. Zwischen diesem und dem dazu gehörigen Holland waren häufig Reibungen entstanden, da die Grafen des letztern wegen der Sicherheit der Lage ihres Landes und der Schwierigkeiten dahin zu heerfahrten, nicht selten den Befehlen der teutschen Könige oder rücksichtlich Kaiser getrotzt hatten. Jetzt jedoch erhielt die Gewalt des Reiches der Bruder der mit ihm befreundeten Regentin von Holland. Gleichwie vormals die Bischöfe von Utrecht die Gunst der Könige oder rücksichtlich Kaiser zur Ausbreitung ihrer weltlichen Macht benutzt, und sich die Grafschaft Oster- und Westergow hatten schenken lassen, so war jetzt Petronella, welche den Bischof Godebald von Utrecht wegen jenes ansehnlichen Theils von Friesland bekämpfte, durch ihren Bruder begünstigt glücklich, und dem Bischofe Godebald wurde jetzt vom Kaiser Lothar die wichtige Schenkung abgenommen welche Bischof Konrad vom König Heinrich IV. erhalten hatte [4]). Diese Schwächung der weltlichen Macht des Bisthums Utrecht war gewiß für die aufstrebenden Grafen von Holland nützlich, wenn man auch bemerkt [5]) findet, daß weder die Utrechter noch die Holländer von diesen kaiserlichen Schenkungen große Vortheile gehabt haben. Petronella, bemüht, auf allen Seiten die Macht ihres Sohnes und Mündels zu vergrößern, konnte den Versuch, die Grafschaft Flandern für ihn zu erlangen, nicht unterlassen. Graf Karl der Gute von Flandern, welcher den 2. März 1127 zu Brügge umgebracht ward, hinterließ keine Kinder. Unter den Verschiedenen [6]), welche Ansprüche auf die Grafschaft Flandern machten, war Petronella. Freilich aber waren die Ansprüche ihres Sohnes, Dietrich's VI., nur ein Schein. Nämlich seit der Heirath der Gräfin Gertrud mit Robert dem Friesen schienen die Holländer eine Foderung auf Flandern zu haben. Aber diese hatte blos scheinbar Grund, da Dietrich V. von Holland nur der Stiefsohn Robert's des Friesen, des jüngeren Sohnes des Grafen Balduin's V. von Flandern, war, indem Robert die verwitwete Gräfin Gertrud von Holland, die in erster Ehe mit dem Grafen Florenz I. von Holland Dietrich den Jüngeren geboren hatte, während dessen Minderjährigkeit heirathete, und so zum Besitze der Regentschaft und Grafschaft Holland gelangte, und Gertrud erst in zweiter Ehe mit Robert dem Friesen einen andern Robert gebar, welcher, da sein Vater nach seines Bruders Balduin's Tode (1070) sich in den Besitz der Grafschaft Flandern setzte, nach seines Vaters Tode im J. 1093 Graf von Flandern ward. Diese Verhältnisse gaben also Dietrich dem Sechsten von Holland keine gegründeten Ansprüche auf die Grafschaft Flandern, als sie durch den Tod Karl's des Guten, welcher im J. 1119 Balduin VII., sowie dieser im J. 1111 Robert II. gefolgt war, im J. 1127 erledigt ward. Man vermuthet daher, daß die Macht der Holländer und die Herrschsucht der Gräfin Petronella mehr, als ein gegründetes Recht die Ansprüche auf die Grafschaft Flandern veranlaßt haben. Viele flanderische Edelleute und Städte hatten zu dem Grafen von Holland Neigung bezeigt. Im Falle dieser die gräfliche Würde von Flandern erlangt haben würde, würde auch dem alten Streite der Holländer und Flanderer wegen Walcherns ein Ziel gesetzt worden sein. Petronella, sich auf die Gunst der Flanderer verlassend, nahm in Begleitung ihres Sohnes und eines ansehnlichen Gefolges sogleich den Weg nach Brügge, und erschien hier am 16. März 1127, 14 Tage nach dem Tode Karl's. Sie ließ kein Mittel unversucht, und wandte viel Geld

3) Denn in dieser allgemeinen Bedeutung von Verletzung, Schaden, Züchtigung überhaupt muß man das injuria in der Stelle im Chron. Ursperg. (p. 201) nehmen, wo es in Beziehung auf die Unterredung, welche Kaiser Heinrich mit den Großen des Reiches zu Mittfasten zu Worms hielt, und auf den Hoftag, den er den 7. Mai zu Bamberg zu halten ansagte, heißt: Maxime propter Lotharii ducis insolentiam, quae (qui hat der Annalista Saxo) nova quaedam moliri notabatur contra Rempublicam ob sororis suae praescriptae illatam ab Imperatore injuriam; der Annalista Saxo (p. 653) bezieht die vom Kaiser zugefügte injuria zugleich auf Lothar, er sagt nämlich ob sororis suae illatam *sibi* ab Imperatore injuriam, Lüder nahm also nach diesem die Heerfahrt des Kaisers gegen die Schwester als Beleidigung auf. Doch hat der Ausdruck im Chron. Ursperg., wenn man injuria in jener allgemeinen Bedeutung von Schaden, welche es auch hat, nimmt, auch einen guten Sinn. Albert Kranzius (Saxoniae Lib. VI. c. 44. Frankfurter Ausg. der Opp. von 1621. S. 136) drückt das, was er in seiner dem Chron. Ursp. oder dem Annalista Saxo entsprechenden Quelle vorfand, so aus: Qui (Lotharius) propter germanam sororem, quam Imperator ad juga compulisset, se commovisse videbatur, nachdem er weiter oben bemerkt hat, daß der Kaiser durch seine Heerfahrt nach Holland (im J. 1124) die hartnäckige Frau die Befehle zu befolgen und das Reich anzuerkennen gezwungen habe.

4) Sie besaß Markgraf Eckbert II. von Meißen als Reichslehen, und Kaiser Heinrich IV. entzog sie dem Geächteten, und gab sie dem Bisthum Utrecht zu eigen. s. die Urk. bei F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 65. 66. 5) Von *Ubbo Emmius*, Rer. Fris. Hist. Lib. VI. Vergl. Wagenaar S. 300. 301. 6) Arnulf von Dänemark, Karl's Schwestersohn; Dietrich von Elsaß, ein Sohn Gertrud's, der Schwester Robert's des Friesen; Stephan von Blois, Bruder des Grafen von Champagne und Wilhelm Klito, Sohn des Herzogs von der Normandie.

an, um die Gunst der flanderischen Herren zu gewinnen. Einige jedoch, die den Holländern nicht wohlwollten, verbreiteten listiger Weise das Gerücht, der König Ludwig VI. von Frankreich habe als Lehnsherr der Grafschaft Flandern dieselbe Wilhelm, dem Herrn von Ypern, verliehen. Dieses Gerücht versetzte die Freunde des Grafen von Holland in die größte Verlegenheit. Sie faßten zwar den Beschluß, daß sie nimmer zugeben wollten, daß Wilhelm, welcher der Theilnahme an der Ermordung Karl's für verdächtig gehalten wurde, zu der gräflichen Würde gelangte, wagten jedoch, aus Furcht vor der Macht Frankreichs, nicht, viel zu Gunsten des Grafen von Holland zu thun [7]). Während dessen traten außer Petronella für ihren Sohn und Wilhelm von Ypern noch andere Anfoderer an die Grafschaft Holland hervor, und die Verwickelung endete damit, daß nicht Wilhelm von Ypern, wie die Feinde des Grafen von Holland verbreitet hatten, sondern Wilhelm von der Normandie, der Schwestersohn Karl's, die Grafschaft von Flandern den 23. März 1127 erhielt, indem König Ludwig VI. von Frankreich, welcher als Lehnsherr von Flandern den Richterspruch zu thun hatte, sich zum Vortheile des letztgenannten Bewerbers entschied, entweder weil er in der That glaubte, daß Wilhelm von der Normandie das nächste Recht dazu hatte [8]), oder weil er ihm dadurch hinreichende Macht zur Beunruhigung des Königs von England zu verschaffen suchte. Auf diese Weise mußten die Gräfin Petronella und ihr Sohn Dietrich VI. ohne Erfolg aus Flandern nach Holland zurückkehren. Als Dietrich VI. ungefähr das 18. oder 20. Jahr erreicht haben mochte und nun die gräfliche Regierung antreten konnte, hatte sein ihm an Alter zunächst stehender Bruder Florenz der Schwarze sich seit einiger Zeit bei Vielen durch seine guten Eigenschaften beliebt zu machen gewußt. Um die Wette bewiesen Edle und Unedle, Geistliche und Weltliche ihm, der höflich und beredt war, ihre Hochachtung. Aber seine guten Eigenschaften wurden durch seine Herrschsucht getrübt. Diese verursachte, daß er die bevorstehende Erhebung seines Bruders mit scheelen Augen ansah. Dem Grafen Dietrich waren die Gesinnungen seines Bruders gegen ihn gar nicht unbekannt. Um den Unwillen zu stillen, der bisweilen zwischen beiden Brüdern stark hervorbrach, hatte, wie es schien, die Gräfin Petronella genug zu thun. Wie man vermuthet, sah diese herrschsüchtige Frau die Streitigkeiten zwischen ihren Söhnen nicht so ungern, als es schien, weil sie, so lange dieselben währten, sich Hoffnung machen konnte, die Regierung der Grafschaft zu behalten, welche sie so lange führte, als es nur immer möglich war [9]). Wegen der Feindseligkeiten der Westfriesen that Graf Dietrich im Winter des Jahres 1132 einen siegreichen Einfall in ihr Land. Auf Ersuchen der Westfriesen, die Regierung über ihr Land zu übernehmen, und sie gegen die Übermacht seines Bruders zu vertheidigen, trat Florenz die Regierung über Westfriesland an. Dem Streite zwischen seinen Schwiegersöhnen setzte Kaiser Lothar ein Ziel. Kurz darauf verlor Florenz in einer Fehde mit dem Herrn von Arensberg sein Leben. Petronella, welche nach dem Antritte der Regierung durch ihren Sohn Dietrich nicht mehr in der Geschichte auftritt, hatte doch den Verdruß zu erleben, daß, nachdem sie im J. 1137 den Tod ihres kaiserlichen Bruders zu bedauern hatte, ihre Schöpfung, welche sie mittels desselben bewirkt hatte, nämlich die Vereinigung der Grafschaft Oster- und Westergow mit Holland vernichtet wurde, indem König Konrad III. durch Urkunden vom 9. April 1138 und vom 18. October 1145 dieselbe dem Stifte Utrecht zurückgab. Petronella starb den 23. Mai 1144, und ward unter großem Kostenaufwande im Nonnenkloster Benedictinerordens zu Rheynsburg begraben. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes dieses Kloster zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Laurentius, des siegreichen Blutzeugen, auf dem Alode ihres Rheynsburg geheißenen Schlosses andächtig erbaut [10]). (*Ferd. Wachter.*)

PETRONELLA (Sta.), Petronellenkapelle; diese, jetzt unter dem Eise des untern Grindelwaldgletschers verschwundene, Kapelle ist zu bemerken, weil sich an dieselbe eine, nicht zu bezweifelnde, Tradition knüpft, daß in frühern Zeiten aus dem bernerschen Grindelwaldthale durch das Thal zwischen dem Eiger und dem Mettenberg, welches jetzt jener Gletscher ausfüllt, ein Weg an dem Viescherhorn vorbei ins Land Wallis hinübergeführt habe. An diesem Wege soll die Kapelle gestanden haben, bis das früher fruchtbare Thal von dem vorrückenden Eise ganz bedeckt wurde. Im Dorfe Grindelwald findet sich noch eine Glocke, die aus dieser Kapelle dorthin soll gebracht worden sein, als ihre Zerstörung durch das Eis unvermeidlich geworden war. Auf der walliser Seite dieses Übergangs glaubt man im Viescherthal noch Spuren des alten Weges entdeckt zu haben. Jetzt ist es unmöglich dort hinüberzukommen. Die Letzten, denen dies gelang, waren, soviel man weiß, einige Berner, die während des einheimischen Krieges vom Jahre 1712 sich aus dem Wallis über die Gletscher des Viescherthales, jedoch unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren, nach den Grindelwaldgletschern retteten. Über die Zeit aber, zu welcher diese Thäler mit Eis angefüllt worden, fehlt es gänzlich an Nachrichten. (*Escher.*)

PETRONI (Richard), war geboren in der Mitte des 13. Jahrh. in Siena. Seine Familie, welche die ita-

7) *Galbert. Brug.* de Vita et Martyr. bei *Scriverius*, Graaven p. 132. 8) *Sugerius Abbas*, De Vita Ludovici Grossi bei *Pithoeus*, Hist. Franc. Scriptt. p. 9. 9) Wagenaar S. 301. 302.

10) Magnum Chronicon Belgicum ex chronicis p. 144. Nach Andern wäre das Kloster zu Rheynsburg von der Gräfin Petronella nicht erbaut, sondern nur wiederhergestellt, und ansehnlich beschenkt worden. Allerdings hatte Graf Dietrich II. auf der Wahlstatt bei Rheynsburg, wo er die Friesen schlug, und wo nachmals das Nonnenkloster stand, zum gottesfürchtigen Denkmale eine Kirche erbaut. Aber das Nonnenkloster, welches sich nachmals auf jener Wahlstatt erhob, war Petronella's andächtige Schöpfung, wiewol später vier Stifter angenommen wurden, sodaß auf das Glasfenster die Grafen Dietrich und Florenz, Petronella, Hollands Fürstin, und noch eine andere Fürstin, dem Hause Sachsen entsprossen, gemalt wurden. (*Lud. Guicciardinus*, Belgii Descriptio. Amstelodami 1613. p. 187.)

lienischen Biographen direct vom Consul Petronius herleiten, zeichnete sich seit längerer Zeit durch die geistreichen und verdienstvollen Männer aus, die sie hervorbrachte. Unter Anleitung des berühmten Accursius widmete er sich ganz der Rechtswissenschaft und machte darin so bedeutende Fortschritte, daß er theils in seiner Vaterstadt sehr bald zu einem Lehrstuhl befördert, theils vom Könige Karl I. von Neapel zu einer der ersten juristischen Lehrstellen in Neapel berufen wurde. Der Papst Bonifacius VIII. ertheilte ihm gemeinschaftlich mit zweien andern Rechtsgelehrten den Auftrag, eine neue Sammlung der Decretalen zu veranstalten, welche bekanntlich den zweiten Theil des Corpus juris canonici bildet. (Vergl. die Art. Decretalen I, 23. p. 306 und Kanonisches Rechtsbuch.) Die Art, wie er diesen Auftrag vollzog, erwarb ihm das Wohlwollen des Papstes, der ihn zum Vicekanzler der römischen Kirche ernannte und zur Cardinalswürde erhob (1298). Auch der Nachfolger dieses Papstes, Clemens V., schenkte ihm sein Vertrauen; 1311 besuchte er das Concil von Vienne, was die Abschaffung vom Orden der Tempelherren decretirte; später wurde er als Legat nach Genua geschickt. Hier starb er den 26. Febr. 1314. Seine Leiche wurde nach seiner Vaterstadt Siena gebracht, wo er bei seinen Lebzeiten mehre Gotteshäuser gegründet und reich fundirt hatte, wie er auch testamentarisch die Armen dieser Stadt freigebig bedacht hat; in der dortigen Pfarrkirche ist ihm ein prächtiges Grabmal errichtet. (Nach *Weiss* in Biogr. Univ.) (*H.*)

PETRONIA, ein kleiner, in die Tiber auslaufender Fluß, welchen die römischen Magistrate nach vorausgegangenen Auspicien überschritten, wenn sie sich nach dem Campus Martius begeben wollten. Vergl. *Festus* s. v. und *Phil. Cluver* Ital. ant. Tom. I. p. 718. (*Krause.*)

PETRONIA, Steinfink, eine von Kaup (Das Thierreich in seinen Hauptformen 2. Bd. S. 156) für die Fringilla petronia *Lin.* aufgestellte Finkengattung. Der Schnabel gerade und stark, wie bei den echten Finken, aber an der Wurzel etwas aufgeblasen. Das Gefieder ist in mancher Beziehung dem der Sperlinge ähnlich, weicht aber doch in einigen Stücken sehr davon ab. Männchen und Weibchen gleichen sich. Der Schwanz ist kurz und die Flügel sind länger; die zweite Schwungfeder die längste, etwas länger als die erste, die Spitze der vierten steht in der Mitte zwischen der dritten und fünften; die zweite und dritte Schwinge deutlich, die vierte schwach auf der Außenfahne verengt. Lebensart der Sperlinge. Man hat bisher den Steinfink bald unter die Sperlinge, bald unter die echten Finken, bald gar zu den Kernbeißern rc. gebracht und es ist daher durch Aufstellung dieses neuen Subgenus diesem Vogel eine feste Stelle angewiesen. Merkwürdiger Weise haben Blasius und Keyserling diese Gattung umgetauft und ihr den schon längst von Cuvier für die Sperlinge — welche sie aber nach Pallas Passeres nennen — verbrauchten Namen Pyrgita gegeben. Allgemein bekannt ist der gemeine Steinfink, Steinsperling, Graufink, Fringilla petronia *Lin.*, franz. La Soulcie (Abbildungen bei Naumann, Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, 2. Ausgabe Taf. 116, Fig. 3—4 und in *Buffon*, planches enluminées, Nr. 225). Alle oberen Theile graubraun, an den unteren Theilen weiß gemischt; über die Augen läuft ein weißgelber Streif und über diesen ein breiterer brauner gegen den Hinterkopf; obere Theile dunkelbraun gefleckt, auf weißgraulichem Grunde, an der innern Fahne der Schwanzfedern und an ihrer Spitze ein runder weißer Fleck; am Vorderhalse ein lebhafter gelber Fleck. Oberkiefer braun, Unterkiefer gelblich; Beine bräunlich fleischfarben. Das Weibchen ist wenig vom Männchen verschieden, hat nur einen unscheinbareren Fleck am Halse. Körperlänge ungefähr sieben Zoll. Dieser Vogel hält sich in gebirgigen Gegenden, in Felsen und alten Mauern im wärmeren Europa auf, findet sich besonders in Italien, in dem südlichen Frankreich, in der Schweiz, auch in einigen Gegenden Teutschlands, z. B. um Wiesbaden, in der Wetterau, kommt aber nicht leicht weiter nördlich vor. Man hat ihn auch schon auf der Insel Teneriffa, in Syrien und am untern Uralflusse beobachtet. Er nährt sich größtentheils von Sämereien, baut sein Nest in Höhlen und Löchern in alten Ruinen oder in Felslöchern oder in hohlen Bäumen. Die Eier sind trübweiß, mit aschgrauen und braunen Punkten. Ob noch andere Arten in diese Gattung zu bringen sind, ist bisher noch nicht bestimmt worden. (*Streubel.*)

PETRONIA LEX. Durch dieses Gesetz und die sich darauf beziehenden Senatsschlüsse wurde den Herren die Befugniß genommen, nach eigner Willkür ihre Sklaven mit wilden Thieren kämpfen zu lassen; nur der Richter sollte berechtigt sein, wenn er die Klage des Herrn begründet fände, diese Strafe über den Sklaven zu verhängen (Fr. XI D. ad leg. Corn. de sicar. 48, 8). Auch das Gesetz, welches bestimmte, daß bei Streitigkeiten über Freiheit, falls sich bei den Richtern Stimmengleichheit ergäbe, für die Freiheit entschieden werden sollte, wird in Fr. XXIV D. de manumiss. 40, 2 von einigen Hdschrr. Junia Petronia, in andern Junia Patronia genannt, und sind manche Gelehrte der Meinung gewesen, daß beide denselben Petronius zum Urheber gehabt hätten. Man setzt sie in die Zeit des August. Eine disquisitio de lege Petronia hat ein holländischer Jurist, Hermann Nordkerk, in seinem Specimen lectionum (Amsterd. 1731) verfaßt. Aus einer im Amphitheater des Pompejus gefundenen und von Arditi (legge Petronia illustrata col mezzo di un antica inscrizione revenuta nell amfiteatro di Pompei. Memorie del *Cav. Arditi.* (Neap. 1817. 64 S. gr. 4. Vergl. Götting. gel. Anz. 1. Juni 1826) herausgegebenen und in erläuterten Inschrift soll sich ergeben, daß die lex Petronia jedenfalls vor dem Jahre 59 n. Chr. gegeben sein müsse. (*H.*)

PETRONII VICUS, ein Ort in Gallia Narbonensis, am Druentia, gegen Norden gelegen. Derselbe wird von den Scriptores med. aevi erwähnt. Sickler 1. Th. S. 82. (*Krause.*)

PETRONIUS. Die plebejische Ritterfamilie Petronius [1]) ist zwar nicht ganz unberühmt, da mehre ihrer

1) Aus zwei Bemerkungen des Festus (s. v. Petrones und

Glieder zu den höchsten Staatsämtern gelangten, doch würde es schwerlich von großem Nutzen sein, sie näher ins Auge zu fassen, wenn nicht einer dieser Familie, Petronius Arbiter, einen Roman hinterlassen hätte, welcher seit Jahrhunderten ein Zankapfel in den Händen der Gelehrten gewesen ist. Der älteste Petronius, welchen wir kennen, ist M. Sabinus; sein Andenken ist dadurch erhalten, daß ihm der Duumvir M. Tullius ein seiner Sorgfalt anvertrautes Buch, in welchem die Geheimnisse der bürgerlichen Sacra enthalten waren, zur Abschrift überliefert hatte; um dieses Verbrechens willen ließ König Tarquinius beide ins Meer stürzen [2]). Im Zeitalter des Augustus lebten, soviel wir wissen, drei Petronier, M. Petronius Passer [3]), wofür jedoch Popma bei Gesner Cätronius schreiben will, weil Passer in einer Inschrift das Cognomen eines Cätronius ist; ebenso urtheilt Ursinus. Der zweite P. Petronius wurde vom Kaiser Augustus als Nachfolger des Cornelius Gallus zum Präfecten von Ägypten ernannt, und zeichnete sich hier im Kriege gegen die Äthiopen durch Eroberung vieler Städte aus [4]). Endlich kennen wir aus dem Senatsconsult über die Ludi Saeculares einen Lucius Petronius RU. (finus) [5]). Aus Tiberius' Zeit ist nur C. Petronius Umbrinus bekannt [6]). Einen Publius Petronius schickte Caligula als Nachfolger des Vitellius nach Syrien [7]). Nachher war er der Legat des Claudius [8]). Doch ist dieses vielleicht der Vater des Gouverneurs von Syrien, da Seneca seinen Tod vor Claudius ansetzt. Wichtiger wird die Familie für uns im Zeitalter des Nero. Hier zieht zuerst Cajus Petronius [9]), wie die Handschriften und ältesten Ausgaben des Tacitus ihn nennen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte mit andern Männern, Annäus Mella, Cerialis Anicius und Rufinus Crispinus gemeinsames Loos. Tacitus schildert ihn nicht, wie man wol angenommen hat, als einen Mann von solchem Charakter, wie ihn der Verfasser des Satyricon haben muß. Er malt ihn als einen Wollüstling, der den Tag über schlief, die Nacht auf seine Geschäfte und Genuß verwandte. Doch war er kein Schlemmer und Schwelger gewöhnlicher Art, er hatte die Wissenschaft des Genusses studirt und wußte zu genießen, wie kein Anderer. Seine Rede und Handlungsweise war allerdings locker, doch erblickte man darin lieber eine gewisse Nachlässigkeit, und einen Anflug von Einfachheit, Menschen von solchem Charakter bringen es in schlechten Zeiten nicht selten zu hohen Würden. Unser Cajus wurde Proconsul von Bithynien und bracht ees gar zum Consulat. Diesem Amte zeigte er sich gewachsen, stand ihm mit Kraft und Würde vor. Allein diese Ehrenstellen genügten ihm nicht. Er warf die Maske ab, weil er höher steigen wollte; als kluger Beobachter schlechter Fürsten sah er ein, daß er zu diesem Ende zum Laster zurückkehren müsse. Durch Nachahmung der kaiserlichen Laster wurde er Vertrauter des Nero. Der Kaiser hielt große Stücke auf ihn, ließ ihn Tonangeber sein (arbiter elegantiae), und Alles, was am Hofe für fein, angenehm und zart gelten sollte, trat dann erst in seine Rechte ein, wenn Petronius es geprüft hatte. Durch diese seine Meisterschaft zog er sich aber den Haß des Tigellinus zu, der sein Nebenbuhler war, und gleichfalls Meister in der Genußkunst sein wollte. Tigellinus kennt den Fürsten, er weiß, daß er noch mehr blutgierig als wollüstig ist, zeiht Petronius des Verbrechens der Freundschaft mit Scevinus, und kauft einen Sklaven, um sich Glauben zu verschaffen und den Feind anzuklagen. Das war genug, Petronius darf sich nicht mehr vertheidigen, und die Mehrzahl seiner Sklaven wird in Bande geschlagen. Denn mit dem Tode des Flavius Scevinus war Nero's Haß nicht eingeschlafen. Er hatte ihm ja den Tod gedroht und sein Haus den Verschworenen geöffnet [10]). Der Kaiser war in diesen Tagen zufällig nach Campanien gegangen, und Petronius wird in Cumä festgenommen. Wie gewöhnlich erst im Unglück der Charakter eines Menschen deutlich wird, so zeigt sich auch Petronius im Gefängniß als einen Menschen, dem es an innerer Kraft gebricht, und doch wagt er es noch nicht einmal plötzlich vom Leben zu scheiden, der gewaltsame Tod ist ihm ein schrecklicher Gedanke, er sucht daher sein Ende einem natürlichen ähnlich zu machen, und läßt sich die Pulsadern öffnen und wieder verschließen, um seinen Tod einige Tage zu verschieben. So empfängt er seine Freunde, nicht um ernste Reden mit ihnen zu wechseln, nicht um zuletzt noch Ausdauer und Seelenstärke zu zeigen, nicht sucht er Trost aus Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und den Satzungen der Philosophen; leichte und gefällige Lieder läßt er sich singen. Einige Sklaven beschenkend, andere züchtigend, ergab er sich den Freuden der Tafel und dem Schlaf, um so wenig als möglich an sein nahes Ende erinnert zu werden. Dagegen sinnt er im Geiste auf Rache an seinem Kaiser, sie kann nur kleinlich werden, wie sein ganzes Leben keinen großen Zug verräth. Während die meisten Verurtheilten in einem ihrem Testamente angehängten Blatt dem Kaiser oder Tigellinus oder einem anderen hochgestellten Manne schmeichelten, indem sie über einen Theil ihres Vermögens zu Gunsten derselben verfügten, beschrieb Petronius die Schandthaten des Nero, nannte darin die Lustbuben und Buhlerinnen mit jeder Neuheit der Zulassung (nicht wie Voltaire meint unter fingirten Namen. Mélanges historiques XIV.), und schickte dies versiegelt an ihn ab, zerbrach jedoch zuvor seinen Siegelring, damit man sich dessen nicht gegen

---

Petronia) geht hervor, daß Petronius eigentlich ein Localadjectiv ist, und den Anwohner des Stromes Petronia, welcher in die Tiber fällt, bezeichnet. Petrones sind nach Festus Felsenbewohner, wahrscheinlich in der Nähe des Stromes. Dadurch würde denn auch P. Burmann's Ansicht unterstützt, daß Petronius als Verfasser des Satyrikon, wie Apicius als Verfasser des Kochbuchs ein fingirter Name sei, wenn diese Ansicht nur sonst irgend haltbar wäre.

2) *Valer. Max.* de religione. 1, 19. 3) *Varro* D. R. R. III, 2. 2. 4) *Plin.* H. N. VI, 29. *Strab.* XVII. p. 788. *Dio Cass.* 734, 54. *R.* und *Xiphilinus. Strab.* II, 95 und der Grammatic. Anonym. bei *Sturz. Dio Cass.* Not. 54. 5) *Gruter.* C. I. R. p. 328, 1. 6) Ib. p. 200, 6. 7) *Joseph.* l. 18, 15. Jornandes (de regnor. et tempor. success. c. 65) nennt ihn Cajus. 8) *Seneca*, De morte Claudii. Opera IV. p. 390 ed. Bip. 9) *Tacit.* Annal. XVI, 17—20.

10) *Tacit.* Ann. XV, 54, 55, 70.

irgend jemand bedienen könne. Lange konnte Nero nicht begreifen, wie seine nächtlichen Lüste, die er für ein Geheimniß gehalten hatte, an das Licht und zu den Ohren der Menschen gekommen sein möchten; endlich verfällt er auf Silia, die Frau eines Senators, welche er selbst zu jeglicher Lust gebraucht hatte, die aber zugleich eine vertraute Freundin des Petronius war. Um künftigen Ausplaudereien vorzubeugen, wird sie ins Exil geschickt, unter dem Vorwande, daß sie nicht verschwiegen habe, was sie gesehen und selbst mit durchgemacht. Das ist die Geschichte des Cajus Petronius, welche wir aber aus keinem andern Schriftsteller kennen.

Aber an Nero's Hofe muß auch jener Titus Petronius [11]) gelebt haben, welchen man so gern mit dem erwähnten Cajus identificirt. Von diesem weiß man, daß er aus Haß gegen Nero, um seine Tafel verwaiset zu machen, Moriturus, ein kostbares Gefäß aus Myrrha gefertigt, zerbrochen habe. Es wird ein Verwandter, vielleicht ein Sohn des Cajus sein, der wahrscheinlich in das Unglück des Cajus verwickelt, an der Tafel des Nero bei irgend einem Gastmahle, wie es scheint, vergiftet wurde, aber seinen Untergang noch früh genug merkte, um die kleinliche Rache üben zu können. Diesen Titus kennt dagegen Plutarch [12]). Cajus übrigens konnte Moriturus, das Gefäß, nicht zerbrechen, da ihm Nero sicherlich nicht die prächtigsten Geräthschaften seiner Tafel ins Gefängniß nachgeschickt haben wird. Auch einen Publius Petronius kennen wir aus der Regierungszeit des Nero, der, wahrscheinlich in das Unglück seines Hauses verwickelt, von Nero zum Tode verurtheilt wurde [13]). Das traurige Schicksal, welches die Petronier um diese Zeit verfolgte, scheint sogar fortgeerbt zu sein. Denn Pontia, des Publius Tochter und Gattin des Drymio, vergiftete nach dem Tode ihres Mannes ihre beiden Söhne, um ihre Güter an sich zu reißen, verrieth sich jedoch später selbst, und starb wie Cajus an zerschnittenen Pulsadern [14]). Ihr Vater Publius ist aber ohne Zweifel derselbe, in dessen Hause C. Lutorius das verhängnißvolle Gedicht auf den Tod des Germanikus vorlas, das ihm bald, ungeachtet der Vertheidigung des Lepidus, den Tod im Gefängnisse brachte [15]). Das geschah im J. 774; 15 Jahre später, 789, wurde Publius Consul, und als solcher nominelles Mitglied der Commission, welche den Brandschaden tariren sollte, welcher den Aventinus und den anliegenden Theil des Circus verzehrt hatte [16]). Sein Tod wird nach 820 anzusetzen sein. Gleichzeitig lebte Petronius Turpilianus, welchen wir aus mehren Schriftstellern und einer Inschrift kennen. Unter dem Consulat des Verninius Rufus und Memmius Regulus war er Curator der für Rom so wichtigen Wasserleitungen [17]) im J. 817 zusammen mit Cäsorius Pätus Consul [18]) und im folgenden Jahre Nachfolger des Suetonius in Britannien, wo er schon früher als Legat gestanden hatte [19]) und erhielt im J. 819 zugleich mit dem designirten Prätor Coccejus Nerva und dem Präfecten der Leibwache Tigellinus die Ehre des Triumphs [20]), wurde aber 822 unter Galba hingerichtet [21]). Noch ist aus Nero's Zeit ein Petronius Priscus bekannt, der vom Kaiser im J. 819 auf eine der wüsten Felseninseln des Ägäischen Meers verbannt wurde mit mehren seiner Unglücksgefährten [22]).

Der nächste uns bekannte Petronius Castus wird unter Vitellius anzusetzen sein [23]). Aus dem Zeitalter des Vespasian kennen wir einen P. Petronius Salvius [24]), unter Domitian P. Petronius Achilles, welcher unter des Kaisers achtem Consulat, und zwar als er schon zum neunten designirt war, das Amt eines Legaten verwaltete [25]). Petronius Secundus war unter diesem Kaiser Präfect der Leibwache, Collega des Norbanus und sein Mitschuldiger, der zuletzt von den Soldaten erschlagen wurde [26]). Unter Nerva Trajanus kennen wir Lucius Petronius Fronto im Amte eines Quatuorvir [27]) und vielleicht lebte damals auch P. Petronius Pätus [28]), ferner P. Petronius Modestus [29]). Mehr tritt die Familie im Säculum des Hadrian hervor. Unter seiner Regierung kennen wir zuvörderst den Quatuorvir Cajus Petronius mit seinen beiden Söhnen, Eroratus und Aquila [30]). Den Consul Petronius Probianus mit seinem Collegen Anicius Probus im J. 958 [31]). C. Petronius Felix [32]) und Sextus Petronius Euscherus [33]). Unter Antoninus Pius, und nicht unter Hadrian, wie man gewöhnlich annimmt, bekleidete ein gewisser Petronius Mamertinus außer mehren militairischen Posten auch das Amt eines Tribunen der Leibgarde [34]). An diesen existirt noch ein Brief des Fronto, wie Niebuhr bemerkt [35]). Sein Bruder, der gleichfalls uns aus einer Inschrift bekannt ist, hieß M. Petronius Septimianus [36]), welcher unter Commodus im J. 942 der Stadt das Consulat erhielt, ferner Lucius Petronius Septimius Novianus [37]), Publius Petronius Maternus [38]), Duumvir mit Cajus Julius Julianus. Drei Petronier ließ Commodus hinrichten, Petronius Mamertinus, Sura und Antoninus, den Sohn des Mamertinus [39]). Sogar auf den Kaiserthron gelangte ein Glied aus diesem Geschlecht, freilich nicht durch Verdienste, sondern weil er die Anfoderungen der Soldaten befriedigen konnte. Der Vater des Kaisers Didius Julianus hieß, wie wir aus Älius Spartianus wissen, Petronius Didius Severus [40]). L. Petronius Niger war, wie es scheint, Ädil unter Septimius Severus [41]). Den Petro-

11) *Plin.* H. N. XXXVII, 2. 12) De adulatore et amico. c. 35. 13) Vet. Schol. ad *Juvenal.* Sat. VI, 638. 14) *Juvenal.* Sat. VI, 637, c. interpr. 15) *Tacit.* Ann. III, 49. 16) Ib. VI, 45. 17) *Frontin.* de aquae ductib. c. 102. 18) *Gruter.* p. 62, 7 und die Münze bei *Burmann.* II. p. 277.

19) *Tacit.* Ann. XIV, 39. Agricol. XVI. 20) *Tacit.* Ann. XV. 72. 21) *Ej.* Hist. I, 6, 37. 22) *Ej.* Ann. XV, 71. 23) *Gruter.* p. 556, 6. 24) Ib. p. 173, 3. 25) Ib. p. 1081, 2. 26) *Eutrop.* VIII, 1. *Victorin.* in epitom. Caesarum. c. 12. *Dio Cass.* 1114, 64 *R.* 27) *Gruter.* p. 456, 1 und vielleicht C. Petronius Fabius Fronto p. 449, 3. 28) *Gruter.* p. 1002, 2. 29) Ib. p. 193, 2. 30) Ib. p. 449. 31) Ib. p. 364, 1. 32) Ib. p. 250. 33) Ib. p. 250. 34) Ib. p. 258, 8. 35) bei *Orelli* Inscript. Latin. Select. amplissima Collectio. Nr. 855. 36) *Gruter.* p. 950, 9. 37) Ib. p. 300, 1. 38) Ib. p. 261, 9. 39) *Aelius Lamprid.* in Commod. Antonino. c. VII. 40) Script. Hist. Aug. I, 133 ed Bip. und die Inschrift bei *Gruter.* p. 302, 2. 41) *Gruter.* p. 263, 5.

nius Junior ließ dieser Kaiser ohne Verhör hinrichten [42]). Auch Antoninus Caracalla wüthete gegen dieses Haus, indem er einen Petronius vor dem Tempel des Divus Pius morden ließ, und nicht zufrieden damit, ihn aus dem Wege geräumt zu haben, seinen und des kurz vorher ermordeten Papinianus Leichnam über die Straße zu schleifen befahl [43]). Mit dem Kaiser Gallienus zusammen bekleidete das Consulat L. Petronius, L. F. Sabinus, Taurus Volusianus [44]). Aus dem Zeitalter Constantinus des Großen kennen wir Petronius Perperna Magnus Quadratianus, der sich nach Bekleidung des Consulats und der städtischen Präfectur durch Herstellung der Bäder des Constantin auszeichnete [45]). Auch Petronius Probianus bekleidete unter Constantin die städtische Präfectur und wurde nachher Nachfolger des Älianus im Proconsulat von Afrika [46]). Ein Petronius heißt Schwiegervater des Kaisers Valens [47]). Das Andenken des Petronius Apollodorus ist dadurch erhalten, daß er unter dem dritten Consulat des Valentinian und Valens dem Mithras zu Rom einen Altar weihte [48]). Um dieselbe Zeit bekleidete noch Sext. Petronius Probus außer andern hohen Staatsämtern auch das Consulat [49]). Der Präfect der Leibwache, Theodosius II., auch ein Petronius, hatte sogar den Ruf eines Gelehrten [50]). Ein anderer Petronius, der Consul war, heißt Vater des Honorius Pontifex [51]). Als Honorius, Theodosius und Constantius Censoren waren, zeichnete sich Petronius Maximus [52]) in Verwaltung des Consulats und der städtischen Präfectur dermaßen aus, daß ihm auf Antrag des Senats und des römischen Volks eine Säule errichtet wurde zum ewigen Gedächtniß seiner Verdienste. Sein naher Verwandter Petronius Probus bekleidete im J. 406 p. C. die Präfecturen Afrika, Illyricum, Griechenland und Gallien [53]). Der Sohn desjenigen Petronius, welcher unter Theodosius II. Präfect der Leibgarde war, ist der bekannte Präsul Bononiensis, unter dessen Namen man zwei Bücher hatte, de Vita Monachorum und de Ordinatione Episcopi. Sie waren jedoch zu gelehrt für ihn und man schrieb sie daher lieber dem Vater dieses Petronius zu, zumal da er im Werke selbst sagte, er sei Präfect der Leibgarde gewesen. Wenigstens machte der Vater auf diese Weise den Sohn berühmt [54]). Der Tochtersohn des berühmten städtischen Präfecten, Petronius Maximus, ist der Mörder des Kaisers Valentinianus III., wurde aber selbst vom König Geiserich umgebracht [55]). Der letzte Petronius, welchen die Geschichte kennt, war Abt in Monte Cassino im J. 719 p. C. [56]). Einen Arzt Petronius Diodorus kennen wir aus Plinius [57]). Endlich muß Petronius Antigenes erwähnt werden, bekannt durch seine Grabschrift [58]) und durch mehre Epigramme in den Catalectis Petronianis und ein Jurisconsultus Petronius aus *Isidorus* Origg. V, 26, 7. Noch kennen wir mehre Glieder dieser Familien aus Grabschriften, aber ihre Zeit ist ungewiß, und sie können daher von uns übergangen werden.

Da unter allen erwähnten Petroniern so wenig als von denen, welche noch in Inschriften vorkommen, deren Zeitalter sich nicht ermitteln läßt, keiner den Namen Arbiter führt, auch kein Schriftsteller des Alterthums das Zeitalter des Petronius Arbiter einigermaßen bestimmt, so kann man sich nicht wundern, wenn die Meinungen der Gelehrten in einem Zeitraume von 400 Jahren umherschweifen. Aber es drängt sich uns zuvor eine andere Untersuchung auf, nämlich ob Arbiter, welchen Namen der Verfasser des Satyrikon führt, ein Cognomen, oder ein Titel, oder (denn auch dies läßt sich vielleicht denken) ein fingirter Name sei? Cognomen eines Römers ist Arbiter überhaupt nicht. Diejenigen, welche den Verfasser des Satyrikon in die Zeit des Nero setzen, halten Arbiter allerdings dafür, oder sagen, es sei aus einem Amte dem Arbitrium elegantiae, welchem Petronius am Hofe des Nero vorgestanden habe, entstanden, und unter diesem Namen sei er seinen Zeitgenossen und der spätern Nachwelt bekannt geworden. Aber das ist ein Traum. Das Arbitrium elegantiae ist nie ein Hofamt am römischen oder byzantinischen Hofe gewesen. Wenn Tacitus den C. Petronius arbiter elegantiae nennt, so will er damit weiter nichts sagen, als daß Nero die Meisterschaft des Petronius in der Bestimmung des Schönen und Geschmackvollen anerkannt, nicht aber, daß Petronius auf kaiserlichen Wunsch oder Befehl diesen Posten angetreten, der nie ein Posten gewesen ist. Außerdem steht nicht wol zu begreifen, wie aus Arbiter elegantiae Arbiter geworden sei. Endlich ist der Ausdruck so echt Taciteisch und poetisch und so sehr dem Horatianischen Arbiter Hadriae spöttelnd nachgebildet, daß er schon aus diesem Grunde keine Hofcharge bezeichnen kann. Daß Arbiter ein fingirter Name ist, wie Burmann meint, wäre möglich, allein auch diese Annahme ist nicht recht einzusehen. Untersuchen wir daher, wo sich das Cognomen Arbiter zuerst findet. Tacitus nennt ihn zuvörderst nicht Arbiter, wie wir glauben bewiesen zu haben. Suetonius und Quinctilianus, welche dem Zeitalter des Nero am nächsten stehen, kennen überhaupt keinen Petronius, viel weniger einen Petronius Arbiter. Die ersten Schriftsteller, welche den Arbiter kennen, sind: Terentianus Maurus [59]) und Sidonius Apollinaris [60]). Servius, doch auch ein gelehrter Mann, citirt zwei Mal den Petronius, aber das Cognomen Arbiter kennt er nicht [61]). Luctatius Placidus citirt den Petronius Arbiter, ist also der erste, welcher Nomen und Cognomen zusammenstellt [62]). Dagegen citirt Hieronymus Episkopus Stridacensis blos den Arbiter [63]). Furius Publius Fulgentius nennt ihn einmal Pe-

42) Script. Hist. Aug. I, 153. 43) Ib. 192. 44) *Gruter*. p. 1028, 2. Script. Hist. Aug. II, 82. 45) *Gruter*. p. 777, 7. 46) *Burmann*, Petron. II, 278. 47) *Amm. Marcellin.* c. XXVI, 6, 7. T. I. p. 415 der Ausgabe von Wagner und Erfurdt. Leipzig 1808, und Lex VII. Cod. Theodos. 48) *Gruter*. p. 28, 1. 49) Ib. p. 450, 2, 3. 50) *Burmann*. Petron. II, 278. 51) Ibid. 52) *Gruter*. p. 449, 7. 53) Ib. p. 450, 1. 54) *Eucherius* Lugdunensis Episcopus epistol. ad *Valerian*. Maxima Biblioth Patrum VI. p. 860. 55) *Nicephorus Callistus* 29. 56) *Burmann*. II, 279. 57) H. N. XX, 8 und Dioscorides an mehren Stellen.

58) *Gruter*. 950, 7. *Orelli* Nr. 1174. 59) de metris. p. 2438. 60) ad Felic. v. 267. 61) ad Aeneid. l. III. v. 57 und l. XII. v. 159. 62) ad *Stat*. Theb. III. v. 661. 63) ad Demetr. 130. c. 19.

tronius, sonst aber immer mit dem Zusatz Arbiter[64]). Auch Fabius Planciades Fulgentius citirt Petronius, ohne ihn Arbiter zu nennen[65]), nennt ihn dagegen in einem andern Buche Petronius Arbiter[66]). Marius Victorinus Afer citirt den Arbiter und das Satyrikon des Arbiter[67]). Isidorus Episkopus Hispalensis wiederum Petronius ohne allen Zusatz[68]). Dagegen kennt der Grammatiker Diomedes den Arbiter[69]). Der Grammatiker Sergius citirt wieder den Petronius ohne Zusatz[70]). Auch Priscianus, welcher den Petronius zwei Mal citirt, kennt den Namen Arbiter nicht[71]). Ebenso Helenius Acron[72]) und Pompejus in Arte (Donati p. 151 *Lindem.*), während Joannes Episkopus Saresberiensis in der Nennung seines Namens schwankt, indem er ihn zwei Mal Arbiter, einmal Petronius nennt[73]). Conradus de Mure Canonicus Thuricensis zählt Petronius nach Persius auf, aber ohne auf den Namen Arbiter Rücksicht zu nehmen[74]). Vincentius Episkopus Beluacensis[75]) legte so wenig Gewicht auf diesen Namen, daß er den Satyriker Petronius mit dem Episkopus Bononiensis verwechselt, der Vorsteher der italienischen Kirche war und das Leben der Ägyptischen Väter beschrieb, durch seine Studien aber und sein unbescholtenes Leben sich so sehr auszeichnete, daß ihn die Mönche als Vorbild und Muster ihrer Satzungen betrachteten. Dann beruft er sich auf Gennadius, welcher zweifelt, ob ihm ein geistreicher demüthiger Tractatus zuzuschreiben sei, da die Sprache zu elegant ist, und zieht es vor, ihn seinem Vater, welcher Präfect der Leibwache unter Theodosius und Placidus Valentinianus war, zuzuschreiben. Dann citirt er aus einem theils prosaischen, theils poetischen Werke dieses Petronius, also entweder des Bischofs oder seines Vaters, des Präfecten der Leibwache, eine ziemliche Anzahl von Versen, welche im Satyrikon enthalten sind. Auch Antoninus Archiepiskopus Florentinus[76]) hat keine Ahnung von dem Namen Arbiter, sonst würde er unseren Satyriker nicht mit dem Episkopus Bononiensis verwechseln können. Dasselbe ist der Fall mit Joannes Trithemius Abbas Spanheimiensis[77]), der ihn gleichfalls für den Episkopus Bononiensis unter Theodosius und Valentinianus erklärt. Ebenso wenig weiß Jacobus Magni Eremita St. Augustini Autisiodorensis[78]) und Pomponius Sabinus, welcher ihn nach Claudius ansetzt[79]). Dagegen nennt ihn Domitius Brosonius Petronius Arbiter[80]). Wenn aber endlich das Epigramm des Julius[81]) auf den Satyrendichter ihn Arbiter nennt, der ihn zugleich in die von Tacitus angegebene Beziehung zu Kaiser Nero treten läßt, so hat dies wenig auf sich, da dieser Julius nicht der von Charisius oft citirte Grammatiker Julius Romanus ist, dessen Zeitalter wir nicht kennen, sondern wie wir jetzt wol annehmen müssen, jener Julius Sabinus, der am Ende des 15. Jahrh. lebte[82]). Unter solchen Umständen darf vielleicht angenommen werden, daß unser Petronius, dessen Vornamen nicht einmal bekannt[83]), nur aus Misverständniß der Stelle des Tacitus zu dem Namen Arbiter gekommen ist, was zur Gewißheit gebracht wird, wenn es erwiesen ist, daß der Satyrendichter nicht in Nero's Zeit und an Nero's Hofe gelebt hat.

Die Untersuchung über Petronius' Zeitalter ist sehr schwierig, ebenso sehr wie die über seinen Geburts- und Wohnort. Die meisten glauben, er sei in Massilien geboren, aber diese Ansicht gründet sich auf eine misverstandene Stelle des Sidonius Apollinaris, welcher berichtet, daß die Massilioten seine Herme in ihren Gärten anstatt der eines bekannten Gottes aufgestellt hätten. Aber der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande, namentlich wenn es die Provinz ist. Und folgt aus dieser Nachricht im geringsten, daß Petronius in Massilien lebte und dichtete? Man darf daraus nicht einmal schließen, daß er Massilien gesehen, vielweniger, daß es sein Vaterland war[84]). Einige Schriftsteller des Mittelalters, wie wir gesehen haben, nennen ihn Bononiensis durch Verwechselung. Aus Allem geht hervor, daß wir seine Geburtsstadt nicht wissen. Fragen wir nun die Gelehrten um sein Zeitalter, so schwankt schon Gyraldus, der aber an den Taciteischen Petronius nicht denkt, aber ihn in das Zeitalter Quinctilian's setzen würde, wenn nicht das Zeugniß des Luctatius Placidus gegen diese Annahme wäre[85]). Petrus Pithöus hielt ihn unbedingt für den Neronischen Arbiter elegantiae[86]). Auch Pet. Daniel Aurelius setzt ihn in die Regierungszeit des Nero, nimmt ihn aber für C. Petronius Turpilianus[87]). Dagegen entscheiden sich C. G. Binetus Bellovacensis und Goldasius für den Neronischen Arbiter elegantiae[88]). Lotichius, nachdem er eine Menge anderer Meinungen angeführt hat, ohne sie zu widerlegen, entscheidet sich für Turpilianus Arbiter, den Niemand außer ihm kennt, den er aber in Nero's Zeit setzt[89]). Justus Lipsius und Ludovicus Aurelianus denken an C. Petronius am Hofe des Nero[90]). Isaak Casaubonus[91]) setzt ihn in das Zeitalter des Persius, Millin

---

64) Mythol. l. I, 32 und II, 80. III, 124. 126 *Muncker.* 65) de Continent. Virgilian. p. 18. 22 der Edit. princeps. (Heidelberg. 1589.) 66) de Prisco Sermone. p. 180. 181. 182. 183 *Muncker.* 67) de Art. Grammat. l. III. p. 2586 et l. IV. p. 2601 *Putsch.* 68) Etymol. l. V. c. 37. 69) de oratione l. III. p. 517, 22 *Putsch.* 70) in secundam Donati edition. p. 1843, 30 *Putsch.* 71) VIII, 791, 44 et XI, 927, 21 *Putsch.* 72) in Horat. Epod. V, 47. bei Orelli in seiner Ausgabe abgedruckt. 73) in Policrat. sive de Nugis Curialibus. III, 7 et 8. VIII, 11. 74) in Fabulario init. 75) Speculum Hist. l. XX. c. 25. 76) Summa Historialis s. Chronicon. Pars II. Tit. 11. c. 2. §. 5. 77) de Script. eccles. I, 89. 78) Sophologia V. 13. VI, 16. 18. 79) Comment. in *Virgil.* Cirim. v. 358. 80) Rer. memorab. IV, 1.

81) l. l. *Bineti Bellovacens.* I. C. Praefat. ap. *Burmann.* II, 257 und *Burmann.* Anthol. Lat. I, 419. 82) Niebuhr, Kleine hist. Schrift. S. 345. 83) In den Citaten der Grammatiker, in den Handschriften und der ältesten Ausgabe des Satyrikon (Venedig 1499) führt Petronius gar keinen Vornamen, vielmehr ist das T. oder C. erst von Spätern, je nachdem sie ihn für den einen oder andern Petronius hielten, hinzugefügt. 84) *Sidon. Apoll.* ad Felic. v. 267. 85) *Burmann.* Petron. II, 252. *Luct. Placid.* in *Stat.* Theb. III. v. 661. 86) *Burmann.* II, 254. 87) Ib. 256. 88) Ib. 257. 265. 89) Ib. 270. 90) Annal. XVI, 17. 91) Comment. in Persium. p. 20. ed. Paris. 1615.

denkt an C. Petronius Turpilianus[92]). Nic. Ignarra[93]) und Ruhnken[94]) setzen den Dichter unter Commodus, Sambucus unter Gallienus und hält ihn für den Consul Petronius Taurus Volusianus[95]). Valesius setzt ihn in das Zeitalter der Antonine[96]), Statilius unter Constantin[97]), P. Burmann, welcher den Namen Petronius Arbiter für fingirt erklärt, unter Augustus[98]), Niebuhr unter Alexander Severus[99]), Bernhardy meint, zumal da einzelne Epigramme unter dem Namen des Petronius Antigenes erhalten sind, daß die Fragmente mehren Verfassern angehören, doch die Mehrzahl einem unter Alexander Severus lebenden Dichter[1]). Studer endlich entscheidet sich mit Gründen, die wir besonders prüfen werden, für den C. Petronius am Hofe des Nero, dem der Name Arbiter von seinem Amte gegeben sei[2]). Den Zusatz elegantiae erklärt er blos für gelegentliche Interpretation seines Namens. Schwerlich, das ist schwerer bitterer Spott im Munde des Tacitus!

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Ansicht, welche den Satyrendichter Petronius mit Cajus Petronius am Hofe des Nero identificirt die gewöhnliche, und am meisten begründete sei. Prüfen wir daher vor Allem den Grund, welchen Studer sie zu rechtfertigen anführt.

Der Ausdruck des Tacitus: **Flagitia principis sub nominibus feminarum et exoletorum et novitate cujusque stupri descripsit**[3]) soll auf den Inhalt des Satyrikon hinweisen. Es wird nun Niemand leugnen wollen, daß die Namen eines Encolpius, Ascyltos, Giton, Eumolpus Lustbuben angehören, daß Quartilla, Tryphäna, Circe lüderliche Weibspersonen sind, welche ein finsteres Gewerbe betrieben; daß endlich das Satyricon flagitia schildert, wenn man darunter abscheuliche Unsittlichkeiten an unzüchtigen Orten versteht. Ja! es ist leider nur zu wahr, daß der größte Theil des uns erhaltenen Satyrikon sich in solchem nächtlichen Schmutz und Unflath herumtaumelt. Nur das Fragment von Drau enthält eine Episode, welche den Cirkel jener wollüstigen Scenen auf fast ergötzliche Weise unterbricht. So schien ein erheblicher Grund nicht vorhanden zu sein, an der Identität des Neronischen Petitmaitre und des Satyrendichters zu zweifeln. Denn in Absicht der Sprache suchte man sich damit zu trösten, daß man die Ausdrucksweise des Pöbels und unterirdischer Kneipen zu wenig kenne, um genau beurtheilen zu können, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet habe. Das sind die Gründe, weshalb die ersten Interpreten des Satyrikon nicht wagten, den Verfasser desselben in ein nachneronisches Zeitalter zurückzuweisen. Und doch drängen sich dem alten Sambucus in seiner Ausgabe vom J. 1575 schon Zweifel auf; nicht minder dem Justus Lipsius zu der Stelle des Tacitus. Derjenige, welcher zuerst auf die Arena herabstieg, mit glänzenden Gründen die eingefleischte Ansicht, daß der Satyrendichter am Hofe des Nero gelebt habe, anzugreifen, war Hadrianus Valesius in seiner dem zu Drau gefundenen Fragment vorangeschickten Dissertation[4]). Aber betrachten wir seine Gründe und die dagegen gemachten Einwendungen! Er behauptet zuvörderst, der Taciteische Petronius heiße Cajus, der Satyriker Titus. Dieser Grund ist allerdings nichtig, denn wie wir gezeigt haben, beruht unsere ganze Kenntniß des Vornamens des Dichters auf Vermuthungen, die nicht einmal haltbar sind. Je nachdem man Plinius, Tacitus oder Plutarch zu Rathe zog, heißt er Cajus oder Titus. In den Ausgaben heißt er bald so, bald so. Auch der von Orelli verglichene Codex hat auf dem Titel: **Petronii Arbitri Satyricon.** Ebenso nichts beweisend ist der zweite Grund des Valesius, daß keiner der Schriftsteller, welche des Satyrendichters gedenken, seine Ehrenstellen und sein Verhalten am kaiserlichen Hofe des Nero berücksichtigt. Denn es sind meistens Grammatiker, welche aus ihm citiren. Aber doch auch einige Andere, die allerdings von seinen Lebensverhältnissen etwas wissen wollen, jedoch ihn mit dem Präfectus des Kaisers Theodosius II. bei der Gelegenheit verwechseln, oder auch mit seinem Sohne, dem Episkopus Bononiensis[5]). Immerhin kann das Schweigen der Grammatiker und die Unwissenheit der Theologen nichts beweisen. Aber glänzender ist der dritte Grund des Valesius, daß die dem Nero versiegelt übersandte Schrift nur geringen Umfang gehabt, auch nicht fingirte Begebenheiten, sondern Thatsachen, welche den Nero betrafen, enthalten habe. Das Satyrikon sei ein voluminöses Werk gewesen, wie die Überschrift des **Codex Traguriensis** beweist[6]). Es enthalte lauter erdichtete Begebenheiten und ziehe nach Art der Varronischen Satyre das ganze Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft in seinen Kreis, bejammere die gänzliche Niederlage von Wissenschaft und Kunst, geißele die Thorheiten und das abgeschmackte Treiben der Redekünstler und Dichter, Erbschleicher und Libertinen, und schalte kurze Gedichte ein, was Alles mit der Angabe des Tacitus von der dem Nero übersandten Satyre nicht übereinkomme. Dagegen meint man, es sei voreilig anzunehmen, daß die dem Nero übersandte Schilderung seiner Laster die Stelle eines Anhängsels am Testament, worin über einen Theil des Vermögens zu Gunsten des Kaisers verfügt wurde, vertreten habe. Allein es ist nicht abzusehen, wie Petronius in der kurzen Zeit seiner Gefangenschaft, bei der Üppigkeit und Zerrissenheit seines Lebens, welche er bis zum Augenblicke seines Todes ausdehnte, bei blutenden Pulsadern ein Werk geschrieben ha-

92) Mag. Encycl. XXII, 204. 93) de Palaestra Neapolit. 182 sq. 94) Biblioth. crit. II, 84. 95) *Burmann* II, 215. 96) Ib. 317 sq 97) Ib. 324 sq. 98) Praefat. in Petron. p. V. 99) Kl. hist. Schriften. S. 345.

1) Röm. Literaturgeschichte. S. 331. 2) Rhein. Museum für Philologie von Welcker und Ritschl. N. F. II. S. 50 fg. 3) *Tacit.* Annal. XVI, 19.

4) *Burmann.* II, 317. 5) *Vincent. Episc. Beluacens.* Spec. Hist. XX. c. 25. *Antonin. Archiepisc. Florent.*, Summa Hist. sive chronic. P. II. Tit. 11. c. 2. §. 5. Ebenso *Joannes Trithemius Abbas*, De Script. eccles. I, 80. Das ist Studer entgangen. s. Rhein. Mus. f. Philol. N. F. II. S. 57. 6) Sie lautet also: Petronii Arbitri Fragmenta e libro quinto decimo et sexto decimo. Dann folgen gleich die Anfangsworte des uns erhaltenen Petronius.

ben kann, das zum wenigsten 16 Bücher stark war. Freilich sagt Tacitus nicht, in welcher Zeit die Schrift abgefaßt, sondern nur, wann sie abgeschickt sei. Allein läßt es sich auch nur im Geringsten annehmen, daß der Günstling des Nero, so lange er ihm im Schooße saß, auch nur eine Zeile geschrieben habe, welche seinen hohen Beschützer beleidigen konnte. Tigellinus ferner, der einen Sklaven erkaufen mußte, um Petronius die Freundschaft mit Scevinus nachzuweisen, würde es durch Gold leicht geworden sein, von einem andern Sklaven seines Nebenbuhlers das gefährliche Geheimniß schmähender Schriftstellerei zu erfahren. Da hätte er es leichter gehabt, ihn auf den Tod zu verklagen und das Verbrechen wäre nicht soweit hergeholt und fast vergessen gewesen. Auch den Umfang der Schrift bestimmt Tacitus nicht näher, aber soviel liegt auf der Hand, daß sie nicht in 16 Bücher eingetheilt gewesen ist. Darf man ferner nicht gleich schließen, daß die Satyre auf Nero weiter nichts enthalten habe, als die Schilderung seiner Laster, so liegt doch auch diese Vermuthung so nahe, und ist so wahrscheinlich, daß sie nicht zurückgewiesen werden kann. Der Zweck des Petronius war Rache, so gut sie möglich war; konnte er dies besser erreichen, als dadurch, daß er ihm zeigte, daß das Geheimniß der nächtlichen kaiserlichen Wollust kein Geheimniß sei? Was in aller Welt konnte ihn bewegen, andere Dinge hineinzumischen, welche Nero nicht betrafen? Das lag außer seinem Zweck. Petronius hat seine Schrift versiegelt an den Kaiser abgeschickt. Wozu das, wenn blos gelegentlich die Offenbarung darin ausgesprochen war. Sie würde nicht getroffen haben, wenn sie nicht allein für sich bestand. Da traf sie am sichersten den im Verborgenen sündigenden Kaiser! Aber auch der Inhalt des Satyrikon entscheidet vielleicht. Ist der Hof des Nero im Satyrikon von Petronius so geschildert, wie man nach dem Ausdruck des Tacitus erwarten sollte? Alle Versuche, die Masken, wie bis jetzt angenommen werden muß, in lebende Creaturen des kaiserlichen Wollüstlings umzuwandeln, sind gescheitert. Wahrhaft lächerlich ist es, wie in dieser Hinsicht der Spanier Gonsales de Salas zu Werke geht. Der alte einfältige Trimalchio soll der jugendliche Kaiser, Fortunata die hausbackene Dorfmagd seine Geliebte, die Libertine Acte, der schmarotzende Rhetor Agamemnon der Philosoph Seneca sein! Solche Abgeschmacktheiten mag ein Anderer widerlegen. Da weiß man sich nun aber zu helfen. Es sei gar nicht nothwendig, meint man, daß in den uns erhaltenen Fragmenten die Schandthaten des Nero geschildert seien. Es sei im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß Nero schnell das Andenken seiner nächtlichen Laster vertilgt habe. Also Claudius Nero ist ein streichender Censor! Sicherlich nicht! Damals wurde die Sache kurz abgemacht. Man zündete einen Scheiterhaufen auf dem Markte an und verbrannte das ganze Buch. Ähnlich wird es auch Nero gemacht haben. Er hat die ganze Schrift vernichtet, nicht blos die ihn compromittirende Stelle, und das ist der Grund, warum wir das Buch nicht mehr haben. Von dieser Schrift ist sicher keine Zeile erhalten. Studer meint, sie sei vom Anfang an nur fragmentarisch bekannt gewesen, und will dies aus dem Scholiasten zu Virgil [7]) beweisen, der vom Satyrikon des Petronius redet, nicht von der Neronischen Satyre. Die Beschreibung der Schandthaten soll aber zwischen Capitel 15 und 16 ausgefallen sein, wie man aus den Capitel 17 erwähnten nocturnas religiones schließt. Was nicht mehr existirt, kann nichts mehr beweisen. Auf ähnliche Weise sucht man den Einwurf des Ferrarius [8]) zu entkräften, welchen Statilius in seiner Apologie [9]) wiederholt, daß, wenn das Satyrikon ein Theil der von Tacitus erwähnten Schrift gewesen sei, darin hauptsächlich von seiner Grausamkeit, dem Mord seiner Verwandten, dem Brande Roms die Rede hätte sein müssen. Das soll Alles vom Censor gestrichen sein! Auch müsse man unter Flagitia principis vorzugsweise die nächtlichen Scenen der Wollust verstehen [10]). Ebenso wenig läßt man den Einwurf gelten, daß die Personen des Satyrikon nur Masken seien, was ich freilich selbst bezweifle, die Neronische Satyre aber ihre Helden beim wahren Namen nannte. Das liegt aber in Tacitus' Worten, die man nicht allgemeiner verstehen kann, als sie gesagt sind. Burmann schließt ferner mit Recht aus Tacitus' Bericht, daß die Schrift des Cajus gar nicht für ein größeres Publicum bestimmt war. Warum wäre sie sonst versiegelt in des Kaisers Hand gelegt? Der Sterbende wollte dem Kaiser nur noch einen letzten Ärger bereiten, indem er ihm zeigte, daß sein nächtliches Geheimniß offenkundig sei, oder es werden könne. Das steht aber fest, daß Nero das ominöse Buch oder Büchelchen flugs hat vernichten lassen. Daß einzelne Bruchstücke daraus im Gedächtnisse der Zeitgenossen fortgelebt, ist denkbar, obgleich nicht wahrscheinlich, daß aber soviel erhalten wurde, als der Umfang des Satyrikon beträgt, steht außer den Grenzen aller Wahrscheinlichkeit. Durch Conjecturen hat man nun freilich herausgebracht, daß nur eine Abschrift der Satyre an Nero gekommen, das Concept aber in sicheren Händen niedergelegt sei, um bald nach des Kaisers Tode publicirt zu werden. Aber Alles, was wir bisher als wahrscheinlich und glaubhaft festgestellt haben, widerspricht dieser Annahme. Niebuhr sagt, die Ansicht, welche den Verfasser des Satyrikon zum Zeitgenossen des Nero macht, gehört dem unmündigen Zeitalter der Philologie an. Aber wann lebte denn der Dichter des Satyrikon?

Man hat aus dem doppelten Zeugniß des Dichters Terentianus Maurus viel schließen wollen, weil man ihn selbst in die letzte Hälfte des ersten Jahrhunderts unter Nero und Trajan anzusetzen sich gewöhnt hat. Wäre das so gewiß, als man nach den Literaturgeschichten glauben sollte, so dürfte kaum ein Zweifel gegen den C. Petronius Arbiter sich erheben. Schon Vossius [11]) und Sarius [12]) haben an dem Alter dieses Dichters gezweifelt und gemeint, es müsse derselbe sein, welchem Longinus sein Buch vom Erhabenen gewidmet hat, also ins 3. Jahrh. nach Christus zurückgesetzt werden. Daß dieser in den

7) Aeneid. XII, 159. 8) Elect. I, 7. 9) *Burmann.* II, 342. 10) *Tacit.* Annal. XVI, 20. 11) De Poet. Lat. c. 3. 12) Onom. I, 272.

Manuscripten die Vornamen Posthumus Flavius führt, thut nichts zur Sache, wie viele Vornamen sind nicht ungewiß und schwankend? Wenn Terentianus Maurus wenig Griechisch verstand, wie er selbst sagt [13]), und dennoch in der Dedication ein der griechischen Sprache und Literatur kundiger Mann heißt, so muß man annehmen, daß Dedicationen selten Spiegel der Wahrheit sind, vielmehr gewöhnlich niedergeschrieben wurden, um den Patronen der Schriftsteller zu schmeicheln. Nur Vermuthung ist es, daß der Terentianus, welchen Martialis als Präfecten des niläischen Syene bezeichnet, unser Dichter sei [14]). Ebenso vag ist freilich die Conjectur des Ramirus de Prado, daß unser Dichter der Freigelassene eines römischen Terentius sei, und den Namen Terentianus nur darum angenommen habe, weil er, wie Scipio Ämilianus, durch Adoption in eine andere Familie überging [15]). Denn, wie schon Andere bemerkt haben, es fehlt uns jeder Beweis, daß der Präfect von Syene ein römischer Ritter war. In gesunkenen und zerrütteten Staaten können Sklaven und Freigelassene Alles werden, der Hauptbeweis derjenigen aber, welche unseren Terentianus für den von Martialis erwähnten halten, ist, daß der Dichter sich gleich im Anfang einen Greis nennt [16]) und oftmals des Septimius Serenus als eines seiner Zeit nahe stehenden Dichters gedenkt [17]). Diesen stellt Sidonius Apollinaris mit Stella, einem Freunde des Statius, zusammen [18]), und daraus hat man geschlossen, daß er derselbe sei, welchem Statius die fünfte Ode des ersten Buches seiner Silvae gewidmet hat. Allein dieser heißt nicht Serenus, sondern Severus, wenn auch alles Übrige, was Statius von seinem Freunde sagt, auf den Serenus passen mag [19]). Das Richtige dieser Gründe wird namentlich dem klar, wer dem Hadrianus Valesius folgt, und dem, was Niebuhr sagt [20]). Mit großer Wahrscheinlichkeit setzt Lachmann [21]) den Terentianus in die Mitte des 3. Jahrh., denn er nennt Annäus Seneca und Pomponius Secundus alte Tragiker, was ein Schriftsteller nicht kann, der kaum ein Menschenalter nach ihnen lebt. Das ist ein Grund, welchen G. Studer vergeblich zu entkräften sich bemüht hat [22]). Auch erwähnt kein Schriftsteller vor dem 4. und 5. Jahrh. den Septimius Serenus. Hier zählen ihn allerdings Sidonius Apollinaris und Nonius neben den Schriftstellern des ersten Jahrhunderts auf, doch kann dieser Umstand schwerlich als gültiger Beweis seines Alterthums gelten. So zählt Terentianus den Petronius zu den alten Dichtern, nicht zu den jüngern, doch möchte ich diesen Umstand nicht sowol als Beweis für das Alterthum des Petronius, als vielmehr für das späte Zeitalter des Terentianus geltend machen. Dem sei übrigens, wie ihm wolle, es steht fest, daß die Citate des Terentianus für das Zeitalter des Petronius als Verfasser des Satyrikon so lange nichts beweisen können, bis sein eigenes Jahrhundert sicher gestellt ist, was nach den vorhandenen Quellen unmöglich scheint.

Ebenso wenig als aus diesen beiden Citaten ist es möglich, aus den von uns bereits erwähnten übrigen Citaten der Grammatiker und Kirchenväter das Zeitalter unsers Satyrikers festzustellen, da sie entweder sein Zeitalter gar nicht berücksichtigen, oder seine Persönlichkeit ganz verkennen. Macrobius citirt den Petronius vor Apulejus, der im Säculum des Hadrian blühte. Aber läßt es sich nicht recht gut denken, daß ein so später Schriftsteller diese seine Ansicht nur aus der misverstandenen Stelle des Tacitus geschöpft hat [23])? Ebenso wenig folgt aus der Erwähnung bei Sidonius Apollinaris, der Stella und Septimius vor Petronius nennt, da das Zeitalter des Septimius unerforscht ist [24]). Aus der Reihenfolge des Joh. Laurentius Lydus [25]) folgt freilich weiter nichts, als daß dieser Schriftsteller den Petronius nach Juvenal ansetzt; aber dieses Zeugniß ist um so wichtiger, da es von der gewöhnlichen Ansicht abweicht. Auch das Schweigen einiger Schriftsteller, welche dem Zeitalter des Nero am nächsten stehen, des Plinius, Suetonius und Quinctilianus ist hier in Anschlag zu bringen, da sie gewiß des großen satyrischen Gedichts Erwähnung gethan hätten, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre. Von den Zeugnissen des Tacitus und Terentianus aber sehe ich aus Gründen, die bereits bekannt sind, ganz ab. Ist es nun nicht äußerst auffallend, daß erst Schriftsteller vom 4 — 7. Jahrh. das große Werk berücksichtigen, und kein früherer, wenn es wirklich so alt ist, als man gewöhnlich will. Doch gestehe ich gern, daß alles bisher Angeführte nichts Positives über das Zeitalter des Petronius beweisen kann.

Man hat gemeint, Petronius habe Gedanken und Ausdrücke aus einigen ziemlich späten Schriftstellern entlehnt, nämlich aus Statius und Martialis. Ist das erwiesen, so gelangen wir wieder einen Schritt weiter zum Ziel. Es wäre dadurch wenigstens bewiesen, daß Petronius nicht unter Nero gelebt habe. Aber es ist denkbar, daß das umgekehrte Verhältniß stattfindet, daß Martialis und Statius aus Petronius geschöpft haben, oder auch, daß beide in einem aus einem älteren Schriftsteller entlehnten Ausdruck zusammen kommen. Das sind Möglichkeiten, die nicht stracks von der Hand gewiesen werden dürfen [26]). Die Redensart, welche Hieronymus Stridacensis [27]) aus Petronius anführt: Non bene olet, qui bene semper olet, findet sich allerdings bei Martialis [28]). Allein es ist eine sprüchwörtliche Redensart, sagt man, und denkbar, daß beide Schriftsteller aus dem Sprachschatze des Volkes geschöpft haben. Doch glaube ich nicht, daß man Grund hat, den Kirchenvater eines Gedächtnißfehlers anzuklagen, und zu behaupten, er habe dem Petronius aus Versehen untergeschoben, was dem Martialis angehört. Weder die Ähnlichkeit des Ausdruckes im zweiten

13) p. 2427 *Putsch.* 14) I, 876. 15) ad *Martial.* l. c. 16) v. 51 sq. 17) v. 1891. 1973. 18) ad *Felic.* v. 267. 19) *Gronov.* Observat. III, 16. *Wernsdorf*, Poet. Lat. minor. II, 249. 20) Kleine historische Schriften. S. 347. 21) Ausgabe Berlin 1836. Vorrede S. XI. 22) Rhein. Museum. II. S. 65.

23) Somnium Scip. I, 2. 24) ad *Felic.* Carm. IX. v. 267. 25) de Mensib. I, 41. 26) Studer, Rhein. Mus. II. S. 68. 27) Epist. ad Demetr. 130. c. 19. 28) *Martial.* II, 12.

Capitel des Satyrikon, noch der Umstand, daß die Redensart sich in unseren Texten des Petronius nicht mehr findet, zwingt zu solcher Annahme. Übrigens sieht die Redensart auch nicht wie ein Sprüchwort des römischen Pöbels aus. Jede Classe der Gesellschaft wählt ihre Ausdrücke aus ihrer Umgebung, und nicht aus der Ferne. Doch lassen wir es unentschieden, ob Petronius aus Martialis oder dieser aus jenem geschöpft. Anders verhält es sich mit dem Verse des Statius: Primus in orbe Deos fecit timor[29]), welchen Fulgentius aus Petronius citirt[30]). Hier läßt sich das umgekehrte Verhältniß nicht statuiren. Schon die Wortstellung verräth den Epiker, auch ist die Sentenz viel zu gewichtig, um das geistige Eigenthum eines komischen Dichters zu sein. Petronius kann die Redensart nur aufgenommen haben, um Lächeln zu erregen. Man brauchte sich, um dies zu beweisen, nicht auf das Zeugniß des Luctatius Placidus zu berufen, den man noch dazu, wie schon Barth bemerkt, misverstanden hat[31]). Weniger Beweiskraft hat, wie man zugeben muß, das Zusammentreffen des Petronius und Martialis in dem Ausdruck ingeniosa gula est, denn es kann zufällig sein[32]). Hierher gehört noch, daß Professor Weichert[33]) annimmt, daß Petronius seinen Trimalchio dem Malchio-Zoilus des Martialis[34]) auf ähnliche Weise nachgebildet habe, wie Martialis seinen Zoilus dem Malchinus-Mäcenas des Horatius[35]). Auch daß Malchinus, Malchio und Trimalchio etymologisch zusammenhängen, wird gern zugegeben. Was aber die Ableitung dieser Namen von dem griechischen μαλακὸς anbelangt, so möchte wol die Niebuhr's von Melech vorzüglicher sein. Ein weichlicher, üppiger Mensch wird jedenfalls dadurch bezeichnet, man mag an das syrische Hofleben, oder an μαλακὸς denken; denn Weichlichkeit und Üppigkeit ist der hauptsächlichste Charakterzug aller drei, wie es scheint, nicht fingirten Personen. Malchio ist bei Martialis eine historische Person. Das von diesem Dichter wegen seiner Weichlichkeit und Üppigkeit beißend mitgenommene Individuum heißt Zoilus, ist also eine historische Person, so gut wie unter dem Malchinus des Horatius niemand als Mäcenas zu verstehen ist, wie Buttmann und Weichert gezeigt haben. Studer leugnet dies bei dem Trimalchio, er sei nicht eine historische Person, sondern Repräsentant einer ganzen Classe von Menschen, die hier mit einem Schlage gezüchtigt würden. Aber wie, wenn Petronius in dem Zeitalter der Übertreibung lebte? Verlieren durch zu starke Auftragung der Farben die Masken nicht den Charakter der Individualität? Daß unser Trimalchio mit dem Malchio des Martialis manche Züge gemein hat, wird sich nicht wegdisputiren lassen, wenn auch sein Bild noch origineller und kecker hingeworfen ist, als Martialis'.

Mehre Gelehrte haben viel aus historischen Anspielungen und einzelnen vorkommenden Namen geschlossen, wahrlich ein trüber Spiegel, wie jüngst Schöll's Behandlung der Dramen des Sophokles bewiesen hat. Ignarra[36]) und der Verfasser der Isagoge in Volumina Herculanensia zuvörderst wollen im Satyrikon einige Anspielungen auf das Säculum des Commodus gefunden haben. Es steht nicht zu leugnen, daß Ignarra durch seine Phantasie zu weit geführt ist, aber er hat das Verdienst aus eigenem Geist den Schauplatz der Begebenheiten von Capitel I—XCIX, den Ort des Gastmahls des Trimalchio[37]), kurz den Namen jener griechischen Colonie, welche sicherlich in den verlorenen Büchern des Satyrikon vorkam, aber in den uns erhaltenen Fragmenten nicht wiederkehrt, entdeckt zu haben, wenn auch erst Studer das Verdienst hat, diesen Fund Ignarra's zur unumstößlichen Gewißheit erhoben zu haben. Es ist Neapel. Die Colonie des Petronius hat einen durchaus römischen Anstrich. Nun sagt Ignarra, Neapel habe noch unter Hadrian eine griechische Municipalverfassung gehabt[38]) und unter Marcus Aurelius und Commodus noch das griechische Institut ihrer gymnischen Spiele besessen[39]) und könne daher erst nach dem Zeitalter des Commodus im öffentlichen und Privatleben sich römisch gestaltet haben. Er schließt weiter, Petronius könne erst im Zeitalter der Antonine gelebt haben, wozu ihn freilich hauptsächlich eine verkehrte Deutung der Worte: Adhuc Basilica non est verleitet hat[40]). Ignarra fand einen gründlichen Gegner in Cataldo Janelli[41]), der viele seiner Irrthümer und Phantasiegemälde zurückgewiesen, aber auch wieder zu weit gegangen ist, indem er an die Stelle der griechischen Colonie Neapel, Puteoli setzen will. Studer bemerkt[42]) sehr richtig, daß die Meinung Ignarra's durch eine Anmerkung des Petronischen Glossators, welcher zu den Worten Graeca colonia[43]), Neapolis hinzugeschrieben hat, aufrecht erhalten und bestätigt werde. Denn dieser Glossator, wie aus einigen anderen seiner Anmerkungen ersichtlich ist, hatte ein vollständigeres Exemplar unseres Satyrikon, als wir, und konnte daher aus Petronius selbst den Namen seiner griechischen Colonie erfahren. Wann Neapel eine römische Colonie empfangen habe, ist ungewiß, und es scheint, daß man dies Ereigniß nicht so spät ansetzen darf, als Ignarra will. Denn Strabo[44]) berichtet, daß er hier nur noch Spuren griechischen Lebens angetroffen habe. Das soll wol soviel heißen, als einige Magistrate führten griechische Namen, z. B. der Prätor hieß Demarchus[45]), die Curien noch *Φρατρίαι*, die Erziehungs- und Übungsschulen der Knaben und Jünglinge *Ἐφήβεια* und *Γυμνάσια*. Auch führten die Einwohner griechische Namen, wiewol sie römische Bürger waren, ein Verhältniß, welches seinen besten Commentar in den Personen des Petronius findet, unter welchen ein Magister Agamemnon und ein Antescholanus, oder, wie man jetzt nach der von Niebuhr[46]) bekannt ge-

29) Theb. III, 661. 30) Mythol. I, 32 *Muncker*. 31) bei *Burmann* II. p. 373. 32) Satyric. c. 119. *Martial*. XIII, 62. 33) Poet. Lat. reliq. p. 440. 34) III, 82, 32. 35) Sat. I, 2, 25.

36) De Palaestra Neapolit. p. 205. 37) c. 44. 57. 76. 38) Script. Hist. Aug. I, 20. 39) *Corsini Agonisticae* Dissert. IV. p. 103 und die Inschrift bei *Gruter*. p. 314. 40) c. 57. Niebuhr, Kleine hist. Schriften. S. 345. 41) Codex Perollinus. p. 230. 42) Rhein. Mus. II, 207. 43) c. 81. 44) *Strab*. V. p. 246. A. c. notis *Casaub*. p. 116. 45) Script. Hist. August. I, 20. 46) Kleine hist. Schriften. S. 343.

machten Inschrift schreiben muß, Antescholarius Menelaus, ein Lapidarius Hermeros und mehr dergleichen verdorbene Griechen vorkommen. Studer meint sogar, daß in Strabo's Zeit in Neapel gar nicht mehr Griechisch gesprochen worden sei. Wäre das der Fall gewesen, Strabo hätte es gewiß bemerkt. In seinen Worten liegt es nicht, auch ist es nicht so wahrscheinlich, wie dieser Gelehrte annimmt. Die römische Colonie wird doch nicht vor Strabo nach Neapel geführt sein! Haben doch einige italienische Gelehrte ganz daran gezweifelt, ein Capacci, Lasena, Peregrino, Mazocchi, und gemeint, die Stadt sei nur ehrenhalber römische Colonie genannt worden. Allein dies ist nicht wahrscheinlich, da mehre Inschriften dagegen streiten [47]). Mazocchi [48]) hat sich durch die Inschrift des Ligorius [49]), die auch alle Anzeichen der Fälschung an sich trägt, täuschen lassen, und dieses Factum unter Domitian angesetzt, während der Auctor der **Isagoge ad volumina Herculanensia** [50]) gleichfalls durch eine Inschrift [51]) bewogen wird, anzunehmen, daß die den Untergang von Herculanum überlebenden Einwohner nach Neapel versetzt und hier ein Quartier nach ihnen benannt sei, die Neapolitaner aber, als Caracalla allen Einwohnern des römischen Reichs das Bürgerrecht verliehen, mit Berufung auf diese Einwanderung römischer Bürger den Ehrentitel **Colonia honoraria** angenommen hätten, eine Annahme, welche gleich kühn und unglaublich ist. Die Inschrift selbst, auf welche sich Ignarra beruft, um zu beweisen, daß, so lange der Prätor Demarchus hieß, von der Einführung einer römischen Colonie die Rede nicht sein könne, nennt einen L. Minucius Patronus Coloniä und seinen Sohn, den Demarchus. Es bleibt demnach die Epoche der Colonisation Neapels ungewiß, und läßt sich aus dem Umstande, daß diese Stadt zum großen Theil der Schauplatz der Petronianischen Begebenheiten ist, kein Schluß auf die Abfassungszeit des Gedichts ziehen, wie auch Studer richtig bemerkt [52]).

Nicht viel besser möchte es dem zweiten historischen Kennzeichen Ignarra's ergehen, der auf den Umstand, daß der Dichter Eumolpus mehrmals bekränzt ist, einen Schluß auf die Abfassungszeit des Gedichts gegründet hat [53]). In den fünfjährigen (richtiger: vierjährigen) musischen und gymnischen Spielen Neapels hätten nur griechische Dichter auftreten dürfen [54]), und die Neronia, welche der Kaiser Nero nach griechischem Muster in Rom alle fünf Jahre zu feiern befahl, wären nur einmal vor dem Tode des C. Petronius gefeiert [55]). Folglich hätte Eumolpus in diesen Spielen, so lange Petronius lebte, nur einen Kranz davon getragen haben können. Demnach sei es wahrscheinlich, daß Eumolpus seine Kränze in den im J. 88 von Domitian gestifteten capitolinischen Spielen [56]) erlangt habe, welche im Zeitalter der Antonine fortgedauert hätten, und um diese Zeit müsse der Verfasser des Satyrikon gelebt haben. Aber diese ganze Beweisführung fällt dadurch, daß wir durchaus kein Recht haben anzunehmen, daß in den fünfjährigen neapolitanischen Spielen nicht römische Dichter aufgetreten sind. Im Gegentheil ist dies sehr wahrscheinlich, da der Agon zu Ehren des Kaisers Augustus eingeführt wurde [57]).

Nicht im mindesten überzeugender ist es, wenn Ignarra aus dem Umstande, daß Petronius [58]) in der Schilderung des Grabes der cumäischen Sibylle gänzlich mit Pausanias [59]) und Justinus Martyr [60]) übereinstimmen soll, einen Schluß auf das Zeitalter des Petronius macht. Denn schon Janelli hat mit Recht dagegen eingewandt, daß Petronius gar nicht vom Grabe der Sibylle spreche, sondern die Prophetin noch lebend kenne, wenn auch alt und so zusammengeschrumpft, daß ihr Körper in einer Flasche Platz hatte, und außer der prophetischen Stimme kaum etwas von ihr übrig geblieben war, also dieses Volksmährchen ganz so schildere, wie es aus Ovid [61]) bekannt sei.

Wenn Petronius [62]) über den Verfall der angebornen Religion klagt, so bezieht dies Ignarra auf die allmälige Verbreitung des Christenthums. Allein Studer hat richtig gegen diese Annahme bemerkt, daß solche und ähnliche Klagen zu allen Zeiten von Frommen und Frömmigkeit heuchelnden Stellen geschehen, man also durchaus nicht nöthig habe, dabei an die Verbreitung des Christianismus zu denken. Bei einer andern Stelle unseres satyrischen Gedichts denkt Ignarra gar an die Eucharistie, wie die Heiden sie in späteren Zeiten den Christen zum Vorwurfe zu machen pflegten [63]). Mehr kann man mit Ignarra aus der Erwähnung des Astrologen Serapa schließen, welcher von Trimalchio so sehr gerühmt wird [64]). Denn das scheint derselbe berühmte Mathematiker Serapio zu sein, welcher dem Caracalla den Tod prophezeiete [65]). Daß der Astrolog des Petronius Serapa heißt, widerstreitet dieser Annahme sicher nicht, denn dieser Name ist, wie schon Heinsius bemerkt, verdorben. Auch möchte der Umstand, daß grade in Nero's und Tiberius' Tagen der Einfluß dieser Kaste sehr bedeutend war, schwerlich Beweiskraft gegen diese Annahme haben.

In der Vorrede zum ersten Bande der **Volumina Herculanensia** [66]) wird die von Petronius [67]) in der Geschichte der Matrone von Ephesos als griechischer Brauch bezeichnete Bestattung unverbrannter Leichname in der Todtengruft als ein Anzeichen der späten Abfassung des Satyrikons bezeichnet, da aus Lucian [68]) hervorgehe, daß die Griechen noch im Zeitalter der Antonine ihre Leichen verbrannt hätten. Indessen Beides, das Begraben und Verbrennen der Leichname, kam bei den Griechen vor, jenes war nur eine heiligere Art der Bestattung, dieses die gewöhnlichere [69]). Die Römer dagegen haben nur

47) *Gruter.* p. 110, 8. 373, 2. Auch im Colonienverzeichniß des Frontinus ist Neapel genannt. Hinter dem Vegetius des *Petr. Scriverius* p. 101. 48) de Colonia Neapol. p. 283. 49) *Muratori* 1112, 6. 50) p. 57 sq. 98 sq. 51) *Gruter.* p. 146, 6. 52) Rhein. Mus. II, 210. 53) *Petron.* c. 83. 54) *Strab.* V. p. 246 A. 55) *Suet.* Nero c. 12. 56) *Ej.* Domitian. c. 19.

57) *Suet.* Aug. c. 91. 58) c. 48. 59) X, 12, 4. 60) Cohortat. ad gentes. c. 39. 61) Metam. XIV, 135 cf. *Servius* ad Aeneid. VI, 321. 62) c. 44. 63) c. 141. Sie lautet: Si corpus meum in partes conciderint et adstante populo comederint etc. 64) c. 76. 65) *Dio Cass.* 78, 4. 66) Nota 2. 67) c. 114. 68) De luctu. c. 21. 69) s. meinen Aufsatz Persephone in der Encyklopädie. S. 314.

in den ältesten Zeiten begraben und dann erst wieder vom 3. Jahrh. n. Chr. an. Aber auch in Italien hat sich an das Verbrennen der Leichname nie ein religiöser Begriff geknüpft. Schon die Antigone im Drama des Sophokles bewirkt den Leichnam ihres Bruders mit Erde, und der Gebrauch hat nicht aufgehört in Hellas, so lange der Cultus der Demeter bestand, welcher die Todten als *Δημήτρειοι* geweiht waren. Es läßt sich also aus der Stelle des Petronius nichts schließen auf die Abfassungszeit des satyrischen Gedichts. Ebenso wenig läßt sich aber aus der citirten Stelle beweisen, was Studer will, daß Petronius zu einer Zeit gelebt habe, wo das Begraben herrschende Sitte war, und zwar vor dem Zeitalter des Appulejus, der oft Särge erwähnt, und des Macrobius [70]). Petronius sagt nur, das Begraben der Leichname sei griechischer Brauch; von einer Zeitbestimmung ist bei ihm gar nicht die Rede. Studer meint aber, derjenige Schriftsteller, welcher sagt, Begraben sei ein griechischer Brauch, müsse im Zeitalter des Tacitus gelebt haben. Und warum [71])? weil dieser Schriftsteller berichtet, daß Poppäa nach fremdem Brauch begraben sei [72])! — Aus der Klage des Petronius [73]) über den Verfall der bildenden Künste und den gänzlichen Untergang der Malerei hat Statilius in seiner Apologie geschlossen, daß Petronius im Zeitalter des Constantinus gelebt habe. Studer dagegen [74]), daß er nicht lange nach Plinius gedichtet, denn auch dieser Schriftsteller klage ja unter Vespasian auf ähnliche Weise, und fast mit denselben Worten [75]). Mit ebenso viel Recht könnte man daraus schließen, daß er zur Zeit des Alexander Severus gelebt habe, denn wie damals gemalt wurde, sehen wir „mit Entsetzen an den Gemälden, die in der prächtigen Villa zu Tor Marancia gefunden sind, die wol ausgemacht in jenes Zeitalter gehören." Es war auch etwas zu geben auf die Ägyptische Kunst, welche die Malerei verdorben hat, nämlich die Glasmosaik, wie Niebuhr vermuthet [76]). Doch läßt sich aus dieser Klage gar kein sicherer Schluß ziehen.

Die Nachtheile des verkehrten Treibens der Rhetoren, welche Quinctilian [77]) im ahnenden Geiste voraussieht, sind im Zeitalter des Petronius bereits in Erfüllung gegangen, die Beredsamkeit ist im Verfall. Die einstudirten Redekünstler meinen, wenn sie auf dem Markt sprechen sollen, in eine andere Welt versetzt zu sein [78]). Darf man aber etwas mehr als Zufall darin sehen, wenn der Auctor des Dialogus de oratoribus [79]) fast wörtlich mit Petronius einstimmt? Das Übel wird in der Folge gewiß nicht besser geworden sein, und wenn Petronius in einem späteren Jahrhundert lebte, hatte er gewiß noch mehr Berechtigung zur Klage. Studer benutzt auch diese Stelle, um unseren Dichter in das Zeitalter des Nero hineinzubringen [80]). Ebenso wenig läßt sich aber aus dem Spott schließen, mit welchem Encolpius [81]) das Treiben der asiatischen Redeschule züchtigt. Denn das Wort nuper bezeichnet sowol eine kurze, als eine lange Zeit, und ist schon von Cicero von Dingen, die über 200 Jahre her sind, wie bekannt, gebraucht worden. Und warum soll man nicht annehmen, daß Petronius, wenn auch seine Zeit durch die Schule des Fronto in den entgegengesetzten Fehler gefallen war, jene geschwätzige Sprache gezüchtigt hat? Das läßt sich um so mehr annehmen, wenn es gewiß ist, daß Petronius bei allen Studien, die ihm Niemand absprechen wird, doch nicht im Stande war, sich ganz über die trockene, seichte Manier und Geschmacklosigkeit der Schule des Fronto zu erheben, und wenn auch kein Schriftsteller des Alterthums ihm das Haschen nach veralteten Ausdrücken eines Ennius, Plautus, Pacuvius weder im Ernst noch im Scherz vorgeworfen hat, wie einem Arnobius, Appulejus, Tertullianus, so wird sich doch nicht wegdisputiren lassen, daß seine Sprache oft geschmacklos ist, und nach diesen Alterthümlichkeiten riecht! Auch aus dem Spott über den Hochmuth und die Insolenz der Freigelassenen, welchen Petronius oft laut werden läßt, kann, wenigstens nach meiner Überzeugung, kein sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des Satyrikon gemacht werden. Denn wenn auch diese Menschenclasse schon unter Tiberius, Claudius und Nero goldene Tage hatte, so finden wir doch wahrlich am Hofe der Reihe von späteren erbärmlichen Kaisern Sklaven und Freigelassene genug, die es verstanden, sich in ihrer Gunst zu erhalten und Reichthümer zu sammeln. Je schlechter der Fürst, desto besser befindet sich der Pöbel! Nur auf den Großen ruht in solchen Zeiten der fürstliche Fluch!

Auch die Beschreibung der Sitten der Krotoniaten benutzt Studer zu seinem Zweck. Petronius [82]) klagt: „In dieser Stadt zieht Niemand Kinder auf, denn wer da Erben hat, kann weder im Theater, noch in öffentlichen Schauspielen erscheinen, sein Loos ist von allen Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens ausgeschlossen, wie ein Ehrloser sein trauriges Dasein dahin zu schleppen." Allerdings hat schon Augustus die Lex Julia de maritandis ordinibus und die Lex Papia Poppaea gegeben. Aber diese Gesetze bezogen sich doch auf die Hauptstadt, und nicht auf die Provinz. Auch läßt sich nicht annehmen, daß es in ganz Italien in jener frühen Zeit schon so schlecht mit den Ehen gestanden. Doch ist es schlimm, wenn sie gesetzlich erzwungen werden müssen. Es hilft selten. Auch in Italien wurde durch den guten Willen des Kaisers Augustus wenig gebessert, das Übel grassirte wie eine Pest, und vergiftete allmälig die ganze Halbinsel, wie wir aus Petronius' Klage ersehen. Aber da wir glauben müssen, daß die Provinzialstädte, einige Bade- und Lustörter ausgenommen, viel später angesteckt sind, als die Weltstadt Rom, so ist es auch deutlich, daß

70) *Macrob.* VII, 7. Licet urendi corpora defunctorum usus nostro saeculo nullus sit. 71) Annal. XVI, 6. Corpus Poppaeae non igni abolitum, ut Romanorum mos, sed regum externorum consuetudine conditur. 72) Rhein. Mus. II, 212. 73) c. 83. 74) Rhein. Mus. II, 213. 75) H. N. XXXV, 1. 76) Kleine hist. Schriften. S. 346. 77) X, 3, 5, 17. XII, 11, 15. 78) *Petron.* c. 1. 79) c. 15. Vergl. auch *Cass. Severus* ap. *Seneca* Excerpt. Controvers. III. p. 398 ed. Bipont.

80) Rhein. Mus. II, 215. 81) c. 2. Nuper ventosa istaec et enormis loquacitas ex Athenis et Asia commigravit. 82) c. 146.

wir aus dem traurigen Zustand der krotoniatischen Sitten keinen sichern Schluß auf die Abfassungszeit des Satyrikon bauen können, und daß folglich nichts dadurch gewonnen ist, wenn Studer in den Schriften eines Seneca [83]) und Tacitus [84]) einige Individuen aufgefunden hat, welche dem Petronischen Encolpius einigermaßen entsprechen.

Niebuhr [85]) hat das Zeitalter des Petronius [86]) aus der Erwähnung der Mammäa bestimmt, deren Gunst genossen zu haben Trimalchio sich rühmt. Es ist nicht die Frau seines Herrn, die er freilich auch speciell genug kennt [87]). Niebuhr hält die Mammäa ipsa für die Mutter des Kaisers Alexander Severus, „deren Ruf nicht sonderlich gewesen sein kann, da sie sich rühmt, ihren Sohn im Ehebruche mit ihrem Vetter Caracalla erzeugt zu haben [88])." Dagegen darf man nicht einwenden, daß Lampridius keine schändlichen Geschichten von ihr erwähnt. Seine Absicht war, das Andenken ihres edlen Sohnes zu ehren. Übrigens war Keuschheit in jenen Tagen eine unerhörte Tugend, und hätte sie Lampridius der Mammäa nachgerühmt, er würde keinen Glauben gefunden haben. Sie war allgemein verhaßt, namentlich seitdem sie Ursache des Untergangs ihres liebenswürdigen Sohnes gewesen. Gegen diese wahrscheinliche Annahme Niebuhr's hat Orelli nachzuweisen versucht, daß Mammäa bei Petronius eine Contraction aus Mamma mea, und ein schmeichelnder Ausdruck gewesen sei, mit welchem Haussklaven ihre Meisterin anzureden pflegten. Allein Mammäa ist nicht die Herrin des Trimalchio! Auf eine andere Weise hilft sich Studer [89]), indem er meint, der Name sei von Petronius erfunden. Aber auf diese Art kann man jedes historische Zeugniß umgehen.

Burmann setzt Petronius unter Augustus an, weil Trimalchio in seiner Grabschrift Maecenatianus [90]) heißen will, Orelli erklärt den Ausdruck Maecenatis liberti libertus [91]), wahrscheinlicher aber, wie Weichert [92]) und schon Heinsius zur Stelle des Petronius deutet, muß man in moribus et vitae genere Maecenatem aemulatus verstehen. Ich meine im Zeitalter des Petronius hatte der Ausdruck Mäcenas schon appellative Kraft, und Mäcenatianus bezeichnet einen Menschen, der durch Nachahmung der Manieren seines vornehmen Herrn und Beschützers sich in dessen Gunst besonders eingeschlichen hat; verzichte aber auf jeden Versuch, aus dieser zufälligen Erwähnung des Trimalchio irgend ein Zeitverhältniß zu bestimmen.

Studer's Hauptbeweis, daß Petronius im Zeitalter des Nero gelebt habe, ist, daß Trimalchio [93]) erzählt, wenn Scaurus nach der Colonie gekommen, er nirgends habe wohnen wollen, als bei ihm, ungeachtet ihm die Wohnung eines Gastfreundes seines Vaters offen stand, welche noch dazu am Strande gelegen gewesen und die herrlichste Aussicht auf das Meer gewährt hätte. Dieser Scaurus, meint nun Studer, müsse ein Nachkomme des Ädilen Scaurus sein, der sich durch Reichthum, Prachtliebe und Verschwendung ausgezeichnet und dessen Haus in Rom zu den Sehenswürdigkeiten der Weltstadt gehörte [94]). Da nun aber der letzte dieses Hauses unter Nero im J. 787 hingerichtet sei [95]), so müsse das Satyrikon vor diesem Jahre niedergeschrieben sein. Aber es ist noch ein Zweig dieses Hauses übriggeblieben, denn im Zeitalter des Hadrian kennen wir zwei Scaurus, Vater und Sohn, beide lateinische Grammatiker am kaiserlichen Hofe [96]). Diese beiden Namen genügen, um zu beweisen, daß es noch in späten Zeiten Scauri gab. Der Scaurus, welchen Trimalchio bewirthet, war jedenfalls ein einstudirter Wollüstling, ob grade einer der nächsten Nachkommen des Ädilen, steht nirgends geschrieben, und es läßt sich folglich aus der Erwähnung des Namens Scaurus nichts Bestimmtes schließen. Nicht im mindesten mehr Beweiskraft hat aber die Erwähnung des Apelles, der allein in Absicht der mimischen Darstellung des Gesanges und Tanzes dem Plocrimus, einem Gaste Trimalchio's, gleichkam [97]). Es ist hier von einem renommirten Schauspieler der Zeit die Rede. Muß es aber grade derselbe sein, welcher unter der Regierung des Caligula sich so besonders hervorthat [98])? Solche Namen waren sehr häufig, und berühmte Schauspieler dieses Namens kann es recht gut auch in spätern Jahrhunderten gegeben haben. Doch um allen Zweifel zu heben, erwähnt auch die Inschrift, welche Niebuhr mittheilt, den Namen des Schauspielers Apelles, welcher noch dazu im Roman und auf dem Stein ähnlich flectirt ist, dort Apelletis, hier Apellitis [99]). Aber die Cantate des Menekrates, welche Trimalchio im Bade singt, ist vielleicht entscheidend, den Petronius in das Jahrhundert Nero's zu setzen [1]). Denn ein Citharödus Menekrates wurde ja von Nero besonders mit Gunst überhäuft [2]). So schließt Studer [3]). Aber der pfiffige, gutmüthige, schwachherzige, Frau und Knechten unterthänige Trimalchio hat es längst vergessen, welche gemeine Mittel er angewandt, um sich in die Gunst seines verstorbenen Herrn einzuschmeicheln, Glück und kaufmännische Vortheile haben ihm ein fabelhaftes Vermögen zugeführt, er genießt jetzt mit Behaglichkeit seiner unermeßlichen Schätze, ist freilich dumm genug, die Speichelleckereien seiner Schmarotzer für baare Münze zu nehmen, und sich bei der Gelegenheit rupfen und ausplündern zu lassen, aber er ist dafür ein feiner Weltmann geworden, versteht sich auf Alles, spricht über alle Dinge mit, als habe er Alles studirt, spielt den Witzkopf, den gefühlvollen Dichter [4]), den Archäologen vom feinsten Takt [5]), den geübten Kunstkenner [6]), den denkenden Mathematiker [7]), den grübelnden Philosophen [8]), den beredten Redner [9]), den melodischen

83) *Seneca*, Consolat. ad Marc. c. 19 und die Klagen des *Plin.* XIV, Praefat. *Senec.* de Const. Sap. c. 5. Epist. 68. 84) Annal. XII, 52. *German.* 20. 85) Kleine hist. Schrift. S. 345. 86) c. 69. 87) c. 75. 88) Script. Hist. Aug. I, 259. 89) Rhein. Mus. II, 218. 90) c. 71. 91) Inscript. Lat. I, 258. 92) Poet. Lat. reliq. p. 440. 93) c. 77. 94) *Plin.* H. N. XXXIV, 7. XXXVI, 4, 15. 95) *Tac.* Annal. VI, 29. 96) Script. Hist. Aug. I, 78. 97) c. 64. 98) *Suet.* Caligula. 33. *Dio Cass.* 59, 5. 99) Niebuhr, Kleine hist. Schriften. S. 338.

1) c. 73. 2) *Sueton.* Nero. c. 30. 3) Rhein. Mus. II, 220. 4) c. 55. 5) c. 51. 56. 6) c. 52. 7) c. 39. 8) c. 56. 9) c. 48.

Sänger[10]), gibt sich freilich bei jeder Gelegenheit die fürchterlichsten Blößen, und zeigt jede Minute die angeborne Gemeinheit und den gänzlichen Mangel an Bildung, wird aber dessenungeachtet überall gehätschelt und wegen seiner Klugheit bewundert. Warum soll dieser gelehrte Trimalchio nicht durch Zufall ein Lied des Neronischen Menekrates gehört haben, und durch Absingung dieser obscuren Ode, den Beweis zu geben bemüht sein, daß er Lieder aus jedem Jahrhundert kenne und singe? Schrieb Petronius unter Alexander Severus, so schmeichelt Trimalchio durch die Bekanntschaft mit so alten Liedern seiner Eitelkeit, war er ein Zeitgenosse des Menekrates, so hat die Sache weiter nichts auf sich. Dem sei übrigens, wie ihm wolle; es steht fest, daß aus der Erwähnung eines Liedes des Menekrates kein sicherer Schluß auf die Lebensperiode des Petronius gemacht werden kann. — Wenn ferner eine bloße Conjectur nie Beweiskraft hat, so hätte man sich auch nicht auf die Douza's[11]) berufen sollen, um damit zu beweisen, daß Petronius ein Zeitgenosse des Lucanus war. Petronius[12]) läßt den Eumolpus die Klippen bezeichnen, an welchen das historische Epos zu scheitern pflegt, und dann eine Probe geben, wie allenfalls die Bürgerkriege behandelt werden könnten. Er tadelt hier allerdings einen Dichter seiner Zeit, welcher die Bürgerkriege besungen hatte, aber indirect und ohne seinen Namen zu nennen. Wer bürgt uns demnach, daß Lucanus gemeint sei? Doch wahrlich nicht Servius, wenn er auch vom Lucanus sagt, er habe eine Geschichte, nicht ein Gedicht gemacht[13])! — Ebenso wenig beweiset die Erwähnung des Künstlers, welcher Glas wie Eisen mit dem Hammer zu verarbeiten verstand[14]). Ein solcher lebte allerdings unter Tiberius[15]). Aber wer sagt, daß die Kunst mit seinem Tode vergessen, daß sie unter späteren Kaisern nicht mehr getrieben wurde? und wenn das, sagt denn Petronius auch nur im Entferntesten, daß die Sache noch nicht ganz lange her sei? — Eben so wenig ausgemacht ist es, daß jener Länas, dessen Fechterspiel Trimalchio von einem Maler an den Wänden seines Atrium hatte darstellen lassen[16]), der Vipsanius Länas sei, welcher unter Nero zum Tode verurtheilt ward[17]); mit ebenso viel Recht denkt Burmann an C. Octavius Länas[18]). Und außer diesen beiden Familien führten auch die Papilier und Pontianer dieses Cognomen. Man wird an einen Freigelassenen denken müssen, aber aus welcher Zeit? Das steht nicht mehr zu beantworten. So macht man Hermeros, dessen Kampfspiel auf den Trinkbechern des Trimalchio dargestellt war[19]), zu dem Freigelassenen des Claudius[20]); ja den zwei Mal verschriebenen Namen seines Collegen[21]) weiß Studer[22]) zu deuten; es muß der Pheronaktes des Claudius sein[23]). — Die in einem Fragment bei Fulgentius[24]) vorkommende Petronische Buhlerin Albucia kann demnach auch nicht mehr unserer Bekanntschaft entgehen; es soll die Albucella sein, die ihr Unwesen unter Tiberius[25]) trieb. — Allen diesen Beweisen setzt derjenige, welchen Studer auf die Erwähnung des köstlichen Opimianerweines stützt[26]), von welchem unser guter Trimalchio ganze Amphoren und noch dazu echten besitzt, was Aufschneiderei sein mag, wie man aus Vellejus Paterculus weiß, die Krone auf[27]). Trimolchio sagt, daß sein Wein grade 100 Jahre alt war. Jener berühmte Opimius war Consul 633 a. u. c. und das Jahr 733 fällt noch in die Regierungszeit des Augustus. Auf ein Paar Jahre kommt es nicht an; aber es sind nicht weniger als 90! Solche unverschämte Lüge traue ich selbst einem Trimalchio nicht zu, geschweige, daß die Bezeichnung 100jähriger Wein gar nicht paßt. Hat in solchem Falle Petronius und Trimalchio erst unter Alexander Severus gelebt, so muß man gestehen, daß sie im Lügen die Kreter übertreffen. Wenn nur nicht der köstliche Opimianerwein, welchen Martialis so preiset[28]), unsere Stelle im Petronius total verdorben hat? denn es ist sicherlich Vinum Opimianeum zu schreiben! Opimianus war aber im J. d. St. 907 Consul[29]), sodaß unser Trimalchio zwar immer noch einige zwanzig Jahre übertreibt, wenn das Satyrikon gleich nach dem Tode des Alexander Severus publicirt ist, aber doch nicht so gefährlich, als wenn er in Nero's Zeit lebte und von dem seltenen Weine des Opimius schwatzt. Als sicheren Beweis, daß Petronius sein Satyrikon vor dem Jahre 80 p. C. geschrieben, sieht man gewöhnlich die Erwähnung der Horti Pompejani an[30]), welche Heinsius richtig auf die campanische Stadt bezog, während Andere an den Patronus des Trimalchio Pompejus gedacht haben. Nun ist es aber falsch geschlossen, daß seit dem Untergange von Pompeji keine Horti Pompejani mehr existirt hätten, da man noch nach Jahrhunderten die Stätte kannte, wo einst die verschwundene Stadt lag, und sicherlich die am verwaiseten Orte angelegten Lustgärten und Parks Horti Pompejani genannt hat.

Auch Gewohnheiten und Moden hat man zu Hilfe genommen, um Petronius' Zeitalter dem Nero näher zu rücken, hat aber dabei vergessen, daß wir nicht wissen können, wie lange jene Gewohnheiten und Moden angehalten haben. Allerdings begrüßt die Eintretenden in Trimalchio's Hause eine bunte Elster[31]). Wir wissen aus Plinius[32]), daß die Sitte kurz vor dem Zeitalter dieses Schriftstellers aufkam. Aber die Mode war im Alterthume so launenhaft und wandelbar, als bei uns, sie wechselt und kehrt zurück, und ist wie nichts Anderes, an zufällige Begebenheiten geknüpft. Die Mode, bunte Elstern zu pflegen, kann bald nach Plinius abgekommen, und kurz vor Alexander Severus wieder aufgekommen sein. Wer will das Gegentheil beweisen?

In Trimalchio's Hause[33]) war er selbst als Merkur und seine ganze Carriere, dann Scenen aus der Ilias und Odyssee, endlich Länatis Gladiatorium gemalt. Solche Malerei war

10) c. 72. 11) *Douza*, Praecidan. *Burmann*. II. p. 12. 12) c. 118. 13) ad Aeneid. I, 318. 14) c. 81. 15) *Plin.* H. N. XXXVI, 26. *Dio Cass.* LVII, 8. 16) c. 29. 17) *Tac.* Annal. XIII, 30. 18) *Frontin.* de aquaeduct. c. 102. 19) c. 59. 20) *Gruter.* p. XXV, 12. 21) c. 52. 71. Er heißt einmal Petranctis, das zweite Mal Petraictis. 22) Rhein. Mus. II, 221. 23) *Seneca* de mort. Claudii. c. 3. 24) *Fulgent.* I. p. 23 *Muncker.*

25) *Tac.* Annal. VI, 47, 78. 26) c. 54. 27) II, 7. 28) I, 27. X, 49. XI. 89. 29) *Gruter.* p. 607, 1. 30) c. 53 mit den Interpreten. 31) c. 28. 32) H. N. XXIX, 49. 33) *Petron.* c. 29.

allerdings nicht lange vor Plinius [34]) Mode geworden. Allein darf man daraus das Zeitalter des Petronius bestimmen? zumal da Gemälde dieser Art auch in spätern Zeiten vorkommen [35]). Studer will auch die Sitte des Salbens der Füße, welche bei den Gästen des Trimalchio in Anwendung kommt [36]), als ein Zeichen einer bestimmten Zeit betrachten, da sie erst unter Nero aufgekommen sei [37]). Allein diese orientalische Sitte kommt noch in den spätesten Zeiten vor; nicht minder als die traurige Sitte den Kaisern einen Theil des Vermögens testamentarisch zu vermachen [38]). Dinge der Art sind zwar Ausgeburten bestimmter schlechter Zeiten, aber sie sind nicht so leicht zu beseitigen, als sie durch den Drang der Umstände hervorgerufen werden. Endlich beruft sich Studer auf diejenige Stelle unsers Romans, wo, Primigenius, ein sorgsamer Vater seinen Sohn zum Präco oder Caussidicus bestimmt, weil dies lucrative Geschäfte sind [39]). Allerdings hatten die Caussidici unter Claudius goldene Tage, und bedauerten, wie keine Zunft, seinen Tod, während die gedrückten Jurisconsulten um diese Zeit wieder aufzusehen anfingen [40]). Allein solche Studien können durchaus nicht als Zeichen einer bestimmten Zeit angesehen werden.

Auch die Sprache des Petronius ist schon von alten Interpreten benutzt worden, um ihn bald in dieses, bald in jenes Zeitalter zu versetzen. Während Barth in seinen Adversarien [41]) und später Wagenseil und Valois in ihren Dissertationen ihm Spracheigenthümlichkeiten nachgewiesen haben, welche in alten Schriftstellern nicht vorkommen, zum Theil erst im Mittelalter oder gar erst in den von der lateinischen abstammenden Töchtersprachen sich wiederfinden, hat Studer in seiner fleißigen und gehaltvollen Abhandlung über das Zeitalter des Petronius [42]), auch aus der Sprache des Dichters beweisen wollen, daß er in das Zeitalter des Nero gehöre. Ich meine, das Mittelalter und selbst die neue Zeit hat genug Beispiele aufzuweisen, daß das Talent sich die Sprache jedes Schriftstellers zu eigen machen kann! So läßt sich nicht leugnen, daß Petronius fleißige Studien gemacht und namentlich manche seiner Spracheigenthümlichkeiten sich bei Seneca und den übrigen Schriftstellern des silbernen Zeitalters wiederfinden. Auch darf man dem Petronius nicht aufbürden, was durch die traurige Textesgestalt, namentlich des Fragments von Drau in seine Ausgaben geflossen, vornehmlich mehre Wortbildungen, welche aller Analogie Hohn zu sprechen scheinen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß viele hier für Barbarismen ausgegebene Dictionsweisen der Volkssprache (Lingua rustica) angehören, welche der Dichter absichtlich Freigelassenen, Sklaven, Matrosen und mehr der Art Leuten aus der untersten Classe in den Mund legt, um sein Drama interessanter zu machen, und diese Menschen auch in sprachlicher Hinsicht naturgetreu zu schildern. Aber auch da, wo Encolpius spricht, oder sonst Leute von Bildung auftreten, macht der Dichter nicht selten Gebrauch von Ausdrücken und Redensarten, welche dem guten alten lateinischen Styl fremd sind. Solche Ausdrücke rechnet freilich Studer zu dem humile genus dicendi, welches neben der ernsten Sprache des Philosophen und Historikers bestand, und der gebildeten Umgangssprache am nächsten war. Jene leichte sich gehen lassende Sprache, mit derbem Witz und spöttelnder Persiflage gemischt, habe leicht an unsittlichen Höfen aufkommen können, und passe ausgezeichnet zu solchen humoristischen Sittengemälden, wie sie das Satyrikon schildert. Ob aber das Satyrikon den Arbiter Elegantiae des Tacitus verrathe, ob es den eruditum luxum, d. h. eine gelehrte Kennerschaft von allem dem, was den Sinnen schmeichelt, schildere, ob es die speciem simplicitatis in dem Sinne abspiegelt, wie Tacitus will, ob endlich der ganze Charakter des C. Petronius am Hofe des Nero, der ein verderbter Wollüstling, ein elender Schmeichler, kurz ein schlechter Mensch ohne Kraft des Willens und Stärke des Charakters war, mit demjenigen des Verf. des Satyrikon übereinstimmt, der zwar nicht ganz vermögend sich über die Gebrechen seiner traurigen Zeit zu erheben, dennoch in cynischer Brust ein edles Herz bewahrte, das sind Fragen, deren Beantwortung Studer zu leicht genommen hat. Aber dieser Gelehrte hat sich durch dasjenige bestechen lassen, was Jannelli [43]) und Schmidt [44]) über die Geistesverwandtschaft der beiden Petronius vorgebracht haben.

Daß Petronius die Sprache des Pöbels ehrlich geplündert, ist wahrscheinlich, doch müssen wir auch dies nur vermuthen, da uns diese Sprache nur aus sparsamen Resten bei Gellius [45]) und wenigen Inschriften bekannt ist. So haben diejenigen leichtes Spiel, welche unsern Dichter in ein frühes Zeitalter versetzen, denn es fehlt ein Maßstab, nach welchem wir seine Sprache beurtheilen könnten, da das Satyrikon das einzige schriftliche Document derjenigen Sprache ist, welcher sich die ungebildete Classe bediente, die mit den Heeren und Colonien in die Provinzen wanderte, um in die romanischen, namentlich in die spanische Sprache überzugehen. Der Schauplatz der Begebenheiten im Satyrikon ist Neapel und Campanien, wo seit Jahrhunderten die griechische Sprache heimisch war, und es läßt sich denken, daß die in dieser Gegend sich aufhaltenden Römer von dieser Sprache angenommen haben. So dürfe man sich nicht wundern, wird behauptet, wenn im Satyrikon nicht allein rein griechische Wörter und zwar im Dorischen Dialekt, wie er in Großgriechenland vorherrschte, sondern auch griechische Wörter mit lateinischer Flexion und griechische Constructionen vorkämen. Aber, frage ich, schrieb Petronius seinen Roman für die römische Colonie Neapel und die nächste Umgebung, wo ein solches Kauderwelsch von griechischen und lateinischen Elementen zusammengesetzt geredet wurde, oder schrieb er für die Hauptstadt Rom? Würde er ein Publicum gefunden haben, wenn er in Nero's Säculum ein Buch in dieser Mischsprache für die Hauptstadt nie-

34) H. N. XXXV, 37. 35) *Juvenal.* IX, 145. *Jul. Capit.* Gordiani tres. c. III. Script. Hist. Aug. II, 33. *Flav.* Vopisc. Carinus. c. 18. p. 252. 36) c. 70. 37) *Plin.* H. N. XIII, 3. 38) c. 76. 39) *Petron.* c. 76. 40) *Seneca*, Apocolocynth. c. 12. 41) XII, 1. 42) Rhein. Mus. für Philolog. N. F. II. S. 72 fg.

43) Tom. II. p. 181. 44) Wiener Jahrbücher 1824. 2. Th. S. 49. 45) N. A. XVI, 7.

dergelegt hatte? In dieser Zeit wurde doch wahrlich noch gut Lateinisch gesprochen und geschrieben! Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man sein Erscheinen in die Regierungszeit des ungebildeten, rohen Maximinus setzt, „der ein Thrakischer Bauer, wahrscheinlich selbst gebrochen Lateinisch sprach, und, wie es zu gehen pflegt, bald die unschuldige Ursache einer verdorbenen, mit allerlei fremden Elementen geschwängerten Sprache, am Hofe der Cäsaren ward." Schrieb aber Petronius für einen solchen tonangebenden Hof, so ist es einleuchtend, daß er auch seine Sprache reden mußte! Zeiten, in welchen die Sprachen sinken, pflegen auch Männer zu erzeugen, welche diese Niederlage einsehen, und sich für berufen glauben, ihr aufzuhelfen. Da werden Bücher aus der Vorzeit hervorgeholt und studirt, um nach ihnen die eigene Sprache zu verbessern und zu ergänzen, und da geschieht es denn auch leicht, weil die Extreme sich zu berühren pflegen, daß man in der Wahl des Ausdrucks zu weit geht, und aus den ältesten Documenten der Schriftsprache zu schöpfen sich geneigt fühlt. Wir finden bei Petronius Archaismen, welche in den Schriftstellern der goldenen und silbernen Latinität nicht vorkommen, vielmehr der frühen Epoche eines Ennius, Nävius, Pacuvius, Plautus, Lucretius angehören. Daß Petronius mit Archaismen affectirt habe, soll damit nicht gesagt werden, sie sind ihm vielmehr bequem geworden, er bedient sich obsoleter Ausdrücke, ohne sich dabei klar bewußt zu sein, daß er die Sprache verunstaltet, und „in seiner Zeit, wo man sprechen konnte, wie man wollte, stieß er damit nicht an." Man hat entschuldigend vermuthet, diese Archaismen wären in der Sprache des gemeinen Haufens sitzen geblieben, allein auch das Volk hat in Rom eine bildende Schule durchgemacht, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Kriege, das Verhältniß der Clientel und tausend andere Umstände mußten seine Sprache zeitgemäß umformen. Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß die Archaismen der Urdichter, welcher Petronius sich bedient, dem Volke unverständlich waren. Griechisches, Orientalisches, Barbarismen aus allen Zonen und Weltgegenden mögen in die Sprache der ungebildeten Volksclasse, da sie nicht zu unterscheiden, nicht zu wählen gelernt hat, eingeschlichen sein, das alte Kleid der Republik war längst abgestorben und abgeworfen! Wir betrachten also „die Sprache des Petronius als einen Hauptbeweis, daß dieser Dichter nicht im Säculum des Nero lebte, und folglich nicht mit C. Petronius identisch ist." Aber es kommt zu diesem Beweise ein zweiter hinzu, dessen Wahrheit namentlich der tiefdenkende, vorsichtig forschende redliche Bernhardy längst anerkannt, jüngst aber Studer für so gering angeschlagen hat, daß er sich in der That einbildet, die Paar Zeilen, welche Orelli dagegen vorgebracht, seien hinreichend, ihn zu widerlegen, zumal da er die von ihm aus dem Dichter gesammelten historischen Kennzeichen, als untrügliche Boten des ersten Jahrhunderts betrachtet, die aber, wie wir gezeigt zu haben glauben, nichts weniger als untrüglich sind.

Bei der Villa Panfili, unweit Neapels, an der alten Via Aurelia, hat man im J. 1810 bei Wegräumung des Schuttes einige alte römische Gräber gefunden, die erst bei Anlegung der Villa absichtlich verborgen zu sein scheinen. Auf blauer Marmorplatte ist hier eine Inschrift wiedergefunden, zwar schlecht gehauen und mit dichten engen Buchstaben, jedoch unendlich wichtig für die Festsetzung der Lebenszeit des Petronius. Die Inschrift muß schon früher bekannt gewesen sein, denn sie findet sich, wenn auch fehlerhaft, bei Muratori [46]). Muß es nicht auffallen, daß sie mehre von den Personen in Trimalchio's Gastmahl nennt, die Fortunata, Encolpius, Apelles? Die Inschrift schreibt freilich Encolpus und macht ihn zum Gemahl der Fortunata, doch ist über das erste schon oben geredet, gegen das zweite hat aber Niebuhr [47]) richtig bemerkt, daß man nicht erwarten könne, im Roman die Personen in ihren wirklichen Verhältnissen wiederzufinden, da der Dichter sich durch solche Unvorsichtigkeit augenblicklich eine peinliche Injurienklage zugezogen haben würde. Der M. Antonius Encolpus der Inschrift „gleicht in Rücksicht seiner Ungeberdigkeit, Hoffahrt und Solöcismen durchaus unserm liebenswürdigen C. Pompejus Trimalchio," der also nicht, ebenso wenig als sein College C. Pompejus Diogenes [48]) als ein Freigelassener irgend eines C. Pompejus, wie Studer meint, jenes Longinus, welcher unter Claudius Consul war [49]), angesehen werden darf, sondern der für den fingirten Namen einer bestimmten historischen Person zu halten ist, so gut wie der Malchio des Martialis und der Malchinus des Horatius. Wenn nun, wie oben erwähnt wurde, das Wort Trimalchio im syrischen Melech seine Wurzel hat, so läßt sich nicht leugnen, daß der Dichter sehr fein grade diesen Namen wählte, da er an die Zeiten des römischen Triumvirs Antonius mahnt. Daß man aber in diesen Zeiten das Wort Trimalchio mit Triumvir in Rom gleichbedeutend nahm, ist um so eher einzusehen, wenn man bedenkt, daß nicht allein schon syrische Priester in die Weltstadt eingezogen waren, sondern bereits syrische Fürstinnen den Thron der Cäsaren eingenommen hatten. Den Hermeros [50]) erklärt Niebuhr für M. Antonius Hermeros bei Gruter [51]), der also wirklich ein Collibertus unsers Helden gewesen ist. Der brave Primigenius [52]), welcher es so sehr zu schätzen weiß, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat, und mit Redensarten von echtem Schrot und Korn um sich wirft, wie **Literae thesaurum est**, jener ältere Sohn des Echion, wie man mit Niebuhr zu glauben berechtigt ist, M. Antonius Echion, wird im M. Antonius **M. F. Primigenius medicus factionis russatae** [53]) wiedergefunden; Niceros [54]) und Phileros [55]) werden zu M. Antonius Anteros und M. Antonius Eros gleichfalls nach Inschriften bei Gruter. Es ist möglich, daß auf andern Steinen das Andenken des Ganymedes, des Agamemnon, Habinnas und der Scintilla erhalten ist. So schließt nun Niebuhr, daß der gleich reiche und einfältige Trimalchio eigentlich M. Antonius Encolpus hieß, und daß er umgetauft wurde, um einer Injurienklage von ungewissem Ausgang vorzubeugen. En-

46) p. 1321. 47) Kleine hist. Schriften. S. 337 fg. 48) c. 37. 49) *Tac.* Annal. XII, 5. 50) c. 59. 51) p. 681, 8. 52) c. 46. 53) *Gruter.* p. 339, 1. 54) c. 61. 55) c. 43, 46.

colpus, welchen wol vor dem Dichter der Volkswitz Ἐγκόλπιος umgetauft hat, um an den Namen einen schmutzigen Nebenbegriff zu knüpfen, war ein Freigelassener am Hofe des Alexander Severus, der sich sogar mit Schriftstellerei abgab [56]). Sind die beiden Personen identisch, so erklärt sich auch leicht die Tammana Clades, als die Verfolgung des Maximinus, welche nichtswürdige und redliche Diener auf gleiche Weise getroffen haben wird [57]). Encolpus und Trimalchio beweisen beide ihre Kenntniß der Literatur dadurch, daß sie mit Epigrammen um sich werfen. Er brauchte keine Zeile richtig orthographisch und grammatisch schreiben zu können, es konnte dennoch recht gut ein Werk unter seinem Namen existiren. Es gab hungernde Rhetoren genug, welche es gern corrigirten, oder er hat es auch ganz in seinem Namen schreiben lassen. Für Geld ist auch der Schriftsteller Ruhm feil. Petronius übertrug also den unter Freigelassenen gar nicht seltenen Namen Encolpus oder Encolpius auf jenen Taugenichts, von dessen Wanderjahren wir Fragmente haben. Das Bild ist aber so deutlich, daß jeder Leser es zu deuten verstand, und gar nicht zweifelhaft sein konnte, wer gemeint war. Dennoch schützte es in juristischer Hinsicht den Dichter. Fortunata heißt in der Inschrift Cärellia, und war demnach nicht eine Colliberta des Encolpus, wie auch der Zusatz eupatria illa beweiset, nach Niebuhr ein blutarmes adeliges Fräulein, und Verwandte des Q. Cärellius [58]), Beschützers des gelehrten Censorinus der römischer Ritter und in seiner Provinz adelig war. Aus der Inschrift leuchtet ferner hervor, daß das Glück, welches unsern Trimalchio-Encolpus in die Höhe trug, ihm nicht bis an sein seliges Ende getreu blieb. Sein eigener Sohn, vielleicht des Freigelassenen Kind einer Magd, verleugnet ihn, es muß also arg gekommen sein. Sogar sein Leben kam in Gefahr. Auch ist sein Todtenhaus nur ein kleines, winziges Gebäude geworden, das nicht den Geldbeutel des reichen Habinnas an der Stirn trägt. Das Leben des Encolpius war gerettet, aber sein Vermögen war bei der bösen Klemme aufgeflogen. Niebuhr hat nun aus Form und Schreibart bewiesen, daß unsere wichtige Inschrift in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehört, doch vor dem Jahre 250 gemacht sein muß, wo auf einmal der ganze Schwarm der Libertinen schwindet und das römische Namensystem so gut als aufhört.

Gegen die Beweiskraft unserer Inschrift hat Orelli einige Zweifel laut werden lassen, welche Studer für so gültig anerkennt, daß er Niebuhr's Ansicht, als eine längst aus der Mode gekommene kurzweg ohne Gegenbeweis abzufertigen für gut befindet. Diese Zweifel betreffen die Identität der beiden Encolpus, die aber vom Dichter wahrscheinlich deshalb nicht so durchgreifend übereinstimmend geschildert ist, um seiner Maske größere Allgemeinheit zu geben, und außerdem sind uns ja nur Fragmente des Satyrikon übrig, sodaß wir wol mit Bestimmtheit behaupten können, was erhalten, aber nicht, was verloren ist. So ehrenwerth die Zweifel des gelehrten Schweizers sein mögen, so sind sie doch nicht genügend, die Hypothese Niebuhr's über den Haufen zu werfen, da die Ähnlichkeit der Personen auf dem Steine und im Roman sicher nicht zufällig ist.

Unser dritter Grund, welchen wir gegen die Ansicht, daß Petronius im Jahrhundert und am Hofe des Nero gelebt habe, geltend machen, ist „die gänzliche Schamlosigkeit, in welche diejenige Zeit versunken war, der unser Dichter angehört." Auch diesen Beweis verdanken wir Niebuhr. Jedes Jahrhundert hat seine eigene Literatur und stößt jedes Geistesproduct, das nicht in allen Stücken mit seinem Blut und Fleisch verwachsen ist, als eine Misgeburt von sich. So wenig unser Jahrhundert einen Diderot und Boccaccio hervorbringen wird, so wenig konnte die Epoche des Nero einen Petronius gebären! In Nero's Jahrhundert lebte noch viel Republikanismus in Rede und Schrift, das Gedächtniß der alten Römertugend war noch nicht ausgemerzt, und Beispiele dieser alten heroischen Tugend verkündet die Hinterlassenschaft des Tacitus an vielen Stellen. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Satyrikon manches Gute enthält, ja man muß gestehen, daß dieses überwiegt, allein das Ekel und Übelkeit erregende, das Unanständige und Schamlose haben das Buch in Verruf gebracht, und zwar dermaßen, daß man sich schämen muß, offen einzugestehen, man habe es gelesen, oder gar lieb gewonnen. Scheinheiligkeit und erheuchelte Züchtigkeit haben nun freilich allezeit die Welt zum Besten gehabt. So ist von den heiligen Mönchen grade das Schmutzige und Unanständige aus dem Satyrikon herausgesucht, und durch ihre Pergamente auf unsere Zeit übertragen und der größte Theil des Guten, moralisch Reinen, das ihren Gaumen weniger kitzeln mochte, vermodert. Aber es bildet der Schmutz einen integrirenden Theil des Ganzen, und muß sich bis zum Schluß hindurchgezogen haben, von der ersten Verzauberung an, bis der Zorn der Gottheit versöhnt war. Da nun zum Glück die Zeiten selten sind, in welchen Dichter wie Petronius aufkommen können, und dies nur in Tagen geschehen kann, wo die Welt des Herzens, der olympischen Götter und duldenden Heroen verstummt ist, so setzen wir den Dichter aus Überzeugung in diese späte Zeit, wo alles Edle bereits zu Grabe getragen war, d. h. „in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts," wo das Auge an das Gegenwärtige des wirklichen Lebens, an das Niederträchtige und Gemeine bereits gewöhnt war, wo der Dichter seinen hohen Standpunkt vergessen hatte und sich darin gefiel, Romane und Novellen zu schreiben, welche dem Vornehmen wie dem Pöbel behagten. Unter ähnlichen Verhältnissen wucherte in Athen die neue Komödie auf, und die Schriften eines Diderot, die Pucelle Voltaire's, das Decamerone eines Boccaccio tragen den Stempel ähnlicher Sittenverworfenheit. In solcher schamloser Zeit vernahm Petronius den Beruf zum Dichter, aber das ist gewiß, hätte er auch jeden andern Gegenstand auf die Bühne gebracht, sein Trimalchio, sein Agamemnon hätten in jedem Verhältniß, unter jeder Veranlassung unerschöpflich aus ihrem Wesen geschwatzt. Aus

56) Script. Hist. Aug. I, 287. 57) Ib. I, 10. 58) *Censorinus*, De die natali. 15.

tiefer Verachtung der ringsum ihn umgebenden Schlechtigkeit war er zum Cyniker geworden, aber bei allem Schmutz und aller Schamlosigkeit seiner Sprache erkennt man doch deutlich genug sein für Großes und Herrliches begeistertes Herz, das nun freilich in der Wirklichkeit nirgends sich fand. Nicht einmal im vierten Jahrhundert konnte Petronius sein Satyrikon schreiben, denn damals war das Obscöne schon widerlich geworden, auch fehlte, wie in allen frühern Jahrhunderten, die Veranlassung dazu. Doch genug des Kampfes und Streites über die Lebenszeit des Petronius. Wir bemerken nur noch nachträglich, daß auch Voltaire in seinen Melanges historiques die gewöhnliche Ansicht bestreitet, und zwar auf eine Weise, welche dem Dichter Ehre macht[59]). (*K. Eckermann.*)

Petronius, s. auch unter Flavius u. Maximus.

PETRO-PAWLOWSKAJA KREPOST (Peter-Pauls-Festung), sonst auch Strelka genannt, eine kleine Festung mit einem Zollhause, im udinskischen Kreise der irkutzkischen Statthalterschaft im asiatischen Rußland an der Mündung des Tschikoi in die Selenga, oder richtiger, auf einer zwischen diesen beiden Flüssen befindlichen Landenge. Sie besteht aus einem viereckigen Palisadenwerke mit vier Thürmen, und wurde im J. 1727 angelegt, theils zu Quartieren für die Besatzung in Jakutzk, theils, um den Karawanen aus China zum Ruhepunkte zu dienen. Sie hat zwei Kirchen, 200 hölzerne Häuser und etwa 900 Einwohner. Es ist hier beständig eine bedeutende Niederlage von chinesischen Waaren und eine Zolldirection, von welcher die Commerzexpedition in Troitzk abhängt und wo die auf dem Wasserwege nach Rußland zu versendenden Waaren zu Schiffe gebracht werden. Die niedrige Lage des Ortes ist Schuld, daß er öfters Überschwemmungen ausgesetzt ist, welche aber die Umgegenden sehr fruchtbar machen. Bei der Festung ist eine Slobode (Vorstadt, Flecken) und in der Nähe die Sandsteppe Kilgontoi am Flusse Tschikoi, worin der mongolische Tempel Datsan steht.

Eine andere Festung gleiches Namens liegt an der ischimschen Festungslinie, am rechten Ufer des Ischim, auf einer Anhöhe, mit Wall und Graben umgeben, und ist der Hauptwaffenplatz der ganzen Linie, da sie noch einmal so groß ist als die andere. Ihre Festungswerke bilden ein Sechseck. Sie hat eine steinerne Kirche, 210 hölzerne Häuser, welche die Vorstadt ausmachen, und ohne das Militair 800 Einwohner, die einen beträchtlichen Handelsverkehr mit den Kirgisen unterhalten. Es befindet sich hier ein Kaufhof, und der Handel, besonders mit Vieh, welches die Kirgisen zuführen, ist so ansehnlich, daß man im Durchschnitte den jährlichen Umsatz auf den Werth von ½ Million Rubel ansetzen kann. Die Vorstadt hat eine einzige längs dem Ufer hinlaufende Straße. (*J. C. Petri.*)

Diese Stadt und kleine Festung im russischen Kamtschatka ist unter 53° 1′ 20″ nördl. Br., 176° 27′ 45″ östl. L. auf dessen Ostküste an der Nordseite der Awatschabai gelegen. Sie verdankt ihren Namen zwei hohen, den von Japan und anderen Theilen des östlichen Weltmeeres kommenden Schiffern schon in weiter Ferne sichtbaren Bergen, Namens St. Peter und St. Paul. Diese Berge sind vulkanischer Natur; dem einen derselben entsteigen fortwährend Funken und Rauch, und oft sieht sich die Stadt mit einem Aschenregen bedeckt. Diese letztere liegt mit der Citadelle auf einer Anhöhe oberhalb des Hafens und zählt 640 Einwohner, die Besatzung eingeschlossen, welche aus 150 Mann Infanterie, einer Compagnie Artillerie und einigen Kosaken besteht, von denen ⅔ zu den Russen, ⅓ zu den Kamtschatkalen gehören. Diese Eingeborenen, welche ein stämmiger, kräftiger Wuchs, ein volles, rundes Gesicht, sowie dessen gelbe Farbe auszeichnet, wohnen unterhalb der eigentlichen Stadt oder vielmehr Festung, nach der Küste zu in Hütten, welche so in die Erde eingegraben sind, daß man fast nichts von ihnen gewahr wird, als das abgerundete, einem umgekehrten Schiffe gleichende Dach. Nicht viel besser sind die 42 mit Stroh gedeckten, ein Stock hohen Wohnungen der Russen, welche viel Ähnlichkeit mit den Blockhäusern der nordamerikanischen Ansiedler haben, da sie, wie diese, aus nichts als aus über einander gelegten Baumstämmen bestehen. Fenster von Glas sieht man nicht, häufiger werden sie aus Talkstein (Frauenglas, Mica talcum *Lin.* oder mica Ruthenica nach *Blumenb.*) verfertigt; oft auch gebraucht man zu ihnen Seehundsdärme, welche zu diesem Zwecke einer besonderen Bearbeitung unterworfen werden, damit sie die nöthige Durchsichtigkeit erhalten. Die einzigen Gebäude, welche sich durch ihren europäischen Charakter auszeichnen, sind das Gouvernementsgebäude, sowie die 15 Regierungsgebäude. Eine Kirche hat der Ort nicht, obgleich sich ein Pope in demselben befindet. Die Umgebungen der Stadt sind öde, traurig, unfruchtbar, dennoch ist es den bekanntlich im Gartenbau unermüdlichen und deshalb in dieser Hinsicht unübertroffenen Russen gelungen, einige Gemüsegärten anzulegen, welche aber nicht einmal den Bedarf der Reichsten und Vornehmsten zu befriedigen vermögen. Man findet zwar in Petropaulska einige Pferde und etwas Rindvieh, allein das Fleisch des letzteren reicht ebenfalls nicht für den Bedarf aus, weshalb man es mit den meisten übrigen Lebensbedürfnissen aus der 70 Meilen entfernten, und auf der Westküste, Petropaulska fast gegenüber liegenden Hauptstadt, Boltscheresk (Bolschereczkoi) beziehen muß. Die Verbindung mit dieser Stadt wird vermittels Schlitten unterhalten, welche, wie bekannt, von Hunden gezogen werden. Dieser letzteren sieht man daher auch eine Unzahl in der Stadt und ihren Umgebungen. Sie müssen sich im Sommer ihre aus lebenden und todten Fischen bestehende Nahrung selbst suchen, im Winter füttert man sie dagegen mit eigens zu diesem Zwecke getrockneten Fischen. In der erstgenannten Jahreszeit setzt man sich mit Boltscheresk vermittels des Awatschkaflusses in Verbindung, welcher aber theils wegen seiner vielen seichten, theils durch Stromschnellen gefahrvollen Stellen nur auf leichten, kaum einige Zoll tief im Wasser gehenden Fahrzeugen[1])

59) Chapitre XIV. Über die bis jetzt aufgefundenen Fragmente des Satyrikons, Handschriften, Ausgaben und Erläuterungsschriften s. am Ende dieses Bandes.

1) Man verfertigt diese Fahrzeuge deshalb aus leichten, dün-

beschifft werden kann. Der Hafen[2]) von Petropauluska ist der bedeutendste auf der Halbinsel Kamtschatka. Er vermag bei 14—20 Fuß Tiefe gegen 20 Schiffe zu fassen und ist daher von jeher von Handels- und anderen Schiffen besucht worden. Namentlich ist dies seit Cook fast von allen Weltumseglern geschehen, da sie von hier aus leicht ihre Reiseberichte und andere wichtige Depeschen auf dem kürzeren Landweg an ihre Absender gelangen lassen konnten. Finden nun gleich die Schiffe Schutz in diesem Hafen gegen eigentliche Stürme, da ihn eine vorspringende, waldige Landenge deckt, so werden ihnen doch häufig die von den hohen Gebirgen herab brausenden Windstöße gefährlich. Man gelangt in ihn vermittels der Awatska(Awatschka)bai, welche zum Theil von Tannen umgeben, auf ihrer Nordseite einen Leuchtthurm hat, dessen man um so mehr bedarf, da ihre Einfahrt nur 1½ Meile breit ist. An der Rhede liegen die Magazine und Vorrathshäuser der russisch-amerikanischen Gesellschaft, aus welchen sich die ankommenden und abgehenden Schiffe zu verproviantiren pflegen. Die Geschäfte der Compagnie, welche sich hauptsächlich auf Pelzhandel erstrecken, besorgt ein von ihr angestellter Commissionair. (*Fischer.*)

Petropawlowskaja-Port, s. Petro-Pawlowskaja.

Petropharyngeus, s. Pharynx u. Pharyngeus.

PETROPHILA. Eine von R. Brown aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Proteaceen. Char. Die Blumendecke corollinisch, viertheilig, ganz abfallend; die Basis des Griffels stehenbleibend, die Narbe spindelförmig, an der Spitze verdünnt; der Fruchtzapfen eiförmig; die Nuß linsenförmig, an der Basis mit einem Haarschopfe versehen. Die Gattung, deren zehn bekannte Arten als Sträucher auf steinigem Boden Neuhollands wachsen (daher der Gattungsname: πετροφίλη, die Stein- oder Felsenliebende), zerfällt nach R. Brown in vier Abtheilungen, denen Endlicher (Enchir. p. 215) Namen gegeben hat. I) **Arthrostigma** *Endl.* Die Narbe gegliedert, das untere Glied eckig, unbehaart, das obere filzig; die Blätter fadenförmig, ungetheilt: 1) **P. teretifolia** *R. Br.* (Transact. of the Lin. soc. 10. p. 68), 2) **P. filifolia** *R. Br.*, 3) **P. acicularis** *R. Br.* II) **Petrophile** *Endl.* Die Narbe ungegliedert, ein wenig behaart; die Blätter fadenförmig, doppelt halbgefiedert; 4) **P. rigida** *R. Br.*, 5) **P. pulchella** *R. Br.* (Protea fucifolia *Salisbury* prodr. 48, Protea pulchella *Schrader* sert. hannov. 1. 2. p. 15. t. 7, *Cavanilles* ic. rar. 6. t. 550, Pr. dichotoma *Cav.* l. c. p. 34), 6) **P. fastigiata** *R. Br.*, 7) **P. pedunculata** *R. Br.* III) **Symphyolepis** *Endl.* Die Schuppen des Fruchtzapfens zusammenhängend; die Nuß geflügelt; die Blätter flach, doppelt halbgefiedert; 8) **P. diversifolia** *R. Br.* IV) **Xerostole** *Endl.* Die Schuppen des Fruchtzapfens frei; die Nuß geflügelt; die Blätter flach, dreispaltig; 9) **P. squamata** *R. Br.* und 10) **P. trifida** *R. Br.* Petrophila *Bridel* ist Andreaea *Ehrh.* (*A. Sprengel.*)

PETROSAKA, eine wenig genannte Stadt in Arkadien, südlich von Methydrion, westlich von Mantineia, nördlich von Hypsos und Anemosa. s. d'Anville Alt. Erdb. 2. Th. S. 298. (Nürnb. 1800.) Sickler 2. Th. S. 45 und die Karte des Peloponnesos v. C. D. Müller. (*Krause.*)

PETROSAWODSK, die Hauptstadt der europäisch-russischen Statthalterschaft Olonez, unter 61° 47′ Br. und 52° 3′ L., 66 Meilen von St. Petersburg, an einem Busen des Onegasees, in einer wilden, steinigen und folglich unfruchtbaren Gegend, von der Lososinka durchflossen; ein offener, schlecht gebauter und schlecht gepflasterter Ort, mit 410 meistens hölzernen Häusern, zwei Kirchen, einer Schule, einem Krankenhause und 3500 Einwohnern, welche drei Gärbereien, zwei Sägemühlen, einen Kupferhammer, eine Blechhütte und eine kleine Stahlfabrik unterhalten. Der Handel ist unbedeutend und bloße Kleinkrämerei. In der Nähe der Stadt befindet sich das große Kroneisenwerk Alexandrowsk, mit einer wichtigen Kanonengießerei, welche allein gegen 300 Arbeiter beschäftigt. Es werden aber auch andere Kriegs- und Schiffsgeräthschaften hier verfertigt, als Flinten, Säbel, Anker, Kugeln rc. Die Hütte hat vier Hochofen, drei Frischherde, und außer den freien Meisterleuten noch über 500 Leibeigene, über welche alle ein Obermeister als Aufseher mit 5000 Rubel Gehalt gesetzt ist. Ein Jahr ins andere verbraucht die Fabrik 106,400 Pud Gußeisen zu Kanonen und 63,000 Pud zu Munition. Die Ausgaben an Materialien, das alte Eisen mitgerechnet, betragen jährlich an 230,000 Rubel. (*J. C. Petri.*)

PETROSCHITZA, Dorf in dem zum Zara de Sus (Walachei) gehörigen Bezirke Dumbowitza, in dessen Nähe die Jalomitza entspringt, welche dann den genannten Bezirk zugleich mit der Dumbowitza durchströmt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petroselinum *Hoffm.*, s. Apium Petroselinum.

Petrosilex, s. Feldspath u. Quarz.

PETROUDI, türkisches Dorf im Paschalik Berat und vier Meilen von der Stadt dieses Namens entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETROVACZ, PETROVATZ, PODERAFIDSCHA und Csayka, heißen zwei feste Schlösser im türkischen Sandschack Banjaluka, welche in einer weiten, rings von Bergen umgebenen Ebene, am östlichen Saume des Karatag und im westlichsten Theile Bosniens liegen. Ihre Entfernung von Karlstadt beträgt 5⅓ Meilen. (*G. M. S. Fischer.*)

---

nen Bretern, welche man mit stark getheerter, dichter Schiffsleinwand überzieht. Sie gehen gewöhnlich kaum fünf und nicht über sechs Zoll tief im Wasser. Da sie nun große Lasten nicht fortzuschaffen vermögen, die Wasserfahrt auch oft mit vielem Aufenthalt und mannichfaltiger Gefahr verknüpft ist, so wird dem Schlittentransport der Vorzug gegeben.

2) Ein 16 — 18 Fuß hoher, aus behauenen Steinen in der Nähe des Gouvernementsgebäudes auf der Nordseite des Hafens errichteter Obelisk mit den nöthigen Emblemen und Inschriften bezeichnet die Grabstätte des Schiffscapitains Clerke. Das Denkmal setzten die Officiere des Schiffes Nadeshda, welches er befehligte und auf welchem ihn, als er Cook begleitete, der Tod auf dem Meere erreichte. Ausführlichere Nachrichten über dieses Denkmal gibt in seiner Reisebeschreibung Krusenstern, welcher auch die erwähnten Inschriften liefert, die, da sie immer mehr verlöschen, bald für uns verloren sein würden.

2) Petrovácz, ein großes Dorf im unteren Gerichtsstuhle der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 731 Häusern, 5269 raizischen und slovenoserbischen Einwohnern (3672 Reformirte, 1565 nicht unirte Griechen, die übrigen Katholiken); einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, einem Pastorate und Bethause der Reformirten und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PETROVA (PETROWA) GORA, d. i. Peterswald, 1) wird einer der nördlichen starkbewaldeten Äste der dinarischen Alpen genannt, welcher sich im österreichischen Illyrien von der Grenze Bosniens bis an die Unna hinzieht. (*G. M. S. Fischer.*) 2) Gemeinde und Dorf im unteren zagorianer Gerichtsstuhle der varasdiner Gespanschaft von Kroatien, hoch im Gebirge gelegen, mit 94 Häusern und 518 katholischen Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PETROVICH, PETROWITSCH. 1) P. s. Petrofdscha. 2) P., Marktflecken im walpoer Bezirk des österreichisch-slawonischen Provinzials, in dessen Nähe sich die Buchina mit der Drave vereinigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETROVICZ, PETRIERE, Marktflecken, welcher unter 36° 13′ 13″ östl. L. und 45° 37′ 14″ nördl. Br. an der Drave liegt und zum vereczöer District des österreichisch-slawonischen Provinzials gehört. (*G. M. S. Fischer.*)

PETROVOSZELLO. 1) Ein zum gradiscaner Regimentsgebiete der slovenischen Militairgrenze gehöriges Dorf, im Canton Nr. 8 an der von Neugradiska nach Brood führenden Poststraße am Fuße des Gebirges nächst der Poststation Verbova gelegen, mit 260 Häusern, 1315 slovenoserbischen Einwohnern, von denen 119 sich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer uralten katholischen Pfarre, welche über 3200 Pfarrkinder zählt, einer dem heil. Anton geweihten katholischen Kirche, und einer Schule. Bei diesem Dorfe findet sich Bergtheer, welcher in einer Quelle und in dazu gemachten Gruben spärlich von der Oberfläche des Wassers gesammelt und zu Wagenschmiere verwendet wird. 2) Ein zum zweiten Cantone des ottochaner Regimentsbezirkes der kroatischen Militairgrenze gehöriges Dorf, im Gebirge in wenig fruchtbarer Gegend gelegen, mit 227 Häusern, 1186 slav. Einwohnern, einer Seelsorgestation und Kirche der nicht unirten Griechen und einer Schule. 3) Ein auch Novoszello genanntes Dorf im teutschbanatischen Regimentsbezirke, mit 187 Häusern, 990 Einwohnern, einer Poststation mit Pferdewechsel einer Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. 4) Ein großes Dorf im theißer Gerichtsstuhle der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 796 Häusern, 5573 Einwohnern, theils Magyaren und theils Raizen, und 117 Juden, 2015 nicht unirten Griechen und 3441 Katholiken; einer katholischen und einer griechischen Pfarre, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer jüdischen Synagoge und einer Schule. 5) Ein zur Kameralherrschaft Rékas gehöriges Dorf im lippaer Bezirke des temeser Banats, im Kreise jenseit der Donau Oberungarns, mit 140 Häusern, 610 walachischen Einwohnern (42 Katholiken; die Übrigen sind nicht unirte Griechen), die sich von Feld- und Weinbaue nähren, einer eigenen griechischen Pfarre und Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PETROW, teutsch Petrau, ein Dorf im hradischer Kreise Mährens, am linken Ufer der March, mit 90 Häusern, 709 slawischen Einwohnern, einer eisenhaltigen Schwefelquelle, die theils zum Trinken und theils zum Baden benutzt und schon im J. 1585 unter die bekannten Heilbäder Mährens gezählt wurde. Der Boden besteht aus einer Mischung von Thon, Kalk, Lehm, und Sand. Die hier sich erhebenden Hügel, unter denen sich mehre trigonometrisch bestimmte Punkte befinden, als: der Gertorey mit 96,33, die Anhöhe Schanzen mit 102,36 und die Anhöhe Zerotjny mit 167,75 wiener Klaftern, sind die Geburtsstätte eines guten Weines und seinen veredelten Obstes. (*G. F. Schreiner.*)

PETROWA WES, ungarisch Péterfalva, teutsch Peterdorf, ein zur kaiserlichen Familienherrschaft Holies gehöriges Dorf, im skaliczer Gerichtsstuhle der neutraer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 160 strohgedeckten Häusern, 1116 slawischen Einwohnern, welche sich vom Ackerbau nähren, und, bis auf 79 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Petrowa Wes ist der Geburtsort des berühmten Propstes des zipser Domcapitels und Bischofs von Großwardein, Georg Bársony, der sich durch einen übergroßen Religionseifer bemerklich machte. (*G. F. Schreiner.*)

Petrowitsch, s. Petrovich 2.

PETROWSK, eine im J. 1697 auf Befehl des Kaisers Peter's I. auf seinem Zuge nach Persien neu erbaute Kreisstadt in dem saratow'schen Gouvernement des europäischen Rußlands (52° 20′ Breite, 62° 57′ Länge), 110 Meilen von Moskau und 212 Meilen von St. Petersburg, an der Medwediza, auf einer flachen Anhöhe, auf welcher vormals eine hölzerne Festung stand, von der blos noch acht Thürme übrig sind. Der Ort hat vier Kirchen und außerhalb der Stadt ein Kloster mit einer Kirche, 355 Häuser und an 2600 Einwohner, die meistens Ackerbau, Viehzucht und andere ländliche Gewerbe, nur wenige Handwerke und etwas Krämerei treiben. Viele sind Ackersoldaten, deren Gewerbe ebenfalls in Ackerbau und Viehzucht besteht. Die Bauart ist wie in den Dörfern, doch bilden die Häuser gerade Straßen. 2) Eine im J. 1777 neu errichtete Kreisstadt im russischen Gouvernement Jaroslaw an der Sava, welche den rostower See vergrößert, vormals das Petrow'sche Kirchdorf, mit einer Kirche, 175 Häusern und gegen 1000 Bewohnern, die Jahrmärkte halten und einen geringen Verkehr, auch Schenkerei treiben. Die Umgegend besteht aus mehren kleinen Anhöhen, Gehölzen, Wiesen und gut angebauten Äckern. (*J. C. Petri.*)

PETROWSKAJA, eine ehemalige Festung im rostower Kreise der jekatherinoslaw'schen Statthalterschaft im europäischen Rußland, an der Mündung der Berda in den asanschen Meerbusen, die jetzt nicht mehr unterhalten wird, aber früher (seit 1770) zu der dneprschen,

aus sieben kleinen Forts bestehenden, Festungslinie gehörte, und darunter die wichtigste war. Die dazu gehörige Slobode (Vorstadt) hat etwa 500 Einwohner, die sich von der Fischerei und sechs Jahrmärkten nähren. In der Berda werden schöne Granaten gefunden. (*J. C. Petri.*)

PETROWSKOI DWOREZ, kaiserlich russisches Lustschloß in der Nähe von Moskau, welches Napoleon 1813 bezog, als der Kreml der genannten Stadt in Brand gerieth, und von wo aus er den seiner Armee so verderblichen Rückzug anordnete. (*G. M. S. Fischer.*)

PETR STEYPIR [1]), berühmter Häuptling der Birkibeinar, der mächtigsten Partei in Norwegen, war der Sohn Swina-Stephan's, welcher mit einer Tochter von Unas und Gunnhild, den Ältern des Königs Swerrir, vermählt war. Als dieser zur Zeit des Krieges gegen den Magnus Erlingsson im J. 1184 mit seinen Schiffen nach Süden, nach Sognsjá, herabgesegelt war, und sein Kriegsvolk mit seinem Vorhaben bekannt machte, daß er sich nach Sogn hineinwenden wolle, um Strafgeld für seine Leute, welche die Sygnir umgebracht, zu fodern, erbaten sich diejenigen von seinen Leuten, welche Geschäfte in Bergen hatten, die Erlaubniß, dahin reisen zu dürfen, und erhielten sie, da man keine so schnelle Gefahr vom Feinde befürchtete. So fuhren drei Schiffe nach Süden. Sie befehligte Swina-Petr [2]). Als er mit ihnen sich in Bergen befand, erfuhr dieses König Magnus, welcher aus Dänemark zurückkehrend, von Süden nach Norden sich befand, durch seinen Kundschafter, und nahm sogleich Maßregeln, die von Swina-Petr befehligten Birkibeinar in Bergen anzugreifen, und segelte dahin. Da die Birkibeinar von der Fahrt des Königs Magnus, bevor er an sie kam, nichts erfahren hatten, so wurden sie überrascht und in Schrecken gesetzt. Ein Theil griff zu den Waffen. Aber alle, welche mit dem Leben davon kamen, begaben sich aus der Stadt hinauf auf den Berg, welcher von den glänzenden Schilden wie in Flammen stand. Dreißig Mann wurden erschlagen, ein Theil in der Stadt, der andere oben davor. In der Seeschlacht zwischen den Königen Swerrir und Magnus den 15. Juni 1184 in Sogn, fand Letzterer mit sehr vielen den Tod. Nach diesem Siege ward vom König Swerrir, als er aus Sogn fuhr, Svina-Petr mit einem Schiffe nach Bergen vorausgesandt, um die Bewohner zu veranlassen, den König seiner Würde gemäß zu empfangen. Als der Abgesandte in Bergen ankam, ließ er blasen und bekannt machen, daß er Thing (Volksversammlung) halten wollte. Als alles Stadtvolk erschienen war, stand Petr auf und sprach [3]): Hier kommt es dazu, wie gesprochen wird, oft dasselbe Schwein auf dem Acker. Ich heiße auch Svina Petr. Aber es ist sich kurz daran zu erinnern, daß wir von hier vertrieben und aus dieser Stadt gejagt und geschlagen wurden, und zwar ziemlich schmählich, und nun wieder zurückgekommen sind. Große Zeitungen [4]) haben wir zu sagen, den Fall des Königs Magnus, Harald's Ingason's, Orm's Konungs-bródir's [5]), Asbiorn's Jónsson's und vieler (andrer) Lendir-Menn [6]). Petr legt hierauf den Bergnern auf das Eindringlichste an's Herz, daß sie, da alle ihre Trauer den König Magnus nicht ins Leben zurückzurufen vermöge, alle feindselige Gesinnung gegen den siegreichen, von allen Tugenden gezierten König Swerrir aufgeben und ihn, der mit friedlicher und sanftmüthiger Leibwache, welche dieser Handelsstadt und andern Städten zum Schutze gereichen werde, komme, seiner Würde gemäß aufnehmen, und diejenigen, die Verrätherei gegen ihn und seine Leute geübt, und zu keinem Vergleiche gekommen, aus der Stadt fortweisen sollen. Der König selbst biete allen Menschen Frieden und Vergleichung an, welche kämen und sie bei ihm suchten. Petr's Rede verfehlte ihren Zweck nicht, und König Swerrir ward in Bergen gut empfangen. Er gelangte zum Besitze von ganz Norwegen. Als jedoch die Partei der Eyjarskeggiar, welche sich im J. 1192 bildete, im J. 1193 nach Norwegen kam, und in Tunsberg Sigurd Magnusson zum Könige erheben ließ, sammelten sich die Birkibeinar in Borg (Sarpsborg) und unter den Häuptlingen derselben war auch Petr Steypir [7]). Aber sie hatten nur 300 [8]) Mann. Als daher die Eyjarskeggiar auf dem Gefilde vor Borg ihr beträchtliches Kriegsvolk in Schlachtordnung aufstellten, ergriffen die Birkibeinar die Flucht, wurden von der Übermacht der Feinde verfolgt, verloren einige Mann und flohen in das Land hinauf. Die Eyjarskeggiar erhielten seitdem keinen Widerstand in der Wik, wurden jedoch im J. 1194 vom Könige Swerrir und den ihm anhängenden Birkibeinarn in der Schlacht von Flóruvágar, in welcher König Sigurd Magnusson fiel, überwunden. Weit mehr aber machten den Birkibeinar'n die Baglar zu schaffen, welche Partei im J. 1196 sich bildete, und es wurden gewaltige Kämpfe geführt, an welchen Petr, als einer der Häuptlinge der Birkibeinar, thätigen Antheil nahm. Namentlich hatte dieses bei der Vertheidigung der Stadt Nidaros gegen die Baglar im J. 1199 statt. Der König selbst war an jenem blutigen Tage draußen auf Eyrar. Aber oben bei der Brücke

1) **Fusor**, wie es in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 4 übertragen wird. **Steypir** (Gießer, Vergießer, Zerstörer, ist gebildet aus **steypa**, gießen, Metalle gießen, ausgießen, vergießen, herabwerfen, zerstören. 2) Von seinem Vater Svina-Stephan (Schweine-Stephan) hatte Petr auch den Bezeichnungsnamen Svina-Petr (Schweine-Peter) und wurde damit nur in seinen frühern Zeiten benannt. Wir folgen darin dem Geschichtschreiber und nennen ihn Svina-Petr für die Zeiten, für welche er in der Swerris-Saga so genannt wird, und dann Petr Steypir, seitdem er mit diesem Namen in der Geschichte erscheint. Die Zeit, wo man zwischen dem Gebrauche des einen oder des andern Namens noch schwankte, werden wir besonders bemerken.

3) Wir geben hier von Petr's Rede nur den Anfang und eine Andeutung des Inhalts. s. die vollständige Rede (**Tala Svina-Petrs i Björgyn**) in der Swerris-Saga Cap. 96, in der Forts. der großen Ausgabe der Heimskringla, 4. Bd. S. 169—171, in den Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 233—285. 4) Nachrichten von großen Ereignissen. 5) s. den diesen Helden betreffenden Artikel in der allgem. Encykl. der W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 416. 417, wo zugleich sich Mehres über die Schlacht in Sogn findet. 6) Belehnter Männer, Provinzialpräfecte. 7) Für diese Zeit (1193) wird Petr schon durch Steypir bezeichnet, jedoch auch noch abwechselnd Swina-Petr genannt, bis endlich der Bezeichnungsname Steypir allein gebräuchlich wurde. 8) Nämlich Großhundert, das Hundert zu 120.

war der größte Theil der Leibwache. Dieses Kriegsvolk befehligte Hakon Galinn und Petr Steypir. Die Baglar griffen die Brücke an, und der härteste Kampf erhob sich. Die Birkibeinar wichen von der Brücke hinweg, und die Baglar verfolgten sie hart. Einige Birkibeinar waren in dem Kastell über dem Brückenende. Sie warfen Steine auf die Baglar herab. Hierauf wurden die Stärksten von den Birkibeinarn ausgewählt, und gingen vor auf die Brücke. Hierdurch wichen die Baglar zurück. Aber als die Vordersten sich zur Flucht wenden wollten, standen die Hintern, welche fern von den Waffen der Birkibeinar waren. Durch das Getümmel auf der Brücke wurde diese beschädigt. Die Baglar stürzten in den Fluß. Ein Theil wurde auf der Brücke erschlagen, aber alle andern zurückgetrieben. Dort fielen viele Leute, und am meisten von den Baglarn. So gewannen Hakon Galinn und Petr Steypir das Treffen, und die Baglar vermochten nicht Nidaros einzunehmen. Sie zogen sich auf ihre Schiffe zurück, und die Birkibeinar verfolgten sie. Von den großen Kriegsschiffen des Königs Swerrir's steuerten Petr Steypir und Eyvindr Prestmágr den Ognbrandr. Als es zur Schlacht von Strindsár kam, wurden sechs Großschiffe der Baglar drinnen umringt. Die Birkibeinar legten sich außen um alle große Schiffe der Baglar, aber die kleinen Schiffe der letztern legten wenig an die Schiffe der Birkibeinar an, weil sie nicht drinnen umringt werden wollten, damit sie sich hinwegziehen könnten, wenn sie wollten. Der Ognbrandr, welchen Petr Steypir und Eyvindr steuerten, konnte Anfangs nicht zum Angreifen gelangen, denn als sie ihn hinwenden wollten, vermochten sie es nicht so schnell, obschon sie auf dem einen Bord mit den Rudern anhielten, und alle auf dem andern ruderten. Das Schiff machte einen so weiten Umkreis, daß sie es nicht an die Feinde hinwenden konnten. Aber die Skuten (leichten Schiffe) der Baglar hielten sich stets vor dem Ognbrandr, wo er auch immer war, in der Ferne, und wollten sich nicht an ihn befestigen[9]), sondern legten dahin, wo er fern, so ging es (nämlich in dem Betreff der leichten Schiffe der Feinde), so lange die Schlacht währte. Sie war übrigens hart und lang. Swerrir gewann den Sieg und trieb die Baglar nach der Wik. Hier war im folgenden Jahre (1200) besonders der Schauplatz der Drangsale des Kriegs. Die Bonden erhoben sich, und griffen den König Swerrir in Oslo an. Bei diesen gewaltigen Kämpfen war Petr unter den Birkibeinar'n, welche gegen die Bonden standen, die sich auf dem Felsen Ryginaberg[10]) gesetzt hatten. Als diese sahen, daß die Bonden auf dem Eise von dem Könige Swerrir geschlagen und verfolgt wurden, und des Beistandes bedürften, spornten sie sich zu Leistung desselben an, und gingen mit ihrem Kriegsvolke vom Felsen herab in der Absicht, um zu ihren Leuten zu stoßen. Als Sigurdr Lávardr und seine Genossen[11]) diesen sahen, wandten sie sich wider sie. Zuerst war ein kleines Thal zwischen ihnen, und sie begegneten sich hier im Thale. Harte Schlacht ward hier. Aber die Birkibeinar hatten nur vier, die Bonden dagegen nahe an zwanzig Hunbert[12]) Mann. Die Bonden griffen mächtig an, und die Birkibeinar wurden von der Übermacht bewältigt und flohen herab in die schmalen Wege[13]). Sigurdr Lávardr nahm die Richtung herab in die Stadt und sprengte mit dem Pferde hinein in die Hallwardskirche, und viel Leute begaben sich mit ihm dahin. Aber Hakon und Svina-Petr[14]) und ein Theil des Kriegsvolkes nahmen ihre Richtung über das Nonnenkloster herab, und stießen so zu dem Könige auf dem Eise. Dieser ermuthigte die Birkibeinar wieder und gewann über die Bonden den Sieg. Viel zu dulden hatten die Birkibeinar, als König Swerrir im Sommer und Winter 1201—1203 den Felsen in Tunsberg, auf welchem sich der heldenmüthige Hallwardr Bratti und andere Baglar bis zum Äußersten hielten, ausdauernd belagerte. Als er Anstalten traf, die Baglar einzuschließen, und das Heer zu diesem Zwecke vertheilte, erhielten die Gestir[15]) ihren Stand gegen Norden bei dem schmalen Wege, welcher aus Fróbaas herabführte. Petr Steypir war Häuptling über sie. Sie nahmen Häuser in der Stadt und schafften sie herauf, und dieser Ort ward Gestabakki[16]) genannt. Nach langer harter Belagerung mußten sich die Baglar im Castelle auf dem Felsen ergeben[17]).

Schon bei Swerrir's Lebzeiten spielte sein Schwestersohn Petr Steypir eine große Rolle, aber noch mehr nach dem Tode seines Oheims, welcher sich den 9. März 1202 zu Bergen ereignete. Sogleich nach demselben gingen die Birkibeinar mit ihren Häuptlingen Hakon Galinn, dem Sohne Cácilia's, einer Schwester des Königs Swerrir, und Petr Steypir zu Schiffe. Sie hatten bei sich die Briefe, welche König Swerrir zuvor hatte an seinen Sohn schreiben lassen, und segelten mit einem wohlbemannten Schiffe nach Norden. Als sie an das Meer von Stad[18]) kamen, segelten sie außerhalb der Scheeren nordwärts nach Thrandheimsminni[19]), weil die Baglar (das Kriegsvolk des Königs Ingi) das Land an der Seeküste in Sokn und Firdir, den beiden Máris und Raumsdál eingenommen und dort große Haufen Mannschaft hatten. Als Hakon und Petr nach Nidaros kamen, verhehlten sie denen, die nach Swerrir's Befinden sich erkundigten, den Tod desselben, und fragten, wo Hakon der Sohn des Königs wäre, und erhielten zur Antwort, daß

9) In den Schiffschlachten legten nämlich sich die Schiffe der einen Partei an die der andern und befestigten sich mit Haken daran, um wie auf dem Lande kämpfen zu können. s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 152. 10) Jetzt Ryenbjerg bei Oslo. 11) Hakon Konungsson und Petr.

12) Großhundert, jedes zu 120. 13) Gautur, Fußsteige, welche in die Stadt Oslo führeten. 14) So wird er wieder einmal genannt, nämlich für das Jahr 1200; für die Folgezeit jedoch wird er blos mit dem Bezeichnungsnamen Steypir aufgeführt. 15) Gäste; so wurde die Sendeschar (Sendesveit, emissarii) der Könige genannt. Vergl. Forts. d. gr. Ausg. der Heimskringla, 4. Bd. S. 316, und Fornmanna Sögur, 12. Bd. S. 410. 16) Húsgelrand der Gäste. 17) Swerris-Saga in der Forts. der gr. Ausgabe der Heimskringla, 4. Bd. S. 4. 144. 151. 160. 170. 208. 276. 284. 300. 316 fg., in den Fornmanna-Sögur 8. Bd. S. 9. 199. 209. 221. 232—235. 374. 385. 386. 407 427. 18) Vorgebirg Stat. 19) Der Eingang in den Meerbusen von Thrandheim.

er daheim in seiner Herberge wäre. Sie gingen hierauf zur Christuskirche und dann zu dem Hofe, wo der Königssohn sich befand, und ließen Hakon herausrufen, da sie ihm etwas Heimliches bekannt zu machen hätten. Hakon ging an die Thüre, und ließ Hakon Galinn und Petr'n zu sich rufen. Nach gegenseitiger freundlicher Begrüßung machten sie ihn mit dem Tode seines Vaters bekannt, und übergaben ihm die Briefe. Nachdem sie sich eine Zeit lang unterredet, ließ Hakon, der Königssohn, sein Hofgesinde sich versammeln, that ihnen dieses Ereigniß kund und ward sogleich zum Häuptling über die Partei der Birkibeinar und dann im Frühlinge auf dem Eyrathing, welches er zusammen berief, zum Könige über das ganze Land angenommen. Da von den verschiedenen Erzählungen über die von den Baglarn beabsichtigten Unternehmungen eine dahin lautete, daß sie herab nach Süden nach Sognland gekommen wären, sandte König Hakon beträchtliches Kriegsvolk unter Anführung Petr Steypir's, Thorgrim's von Ljanes und Einar's Konungsmágr, und noch mehrer Scharenhäuptlinge [20]) ihm entgegen. Als sie zur Abendzeit sich an die Insel Rot legten, wurde ihnen gesagt, daß die Baglar in Stafangr wären. Am Morgen sahen die Birkibeinar, wie die Baglar von Norden her ruderten und ihre Richtung dahin nach dem Eilande nahmen. Die Baglar hatten keine Kunde von den Fahrten der Birkibeinar und wandten sich hinweg, als sie sahen, daß ihnen die Birkibeinar entgegenruderten. Diese verfolgten sie, und nahmen ein Schiff, von dessen Mannschaft der größte Theil fiel, da sie sich tapfer vertheidigten. Die Birkibeinar trieben die übrigen Baglar vor sich hin, diese nahmen ihre Richtung hinein nach Firdir, gingen hier und dort von den Schiffen, und begaben sich in das Land hinauf. Die Birkibeinar fuhren zurück nach Bergen. König Hakon wandte sich nach Norden und lag lange den Sommer über in Firdir. Vorher im Frühlinge nach dem Tode ihres Gemahles, des Königs Swerrir, reiste Margaretha Eiriksdottir nach Osten in die Wik, und hatte bei sich die Jungfrau Christina, ihre und des Königs Swerrir's Tochter, und eine andere Christine Nicholasdóttir, ihre Schwestertochter, und sie beabsichtigten, hinauf nach Gautland (Götaland) zu reisen. Aber das deuchte den Birkibeinar'n nicht räthlich, daß des Königs Tochter sollte aus dem Lande ziehen. Deshalb reiste Petr Steypir nach Osten nach Oslo, und da er hier die Königin fand, hielt er sich daselbst einige Tage auf. Während einmal die Königin sich im Bade befand, ging Petr Steypir in die Kammer derselben und sagte zu Christina, der Königstochter, daß die Baglar ihnen über dem Haupte wären. Erschreckt hierüber fragte ihn die Jungfrau, was für guten Rath er gäbe? Petr nahm sie in seine Arme, trug sie in sein Schiff, ließ es zur Abfahrt bereiten und die Zelte abnehmen, und seine Mannschaft sich zu den Rudern begeben. Während sie mit dem Schiffe abstießen, eilte die Königin auf die Brücke [21]), und rief, daß sie ihr ihre Tochter zurückgeben sollten. Petr Steypir sagte, daß sie zuerst zu dem Könige, ihrem Bruder, reisen sollte. Da ward die Königin grimmig und sagte: Gott gebe, daß ich den Tag erleben möchte, daß ich euch so großen Schmerz und Harm wieder machen könnte, als ihr mir jetzt anthut [22]). Weiter klagt sie, daß sie ihr, der Tochter eines Königs, und der Gemahlin eines Königs, ihre Tochter, das einzige Kind mit demselben, rauben, als wenn es das Kind eines Sklaven oder einer Beischläferin wäre. Solches rief sie ihnen nach, so lange sie sie hören konnten. Nachher zog sie mit ihrer Nichte Christina in das Reich der Schweden. Aber Petr führte die Königstochter zu ihrem Bruder, dem Könige Hakon, und sie ward dort gut empfangen und ehrenvoll gehalten. Durch den Fall Ingi's, des Königs der Baglar (im J. 1202), wurde diese Partei vor der Hand zerstreut. Im Frühlinge 1203, sogleich nach Ostern, segelte König Hakon mit vielem Kriegsvolke nach Bergen, und hierauf in die Wik und besuchte alle Handelsstädte bis an die Elf (Göta Elf). Alle Einwohner unterwarf er sich. Als Begleiter auf diesem Zuge hatte er bei sich die vornehmsten Herren im Lande, Hakon Galinn, Petr Steypir'n und andere. Als König Hakon sich im Herbste (1203) sehr lange in Borg (Stapsborg) aufhielt, pflog er mit Inga, einem Weibe aus gutem (vornehmem) Geschlechte, heimlichen Umgang, sodaß es Niemand wußte, als Hakon Galinn, Petr Steypir und andere Vertraute [23]). Den Winter (1203) war König Hakon in Bergen und bei ihm seine Stiefmutter Margaretha, nebst ihrer Nichte Christina, welche beide er durch freundliche Briefsendung nach Schweden zu sich eingeladen hatte. Doch zeigte sie, ungeachtet sie jetzt wieder bei ihrer Tochter lebte, noch immer feindselige Gesinnung gegen den König Hakon; aber die größte Feindschaft hegte sie gegen Petr Steypir und alle andere, die nach dem Mädchen nach Oslo gereiset waren. Sie stand dagegen in sehr gutem Vernehmen mit Hakon Galinn und suchte Beistand bei ihm. Am Weihnachtsschmause, zu dem sie Hakon einlud, nahm sie zwar Theil, aber sie unterließ nicht, vorher ärgerliche Äußerungen zu thun. König Hakon erkrankte plötzlich hart und starb den 1. Jan. 1204. Die Birkibeinar beschuldigten die Königin Margaretha, daß sie einen Menschen angestiftet, dem Könige Gift in den Trank zu thun.

Nach Hakon's Swerrisson's Tode verbanden sich die beiden Schwestersöhne des Königs Swerrir, Hakon Galinn und Petr Steypir, mit Sigurd's Konungsfrändi, Eywindr Prestmágr, Einar Konungsmágr, Hróar Konungsfrändi und vielen andern ansehnlichen Männern, und nahmen Guthorm, den Sohn Sigurd's Lávard's, des Sohnes des Königs Swerrir, zum Könige. Da er nur vier Jahre alt war, so bedurfte es besonderer Vorkehrungen, und Petr Steypir und Einar Prestmagr wurden dazu be-

20) Sveitarhöfdingjar. 21) Die Brücke, welche das Schiff mit dem Lande in Verbindung setzte.

22) Diese Drohungen sind nicht ohne geschichtliche Wichtigkeit, da Hakon Swerrisson nicht lange darauf unter Verdacht erregenden Krankheitsumständen starb, sodaß die Birkibeinar die Königin Witwe beschuldigten, daß sie ihren Stiefsohn, den König Hakon Swerrisson, habe vergiften lassen. 23) Daß diese es wußten, war wichtig, weil Inga nach dem Tode Hakon's Swerrisson Hakon Hakonarson den Alten, nachmals König von Norwegen, gebar.

stimmt, den jungen König zu erziehen. Als die, welche es früher mit den Baglarn gehalten, von jener Verbindung der Partei, an deren Spitze Hakon Galinn und Petr Steypir standen, hörten, glaubten sie nichts Friedliches erwarten zu dürfen, und zogen aus dem Lande nach Dänemark. In Kopenhagen, wo Erlingr Steinveggr[24]) sich befand, bildete sich die Partei der Baglar von Neuem. König Waldemar unterstützte sie, und Erlingr wurde auf dem Borgarthing (Volksversammlung zu Sarpsborg) um Johannis 1204 zum Könige angenommen. König Guthorm starb den 11. August. Margaretha wurde von den Birkibeinarn der Vergiftung beschuldigt. Jarl Hakon vertheidigte sie.

Nach Guthorm's Tode beriethen sich die Lendir-Menn (Provinzial-Präfecten), wen sie zum Könige nehmen sollten. Die meisten Stimmen waren für den Jarl Hakon Galinn. Aber der Erzbischof Erik setzte sich dagegen wegen der Uneinigkeit zwischen ihnen. So auch auf dem Eyrathing, auf welchem die meisten Bonden den Jarl Hakon zum Könige nehmen wollten. Da wurden in Vorschlag gebracht Sigurdr Koningsfrändi und Petr Steypir, der Schwestersohn des Königs Swerrir, und vermählt mit Ingiborg, der Tochter des Königs Magnus Erlingsson's. Aber die größte Menge wollte Ingi'n, den Sohn Cäcilia's Konüngsdottir's und Bard's Guthormsson's, den Bruder des Jarls Hakon, weil er von Thrändischem Geschlechte war, zum Könige. Auch war dieses der Wille des Erzbischofes, da Ingi früher bei ihm gewesen war. Dieser ward also zum Könige genommen. Die Sysla (Präfectur) über die Rygiafylki, welche Einar Konüngsmágr im J. 1205 von den Baglarn gehabt hatte, erhielt Petr Steypir, und setzte seinen Schwestersohn Ani und Thorkel'n Dreki darüber, als er mit dem Könige Ingi und großer Kriegsmacht der Birkibeinar im Frühlinge 1206 nach Osten in die Wik zog. Während dessen wurden Ani und Thorkel von Sörkvir Snápr, Simson Erlingsson, Halli Ögmundarson von Eikiland und Birgir von Stángir, welche von Upplönd herabkamen, erschlagen. Die in der Burg zu Bergen befindlichen Birkibeinar wurden (im J. 1206) von den Baglarn verhöhnt und gereizt herabzukommen. Sie hatten mehr als zwanzig Hundert[25]) wohlgerüstete Mann, aber die Birkibeinar nur vier Hundert. Letztere hatten zwei Fahnen. Die eine befehligte Petr Steypir, die andere Jarl Hakon. Sie zogen herab in die Stadt und vertrieben die Baglar aus derselben. Den Winter (von 1206—1207) brachten der König Ingi, der Jarl Hakon und Petr Steypir in Thrandheim zu, Ingi ließ ein Schiff von 36, Hakon ein anderes von 32, und Petr Steypir ein drittes von 32 Räumen (zwischen den Ruderbänken) bauen, und sehr viele andere Schiffe wurden dort gebaut. Mit diesen Schiffen, welche die Birkibeinar in Nidaros fertigen ließen, zogen sie im Frühling 1207 von Norden her gegen die Baglar. Als Jarl Hakon sich in Bergen befand, bedachte er, daß der König, welcher im Osten in der Wik war, glauben möchte, zu wenig Kriegsvolk zu haben. Er bereitete sich von Norden hinwegzuziehen, und ließ Petr Steypir'n und Dagfinn Bondi zur Bewachung der Burg, als er fortzog, zurück. Als die Baglar nach Thrymling kamen, hörten sie, daß der Jarl nach Osten gesegelt sei, und daß Petr Steypir und Dagfinn Bondi in Bergen seien, und die Burg in Stand setzen ließen. Dagfinn wendete allen Fleiß auf die Fertigung der Burg, denn er hatte die Sysla (Präfectur) in Hordaland, aber Petr Steypir gab keine Acht darauf. Er war stets oben bei der Jonskirche, weil sich dort seine Frau Ingiborg befand. Jarl Hakon bekümmerte sich auch nicht sehr um die Aufführung der Burg. Die Baglar benutzten, als sie sich Bergen näherten, die Nacht und drangen vor Tagesanbruch von zwei Seiten in die Stadt. Dagfinn war mit seiner Schar in der Burg, und wurde sogleich gewahr, daß die Feinde in die Stadt eilten, da sie sogleich Kriegslärm blasen ließen. Diejenigen Birkibeinar, welche in der Stadt waren, wollten in die Burg. Die Abtheilung der Baglar, welche von Oben herab in die Stadt gedrungen, kam ihnen entgegen, und es fielen dort eilf Mann. Petr Steypir lief mit seiner Schar hinauf aus der Stadt. Die Baglar umsetzten die Burg und warteten, bis es hell ward, und griffen dann an. Die Birkibeinar wehrten sich tapfer. Aber die Baglar trugen Feuer zur Burg und die Birkibeinar von Rauch und Müdigkeit belästigt, und sämmtlich sehr verwundet mußten sich ergeben. Den andern Tag darauf ließen die Baglar die Burg gänzlich zerstören. Diese hielten sich einen halben Monat in der Stadt auf, zogen dann nordwärts nach Thrandheim, und hier auf dem Eyrathing ward Philipp[26]) zum Könige angenommen. Aber so große Theurung war in Thrandheim, daß sie nach Weturnátur[27]) (1207) aus dem Lande hinfort nach Süden an der Küste hinzogen. Sie sandten Skuten[28]) südwärts auf Spähung. Sie wurden befehligt von Bjorgólfr Bátr, Birgir von Stangir, Brynjólfr Ref. Sie hatten gehört, daß Petr Steypir in Stafangr war. Die Baglar legten in Mostr[29]) an, und vernahmen, daß Petr Steypir die Nächte über nicht in der Stadt war, aber die Tage über dort saß. Da ruderten sie hinaus nach Herfili[30]) und mußten wegen widrigen Windes dort vier Nächte liegen. Dann ruderten sie südwärts nach Fjörbyrjusund[31]) und hinein in den innern Meerbusen. Petr Steypir und seine Schar waren zum Morgengesange[32]) gegangen, und hörten die Vormittagsmesse[33]). Es war so dunkelmachendes Schneegestöber, daß man es nicht eher gewahr wurde, bis die Baglar von den Schiffen gingen. Da sahen es die Birkibeinar, und sagten es Petr'n. Er sprang sogleich hinaus[34]) und eilte hinauf aus der Stadt, und alle Birki-

24) Dieser hatte im Herbst 1203 zu Skanevri (jetzt Skaandr) eine Unterredung mit der Todfeindin Petr's Steypir, der Königin Margaretha, gehabt. 25) Großhundert, das Hundert zu 120 Mann.

26) s. Philipp, König der Baglar. 27) Winternächte, Anfang des Winters, fallt nach dem altnordischen Kalender auf den 23. Nov. 28) Die gewöhnlichste Art leichter Schiffe. 29) Das Eiland Moster. 30) Ein Eiland westlich von Moster. 31) Brofiord. 32) Ottusangr, Frühgottesdienst. 33) Formessa, wörtlich Vormesse. 34) Aus der Kirche.

beinar. Die Baglar liefen ihnen nach, und erschlugen dadurch neun Mann. Petr war unter allen Menschen am raschesten zu Fuß, weshalb er entrann. Doch kamen die Feinde so nahe, daß er den Rock und Gürtel hinwerfen mußte. Die Baglar fanden den Gürtel nicht; aber den Rock nahmen sie mit sich heim zur Stadt. Die Königstochter [35]), als sie dieses sah, dachte, daß Petr gefallen sein würde, bevor ihr gesagt ward, daß er entkommen sei. Die Baglar weilten die Nacht über dort in Stafangr, und zogen hierauf nach Bergen. Bei den Bewegungen zur See, bei Titölfnes [36]), welche die Birkibeinar und Baglar kurz vor Weihnachten 1207 gegen einander machten, kam es in der dunkeln Nacht soweit, daß die Schiffe sowol der Baglar als Birkibeinar alle zusammenfuhren. Die Baglar ruderten draußen in der Richtung längs dem Lande hin, aber die Birkibeinar nahmen ihre Richtung drinnen in dem Meerbusen hin. Dieser Umstand trennte sie wieder. Die Birkibeinar wußten nicht, wohin die Baglar sich wandten. Petr kam zu den letztern im Eikundasund [37]) und steuerte damals eine Skute. Er ruderte auf das Schiff Hreidar Sendimadr's; da rief ein Mann von Petr's Schiffe: Wie rudert ihr Teufel die ganze Nacht vor uns? und hebt einen Stein auf und wirft, und trifft den, der in dem Vorraum auf Hreidar's Schiffe sitzt. Sie rudern nichtsdestoweniger [38]). Petr und die Seinigen kannten sie nicht. Hreidar ruderte hinein nach Mostr. Die feindliche Berührung, in welcher Petr und Hreidar waren, sollte bald eine freundliche werden. Zwischen den Birkibeinarn und Baglarn kam im J. 1208 der Friede von Hvitingsey zu Stande. In den Heeren beider Theile gab es Männer, welche darüber murrten, daß sie vermögenslos seien, und doch Rang und Titel hätten. Sie beschlossen daher im nächsten Frühling eine Raubfahrt nach den Sudreyjar (Hebriden) zu machen. Petr Steypir und Hreidar Sendimadr, welcher mit ihm verschwägert war, denn er hatte auch eine Tochter des Königs Magnus zur Gemahlin, faßten auch einen Rathschluß und verbanden sich mit einander, künftiges Jahr eine Reise nach Jerusalem anzutreten. Dieses Vorhaben unternahmen sie auch wirklich im Sommer 1209. Sie hatten zwei Großschiffe und vieles Kriegsvolk, und wurden von ihren Gemahlinnen, Ingiborg und Margaretha, den Töchtern des Königs Magnus, begleitet. Von dieser Fahrt ward viel erzählt. Jedoch führt der Verfasser der Saga Inga Bardasonar [39]) seinem Zwecke gemäß nur dieses an. Petr Steypir und seine Gemahlin starben auf der Reise. Aber Hreidar kam nach Jerusalem und reiste zurück zum Kaiser von Constantinopel und diente ihm lange und starb dort [40]).

(*Ferdinand Wachter.*)

35) Ingiborg, die Gemalin Petr's. 36) Jetzt Titelsnes. 37) s. allgem. Enc. d. W. u. K. 1. Sect. 32. Th. S. 209. 210. 38) d. h. stellten sich nicht zum Treffen. 39) Nämlich die ausführlichere; die kürzere bemerkt gar nur blos, daß sie nicht wieder gekommen. 40) **Saga Hákonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bárdarsonar**, sowol die kürzere als ausführlichere, in der Forts. d. gr. Ausg. der Heimskringla. 4. Bd. S. 336. 339. 341. 344. 359. 369. 372—375. 378. 379. 382. 383. 385—387. 393. 397. 405. 406. 413—415. 419. 421; in den **Fornmanna-Sögur**. 9. Bd. S. 3. 5. 8. 12. 30. 43. 46. 48—50. 53. 54. 69. 73. 79. 99. 111. 139. 143. 165. 169. 173. 187. 193. **Nyfundin forn brot thriggja skinbóka úr hinni lengri Sögu Hákonar Sverrissonar ok fleiri Noregs Konúnga**, ebendas. S. 215. 216. 220. 227. 230. **Saga Hákonar Konúngs Hákonarsonar** in der Forts. der gr. Ausg. der Heimskringla. 5. Bd. S. 2 in den **Fornmanna Sögur**. 9. Bd. S. 230.

PETRUCCI. Ein in Italien weit verbreiteter Name, der indessen seine vorzüglichste Bedeutung in Siena erlangt hat. Die dasigen Petrucci, aus dem Bürgerstande hervorgehend, gelangten gegen die Mitte des 14. Jahrh., durch Handel, zu Reichthum, dessen natürliche Folge großer Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten war, bis sich zuletzt dieser Einfluß in Herrschaft verwandelte. Anton Petrucci, als Vermittler des Kriegs der Florentiner mit Lucca, nach Florenz entsandt (1429), wurde daselbst von dem Pöbel beschimpft. Von Unwillen erfüllt, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um auf alle mögliche Weise ein kräftiges Einschreiten, zu Gunsten der Luccheser, zu veranstalten. Gewahrend jedoch die Lauheit der Behörden, brachte er für eigene Rechnung eine bedeutende Schar zusammen, und indem er rasch das Gebiet der Pisaner durchzog, gelang es ihm, das bedrängte Lucca zu erreichen. Da ließ er seine Scharen zurück, und unternahm für seine Person die fernere Fahrt nach Mailand, um dem Hofe begreiflich zu machen, wie man durchaus den Florentinern entgegenwirken müsse, wenn sie nicht zur Alleinherrschaft in Italien gelangen sollten. Seine Vorstellungen fanden den gewünschten Eingang. Der Herzog setzte seinen Feldherrn Franz Sforza in Bewegung, um die fernern Operationen des florentinischen Heeres zu hintertreiben. Auch Petrucci fand sich wieder in Lucca ein, um nicht nur die mailändische Hilfsmacht, sondern auch die Wirksamkeit des Gebieters von Lucca, des Paul Guinigi, in der Allen gemeinsamen Angelegenheit zu überwachen. Inmitten viel verheißender Erfolge konnte Guinigi seinen Verdruß über die schweren Ausgaben des Kriegs nicht bergen, ebenso wenig die Neigung, auf die Vorschläge der Florentiner auf einen Ankauf der belagerten Stadt einzugehen; von der andern Seite wurden den Mailändern große Summen geboten, falls sie von der Vertheidigung des ihnen lediglich durch seine Knickerei bekannten Guinigi abließen. Auf Petrucci wirkte allein der Haß gegen Florenz, ihm war Guinigi, sobald er sich in Unterhandlungen mit dem Feinde einließ, nicht mehr gleichgültig, sondern ebenfalls ein Feind. Die Luccheser endlich entsetzten sich bei dem bloßen Gedanken, daß sie an die gehaßten Nachbarn verkauft werden sollten. Zu mächtig war die Conföderation der verschiedenen Interessen, als daß Guinigi nur einen Augenblick ihr hätte widerstehen mögen. Der Form halber wurde eine Art Verschwörung erdacht, in die man allenfalls die ganze Bevölkerung bis zu dem letzten Bürger und dem letzten Söldner hätte aufnehmen können. Die eigentlichen Verschwörer, etwa 40 an der Zahl, führte Petrucci, der vermöge seiner Stellung zu jeder Stunde freien Zutritt hatte, zu Guinigi's Wohnung. Ohne Widerstand wurde dieser, sammt seinen vier Kindern verhaftet, und nach Pavia, als Gefangner

des Herzogs von Mailand, abgeführt. In sein Eigenthum theilten sich die Republik, Sforza und Petrucci; diesem fiel der reiche Hausrath zu.

Eines Achilles Petrucci Braut hatte die Ehre, Kaiser Friedrich's IV. Braut, die Infantin Eleonore, bei ihrem Eintreffen in Siena (24. Febr. 1452) mit einer Rede zu bewillkommnen [1]), wußte aber die Gnade, deren sie sich hierdurch würdig gemacht, einzig zur Befriedigung ihrer Eitelkeit zu benutzen. Pandolf Petrucci, das Haupt der Neuner und der Angesehenste unter den Mitgliedern der Balie, erhielt im J. 1495, gemeinschaftlich mit Lucio Bellanti, den Oberbefehl über die Söldner, welche die Bürger von Siena, von Florenz aus bedroht, in ihre Stadt aufnahmen. Diesen beiden Hauptleuten wurde daneben eine unbeschränkte richterliche Gewalt, um die Verschwörungen im Innern des Staats zu bekämpfen, verliehen. Das Richteramt war auf die Dauer einiger Monate beschränkt, aber Petrucci hütete sich wohl, die ihm einmal übertragene unmäßige Gewalt aus den Händen zu geben. Im Gegentheil erhob er, der Zuneigung der Söldner gewiß, Klage gegen seinen Collegen Bellanti, welchen er verbrecherischer Umtriebe mit den Florentinern beschuldigte und zuletzt in die Verbannung trieb. Noch stand Petrucci's eigner Schwiegervater, Nicolaus Borghese, an der Spitze einer Partei, die der Einführung willkürlicher Herrschaft entschieden entgegen war. Diesen unbequemen Schwiegervater ließ Pandulf auf offenem Markte (19. Juli 1500) niederstoßen. Es blieb das aber das einzige Blut, das, um die neue Dynastie zu begründen, vergossen werden mußte. Alle Andere, die ihm widerwärtig waren, brachte Pandulf dahin, daß sie sich gleichsam freiwillig verbannten und so dem feindlichen Zusammentreffen auswichen. Seine unbeschränkte Gewalt wußte er stets unter republikanischen Formen zu verbergen: nur die Befehle der Neuner schien er zu vollstrecken. Eines Titels bediente er sich nicht und niemals wollte er in seiner Lebensweise die Gewohnheiten eines einfachen Bürgers ablegen. Nicht einen Palast, sondern nur ein bequemes Haus erbaute er sich, wie jeder andere Sanese trug er den schwarzen Mantel, und in richtigem Verhältnisse zu diesem äußern Auftreten stand der frugale Tisch. Keine fürstliche Verwandtschaft hat Pandulf durch seine oder seiner Kinder Vermählung gesucht; nur mit bürgerlichen Familien wollte er verschwägert sein. Sein ganzes Leben durch war sein Streben, daß seine Macht, wie grenzenlos sie auch an sich war, unbemerkt bleibe. Nur in seinen Beziehungen zu Cäsar Borgia wich er von diesen vorsichtigen Gewohnheiten ab. Als Condottiere trat Pandulf in des Tyrannen Sold, ohne zu beachten, wie gefährlich ihm, bei der Lage seines Gebietes, der unersättliche Ehrgeiz des Mannes, dem er sich verkauft, werden müsse. Als er zuletzt seines Irrthums inne geworden war, beschickte er den Congreß zu la Mangione, in dem Perusinischen, wo alle diejenigen, die durch Borgia's steigende Macht bedroht waren, sich zu Verabredung einer gemeinsamen Vertheidigung versammelten (1502). Petrucci ließ sich durch seinen Vertrauten, Anton von Venafro, vertreten. Aber die Beschlüsse des Congresses führten nur zu unbedeutenden Feindseligkeiten. Die Conföderirten ließen sich bethören, dann wie Schafe erwürgen. Petrucci freilich entging der Schlinge, blieb aber in der gegenwärtigen Isolirung um so mehr den Streichen seines Gegners ausgesetzt. Denn wenn Siena auch eine bedeutende Festung war und dem Pandulf große Summen baaren Geldes und Söldherschaaren von geprüfter Treue zu Gebote standen, so reichte das Alles nicht aus, um der siegreichen Armee Cäsar's zu widerstehen, dem noch eine trügliche, von Alexander VI. geleitete, Unterhandlung und die Aussicht auf den Beistand der Florentiner zu Hilfe kam. Zudem verriethen die Bürger von Siena, wenn sie auch mit dem Bestehenden zufrieden waren, nicht die geringste Lust, für die Erhaltung desselben die Schrecknisse einer Belagerung über sich kommen zu lassen. Das alles würdigte Pandulf und machte sich gefaßt, dem Sturme zu weichen, ohne doch auf die Möglichkeit einer dereinstigen Restauration zu verzichten. Er versprach Siena zu verlassen, wenn Cäsar, der bereits zu Pienza stand, gleichzeitig das Gebiet der Republik räumen würde. Der von beiden Theilen beliebte Vertrag kam am 28. Jan. 1503 zur Ausführung. Mit Johann Paul Baglione und dem Reste von Vitellis Mannschaft wandte sich Petrucci nach Lucca, während zu Siena seine Anhänger im Besitze der Gewalt blieben und Cäsar der Tiber zueilte. Dieser, stark besonders durch den französischen Schutz, erweckte jetzt durch die Schnelligkeit seiner Fortschritte und die Ausdehnung seiner Eroberungen die Eifersucht Ludwig's XII. Im Auftrage des Königs sollte der apostolische Protonotar Franz Carbulo von Narni ein Bündniß der Städte Florenz, Siena, Lucca und Bologna, als ein Gegengewicht gegen jenen rastlosen Ehrgeiz, zu Stande bringen. Carbulo unterhandelte in Siena selbst mit Pandulf's Anhängern, und versprach ihnen, das vertriebene Parteihaupt in ihre Stadt wieder einzuführen, vorausgesetzt, daß sie sich, um die Zustimmung der Florentiner zu erkaufen, die Abtretung von Montepulciano gefallen ließen. Das wurde genehmigt, der Bundesvertrag unterzeichnet, und am 29. März 1503 ritt Pandulf in Siena wieder ein, in derselben friedlichen Weise, in welcher er, zwei Monate früher, den Schauplatz seiner Herrlichkeit verlassen hatte. Alles war unverändert geblieben, ausgenommen die bedeutende Gebietsverminderung, welche in der Abtretung von Montepulciano der Republik zugemuthet. Pandulf eilte nicht, diese Bedingung zu erfüllen, schützte vielmehr die unüberwindliche Abneigung seiner Mitbürger, gegen einen so übertriebenen Preis die Freund-

1) Fu l'Imperatrice dalle donne Sanesi riverentemente visitata e con feste e giuochi honestamente tratenuta. Fra le quali non par degna d'esser tralasciata senza farne mentione una Battista, sposa d'Achille Petrucci, giovane di creanze e di lettere latine adornata fuor del costume delle altre donne, la quale avendo fatta et recitata elegante oratione in lode della Imperatrice et havuto invitatione dal Imperadore che domandasse qual gratia volesse, domandò dopo le dovute gratie rendutegli di tanta amorevolezza, di poter portare le sue veste e gioce non ostanti gli statuti, che allora s'osservavano; di che a' preghi della Imperatrice le fut fatto publico decreto del Consistoro, come si vede a libri di quel tempo.

schaft der Florentiner zu erkaufen, vor. Die Florentiner hingegen, wie sehr sich auch der französische Unterhändler bemühte, ihnen Nachsicht gegen die Gewalt der Umstände anzuempfehlen, bestanden auf buchstäblicher Erfüllung des Vertrags, und verweigerten in deren Ermangelung dem Bundesbriefe ihre Genehmigung. Nach wie vor blieben die vereinzelten Staaten von Toscana der Willkür Borgia's preisgegeben, nur Alexander's VI. plötzliches Ableben schützte sie vor der Strafe für ihre Thorheit. Für Petrucci blieb es auch nach Cäsar's Fall die vornehmste Angelegenheit, sich gegen den Groll der Nachbarn zu schützen, dazu erschöpfte er die ganze Staatsklugheit jener Zeiten. Bald suchte er die Pisaner in dem ungleichen Kampfe gegen die Unterdrückung zu ermuthigen, bald ließ er sich in geheime Tractaten mit Gonsalvo von Cordoba ein, dem geschwornen Feinde der Florentiner, der Anhänger des Königs von Frankreich; bald versuchte er auf eigene Hand Combinationen herbeizuführen, deren Ergebniß die Wiederherstellung der mediceischen Herrschaft in Florenz sein sollte. Denn für den Tyrannen von Siena mußte eine Republik an dessen Thoren eine große Unbequemlichkeit bleiben. Offenen Bruch mit den Florentinern wollte er jedoch um keinen Preis; als deren Gesandten empfing er den berühmten Machiavel; gegen ihn machte er sich verbindlich, das Heer, was so eben Alviano von den Ufern der Tiber, um Florenz zu bekriegen, heraufführte, zur Auflösung zu bringen, falls ihm der Besitz von Montepulciano zugestanden würde. Der Vertrag scheiterte an dem Mistrauen der Florentiner, aber auch Alviano's Beginnen wußte Petrucci durch seine Zögerungen rückgängig zu machen. Mit den Scharen des kühnen Condottiere sollten sich die Söldner von Siena vereinigen, aber wie bestimmt auch das hierüber gegebene Versprechen war, nur in Geld empfing Alviano Unterstützung, und die Zeit, die er in Erwartung einer kräftigern Theilnahme von Seiten des Beherrschers von Siena verlor, wurde ihm zumal verderblich. Am 17. Aug. 1505 erlitt Alviano bei dem Thurm von S. Vicenzo, unterhalb Castagneto, im Kampfe mit den Florentinern eine vollständige Niederlage. Die Sieger hätten hierauf auch an Siena ihre Rache nehmen können, aber eine matt geführte Fehde führte kein anderes Ergebniß herbei, als die Erneuerung eines mehrmals eingegangenen, mehrmals gebrochenen Waffenstillstandes. Die wesentlichste Bedingung des Vertrags vom April 1506 war die, durch welche die Florentiner sich anheischig machten, während der nächsten drei Jahre allen Anspruch auf Montepulciano ruhen zu lassen, selbst nicht eine freiwillige Unterwerfung der Einwohner, falls dergleichen stattfinden könnte, anzunehmen. Dieselben Feinheiten gebrauchte Petrucci im Verkehr mit dem Papst Julius II. Die einzige Schwachheit des alten Herrn war seiner Familie zugewandt; sie, die bürgerlichen Herkommens war, sollte durchaus irgend einem glänzenden Stammbaum inoculirt werden. Um dieser Schwachheit zu fröhnen, ließ Petrucci die Jahr- und Wappenbücher von Siena durchforschen: es fand sich, daß die Grafen von Ghiandaroni mit den Nepoten von Julius II. mit den la Rovere dasselbe Wappen, eine Eiche, geführt hatten. Auf diese Entdeckung wurde sofort ein künstliches System, um die gemeinsame Abstammung der beiden Geschlechter zu erweisen, gegründet; der Papst empfing von Seiten der Balie eine Urkunde, worin er als ein Sprößling der Grafen von Ghiandaroni anerkannt wurde, und aus Petrucci's Händen, als ein Geschenk, die Burg la Suvera. Diese, der Stammsitz der alten Grafen, hatte der Schmeichler zu dem Ende von dem jüngsten Besitzer erkauft. Urkunde und Geschenk bereiteten dem ernsten, starren Manne unsägliches Vergnügen; den Cardinalshut verlieh er auf der Stelle an Pandulf's Sohn, Alfons Petrucci, und der Staat von Siena wurde ihm so werth, wie irgend eins der kirchlichen Gebiete. In jeden Vertrag mit fremden Mächten ließ er Siena aufnehmen. Nur in einem Punkte stimmte er mit Pandulf nicht überein. Wegen Montepulciano mit den Florentinern Krieg zu führen, schien dem Papste die größte Thorheit, der man in Siena verfallen könnte. Dem war auch in der That so, zumal Ludwig XII. wiederholt den Florentinern Hilfstruppen anbieten ließ, um damit die übermüthigen Nachbarn zu züchtigen. Für Frankreich wäre ein Krieg in Toscana, der die ganze Macht von Florenz gegen den Papst richtete, ein großer Vortheil gewesen. Das begriff Julius, und indem er eine Anzahl Truppen unter dem Befehl von Johann Vitelli und Guido Vaina, den Sienesen zu Beistand ausrücken ließ, bot er allen seinen Einfluß auf, um die beiden wetteifernden Republiken zu versöhnen. Das erreichte er in dem Vertrage vom 3. Sept. 1511, worin Montepulciano an die Florentiner zurückgegeben wurde, und diese ihrerseits die Integrität des übrigen Gebiets der Sienesen, sowie Pandulf's und seiner Söhne Herrschaft garantirten. Nur wenige Monate überlebte Pandulf dieses Abkommen; er starb in dem Alter von 63 Jahren, den 21. Mai 1512.

Ihm folgte in der Herrschaft, in der Präsidentschaft der Balie und in der Hauptmannschaft der Stadtsöldner, sein ältester Sohn, Borghese Petrucci, ein Jüngling von 20 Jahren. Aber Borghese so wenig, als seine Brüder, der Cardinal Alfons und der Knabe Fabius, besaß den Geist und die Gewandtheit des Vaters; nach wenigen Jahren sah er sich durch einen Vetter bedroht. Dieser Vetter, Rafael Petrucci, Bischof von Grosseto und Castellan der Engelsburg, war ein Günstling Leo's X. und dem Günstlinge die Herrschaft von Siena zuzuwenden, empfing Vitello de' Vitelli die bestimmte Weisung. Von der Annäherung Vitelli's unterrichtet, verfiel Borghese in die äußerste Muthlosigkeit [2]). Indem er Frau und Kinder im Stiche ließ, suchte er nur seine Person durch die über-

2) Havendo conosciuto da' ragionamenti e discorsi loro che i più si mostravan nemici, e sentendosi che i più si mostravan nemici, e sentendosi che il Castellano s'avoicinava alla città, si partì senza altra conclusione di palazzo ed andatosene à casa, disperato di poter mantenersi lo stato e governo della città, messosi in ordine con Fabio suo fratello d'età puerile, con alcuni suoi più fidati, col far mostra d'andare à rivedere la muraglia, per la porta à Tufi si partì di Siena, lassando la patria, lo stato, la moglie, le figliuoli, gli amici e le sustanze a discrezione de' suoi nemici.

eilteste Flucht in Sicherheit zu bringen; nur sein Bruder Fabius durfte ihn begleiten. Am andern Tage (6. März 1515) wurde Rafael Petrucci in die Stadt eingeführt und mit der Herrschaft bekleidet; demselben sollte, für die Dauer von drei Jahren, eine Balie von 90 Köpfen, 30 aus jedem Monte, zur Seite stehen. Der Bruder des entsetzten Fürsten empfand, mit dem ganzen Ungestüme eines Jünglings, die seiner Familie angethane Beleidigung; Alfons Petrucci war noch nicht 16 Jahre alt, als er 1509 den Purpur empfing. Die Wahl Leo's X. hatte er nach Kräften befördert, und daß seines Vaters Wünsche und Sympathien dem Hause Medici zugewendet gewesen, haben wir vernommen. Mehrmals hatte Pandulf den erlauchten Emigranten eine Freistätte gewährt, um ihretwillen aller Anfeindung der Florentiner getrotzt. Mit Recht konnte daher Alfons das Verfahren des Papstes zu Siena nicht nur als eine Gewaltthat, sondern auch als einen Zug von Undankbarkeit anklagen. Mit dem Klagen nicht befriedigt, that Alfons wie alle diejenigen, denen die eigentliche Kraft der Rache abgeht; er drohte laut mit Rache, die er zu nehmen gesonnen wäre. Mehrmals sprach er von einer Versuchung, im versammelten Consistorium den Papst anzufallen und ihn eigenhändig zu erdolchen. Dann fiel ihm ein, so wird erzählt, durch einen berühmten Wundarzt, Battista von Vercelli, den Gehaßten vergiften zu lassen. Das meinte er zu bewerkstelligen, indem er eine Fistel, mit der Leo behaftet war, und die täglichen Verband erfoderte, vergiften lasse. Die Schwierigkeit lag darin, wie man den Papst dahin bringen könne, sich dem Fremdling anzuvertrauen; denn Battista prakticirte zu Florenz. Doch soll einstmals die Abwesenheit des Leibchirurgen dazu die Gelegenheit gegeben haben. Battista, vielfältig schon wegen seiner Geschicklichkeit dem Papste durch Petrucci empfohlen, wurde berufen und, wie es heißt, in das Innerste des Palastes eingeführt, als er sich aber anschickte, seines Amtes zu warten, soll die Schamhaftigkeit des Patienten ihm unerwartet ein Hinderniß bereitet und ihn genöthigt haben, unverrichteter Dinge abzuziehen. So Febronius und Jovius, hingegen Sismondi (in den Annalen von Raynaldus 1517, §. 89. S. 241) zu ermitteln sich bemüht, daß Petrucci lediglich den Battista wegen seiner Geschicklichkeit dem Papste empfohlen habe, ohne mit seiner Empfehlung gehört zu werden. Gewiß ist, daß Petrucci seinen Groll wegen der Undankbarkeit des Papstes, und seine Vorsätze blutiger Rache zu äußern fortfuhr, hierdurch Aufmerksamkeit erregte, und sich endlich, in der Besorgniß für seine eigne Sicherheit, veranlaßt sah, Rom für einige Zeit zu verlassen. Doch ließ er seinen Geheimschreiber, Anton Nino, in der Hauptstadt zurück, damit dieser Vertraute die Racheplane des Gebieters weiter verfolgen sollte. Diese Aufgabe führte zu einem lebhaften Briefwechsel; mehre der Schreiben wurden unterschlagen und dem Papste vorgelegt, damit er von Petrucci's verbrecherischen Absichten Kenntniß nehme. Da ließ Leo eine Einladung an den Cardinal ergehen, die durch den Vorwand einer Regulirung der Familienangelegenheiten des Hauses Petrucci beschönigt war. Seiner Strafbarkeit sich bewußt, zögerte der Cardinal, bis der Papst ihm einen Geleitsbrief ausfertigen ließ, und außerdem an den spanischen Gesandten die Versicherung der Unverbrüchlichkeit dieses Geleites gab. Auf so feierliche Zusage glaubte Petrucci ohne ferneres Bedenken die Reise antreten zu können. In Gesellschaft seines Freundes, des Cardinals Bandinello de' Sauli, wollte er, gleich nach seiner Ankunft, dem heiligen Vater die Aufwartung machen. Sie wurden aber beide, anstatt zur Audienz geführt zu werden, im Vorzimmer festgenommen und sofort nach der Engelsburg gebracht. Vergeblich machte der spanische Gesandte die empfangene Zusage geltend; in einer solchen, wurde ihm gesagt, seien niemals Majestätsverbrechen oder Giftmord einbegriffen. Battista von Vercelli, dessen man sich in Florenz versichert hatte, und Pocointesta von Bagnacavallo, der den Petrucci, Vater und Sohn, den Regenten von Siena, lange als Hauptmann der Stadtguardia gedient hatte, wurden beide, unter dem Vorsitze von Marius Perusco, dem Procurator-Fiscal, zur peinlichen Frage gebracht; die ihnen durch die Marter erpreßten Aussagen hätten hingereicht, um auch den Unschuldigsten zu verderben. Auch die beiden Cardinäle wurden gefoltert, und bekannten den von Petrucci beabsichtigten Giftmord, und Sauli's Mitwissenschaft. Nicht minder wurden einige ihrer Collegen eingezogen, nämlich Riario, der Cardinal-Dekan, Adrian, Cardinal von Corneto und Soderini, deren einzige Schuld darin bestand, daß sie Petrucci's Drohworte gehört und hiervon Anzeige zu machen unterlassen hätten. Nachdem das heilige Collegium durch dieses Verfahren hinreichend in Schrecken gesetzt ward, wurde die Instruction des Processes, wie sie durch den Procurator-Fiscal geführt war, in einem geheimen Consistorium verlesen, welches sodann, zu einer öffentlichen Sitzung übergehend, die beiden Freunde, Petrucci und Sauli, ihrer geistlichen Würden entsetzte und dem weltlichen Arm übergab. In der folgenden Nacht (21. Juni 1517) wurde Petrucci im Kerker erdrosselt, nach Anderen, ohne daß er seine Sünde erkennen wollte, enthauptet. Sauli, zu ewigem Gefängniß verurtheilt, erhielt nach einiger Zeit Begnadigung, deren er nur kurze Zeit sich erfreuen sollte. Anton Nino und der Chirurg wurden unter den ausgesuchtesten Martern öffentlich hingerichtet. Rafael Petrucci, in dessen Interesse Leo X. theilweise diese Handlungen hatte begehen müssen, empfing auch noch den Cardinalshut in der großen, unmittelbar der Bestrafung der Verschwörer folgenden Promotion. Hingegen hat derselbe Rafael, ein Mann ohne alle Bildung und von ausschweifenden Sitten, in der kürzesten Frist seine Herrschaft in Siena höchst unpopulär zu machen gewußt, wenn er auch einigen der Verbannten nach Hause zu kommen erlaubte. Denn dafür mußten alle diejenigen, die bei der gestürzten Regierung betheiligt gewesen waren, auswandern. Nicht sobald hatte Leo X. die Augen geschlossen, als der Herzog von Urbino es unternahm, in Siena eine neue Revolution durchzusetzen. Am liebsten hätte er zu Theilnehmern seines Werkes den seiner frühern Würde entsetzten Borghese Petrucci oder dessen Bruder Fabius gehabt, die aber wurden in Neapel, wo man seit König Alfonso's Zeiten auf

Siena speculirte, festgehalten. In deren Ermangelung sollte ein anderer Petrucci, Lactantius, den Leo X. des Bisthums Soana entsetzt hatte, dienen. Der Herzog von Urbino erreichte mit seinem Volke das Gebiet von Siena in einem Augenblicke, als der Cardinal auswärts, durch die Angelegenheiten des Conclave, beschäftigt war. Ein Nepote, Francesco, den er als seinen Stellvertreter zurückgelassen, konnte nur mit Hilfe der Florentiner sich behaupten; diese traf aber zu rechter Zeit ein, und des Herzogs von Urbino Anschlag war vereitelt. Das Ereigniß hat indessen Rafael nur wenige Zeit überlebt, er starb unter Adrian's VI. Pontificat. Francesco, der Nepot, wollte sich der reichen Verlassenschaft annehmen. Dem waren aber die Einflußreichsten in dem Monte de' Nove per la sua insolenza entgegen, und verwandten sich bei dem kaiserlichen Orator, dem Herzoge von Sessa und dem Cardinal de' Medici, daß entweder die republikanische Verfassung hergestellt oder der allein seine Brüder überlebende Sohn des alten Pandulf, Fabius, an die Spitze des Regiments gestellt würde; Fabius hatte sich aber, um ferneren Einreden der Machthaber in Neapel zu entgehen, heimlich von da entfernt, und brachte hierdurch in das Geschäft viele Hemmung, bis endlich bei der Thronbesteigung von Clemens VII. dieser, der alten Freundschaft mit dem Hause Petrucci eingedenk, gegen den Kaiser die Restauration von Fabius durchsetzte. Sie blieb jedoch unvollständig, nur theilweise wurde die einst von dem Vater ausgeübte Gewalt auf den Sohn übertragen, der mit dem aufs Neue erwachten Freiheitsgefühle der Bürger und mit dem Ehrgeize der einflußreichsten Männer in dem Monte de' Nove zu kämpfen hatte. Die fortwährend diese mächtige Corporation beunruhigenden Privatinteressen, und der Umstand, daß die Stadtguardia von Fabius' Befehlen abhängig war, blieben die einzigen Stützen seiner Gewalt, aber in dem Augenblicke, als seine Gegner, wenn auch nur für eine kurze Zeit, ihre Zwistigkeiten beseitigten, und gemeinschaftlich gegen ihn zu wirken sich verabredeten, mußte seine Stellung unhaltbar werden. Einzig des Anstands wegen wurde ein Aufruhr eingeleitet, ohne allen Beistand von außen her, und fast ohne Widerstand wurde Fabius vertrieben. Es begann die Agonie der Republik Siena, die sich bis zur Einführung der mediceischen Herrschaft verlängerte.

Ein Petrucci, Sienois, wird sammt dem Allemand Bême (dem Böhmen: Jankowitz), unter denjenigen genannt, welche am 24. Aug. 1572 in das Schlafgemach des Admirals von Coligny einbrachen. Ludwig Petrucci, aus Siena, diente 1602, auf Candia, den Venetianern, dann als Oberst in Ungarn dem Kaiser, wurde darauf nach England verschlagen, und lebte vier Jahre in Oxford, bis er 1614, als den Katholiken geneigt, das Land verlassen mußte. Er hat Farraginem poematum, apologiam contra calumniatores suos, einige Reden und Episteln geschrieben. Fast sollte es scheinen, daß auch Antonello Petrucci, der Geheimschreiber König Ferdinand's I. von Neapel, in Siena zu Hause gewesen sei. Antonello benutzte das ungemessene Zutrauen seines Gebieters zu Erwerbung ungeheurer Reichthümer, wurde aber im Beginn der Empörung der Barone (1485) sammt seinen Söhnen, Franz Petrucci, Grafen von Carinola, und Johann Anton Petrucci, Grafen von Policastro, zu Haft und peinlicher Untersuchung gezogen, in dem Augenblicke beinahe, als er durch eine Reise nach Aragonien dem Zorne des Monarchen sich entziehen wollte. Als Hauptverbrechen des Geheimschreibers wurde seine Mitwissenschaft von dem Unternehmen der Barone angesehen, das er doch dem Könige verschwiegen hatte; dazu kam, daß er Schwiegersohn des Grafen Burello, des Orators der Barone bei dem heiligen Stuhl, war, und seinen Sohn, den Grafen von Policastro, mit der Tochter eines Hauptrebellen, des Grafen von Lauria, verheirathet hatte. Seine Schuld zu erhöhen, mag auch das Gerücht von seinem zusammengescharrten Reichthume beigetragen haben, wiewol nicht mehr als 8000 goldne Schilde bei ihm gefunden worden sind. Er, seine beiden Söhne und der Graf von Sarno, wurden zum Tode verurtheilt, der Vater wurde den 15. März 1487 hingerichtet, während die Hinrichtung des Carinola und Policastro bereits am 13. Nov. 1486 erfolgt war [3]. (*v. Stramberg.*)

PETRUCCI. 1) Angelo, ein italienischer Maestro, von welchem 1766 die Oper la Nitetti in Mantua aufgeführt wurde. Er ist in der Sündfluth italienischer Operntonsetzer mit Andern völlig untergegangen, sodaß wir ihn gar nicht erwähnen würden, wenn es nicht einen ohne Vergleich wichtigern Mann seines Namens gäbe, von dessen ungemeinem Einfluß auf die Verbreitung der Musik ausführlich gehandelt werden muß. Es ist

2) Ottavio, von seinem Geburtsorte im Kirchenstaate gewöhnlich Petrucci da Fossembrone genannt. Die genaueren Lebensumstände des denkwürdigen Mannes sind nicht mehr bekannt; nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr ist anzugeben, fast nichts weiter als seine ungemein einflußreiche Thätigkeit und die Orte, wo er handelte, nebst der Zeit des Beginnens seines Wirkens. Der Mann wird allgemein für den Erfinder des Notendruckes mit beweglichen Typen gehalten. Bis jetzt ist mit Grund nicht zu widersprechen, da alle Männer anderer Länder, die man anführen könnte und die oft als Erfinder aufgeführt werden, später wirkten. Die Holzschnittnoten, auch die besten, wird Niemand hierher rechnen. Wir wollen zuerst ausheben, was Gerber in seinem neuen Lexikon der Tonkünstler über Ottavius Petrucci beibringt: Adami da Bolsena nennt ihn einen Uomo di grand' ingegno, der gegen das Jahr 1503 zu Venedig zuerst die gegossenen Typen zum Notendrucke erfand und diese Erfindung durch die Ausgabe einiger Missen von Pierre de la Rue (1503)

3) Über dieses Ereigniß, welches zwei Jahrhunderte lang der criminalistischen Praxis in Hochverrathsfällen einen Leitfaden abgeben mußte, schreibt Portio: Li primi tre, civè Sarno, Carinola et Policastro, condennati alla testa, per aver confessato essere stati nella congiura, l'ultimo, civè il secretario per havere havuto notitia del Conte di Sarno et non l'haver rivelato al Re: per lo quale mancamento è opinione di Bartolo, Giurisconsulto, potersi condennare il conscio alla morte, e quantunque d'altri Giuristi ella non sia approvata, o come non vera, o come troppo rigorosa, è nondimeno da Principi moderni inviolabilmente custodita.

und zweier Sammlungen von verschiedenen Meistern, die Missen enthalten, benutzte (1508). Im J. 1513 ging er nach seinem Geburtsorte Fossembrone im Kirchenstaate wieder zurück, wo er vom Papste Leo X. ein ausschließendes Privilegium auf 20 Jahre erhielt, in der ganzen Christenheit allein Musiknoten für Gesang und Orgel drucken zu dürfen. Hierauf erschienen aus seiner Officin 1515 und 1516 drei Bücher Missen des Josquinus und 1519 noch vier Sammlungen lateinischer Motetten. Nach der Zeit wurde nicht nur der Notendruck durch Pierre Bollard in Paris, sondern auch selbst um 1532 schon in Teutschland sehr verbessert. s. Forkel's Gesch. der Musik 2. Bd. S. 519. Man wird aber, wie wir gleich sehen werden, nicht viel daraus lernen. Der Hauptmann, welcher uns die besten und reichsten Aufschlüsse über Petrucci's Thätigkeit durch Aufzählung einer bedeutenden Zahl der Notendruckwerke dieses Mannes gibt, ist Rafael Georg Kiesewetter in seiner gekrönten Preisschrift: Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, wo es S. 91 fg. so heißt (was wir mit einigen Bemerkungen versehen wollen):

Die Ausgaben des Ottavio Petrucci, zu Venedig, später zu Fossembrone und die Incunabeln des Notendruckes (mit beweglichen Typen) sind ebenso wol der unwiderlegliche Beweis der Priorität (bis jetzt), ja des Alleinbesitzes der höheren Setzkunst in der damaligen Zeit (was doch durch eine spätere Bemerkung etwas unsicher werden dürfte), als das herrlichste Monument der Vortrefflichkeit der niederländischen Contrapunktisten. Schade, daß man nicht sagen kann, ein unvergängliches Monument; denn die Werke aus der Officin dieses Ehrenmannes sind so vergriffen, daß manche derselben vielleicht nirgends mehr übrig, und altberühmte Bibliotheken auf den Besitz auch nur einiger derselben stolz sind. Burney (Hist. Vol. II. p. 446) gibt Nachricht von denjenigen, welche in dem britischen Museum vorhanden sind. Sie sind, schon als einzelne Lieferungen betrachtet, der Reihe nach unvollständig; von vielen andern Werken aber hatte Burney gar keine Kenntniß. Forkel führt nur eben auch die von Burney angezeigten Lieferungen an; und beide scheinen die Meinung zu hegen, als ob Petrucci überhaupt nichts mehr gedruckt habe (in Gerber's Nachrichten ist es nicht anders und konnte kaum anders sein, da ihm große Bibliotheken nicht zugänglich waren). Sonderbar genug hat der emsigste aller Literatoren, Draudius, nur zwei Nummern der Petrucci'schen Ausgabe gekannt, und die berühmtesten Namen aus denselben sind bei ihm nicht zu finden. Dazu macht der Verfasser folgende sehr richtige Note: Überhaupt findet es sich, daß Draudius mit seiner Literatur der praktischen Musik nicht weit zurückreicht. Außer den erwähnten zwei Petrucci'schen Ausgaben, die sich wie zufällig dahin verirrt haben, führt er nur etwa noch ein oder zwei von den sehr vielen Werken an, welche in den ersten 40 — 50 Jahren der Notendruckerkunst herausgegeben worden sind: und wo sonst eine frühere Jahreszahl vorkommt, war der verdienstvolle Literator durch unrichtige Daten irre geführt. Zum Beweis: Friedrich Lindrer, recte Lindner, Wendolin Kesler, Severin Cornet und Mathias Potier. Der Verfasser fährt fort: da ich so glücklich war, mehre dieser Ausgaben, und theils solche, wovon bisher nirgend etwas gemeldet worden, einzusehen, und von mehren andern eine vollständigere Kenntniß zu erlangen, als man bisher hatte, so glaube ich den Freunden musikalisch-geschichtlicher Literatur einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen das Verzeichniß der Petrucci'schen Ausgaben hier in soweit liefere, als meine Notizen nur eben ausreichen. (Ganz gewiß ist dies nicht nur den Leistungen der Niederländer vortheilhaft, sondern im Allgemeinen höchst erwünscht, da es nur Wenigen vergönnt ist, solche Werke einzusehen. Alle Bibliothekare sollten ihre Aufmerksamkeit weit mehr, als es bis jetzt geschehen ist, auf diese und andere alte Notenausgaben mit beweglichen Typen, am meisten deren, die in den ersten Jahren des 16. Jahrh. erschienen, richten. Die Sache ist nicht abgeschlossen und es kann sich noch Manches ergeben, was man nicht erwarten möchte. Da aber das Buch, worin die Angaben niedergelegt sind, im Buchhandel nicht sehr verbreitet ist, als eine Preisschrift einer holländischen Gesellschaft, so wird es Vielen überaus lieb sein, wenn wir das immerhin sehr reiche, wenn auch vom Verfasser selbst nicht für vollständig gehaltene Verzeichniß hier mittheilen.) Es ist bereits angeführt worden, daß Petrucci den Notendruck um das Jahr 1503 erfunden und zuerst zu Venedig, später im J. 1513 nach seiner Vaterstadt Fossembrone verpflanzt, und am letzteren Orte mit einem päpstlichen über alle christlichen Reiche für 20 Jahre gültigen Privilegio ausgeübt habe (das „ausgeübt" nämlich allein, wie es das Privilegium zusagt, wird sich doch etwas beschränken, wie wir weiter unten zu zeigen Gelegenheit haben werden). Sein Druck vom Jahr 1503, den ich zur Einsicht erhalten habe, ist schon mit solcher Vollkommenheit und Eleganz ausgeführt, daß er weder von seinen Ausgaben der folgenden Jahre, noch von irgend einem Druck in andern Ländern und aus irgend einer Zeit übertroffen wird; man kann sich kaum überzeugen, daß nicht frühere vielfältige Versuche vorhergegangen seien. (Das ist es eben, was die ganze Erfindung noch sehr zweifelhaft macht; wir halten die Sache noch nicht für abgeschlossen.) Dennoch scheint es, daß vor 1503 wenigstens kein eigentlich so zu nennendes Werk aus seiner Officin hervorgegangen sei; und auch ich kann nur von diesem Jahre den Katalog beginnen, den ich hier mit dem Wunsche mittheile, daß auswärtige Literatoren bald die noch immer wahrnehmbaren Lücken auszufüllen vermögend und bereitwillig sein mögen. (Der Verfasser theilt nun die Petrucci'schen Ausgaben, die er kennt, in folgender Ordnung mit)

1) Lieder- und Motettensammlungen. 1503. In Venedig. Canti cento cinquanta. Unter diesem Titel existirt eine Sammlung von französischen Liedern, worunter einige lateinische Motetten, von nachbenannten niederländischen Componisten, von welchen zum Theil die hier mit * bezeichneten Namen bisher ebenso unbekannt waren, als die Sammlung selbst: Alexander, Brumel, Busnoys, Compère, Caen, Delarue, Deorto, *Fortuila, Ghiselin, *Gregoire, Hayne, *Hanart, Japart, *Infantis, Josquin, Lapicida, *Martini, *Molinet, Mathurin (Forestier),

Obrecht, Ockeghem, Pinarol, Philippon (des Burges), Regis (oder anderwärts le Roi), *Reingot, *de Stappen, Stochem, Tadinghem, de Wilde, Ysaac. Alles im gewohnt guten Styl der Niederländer, mitunter künstlicher Kanon. Das Werk ist mit einem Buche abgeschlossen. (Außerdem bemerkt der Verfasser noch in einer Note:) Die Liedertexte dieser Sammlung müssen damals sehr gang und gebe gewesen sein, denn sie sind gar nicht unter die Musik gelegt, sondern bei jedem Liede blos die Anfangsworte angeführt. Ebenso allgemein bekannt müssen die Melodien, die dazu gehören, gewesen sein, zu welchen die Meister ihren immer sinnreichen, oft auch sehr kunstreichen Contrapunkt setzten. Viele dieser Lieder sind drei-, vier und mehrmal von verschiedenen Meistern bearbeitet. Die Melodien sind ebendieselben, welche sie verschiedentlich auch zum Thema ihrer Missen wählten, und diese darnach betitelten.

1503. In Venedig. Odhecaton (100 Gesänge), soll in demselben Jahre erschienen sein. Zacconi führt dieses Werk an in seiner Prattica di Mus. Der ganze Titel: Volume così chiamato, che contiene assai bellissime cose de Musici di quel tempo. Pratt. di Mus. (Venez. 1506. Fol. 84.) Er führt auch noch viele andere Arbeiten der alten Niederländer an, von denen sonst nirgends mehr eine Spur zu finden ist. Das Odhecaton muß eine ähnliche Sammlung wie die vorige sein, und die, aus welcher Pietro Aaron so manche Gesänge citirt. Ob es wol noch irgendwo sich findet?

1504—1508. In Venedig. Frottole. Neun Bücher italienischer Lieder, Producte einer großen Zahl italienischer Componisten in einem einfachen Contrapunto fiorito (wie er sich denn auch zu solchen lustigen Liedern nicht anders schickt. Rein sollte er freilich sein! Ist er es nicht, so haben es die damaligen meist lombardischen Componisten dieser Sammlung noch nicht verstanden. In der That sind auch die meisten derselben längst verschollen). Die Namen der Componisten sind: de Antiquis, Antenoreus (Honufrius), Aaron (Pietro?), d'Ascanio (Josquin), Anna (Franc.), Brocchus (J.), Cara (Marcus Veronensis), Cariteo, Cesena (Peregr.), Capreolus (Ant. Brix.), Diomedes, Dupré, Eneas, de Lurano (Phil.), Luppatus (Geo.), Rasmo, Rigum (D. Ant.), Rossi (alibi Rossinus, Mant.), Timoteo, Tromboncinus (Barth.) rc. Das Werk befindet sich auf der wiener Bibliothek.

1504. In Venedig. Motetti C. Es enthält 48 vierstimmige Motetten von Brumel, Nic. Craen und Josquin.

1505. Venedig. Motetti Libro quarto. Enthält 55 vierstimmige Motetten von Alex. Agricola, *Joa. Aulen, Bassiron, Brumel, *Bulkin, Jeron. de Clibano, Gaspar, Ghiselin, Josquin, Erasm. Lapicida, Martini, Mouton, Ninot, Obrecht, de la Rue, *Turplin. Diese beiden Bücher gehören ohne Zweifel zu Einer Sammlung, da nämlich das Buch C das dritte derselben ausmachte. Das erste und zweite (vielleicht A und B) habe ich nicht aufgefunden: muthmaßlich aber war die Sammlung auch schon im J. 1503 angefangen.

1505. Venedig. Motetti a cinque. Libro primo. Enthält 18 Nummern, von Crispin (de Stappen), *Diniset, Gaspar, Josquin, Isaak, Obrecht, Pipelare, Regis. Der Titel läßt auf eine Fortsetzung der Sammlung a cinque schließen, von welcher ich aber keine Nachricht geben kann.

Motetti della Corona. Diese Sammlung, welche Burney kannte, und aus welcher er mehre Stücke in Partitur gesetzt, in seine Geschichte der Musik aufgenommen hat, besteht aus vier Büchern, welche schon sämmtlich zu Fossembrone mit beigefügtem Privilegio Papst Leo X. gedruckt sind. Und zwar:

Libro primo. Fossembrone 1514. Enthält 26 Nummern von nachbenannten Autoren: Brumel, Carpentras, *Divitis, Anton de Fevin, *Hilaire (Hylaer, vielleicht Hilaire Penet), Josquin, Longueval, Mouton, Andr. de Silva, dann eine Nummer von P. de Terracine.

Libro secundo. Fossembrone 1519. Enthält 25 Motetten von Acaen, la Faghe (Fage), l'Herithier, Jacotin (de Berchem), Maitre Jan, Lupus, Mouton, *Eustachius de Monte Regali (zwei Nummern), Richafort und Therache.

Libro terzo. Fossembrone 1519. Enthält 16 Motetten für 4, 5 und 6 Stimmen und zwar von Carpentras, Josquin, Loiset, Lebrun, Mouton und von Pré (Padre) Michael de Verona (eine Nummer).

Libro quarto. Fossembrone 1519. Enthält 15 Motetten für 4, 5 und 6 Stimmen, von Adrian (Willart), Noel. Bauldeoin, Carpentras, *Constantius Festa (eine Nummer), Josquin und Lebrun. Von einer weitern Fortsetzung dieser Sammlung findet sich nirgends eine Andeutung. (Es wird auch höchst wahrscheinlich diese Sammlung nicht weiter fortgesetzt worden sein. Wir schließen dies aus folgender Thatsache, die überdies für alle Geschichtsfreunde der Musik besondern Werth hat: Es gibt noch eine andere Sammlung, welche auf Kosten des Florentiners Jacob Junta herausgegeben worden ist, unter demselben Titel und zwar 1526. Diese Motetti della Corona bestehen gleichfalls aus vier Büchern, wie die hier beschriebenen, zu Fossembrone gedruckten; sie bringt auch meist dieselben Verfasser, die weniger gekannten nicht weggerechnet. Es wäre also wol der Mühe werth, beide Sammlungen, von welchen die zweite offenbar nach der ersten gebildet wurde, sorgfältig mit einander zu vergleichen, ob die zweite dieselben Tonstücke enthält oder nicht. Diese zweite Sammlung gleiches Namens befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Jena; das dritte Buch fehlt. Wir haben über die merkwürdigsten Notenschätze, die sich aus jener und der nächst folgenden Zeit in Jena vorfinden, in der leipziger allgem. musik. Zeitung (1828. S. 761 fg.) gehandelt. Die Beschreibung dieses Werkes steht S. 763. Die Discantstimme hat auf dem Titelblatte als Vignette eine Krone, woher der Name dieser Sammlung (vielleicht! wenn die erste gleichfalls mit einer Krone geziert ist; im andern Falle dürfte die Nachahmung des Titels die Krone herbeigeführt haben. Der Druck der zweiten Sammlung wird etwas undeutlich genannt).

Über die zu Fossembrone von Petrucci herausgegebene Kronensammlung fährt der Verfasser fort noch Folgendes zu berichten: Von den hier erscheinenden neuen

Namen glaube ich Divitis (nach der Bildung mit dem Genitiv), dann Hilaire den Niederländern beizählen zu müssen. (Gerber führt einen Anton. Divitis an, ohne Vaterland und Lebenszeit anzugeben.) P. de Terracine (na) ist muthmaßlich einer der damalig angehenden italienischen Motettisten; ebenso Eustachius de Monte Regali, da von einem Niederländer mit einem gleichbedeutenden Namen nichts bekannt ist. Pré Michael de Verona ist derselbe, welcher in den Frottole (Lib. I. 1504 etc.) unter dem Namen Michael Pesentus Veronensis schon vorgekommen war. Constantius Festa, welcher sich in dieser Sammlung zuerst unter die Contrapunktisten reiht, ist bereits durch Burney bekannt (er hat von Cost. Festa einige Proben mitgetheilt). In die Rubrik der Motettensammlungen rechnet Kiesewetter noch: Cant. var. et modus cantandi versus Ln. (sic) et capitula, Lib. II, IV, V, VI. Ven. apud *Octavium Petruvium* (Petruccium). Ohne Angabe der Jahreszahl (Draudius S. 1640). Das Werk selbst ist ihm unbekannt, wie der Ort, wo es vielleicht noch zu finden sein möchte.

Es werden darauf S. 96 große Missenwerke angegeben mit den Namen der Componisten und ihren jeder Misse gegebenen Überschriften, die damals allgemein gebräuchlich waren. Zuvörderst werden solche Sammlungen angezeigt, deren Ausgabe keine Jahreszahl hat, welche aber ohne Zweifel in die Jahre von 1503 — 1516 gehören. In diesen Werken haben die Meister hauptsächlich ihre ganze Kunst entfaltet. Man findet zwölf Sammlungen ohne Jahreszahl aufgezählt, sämmtlich zu Venedig erschienen. Die erste enthält fünf Messen von Joh. Mouton; die zweite drei von Antonius de Fevin und drei von Rob. de Fevin; die dritte fünf von Joh. Ghiselin; die vierte fünf von Alex. Agricola; die fünfte fünf von Brumel; die sechste fünf von Pet. de la Rue; die siebente fünf von Obrecht; die achte ebenso viele von Henr. Isaak; die neunte sechs von de Orto; die zehnte fünf von Gaspar; die eilfte enthält fünf Missen verschiedener Meister, und zwar Lib. I., welches Burney 1508 setzt; die zwölfte bringt Bruchstücke aus Messen acht verschiedener Componisten. Diesen folgen noch drei Bücher der Messen von Josquin, welche zu Fossembrone 1514, 1515 und 1516 gedruckt wurden. Gleich die erste dieser Messen in der ersten Sammlung hat die oft angeführte Überschrift: l'Omme armé. Alle drei Bücher zählen 17 Messen. Von allen diesen Sammlungen kannte Burney nur die erste, zweite, sechste, eilfte und die erste und dritte Sammlung der Messen Josquin's, welche aber von ihm auch nicht näher beschrieben worden sind. Wir haben also uns hier einer erwünschten Bereicherung der musikalischen Literatur aus einer wichtigen Zeit zu erfreuen.

Karl v. Winterfeld bemerkt darüber in seinem: Johannes Gabrieli und sein Zeitalter (Leipzig 1834) 1. B. S. 200 Folgendes: Der früheste Drucker und Verleger praktischer Musikwerke zu Venedig scheint Ottavio Petrucci aus Fossembrone gewesen zu sein. Um das Jahr 1502 finden wir bei ihm fünf Messen von Josquin sehr sauber und geschmackvoll in einzelnen Stimmen gedruckt, sodaß die Zahl der einzelnen Blätter, von der höchsten Stimme anfangend, durch alle hin, bis zum Schlusse des Basses fortläuft. Dort steht die Bemerkung: Impressum Venetiis per *Octavianum Petrutium* Forosemproniensem die 27. Decembris 1502. Cum privilegio invictissimi Dominii Venetiarum, quod nullus possit cantum figuratum imprimere, sub poena etc. Also wurde der Notendruck von Petrucci schon 1502 geübt. Aus der nähern Beschreibung dieses noch im J. 1502 fertig gewordenen Missenwerkes geht klar hervor, daß diese fünf Messen Josquin's keine andern sind, als diejenigen, welche das von Kiesewetter genannte erste Buch der Josquin'schen Messen, 1514 zu Fossembrone gedruckt, also in der zweiten Auflage enthält. Winterfeld gibt an, daß auf die fünf Messen in der 1502 fertig gewordenen Auflage noch ein vierstimmiges Ecce pulchra es, amica mea gefolgt, was in der zweiten von Kiesewetter beschriebenen Auflage, welche er jedoch für die erste Auflage hält, fehlt. Auch über mehre der, den Jahren der Herausgabe nach, von Kiesewetter unbestimmt gelassenen Abdrücke der Missensammlungen, ertheilt Winterfeld nähern Aufschluß. Es heißt: Diesen Messen (Josquin's, 1502 gedruckt) folgten 1503 am 24. März fünf dergleichen von Obrecht; ebenso viele am 17. Juni desselben Jahres von Brumel; am 15. Juli davon eine von Joh. Ghiselin; fünf am 31. October von Pierre de la Rue, und eine gleiche Anzahl am 23. März 1504 von Alexander Agricola.

Beides verglichen gibt gute Aufschlüsse. Aber eine bis jetzt gar nicht in Erwägung gezogene Hauptsache ist das dem ersten Missenwerke Petrucci's im Dec. 1502 beigefügte Privilegium, woraus sich ergibt, daß der Nachdruck bei Strafe untersagt wurde. Der Notendruck muß also doch schon damals kein Geheimniß mehr gewesen sein! Den Holzschnittnachdruck hatte aber Petrucci gar nicht zu fürchten; seine Noten waren ja zu schön, wie es ausdrücklich heißt. Und ebendiese Sauberkeit und außerordentliche Nettigkeit der Drucknoten ist uns ein zweiter Grund, die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen früher anzunehmen. Kurz die Sache ist noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. Die Zukunft wird Begründeteres bringen. (*G. W. Fink.*)

PETRULLA. 1) Eine Stadt in Illyris Gräca, südlich von Talo im Innern des Landes. *Ann. Comn.* XIII, 380. Das heutige Petrella. (Nach Hoff., Palm., Riedl.) (*Krause.*)

2) Ein Flecken (borgo) der Insel Sicilien, in der Provinz Trapani des Val di Mazzara, am linken Ufer des Madiunoflüßchens, in einer an Getreide reichen Gegend gelegen, mit ungefähr 3000 Einwohnern und blühenden Rebenpflanzungen und Olivengärten. Der Ort ist ungefähr 4 Miglien südsüdwestlich von Castelveterano entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

PETRUS*). 1) Der Apostel. Ein unter den Jüngern Jesu Christi so hervorragender Charakter, an dessen Stellung sich dann aber auch weiter die bedeutendsten kirchlichen Interessen bis auf die Gegenwart knüpfen. Sein

*) Die Artikel, welche sich nicht unter Petrus finden, suche man unter Peter und Pedro.

eigentlicher Name ist Simon (שִׁמְעוֹן); so wird er überall angeredet, sowol von Jesu selbst Matth. XVII, 25. Marc. XIV, 37. Luc. VII, 40. XXII, 31. Joh. XXI, 15 als von den übrigen Jüngern Luc. XXIV, 34, und so auch in der Rede über ihn bezeichnet Act. XV, 14. Bei seinem Zutritt zu dem Kreise der Jünger erhält er von Christus, nach der auch sonst unter den Juden zur Bezeichnung denkwürdiger Lebenspunkte üblichen und von Christus mehrfach beobachteten Gewohnheit, den Zunamen Petrus, *Πέτρος* Joh. I, 42 (aramäisch *Κηφᾶς*, כֵּיפָא), d. i. Fels, also Felsenmann; die Benennung entsprach sicher ebenso sehr dem von Christo durchschauten Charakter des Mannes, als dem Vertrauen, das er grade auf ihn für den Fortschritt seiner Sache setzte. Den neuen Namen scheint er jedoch in dem Apostelkreise bei Christi Lebzeiten nicht eben geführt zu haben, da, wie nachgewiesen, die Anrede an ihn den ursprünglichen Namen Simon vorzieht. Erst bei Vermehrung des Personals mag zur Unterscheidung von andern des Namens jener ihm ertheilte Ehrenname mehr in Gebrauch gekommen sein; aus der Zeit, wo die Acten geschrieben sind, findet sich letzterer als ausdrückliche Beifügung bemerkt, Act. X, 5. 18 und Matth. IV, 18; so erklärt es sich, daß die Apostel von ihrem Standpunkt erzählend ihn wol schlechthin Petrus oder Kephas nennen 1 Cor. IX, 5. Act. I, 15. II, 14. Matth. XXVI, 40, doch kommt auch in der Erzählung Simon Petrus Joh. I, 40, und blos Simon vor Marc. I, 16. Der Apostelkatalog bei allen drei Evangelisten führt den Ehrennamen neben dem ursprünglichen ausdrücklich auf. Über die Familie des Mannes wissen wir nur, daß sein Vater Jonas hieß, Matth. XVI, 17. Joh. I, 43. XXI, 16, die an letzter Stelle vorkommende Lesart *ὁ υἱὸς Ἰωάννου* statt *Ἰωνᾶ* hat keine hinreichende Begründung, vielleicht ist daraus aber die Tradition geworden, daß seine Mutter Johanna geheißen habe. Petrus war verheirathet, da Luc. IV, 38 von seiner Schwiegermutter und 1 Cor. IX, 5 von seiner Frau die Rede ist; die Kirchenväter beziehen sich oft darauf (cf. *Coteler.* ad *Clem.* recognition. 7, 25. *Grabe*, Spicileg. patr. sec. primi. p. 330), schwanken aber über ihren Namen, Concordia, Perpetua; auch den Märtyrertod erließ man ihr nicht, und sie soll ihn vor Patmus erlitten haben (*Clem. Alex.* Strom. VII. p. 736. Lutetiae 1629). Von Kindern des Petrus weiß ebenfalls die Sage (ib. III. p. 448. *Euseb.* Hist. eccl. III, 30); als Tochter wird Petronilla genannt, was aber zu offen eine Conjectur aus dem Namen ist, und ebenso wenig braucht der 1 Petr. v. 13 genannte *Μάρκος ὁ υἱός μου* eigentlich genommen zu werden. Petrus war aus dem Fischerorte Bethsaida, aber ansässig zu Kapernaum (Matth. VIII, 14. Luc. IV, 38); sein Fischergewerbe, von welchem er durch Christus abgerufen war (Matth. IV, 18. Marc. I, 16. Luc. V, 3) gab er nicht gänzlich auf, da er auch später wieder dabei angetroffen wird (Joh. XXI, 3). Von seiner äußern Gestalt fehlt uns jede zuverlässige Nachricht, die Angaben darüber (*Niceph.* Hist. eccl. II, 37 und *J. Malalae* Chronogr. 10. p. 256. ed. Bonn.), die ihn als kahlköpfig mit hervorstehendem Barte u. dergl. schildern, stammen aus einer Zeit, wo sich im Interesse des Bilderdienstes ein traditioneller Typus über alle Personen aus dem evangelischen Kreise ausgebildet hatte.

Die Berufung des Petrus zum Apostel enthält eine der Schwierigkeiten in der evangelischen Geschichte, die überhaupt der neuesten Kritik einen so gewaltigen Angriff gestattet haben. Sie kommt bei den einzelnen Evangelisten unter Umständen erzählt vor, die sich so schwer zu einem anschaulichen Bilde vereinigen lassen. Am einfachsten ist der Bericht bei den zwei ersten Evangelisten (Matth. IV, 18. Marc. I, 16), wo Jesus die Brüder Andreas und Petrus mit Auswerfen der Netze beschäftigt antrifft, und sie durch die bloße Auffoderung bestimmt, in sein Gefolge einzutreten, wie ganz Gleiches darauf von dem Brüderpaare Johannes und Jacobus berichtet wird. Der Bericht des Lucas (V, 1) ist dieser Erzählung in sofern ähnlich, als ebenfalls die Gelegenheit von einem Fischzuge hergenommen wird, nur freilich unter so durchaus andern Umständen, daß darin gewiß nicht dasselbe von den zwei ersten Evangelisten berichtete Factum erblickt werden darf; dieser Annahme stände auch entgegen, daß Matthäus und Marcus ihre Erzählung ganz zu Anfange des Lehramts Christi setzen, dicht nach der Versuchung, bei Lucas aber der Fischzug offenbar tiefer in die Lehrzeit hineingerückt wird, und auch schon eine Bekanntschaft Christi in der Familie des Petrus durch Heilung seiner Schwiegermutter (IV, 38) vorausgeht. Es bleibt also die Annahme möglich, in dem so reichen von Lucas erzählten Fischzuge ein späteres, von der ersten Berufung unabhängiges, Factum zu erblicken, sobald nur die von D. Strauß erregten Bedenklichkeiten beseitigt werden können, daß sich beide Ereignisse auch nach einander nicht vertragen. Wir haben hier abzusehen von den Schwierigkeiten, die D. Strauß in der Erzählung findet, soweit sie ein Wunder zu enthalten scheint, das er auf seinem Standpunkte um jeden Preis durch mythische Auffassung zu umgehen suchen muß. Die außerdem zurückbleibenden Schwierigkeiten liegen nur darin, daß man sich das Verhalten der in der Erzählung auftretenden Personen nicht wol mit einer schon früher stattgefundenen Bekanntschaft reimen kann. Schleiermacher, in seiner Kritik des Lucas, stimmt mit Strauß überein, daß offenbar bei Lucas ein völlig neues Verhältniß angeknüpft, nicht aber ein schon bestehendes, wie die Erzählung der zwei ersten Evangelisten und die Heilung der Schwiegermutter doch fodert, vorausgesetzt wird: war Petrus auf die angegebene Weise schon einmal berufen, so konnte er hier nicht so völlig fremd thun. Allein man beachte, der Eindruck des Fremden ergibt sich nur aus der Form der Erzählung; der Evangelist beginnt damit, Jesus habe zwei Schiffe am Ufer gesehen, der Eigenthümer des Einen sei Simon gewesen, u. s. w.; man kann zugeben, daß Lucas in der Erzählung von seinem Standpunkte aus wirklich den Eindruck macht, als sei ihm die frühere Berufung unbekannt gewesen, allein dadurch hört immer das von ihm berichtete Factum nicht auf, sich recht wohl in die historische Ordnung zu reihen, weil in dem eigentlichen Ereignisse nichts vorhanden ist, sowol in der Handlungs-

weise Christi als des Petrus, was nicht mit einer frühern Bekanntschaft sich vereinigen ließe. Man sehe die Erzählung genau darauf an, das Fremde und Befremdende liegt allein in dem erzählenden Tone des Lucas, nicht in den erzählten Thatsachen. Nimmt man nun den doppelten Umstand zusammen, daß Lucas die Berufung auf jene einfachere Weise nicht berichtet, also auch nicht darauf Rücksicht nimmt, und daß eine temporaire Rückkehr der Jünger zu ihrem Geschäft gar nicht abgewiesen zu werden braucht, da sie ja sofort nach dem Tode Christi wieder mit dem Fischergewerbe beschäftigt erscheinen: so wird schwerlich der doppelte Bericht der Synoptiker als so durchaus unvereinbar erscheinen. Etwas anderes scheint es aber mit dem von Johannes erzählten Factum zu sein. Hier ist dem Schlusse des D. Strauß schwerlich zu entgehen, daß sowol die Erzählung bei den Synoptikern als bei Johannes Anspruch darauf mache, die erste Bekanntschaft Christi mit dem Jünger zu berichten, daß also, wenn die eine Form die richtige ist, dies von der andern nicht angehe. Allein auch dadurch wird doch nichts anderes erwiesen, als daß über die erste Bekanntschaft verschiedene Erzählungen in dem Kreise der Jünger vorhanden gewesen seien, verschiedene Traditionen über dasselbe Factum, wobei aber sicher dem Berichte des der Thatsache so nahe stehenden Johannes die volle Glaubwürdigkeit wird zugesprochen werden müssen.

Die Stellung, die Petrus sofort in dem Jüngerkreise einnimmt, ist eine sehr ausgezeichnete; er gehört zu den vertrauteren Lehrjüngern nebst den Zebedaiden (Matth. XVII, 1. Marc. IX, 2. XIV, 33); er ist der Wortführer, der im Namen der Zwölfe redet (Matth. XIX, 27. Luc. XII, 41. Matth. XVI, 16. Marc. VIII, 29); darum redet ihn auch Jesus statt Aller an (Matth. XXVI, 40) und gründet auf ihn hauptsächlich seine Erwartungen über den Fortgang seiner Sache (Matth. XVI, 18). Als Grund für diese bedeutsame Stellung wird gewiß nur seine eigene Individualität angegeben werden können, die grade ihn zu solcher Erwartung befähigte. Dafür sprechen die einzelnen Züge, wie sie aus der evangelischen Geschichte so besonders hervorstechen und schon durch den bedeutsamen Namen angezeigt wurde: entschiedene Überzeugung von der Messianität Christi (Matth. XVI, 17), inniges Hangen an seiner Person (Joh. XIII, 37), das aber wie der entschlossene Charakter überhaupt sich auch zu gewagten Schritten, dem Wandeln auf dem Meere (Matth. XIV, 29) und der versuchten Vertheidigung des Herrn mit dem Schwerte (Joh. XVIII, 10) hinreißen ließ. Von jeher ist es nun als schwer erschienen, mit dem so sich kundgebenden Charakter des Mannes einen Schritt zu vereinigen, der von dem Allen grade das Gegentheil beweisen muß, die dreifache Verleugnung. Schwierig sind hier schon die äußern Beziehungen, wie sie in den Berichten der einzelnen Evangelisten vorliegen, von welchen Personen die Fragen ausgegangen seien, auf die Petrus die ableugnende Antwort gab, an welchen Stellen des hohenpriesterlichen Palastes die Sache sich ereignet habe, zumal da die Scene im Vorhofe an dem Kohlenfeuer, bald in die Wohnung des Annas, bald des Kaiphas verlegt wird, sodaß man schon durch die Vermuthung hat helfen wollen, der Palast beider habe an einander gestoßen, und einen gemeinschaftlichen Hof gehabt; endlich beruht noch besonders darin eine Schwierigkeit, daß der vor Gericht stehende Jesus auf die Scene im Hofe habe hinaussehen und dem Petrus den bedeutsamen Blick zuwerfen können. Der besonnene Exeget wird hier einräumen, daß wir mit der Bauart der jüdischen Wohnungen nicht hinreichend vertraut sind, um Alles zu einer klaren Anschauung erheben zu können, und daß auch wol in der Angabe der Personen, welche die Fragen an ihn richteten, mehrfache Traditionen vorgekommen sein mögen, sodaß D. Strauß schon acht bis neun verschiedene Verleugnungen hat herausbringen können. Das Streben, zum Mindesten die Dreizahl der Verleugnung nach der Voraussage Christi zu berichten, mag wol in der frühesten Evangelienerzählung darüber solche Abweichungen hervorgerufen haben, die jetzt durch die Versuche der Harmoniker nicht durchaus mehr ausgeglichen werden können. Fast ebenso schwierig wird es sein, den innern Faden bei jenem Ereigniß, oder den psychologischen Verlauf in der Seele des Petrus zu entwirren, und grade daher werden die so verschiedenen Auffassungen der Sache zu erklären sein, die darin bald eine bloße, sehr verzeihliche Übereilung, bald den schwersten Fall gefunden haben, wie er nur mit dem Sündenfalle Adam's verglichen, und nicht ohne Herbeiziehung des Satans hinreichend motivirt werden könne. Am sichersten wird man gehen, wenn man den Einfluß der Umstände selbst dabei beachtet. Die Voraussage der Verleugnung durch Christum scheint von Petrus wol nur so gefaßt zu sein, daß er bei einer feierlichen Befragung Gelegenheit haben solle, seine Anhänglichkeit an den Herrn zu erklären, und etwa dadurch sich einer großen Gefahr, einem sichern Untergange auszusetzen. Hierzu fühlte er sich vollkommen stark, und es liegt ganz in seinem Charakter, auf diese Weise dem früher in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Allein es kam anders; es waren die Fragen des zudringlichen Gesindes, neugieriger Mägde, die ihre Theilnahme an dem Vorgange innerhalb des Palastes dadurch bewiesen, daß sie aus der draußen sich drängenden Menge einen Mann ins Auge faßten, der selbst der gefährdeten Person so nahe stand. Petrus befürchtete als erkannter Anhänger Christi, nicht etwa sein Geschick theilen zu müssen, dazu wäre er sicher bereit gewesen, sondern nur in der Aufmerksamkeit auf den Verlauf der Sache gestört, aus der Nähe des Herrn weggedrängt, der Gegenstand des Spottes eines vorwitzigen Gesindes zu werden, das ja in ihm schon an der rauhern Aussprache den verachteten Galiläer erkannt hatte. Nur diesen soweit unbedeutend scheinenden Unannehmlichkeiten wollte er sich entziehen, und das erste Mittel, das sich dazu darbot, war Ableugnung aller Bekanntschaft mit dem Angeklagten. Nimmt man dazu, daß der Verlauf recht wohl ein rascher sein konnte, daß er den Fragenden die Befugniß zu ihrem Examen gar nicht einräumen konnte, so wird Petri Schritt auch bei aller Anhänglichkeit an den Herrn recht wohl, wenn auch nicht entschuldigt, doch psychologisch erklärt werden können. Die Ergebung an

Christum brauchte dabei keinen Augenblick aus seiner Seele zu weichen, und das geringste Zeichen zur Aufmerksamkeit auf sich selbst, der Hahnenruf, oder der bedeutsame Blick, den der Herr ihm zuwarf, reichte schon hin, ihn eingedenk sein zu lassen, daß eine Ableugnung selbst im Kreise so unbefugter Frager schon der Schritt sein könne, vor welchem der Herr ihn gewarnt hatte, und das Erwachen seines bessern Selbst fiel zusammen mit dem Bewußtsein der schon eingetretenen Ableugnung.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Auftreten des Petrus in der apostolischen Kirche nach dem Abschiede Christi, weil auch hier der Vorwurf, der des Schwankens, ihm um so dringender gemacht werden zu können scheint, weil unter den Tadlern der Apostel Paulus selbst die erste Stelle einnimmt. Es handelt sich um Petri Ansicht über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes auch in der christlichen Kirche. Petrus war durch eine Vision bewogen, auch Heiden für zulässig zur Taufe zu erklären (Act. X, 10. XI, 4); auf dem Apostelconvente, der zu Jerusalem über diesen Punkt gehalten wurde (Act. XV, 7), ist er der erste, der sich hier für die mildere Ansicht ausspricht. Und dennoch geräth er mit dem Heidenapostel Paulus, der am entschiedensten den christlichen Universalismus durchführt, darüber in so großen Conflict, wendet sich mit seiner Predigt nur den Judenchristen zu, sendet nur ihnen seinen ersten Brief, und gilt überall als Repräsentant der judenchristlichen Fraction in den apostolischen Gemeinden. Da Paulus selbst ihn des Wankelmuths bezüchtigt, wird schwerlich eine Umdeutung der Auftritte zu Antiochien gestattet sein (Gal. II, 11 sq.); Petrus hatte volle Gemeinschaft mit den Heidenchristen gepflogen; aber nachdem Abgesandte vom Jacobus, dem Haupte der streng jüdischen Muttergemeinde zu Jerusalem, eingetroffen waren, zieht er sich von den Heidenchristen zurück, und nimmt ganz den alt particularistischen Standpunkt wieder ein. Es bleibt hier in der That nichts anderes übrig, da schwerlich der Vorfall in Antiochien früher gesetzt werden kann, als jener Apostelconvent zu Jerusalem. Es bleibt nichts anders übrig, als in dem Bildungsgange des Petrus manche Schwankungen zuzugeben, die aber auch ebendeshalb uns gar nicht verwundern dürfen, weil wir ja gar nicht genöthigt sind, ihn als untrüglich und dem gewöhnlichen Gesetze der Allmäligkeit zu entnehmen, wie es von menschlichen Dingen ja unzertrennlich ist. Die katholischen Ausleger halfen sich fast sämmtlich durch den Gewaltstreich, den Gal. II, 11 genannten Petrus als eine von unserm Apostel verschiedene Person darzustellen, einen gewissen Kephas aus der Zahl der 70 Jünger, der später Bischof von Iconium geworden sein soll. Eine Hypothese, die so den Charakter der Noth an sich trägt, woraus sie hervorgegangen ist, bedarf keiner weitern Widerlegung.

Es bleibt uns jetzt die so schwierige Untersuchung übrig, die Thätigkeit und die Schicksale des Petrus nach Christi Abschiede wo möglich in eine chronologische Reihe zu bringen, weil nur dadurch Grund und Boden für die so intricate Frage seines Aufenthalts in Rom gewonnen werden kann.

Die Wirksamkeit des Apostels in der Gemeinde zu Jerusalem und der umliegenden Gegend war von der Art, daß er auch jetzt mit Sicherheit als eins der Häupter der apostolischen Kirche gelten muß. In der Predigt, in der Verrichtung von Zeichen und Wundern, in der Bestrafung des unlautern Sinnes ist seine Wirksamkeit so gewaltig, daß von ihr das Gedeihen der christlichen Sache abgeleitet wird. Diese Bedeutung des Mannes erhellt auch aus dem Gewicht, das die Gegner, die jüdischen Behörden, auf ihn legen; sie ziehen ihn mehrmals zur Verantwortung, doch war jetzt nicht er, sondern der kühne Stephanus zum Opfer ausersehen, worauf sich viele von der Gemeinde zerstreuen und den Samen des Evangelii auswärts tragen, namentlich nach Judäa und Samarien; doch blieben nach der ausdrücklichen Notiz Act. VIII, 1 alle Apostel noch in Jerusalem. Um indessen das Werk in Samarien zu fördern, wird Petrus nebst Johannes dahin abgesandt, VIII, 14. Ja bald dehnt Petrus seine Wirksamkeit weiter aus, bereiset ganz Judäa, Galiläa und Samarien (IX, 31. 32), erweckt zu Joppe die Tabitha, bekehrt den Hauptmann Cornelius zu Cäsarea. Alle diese Vorfälle werden mehre Jahre eingenommen haben, doch läßt sich nicht eher ein chronologischer Boden gewinnen, als bei einem Ereigniß, das den Apostel wiederum in Jerusalem anwesend sein läßt, nämlich die Hinrichtung des ältern Jacobus durch Herodes Agrippa, und die Gefangennehmung des Petrus; sie muß vor 44 liegen, weil der König Agrippa I. in diesem Jahre starb (*Joseph.* antiq. XIX, 8. 2, de bello Jud. II, 11. 6); allein sie wird auch dicht vorher liegen, weil Lucas die Erzählung des plötzlichen Todes des Tetrarchen mit jener Verfolgung in Verbindung bringt, und außerdem die Erzählung von der Anwesenheit des Paulus und Barnabas in Jerusalem zur Überbringung der Collecte so hineinwebt, daß die Ereignisse durchaus eine schnelle Folge auf einander gehabt haben müssen. Wenn auch die üblichen Zeitbestimmungen der Acten *κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν, μετὰ ταῦτα, ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις* immer nur als lose Verbindung gelten müssen, wenn auch die nach einander liegenden Ereignisse von Lucas hier näher zusammengerückt wurden: so wird doch schwerlich die scrupulöseste Kritik ihn beschuldigen können, sie so durch einander zu werfen, daß das Spätere zum Frühern würde. Wenn deshalb das Verfahren gegen Petrus, der Tod des Agrippa und die Collectenreise des Paulus so zusammengefaßt werden, daß die Rückkehr des Paulus erst nach dem Tode des Tyrannen erzählt wird (XII, 25): so wird der Schluß gewiß hinreichend begründet sein, daß auch die Gefangenschaft und Erledigung des Petrus ziemlich mit der Collectenreise des Paulus zusammenfällt, die anderweitig auf 44 oder das dritte Jahr des Claudius erwiesen ist. Der Schluß daraus ist dann der, daß um diese Zeit Petrus den Kreis von Jerusalem noch nicht verlassen hatte. Dasselbe Resultat kann aber auch für einen ungleich spätern Zeitraum, nämlich für die dritte Reise des Paulus, oder dessen Anwesenheit zum Apostelconvente in Jerusalem geltend gemacht werden; denn auch dabei ist Petrus nicht blos anwesend, sondern sogar der Wortführer der Versamm-

lung. Nach anderweitiger Rechnung stellt sich heraus, daß diese Act. XV. u. Gal. II, 1 erwähnte Reise des Paulus frühestens 52 fallen kann, nämlich 14 Jahre nach dem ersten Auftreten des Paulus als Christ in Jerusalem, also im zwölften Jahre des Claudius. Kleinere Reisen und kürzere Abwesenheiten des Petrus sind dadurch nicht ausgeschlossen, wie ja ausdrücklich nach seiner Erledigung aus der Haft unter Herodes bemerkt wird, er habe sich an einen andern Ort begeben, *εἰς ἕτερον τόπον;* allein aus dem Kreise der Mutterkirche zu Jerusalem kann er nicht ausgeschieden sein, da er stets als dort wirksam angegeben wird. Es bleibt also Resultat, daß Petrus erst nach 52, oder dem zwölften Jahre des Claudius, sich einen auswärtigen Wirkungskreis erwählen konnte. Als ein solcher wird nun Antiochien angegeben, wo Paulus mit ihm den bekannten Conflict hatte über die Geltung des Gesetzes (Gal. II, 11). Daß dieser Aufenthalt in Antiochien erst nach dem Apostelconvent 52 stattfinden konnte, folgt schon daraus, weil Paulus ihm unmöglich den Wankelmuth so sehr vorwerfen durfte, wenn nicht die feierliche Beschlußnahme über Abolirung des Gesetzes grade unter Petrus' Einwirkung erfolgt war. Am wenigsten aber kann Petrus bei dem nachgewiesenen Aufenthalt in Antiochien die dortige Gemeinde zuerst gegründet haben, weil dieses Ereigniß ausdrücklich von der Zerstreuung der Gemeinde in Folge der Hinrichtung des Stephanus abgeleitet wird (Act. XI, 19) und zu einer Zeit liegt, wo Petrus durchaus nicht einmal den Kreis der Hauptstadt verließ, vielmehr alle Apostel damals dort anwesend blieben. Treffen wir nun aber den Apostel noch 52 bei der schon blühenden Gemeinde in Antiochien, so wird jetzt auch seine Wirksamkeit in noch entlegener Gegend, am Euphrat in Babylon, begreiflich sein, von wo er seinen ersten, echten Brief schreibt (1 Petr. v. 13: *Ἀσπάζεται ὑμᾶς ἡ ἐν Βαβυλῶνι συνεκλεκτή*); daß unter den Mitauserwählten in Babylon nicht irgend ein Frauenzimmer, etwa seine Frau, sondern nur die dortige Gemeinde verstanden sein kann, wird zuzugeben sein; ein anderes ist es aber mit der angegebenen Stadt selbst. Man muß sich wundern, wie eine so einfach historisch gehaltene Angabe, die den fraglichen Brief aus Babylon datirt sein läßt, nur im Geringsten habe einem Zweifel oder einer anderweitigen Ausdeutung unterliegen können; und dennoch ist dies recht früh geschehen, ist in jenem Namen allegorisch die Stadt Rom gesucht. Schon Eusebius (Hist. eccl. II, 15) sieht hier eine Allegorie, eine tropische Beziehung, findet unter dem Namen Babylons Rom versteckt. Diesem Vorgange folgten dann die meisten alten Ausleger, Hieronymus, Isidor von Sevilla, und selbst manche neuere. Fragt man aber nach den Gründen, warum ein so offenbar historisches Factum seiner natürlichen Bedeutung entkleidet, und in die Hülle einer Allegorie verwandelt werden soll, so ist der eigentliche Grund sicher der Wunsch, für den so precairen Aufenthalt des Petrus in Rom ein Argument mehr zu gewinnen; dagegen der ostensible Grund ist das Berufen auf die Apokalypse (XIII, 2), wo in der That diese Allegorie anzuerkennen sein wird. Die beste Widerlegung einer so unerhörten Annahme findet sich aber sofort in dem durchaus verschiedenen Charakter beider Bücher. Die Apokalypse ist durchdrungen von allegorischer, symbolischer Darstellung, redet die kühn phantastische Sprache der althebräischen Propheten, versetzt ihre Leser in eine durchaus neue Welt der Anschauung, und da konnte sie, wenn sie ihrem Charakter treu bleiben, nicht aus der Rolle fallen wollte, auch für Rom nicht anders als die allegorische Bezeichnung der großen von Heidenthum und Irrsal erfüllten Weltstadt Babel gebrauchen. Wie aber stimmt dies zu einem Briefe, dessen Ton so ruhig, dessen Inhalt ein streng didaktischer ist? Der Verfasser würde sofort den Ton des Lehrers mit einer räthselhaften, den Lesern völlig unverständlichen Floskel durchbrochen haben; denn der Grund, daß eben durch den Vorgang der Apokalypse jener Ausdruck geläufig und so auch den Lesern des Briefs bekannt geworden sei, worauf man sich wol berufen hat, ist doch nur so lange haltbar, als das chronologische Verhältniß der Schriften unbeachtet bleibt; unmöglich konnte die soviel spätere Apokalypse den frühern Sprachgebrauch bestimmen. Selbst die Reihenfolge, in welche die asiatischen Provinzen in der Anrede geordnet erscheinen, ist, wie die Ausleger bemerkt haben, von der Art, daß der Ausgangspunkt am Euphrat gedacht sein muß. Auch noch der Grund verdient beachtet zu werden, daß wenn Babel allegorisch zur Bezeichnung Roms gebraucht wird, darin jedesmal der feindliche Angriff auf die verderbte Welthauptstadt, die Repräsentantin aller Sünde und Abgötterei, das Haupt des Heidenthums, beabsichtigt ist. Nur in diesem Sinne jubelt der Apokalyptiker über ihren Fall; dazu fehlt nun aber wiederum in der Petrinischen Stelle jede Veranlassung; der Verfasser sendet den friedlichsten Gruß von der in jener Stadt ansässigen Christengemeinde; die ganze Seele des Schreibenden athmet Frieden und Harmonie; unbegreiflich muß es dabei bleiben, wie aus solcher Stimmung unmittelbar hätte jener polemische Angriff hervorbrechen können. Andere Schwierigkeiten, die man wol gemacht hat, berufen sich darauf, daß Babylon damals zerstört gewesen, höchstens an jener Stelle des Euphrats die Städte Ktesiphon und Seleucia zu finden gewesen seien. Allein dagegen sprechen die ausdrücklichsten Angaben bei Josephus, der wiederholt nicht allein der Stadt Babylon gedenkt, sondern auch einer zahlreichen dort ansässigen Judengemeinde erwähnt (Antiquit. XV, 2, 2. 3, 1. XVII, 2, 1), sodaß also die apostolische Predigt dort ebenso gut als irgendwo sonst den günstigen Boden zur Pflanzung einer Gemeinde vorfand. Es wird also das Resultat gesichert sein, daß die Wirksamkeit des Petrus, als sie sich aus dem nächsten Umkreise Jerusalems entfernte, sich nach Syrien und weiter östlich an die Ufer des Euphrats gewandt habe. Wie lange er hier verweilt, ist freilich nicht auszumachen; indessen darf man sich für berechtigt halten, die Abfassung des Briefes selbst in eine ziemlich späte Zeit zu verlegen. Ein scharfsinniger katholischer Kritiker (Hug, in der Einleitung) findet die Bezeichnung der Gefahren, denen die Christen damals ausgesetzt waren, der Verleumdungen, womit sie angegriffen wurden, von der Art, daß dabei die Neronische Verfolgung durchaus als schon eingetreten

angenommen werden müsse. Erst damals wurde ihnen ihr Bekenntniß selbst als Verbrechen angerechnet, sie als Missethäter ὡς κακοποιοί (1 Petr. II, 12) per flagitia invisi, betrachtet, und von der heidnischen Obrigkeit angegriffen. Bedenkt man, daß die Kunde der Gewaltschritte in Rom erst einige Zeit brauchte, um dem Petrus im fernen Osten am Euphrat bekannt zu werden, so wird der Brief unmöglich vor dem zwölften Jahre des Nero geschrieben sein können. Doch auch abgesehen von dieser Beweisführung, die nicht beachtet, wie auch schon früher bei Heiden und Juden die Christen Gegenstand der Bedrückung wurden, und bei den Römern namentlich die Verwechslung mit Juden ihnen wol schon recht früh nachtheilig geworden ist, es möge zunächst nur das oben ausgemachte Resultat feststehen, daß Petrus nicht vor 52 oder dem zwölften Jahre des Claudius den palästinensischen Kreis habe verlassen können, und sich darauf nach Antiochien und der Gegend am Euphrat gewendet habe. Ebenso sicher läßt sich jetzt der Beweis fortführen, daß seine Reise nach Rom auch in die nächste Zeit nicht verlegt werden könne; denn hierher fallen die Briefe des Apostels Paulus nach und von Rom, die mit einer Anwesenheit des Petrus daselbst völlig unverträglich sind. Zunächst der Brief an die Römer ist frühestens im Winter von 57 auf 58 im fünften Jahre des Nero geschrieben, und hebt auch jede Möglichkeit auf, daß Petrus damals oder früher in Rom gewesen sei. Daß er zur Zeit der Abfassung des Briefes nicht dort sein konnte, erhellt daraus, daß dann Paulus bei den zahlreichen Grüßen, die er an so viel einzelne Glieder der dortigen Gemeinde bestellt, unmöglich das Haupt derselben hätte mit Stillschweigen übergehen können. Die Evidenz dieses Beweises ist so schlagend, daß selbst Baronius sich fügt, und zu der Auskunft greift, Petrus sei damals in Folge der Christenverfolgung unter Claudius von Rom abwesend gewesen. Allein auch vorher konnte er nicht dort sein; bei seinem Ansehen als Apostel wäre die dortige Gemeinde von ihm wenn auch nicht gestiftet, doch jedenfalls geleitet, und in dem damaligen Zustande doch als sein Werk zu betrachten gewesen. Wenn nun aber Paulus es als seinen entschiedenen Grundsatz ausspricht, sich nie in die Pflanzung eines andern einzudrängen (2 Cor. X, 16) und er dies Princip am wenigsten bei Petrus aufgeben konnte, mit dem er ja eine so entschiedene Spannung zu beklagen hatte: so bleibt es gänzlich unbegreiflich, wie er der ihm fremden Gemeinde hätte solch ergreifendes Schreiben zusenden, geschweige denn so sehnlichst eine persönliche Anwesenheit daselbst wünschen können. Der Beweis läßt sich aber weiter verfolgen, daß Petrus auch von 61 bis 63, also bis spätestens im zehnten Jahre des Nero nicht in Rom gewesen sein könne, denn soweit reicht Pauli Gefangenschaft daselbst; weder der Bericht darüber bei Lucas, noch die aus jener Zeit geschriebenen Briefe erwähnen des Petrus auch nur mit einem Worte. Aus dieser Zeit der zweijährigen Haft in Rom stammen mit Sicherheit vier Briefe des Paulus; nämlich der an die Ephesier, an die Kolosser, an die Philipper und an den Philemon. Bei der engen Verbindung, die grade jene Briefe zwischen den Gemeinden unterhielten, und bei der Bedeutsamkeit des Petrinischen Namens bleibt es durchaus undenkbar, wie eine Erwähnung desselben hätte unterbleiben können, wenn er wirklich in Rom gewesen wäre. Aber auch den positiven Beweis der Unmöglichkeit enthalten sie; an die Kolosser (IV, 7—14) berichtet Paulus ausdrücklich, aus welchen Personen und Gehilfen seine damalige Umgebung bestanden habe, zählt sie einzeln auf, den Tychicus, Onesimus, Aristarch, Marcus, den Jesus, genannt Justus, und fügt V. 11 hinzu, daß diese allein seine Mitarbeiter am Reiche Gottes gewesen seien, οὗτοι μόνοι συνεργοὶ εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ; er grüßt ferner vom Epaphras, vom Lucas und Demas, aber kein Wort vom Petrus. Mochte auch eine Spannung zwischen den Aposteln einst in Antiochien geherrscht haben, einer Erwähnung hätte Petrus, oder doch zum mindesten das Factum der Spannung verdient, wenn eine solche in Rom bestanden hätte. Dazu kommt noch, daß die Art des Auftretens des Apostels Paulus in Rom, wie es die Acten uns schildern, schlechthin auch eine frühere Wirksamkeit des Petrus daselbst unmöglich machen. Ein scharfsinniger katholischer Bearbeiter dieser Frage (tübinger katholische Quartalschrift 1820. 4. Heft. S. 612) macht darauf aufmerksam, daß Paulus sofort nach seiner Ankunft die Vorsteher der dortigen Judengemeinde zu sich rufen läßt, ihnen die Predigt von Christo vorträgt, zwar bei Manchen damit eine günstige Aufnahme findet, aber ebenso entschieden auch die Gewißheit hervorruft, daß vor ihm kein anderer Apostel, und am wenigsten Petrus dort gewirkt haben könne. Die Synagogenvorsteher erscheinen mit der ganzen Predigt von Christo völlig unbekannt, nur die sehr unbestimmte Notiz besitzen sie von der neuen Lehre, daß sie überall Widerspruch finde (Act. XXVIII, 22) und erbitten sich deshalb von ihm selbst nähere Auskunft darüber. Ein solches Verhältniß bleibt völlig unbegreiflich, wenn hier schon früher Petrus gewirkt hatte, der ja seiner ganzen Tendenz nach sich durchaus zuerst an die jüdische Synagoge mit seiner Predigt wenden mußte. Das factische Bestehen einer Christengemeinde in Rom, die auch Judenchristen in sich schloß, wie Pauli Römerbrief beweiset, ist dagegen kein Einwurf. Es konnten sich viele aus der Judengemeinde gläubig gezeigt haben, ohne daß ein Bekehrungsversuch innerhalb der Synagoge gemacht wäre, wie er von Petrus unausbleiblich hätte veranstaltet werden müssen. Die Acten des Lucas enden mit der zweijährigen Haft des Paulus (63) und schließen bis dahin jede Anwesenheit des Petrus aus.

Für den weitern Verlauf bis zum Tode des Apostels Paulus bleibt nun die Hypothese von dessen zweiter Gefangenschaft zu beurtheilen, denn damit allein wäre noch eine Anwesenheit des Petrus vereinbar. Man nimmt bekanntlich an, daß Paulus damals seiner Haft entledigt, neue Reisen unternommen habe, und von Korinth aus in Begleitung des Petrus nach Rom zurückgekehrt und des Märtyrertodes gestorben sei. In der That bleibt nur für diese Zeit die Möglichkeit eines Aufenthalts des Petrus in Rom übrig, und hierher hat deshalb auch jener katholische Kritiker den Aufenthalt verlegt, ihn aber auf einige

Monate über ein Jahr beschränken müssen. Untersuchen wir dieses Resultat zunächst ebenfalls nur nach den im neuen Testament selbst vorhandenen Daten, so beruhet die Hypothese von der zweiten Gefangenschaft des Paulus bekanntlich ganz allein auf dem Wunsche, für die Pastoralbriefe eine passende Zeit ermitteln zu wollen. Nur in einer solchen zweiten Anwesenheit scheint ihnen eine geeignete Stelle angewiesen werden zu können. Allein selbst diese Hypothese zugegeben, so wird dadurch ebenso die damalige Anwesenheit des Petrus in Rom ausgeschlossen, als durch die Briefe des Paulus aus der ersten Gefangenschaft dies für die frühere Zeit zugegeben werden mußte. Sind die Pastoralbriefe Zeugnisse jenes zweiten Aufenthalts des Paulus, so wiederholt sich genau derselbe Schluß; weil auch sie des Petrus mit keinem Worte erwähnen, so konnte er nicht Begleiter des Paulus sein. Der letzte Rest einer Möglichkeit kommt nun dahin zurück, daß zur Zeit nach Abfassung jener Briefe in der zweiten Gefangenschaft, oder weiset man diese Hypothese zurück, in der kurzen Zeit nach Schluß der Acten bis zum Tode des Paulus die Ankunft des Petrus stattgefunden habe. Über diese freilich sehr beschränkte Zeit fehlen uns alle Notizen, sodaß hier kühn die Anwesenheit des Petrus behauptet werden kann. Welches Recht dazu vorhanden sei, wird sich aus Prüfung der anderweitigen Zeugnisse über diesen Punkt außerhalb des neuen Testaments ergeben.

Ein erster Cyklus von Stellen schließt sich an die Autorität des Eusebius an, wo er nicht sowol andere Zeugen sprechen läßt, als vielmehr seine eigene als historisch begründete Meinung gibt; in seinem Chronicon zum zweiten Jahre des Claudius heißt es: (42—43) *Πέτρος ὁ κορυφαῖος τὴν ἐν Ἀντιοχείᾳ πρώτην θεμελιώσας ἐκκλησίαν εἰς Ῥώμην ἄπεισι κηρύττων τὸ εὐαγγέλιον;* was Hieronymus lateinisch so wiedergibt: Petrus apostolus quum primus Antiochenam ecclesiam fundasset, Romam mittitur, ubi evangelium praedicans 25 annis ejusdem urbis episcopus perseverat. Es kann hier sofort der Verdacht entstehen, daß die 25 Jahre des Petrinischen Episkopats, von denen Eusebius nichts hat, und die mit dessen Kirchengeschichte in offenem Widerspruche stehen, eigenmächtig von Hieronymus hinzugethan seien; allein dagegen spricht doch die neuerlich aufgefundene armenische Übersetzung des Chronikons, die offenbar nicht aus dem Hieronymus geflossen ist, und dennoch so gibt: Petrus Apostolus cum primum Antiochenam ecclesiam fundasset, Romanorum urbem proficiscitur ibique evangelium praedicat, et commoratur illic antistes ecclesiae annis viginti (quinque). Auffallend ist dabei nur, daß diese Angabe sich nicht, wie bei Hieronymus zum zweiten Jahre des Claudius, sondern zum dritten des Cajus findet, Olympiad. 204. An. 4 = 39 nach Christus; doch läßt sich die Übereinstimmung mit Hieronymus so herstellen, wenn das gedachte Jahr sich nicht auf die Reise nach Rom, sondern auf die Gründung der Kirche zu Antiochien beziehen soll, an die dann nur das spätere Factum angereihet wird. Oder was noch wahrscheinlicher ist, sind die in Klammern beigefügten fünf Jahre im Texte echt, so kann der armenische Übersetzer der Rechnung gefolgt sein, daß Petrus, um in der Neronischen Verfolgung (64) zu sterben, wie er wirklich anführt, und doch 25 Jahre in Rom anwesend zu sein, schon 39 dahin gekommen sein müsse, welche Rechnung allerdings zutrifft. Allein sehen wir die angeführten Stellen nur genauer an, so kann ihr gänzlicher Widerspruch gegen die obigen aus der Apostelgeschichte nachgewiesenen Thatsachen keinen Augenblick zweifelhaft sein. Petrus soll die Gemeinde zu Antiochien gegründet haben, während Act. XI, 19 ausdrücklich deren Ursprung von der Zerstreuung der Christen nach der Ermordung des Stephanus abgeleitet wird, und zwar zu einer Zeit, wo noch kein Apostel Jerusalem verlassen hatte! Ferner, im zweiten Jahre des Claudius sei er nach Rom gegangen, während die obige Untersuchung erwies, daß er nicht vor dem zwölften Jahre desselben (52) den palästinensischen Kreis verlassen haben kann, und auch dann, nach den aus den Paulinischen Schriften gezogenen Nachweisungen, dessen Aufenthalt in Rom völlig undenkbar ist. Wie die Erzählung im Chronikon des Eusebius dasteht, ist sie völlig nichtig; es bleibt aber vielleicht der Schluß möglich, daß wenn auch die angegebenen Nebenumstände, das Jahr, die vorausgehende Gründung der Kirche in Antiochien, nicht haltbar sei, doch wenigstens das Factum selbst, die Reise nach Rom, daraus als verbürgt herausgezogen werden dürfe. Allein ein Zeugniß ist dann wenigstens die Stelle nicht mehr, da sie erst im Widerspruch mit der Ansicht des Schreibenden zurecht gemacht werden muß. Wie Eusebius sich den Zusammenhang der Dinge gedacht hat, ist er factisch unrichtig, und es folgt daraus höchstens die zu Eusebius' Zeit vorhandene und beliebte Ansicht von der Anwesenheit des Petrus in Rom.

Lassen wir aus Eusebius jetzt die Stellen folgen, wo er seine Gewährsmänner selbst anführt. Die erste Stelle ist Hist. eccl. II, 14. 15, mit Beziehung auf Clemens von Alexandrien und Papias: der Zusammenhang ist der, daß Petrus nach Rom gekommen sei, um der gefährlichen Wirksamkeit des Simon Magus zu widerstehen, der auf dieselbe Weise in Rom durch Gaukelei und Verbreitung häretischer Meinungen dem Evangelium schadete, als er schon in den Acten als offener Feind des heiligen Geistes dargestellt wird. Ist nun aber Petrus nur dann nach Rom gekommen, wenn dies Zusammentreffen mit Simon Magus historischen Grund hat, so ist seine Anwesenheit daselbst eine Fabel; denn daß dies von der Geschichte mit dem Magus gelte, darüber herrscht kein Zweifel mehr. Justin der Märtyrer ist die Quelle, woraus Eusebius in den vorangehenden Capiteln die Geschichte mittheilt; doch hat die Kritik längst darüber entschieden, daß dieser Gewährsmann hier völlig auf falscher Fährte ist. Justin hat in seiner Apologie von dem Simon Magus eine Geschichte erzählt, über die sich am meisten wol die Römer gewundert haben mögen; derselbe soll in Rom durch seine Zauberkünste unter Beistand der Dämonen sich solches Ansehen verschafft haben, daß das römische Volk ihm göttliche Ehre erwies, und eine Statue mit der Inschrift Simoni Deo Sancto errichtete. Justin gibt so-

gar die Stelle in Rom an, auf der Tiberinsel zwischen den zwei Brücken. Spätere Ausgrabungen an jener Stelle haben den Grund der Angabe des Justin aufgedeckt; es war eine Inschrift, die auf den Semo Sancus, eine altsabinische Gottheit, ging (sie lautete: Semoni Sanco Deo Fidio), und Justin, unbekannt mit italischer Mythologie, war unkritisch genug, darin sofort den ihm verhaßten jüdischen Gaukler wiederzufinden. Die weitere Entwickelung der Sage liegt jetzt klar genug vor: Petrus hatte mit dem Simon Magus ein Zusammentreffen in Palästina gehabt, und dessen Schlechtigkeit dort kräftig zurückgewiesen. Fand man sich also durch jene Inschrift bewogen, denselben gefährlichen Gegner des Christenthums auch in Rom wirken zu lassen, was lag näher als auch den Widerstand des Petrus gegen ihn ebenso weit auszudehnen? Justin selbst hat diese Erweiterung noch nicht; doch wird sie sich sicher wol schon bei Clemens und Papias gefunden haben, obgleich die Verbindung, in welcher Eusebius sich auf das Zeugniß der Letzteren beruft, zunächst wol nur fodert, daß diese nur die enge Verbindung des Petrus mit dem Marcus, und die Bestätigung für das Evangelium des Letzteren durch den Petrus berichtet haben. Jedenfalls ist die Anwesenheit des Petrus nur motivirt durch die gefährliche Thätigkeit des Simon Magus in Rom; nur in dieser Verbindung kennt sie Eusebius, und nur dafür ist sein Zeugniß von Gewicht: erweiset sich demnach der ganze Zusammenhang, worin die Erzählung vorkommt, als eine Fabel, so wird auch das Zeugniß selbst nicht mehr als begründet betrachtet werden können. Das Verfahren wenigstens ist auch hier wieder ein völlig unbefugtes, daß man das Factum der Anwesenheit aus dem Zusammenhange, aus dem Ideengange, worin Eusebius es berichtet, herausnimmt, und es nun für sich gültig sein läßt. Hat man aber an dieser Nachweisung der Richtigkeit desselben noch nicht genug, so wird auch hier die Chronologie entscheiden. Die Geschichte von der Bekämpfung des Simon Magus wird von Eusebius ausdrücklich unter die Regierung des Kaisers Claudius verlegt (II, 14), dies Mal freilich ohne bestimmte Angabe des Jahrs. Allein die ganze Annahme wird durch die obigen Nachweisungen aus der Chronologie des Petrus über den Haufen geworfen; bis zum zwölften Jahre des Claudius ergab sich dessen Abwesenheit aus Palästina deshalb als unmöglich, weil er jetzt noch stets in dem Umkreise von Jerusalem, und in dieser Muttergemeinde selbst angetroffen wird. Für die nächsten Jahre bis tief in die Regierung des Nero hinein folgt aber dasselbe aus den nachgewiesenen Verhältnissen der Paulinischen Briefe, und fällt also die Angabe des Eusebius sowol durch die ganze historische Beziehung, in die sie versetzt ist, als durch die chronologische Bestimmung dafür in sich zusammen. Die einzige Folgerung, die daraus mit Recht abgeleitet werden kann, wird auch hier nur darin bestehen, daß zur Zeit des Papias und des Clemens von Alexandrien die Ansicht verbreitet war, daß Petrus in Rom anwesend gewesen sei; allein da der ganze Grund, aus welchem man dies schloß, sich als nichtig erweiset, so wird jede andere Beweiskraft daraus geleugnet werden müssen.

Etwas erheblicher erscheint die dritte Stelle des Eusebius (II, 25), wo er den Märtyrertod des Petrus und Paulus in die Neronische Verfolgung verlegt, und als Gewährsmänner dafür den Presbyter Cajus in Rom, und den Dionysius von Korinth aufführt. Auf das Zeugniß des Cajus, als eines in Rom einheimischen, hat man von jeher sehr viel gegeben; er berichtet, daß zu seiner Zeit die Grabstätten der Apostel in Rom gezeigt würden, und zwar die des Petrus im Vatican, die des Paulus an der Straße nach Ostia. Wir wollen uns aller Einwendungen enthalten, die auch gegen dies Zeugniß gemacht werden könnten, etwa wie wenig wahrscheinlich es sei, für die Hinrichtung beider Apostel verschiedene Punkte anzunehmen, u. dergl.; allein wenigstens beweist die Angabe doch weiter nichts, als daß in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. die Sage auch schon in Rom festen Boden gefaßt hat, und wie es jedes Mal damit geht, an Ort und Stelle zur größern Specialisirung an bestimmte Localitäten geknüpft war. Dies wird schwerlich auffallen dürfen, wenn man das Entstehen der Sage selbst schon soviel früher, bei Papias nachgewiesen findet. Ein wichtiges Zeugniß ist stets in dem von Eusebius noch angezogenen Ausspruche des Dionysius von Korinth gefunden, und verdient die Stelle eine nähere Erwägung. Die Worte lauten so: *ταῦτα καὶ ὑμεῖς διὰ τῆς τοσαύτης νουθεσίας τὴν ἀπὸ Πέτρου καὶ Παύλου φυτείαν γενηθεῖσαν Ῥωμαίων τε καὶ Κορινθίων συνεκεράσατε*; die Römer haben durch ihre Erklärung ausgesprochen, daß die Gemeinde zu Rom und Korinth dieselbe sein soll, sowie beide von den Aposteln Petrus und Paulus gestiftet sind; *καὶ γὰρ ἄμφω καὶ εἰς τὴν ἡμετέραν Κόρινθον φυτεύσαντες ἡμᾶς, ὁμοίως δὲ καὶ εἰς τὴν Ἰταλίαν ὁμόσε διδάξαντες ἐμαρτύρησαν κατὰ τὸν αὐτὸν καιρόν.* Klar aus dieser Stelle ist vor Allem die Angabe des Dionysius von Korinth, daß beide Apostel sowol in Rom als in Korinth gelehrt haben, ferner daß beide in Italien, d. h. doch wol in Rom, zu derselben Zeit Märtyrer geworden sind. Auslegungen, die dies nicht einräumen, die etwa an dem *κατὰ τὸν αὐτὸν καιρόν* noch künsteln wollen, verdienen weiter keine Berücksichtigung. Dagegen die weitere Annahme, die man seit Valesius' Zeit darin findet, dürfte weniger allgemein erwiesen sein, nämlich daß die Apostel zu gleicher Zeit in Korinth waren, und gemeinschaftlich die Reise nach Rom unternahmen; aus dem *ὁμοίως* folgt dies sicher nicht, da dies doch nur die Übereinstimmung in der Lehrart, aber nicht dieselbe Zeit bedeuten kann. Aus dem *ὁμόσε* folgt es, streng genommen, ebenfalls nicht, da dies dem strengen Sprachgebrauche nach nur die Gleichheit der Richtung, wohin? nicht aber die Gleichheit der Zeit ausdrückt. Dem Worte *ὁμόσε* wäre sein völliges Recht widerfahren, wenn man darin findet, daß beide Apostel Italien besucht, dieselbe Richtung von Osten nach Westen, von Korinth nach Rom eingeschlagen haben, ohne daß aber die Reise eine gemeinschaftliche zu sein brauchte. Bedenkt man indessen, daß *ὁμόσε* in der classischen Gräcität auch eine weitere Bedeutung hat, wo es nicht speciell die Angabe der gleichen Richtung, sondern nur des Gleichen und Gleichzeitigen erhält, also wirklich für *σὺν* und *ἅμα* steht, wie jedes

Lexikon bezeugt, und dieselbe Erweiterung des eigentlichen Sinnes zu einem allgemeineren auch von *ὁμοῦ* erwiesen werden kann, das von dem Zugleichsein an einem Orte ebenfalls die Bedeutung des Zugleich überhaupt erhält; so kann man recht gern einräumen, daß Dionysius wirklich die gleichzeitige Reise der Apostel nach Rom habe ausdrücken wollen. Zu dem Ausdruck *ὁμόσε* konnte er um so leichter kommen, weil er in seiner ganzen Construction die Idee der Richtung wohin? aufgefaßt hatte (*διδάξαντες — εἰς τὴν Ἰταλίαν* statt *ἐν τῇ Ἰταλίᾳ*). Räumen wir nun aber die gewöhnliche Auffassung der Stelle auch ein, so wird das Sachverhältniß dadurch nur noch schwieriger. Denn von einer Reise des Paulus von Korinth nach Rom wissen wir so wenig etwas, daß als Erklärung dafür nur die bekanntlich so precaire Hypothese von der zweiten Gefangenschaft benutzt werden kann. Der Aufenthalt des Petrus in Rom steht und fällt dann mit jener Hypothese, wodurch es beinahe rathsam werden dürfte, von der vulgairen Auffassung des *ὁμόσε* wieder abzugehen, nur auf die Gleichheit der Richtung zu dringen, wobei man den Vortheil erhielte, den Petrus durchaus unabhängig vom Paulus dorthin gelangen zu lassen. Doch dem sei, wie ihm wolle; jedenfalls bezeugt Dionysius von Korinth zu Ende des 2. Jahrh., daß man den Petrus in Rom habe lehren und ausdrücklich zugleich mit Paulus habe sterben lassen. In der That aber ist dies auch das erste Zeugniß aus dem 2. Jahrh., das nicht in offenbaren Widersprüchen sich bewegt, da wenigstens die Hypothese von der zweiten Gefangenschaft des Paulus immer noch eine mögliche Auskunft für die vulgaire Auffassung bleibt, und für die stricte Bedeutung des Satzes es nicht einmal solcher Aushilfe bedarf.

Allein die Beweiskraft dieses Ausspruches eines ziemlich unbekannten in Korinth lebenden Autors aus dem Ende des 2. Jahrh. wird nun sehr beschränkt durch die Art, wie ein in Rom selbst lebender, also mit den Verhältnissen so viel vertrauterer Mann, schon zu Anfang des Jahrhunderts sich über diese Verhältnisse ausspricht, wir meinen den römischen Clemens in seinem allgemein als echt anerkannten ersten Briefe nach Korinth. Er will Beispiele von den schlimmen Folgen des Unfriedens und Haders nachweisen; c. 5. *Διὰ ζῆλον καὶ φθόνον ἐκκλησίας μέγιστοι καὶ δικαιότατοι στύλοι ἐδιώχθησαν καὶ ἕως θανάτου δεινοῦ*, (oder *ἦλθον*). *Λάβωμεν πρὸ ὀφθαλμῶν ἡμῶν τοὺς ἀγαθοὺς ἀποστόλους. Πέτρος διὰ ζῆλον ἄδικον οὐχ ἕνα οὐδὲ δύο, ἀλλὰ πλείονας ὑπήνεγκεν πόνους, καὶ οὕτω μαρτυρήσας ἐπορεύθη εἰς τὸν ὀφειλόμενον τόπον τῆς δόξης.* Man mag hier einräumen, daß *μαρτυρήσας* schon in der patristischen Bedeutung von Blutzeugniß verstanden werde, so redet doch aber Clemens augenscheinlich von dem Ende des Petrus wie ein Schriftsteller, der nichts Gewisses darüber weiß. Daß er wenigstens das Ende desselben nicht nach Rom, ja nicht einmal in das Abendland versetzt haben will, folgt unwidersprechlich aus der Art, wie er jetzt das Ende des Paulus schildert: *διὰ ζῆλον ὁ Παῦλος ὑπομονῆς βραβεῖον ὑπέσχεν — κῆρυξ γενόμενος ἔν τε τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει — διδάξας ὅλον τὸν κόσμον, καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν, καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγουμένων, οὕτως ἀπηλλάγη τοῦ κόσμου, καὶ εἰς τὸν ἅγιον τόπον ἐπορεύθη.* Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, was sich aus dieser Stelle für die Geschichte des Paulus entnehmen lasse, ob er hiernach blos bis Rom, oder auch in das ferne Abendland, etwa Spanien, gekommen sei. Aber soviel ist jedenfalls daraus ersichtlich, daß der Verfasser ein Gelangen in das Abendland, das er dem Paulus beilegt, grade deshalb von dem Petrus ausschließt, weil er sonst unmöglich diese Nachricht von Paulus allein mit solcher Vorliebe hätte ausführen können. Mag man das *τέρμα τῆς δύσεως* fassen, wie man will, vom Anfang des Abendlandes, also Illyricum, oder von dessen Ende, also Spanien, jedenfalls gehört Rom mit zur *δύσις*, sodaß, wenn Petri Wirksamkeit und Tod daselbst dem Clemens bekannt gewesen wäre, er unmöglich allein vom Paulus hätte hervorheben können, daß er im Abend- und Morgenlande zugleich gewirkt hätte. Dem in Rom ansässigen Gemeindevorsteher war hiernach zu Anfange des 2. Jahrh. die Sage von Petri Wirksamkeit und Tod in Rom noch nicht bekannt, und muß sie demnach erst zwischen ihm und Papias entstanden sein, wo sie zuerst angetroffen wird.

Nachdem so das Bestehen der Sage schon seit der Mitte des 2. Jahrh. erwiesen ist, können die später lebenden Schriftsteller kaum noch als besondere Autoritäten gezählt werden, da sie schwerlich wieder von einem Punkte abgehen konnten, der einmal zur Verherrlichung der Hauptgemeinde des Abendlandes in den Gesichtskreis der Zeit eingetreten war. Dies gilt von Irenäus, der (contr. haeres. III, 3) diesen Punkt hervorhob, um seine Verehrung gegen die römische Gemeinde, als Trägerin der apostolischen Tradition, zu begründen; er nennt sie die maxima et antiquissima et omnibus cognita, a gloriosissimis duobus apostolis Petro et Paulo Romae fundata et constituta ecclesia; dies gilt ferner von Tertullian (de praescript. haeret. c. 36), der sie ebenfalls glücklich preiset, cui totam doctrinam apostoli cum sanguine suo profuderunt, ubi Petrus passioni dominicae adaequatur; nur das ist an dieser Stelle interessant, daß Tertullian hier nur von einer einfachen Kreuzigung weiß, dagegen der fortbildende Faden der Sage grade darin gefunden werden muß, daß späterhin man sich dabei eine Ausbildung ins Abenteuerliche erlaubt, durch Annahme einer Kreuzigung mit dem Kopfe nach Unten: so Eusebius (H. eccl. III, 1) angeblich nach Origenes: *Πέτρος — ἐπὶ τέλει ἐν Ῥώμῃ γενόμενος ἀνεσκολοπίσθη κατὰ κεφαλῆς, οὕτως αὐτὸς ἀξιώσας παθεῖν*, was dann Rufin in seiner Übersetzung des Eusebius weiter so ausführt: crucifixus est deorsum, capite demerso, quod ipse ita fieri deprecatus est, ne exaequari Domino videretur. Mehr scheint auf eine Stelle des Lactanz gegeben werden zu können, der als in Rom vielfach anwesend eine Kunde der Ereignisse haben konnte. Der schon erwähnte Verfasser einer Untersuchung über den Aufenthalt des Petrus in Rom in der tübinger katholischen Quartalschrift (1820. 4. Heft) zeigt sich unparteiisch genug, um die bisherigen Autoritäten deshalb zu-

rückzuweisen, weil sie mit den Daten aus dem neuen Testament in Widerspruch stehen; dagegen auf Lactanz gibt er Alles, und begründet auf ihn sein Resultat, daß Petrus in der letzten Zeit Nero's auf ein Jahr und einige Monate in Rom anwesend gewesen sei. Dennoch steht dieser Schluß mit der Stelle des Lactanz in offenem Widerspruch, weil aus dieser nichts anderes erhellt, als daß Petrus schon in den ersten Regierungsjahren des Nero dort eingetroffen sei. Die Stelle lautet im Zusammenhange so (de mortib. persecutor. c. 2): Discipuli, qui tunc erant undecim, assumtis in locum Judae proditoris Matthia et Paulo dispersi sunt per omnem terram ad evangelium praedicandum, sicut illis magister Dominus imperaverat, et per annos viginti quinque usque ad principium Neroniani imperii per omnes provincias et civitates ecclesiae fundamenta miserunt. Cumque jam Nero imperaret, Petrus Romam advenit, et editis quibusdam miraculis, quae virtute ipsius Dei data sibi ab eo potestate faciebat, convertit multos ad justitiam Deoque templum fidele ac stabile collocavit. Qua re ad Neronem delata, quum animadverteret, non modo Romae, sed ubique quotidie magnam multitudinem deficere a cultu idolorum et ad religionem novam damnata vetustate transire, ut erat execrabilis ac nocens tyrannus, — Petrum cruci affixit et Paulum interfecit. Die Ankunft des Petrus in Rom wird hier durchaus gleichzeitig mit der zu Anfang der Neronischen Herrschaft als vollendet zu betrachtenden Verbreitung des Evangeliums durch alle Provinzen gesetzt; besonders aber die Form, quum jam Nero imperaret, macht es völlig unmöglich, an etwas Anderes als den Anfang seiner Regierung zu denken. Steht nun aber nach dem Bisherigen fest, daß nach Ergebniß des neuen Testaments Petrus unmöglich vor dem zehnten Regierungsjahre des Nero in Rom anwesend gedacht werden kann, so fällt auch die Beweiskraft dieser Stelle zusammen und zwar ebenso gut wie die der früheren, die ihn schon unter Claudius dort auftreten ließen. Mit allen diesen hat die Stelle des Lactanz aber auch deshalb große Verwandtschaft, weil sie eine offene Bezugnahme auf die Geschichte mit dem Simon Magus enthält. Schwerlich wird man nämlich bei den von Lactanz bezeichneten Wunderthaten des Petrus in Rom an etwas Anderes, als diese Erzählung denken können, und fällt seine Autorität also durchaus mit jenen Berichten zusammen, deren Quelle als eine so trübe anerkannt werden mußte.

Jetzt wird sich ein Resultat aus den bisherigen Untersuchungen zusammenfassen lassen. Die einzige Möglichkeit, eine Anwesenheit des Petrus in Rom anzunehmen, schränkte sich nach den Ergebnissen des neuen Testaments auf die Zeit nach 63 ein, wo die Acten des Lucas schließen; bis dahin war diese Annahme durch eine ineinandergreifende Kette von Thatsachen unstatthaft. Sämmtliche Zeugnisse der Schriftsteller, mit Ausnahme des Dionysius von Korinth, stehen aber mit jenem Resultate in Widerspruch, da sie den Aufenthalt schon in viel frühere Zeiten verlegen, die meisten schon in den Anfang der Regierung des Claudius, der einzige Lactanz in den Beginn der Neronischen Herrschaft; und außerdem sind sie mit einer Fabel durchwebt, der Geschichte des Kampfes des Petrus gegen den Simon Magus, die ihnen durchaus den Charakter einer wohlbegründeten historischen Überlieferung absprechen läßt. Der Annahme aber, daß jene Zeugnisse, wenn sie auch in den Nebenumständen irren, doch in der Hauptsache, dem Berichte der Anwesenheit selbst, Glauben verdienen, ist die wohlbegründete Antwort entgegenzusetzen, daß dann die Sache doch nicht so vorliege, wie die Schriftsteller sie sich dachten, und ihr Zeugniß willkürlich gedeutet sei. Ihren Berichten wird völliges Recht widerfahren, wenn man das Vorhandensein einer Sage einräumt, die seit der Mitte des 2. Jahrh. von jener Anwesenheit weiß, die aber ebendadurch am sichersten beseitigt wird, wenn ihr genetischer Ursprung sich aufdecken läßt. Ein solcher soll nun keineswegs hier in dem dogmatischen Interesse gefunden werden, das die römische Kirche daran hatte, zur Stützung ihres Primats, ihrer hierarchischen Plane, auf Gründung durch den Apostelfürsten zurückzugehen. Allerdings fodert es die historische Unparteilichkeit einzuräumen, daß jene Sage viel höher hinaufgeht, als nur in Rom selbst von dergleichen hierarchischen Bestrebungen die Rede war. Allein ebenso fodert es die historische Unparteilichkeit einzuräumen, daß jene Sage recht wohl aus einem andern Interesse entstehen konnte, nämlich aus dem Wunsche, den Petrus als Repräsentanten der judenchristlichen Richtung in Rom anwesend sein zu lassen, um an ihm ebenso ein Haupt zu haben, wie es die heidenchristliche Richtung an Paulus besaß. Diese Ansicht ist mit vielem Scharfsinn vom Dr. Baur durchgeführt in seinem Aufsatze: Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des Petrinischen und Paulinischen Christenthums in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom (Tübinger Zeitschrift für Theologie 1831. 4. Heft. S. 163 fg.). Der Versuch, die Sage dadurch zu entkräften, daß sie in ihrem Ursprunge aus damaligem Zeitinteresse erklärt wird, verdient alle Beachtung, ohne daß wir doch hier in die Einzelheiten einzugehen vermöchten. Historisch bleibt erwiesen, daß die Sage in ihren einzelnen Zügen, also eben in demjenigen, was ihr Wesen ausmacht, den historisch feststehenden Thatsachen widerspricht, und dadurch als abgewiesen gelten muß.

Es bleibt nur übrig, jenen Rest von Möglichkeit zu würdigen, der die Anwesenheit des Apostels in die Zeit nach Schluß der Acten des Lucas verlegt. Hier läßt sich allerdings nicht historisch erweisen, daß jene Annahme absolut nicht stattfinden könne. Desto mißlicher aber wird sie, wenn auf die positiven Zeugen dafür eingegangen wird. Die Autoritäten kommen auf den einzigen Dionysius von Korinth hinaus, der um 176 gestorben sein soll, und fragt sich sehr, wie weit er von dem Einfluß der bloßen Sage freigesprochen, und als historische Autorität gezählt werden darf, wenn seiner Angabe anderweitige so erhebliche Bedenken entgegenstehen. Einmal nämlich das ausdrückliche Zeugniß des Clemens von Rom zu Anfang des 2. Jahrh., der nicht blos von der Wirksamkeit und dem Ende des Petrus im Abendlande nichts weiß, son-

dern beides dadurch gradezu ausschließt, daß er diese Umstände dicht daneben speciell von dem Apostel Paulus hervorhebt. Konnten wir den Beginn der Sage ausdrücklich erst bei Papias, Mitte des 2. Jahrh., nachweisen, so wird man sich recht wohl hineinfinden, sie auch kurz vor seiner Zeit entstehen zu lassen, da Clemens zu Anfang desselben noch damit unbekannt ist. Ein zweiter Umstand, der jene Annahme so außerordentlich schwierig macht, ist, daß sie nicht anders, als zugleich mit der zweiten Gefangenschaft des Paulus statthaft ist. Findet die Geschichte nun aber hieran so sehr viel auszusetzen, so wird sie das damit verbundene Factum der gleichzeitigen Reise beider Apostel von Korinth nach Rom mit dem größten Rechte in Zweifel ziehen dürfen.

Ergebniß dieser Untersuchung bleibt also, daß die gewöhnliche Annahme von der Gründung der römischen Kirche durch Petrus, von seinem längern Aufenthalte daselbst völlig unstatthaft, daß aber auch der Rest von Möglichkeit, worauf sie zusammenschrumpfte, aller Wahrscheinlichkeit bar und ledig ist, also das ganze Factum, soweit historisch darüber etwas ausgemacht werden kann, aufgegeben werden muß.

Es gibt zwar noch einen Weg, sich den Foderungen der Geschichte zu entziehen, nämlich so, daß man den Aufenthalt des Petrus nicht als beständig in Rom fodert, sondern ihn nur von Zeit zu Zeit dort anwesend, dann aber jedes Mal abwesend sein läßt, wenn das dringende Zeugniß der Geschichte seine Anwesenheit daselbst unmöglich macht. Diesen Weg schlug am frühesten Baronius ein (Annal. ad an. 39. no. 25). Schon von seinem siebenjährigen Bisthume in Antiochien nimmt er dasselbe an, daß er sich nur theilweise dort aufgehalten habe, und deshalb jedes Mal dann wieder in Jerusalem sein konnte, wenn seine Anwesenheit dort durch die dringendsten Angaben der Acta gefodert wird. In Bezug auf Petri angebliches 25jähriges Episkopat in Rom hatte Baronius dann noch den Nebenvortheil, die öftere Abwesenheit des Bischofs von dort aus seiner Papstwürde abzuleiten, da ihn die übertragene Sorge für die Gesammtkirche häufig von seinem Sitze abgerufen habe; non tamen quod semper Romae permanserit; quippe qui universi gregis cura adstrictus ut omnibus prospiceret, officiis et consiliis non deerat: sicut eundem annis septem praefuisse ecclesiae Antiochenae, non sic accipiendum de locali situ, ut numquam loco motus semper eo tempore sederit, sed potius auctoritate praefuerit: nec sic quidem ut ejus civitatis et provinciae ambitu illius potestas fuerit circumscripta, sed sic sedisse dicatur, ut apostolica praefectura et potestate in omnes ecclesias sibi a Christo collata, universum gregem pastorali regimine gubernaret. Sic videas, Petrum his temporibus numquam fere eodem loco consistere, sed ut opus esse videret peragrare provincias, invisere ecclesias, ac denique omnes quae sunt universalis praefecturae functiones, pastorali sollicitudine exequi ac consumere. Was hier auf eine rohe, nur im Sinne der Curie gehaltene Weise ausgeführt ist, fand neulich eine mehr den geschichtlichen Anfoderungen entsprechende Unterstützung in Mynster's kleinen theologischen Schriften (S. 143 fg.). Es wird hier auf den Grund der oben behandelten Stellen angenommen, daß Petrus beim Beginn der Ausbreitung des Evangeliums im Abendlande durch Paulus zwar noch in Asien beschäftigt gewesen, dann aber etwa zu Ende der Regierung des Claudius oder zu Anfange der Neronischen nach Rom gekommen sei; er könne also, wenn auch der Name Christi schon vor ihm in Rom genannt sei, doch nach dem übereinstimmenden Zeugniß des Alterthums als eigentlicher Stifter der römischen Gemeinde gelten. Von Rom habe er seinen Weg wieder nach Korinth genommen, wo das Vorhandensein einer nach ihm sich nennenden Partei, der Petrinischen, seine Anwesenheit voraussetzen lasse. Doch war auch hier sein Aufenthalt kein beständiger, weil er zur Zeit, wo Paulus die Briefe dorthin schrieb, nicht in Korinth sein konnte. Man wisse also von seinem Wirken nichts, bis sein letzter Aufenthalt in Rom und sein Märtyrertod daselbst wiederum bezeugt ist. Die ganze Annahme hat den Werth einer Hypothese, wodurch die Schwierigkeiten, welche die gegen einander sprechenden Zeugnisse darbieten, gelöset werden sollen. Kommt nun aber das Ab- und Zugehen des Petrus schon etwas abenteuerlich heraus, so steht der Hypothese wenigstens der Umstand entgegen, daß Petrus nicht Stifter der römischen Gemeinde sein kann; dies ist mit dem ganzen Verhältniß des Paulus zu ihr unvereinbar (Rom. XV, 20. 2 Cor. X, 16). Außerdem vermeidet jene Hypothese auch den Vorwurf der Willkür nicht, da sie die Zeugnisse der Schriftsteller so zurecht macht, wie sie derselben grade bedarf. Schwerlich läßt sich daran zweifeln, daß sämmtliche Stellen, die den Petrus nach Rom kommen lassen, dann auch seinen Aufenthalt daselbst als ununterbrochen setzen, und liegt die beste Widerlegung jener Annahme in der obigen Behandlung der Zeugnisse selbst.

Einer dogmatischen Folgerung aus dem Bisherigen zur Abwehrung des Petrinischen Primats über die Gesammtkirche bedarf es hier weiter nicht, da diese Frage in der Geschichte des Papstthums selbst seine Lösung erhält, obgleich nicht zu leugnen ist, daß bei der seitherigen Behandlung der historischen Frage dergleichen dogmatische Rücksichten bedeutenden Einfluß gehabt haben. Katholische Historiker kämpften grade deshalb für Stiftung der Gemeinde durch Petrus und seinen 25jährigen Episkopat daselbst, weil seit dem 4. Jahrh. die römische Kirche selbst darauf ein so großes Gewicht gelegt hatte, besonders dem Rivalen in Byzanz gegenüber, der bei dem neueren Ursprunge seines Sitzes einem solchen Argumente Nichts entgegen zu setzen hatte. Aus demselben Grunde ließen sich aber auch die Papstfeinde besonders seit der Reformation bestimmen, den Aufenthalt des Petrus in Rom entweder gänzlich zu leugnen, oder doch wenigstens verdächtig zu machen. Solche Rücksichten mögen auch wol bei dem ersten gründlichen Versuche, die Argumente für die Anwesenheit kritisch zu sichten und als unhaltbar darzustellen, bei der noch immer bedeutenden Abhandlung Fr. Spanheim's mit untergelaufen sein (Diss. de ficta profectione Petri Apostoli in urbem Romam deque non

una traditionis origine 1679. Op. Tom. II. Lugdun. Batav. 1703. p. 331 sq.). Doch ist anzuerkennen, daß auf einem so entscheidend erachteten Punkte die protestantische Geschichtsschreibung von jeher einen Beweis ihrer Unparteilichkeit hat abgeben wollen, da sich bis auf die neuesten Bearbeiter der Kirchengeschichte und Einleitungswissenschaft stets die Ansicht wiederholt hat, daß das Ableugnen einer durch so viele Zeugnisse des Alterthums documentirten Thatsache nur für Hyperkritik gelten könne.

Es bleibt nur noch übrig, die Schriften des Petrus kurz zu erörtern. Unter seinem Namen finden sich im neuen Testamente zwei Briefe, von denen der erste ebenso entschieden als echt und authentisch betrachtet werden kann, wie der zweite als unecht und dem Namen des Apostels untergeschoben gelten muß.

Für die Echtheit des ersten Briefs lauten zunächst die äußern Argumente so günstig, wie kaum für irgend ein anderes Buch des Alterthums. Das früheste Zeugniß legt schon der zweite Brief ab, der obwol dem Petrus untergeschoben, doch die Existenz des ersten voraussetzt (2 Petr. III, 1). Um die Anführungen der apostolischen Väter zu übergehen, in denen doch nichts anders als höchstens unbestimmte Reminiscenzen aus dem Briefe des Petrus gefunden werden könnten, so ist gleichmäßig bei den Vätern des Abend- wie Morgenlandes, bei Tertullian (ad Scapul. 12), Irenäus (adv. haer. IV, 9. 2. IV, 16. 5 und außerdem die ausdrückliche Versicherung des Eusebius über die Benutzung des Briefs durch Irenäus H. eccl. V, 8), bei Clemens von Alexandrien (Stromat. III. p. 473. IV. p. 193), Origenes (in seinem Kanon bei Eusebius H. eccl. VI, 25 und öfters anführungsweise), Eusebius (H. eccl. III, 3. 25), dann in der syrischen Übersetzung Peschito, dem Briefe seine Stellung unter den kanonischen Schriften völlig gesichert, und sind die etwanigen Bedenken dagegen durchaus unerheblich. Sie sind entlehnt von dem Wegbleiben desselben in dem alten, aber nur fragmentarisch erhaltenen Kanon bei Muratori, sowie aus einigen andern, aber sicher dogmatisch gefärbten Ansichten über ihn. Nach äußern Gründen bleibt hier der Kritik nichts zu wünschen übrig.

Innere Gründe, die wol gegen seine Echtheit aufgestellt sind, führt besonders de Wette aus, jedoch ohne dadurch sich zur vollen Verwerfung berechtigt zu halten. Er nimmt Anstoß daran, daß der Brief keine hervorstechende Eigenthümlichkeit trage, vielmehr durchaus unbestimmte Beziehungen darbiete, und auch wol geschichtliche Zweifel errege. Letztere sind durch die Ausleger und Kritiker längst beseitigt. Das erstere Bedenken, Mangel einer bestimmten Eigenthümlichkeit kann zugegeben werden, ohne daß daraus ein Schluß gegen Petrus als Verfasser berechtigt wäre. Es ist durchaus nicht nöthig, daß der Apostel Petrus bei aller Entschiedenheit des Charakters und der Anhänglichkeit an Christum, auch wo er brieflich mit den Gemeinden verkehrt, ein durchaus originelles literarisches Product habe liefern müssen. Grade das Schwankende und Halbe, das wir in seinem Verfahren rücksichtlich der Geltung des jüdischen Gesetzes beobachteten, wird am besten zu der wenig originellen Schreibart passen, wie der Brief sie darbietet. Der Echtheit des Briefes erwächst daraus sicher keine Gefahr.

Schwierig in der Erklärung blieben dabei freilich die zahlreichen Beziehungen auf Paulinische Wendungen und Ausdrücke, worüber die Einleitungen und Commentare ganze Tafeln aufzustellen pflegen. Die Gefahr, dadurch den Verfasser zu einem Sammler und Nachahmer Paulinischer Redensarten herabsinken zu sehen, verschwindet indessen schon einigermaßen dadurch, daß die Kritiker selbst über die mislichen Stellen nicht einig sind, oft da Bezugnahmen finden, wo andere dergleichen nicht entdecken. Das Meiste davon kommt auf Ausdrücke hinaus, die durch die behandelten Sachen selbst gegeben waren; und eine Übereinstimmung in der apostolischen Predigt wird doch Niemanden befremden. Allein gibt man auch eine gewisse Bezugnahme, besonders auf Ausdrücke und Wendungen im Epheserbriefe, zu (Credner, Einleitung S. 634): so ist eine Bekanntschaft des Petrus mit einem Paulinischen Sendschreiben an dieselben Gemeinden, denen auch sein Brief galt, doch gar nicht unerhört. Selbst eine gewisse Annäherung an Paulus wird man bei dem mehrfachen Schwanken erträglich finden, worin sich Petrus offenbar längere Zeit befunden hat.

Über die Leser, denen der Brief bestimmt war, kann man theils die Aufschrift, theils den Inhalt befragen, aber leider scheint aus beiden ein widersprechendes Resultat hervorzugehen. Während die Aufschrift überwiegend auf Judenchristen hinzuweisen scheint (I, 1 *ἐκλεκτοῖς παρεπιδήμοις διασπορᾶς*), passen dagegen die innern Züge ganz allein auf Heidenchristen. Dahin gehört schon I, 14, daß ihre früheren *ἐπιθυμίαι* aus Unwissenheit (*ἀγνοίᾳ*) hervorgegangen seien, was wol nur von Heiden ohne die Gesetzesoffenbarung gesagt werden kann, ähnlich II, 9, die Berufung durch Gott, *ἐκ σκότους εἰς τὸ θαυμαστὸν αὐτοῦ φῶς;* ferner III, 9, die Christinnen sind zu Töchtern der Sara geworden, *ἧς ἐγενήθητε τέκνα;* vor Allem aber IV, 3, wo ausdrücklich das frühere Leben der Leser als dem Götzendienst ergeben (*ἀθεμίτοις εἰδωλολατρείαις*) geschildert wird, sodaß über die Empfänger des Briefs durchaus, oder doch der Mehrzahl nach als Heiden kein Zweifel obwalten kann. Und doch behandelt sie die Anrede gradezu als Juden, als Fremdlinge in der Zerstreuung? Die Ausleger suchen den Widerspruch auf mehrfache Weise zu erledigen, etwa so, daß Credner nach dem Vorgange Älterer in den Lesern ehemalige Proselyten erblickt, von denen also Heidnisches wie Jüdisches ausgesagt werden kann, oder daß Steiger den Begriff der Fremdlinge geistig faßt, wie ja Christen stets das Erdenleben als einen Aufenthalt in der Fremde zu betrachten geneigt sind. Einfacher wird sich die Erledigung so gewinnen lassen, daß Petrus, der Judenapostel, auch hier den eigentlichen Unterschied des Jüdischen und Christlichen nicht hervorhebt, sondern für christliche Zustände unbedenklich noch jüdische Verhältnisse fortsetzt. Hat er (III, 9) Christinnen, die früher heidnisch waren, durch die Taufe zu Töchtern der Sara werden lassen, also auf sie gradezu altjüdische Anschauungen übergetragen, so wird es viel

leichter sein, auch den Begriff der *διασπορά* für christliche Gemeinden außerhalb Palästina's zu gebrauchen. Sein Ideenkreis hält noch daran fest, daß das verheißene Land wie einst den Juden, so jetzt den Christen zum eigentlichen Mittelpunkte dienen solle, und bezeichnet auswärtige Gemeinden auf dieselbe Art als in der *διασπορᾷ* befindlich, wie er sie durch die Taufe zu Söhnen und Töchtern Abraham's und der Sara werden läßt.

Als Ort der Abfassung steht nach dem Obigen Babylon fest, und zwar das alte echte Babylon am Euphrat; über die Zeit wird sich kaum etwas Anderes bestimmen lassen, als daß sie ziemlich spät angenommen werden muß; dafür spricht die wol nicht ganz wegzuleugnende Bekanntschaft des Verfassers mit dem Epheserbriefe, der bekanntlich unter den Paulinischen Sendschreiben eine sehr späte Stelle einnimmt; ferner die Übersendung durch den Silvanus (V, 12), in welchem wir wol Niemand anders, als den ehemaligen Genossen des Paulus zu erblicken haben, der sich von diesem erst nach der zweiten Missionsreise trennte (Act. XV, 22) und durch dessen Anschließen an Petrus wol grade ein näheres Bekanntwerden mit dem Paulinischen Ideenkreise erklärt werden kann. Endlich spricht für eine ziemlich späte Abfassung der Gebrauch des Namens *χριστιανός* (IV, 16) für die Bekenner; derselbe wird als durchaus bekannt vorausgesetzt, und gehörte doch ein gewisser Zeitverfluß dazu, ehe diese zu Antiochien aufgekommene Benennung zu solcher Allgemeinheit gelangte.

Als Inhalt des Briefs läßt sich die Absicht hervorheben, die Leser im Allgemeinen in dem ihnen verkündigten Glauben zu bestärken, und besonders ihnen während der Leiden und des Drucks treue Anhänglichkeit an der apostolischen Predigt einzuprägen. Eigenthümlich ist dem Briefe die Tendenz, dogmatische Sätze sofort praktisch zu wenden, wie denn fast aus allen Lehrbeziehungen sofort eine ethische Folgerung gezogen, und eine Anwendung auf die einzelnen Stände, Unterthanen, Ehegatten, Sklaven, beigefügt wird. Etwas Eklektisches, die Gesammtheit des christlichen Glaubens und Lebens Überblickendes, mit der übrigen apostolischen Predigt, des Paulus, auch wol des Jacobus, Vermittelndes herrscht darin vor. Es dürfte sich die Ansicht bestätigen, daß eine Persönlichkeit voll entschiedener eigener Anhänglichkeit an Christus, zu thatkräftigem Handeln entschlossen, doch wo es auf geistigen Ausbau des Lehrbegriffs ankommt, nicht immer über einen ergreifenden Ideenreichthum verfügen kann. Dennoch bleibt dieser erste Brief durch Innigkeit der Überzeugung und praktische Tüchtigkeit ein unschätzbares Denkmal des christlichen Alterthums, und ein Beweis, auf wie verschiedene Art sich das christliche Element in den verschiedenen Persönlichkeiten des apostolischen Kreises gestaltet hat.

Weit anders muß das Urtheil über den zweiten Brief lauten, der unter dem Namen des Apostels Petrus in unserem Kanon enthalten ist, da die Versuche dessen ganze oder doch theilweise Authentie zu retten, als verunglückt gelten müssen. Eine Zusammenstellung der verschiedenen hierüber vorgebrachten Behauptungen wird erweisen, wie der Cyklus der hier möglichen Ansichten schon durchlaufen, und alle Antworten auf die Frage nach dem Verhältniß des Apostels Petrus zu dieser Schrift schon erschöpft sind. Nicht genug, daß Kritiker die Authentie des Briefes entweder unbedingt annahmen (Flatt, Nitzsch, Pott, Hug), oder sie ebenso unbedingt ableugneten (Schmidt, de Wette, Credner): auch das in der Mitte liegende Gebiet einer theilweisen Authentie ist schon erschöpft, indem man mit Aufgeben der Form wenigstens die Gedanken dem Apostel zu vindiciren suchte (Eichhorn, Schott), oder da man von den drei vorhandenen Abschnitten Etwas der Kritik opfern mußte, zuerst noch zwei Capitel (Bertholdt) und zuletzt wenigstens noch eins zu retten suchte (Ullmann), oder endlich die Frage als eine nicht zu lösende aufgab (Olshausen). Grade dieses Dingen und Handeln, womit man den Foderungen der Kritik Schritt für Schritt wich, ist nicht geeignet, ein günstiges Urtheil für die Echtheit der Schrift erwarten zu lassen; indessen zwingt die schon angegebene Taktik, die einzelne Stücke Preis gab, um andere zu retten, zunächst zur Prüfung der Integrität des Briefs, um festzustellen, wie weit derselbe als ein Ganzes behandelt werden dürfe.

Der erste Versuch, denselben in zwei Hälften zu zerschneiden, wurde von Hugo Grotius gemacht: nicht zufrieden, für das Ganze die Autorschaft dem Bischof Simeon von Jerusalem zuzusprechen, läßt er auch mit (c. 3) *ταύτην ἤδη δευτέραν ὑμῖν γράφω ἐπιστολήν* einen neuen Brief beginnen. Allein es würde dadurch dem ersten Brief der Schluß, dem zweiten der passende Anfang genommen; denn ohne Gruß beginnt, und ohne Segenswunsch schließt doch wol nicht leicht ein apostolisches Sendschreiben. Es ist zuzugeben, daß mit Cap. 3 ein neuer Absatz beginne, der Concipient etwa abgebrochen, und nach einiger Zeit wieder fortgefahren habe. Eine innere Einheit nach einem wohlberechneten Plane darf man für diese Art Sendschreiben nicht erwarten; aber solcher Mangel berechtigt nicht schon zu jenem zerlegenden, zerschneidenden Verfahren, das von der höhern Kritik an den biblischen Büchern so vielfach probirt ist. Einen andern Weg zur Zerstückelung schlug Bertholdt ein (Einleitung 6. Th. S. 3082 fg.), indem er Cap. 2 offenbar eine freie Bearbeitung des Briefes Judä für eine dem Petrinischen Sendschreiben fremde Einschaltung erklärte. Bertholdt beruft sich darauf, daß nur in diesem Capitel eine Nachahmung des Judasbriefes, nicht aber auch in den zwei übrigen stattfinde, daß das zweite Capitel herausgenommen werden könne, ohne eine Lücke merken zu lassen, daß der Brief dadurch sogar an Einheit und Rundung gewinne, der Anfang des dritten Capitels sich sogar eng an das Ende des ersten anschließe, da auf beiden Punkten die Messianität Christi nach alttestamentlichen Weissagungen erhärtet werde, daß die Sprachverschiedenheit mit dem ersten Briefe, die schon Hieronymus anmerkt, sich nur in diesem eingeschobenen zweiten Capitel bemerklich mache u. dgl., Gründe, die gewiß viel zu zufällig und zu leicht aus dem nicht strengen Zusammenhang des Sendschreibens lösbar erscheinen, um die zwei Capitel zu Anfang und Ende dadurch vor den Einwürfen der Kritik zu retten, daß alle Schuld auf das mitt-

lere Capitel geschoben wird. Noch einen Schritt weiter geht Ullmann, der die zwei letzten Capitel aufgibt, um das erste desto sicherer retten zu können; die Amputation würde eine glückliche heißen müssen, wenn die Krankheitssymptome nicht leider auch in dem für gesund erklärten Theile hervorbrächen. Es ist schon eingeräumt, daß der Inhalt der drei Stücke, wie die Capiteleintheilung sie zerlegt, wesentlich von einander abweiche; aber liegt darin Grund genug auch zu einer kritischen Trennung? Der erste Abschnitt enthält mehr positive Aussprüche; der zweite polemisirt gegen praktisch verderbliche, der dritte gegen Irrlehrer anderer Art; aber diese verschiedenen Gegenstände der Abhandlung können doch die höhere Einheit des Briefs nicht aufheben. Ein Brief ist doch jedes Mal ein Product, hervorgegangen aus dem Verhältniß des Schreibers zum Empfänger; wird dieses durch mehre Umstände zugleich bestimmt, so kann der Brief auch verschiedene Punkte nach einander abhandeln, ohne an Einheit zu verlieren, wie wollte man sonst z. B. an den meisten Paulinischen Briefen den dogmatischen und praktischen Theil neben einander rechtfertigen? Räumen wir so die ziemlich heterogene Beschaffenheit des Inhalts in den drei Theilen ein, so wird auch in der Form der nicht sehr enge Übergang von einem Stück zum andern wenig befremden. Zwischen Cap. 1 u. 2 bildet die Bindepartikel *δέ* zwar, wie Ullmann sich ausdrückt, eine sehr luftige Brücke, allein muß ein anderer, als der Verfasser von Cap. 1 ihr Baumeister sein? eine im Schreiben geübte Hand hat sich doch auch im ersten Capitel eben nicht bewährt, wie die von Vers 3—8 sich durch fünf Verse mühsam durchschleppende Construction mit eingeschobenen Relativen und Participien beweiset. Und dann, ist der Übergang von Cap. 1 zu 2 wol wirklich unnatürlich zu nennen? Die Verbindung geschieht durch Opposita, Propheten — falsche Lehrer; eigentlich doch eine sehr natürliche Zusammenstellung der Begriffe. Bleibt aber ja noch eine Härte zurück, so erklärt sie sich hinlänglich aus der jetzt beginnenden Benutzung einer fremden Arbeit, des Judasbriefs. So eben noch originell wird der Verfasser zum Nachahmer, Bearbeiter, Grund genug, wenn seine Gedankenverbindung matt erscheint; eine classisch vollendete Form darf hier doch nicht erwartet werden. Dagegen die Verbindung zwischen Cap. 2 u. 3 ist nun jedenfalls zerrissen; allein die Lücke wird hinlänglich durch jede Störung im Schreiben, durch jedes neue Ergreifen der Feder erklärt; Grade die hier angebrachte Erwähnung des ersten Petrinischen Briefs paßt recht gut zu einem neuen Ansatze. Dem Concipienten, der sich etwa unter der Person des Petrus redend einführt, mußte der Gedanke an eine Bezugnahme auf den ersten Brief stets vorschweben, und sehr natürlich tritt derselbe sofort da ein, wo durch irgend einen Zufall die Gedankenreihe unterbrochen war. Es erwächst demnach für die Kritik kein Recht, die nebeneinanderstehenden Stücke für unvereinbar mit einander zu erklären, und wird über das Ganze nur ein kritisches Urtheil gefällt werden können.

Erst so ist der Weg zur Beurtheilung der Authentie nach äußern und innern Gründen eröffnet. Zunächst schon die äußern Argumente stellen den Brief als kritisch äußerst verdächtig dar. Weder bei den apostolischen Vätern, einem Clemens von Rom, Hermas, Ignatius, noch bei den Vätern des zweiten Jahrhunderts, einem Justin dem Märtyrer, Irenäus, Clemens dem Alexandriner, Theophilus von Antiochien, kann eine Bekanntschaft mit dem Briefe erwiesen werden. Stellen, wo man eine Anführung oder doch eine Reminiscenz daraus zu entdecken glaubte, sind viel zu unbestimmt gehalten. Die Ähnlichkeit dabei erklärt sich theils durch gemeinsame Bezugnahme auf alttestamentliche Stellen, theils aus Wendungen, die als Gemeingut der christlichen Scribenten gelten müssen. Von Clemens von Alexandrien ist zwar bekannt, daß er die katholischen Briefe commentirt hat; allein selbst wenn feststände, daß er auch unsern zweiten Petrinischen darunter halte, was keineswegs nachzuweisen ist, so behandelte er ebenso gut auch ganz apokryphische Stücke, wie die Apokalypse des Petrus (*Euseb.*, Hist. eccl. VI, 14). Als erste Spur kann man etwa eine Wendung in dem Briefe Firmilian's von Kappadokien an Cyprian von Carthago, Mitte des dritten Jahrhunderts, betrachten (*Cyprian.* epist. 75. ed. Oxon.), er eifert gegen die Vertheidigung der Ketzertaufe durch Stephanus von Rom: **Quod nunc Stephanus ausus est facere etiam infamans Petrum et Paulum beatos apostolos, quasi hoc ipsi tradiderint, qui in epistolis suis haereticos execrati sunt, et ut eos evitemus monuerunt.** Der Plural epistolis braucht zwar nicht schon die Mehrheit der Briefe für beide Apostel zu beweisen; aber wenn von Petrus ein Eifern gegen Häretiker ausgesagt wird, so kann dies nur auf den jetzigen zweiten Brief gehen; denn in dem ersten kommt dergleichen nicht vor: man darf also eine Bekanntschaft Firmilian's, Mitte des dritten Jahrhunderts, mit dem Briefe voraussetzen. Dagegen in den occidentalischen Kanon ist er um dieselbe Zeit noch nicht übergegangen. Firmilian's Kampfgenoß, Cyprian, citirt den jetzigen ersten Brief noch immer auf eine Art, wodurch das Vorhandensein des zweiten ausgeschlossen wird; es heißt bei ihm stets: Petrus sagt in seinem Briefe, wonach ihm nur einer bekannt sein konnte (Testimon. adv. Jud. II. c. 27. III, 1. De bono patient. p. 213. ed. Oxon.). Noch gewiegter ist bei Cyprian das argumentum e silentio. Würde er bei seinem erbitterten Kampfe gegen Ketzer und Schismatiker, gegen die er stets mit der Autorität des Petrus und seines Stuhles ficht, wol die schlagenden Stellen haben übersehen können, die ihm der zweite Brief an die Hand geben mußte? Cyprian und der Occident kannten also, Mitte des dritten Jahrhunderts, den Brief noch nicht. Wo derselbe dagegen zuerst ausdrücklich erwähnt wird, bei Origenes und Eusebius, ist sofort das Urtheil gegen ihn: und man beachte wohl, dies sind kritische Autoritäten, denen sich später auch Hieronymus anschließt. Nur bei den mehr dogmatisirenden, dabei aber unkritischen, Vätern ist die Stimmung günstiger, bei Athanas, Basilius, Gregor von Nazianz, Cyrill von Jerusalem, Chrysostomus: der Inhalt des Briefs bot der Denkart des Zeitalters manches Annehmliche dar; es läßt sich daraus so nachdrücklich gegen Häretiker argumentiren; die

darin ausgeführten Sätze vom Weltbrande, von den bösen Engeln sagten der dogmatischen Stimmung zu, und dazu enthält der Anfang doch auch Gedanken wol eines Apostels würdig.

Zur Vervollständigung der äußern Argumente gegen die Authentie des Briefs dient endlich noch das entschiedene Zeugniß der syrischen Kirche; ihre Peschito, die früheste Version des neuen Testaments, kennt denselben nicht. Bedenkt man, daß nach aller Wahrscheinlichkeit grade Asien das Vaterland Petrinischer Schriften sein mußte, so tritt das Zeugniß der syrischen Kirche sehr entscheidend auf.

Das Resultat dieser Übersicht wird also sein, daß das Stillschweigen der zwei ersten Jahrhunderte, der Widerspruch der kritischen Autoritäten und das Zeugniß einer ganzen Kirche sich vereinigen, um den Brief für nicht authentisch zu erklären, sodaß, wenn dies Gewicht noch durch innere Gründe verstärkt wird, die letzte Entscheidung nicht zweifelhaft sein kann. Rücksichtlich der innern Argumente bemerken wir aber

1) ein sichtbares Bestreben des Verfassers, sich als Apostel Petrus geltend zu machen. Allerdings ein sonderbares Argument; grade weil der Verfasser seine Person bezeichnet, soll er sie nicht sein! wie soll ein Autor es noch machen, der argwöhnischen Kritik zu entgehen? Hätte er sich nicht genannt, würde daraus derselbe Schluß gezogen werden können. Allein wir suchen den kritischen Grund hier auch nicht in dem Factum des Sichnennens, sondern in der Art, wie dies geschieht, und glauben darin etwas Absichtliches, eine geflissentliche Affectation des Petrinischen Namens zu erblicken. Der Eingang kann als in apostolischer Sitte gerechtfertigt gelten, sonst könnte auch hier schon die größere Ausführlichkeit *Συμεὼν Πέτρος δοῦλος καὶ ἀπόστολος Ἰ. Χ.* größere Sorgfalt erkennen lassen, als die soviel einfachere Formel im ersten Briefe *Πέτρος ἀπόστολος Ἰ. Χ.* Dagegen tritt schon I, 14 jenes angedeutete Streben hervor: dem Verfasser soll von Christo selbst der Tod als nahe bevorstehend angekündigt worden sein, wofür von allen beigebrachten Erklärungen nichts so schlagend ist, als Bezugnahme auf Joh. XXI, 18 sq. Christi Voraussage weiß zwar nichts von einem baldigen Tode, sondern selbst nach der V. 19 hinzugefügten Auslegung in der ersten Christengemeinde, höchstens von einem gewaltsamen; allein die absichtliche Bezeichnung der Person des Apostels Petrus tritt doch recht deutlich hervor, erfüllt mit dem Ernste, der eine gewaltsame Todesart sich auch als nahe bevorstehend zu denken geneigt war. Dasselbe gilt von I, 18, wo die Erwähnung der Gegenwart bei der Verklärung nicht minder speciell die Person des Petrus hervortreten läßt. Ein nicht unerheblicher, von Ullmann vorgebrachter, Einwurf beruft sich auf die von den kanonischen Evangelien abweichende Art, wie hier die vernommene Stimme vom Himmel berichtet wird. Nicht genug, daß das *ἐν ᾧ εὐδόκησα* in *εἰς ὅν* verändert erscheint, sondern auch der von allen drei Evangelisten berichtete Zusatz *αὐτοῦ ἀκούετε* bleibt hier weg. Man meint, nur Petrus selbst wird schreiben, wie er sich erinnert; ein Pseudopetrus würde sich grade sehr ängstlich an die überlieferten Worte gehalten haben. Allein Verwechslung dieser mit der fast gleichlautenden Stimme bei der Taufe (Matth. III, 17. Marc. I, 11. Luc. III, 27) wird gewiß eine große Menge von Varianten hervorgebracht haben; und dann hatten doch unsere synoptischen Evangelien keineswegs gleich Anfangs das kanonische Ansehen wie späterhin; welch große Menge von Varianten aus den apokryphischen Evangelien mag hier dem Concipienten wol zu Gebote gestanden haben, für die nach dem damaligen Standpunkte der Evangelienkritik die Autoritäten nicht minder groß waren, als die der späterhin als kanonisch ausgeschiedenen Synoptiker?

Im zweiten Capitel kann zwar wegen der Nachahmung des Judasbriefs dasselbe Bestreben, für Petrus zu gelten, nicht vorkommen; allein kaum steht der Verfasser (c. III.) wieder auf eigenem Boden, so tritt dasselbe wieder deutlich hervor. Mag man Vers 2 *τῶν ἀποστόλων ἡμῶν* mit Bertholdt aus dem Aramäischen erklären, mit Eichhorn ein aus der Rollefallen darin erblicken, da der Verfasser *ἡμῶν τῶν ἀποστόλων* schreiben wollte, jedoch sich noch nicht fest genug in die Rolle eines Apostels hineingedacht hatte, um nicht gelegentlich gegen seinen Willen sich davon auszuschließen, mag man darin eine aus Judae V. 17 zu erklärende, oder eine anderweitige Incorrectheit sehen: apostolische Autorität scheint er sich doch haben beilegen zu wollen, und nur auf dieses Bestreben kommt es uns hier an. Deutlicher tritt dasselbe III, 15 wieder hervor, wo außerdem die Bezugnahme auf ein angeblich so enges Verhältniß zum Apostel Paulus noch auf eine anderweitige Absicht schließen läßt (s. unten). So lassen sich denn in dem so kurzen Briefe vier, und mit Einschluß der Anrede fünf Stellen finden, wo der Verfasser sich, und zwar nicht immer ungezwungen, als die Person des Apostels Petrus geltend macht. Ist dergleichen wol in irgend einem der apostolischen Briefe erhört? Wann hat je ein Briefsteller es so angelegentlich darauf abgesehen, seine Persönlichkeit bemerklich zu machen?

2) Aus dem in beiden Petrinischen Briefen sich vorfindenden Styl sind vielfache Gründe für und wider unsern Brief geltend gemacht: schon Hieronymus bemerkt, daß die Kritiker seiner Zeit eine styli cum priori (epistola) dissonantiam gefunden haben, und es fehlt seitdem in den Einleitungen nicht an Aufzählung von Worten und Redensarten, die so und so oft in jedem Briefe vorkommen. Indessen bleibt solch Argumentiren stets precair; Verschiedenheit des Styls läßt ebenso gut auf veränderte Schreibart des Apostels, wie auf Ungeschicklichkeit des Nachahmers schließen, und umgekehrt kann aus Ähnlichkeit der Wendungen ebenso gut auf bedeutende Kunst des Nachahmers, wie auf Identität des Verfassers geschlossen werden. Verstand der Nachahmer seine Sache, so war es leicht, sich hinter Petrinische Ausdrücke und Wendungen zu verstecken. Ein solches Verstecken und zwar hinter Nebendingen darf man nun allerdings Cap. II, 5 finden, mit Bezug auf 1 Petr. III, 20; das *ὄγδοον Νῶε δικαιοσύνης κήρυκα* wird nicht anders gefaßt werden können, denn als eine Nachahmung von *ὀκτὼ ψύχαι*

διεσώθησαν δι' ὕδατος. Indessen ist zuvörderst die Ansicht zu prüfen, ob nicht vielmehr eine Bezugnahme auf Judae V. 14 darin zu finden sei. Die Entscheidung hängt davon ab, ob die Ordinalzahl *ὄγδοον* zu *κήρυκα* gehöre, oder genau zu *Νῶε*, nach Luther, er selb Achte. Im erstern Falle fällt die Ähnlichkeit mit 1 Petr. III, 20 und damit der ganze nervus probandi weg. In diesem Sinne würde Noah der achte *κήρυξ δικαιοσύνης* heißen, wie Judae V. 14 Henoch der siebente: *προεφήτευσεν ἕβδομος Ἐνώχ*. Allein müßte in diesem Falle nicht nothwendig die Wortstellung lauten: *Νῶε, ὄγδοον τῆς δικ. κήρ.?* Und räumt man auch ein, daß der Verfasser sich schon (c. III, 2) hinreichend ungeschickt in der Behandlung der Opposition gezeigt habe, um deren Regeln nicht gegen ihn geltend machen zu können, wie will man mit der Zahl selbst fertig werden? Henoch (Jud. V. 14) ist wirklich der siebente Patriarch seit Adam, Noah aber doch erst in der Reihe der zehnte! Man entschuldigt dies wol damit, es handele sich nicht um Patriarchen, sondern um *κήρυκες δικαιοσύνης*, deren Reihe erst mit der Zeit des Enos, als dem beginnenden Götzendienste, Bedürfniß geworden sei. Allein damit verschwindet sofort die angebliche Ähnlichkeit mit Jud. V. 14, weil nun doch beide Verfasser ihre Zahlen nach ganz verschiedenen Principien abgemessen hätten. Und ist wol jene Ausrede etwas anders als ein Nothbehelf, um nur irgendwie den Noah als den achten in einer Reihe erscheinen zu lassen?

Bei der andern Ansicht, die *ὄγδοον* unmittelbar auf *Νῶε* bezieht, in dem Sinne, er selb Achte, steht zunächst der grammatische Gebrauch der Ordinalzahl in diesem collectiven Sinne fest, wie die Ausleger zu dieser Stelle längst erwiesen haben (vergl. *Zeune* ad *Viger*. p. 72. ed. *Hermann*. *Winer* §. 30, 2) und auch der Eindruck der ganzen Stelle macht die Bezugnahme auf 1 Petr. III. 20) unwidersprechlich; der Sündfluth geschieht Erwähnung, Noah wird als daraus errettet gedacht, und dabei der Achtzahl erwähnt. Kann die Parallele schlagender auftreten? Kann aber auch zugleich eine mehr sklavische Nachahmung gedacht werden? Der Umstand, daß grade acht Personen aus der Sündfluth errettet sind, ist doch in der That so unbedeutend, daß er unmöglich die Aufmerksamkeit des Apostels wiederholt fesseln konnte, und nur die Absicht, den ersten Brief auch in Kleinigkeiten zu copiren, macht die Aufnahme einer solchen Nebenbemerkung erklärlich.

3) Manche Spuren des Briefs weisen auf einen Verfasser weit diesseit der Grenzen der apostolischen Zeit hin, namentlich der Kampf des Verfassers gegen die Zweifel an der Rückkehr Christi. In der Anschauung der apostolischen Zeit liegt zu bestimmt die möglichst nahe Erwartung der *παρουσία* Christi, um Zweifeln Raum zu geben, wie sie 2 Petr. III, 4 widerlegt werden. Paulus widerräth wegen Kürze der noch gestatteten Zeit das Heirathen (1 Cor. VII. 29), hofft selbst noch jenen Zeitpunkt zu erleben (1 Thess. IV, 15. 17), ja er muß die Thessalonicher vor zu naher Erwartung desselben warnen. Statt dessen findet sich bei dem Pseudopetrus grade der entgegengesetzte Zustand; man ist des Wartens müde, und fängt an, Zweifel in jene Zusage zu setzen; gewiß ein Umschlagen der Ideen, das nicht ohne längern Zeitverlust möglich war. Zur Entschuldigung meint man wol (Olshausen) jene Spöttereien nicht der orthodoxen Kirche, sondern den Gnostikern des ersten Jahrhunderts in den Mund legen zu dürfen. Allein auch bei den Feinden der Kirche ist ein nothwendig längerer Zeitverlauf derselbe, um zu solchen Spöttereien wegen vergeblichen Wartens hinreichende Veranlassung zu finden. Noch weniger berufe man sich auf die Futurform *ἐλεύσονται*, um das Auftreten der Spötter als vom Petrus nur prophetisch angedeutet zu fassen, ohne daß seine Zeit schon davon getroffen zu werden brauche. Die Kritik erkennt einen solch dogmatischen Grund, hergenommen von der Sehergabe des Apostels, nicht an; sondern wo sie ein Zeitalter charakterisirt findet, hält sie auch den Verfasser für historisch damit bekannt. Daß aber zur Zeit des Verfassers die apostolische Zeit wenigstens schon um eine Generation vergangen gelten muß, folgt deutlich aus III, 4: *Ἀφ' ἧς γὰρ οἱ πατέρες ἐκοιμήθησαν, πάντα οὕτω διαμένει ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως*. Schon die Väter, die erste Christengeneration, ist über den Erwartungen entschlafen, und Alles bleibt beim Alten! Die Erklärungsart einiger Ausleger sucht dies zu umgehen, indem sie in den entschlafenen Vätern die Patriarchen des jüdischen Volks erblickt. Allein die Patriarchenzeit bildete ja dann mit dem Ausdruck *ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως* die leidigste Tautologie; und wo bliebe das ganze Raisonnement des Verfassers? Er will den Einwurf ablehnen, daß die Erwartungen der Parusie getäuscht sind; natürlich kann doch auf die Erfüllung erst seit der Zeit gerechnet werden, wo die Hoffnung mitgetheilt ist; also seit Auftreten der apostolischen Lehre, oder seit der Zeit der ersten Christengeneration. Um solchen Einwürfen, wie: die Väter sind schon über ihre Erwartungen hinaus gestorben; steht uns etwa ein gleiches Geschick bevor? Einen schicklichen Zeitpunkt anzuweisen, sind wir gewiß gezwungen, mindestens in die zweite Christengeneration herabzusteigen.

4) Eine gewiß ebenso späte Zeit deutet endlich die erwähnte Sammlung der Paulinischen Briefe an (III, 15), die *πᾶσαι ἐπιστολαί* brauchen zwar nicht absolut in dem Sinne genommen zu werden, wie sie gegenwärtig in unserm Kanon enthalten sind, aber eine Sammlung derselben wird vorausgesetzt, da nur unter dieser Bedingung der Apostel seine Leser im Besitz der Paulinischen Sendschreiben betrachten konnte, die als wahre Briefe, wirkliche Gelegenheitsschriften, doch zunächst an ganz andere Gemeinden gerichtet waren. Bertholdt (a. a. O. S. 3103) will dieser Consequenz dadurch entgehen, daß er auf die Unterscheidung des einen bestimmten Briefs (15. *ἔγραψεν ὑμῖν*) von den übrigen Briefen (*πᾶσαι αἱ ἐπιστολαί*) aufmerksam macht; wäre eine Sammlung vorhanden gewesen, so durfte der Verfasser sich ja nur auf diese allein berufen, da sie den einen bestimmten Brief doch mit enthalten mußte. Allein der Einwurf wird auch durch Aufgeben der Sammlung nicht erledigt; denn die Gesammtheit der Briefe (*πᾶσαι*), gleichviel ob gesammelt oder nicht, enthielt doch immer auch den einen bestimmten Brief, des-

sen Hervorheben hinreichend durch die nähere Beziehung zu den Lesern (V. 15) gerechtfertigt erscheint. Es steht fest, daß der Besitz aller Paulinischen Briefe den Lesern nicht anders als durch eine schon geschehene Sammlung der kanonischen Schriften beigemessen werden kann, ein Umstand, den doch die Kritik unmöglich schon in das apostolische Zeitalter selbst verlegen darf.

Außerdem hat aber die Art, wie hier des Paulus Erwähnung geschieht, etwas Gewaltsames und Gezwungenes, und sucht der Schreibende absichtlich die Rede auf ihn zu lenken. Im ganzen neuen Testamente findet sich nichts Ähnliches, daß ein Apostel sich auf die Autorität eines andern beruft, und ist die Absicht unverkennbar, daß es dem Verfasser darauf ankam, gelegentlich sich mit dem Paulus in Übereinstimmung darzustellen. Kann man aber wol hierin etwas anders erblicken, als die Absicht eines Spätern, hierdurch den Beweis zu führen, daß die bekannte zwischen Paulus und Petrus herrschende Spannung über die Geltung des jüdischen Gesetzes, keine dauernde gewesen sei? Bei den bedenklichen Einwürfen der Spötter und Gegner, die [ge]rade von dieser Disharmonie entlehnt werden konn[illegible] ist nichts so erklärlich, als der Wunsch eines später[illegible]en Christen, durch diese versöhnliche Wendung den Streit als völlig abgethan darzustellen. Nicht ohne Absicht scheint überhaupt die spätere Tradition beide Apostel zu Ende ihres Lebens in so nahe Berührung zu bringen, ihre letzte Reise nach Rom, ihren Tod als gemeinschaftlich darzustellen, um so das Andenken an jene Spannung zu verwischen.

5) Nimmt man endlich noch dazu, daß durch Behauptung der Authentie der Apostel im zweiten Capitel zum traurigen Nachahmer eines fremden Products, des Judasbriefs, würde, so scheint dies allein schon hinzureichen, um den Petrus solcher Autorschaft zu überheben. Fast einstimmig beschweren sich die Ausleger über das Schülerhafte dieser Copie, sodaß den verschiedenen Versuchen, dieses Capitel von dem übrigen Briefe zu trennen, gewiß hauptsächlich die Absicht unterliegen wird, dem Apostel eine solche Beschuldigung zu ersparen. Schon die Pietät gegen Petrus muß hier der Kritik den rechten Weg weisen.

Fassen wir sämmtliche Argumente zusammen, so wird das paradesame Bestreben des Verfassers, sich als Apostel und namentlich als Petrus bemerklich zu machen, sodann die sklavische Nachahmung des ersten echten Briefs in Kleinigkeiten, ferner der chronologische Widerspruch gegen die Abfassung des Briefs in apostolischer Zeit, dann die Erreichung einer Nebenabsicht wegen des versöhnlichen Verhältnisses zwischen Paulus und Petrus, und endlich die unerträgliche Copie eines fremden Werks, so entschieden gegen die Authentie des Briefs sprechen, daß das äußere Zeugniß der Kirche kaum hinzuzutreten braucht, um den Beweis der nichtpetrinischen Abstammung zur vollen Evidenz zu erheben.

Ist nun Petrus der Verfasser des Briefes nicht, so fragt sich, wer ist es sonst? eine Frage, worauf durchaus ungenügend geantwortet werden wird. Daß Grotius' Hypothese, die dem zweiten Bischof von Jerusalem, Simeon, diese Ehre zuweist, unstatthaft ist, haben die spätern Ausleger hinreichend erwiesen. Eichhorn und Schott suchen wenigstens die materielle Authentie zu retten, dadurch daß sie einen Schüler des Petrus dessen Gedanken auffassen und mit dem Briefe des Judas verarbeiten lassen. Aber theils fehlt hierfür jeder ausreichende Grund, da ein ganz fremder Nachahmer ebenso gut aus dem ersten Petrinischen Briefe sich Gedanken und Wendungen entlehnen konnte, und dann bringt jene Annahme noch immer nicht weit genug über das apostolische Zeitalter hinaus, wozu der Inhalt nun einmal nicht passen will. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß irgend ein Christ zu Anfang oder Mitte des 2. Jahrh. gegen Irrlehrer eifern, den Spöttereien über Christi verzögerte Rückkehr begegnen und zugleich dem Eindrucke von der Zwistigkeit zwischen den beiden Aposteln entgegentreten wollte. Der Brief des Judas wurde dazu benutzt, und ziemlich ungeschickt eingewebt. Zur Verstärkung des Eindrucks erlaubte er sich dem Ganzen den Namen des Petrus an die Stirn zu setzen. Die moralische Beurtheilung dieses Schritts ist dann nicht etwa nach unseren Begriffen über geistiges Eigenthum, sondern nach den Ansichten jener Zeit zu messen, wo dergleichen Benutzung fremder Namen zur Gewinnung einer Autorität äußerst allgemein war.

Außer diesem zweiten, in den Kanon übergegangenen, Brief wird noch einer Menge anderer, dem Petrus beigelegter, Schriften gedacht, einer Apokalypse des Petrus, Circuitus Petri, u. dergl.; die Untersuchung darüber gehört der apokryphischen Literatur an.

Hieran reihen wir gleich den Artikel über den Tag der beiden Apostel:

Peter und Paul. Der Gedächtnißtag der beiden Apostel wird als Collectivfest am 29. Junius gefeiert. Die Veranlassung liegt in dem angenommenen gemeinschaftlichen Märtyrertode derselben unter Nero (worüber das Nähere in dem Artikel Petrus, Apostel). Der römischen Kirche, die in beiden ihre gemeinschaftlichen Häupter erblickte, und dafür die Zeugnisse in der That sehr hoch hinauf nachweisen kann, lag es sehr nahe, für sie auch einen gemeinschaftlichen Gedächtnißtag anzusetzen. Die Anordnung desselben geht zum mindesten bis ins 4. Jahrhundert zurück, da wir Homilien auf diese Tage von Maximus Taurinensis (gest. 420), Ambrosius, Augustin, Leo dem Großen und Chrysostomus besitzen. Noch frühere Zeugnisse, auf die man sich wol berufen hat, geben nichts anders, als nur die Combination des Märtyrertodes selbst, von wo aber noch nicht auf das gemeinsame Fest geschlossen werden darf. Der Ursprung des Festes ist mit Sicherheit in der lateinischen Kirche zu suchen, wo ja Rom das größte Interesse dafür hatte. Indessen bleibt es doch mislich, die Einrichtung desselben in der griechischen Kirche auf den Kaiser Anastasius (gest. 518) herabzusetzen; selbst wenn die dem Chrysostomus zugeschriebene Homilie (Homil. 167. Op. V. ed. *Savil.*) für untergeschoben gelten sollte; denn die Angabe des *Theodorus Lector* Lib. II. *Nicephor.* Callist. XVI, 35 enthält keineswegs, daß der römische Senator Festus, der als Abgesandter an den Kaiser geschickt war, dort die erste

Gründung des Collectivfestes, sondern nur dessen mehr feierliche Begehung durchgesetzt habe (*Πέτρου καὶ Παύλου τὴν μνήμην σὺν πολλῇ τιμῇ καὶ σεβάσματι παρεκάλεσε γινεσθαι*). Der größere Glanz eines Festes, woran der römischen Kirche soviel liegt, war bei einem Kaiser leicht zu erlangen, der auf ein gutes Einverständniß mit Rom in den dogmatischen Händeln sann. Ungeachtet der Combinirung beider Apostel für denselben Tag liegt es doch ganz in den anderweitigen Verhältnissen, wenn die Lateiner beiweitem mehr die Bedeutung des Petrus hervorheben; ihre Homilien auf diesen Tag beschäftigen sich fast ganz allein mit dem Petrus, während dagegen die Griechen anfangen, beiweitem mehr die Bedeutsamkeit des Paulus hervorzuheben. Vielleicht erklärt sich aus dem Wunsche, in diesem combinirten Feste in der lateinischen Kirche vorzugsweise den Petrus als Apostelfürsten hervortreten zu lassen, die sonst auffallende Erscheinung, daß dem Paulus sofort der nächste Tag, zwar nicht als Todtenfeier, aber doch als Gedächtniß (commemoratio, wie es in den alten Martyrologien heißt) zugetheilt ist (30. Juni). Auch in die protestantische Kirche, soweit sie die Aposteltage beibehielt, ist die Bevorzugung des Petrus übergegangen, wenigstens beschäftigen sich die hier üblichen Perikopen ausschließlich mit diesem (Matth. XVI, 13—20. Actor. XII, 1—11). (*Rettberg*.)

2) P. Azarius, der italienische Geschichtschreiber, dieser für die lombardische Geschichte des Ausganges des 13. und des ersten Theiles des 14. Jahrh. so wichtige Schriftsteller, stammte[1]) aus Novara, dessen Schicksale er daher in seinem Chronicon besondere Aufmerksamkeit widmet[2]), und wo er auch öffentlicher oder Stadtnotar war. Ungefähr um das Jahr 1352 befand er sich im Dienste des Johannolus Mondella de Ferro[3]), des Freundes des Erzbischofs Johann Visconte von Mailand, welcher diesem mehr als andern vertraute, und versah bei ihm (Johannolus Mondella) die Stelle eines vertraulichen oder geheimen Notars oder Secretairs, welches ihm zur genauen Kenntniß der Geschichte der genannten beiden Männer, und seiner Zeit überhaupt sehr nützlich war, da er im Umgange mit Johannes Mondella vieles, was Beziehung auf die Geschichte seiner Zeit hatte, sah, hörte und durch Briefe lernte[4]). Ferner mußte er die lebendigste Anschauung, welche er auch in seinem herrlichen Geschichtswerke kund gibt, von dem Kriegs-, besonders von dem Söldnerwesen und dann überhaupt von den Drangsalen des Kriegs erhalten, da er (in den Jahren 1354—1355) im Dienste des Matthäus II. Visconti, des Herrn von Mailand, als Notar an der Bank der Söldner zu Bologna beinahe vier Jahre stand, und daher vieles von jenem Kriegsunwesen und jenen Wirren sah und hörte, und dann mit Wahrheit, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, in sein Geschichtswerk verzeichnen konnte, und wirklich in dasselbe aufnahm[5]). Sehen[6]) konnte er auf das Genaueste, was zu Bologna vorging. Hören konnte er, was auf dem Feldzuge geschah, von seinen Genossen, nämlich den Notaren der Söldner, welche das Heer begleiteten[7]). Seine eignen Anschauungen machten ihn dann wieder um so geschickter, das zu beurtheilen, was er hörte, und so stand beides, Sehen mit eignen Augen und sich durch Erzählungen Andrer unterrichten, in dem schönsten Einklang, und machte ihn fähig, in verschiedene merkwürdige Einzelheiten[8]) einzugehen. Seine Stellung gab ihm

1) Und zwar aus einem vornehmen, vielleicht Rittergeschlecht, indem er seinen Vater Herr nennt, wie er am Schlusse seiner Chronik, welche er im November 1362 beendigte (bei *Muratori* Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 423), bemerkt: Ego autem Petrus Azarius filius quondam Domini Jacobi, publica auctoritate Novariensis Notarius, dum essem in Civitate Terdonae Judex ad Bancam dicti Communis, nec non Cancellarius Nobilis Viri Domini Johannis de Pirovano Civitatis Terdonae honorabilis Potestatis pro Magnifico et excelso Domino, Domino Galeazio Vicecomite Mediolani etc. Imperiali Vicario Generali, praedicta diversis temporibus gesta compilavi, scripsi et in testimonium praemissorum signum meum consuetum apposui. Wegen des Dominus vor Jacobus könnte man sich vielleicht zur Annahme für berechtigt halten, unser Geschichtschreiber sei selbst einem edlen Geschlechte entsprossen, wenn er nur bei Johann von Pirovano nicht ausdrücklich Vir Nobilis vorsetzte. 2) Er selbst bemerkt in dem Eingange zu seiner Chronik: Verum quia in Civitate Novaria, a qua originem traxi, graviora occurrerunt, ideo de ipsa magis, quam de alia, et seriosius pertractabo. In der Wirklichkeit waren in Novara nicht wichtigere Dinge, als in vielen andern Städten der Lombardei, deren Geschichte, besonders seiner Zeit, er, wie er im Eingange unmittelbar vor der so eben von uns mitgetheilten Stelle mit den Worten (S. 298) quod cogitavi ad evidentiam futurorum sub brevi stilo gesta in Lombardia (et specialiter meo tempore) enarrare bemerkt, zum Gegenstande seines Werkes genommen. Vorzüglich das in Mailand Geschehene übertraf das in Novara Vorgefallene an Wichtigkeit. Der eigentliche Grund, aus welchem er das Letztere für das Wichtigste hielt, war, weil Novara als seine Vaterstadt für ihn besondere Wichtigkeit hatte. Daher beschäftigte er sich S. 358—361 auch umständlich mit der Geschichte (oder vielmehr Sage, welche er jedoch für Geschichte hält) von dem Ursprunge Novara's. Diese anmuthige Sage trägt er auf das Ausführlichste vor.

3) So genannt, weil er, wie Petrus Azarius (Chron. c. 11. p. 335) bemerkt, Eisenhandel trieb. 4) Unser Geschichtschreiber sagt dieses in seiner Chronik (l. c.) selbst mit den Worten: Cujus (Johannoli Mondellae de Ferro) familiaris Notarius et domesticus fui ego *Petrus Azarius*, ut in fine dicetur, et conversando cum eo gesta vidi, audivi et per literas didici. Dieser Posten bei dem Vertrauten des Erzbischofs Johann Visconte von Mailand mußte den Petrus Azarius zu einem Verfasser der Geschichte seiner Zeit sehr geschickt machen. Wie der genannte Erzbischof dem Johannolus Mondella vertraute und sich mit ihm berieth, erzählt Petrus Azarius selbst (l. c.) unmittelbar nach der von uns so eben mitgetheilten Stelle. 5) Er sagt (c. 11. p. 328): Praedicta autem vidi et audivi, quia ego tunc temporis steti pro Notario ad bancam stipendiariorum Bononiae mensibus XLIV, et quasi usque ad amissionem dictae Civitatis per Dominum Mediolani factam. 6) So führt er (c. 11. p. 327) zur Vervollständigung seines Gemäldes jenes Kriegselendes, welches unter dem Heere auf dem Feldzuge von 1351 wegen Proviantmangels herrschte, Folgendes an: Et vidi plures Bononienses, qui pro una panis bucella tunc recepta promiserunt ipsis conductoribus corbem unam frumenti in comitatu Bononiae. 7) c. 11. p. 327. Bei der lebhaften Schilderung jenes Elendes, welches auf der Heerfahrt vom J. 1351 statthatte, bemerkt unser Geschichtschreiber: Et certe mei socii, qui exercitum sequebantur, et erant notarii stipendiariorum, carentes pane, caput unius aselli etc. und erzählt nun, wie sehr viel seine Collegen für den Kopf des genannten Thieres gegeben, und wie sie ihn ohne Salz und Gewürz gekocht und ohne Brod gegessen. 8) So bemerkt er (c. 11. p. 311): Et vidi Contrum de la Specia, qui LX et ultra ex dictis Perusinis sic (er hat nämlich zuvor erzählt, daß die Peruginer lange Tartschen, Feldschilde, tragen) targatis occidit.

auch hinlängliche Gelegenheit, seinen ihm inwohnenden politischen Blick noch mehr zu schärfen. Deßhalb war er gar nicht zufrieden, als Matthäus Visconte, auf neue Rathgeber hörend, aus Ersparniß die Kriegsmacht und die Beamten in Bologna verminderte, weil er (Petrus) voraussah, daß jene Verminderungen dem Johann Visconte von Oleggio, welcher nach dem Besitze von Bologna trachtete, sein Vorhaben erleichtern mußten [9]). Daher überließ Petrus seine Stelle im Sold- oder Söldneramte zu Bologna seinem Genossen Ubizolus Vicemilla, und begab sich auch aus der Stadt selbst, wo er immer Ämter für die Herren von Mailand gehabt [10]). Auch war er nicht Johann von Oleggio's Freund, wegen der Unregelmäßigkeiten, die dieser beging, und die niemals einer von denen sich zu Schulden kommen ließ, welche aus Novara waren [11]). Nach dem Abgange aus Bologna begab sich Petrus Azarius nach Borgomanero [12]), und wohnte daselbst mit seiner ganzen Fami-

---

9) Bei diesem wichtigen Punkte in der Lebensgeschichte des Petrus Azarius darf die Frage nicht unerörtert bleiben, hat dieser den Verlust Bologna's herbeigeführt, oder Matthäus Visconte selbst. Le Bret (Forts. der allgem. Welthist. 44. Th. S. 422) sagt da, wo er von den großen Fehlern handelt, welche Matthäus gemacht, und die dem Johannes von Oleggio sein Unternehmen erleichterten, unter anderm Folgendes: Er (Matthäus) schickte auch den Peter Azarius, dem wir eine Geschichte dieser Zeit zu verdanken haben, nach Bologna, welcher große Veränderungen vornahm, und die 57 Fahnen Reiter auf 30, und die 101 Haufen Fußvolks auf 40 herabsetzte, auch die Anzahl der Diener verminderte, welches alles auf eine kluge Sparsamkeit zum Vortheile seines Herrn abzweckte, aber dem Johannes von Oleggio die erwünschteste Gelegenheit gab, die Leute an sich zu ziehen. Hat aber Petrus Azarius wirklich jene Veränderungen, welche vorgenommen worden, gebilligt, oder ist er Schuld an jenen verhängnißvollen Herabsetzungen der Kriegsmacht und Verminderung der Dienerschaft gewesen? Wir müssen ihn nothwendig selbst hören. Er sagt (c. 12. p. 338. 339): Et quod deterius fuit, praefatus Dominus Matthaeus sentiens tempus hyemale, curavit expensas diminuere, et praesertim in partibus Bononiae. Et tunc veni ego Mediolanum pro praedictis una cum Domino Leone de Muriculis, qui intratas gesserat multo tempore. Et quum fuimus Mediolani, datus fuit ordo, quod XXX Banderiae equestres starent Bononiae et in Comitatu, et erant tunc LVII vel circa. Et XL cohortes pedites pariter ibi starent, nam erant CI. Et per me fuerunt descriptae. Letzteres bezieht sich nicht darauf, daß Petrus Azarius für die Minderungen günstig gestimmt gewesen, oder sie gar auf seinen Antrieb geschehen seien, sondern er sagt, die 101 Cohorten Fußvolk, welche bis auf 60 vermindert werden sollten, habe er verzeichnet gehabt. Er sagt dieses aus keinem andern Grunde, als um anzugeben, daß er genau wisse, wie stark ihre Zahl gewesen. Er sagt es, um dem Zweifel der Leser vorzubeugen, welcher über die große plötzliche Verminderung von 101 auf 60 Cohorten entstehen könnte. Der Leser könnte fragen, standen auch wirklich 101 Cohorten Fußvolk in der Stadt Bologna und in der Grafschaft? Die Versicherung, daß er die Cohorten selbst verzeichnet habe, und die Andeutung, daß deshalb darüber kein Zweifel entstehen könnte, hielt Petrus Azarius darum auch für nöthig, weil er unten zeigen will, daß die Ausgaben für Bologna in Erwägung des Standes der Dinge nicht zu groß gewesen, und daß man, wenn man den Besitz von Bologna nicht habe gefährden wollen, den Aufwand nicht habe vermindern können. Wie wenig Petrus Azarius jene unheilsvollen Verminderungen veranlaßt hat, geht am besten daraus hervor, wenn wir betrachten, was er unmittelbar nach der von uns mitgetheilten Stelle weiter sagt: Et ubi erant duo Collateralles (Collaterales) ad bancam stipendiorum cum Florenis XLV in mensem pro quolibet ipsorum, solus staret pro XXVII. Et ubi erant duo Notarii cum ipsis Collateralibus ad stipendia cum salario Florenorum X. pro quolibet in mensem, staret unicus salario Florenorum VII. Et sic diminuendo Officiales, detraxit. Et propterea videns conditiones, et male deliberasse, ego cogitavi Ubizolum Vicemallum Notarium socium meum in ipso Officio stipendiorum, et officium cupientem relinquere. Et malum fuit pro ipso. Petrus Azarius war also so wenig mit jenen Verminderungen zufrieden, daß er den Entschluß faßte, seinen Collegen Ubizolus Vicemilla, der es wünschte, im Soldamte zu lassen, und daß er bemerkt, es habe dieses dem Ubizolus zum Nachtheile gereicht. Mit dieser Stelle muß auch jene verglichen werden, welche wir oben in der fünften Anmerkung mitgetheilt haben, und in welcher Petrus sagt, daß er beinahe bis zum Verluste Bologna's durch den Herrn von Mailand jenes Amt verwaltet habe. Petrus Azarius gab also dasselbe, weil er voraussah, daß jene Verminderung nachtheilig werden müsse, auf, bevor noch das daraus entspringende Unglück eintrat. Um noch deutlicher zu zeigen, wie jene Verminderungen nicht auf Petrus' Rath, sondern durch den Einfluß neuerer Rathgeber auf Matthäus Visconte statt hatten, müssen wir auch angeben, was er weiter unmittelbar nach der von uns zuletzt mitgetheilten Stelle bemerkt, indem er sagt: Überdies wollte der vorgenannte Matthäus den Jacobolus Paganus de Mediolano vom Amte der Schatzkammer Bologna's cassiren, dessen Amt nicht klein war. Denn gewiß ich sah 32,000 Florin jeden Monat in Bologna ausgeben, und beim Ausgeben für Bologna viele Monate nicht zureichen für die ordentlichen Ausgaben. Wie groß aber die außerordentlichen waren, ist nicht zu sagen, besonders für Surrogirung der Pferde, für welche 2000 Florin jeden Monat nicht zureichten, wenn man die Monate des Kriegs zusammenrechnet. Die Einkünfte Bologna's (Intratae Bononiae) überstiegen das Jahr nicht 100,000 Florin bologneser Münze, wiewol sie für die Gegenwart wegen der Einfälle (propter incursa) sehr gesunken waren. Quibus sic, fährt Petrus Azarius hierauf weiter fort, simpliciter peractis (et credo, quod novi Consiliarii voluerunt ipsum Dominum Matthaeum uno anno sic infinite ditari) venit Franciscolus Manzoccus Thesaurarius novus in Bononia constitutus cum XV millibus florenis etc. Petrus Azarius hat also jene Verminderungen, welche den Verlust Bologna's herbeiführten, durchaus nicht als weise Sparsamkeit angesehen, sondern sie getadelt. Über das, was dem Verluste von Bologna voranging, äußert er sich auf das Bitterste. So hebt er einen Satz voll Ausrufungen mit den Worten an: Oh! quam fatua fuerunt praecedentia etc., und weiter unten sagt er, ungeachtet er den Matthäus, weil er aus dem Hause Visconte war, möglichst, soweit es nämlich Wahrheitsliebe gestattete, zu schonen suchte: Sed discretio tanti politici Consilii sui in Mediolano debuit animadvertere, quod etiam pecudes animadverterent. Er braucht diesen harten Ausdruck von des Matthäus Räthen besonders in Beziehung darauf, daß Matthäus wußte, Johann von Oleggio war sein geheimer und öffentlicher Feind, und darauf, daß er dennoch jene Verminderungen der Kriegsmacht und der Ausgaben und jene Veränderung der Beamten in Mailand machte.

10) Die Stelle c. 11. p. 356: Nam officia, ut dixi, semper habueram Bononiae pro Dominis Mediolani, vergleiche mit der Stelle, welche wir oben in der 5. Anmerkung mitgetheilt haben.

11) Petrus Azarius sagt c. 11. p. 356 weiter: Neque Domini Johannis de Olegio amicus eram in aliquo propter enormia, quae committebat, et quae nunquam fuere in aliquo de Novaria. Dieses bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß Johann Visconte von Oleggio von dem Bischof und Grafen Johann Visconte von Novara, dem Herrn dieser Stadt, zum Podesta gemacht war, und eine Zeit lang daselbst stand, bis er von der Podestaria (dem Stadtrichtersdienst, Amtmannsdienst) wieder entfernt ward, wie Petrus Azarius (c. 10. p. 322) erzählt. Dieser, der seine Vaterstadt sehr liebte, konnte also dem Johann von Oleggio die von ihm begangenen Unregelmäßigkeiten um so weniger verzeihen.

12) Burgo-Maneyrium sagt Petrus Azarius (c. 12. p. 356 und Finalis Conclusio p. 423), Muratori (Praef. p. 293) scheint Bergamo darunter zu verstehen; wenigstens sagt er daselbst, daß Petrus Azarius im Amte der Sorge für die Militairsöldner des Matthäus II. Vis-

lie. Hier erhielt er einen Brief von Seiten Galeazzo Visconte's, daß er (Petrus Azarius) sich nach Terra Invorium begeben sollte, um mit Peter, dem Kanzler des Herrn Antonius, des Podesta von Asti, welcher, damit ihn Novara entbehrte, zum Podesta von Asti auf den Rath des Johann Savius gemacht war, zu sprechen, und daß er dann als Collateralis[13]) nach Asti gehen sollte. Hier ward er vom Markgrafen von Montferat, welcher den District von Vercelli durchstreifte, in Haft, wiewol auf eine schöne (ehrenvolle) Weise, gehalten[14]). Angenehm konnte jedoch auch dem Petrus Azarius, wiewol er ganz anders als die andern in Asti in Elend gehaltenen Novaresen behandelt wurde, nicht sein, wenn er bedachte, daß ihn der Anschlag des Johann Savius dahin gebracht habe. Aber noch weit größere Unannehmlichkeiten trafen ihn, als er von Asti hinweggehen durfte, und er sich zurück nach Borgomanero begab, wo er zufällig mit seiner ganzen Familie weilte. Über die Schrecken, die ihn aus Borgomanero trieben, und die Leiden, die er zu Terdona (Tortona) erduldete, spricht er sich am Schlusse seiner Chronik auf folgende Weise aus: In der 15. Indiction 1362 umgaben mich die Schmerzen des Todes, und die Gefahren der Hölle trafen mich. Ich, Petrus, der unterzeichnete[15]) Notar, stehend im Todeskampf und sehend das Schifflein Petri ohne Ruderer und Schiffer auf der hohen See schwanken, und unter Gefahren zerrissen werden, vorzüglich in den italischen Gegenden, und namentlich in der Lombardei, wegen des Mangels und der Abwesenheit seiner Hirten, welche ihre Heerde schlecht bewachen, und die Laute nicht in einem Tone zusammenzustimmen suchen; und gleichsam verzweifelnd habe (ich) Schmerzen zu besänftigen gehabt, daß ich dadurch die Wohlthat der Gesundheit zu erlangen, und durch Betrübnißempfinden dem Kiele[16]) hinzuzufügen vermöge, damit der Stachel des Schmerzes und die Ursache zur Wiederherstellung[17]) durch Schreiben hinweggenommen würde. Aber es half nicht, da eine chronische Krankheit durch Heilungsmittel nicht geheilt wird. Ach! durch wie viel Angst ist meine Seele gemartert worden! Ach! wie viel Schmerzen des Körpers habe ich erlitten! Wegen der Verruchtheiten[18]), welche ich gehört, gesehen und geschrieben habe, und wegen der Krankheiten nebst der Pest, die zugleich zusammentrafen und im schlechten Vorhaben[19]) beharrten. Gegen so viele Übel ist kein Heilmittel gegeben worden durch die vorher aufgeführten schlechten Hirten[20]), noch durch den Arzt; wie in der Lombardei wenigstens in den unglücklichen Thaten, den Brandstiftungen, den Plünderungen, den Niederlagen &c. gegeben worden sind schlimmere Heilmittel, als die Krankheit, und in soweit, daß das Menschengeschlecht in der Lombardei beinahe aufgehört hat und umgekommen ist. Als ich daher zu Terdona (Tortona) in den unten geschriebenen[21]) Ämtern stand, war ich von Todesschmerzen umringt. Denn als ich von Burgomaynerium (Borgomanero) hinwegging, wo ich zufällig mit meiner Familie weilte, und die Sporen für meinen Abgang angesetzt hatte[22]), sah ich meinen sieben Jahre alten Sohn, Ambrosinus, lebendig und todt[23]); und da entging ich mit den drei andern, den älteren, nämlich Philippus, Jacobus und Johannes, der Krankheit[24]) durch Fliehen, indem ich meine Frau, Francischina, die Tochter des weiland Ardicinus de Fossato, und Antonia, eine Tochter von einem Alter von vier Monaten, Katharina von drei Jahren und die im neunten Jahre stehende Johanna, welche[25]) ich nicht aufheben[26]) konnte, zu Hause ließ. Ich entrann zwar, aber ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, da die Ansteckung des Ortes schon ruchbar geworden war, und die vorbenannten[27]) Engländer in der Terra Cavallii verblieben. Ich floh mit

---

conte sowol in Bergamo, als in Bologna gestanden. Aber Petrus Azarius erwähnt Bergamo gar nicht in Beziehung auf sich, und braucht auch, wo er es bei andern Gelegenheiten thut, so Proëmium p. 299, wo er die Städte der Lombardei aufführt, und c. 10. p. 322, wo er von der Erbauung des Schlosses von Bergamo (Castrum Bergami) die gewöhnliche richtige Form Pergamum und Bergamum. Unter Burgo-Maneyrium dagegen, wo er sich nach Niederlegung des Sold- oder Söldneramtes zu Bologna, und nach Abgange aus dieser Stadt aufhielt, kann er nichts anderes verstehen, als Borgomanero, die kleine Stadt am Gagnaflusse oberhalb Novara.

13) Irem Astam pro Collaterali, s. d. folgende Anmerkung.
14) Nachdem Petrus Azarius (c. 12. p. 350) die Novaresen, welche der den District von Vercelli durchstreifende Markgraf von Montferat als verdächtig in Asti im Elend oder Exil (confinatos) hielt, aufgezählt hat, macht er den Gegensatz: Ac tenens ibidem pulchro modo Opicinium Torniellum fratrem dicti Antonii pro Astensi Potestate ad cautelam, quem tempore illo ad reditum destinato licentiavit, et me Notarium pro Collaterali existentem, et ad cautelam datum de consilio Johannis Savii. Dieser Letztere veranstaltete nämlich, daß auch andere Novaresen, welche er für Feinde der Visconti hielt, aus Vorsicht von Novara nach Asti wider ihren Willen geführt wurden. Mit Petrus Azarius, welcher immer Ämter für die Herren von Mailand in Bologna verwaltet hatte, und daher für keinen Feind der Visconti gehalten ward, geschah jenes auch, aber er ward auf eine ehrenvolle Weise nach Asti gelockt, nämlich als Beamter, als Notarius pro Collaterali. 15) s. die Unterschrift, welche wir in der ersten Anmerkung dieses Artikels mitgetheilt haben. 16) Nämlich er gewinnt Stoff zum Schreiben durch die traurige Erinnerung an die schreckliche Geschichte seiner Zeit, und indem er sie in sein Gedächtniß zurückruft, vermehrt er den Stoff zum Schreiben.

17) d. h. die Ursache, welche Wiederherstellung erheischt, erfoderlich macht, ist Umschreibung der Krankheit seiner Seele, welche er dadurch heben will, daß er die traurigen Ereignisse, die er erlebt hat, niederschreibt, und sie dann, wenn er sie in sein Zeitbuch eingetragen hat, sich aus dem Geiste zu schlagen und zu vergessen hofft. Zum bessern Verständniß ist die Stelle in der Urschrift erfoderlich, nämlich er sagt in der Finalis Conclusio p. 422. 423: — — et tanquam desperans habui dolores delinire (delenire), ut stimulus doloris et recreationis causa scribendo tolleretur. 18) Oder Gottlosigkeiten, nämlich propter infanda. 19) Bezieht sich mit auf nefanda (Verruchtheiten), diese Schandthaten nebst den Krankheiten bildeten jenes Schaudergemälde. 20) Nämlich die weltlichen und geistlichen Herren der Zeit des Petrus Azarius, deren Geschichte er beschrieben hat. 21) s. die Unterschrift, welche wir in der ersten Anmerkung mitgetheilt haben. 22) d. h. eilig hinwegwollte. 23) Plötzlich sterben. 24) Nämlich der Pestilenz. 25) Bezieht sich auf alle, nämlich auf die Frau und die drei Töchter unsers Geschichtschreibers. 26) Wegen ihrer Krankheit nicht vom Lager aufrichten und mitnehmen konnte. 27) Petrus Azarius erzählt (c. 12. p. 370), daß vom Markgrafen von Montferat die Engländer nebst ihrer Genossenschaft oder Gesellschaft, die sich wegen des Krieges der Franzosen in Frankreich befanden, aber damals unthätig waren, und die er daselbst versammeln ließ, als Miethlinge nach der Lombardei gebracht wurden. Namentlich auch im Districte von Novara (der Vaterstadt unsers Geschichtschreibers) rich-

denen[28]), mit welchen ich konnte, und ließ die vorher erwähnten (Frau und Töchter) mit der Gnade Jesu Christi dort. Mir ist in Terdona erzählt worden, daß meine Frau und die Tochter Katharina umgekommen seien, die andere aber, die kleine[29]), und die etwas größere[30]) der Hilfe und des Schutzes entbehren. Ihnen zu Hilfe zu kommen, wagte ich nicht, noch konnte ich es, wegen der Krankheit, und wegen der Ärgernisse[31]) des um die Stadt Terdona hereinbrechenden Krieges, in welchem mich die Gefahren der Hölle trafen, weil durch zugesandte und erhaltene abscheuliche Briefe ich durch Furcht gemartert werde, da vier Mal in der Woche die ganze Stadt von derjenigen so verbrecherischen Genossenschaft verdorbener Menschen, welche solche Dinge begeht, erschreckt worden ist, sodaß ich selbst und jeder Terdonenser am Leben verzweifele. Daher ist daselbst keine Ruhe, daselbst keine Ordnung, kein Überfluß an Lebensmitteln, keine Bequemlichkeit der Kleidung. Daher jetzt in Terdona weilen, ist in der Hölle weilen. Aber erwägend, daß auch schrecklichere und fürchterlichere Dinge sich einst ereignet haben nach dem Zeugnisse der Psalmisten, wie hier oben beschrieben ist, habe ich gedacht, betrübt zu sein mit den Betrübten, und mich zu freuen mit den Freudigen. Wenn aber in den vorausgeschickten oben Geschriebenen etwas mangelhaft befunden wird, so möge es die Hand eines Verbessernden ergänzen. 1362 in der 15. Indiction im Monate November. Dieses ist der Schluß der Chronik des Petrus Azarius, und hierauf folgt die Unterschrift, welche wir in der ersten Anmerkung dieses Artikels, da er darin mehres in Beziehung auf seine Lebensgeschichte Bemerkenswerthes angibt, mitgetheilt haben. Den erschütternden Eindruck, welchen die schrecklichen Ereignisse, die ihn trafen oder rücksichtlich deren Zuschauer und Hörer er war, auf ihn machten, spricht er nicht blos am Schlusse seines lehrreichen Werkes, sondern auch im Eingange desselben aus. Selbst in der Überschrift unterläßt er nicht, auf die Schlechtigkeiten, welche sich vielfach ereigneten, hinzudeuten und Trost in seinen Leiden in der Religion zu suchen. Die Überschrift lautet: **Petri Azarii Chronicon. In Christi nomine. Amen. Incipit Liber gestorum in Lombardia, et praecipue per cunctos Dominos Mediolani: Compositus per me Petrum Azarium, Notarium infra scriptum. Et de casibus pravis, qui multipliciter occurrerunt.** Das Proömium beginnt: Weil das menschliche Leben gebrechlich und hinfällig ist, und das Gedächtniß der Menschen sinkt (abnimmt), wie Blätter vorübergehen, welche jedes Jahr erneuert werden; und weil die Verhältnisse und die Lage täglich wechseln, so werden Irrthümer erweckt, und sind ja so sehr erweckt worden, daß ich darauf gedacht habe, zur Augenscheinlichkeit für Zukünftige das, was in der Lombardei, und speciell zu meiner Zeit gethan worden ist, mit kurzem Styl zu erzählen. Aber weil in der Stadt Novara, aus welcher ich stamme, wichtigere Dinge geschehen sind, deshalb werde ich von ihr mehr und angelegentlicher, als von einer andern handeln. Weilend also in der Stadt Terdona, verwirrt durch Muße, gemartert und beunruhigt durch unermeßliche Schmerzen und Ängste, wegen der begegnenden Dinge, vertrieben von Hause wegen der Krankheit[32]), habe ich unternommen, die vorhergehenden Ursachen, aus welchen in der Lombardei Ärgernisse (Mishelligkeiten) entstanden sind, eifriger zu behandeln. Weil jedoch schlechte Folgen den Beschluß gemacht haben, werde ich Sorgfalt tragen von den vorhergehenden Dingen zu schreiben, wegen welcher die einst glückliche Lage der Lombardei an Gütern und Sachen sich bereits unwiederbringlich vermindert hat. Noch mögen sich die Leser wundern, wenn der Stachel des Aussprechens und Schreibens mich genöthigt hat, das erzählen zu müssen, was beinahe nur gemein auszudrücken ist[33]), da ich sah sehr viele Verbrechen im Schwunge sein, vielfache Irrthümer erweckt, die Wahrheit nicht gesagt, und nur für Reichthümer gesorgt werden. Und was Reichthümer gefrommt haben, kann man hören! Denn ich sah den guten Menschen umkommen, und nicht wegen des unendlich vielen Geldes, das er hatte, von Jemandem Erleichterung bekommen. Wegen der Anfechtung durch die Krankheit nämlich sah ich den Vater um den Sohn, den Sohn um den Vater, den Bruder um den Bruder, den Freund um den Freund, den Nachbar um den Nachbar sich ganz und gar nicht kümmern, und was das Unangenehmste war, ich sah eine Familie, mochte sie auch noch so groß sein, elendiglich umkommen, und kein Gegenmittel oder Hilfe stattfinden, die Arzneimittel nicht wirksam sein, die Stärksten und Jüngsten, sowol männlichen, als weiblichen Geschlechts, auf einmal von Kräften kommen, verschmähen und verschmäht werden, sodaß keiner in die Häuser derjenigen, die in solcher Gefahr schwebten, hineinzugehen wagte; und während das vorher Erwähnte dauerte, sah ich böse ausländische Völker[34]) herrschen und sich um die Pest selbst nicht kümmern, sondern rauben, Brände stiften, plündern, die Lebensweise der Bösen am meisten gelten, und mich selbst auch unterdrückt und schändlich beraubt werden. Nach diesen Bemerkungen geht unser Geschichtschreiber zur Beschreibung der Lombardei über, und nach dieser handelt er ebenso zweckmäßig[35]) von den

teten diese Engländer die furchtbarsten Verheerungen an, und verübten die abscheulichsten Gräuel.

28) Aus seiner Familie. 29) Antonia. 30) Johanna. 31) Scandala bedeutet hier besonders Zwistigkeiten und ihre ärgerlichen Folgen.

32) Was Petrus Azarius hier S. 297 morbus, und S. 298 pestis nennt, bezeichnet er S. 370 durch pestilentia, und bemerkt dabei, daß in Novara (seiner Vaterstadt), in der Stadt selbst und in den Vorstädten und in mehren Districtualvillen in den Monaten Juni, Juli, August und September 1361 an der Pestilenz von zehn acht und mehr gestorben sind. 33) Denn dieses will der Verfasser wol sagen mit den Worten: Nec mirentur Lectores, si stimulus dictandi et scribendi *me coegit, quasi vulgariter exprimendo narranda*, quum viderem scelera multa vigere etc. 34) Nämlich die von dem lombardischen Herren aus dem Ausland bezogenen Miethtruppen, besonders die oben erwähnten Engländer; s. die 27. Anm. d. Art. 35) Sehr zweckmäßig ist, daß der Geschichtschreiber im Eingange eine Beschreibung der Lombardei, namentlich die Städte derselben aufführt, und dann allgemeine Bemerkungen über die diese Städte zerreißenden Parteien der Ghibellinen und Guelfen macht. Über den Ursprung des Namens derselben gibt er freilich nur eine, wiewol sinnvolle, Sage, nämlich daß sie ihn von zwei sich feindlichen Dämonen Gibel und Gualef erhalten.

verderblichen Parteien der Guelfen und Ghibellinen, welche aus der Zwietracht des geistlichen und des weltlichen Schwertes entstanden. Dieses ist der Inhalt des Einganges. Hierauf folgt Cap. I die Geschichte des Erzbischofs Otto's von Mailand. Der beschränkte Raum erlaubt jedoch nicht den Plan des vortrefflichen Geschichtswerkes, welches die Ereignisse von 1250 — 1362 behandelt, darzulegen und den Inhalt näher anzugeben. Wir müssen uns deshalb auf die allgemeinen Bemerkungen beschränken, welche der dieses Geschichtswerk keineswegs überschätzende Muratori macht[36]). Petrus Azarius erzählt nicht blos die Geschichte der mailändischen Fürsten und seiner Vaterstadt (Novara), sondern auch der benachbarten Völker. Sehr viele Empfehlung erwächst seinem Geschichtswerke daraus, daß er nicht blos die Geschichte seiner Zeit überhaupt, sondern auch das bisweilen beschrieben, dem er selbst beiwohnte, und zwar als öffentlicher Beamter. Nach Muratori's gerechtem Urtheil ist das Geschichtswerk des Petrus Azarius eins der vorzüglicheren in seiner umfangreichen Sammlung barbarischer, oder mit billigerem Ausdruck, mittelalterlicher Geschichtschreiber. Sein Vorzug besteht nicht blos in der überaus lehrreichen Behandlung der Zeitgeschichte, die es darbietet, sondern das vortrefflich Unterhaltende, welches damit in inniger geistreicher Verbindung steht. Soviel auch Leiden den Geschichtschreiber umgaben, so spricht er dieses doch nur hauptsächlich im Eingange und am Schlusse aus. In der eigentlichen Geschichtserzählung zeigt Petrus Azarius durchaus keinen niedergedrückten Geist, sondern seine Darstellung fließt größtentheils in leichter, natürlicher Anmuth dahin. Über den Charakter unseres Geschichtschreibers und seines vorzüglichen Werkes spricht Muratori mit Recht Folgendes aus: Man findet oft artig unterhaltende Angaben und Bemerkungen der Erzählung beigemischt, und ein herrliches Gemälde der Sitten bei ihm; und man wird das Buch nicht leicht aus der Hand legen, wenn man einmal zu lesen begonnen hat. Er hat sich zwar eines niedrigen und bisweilen barbarischen Styls bedient, doch leistet Muratori, wie er bemerkt, dafür Bürgschaft, daß man fast alles, was Petrus Azarius erzählt, mit Vergnügen lesen wird. Denn er war von einem lebhaften und über die Dinge ein richtiges Urtheil zu fällen, fähigen Geiste; was zu loben war, lobt er aufrichtig, was aber vom Wege des Rechten abwich, tadelt er als Wahrheitsliebender stark, eine Denk- und Schreibart, welche bekanntlich den Leser sehr ergötzen und den Werth der Geschichte erhöhen kann.

Der unter den Gelehrten seiner Zeit bekannte, besonders mit Muratori befreundete Lazarus Augustinus Cotta, Jurist in Novara, der sich um das Geschichtswerk des Petrus Azarius dadurch verdient machte, daß er einen alten Codex nebst andern auf die novaresische Geschichte sich beziehenden Werkchen in die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand stellte, glaubte sich um unsern Geschichtschreiber auch ein anderes Verdienst zu erwerben, wobei er jedoch von einer falschen Ansicht ausging. Er hoffte nämlich, ein den der schönen Wissenschaften Beflissenen angenehme und zugleich dem Petrus Azarius größere Huld und größeres Lob bereitende Sache zu leisten, wenn er von seinem ungebildeten Style gewisse Wörter und minder zierliche Redensarten hinwegnehme, und andere, bessere, dafür an deren Stelle setzte. Dieses führte er aus, und zwar so, daß er der Wahrheit der erzählten Dinge keinen Abbruch that, oder wenigstens nicht thun wollte. Aber seine Stylverbesserungen konnten doch nur Flickwerk sein und unsres Geschichtsschreibers Arbeit zu keiner classischen umschaffen. Muratori dagegen ging von dem richtigeren Standpunkte aus, von welchem die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters betrachtet werden müssen. Diejenigen, welche mit Geist und Leben geschrieben haben, entbehren einer gewissen natürlichen Anmuth, wie Wälder und Felsengrotten, nicht, ungeachtet sie sich eines barbarischen Lateins bedienen, und namentlich unser Petrus Azarius erzählt in seinem ungebildeten Latein so leicht und anmuthig, als wenn er eine ihm angeborene Sprache spräche. Auch verläßt ihn in der That sein Italienisch, welches er in lateinischen Wortformen vorträgt, nicht, und selbst in Beziehung auf die Sprache mußte es interessanter sein, ihn in seiner anmuthigen Natürlichkeit zu erhalten, als ihm ein Flitterkleid umzuthun, aus welchem doch immer seine natürliche Blöße durchschimmern mußte, und seine Erzählung konnte in seiner ungekünstelten Schreibart nicht anders als weit glaubwürdiger erscheinen, als wenn man statt derselben ihn hätte in hochgeschraubten Redensarten vortragen lassen. Muratori that daher sehr wohl, daß er die Abschrift mit den Cotta'schen Verbesserungen mit dem alten Codex in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, Philippus Argelatus, welcher sich durch die schwer zu lesenden Schriftzüge des alten Codex wacker und unermüdet durcharbeitete, sorgfältig vergleichen, und alle Cotta'schen Zuthaten streichen, und die Sprache des Geschichtswerkes, völlig der im alten Codex befindlichen entsprechend, wieder herstellen ließ. Er gab das so wieder gereinigte herrliche Werk unter dem Titel: *Petri Azarii*, Notarii Novariensis, synchroni auctoris Chronicon de gestis Principum Vicecomitum ab anno 1250 usque ad annum 1362 in seiner großen Sammlung: Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 298 — 424, heraus.

Nachdem Petrus Azarius im November 1362 die eben erwähnte Chronik vollendet hatte, schritt er zur Abfassung eines andern, aber kleineren Werkes, nämlich Opusculum de bello Canepiciano, und vollendete es den 4. Jan. 1363, wie er am Schlusse bemerkt: Et ista de Canepicio sufficiant. Scripta autem fuerunt praedicta per me praemissum Notarium ut supra in Terdona MCCCLXIII. Indictione prima; die quarto mensis Januarii. Im Eingange oder der Praefatio nimmt er zugleich Beziehung auf seine Chronik. Er beginnt: „Die göttlichen Dinge sind zwar ganz vollkommen, aber die Beschaffenheit des menschlichen Rechtes breitet sich ins Unendliche herab; doch nichts ist in ihr, was ewig bestehen könnte. Theuerste! weil ich oben über den Stand jener Städte der Lombardei, und darüber, wie sie durch Irrthümer, Krank-

36) In *Petri Azarii* Chronicon Praefatio *Ludovici Antonii Muratori*, Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 293.

heit [37]) und Ärgernisse [38]) beinahe zerstört sind, mich erklärt habe, habe ich jetzt darauf gedacht, den Stand Canepiciums [39]), welches eine in der Lombardei gelegene Grafschaft ist, zu beschreiben. Die Grafen und Edeln dieses Canepiciums pflegten frei zu sein und in friedlicher Zeit keinem, außer dem Reiche [40]), Rede zu stehen. Nun aber, nach ihren Verlusten haben sie nöthig gehabt, Sklaven [41]) (dienstbar) zu werden, und zwar auf verschiedene Weise, und andern Herren, wegen der unter ihnen selbst [42]) begangenen Abscheulichkeiten [43]), sich gänzlich unter das Joch zu fügen. Denn es ist die Grafschaft Canepicium ähnlich dem Districte Novara's, und nur ging der Distrikt dieser Grafschaft Novara'n vor Erbauung der Stadt Novara vor. Noch hörten auch jene Edeln nicht eher auf, bis der Volksstand [44]) auch die vorgenannten edeln Grafen usurpirt hatte." Hierauf führt der Verfasser die Besitzungen der Grafen Canepiciums, nämlich zuerst die Burgos (Marktflecken) und die Castra (Schlösser, Burgen) der Comitum Valpergä, dann die der Comitum Blandrate, nach ihnen die der Comitum Sancti Martini, ferner die der Comitum Marini, und endlich die der Comitum Mazadii auf, gibt nach dieser Aufzählung der Marktflecken und Schlösser der verschiedenen Grafen eine interessante Beschreibung der Grafschaft Canepicium, und erzählt den Ursprung des Bruderkriegs der Grafen von Blandrate, in welchen auch die übrigen Grafen verwickelt werden, und der um so verderblicher wird, je mehr auch die Ausländer, namentlich der Graf von Montferat, hineingezogen werden, und sich hineinmischen. Unser Geschichtschreiber konnte ganz genaue Nachrichten von jenem Kriege haben, da sein Vaterbruder [45]), Johannes Azarius, in Diensten des Hauses Valperga stand, nämlich des Podesta Corgnata's und der andern den Herren von Valperga untergebenen Lande Canepiciums, und von ihnen im J. 1339 nach Mailand zum Behufe der Herbeiziehung schöner sich daselbst befindlicher teutscher Miethvölker gegen die Grafen Sancti Martini und ihre Anhänger gesandt ward und dieses ausführte [46]). Das Opusculum de bello Canepiciano hat einige Jahre vor [47]) Muratori, Albrizius im zweiten Bande der Galleria di Minerva zuerst herausgegeben, aber nicht unverändert. Der obengenannte Cotta schreibt [48]), der Styl sei noch bei Lebzeiten des Verfassers von Ambrosius de Roccacontrata verbessert worden. Aber Muratori vermuthet nicht ohne Grund, daß Ambrosius de Roccacontrata kein Anderer, als der verkappte Cotta sei. Wenigstens konnte jener angebliche Ambrosius de Roccacontrata die Veränderungen, welche nicht blos in Verbesserung der einfachen und rohen Schreibart des Petrus Azarius bestehen, nicht wol bei Lebzeiten des Autors vorgenommen haben, da sich S. 402 ein auf das Jahr 1404 bezüglicher Zusatz findet, wo Petrus Azarius, der im J. 1362 bereits Vater vieler Kinder gewesen, schwerlich mehr lebte. Die das Werk entstellenden Hinzufügungen hat der angebliche Ambrosius de Roccacontrata sich erlaubt, ungeachtet er versprochen hat, die Reinheit der Geschichte gewissenhaft zu bewahren. Mit Recht hat daher Muratori, als er das Opusculum de bello Canepiciano im 16. Th. seiner großen Sammlung Rer. Ital. Script. p. 426—440 herausgab, ihm jene Schminke wieder abgerieben, und es der Welt dargeboten, wie es sich im Ambrosianischen Codex findet. Schließlich darf die Frage nicht unberührt bleiben, ob es mehre Geschichtschreiber Namens Petrus Azarius gegeben? Cotta sagt [49]), ein anderer Petrus Azarius, mailändischer Geschichtschreiber, habe im J. 1238 geblüht, und seine Annales werden von Gualvaneus de la Flamma erwähnt. Aber dieser kennt weder in seinem Chronicon Majus, noch in seinem Manipulus Florum einen Petrus Azarius als Geschichtschreiber. Zwar sagt er in letzterem Cap. 271 [50]): Anno Domini MCCXXXVIII. Gavazarinus Ruscha et Petrus de Azariis sive de Vitanis facti sunt LXI et LXII. Potestates Mediolani. Dieses gibt auch Corio [51]) an. Aber es wird weder hier noch dort eine von diesem Petrus de Azariis sive de Vitanis verfaßte Geschichte erwähnt [52]). Einen früheren Geschichtschreiber Petrus Azarius, als den, der in den Jahren 1362 und 1363 schrieb, haben wir also nicht. Aber noch muß die Frage erörtert werden, gab es einen späteren, oder lebte und schrieb derselbe bis 1402 oder wenigstens bis 1385? In Beziehung auf das Jahr 1402 muß betrachtet werden, was Puricellius [53]) im Betreff des Verfassers der Annal. Mediolan. sagt: Petrus hic Azarius fuit Notarius (Novariensis, an Derthonensis hoc incertum) atque Me-

37) Pestilenz. 38) Scandala, hier besonders die in verderbliche Streitigkeiten ausgebrochene Zwietracht. 39) Il Canavese. 40) Imperium (Kaiserreich) braucht Petrus Azarius, eigentlich sollte es regnum heißen, da die Grafen unter das Königreich der Lombardei gehöreten, da aber der Kaiser zugleich die Krone der Lombardei trug, und sein Vicar in der Lombardei kaiserlich genannt ward, so redeten Petrus Azarius und seine Zeitgenossen so, als wenn die Lombardei zum Kaiserreiche gehörete. Vergl. unsers Geschichtschreibers Chronik, Eingang S. 299, wo er in Beziehung auf die Ebene der Lombardei sagt: Quae soli Imperio Romanorum deberet temporaliter subjacere. 41) Servi. 42) Den Grafen. 43) Petrus Azarius (Opusculum de Bello Canepiciano) beschreibt S. 429 fg. den aus Neid entstehenden Bruderkrieg und die traurigen Folgen desselben, indem auch hier die streitenden Parteien als Guelfen und Ghibellinen hervortraten. 44) Popularis status, Stand des gemeinen Volkes. 45) Da er im Dienste der Grafen Walperga's war, so ist auch er als Ghibellin zu betrachten. 46) s. das Nähere bei Petrus Azarius (S. 430). 47) Muratori gab unsers Geschichtschreibers Chronik und das Werkchen in dem 1503 erschienenen 16. Bande der Sammlung Rer. Ital. Script. heraus.

48) Nämlich S. 402 (bei Albrizius findet sich zu Candea der Zusatz: Natale solum Fratris ex Ordine Minorum olim apud Ticinenses Theologiae Professoris, e parentibus. Novariensibus, et nunc (nempe anno 1404) Archiepiscopus Mediolani et Cardinalis. Cotta glaubt nämlich sich und die Welt überreden zu müssen, Papst Alexander V., der eben erwähnte Frater Petrus de Candia, sei dem Vaterlande nach ein Novarese gewesen, und nach dem Candea castrum in der Grafschaft Canepicium genannt worden, während er doch ein geborner Grieche aus der Insel Candia war. 49) Cotta in seinem 1701 zu Mailand herausgegebenen Musaeum Novariense handelt S. 248 von unserm Petrus Azarius. 50) Bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. XI. p. 674. 51) *Corio*, Istoria di Milano zum J. 1238. 52) Vergl. *Muratori*, in *Petri Azarii* Chronicon. Praefatio p. 295. 53) Sowol in Ambrosianae Basilicae Monument. num. 236, als in der Dissert. de Sanctis Arialdo et Herlembaldo. Lib. I. c. VII.

diolanenses Annales scripsit ab initio Urbis usque ad Annum Christi MCCCCII. Quibus in Annalibus Anno MCCCLV, semet ipsum narrat a Magno Matthaeo Vicecomite Vicario Imperiali et Mediolani Domino missum, ut militiam reformaret; wäre dieses begründet, so hätte also Petrus Azarius, der, wie wir oben sahen, im J. 1355 wirklich in Diensten des Matthäus II. [54]) Visconte war, noch im J. 1402 gelebt und bis dahin mailändische Annalen fortgeführt [55]). Puricellius sagt auch, daß Petrus Azarius im J. 1389 zu Mailand eine große Sonnenfinsterniß gesehen. In den Annal. Mediolan. [56]) wird zwar die Wirkung der großen Sonnenfinsterniß vom October 1389 beschrieben, und der Verfasser setzt zur Beglaubigung hinzu: Et hoc vidi ego in Mediolano, aber wer dieser Ich, der es gesehen, gewesen, wird nicht gesagt. Im Cod. Mst. findet sich der spätere Zusatz: Auctor videtur esse Notarius ille, quem Corius nominat Petrum Azarium Novariensem. Man ist aber darauf, dem Petrus Azarius die Annal. Mediolan. zuzuschreiben, aus keinem andern Grunde gekommen, als weil in dieselben aus der Chronik des Petrus Azarius ganze Seiten mit dieses Geschichtschreibers eignen Worten aufgenommen sind. Aber man könnte vielleicht sagen, Petrus Azarius selbst habe seine Chronik erweitert und fortgesetzt. Allein gegen diese Annahme spricht die verschiedene Schreibart; wo Petrus' Worte, soweit sie erweislich von ihm sind, aufhören, fehlt sogleich die Anmuth [57]), und der Verfasser, oder rücksichtlich Compilator zeigt entschieden weniger Geist und Leben. Wenn also aus den Annal. Mediolan. sich nicht erweisen läßt, daß Petrus Azarius im J. 1389 zu Mailand die große Sonnenfinsterniß gesehen, und noch im J. 1402 gelebt und geschrieben, so könnte man doch annehmen, daß er es bis 1385 gethan, denn zu diesem Jahre sagt Corio in seiner Ist. di Milano: Scrive Pietro Azario Notajo Novarese, ed in tai tempi vivendo, che nel punto della presa di Bernabò il Pianeta di Saturno, Giupiter, e Marte erano nella casa di Gemini. Daß diese Angabe von Petrus Azarius herrühre, läßt sich jedoch nicht erweisen [58]).

(*Ferdinand Wachter.*)

3) P. Blesensis (Blaesensis), aus Blois gebürtig. Seine Ältern gehörten zu den Vornehmsten und Reichsten der Bretagne, was er selbst in seinen Briefen berichtet, aus welchen sich überhaupt die ganze Lebensgeschichte des weit und viel gerühmten Mannes ergibt. Die Beschreibung, die er im 49. Briefe *) von seinem Vater liefert, ist anziehend; nach derselben muß er zu den gebildetsten und vortrefflichsten Männern seiner Zeit gerechnet werden. Peter's Bruder, von dem bald mehr zu sagen ist, hieß Wilhelm und seine Schwester Christiana, an welche sein 36. Brief gerichtet ist. Im 131. und 132. Briefe erwähnt er eines Enkels, ohne sich näher darüber zu erklären.

Peter selbst studirte als Jüngling mit großem Fleiße die freien Künste und Wissenschaften zu Paris. Hauptsächlich waren es Dichtkunst und Beredsamkeit, denen er seine Liebe zuwandte. Später war er der Dichtkunst so wenig hold, daß er im 76. Briefe seine Misbilligung darüber mit folgenden Worten bezeugt: Ego siquidem nugis et cantibus venereis quandoque operam dedi, sed per gratiam ejus, qui me segregavit ab utero matris meae, rejeci haec omnia a primo limine juventutis. Dracones Pharaonis devoravit in me draco Moysi, dum Suavitatis Theologicae lepor evacuavit scientiam vanitatis. Die Beredsamkeit hingegen, auch die geschmückte und dichterische, blieb ihm lieb, was sich schon aus der angeführten Stelle ergeben würde, wenn er es auch nicht selbst im 8. und 26. Briefe bestätigte. Ihm, wie allen Andern jener und schon früherer Jahrhunderte ist Alles nur soweit gut, als es der Kirche nützt; ein Grundsatz, der auch auf die sieben freien Künste bezogen fortwährend noch galt. Darauf begab er sich nach Bologna, um auf der dortigen Universität das weltliche und geistliche Recht zu studiren. Daß er von diesen Kenntnissen in seinem Leben oft Gebrauch zu machen Gelegenheit fand, beglaubigt er selbst durch die That in Ep. 19, 26, 71, 115 u. a. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich nun so ganz der Theologie, worin er, und zwar in kurzer Zeit, so seltene Fortschritte machte, daß er bald zu den vorzüglichsten Theologen seiner Zeit gezählt wurde, und wie seine älteren Lebensbeschreiber von ihm sagen, ut eam (theologiam) devorasse potius quam didicisse creditus sit. In der Theologie und soweit es nöthig schien, Philosophie und Mathematik, hatte er den Johann von Salisbury zum Lehrer (Ep. 70). Sogar in der Arzneikunde hatte er sich dergestalt umgesehen, daß er auf einer Reise im Nothfalle eine Heilung versuchen und von seinem Verfahren schriftliche Rechenschaft geben konnte (Ep. 43). Als zuverlässiger Beweis der Größe seines Genius wird noch besonders namhaft gemacht, daß er nach seiner eigenen Versicherung dreien Schreibern zugleich über drei verschiedene Gegenstände einen Aufsatz dictiren und ihren Federn genug zu schaffen machen wollte, während er selbst noch einen Brief aufschreibe, was nur noch von Julius Cäsar gemeldet werde. Peter erzählt dies selbst Ep. 92, und ruft Jeden, der daran zweifele, auf, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen.

Nachdem er seine Studien glücklich vollendet hatte, kam er, was er selbst Ep. 46 schreibt, um das Jahr 1167 nach Sicilien, wo er Lehrer Wilhelm's II. wurde, des jungen Königs von Sicilien, welcher ihn nach einem Jahre (s. Ep. 66) zu seinem Geheimschreiber (Sigillifer regius) erhob, daß er auch an allen Beschlüssen des Reichs Theil hatte (Ep. 131). Je größer hier sein Einfluß war (quod

54) Nicht Matthäus I. oder des Großen, wie Puricellius sagt, denn Matthäus Magnus starb 1322. 55) Was Picinellius im Athenaeum Mediol. sagt, daß nämlich Petrus Azarius der Verfasser der Annal. Mediol. ab Urbis illius origine ad annum 1402 gewesen, hat er aus Puricellius geschöpft. 56) Bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 813. 57) Vergl. *Muratori*, in Annales Mediolanenses Anonymi Scriptoris Praefatio bei dems. T. XVI. p. 637—638. 58) Vergl. dens., in *Petri Azarii* Chron. Praef. p. 294.

*) Die Briefe stehen nicht überall in gleicher Folge. Es ist hier nach dem T. 24 der Maxima Biblioth. veterum Patrum etc. (Lugduni 1677) citirt.

cum in Sicilia essem Sigillarius et Doctor Regis Guilhelmi secundi tunc pueri, atque post Reginam et Panormitanum electum (Stephanum) dispositio regni satis ad meum penderet arbitrium), je weniger schwieg der Neid und es brach eine Verschwörung gegen Stephanus, den Erzbischof von Palermo, aus, daß er nach Palästina flüchten mußte, wo er starb. Das machte ihn bange und er faßte sogleich, obgleich bettlägerig, den Entschluß, Sicilien zu verlassen, wozu er auch seinen Bruder Wilhelm ermunterte, welcher Abt eines Klosters der Insel geworden war. Er schreibt ihm in Ep. 90: Quam atrociter conjuraverint in exitium Domini Stephani Panormitani electi et Regii Cancellarii Siculi proditores relatione non indiget. Ego autem cum in illa turbatione et egressu Domini medio hemitritaeo laborarem, de mandato Domini Regis curae et custodiae Salernitani Archiepiscopi commissus sum, qui non minorem circa me diligentiam exhibuit, quam si Dominus aut filius ejus essem. Ex quo autem convalui, accessi ad Dominum Regem, petens ab eo et magnatibus curiae licentiam recedendi. Rex autem per Dominum Salernitanum, per R. electum Syracusanum me sollicitari multipliciter fecit, ut in curia ejus et sigilli officio remanerem: Sed non potui ad hoc, precibus aut promissis aut muneribus inclinare etc. Also trieb ihn die Gefahr, der er entgehen wollte, aus Sicilien, wozu er ein genuesisches Schiff benutzte. Im J. 1168 kam er glücklich in Genua an, die hohe Ehre, die man ihm auch dort zollete, mit Vergnügen beschreibend. Seinem Bruder, dem Abte, meldete er seine Abreise im 90. Briefe und sucht ihn zu überreden, die Zeichen seiner Würde niederzulegen, nach seinem Vaterlande sich zu begeben, sicher vor Gift und Dolch. Auch Wilhelm ging nach Frankreich zurück, lieber in seinem Vaterlande gehorchend, als in Sicilien gebietend zu leben. Übrigens war auch Wilhelm schriftstellerisch thätig, wenn auch nicht im Sinne seines heftigeren und ernsteren Bruders. Wilhelm schrieb zwar auch einige theologische Werke, doch am liebsten Komödien, Tragödien, Epigramme und Reden. Davon gibt der 93. Brief Nachricht. Peter selbst ging nach Frankreich, wo er am Hofe eines nicht genannten Fürsten und in den Schulen lebte. So sehr er auch für sein Vaterland eingenommen war, so wenig war er doch in seinem jüngern Mannsalter gesonnen, daheim zu bleiben. Diese Neigung, in seinem Vaterlande ruhig zu leben, wie sie sich Ep. 20 und 162 offenbart, kam ihm erst am Ende seines Lebens. Jetzt und noch in demselben Jahre war er sogleich bereit, einen Ruf von Heinrich II., König von England, anzunehmen. Ein Drang nach Thaten war in ihm, der erst noch befriedigt werden mußte; ja er selbst spricht sein Mannesalter nicht frei von jener Weltruhmsucht, der die Stille nicht behagt. Im 14. Briefe, wo er den Hofdienst hinlänglich gekostet hat, schreibt er seinen geliebten Herren und Freunden, den Klerikern der Kapelle des Königs, unter vielen Abmahnungen vom Hofdienste, unter anderem: Ductus equidem quodam spiritu ambitionis, me totum civilibus undis immerseram: Deumque et Ecclesiam ejus, atque Ordinem meum post terga rejiciens, non quanta fecisset mihi Dominus, sed quantas possem mihi aggregare divitias, anxius attendebam etc. Hierher gehört auch, und zwar noch in anderer Hinsicht merkwürdig, der 57. Brief an seinen Freund G. de Aleto, worin er ihm, mit Übergehung leichtsinniger Gesänge, sendet, was er ernster in einem reifern Styl gesungen hat. Es ist ein langes Gedicht mit der Überschrift: Cantilena de Lucta Carnis et Spiritus, das so anhebt:

> Olim militaveram
> Pompis hujus saeculi,
> Quibus flores obtuli
> Meae juventutis.
> Pedem tamen retuli
> Circa vitae vesperam:
> Nunc daturus operam
> Militiae virtutis etc.

Heinrich II. benutzte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften, zuvörderst an den König von Frankreich, an viele Fürsten und an den Papst, oft in schwierigen, selbst gefährlichen Geschäften, was in vielen Briefen verhandelt wird. Die Frucht aller dieser Mühen und Anstrengungen war die Liebe des Königs, ohne weitern Gewinn, was besonders der 14. Brief darlegt. Ein vorzügliches Verdienst erwarb er sich um Heinrich II. dadurch, daß er ihn von der Anschuldigung, der König wisse um die Ermordung Thomas Becket's und habe wol selbst Veranlassung dazu gegeben, so gut in den Augen des Papstes reinigte, daß der König kaum noch mehr zu thun hatte, als daß er sich durch kluges Benehmen auch in den Augen des Volkes reinigte. Aber auch hier war kein Bleibens für unsern gern unruhigen Peter, der, so muthig er auch unentschiedenen Gefahren, die sich durch Schicksal und kluges Benehmen noch wenden lassen konnten, entgegenging, unabwendbare und längere Zeit anhaltende nicht ertragen mochte. Kurz, er verließ den königlichen Hof, so sehr er auch an Heinrich einen überaus wohlwollenden und liebreichen Herrn hatte, der ihm nie eine Bitte abschlug und den er selbst immerfort zu lieben betheuert, und begab sich dafür an den geistlichen Hof des Erzbischofs von Canterbury, zu dem Nachfolger des heiligen Märtyrers Thomas Becket, Richard. Den Grund für diesen Wechsel nennt er sich selbst die allzu leichtfertigen Sitten der königlichen Höflinge, die ihm verhaßt geworden wären. Peter's Lebensthätigkeit änderte sich durch diesen Wechsel im Grunde gar nicht, denn er wurde Rath und Briefschreiber eines zwar geistlichen, doch nicht mindert politischen Hofes, als der war, den Peter verlassen hatte. Im 38. und 130. Briefe nennt er sich selbst offen den Cancellarius des Erzbischofs von Canterbury, den er im erstgenannten Schreiben an den Cardinal Albert vertheidigt und von der Schuld des Geizes und der Unwissenheit im Rechte freispricht. Auch hier wurde Peter als Gesandter gebraucht, und es mußte ihm nicht leicht fallen, grade am Hofe Heinrich's die Rechte des erzbischöflichen Stuhles als Abgesandter Richard's vertreten zu müssen. Der Erzbischof Richard sendete ihn auch zwei Mal nach Rom an den Papst Alexander III. im J. 1176

und 1187, um böse Mönchsstreitigkeiten, wenigstens nicht zum größten Nachtheile des Erzbischofs, der stark verdächtigt worden war, abzuthun. Es ist offenbar, daß sich der körperlich kleine und unruhige Mann in solchen verwickelten Aufgaben, wo ebenso wol Kenntnisse mancher Art, als Klugheit und Unerschrockenheit zur glücklichen Lösung erfoderlich waren, recht eigentlich wohl befand; sie waren ihm mindestens, so lange er noch rüstig war, zur andern Natur geworden, so sehr er auch zuweilen über die irdische Unruhe klagt, die ihn von der Hauptsache des eigentlichen Lebens zurückhalte. Richard durfte sich in diesem Falle um so mehr das Beste von seinem Kanzler versprechen, da dieser schon seit dem ersten Anfange seines öffentlichen Lebens sich einige Verdienste um Alexander III. erworben hatte. Man kennt das langwierige Schisma, das vorzüglich vom Kaiser Friedrich I. gegen Alexander unterhalten wurde. Peter von Blois hatte sich seiner Stellung, nicht seiner Wahl wegen, gleich Anfangs in Frankreich, dann in Sicilien und zuletzt in England beharrlich für die Rechtmäßigkeit Alexander's erklären müssen, was ihm nun als Gesandten an diesen Papst wohl zu Gute kam.

In jener für Heinrich II. sehr traurigen Zeit, wo seine eigenen Söhne, selbst sein geliebter Johann sich gegen ihn empörten, was auch seinen Tod 1189 beschleunigte, finden wir unsern Peter in Aufträgen des Erzbischofs abermals am königlichen Hofe in London. Daß Peter an Heinrich's Unglücksfällen wahrhaften Antheil nahm, ist nach seinen Schriften über Heinrich II. und nach allen Grundzügen seines Charakters gar nicht zu bezweifeln. Und dennoch ließ er sich jetzt als Unterhändler und Geheimschreiber von der hinterlassenen Gemahlin des kaum entschlafenen Königs, von der von ihrem Manne nicht geliebten, auch nicht liebenswürdigen Eleonora gebrauchen, ohne aus dem Verhältnisse mit dem Erzbischofe herauszutreten. Es ist dies nur ein Zeugniß mehr, wie lieb ihm solche verwickelte Geschäfte geworden waren, und wie wenig Ernst es ihm war, sich eher aus denselben zu erlösen, als bis es endlich seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr ging. Daß er sich aus Ehrgeiz oder vielmehr aus stolzem Vertrauen auf seine Geisteskräfte in alle diese politischen Händel stürzte, bekennt er selbst z. B. im 14. Briefe und in andern. Was er in geistiger Hinsicht von sich selbst hielt, davon spricht nichts deutlicher als folgende Stelle des 77. Briefes: Nostra etiam scripta, quae se diffundunt et publicant circumquaque, nec inundatio, nec incendium, nec ruina, nec multiplex saeculorum excursus poterit abolere. Derselbe Geist, der ihm die Überzeugung von der Unsterblichkeit seiner Schriften gab, war es auch, der dem unermüdlich thätigen Manne bei aller Gewandtheit es unmöglich machte, sich mitten im Lobe derer, von welchen er etwas zu erlangen hatte, bis zum Schmeichler der Großen gegen alle Wahrheit zu erniedrigen. Mit Recht durfte er von sich sagen: Ich bin nicht gewohnt, den Hohen in ihren Fehlern zu schmeicheln, oder den Sünder zu loben nach seines Herzens Wunsche. Selbst Mönche und Päpste hatten von ihm nicht selten Wahrheit zu hören, die nicht stets willkommen war. Wie fein er dabei, wo es erfoderlich schien, seinen Tadel einzukleiden wußte, bezeugt unter anderen gleich der erste Brief an Heinrich II. von England: Nec illud magnificentiae vestrae quaeso sit oneri, si usque ad personam vestram in aliqua epistolarum mearum stylus devotae correptionis evaserit. Nam totum illud dictavit affectio; aemulor enim vos Dei aemulatione; zelans et sitiens salutem vestram in Christi visceribus et in charitate non ficta. Nihil equidem vobis adulatorium scripsisse me recolo, nec sum olei venditor. Et scio, quia cum sal correctionis in omni sacrificio acceptetur a Domino, mel in omni sacrificio reprobatur. Teste etiam Salomone: Qui dicit injusto, Justus es: maledicent ei populi, et super eos, qui arguunt, veniet benedictio. Es mag den meisten an Höfen der Fürsten lebenden Klerikern seiner Zeit nicht sehr angenehm gewesen sein, daß er sie im öfter angeführten 14. Briefe an die Gefahren erinnert, deren sie sich aussetzen und daß er ihnen beweisen will, es sei ihre Pflicht, sich von den Fürstenhöfen fern zu halten. Ebenso wenig Freunde wird er sich mit dem 25. Briefe gewonnen haben, wo er die Officialen der Bischöfe als Leute abschildert, welche nur darauf ausgehen, die dem Bischofe Unterworfenen möglichst auszusaugen, weil sie wissen, daß sie sich dem Bischofe um so angenehmer machen, je mehr sie ihm zeitlichen Vortheil verschaffen. Im 68. Briefe, der im Namen Richard's an den Papst Alexander III. geschrieben ist, schildert er die unglücklichen Folgen der Exemtionen der Äbte von der Gewalt der Bischöfe und stellt eindringlich das Unrecht dar, daß solche Exemtionen von den Päpsten für Geld abgelassen werden. Der 90. Brief erklärt, daß sich die bischöflichen Ehrenzeichen für einen Abt durchaus nicht schicken, sondern lächerlich werden, ob sie schon vom Papste bewilligt worden sind. Im 86. Briefe setzt er einem Karthäusermönch Petrus gründlich aus einander, daß eine allzu große Strenge nicht nütze, sondern schädlich sei; so stehe es auch mit dem täglich Messelesen und Messehören, denn eine so ewige Gewohnheit entheilige die beste Sache und mache sie wirkungslos. Daher gibt er ihm den Rath, lieber in einen weniger strengen Orden, z. B. den der Cistercienser, sich zu begeben (es war aber damals der Karthäuserorden der berühmteste). Und so sprach er sich überall nach der Wahrheit und Überzeugung aus, die er in sich trug, mochte sie auch misfallen, wem sie wollte; er war gewiß, damit zu nützen, weil das Wahre einem Geiste, wie dem seinen, kaum entgehen könne, weil er sich bewußt war, demüthig gegen Gott zu sein, gehorsam gegen seine Gebote, gegen die Vorschriften der Religion und ergeben dem herrschenden Glauben der Kirche; stark in geistiger Erkenntniß und in Liebe gegen seine Nebenmenschen zu sein, ohne besondere Bevorzugung der Mächtigen. War dies von einer Seite Stolz, so war es doch auch von der andern hoher Rechtlichkeitsmuth, welcher ihm in solcher Zeit und in solcher Lage zweifach angerechnet werden muß. Und in der That hat es auch Niemand gegeben, der ihm Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit bei viel Lebensklugheit abgesprochen hätte.

Dies war auch wol das Hauptziel, das er zu erreichen strebte und auf eine ausgezeichnete Art erreichte, wofür er auch von Jugend auf manche Opfer brachte. Dahin rechnen wir, daß er in seiner Jugend, vor dem gesetzlichen Alter, sich nicht zum Presbyter machen lassen wollte, daß er das Erzbisthum zu Neapel ausschlug ꝛc., damit er sich nicht an einseitige Geschäfte binde und dadurch die weitere Ausbildung und Übung seiner Seelenkräfte verderbe. Denn die Ehre des Amtes galt ihm lange nicht soviel, als die Ehre des Geistes und eines geistigen Einflusses auf die Welt im weiten Sinne des Wortes. Von dieser Gesinnung gibt schon sein Schreiben an seinen Bruder Wilhelm Zeugniß, als er ihm rieth, den Abt niederzulegen und eine unvergänglichere Ehre in seinen Schriften zu suchen.

Hatte er nun aber den Muth, sich auf eine solche Stufe des Lebens zu stellen, so war ihm auch jene Unbescholtenheit des Wandels nothwendig, ohne welche sich offene und unerschrockene, und doch nicht übermüthige noch freche Wahrheit gegen Jedermann, ohne Unterschied der Person gar nicht sagen läßt. Diese Unbescholtenheit des Wandels wird ihm auch überall zugestanden. Es kann dies kaum anders sein; denn wer sich so stellt, wer einmal so steht, hat weder Sinn noch Zeit für alles das, was in den Augen der Welt bescholten macht. Damit kann nicht gesagt werden, als hätte er keine Feinde und keine Verleumder gehabt; das liefe nicht allein schnurstracks gegen die Geschichte dieses Mannes, sondern zugleich gegen alle Geschichte und Lebenserfahrung: aber die Verleumdung und die Befeindung kann einem solchen Manne wol viel Irdisches, viel äußere Glückseligkeit, nur nicht den Glauben an seine Unbescholtenheit nehmen, weil sie sich selbst denselben nicht nehmen kann und sich zur Lüge gezwungen sieht, die stets sich selbst vernichtet. So ging denn auch Peter von Blois, wie Alle, die hierin ihm gleichen, bald als Überwinder aus allen solchen Angriffen hervor, glänzender stehend als zuvor. Wie Peter gegen seine Widersacher schreibt, darüber sehe man Ep. 6 und Invectiva. In Depravatorem Operum Blesensis. p. 1185.

In so vielfachen Geistesanstrengungen und in solchen Stellungen an den Höfen oder als Gesandter an die höchsten Würdenträger scheint er nicht selten einen bedeutenderen Aufwand gemacht und eine gewisse Sorglosigkeit in Ausgaben, ja jene Glanzliebe gehabt zu haben, die ihm irdischen Reichthum wünschenswerth, nicht für sich und seine persönliche Wohlhabigkeit, doch für eine schnellere und besser durchdringende Erreichung seiner Zwecke, erscheinen ließ. Wenn er nun wieder an andern Orten die Armuth selig preist, so geschieht dies nicht etwa blos nach dem Sinne seiner Zeit, noch viel weniger als Redensart, sondern nach dem Zwiespalte, der in ihm selbst war, aus Überzeugung und in aller Wahrhaftigkeit; man möchte sagen, in Anwandlung jener in ihm wachsenden Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und Stille, in welcher das Heil der Wissenschaft und der Seelen Seligkeit überhaupt besser besorgt und gepflegt werden kann, als im Geräusche der Welt und unter den Sorgen des Irdischen, welche letztere hingegen der ins Äußere des Lebens und auf die Höhepunkte des Einflusses auf weltliche und kirchliche Herrscher hingestellte, und in solchen Mühen ergraute Mann nicht los werden konnte, ja nicht einmal ernstlich wollte. Das Wirken in den wichtigsten Angelegenheiten der Welt war ihm zu theuer geworden, als daß er, der sich solchem Werke gewachsen fühlte, einer Anwandlung der Sehnsucht nach selbstsüchtiger Stille, so selig sie ihm auch erschien, hätte nachgeben und den Wunsch zur Wahrheit hätte machen sollen. Wer aber mit der Welt und für sie leben will, braucht auch irdische Mittel. Der Mangel am Erdengute darf ihn nicht so drücken, daß er genöthigt ist, für sein tägliches Brod mühsam zu sorgen, was den Geist ermattet und für Großes zu unkräftig, wenn auch nicht nothwendig unfrei macht. Das begriff er nicht blos, sondern er hatte auch die Offenheit, den irdischen Gütern den Werth zuzusprechen, der ihnen für ein glückliches Wirken in der Welt zukommt. Und so ist denn auch von dieser Seite keine Falschheit in ihm, vielmehr offene Hinstellung dessen, was er ist und denkt, ohne Scheinheiligkeit und Thuerei, die selbst in kluger Geberdung nur soweit geht, als es sich mit ehrenfester Gesinnung verträgt. In dieser Hinsicht ist folgende Stelle über ihn merkwürdig: Quamquam ex nonnullis ipsius epistolarum locis divitias ambiisse suisque commodis plus aequo serviisse videatur: nihilominus tamen quanto studio paupertatem coluerit ex ejus epistola 58 satis intelligitur. Allein der Nachsatz möchte doch wol nicht so wahr sein, als der Vordersatz. Es ist eine gewöhnliche Mönchsansicht, die einen Mann, der weit über derselben steht, in ihre arme Einseitigkeit hineinziehen und dadurch gern fromm scheinend darstellen möchte. Der Brief ist an den Bischof von Bath, wo Peter von Blois Archidiakonus war. Diese einträgliche Stelle hatte Peter als eine Vergünstigung für mancherlei Dienste erhalten, verwaltete aber das Amt nicht selbst, sondern hielt sich einen Stellvertreter, einen Vice-Archidiakonus, was aus dem genannten Schreiben klar wird. Peter hatte sich durch manche Wahrheiten, die er den Mönchen und namentlich den Canonicis unumwunden vorgehalten hatte, viele Feinde gemacht, die nicht eher ruheten, als bis sie den Mann in den Augen seines Bischofs so verdächtig gemacht hatten, daß dieser, der vielen Dienste, die Peter ihm erwiesen, uneingedenk, den Stellvertreter Peter's absetzte und ein Schreiben voll Entrüstung und Unwillens an unsern Peter abschickte, was dieser donnernd nennt und mit seinem 58. Briefe gewichtig beantwortet, nicht wie ein Schmeichler, sondern wie ein gerader und zugleich kluger Mann. Wenn er da auch gegen das Ende des Briefes im Gefühl seiner Würde sagt: Non abhorreo paupertatem, in qua ditior fui et felicior, quam in divitiis maledictis: so ist doch eben der ganze Brief Beweises genug, wie schwer es ihm fällt, eine solche Stelle einzubüßen. Dennoch büßte er das Amt lieber ein, als daß er sich klein gemacht hätte. Die Ränke gegen ihn siegten; man nahm ihm das Archidiakonat zu Bath, einer Stadt in Somerset, wodurch man ihm einen bedeutenden Verlust beibrachte; allein seine Ehre wurde gerettet; er erhielt da-

für das Archidiakonat zu London. Das hatte nun zwar vor der Welt einen guten Klang, allein Peter selbst war damit nicht sonderlich zufrieden und beklagt sein Loos sehr beredt in einem Schreiben an den Papst Innocenz III., also im letzten Jahre seines Lebens (da Innocenz III. bekanntlich 1198 zur Regierung kam): Audite patienter, si plangam paululum dolorem meum, qui elevatus sum super ventum, ut turpius cedam, et fiam caeteris in theatrum et derisum. Er klagt, daß er weder Kleid noch Brod in seinem Hause habe. Er stehe am Abend seines Lebens, wenn das ein Leben sei, was er lebe etc. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß London damals 40,000 Einwohner und 120 Kirchen hatte, daß aber von den Laien kein Decem und keine Opferungen (oblationes) gegeben wurden, auch jeder anderweitige Vortheil in diesem bloßen Ehrenamte wegfalle. Er bittet, das Unheil abzuwenden und das Unrecht, auch um seiner Nachfolger willen, gut zu machen. Dieser Brief wird unter allen für den letzten gehalten, den er schrieb. Geklagt hatte der Mann lange schon, lange sich aus England, wo er 26 oder 27 Jahre viel und Ehrenwerthes gewirkt hatte, herausgewünscht, um in seinem Vaterlande wenigstens zu sterben und begraben zu werden, da es ihm nicht vergönnt sei, darin zu leben. Gern wäre er aus diesem Exil, wie er England nannte, befreit gewesen; anstatt eines Menschen befreite ihn der Tod gegen 1200.

So traurig das Schicksal des Mannes, das er seiner Freimüthigkeit in Beurtheilung der Fehler und Gebrechen des Klerus zu danken hatte, in den letzten Jahren seines Lebens geworden war, so sehr änderte sich kurz nach seinem Tode die allgemeine Meinung über seinen Werth. Die Rache der Beleidigten hatte sich an ihm gekühlt und ließ die Bewunderer seiner Gelehrsamkeit und seiner Verdienste gewähren. Seine vielen Werke wurden eifriger gelesen, als vorher, bis neuere Erscheinungen sie vergessen machten, daß sie, nur von Wenigen gekannt, im Staube der Bibliotheken lagen. Aber auch aus diesem Grabe wurden sie zuerst hervorgerufen von dem sehr gelehrten und frommen Doctor der Theologie zu Paris, Jacob Merlin, der sie, soweit und vollständig als möglich, mit ungemeiner Sorgfalt 1519 herausgab. Dennoch ist die Ausgabe in Vielem mangelhaft und in Manchem incorrect.

Aus gleicher Verehrung des Mannes besorgte Joannes Busäus, ohne die Sammlung Merlin's gesehen zu haben, eine neue Allgemeinausgabe sämmtlicher Werke 1600, worin Einiges fehlt, was in der ersten steht, z. B. von den Sermonen, die Abhandlung de perfidia Judaeorum, der größte Theil des Tractats de amicitia christiana etc. Fünf Jahre darauf lieferte er noch Nachträge unter dem Titel: Paralipomena Petri Blesensis. Da aber diese beiden Ausgaben schon lange fehlten, hat Petrus de Gussanvilla sie am Vollständigsten mit Benutzung der früheren Drucke und mancher Handschriften zu Paris 1667 herausgegeben, und die Maxima Bibliotheca Patrum etc. (Lugduni 1677. T. XXIV) hat sie von Neuem mit sorgfältiger Benutzung alles Vorhandenen und vieler Manuscripte und Codices in größeren Umlauf gebracht. Beiweitem der größte Theil dieses Foliobandes ist den Werken Peter's von Blois geweiht.

Vorzüglich wichtig für die Zustände jener Zeit sind seine Briefe, deren hier (in der lyoner Ausgabe der Väter) 183 geliefert werden. Andere geben 194, über deren Echtheit man nicht einig ist. Alle stimmen soweit mit einander überein, daß 160 derselben unbezweifelt echt sind. Sehr einflußreich, besonders auf Peter's eigenes Lebensunheil, war seine Schrift de vita Clericorum Curialium. Die Instructio fidei catholicae ad Soldanum Iconii, welche Peter im Namen des Papstes Alexander's III. und in dessen Auftrage verfaßte, ist ein artiges Zeugniß von der Kindlichkeit einer Zeit, die in andern Dingen männlich genug war, wenn Männlichkeit in Härte und Glaubenseifer zu suchen ist, woran es auch unserm sonst so hell sehenden Peter nicht im Geringsten fehlte. Der Lehrbegriff der Kirche und alle Vorrechte derselben waren ihm so unverletzlich, als irgend einem Eiferer jener Zeit, was vorzüglich seine Schrift de Transfiguratione Domini beweist; noch stärker seine Vertheidigung der Transsubstantiatio, z. B. in der 140. Epistel: Magna in Sacramentis est eminentia, intelligentia quorum fide potius expedienda est, quam adinventione humana. Et ut, gratia exempli, in uno Sacramentorum videas abyssum profundissimam et humano sensui imperceptibilem pane et vino transsubstantiatis virtute verborum coelestium in corpus et sanguinem Christi accidentia, quae prius ibi fuerunt, sine subjecto remanent et apparent. Aber man muß die Folge dieses Briefes weiter lesen, wenn man eine recht unumwundene Darlegung eines schneidend hellen Glaubens an die Transsubstantiationslehre jener Zeit haben will. Auch in seinen Sermonen spricht er sich so strenggläubig, als irgend ein anderer Glaubensheld, darüber aus. Unter Andern ist Vita Wilfridi Archiepiscopi nicht zu übersehen; am bemerkenswerthesten für die Geschichte sein Buch, de rebus gestis Henrici II., Regis Anglorum, oder Acta Henrici II. Außerdem vergleiche man noch *Joa. Alberti Fabricii* Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis. Vol. 5. (Hamburgi 1736. p. 732 — 736.) Hier wird auch noch gleich vorher an einen andern Petrus Blesensis gedacht, an welchen der unsere zwei Briefe richtete, worin er diesen socium suum nennt und ihn ermahnt, die Verfassung leichtfertiger Weltgesänge zu lassen und sich zum Ernst der Theologie zu wenden. (*G. W. Fink.*)

4) P. Diaconus [1]), Bibliothekar [2]) von Montecasino, kirchlicher Biograph und sonstiger Schriftsteller, hatte zum Vater einen Römer von Geburt, Namens Ägidius, den

1) Manche zählen ihn unter die Cardinäle. Diakonus war er allerdings, aber nicht der lateranenser, sondern der casinenser Kirche. 2) Seine Ämter werden in *Petri Diaconi* Opusc. de vir. illustr. Casin. c. 47 (bei *Muratori* Rer. Ital. Script. T. VI. p. 57) so aufgeführt: Petrus Diaconus Casinensis Chartularius et Bibliothecarius, und im Cod. 257 (bei *Angelus de Nuce*, bei *Muratori* T. IV. p. 488): Petrus Casinensis Diaconus Cartularius, Scriniarius, ac Bibliothecarius. Er hatte diese casinensischen Ämter bereits, bevor ihn Kaiser Lothar bei seiner Anwesenheit in Italien zu sich berief, im J. 1138, denn er sagt im Chron. S. Monast. Casinens. L. IV. c. 108. p. 564 in Beziehung auf die Reise, welche

Sohn Gregor's des Consuls der Römer [3]). Ganz jung [5]) ward Petrus im J. 1115 von seinen Ältern dem heil. Benedict [4]) dargebracht, und vom Abte Gyrard aufgenommen und mit dem Kleide des heiligen Lebenswandels angethan und unter demselben Abt acht Jahre hindurch erzogen (nämlich vom Jahre 1115 — 1123, wo Gyrard starb). Im J. 1128, im 21. Jahre seines Alters, als Oderisius, der Nachfolger des Abtes Gyrard, die Abtei verlassen hatte, ward Petrus ins Exil, indem dieses der Neid seiner Nebenbuhler bewirkte, geschickt. Ptolemäus, Consul der Römer, schrieb in einem den 20. Juni zu Castrum Neptuni gegebenen Briefe an seinen Neffen Petrus: Unsrer Glorie ist erzählt worden, daß Seniorectus [6]) dich von Casino hinweggeschickt hat. Deshalb werde ich, wenn du zu uns zurückkehren willst, sowol dich, als deinen Vater ehrenvoll aufnehmen, und dir alle Basiliken der casinenser Kirche [7]) übergeben. Gregor, der Sohn Gregor's, des Consuls der Römer, schrieb an seinen Bruder Ägidius: In der Römer Schriften wird gefunden, daß von dem Wege der Alten und den Befehlen der Ältern [8]) (Verwandten) Niemand abweichen solle. Du aber mich und meinen Bruder Ptolemäus verlassend, und bettelhaften Grafen [9]) anhängend, bist bis jetzt nicht zu uns zurückgekehrt: daher bist sowol du arm geworden, als dein Sohn aus Casino hinausgeworfen worden. Deshalb befleißigt euch zusammen mit ihm zu uns zurückzukehren, damit wir so für euch sorgen mögen. Idara, deine Schwester, aber wisse, ist schon einem Manne gegeben [10]). Im 21. Jahre seines Lebens und während er im Exile war, schrieb er auf Verlangen Adenulf's, des Grafen derselben Stadt [11]), an Oderisius II., Gyrard's Nachfolger,

---

der zum Abte erwählte Rainald zum Kaiser machen mußte: Sumptis de congregatione aliquantis ex Fratribus, *Petro quoque Diacono, Cartulario, Bibliothecario et Scriniario*, quem Imperator nominatim vocaverat etc. und weiter unten (p. 572): At ubi, quae Imperator retulerat, Monachi suo Electo repraesentavere, consilio habito, *Petrum Diaconum, Bibliothecarium, Cartularium, Scriniarium*, disceptatorem defensoremque suae partis eligunt. Von den Reichsämtern, welche ihm Kaiser Lothar ertheilte, handeln wir weiter unten. Chartularius ist Charten-, d. h. Urkundenverfasser (Notar), und Scriniarius Archivar.

3) Die Angabe des Cod. 257, daß Petrus Diaconus gewesen sei ex Patre Egidio, natione Romano, Gregorii Romanorum Patritii et Consulis und überhaupt aus vornehmem römischem Geschlechte entsprossen, in welcher Beziehung es im Chron. S. Mon. Casin. L. IV. c. 108. p. 572: Petrus Diaconus, natione Romanus, genere nobilis: wird bestätigt und in das Licht gestellt durch die Briefe, welche Angelus de Nuce zum Prolog des vierten Buchs des Chron S. Monast. Casin. (bei *Muratori* p. 488) mittheilt. Der erste dieser Briefe hat die Überschrift: Ptolemaeus, Julia stirpe progenitus, Romanorumque Consul excellentissimus, Petro Nepoti carissimo salutem; und schließt: Per Landonem vero nostrum Nepotem, consobrinum tuum, has Literas tibi transmitto. Vale. Data 12. Kal. Julii, in Castro Neptuni. Der zweite hat die Überschrift: Gregorius, Gregorii Romanorum Consulis filius Egidio fratri amando salutem, und im Verlaufe des Briefes nennt er den Ptolemäus seinen (Gregor's) Bruder. Im dritten Briefe, welchen Landulfus Sancti Joannis an seinen Herrn, den Cardinal und Abt R., richtet, bittet er ihn, daß er, sowie er seine Liebe und seinen Dienst haben wolle, ihm den weisen Petrus zum Rathertheilen schicke, indem er sagt: Ita Dominum Petrum Egidii, qui est Frater uxoris meae Guyllae, et meus Consanguineus, constituatis in Ecclesia Sancti Benedicti collis Insulae, quia est prudens, et sapiens et volo consiliari ab eo. Ideo te deprecor, ut sine mora mittatis eum ibi, qui nimis necessarius est mihi, et propter Romam, et pro omnibus meis. Wie Angelus de Nuce (zum Chron. S. Monast. Casin. L. II. c. 101. p. 411) und Marus (zu Petri Diaconi Opusc. de vir. illust. Casin. p. 59) vermuthen, ist des Diakonus Petrus Großvater Gregor, der Consul der Römer, derselbe Gregor, der im Chron. S. Monast. Casin. L. II. c. 414 Gregorius de Alberico Lateranensis et Tusculanensis Comes genannt wird, denn Petrus Diaconus läßt im 4. Buch Cap. 114 (S. 580) einen casinenser Mönch von sich (Petrus Diaconus) sagen: Pater ipsius (Petri Diaconi) filius fuit Gregorii, filii Gregorii de Alberico Romanorum Ducis et Consulis.

4) Bereits Gregor der Consul der Römer hatte sich dem Kloster von Montecasino befreundet, und dem heiligen Benedict eine bedeutende Anzahl Klöster und Kirchen geschenkt. s. dieselben aufgezählt im Chron. S. Monast. Casin. L. III. c. 19. p. 427. 428.

5) Im Opusc. de viris illustr. Casin. c. 47. p. 58 heißt es: quinquennis, im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 47: primo aetatis suae lustro, und als Jahr unserer Zeitrechnung wird das Jahr 1115 angegeben. In Opusc. c. 47. p. 58 wird gesagt: Petrus sei im J. 1128 im 21. Jahre seines Lebens aus dem Kloster Monte Casino ausgeschickt worden. Das c. 47 im Opusc. de viris illustribus Casin. rührt nicht vom Petrus Diakonus selbst her, sondern ist dem Supplement des Mönches Placidus von Casino entnommen. Dieser hat also das in primo aetatis suae lustro zu eng durch quinquennis ausgedrückt, und es heißt nur: bevor Petrus die erste Hälfte des ersten Jahrzehends seines Lebens überschritten hatte, ward er dem heiligen Benedict dargebracht.

6) Abt von Montecasino.

7) Cunctas basilicas Casinens. Ecclesiae sagt Ptolemäus; es sind darunter aller Wahrscheinlichkeit nach die Klöster und Kirchen zu verstehen, die Gregor, Consul der Römer, dem heiligen Benedict dargebracht hatte, und die im Chron. S. Monast. Casin. L. III. c. 21. p. 427. 428 und im Regestum Petri aufgezählt werden.

8) Parentumque mandatis, ersteres hat hier, wie das Nachfolgende lehrt, die Bedeutung von Verwandten überhaupt.

9) Comitibusque mendicis adhaerens, könnte man am leichtesten und natürlichsten durch „und bettelhaften Begleitern anhängend" zu erklären glauben, und annehmen, Ägidius habe sich mit diesen herumgetrieben. Aber, wie wir in der 11. Anmerkung dieses Artikels ersehen werden, ist am wahrscheinlichsten eine wirkliche Grafenfamilie, bei welcher Ägidius und sein Sohn Petrus lebten, darunter zu verstehen, und zwar die Grafen von Aquino, die damals sich nicht in ganz glänzenden Vermögensumständen befanden, besonders wol nicht im Vergleich mit des Ägidius und seines Sohnes Petrus Verwandten in Rom. Des Ägidius Brüder waren also ungehalten, daß er wider ihren Willen Grafen anhing, von denen sie glaubten, daß sie tief unter ihnen ständen. Daß aber die Grafen Aquino sich wirklich nicht in glänzenden Umständen befanden, geht daraus hervor, daß Graf Adenulf dem Kloster Montecasino, das ihn unter dem Abte Oderisius aus der Gefangenschaft bei den Soranern losgekauft, das Lösegeld nicht wieder bezahlen konnte, und daher dem Kloster die verpfändeten Besitzungen lassen mußte (s. Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 14. p. 501. 502).

10) Also versorgt. Die Urschrift dieses Briefes, sowie der andern von Petrus Verwandten s. bei Angelus de Nuce zu dem Prolog des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. ap. *Muratori* p. 488. Die Überschriften der beiden ersten, und einen Theil des dritten haben wir oben in der 3. Anm. d. Art. mitgetheilt.

11) Im 47. Cap. des Opusc. de vir. illustr. Casin. p. 57 heißt es blos: In ipso autem dum esset exilio, rogatus ab Adenulpho, ejusdem urbis Comite, descripsit etc. Man könnte vielleicht geneigt sein, das urbis auf Rom zu beziehen, weil es weiter oben heißt: oblatus a patre Aegidio, natione Romano, und Petrus hätte dann den Bitten seiner Verwandten nachgegeben und sich nach Rom verfügt, und während er von Casino verbannt war, in Rom gelebt. Fragen wir aber, wer wol jener Graf Adenulf war, so finden wir den Grafen von Aquino dieses Namens, und zwar befreundet mit dem Abte Oderisius von Montecasino, denn dieser hatte ihn aus der Gefangenschaft bei den Soranern losge

die Passio Beatissimi Martyris (Beati Marci) et sociorum ejus; die Vita egregii Confessoris Fulconis; die Passio Sanctissimi Confessoris Fulconis; die Passio Sanctissimi Martyris Placidi und die Vita Sancti Apollinaris, an den Abt Raynald [12]); die Vita Sanctorum Guinizonis et Januarii [13]), an Richard, den casinenser Mönch; die Vita Sancti Constantii Episcopi et Confessoris an Guarinus, den Bischof von Aquino; die Vita Sancti Severi Episcopi Casinensis, an den Abt Seniorectus [14]); den Rhythmus de novissimis diebus, in quo, bemerkt Petrus von sich im 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin., juxta literam videtur secutum fuisse Apostolum Johannem, cum idem Petrus sciret finitum pro infinito, juxta quod ibidem scriptum est. Ferner schrieb er die Destructio et Restauratio civitatis Atinae et Inventio corporis Beati Marci [15]); die Vita Sanctae Dariae uxoris Sancti Nicandri. Auch verfaßte er Sermonen, nämlich de Festivitate Beati Marci sermones octo, de Vigiliis ejus sermones duo, de Sancto Martyre Placido omeliae (homeliae) duae, sermones duodecim de Coena Domini, sermones duo in Parasceuen, in Sabbatho Sancto Omelia, in Festivitate Sancti Benedicti, sermo in Pascha, in Octava S. Benedicti, in Ascensione Domini, in Pentecoste, de Festivitate Sancti Johannis Baptistae, de Sancto Petro et Paulo, de Sancto Laurentio, de Vigilia Sanctae Mariae, Liber illustrium virorum Coenobii Casinensis [16]), an den Bischof Pandulf von Teano. Die Miracula Casinensium Monachorum, welche bisher noch keineswegs geschrieben waren, beschrieb er (Petrus). Die Historia de eversione, seu restauratione Coenobii Beati Mauri verbesserte er auf Befehl des Abtes Seniorectus [17]), und schrieb einen Prolog dazu. Auch verfaßte er einen Prolog zu dem Liber Privilegiorum, einen Sermo de Translatione corporis Sancti Protomartyris Stephani a civitate Constantinopolitana ad urbem Romanam, Ortus et Vitae justorum Coenobii Casinensis, Sermo de Festivitate omnium Sanctorum, De Nativitate Domini Sermones duo, De Sancto Stephano; Chronica Coenobii Casinensis a Renovatione Ecclesiae Beati Martini, a Desiderio facta, usque ad hunc diem [18]). Die von ihm verfaßte Astronomia sammelte er aus alten Büchern. So zählt Petrus Diaconus seine schriftstellerischen Werke, welche er vor der Zeit, wo er an den Kaiser Lothar gesandt ward, verfaßt hat, also bis zum Jahre 1138, wo dieses geschah. Wir folgen seinem Beispiele, und unterbrechen hier die Aufzählung seiner Arbeiten, um desto deutlicher die beiden Zeiträume seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu veranschaulichen. Man könnte einwenden, diese Aufführung, welche sich im Chron. S. Monast. Casin. Lib. IV. c. 66. p. 536—537 findet, sei nicht von Petrus Diaconus selbst, da er bei Aufzählung der Schriften des zweiten Zeitraums sagt, er habe einen sehr schönen Brief über die Wahl des Kaisers Konrad's II. [19]) verfaßt [20]), und weiter unten: er habe über die Versuchung Christi in der Wüste eine sehr schöne Homilie geschrieben [21]). Welche Eitelkeit, dieses von sich zu sagen, könnte man ausrufen. Da er aber sonst nichts zur Empfehlung seiner Schriften sagt, sondern sie blos schlicht aufzählt, so kann unsers Peter's Absicht nicht gewesen sein, durch sich selbst seiner Eitelkeit zu schmeicheln, sondern er will bei der Masse seiner Schriften, welche sämmtlich zu lesen er Niemandem zumuthen will, zwei hervorheben, die er für die besten hält. Er will der Besorgniß vorbeugen, daß, wenn Jemand nur einige seiner Schriften gelesen, er auch die andern für gleich geschrieben achten möchte, und so vielleicht an den erwähnten Brief und die genannte Homilie nicht gehen würde. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann also jene Bezeichnung der beiden genannten Schriften durch „sehr schön" durch den Verfasser selbst nicht so viel Befremdliches haben, um die Aufzählung der schriftstellerischen Arbeiten ihm selbst ab, und einem andern zuzuschreiben. Aber eine andere Frage könnte sein, ob diese Aufzählung im Chron. S. Monast. Casin. angemessen

---

kauft (s. Chron. S. Mon. Casin. L. IV. c. 14. p. 501. 502). Auch hatte ein früherer Adenulf, Graf von Aquino, nämlich im J. 1082 dem Kloster Montecasino eine Schenkung bestätigt (s. dasselbe L. III. c. 47. p. 463). Aus diesen und andern Gründen mußte also der Titel mit dem Namen Graf Adenulf den Montecasinern so geläufig sein, daß sie dabei sogleich an den Grafen von Aquino dachten. Daher ist erklärlich, wie sich der Verfasser des 47. Cap. des Opusc. in der von uns oben mitgetheilten Stelle so kurz ausdrücken konnte, und läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich Petrus im Exil zu Aquino befand, wenigstens Anfangs.

12) Von Montecasino. Petrus Diaconus sagt in der Aufzählung seiner Schriften (im Chron. S. Monast. Casinens. L. IV. c. 66. p. 536), welcher wir hier folgen, ad Reverendissimum Raynaldum Abbatem, nicht als wenn dieser zur Zeit, in welcher Petrus die Vita S. Severi verfaßte, schon Abt gewesen wäre, sondern weil er es in der Folge war. Damals war Raynald nur noch Diakonus (Subdiakonus) und an diesen die genannte Schrift gerichtet. 13) Mit dem 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. p. 536, wo dieses bemerkt wird, vergl. das 43. Cap. des 3. Buchs S. 463, wo er von Guinizo handelt, und dann bemerkt: Hujus autem viri gesta magnifica, discipulique ejus Januarii miracula, si quis plenius nosse desiderat, textum vitae ejus a nobis ante hoc ferme septennium exaratum relegat. Diese Stelle, welche sich noch in des Petrus Diaconus Libellus de origine et vita justorum num. 30 findet, ist darum auch bemerkenswerth, weil sie einen der Beweise bildet, daß Petrus nicht blos das vierte Buch des Chron. S. Monast. Casin. verfaßt, sondern auch zu frühern Büchern, welche Leo von Ostia zugeschrieben sind, bedeutende Zusätze und Einschaltungen gemacht, und sie überarbeitet hat. Besonders großen Antheil hat er an Vollendung des dritten Buches. 14) Welcher den Petrus Diaconus aus dem Kloster von Montecasino vertrieben hatte. 15) So das Chron. S. Monast. L. IV. c. 66. Das 47. Cap. des Opusc. p. 58 drückt sich hierüber so aus: Destructionem et restaurationem Atinae Urbis in Beati Marci adjunxit historiam.

16) Auf dieses interessante Werk, welches wir hier in der Reihenfolge aufführen, wie Petrus Diaconus selbst seine Schriften aufzählt, kommen wir weiter unten zurück. 17) Er war also, als er dieses that, wieder mit dem Abte Seniorectus, der ihn aus dem Kloster vertrieben, ausgesöhnt, und befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach wieder daselbst, wenigstens hatte dieses in der Folgezeit statt. 18) Von diesem wichtigen Werke handeln wir weiter unten. 19) Des Dritten in der Reihe der Könige von Teutschland. 20) De Electione Chonradi Secundi Romanorum Imperatoris, Epistolam perpulchram composuit. 21) De Temptatione Christi in deserto Omeliam perpulchram exaravit.

sei, und dessen Zwecke entspreche? Petrus Diaconus spielt zur Zeit des Kaisers Lothar's unstreitig die wichtigste Rolle unter den Montecasinern. Wollte er nun die Geschichte des Klosters bis auf die neueste Zeit schreiben, so konnte er nicht umhin, sich selbst, der eine der wichtigsten Rollen in dieser neuesten Zeit spielt, einzuführen, wiewol in dritter Person von sich redend. Konnte also die Selbsteinführung nicht umgangen werden, so war es auch zweckmäßig, daß er zuvor mit ihm selbst die Leser bekannt machte, und da seine größte Thätigkeit in schriftstellerischer Arbeit bestand, sie von dieser Seite auch von dem ihn Charakterisirenden in Kenntniß setzte [22]). Ebenso wenig kann man ihm den Vorwurf eitles Selbstlobes machen, wenn er sich im vierten Buche, Cap. 108. S. 572 in den göttlichen Wissenschaften sehr gelehrt nennt. Der Kaiser befiehlt nämlich, daß man nach dem Namen, dem Geschlechte und dem Vaterlande derjenigen, welche die Streitigkeit führen würden, fragen solle. Auch geschah dieses in Ansehung der Ämter. Es war daher ganz natürlich, daß man bei dem durch Gottesgelahrtheit ausgezeichneten Petrus Diaconus diesen Vorzug nicht verschwieg, sowie man bei dem Engländer Amfred seine Gelehrsamkeit hervorhob. Petrus Diaconus sagt daher von sich, er sei als in der göttlichen Wissenschaft vorzüglich unterrichtet, dargeboten worden, sowie der Engländer Amfred als sehr beredt [23]). Petrus will also nur den Grund angeben, warum von den casinenser Mönchen grade er und Amfred dargeboten worden, und warum er (Petrus) zum Vertheidiger der casinenser Kirche gewählt ward. An den Hof des Kaisers Lothar, während dieser sich im J. 1138 in Italien befand, kam jener auf diese Weise. Als Lothar den nach dem Tode des Abtes Seniorectus zu dessen Nachfolger erwählten Raynald mit den weisesten Brüdern zu sich in sein Hoflager zu Melfi entbot, und befahl, daß er alle Privilegien mitbringen und das Recht seiner Kirche, bei welcher er (der Kaiser) sich ein ewiges Andenken durch Wohlthaten stiften wolle, zeigen sollte, rief er (der Kaiser) aus den Brüdern namentlich den Diakonus Petrus von Casino, Bibliothekar, Chartular und Scriniar. Der Abt, welcher zögerte, und deshalb vom Kaiser wiederholt aufgefodert ward, zu kommen, war endlich genöthigt am Feste des heil. Johannes des Täufers (1138) die Reise anzutreten, und führte aus der casinenser Congregation mit sich diese (welche wir auch hier aufführen, um zu zeigen, vor welchen allen Petrus Diaconus am kaiserlichen Hoflager, da er in des Kaisers Consistorium als Vertheidiger der casinenser Kirche gewählt ward, vorgezogen wurde), Pandulf'en, den Bischof von Teano und Mönch des casinenser Klosters, auch Maurus Europalates [24]) des Palastes des Kaisers von Constantinopel, Johann den Kämmerer und den bereits erwähnten Petrus, den Bibliothekar, Amfredus den Vestariarius (Kleiderbewahrer), Petrus Machabäus, Petrus und Hektor, Mönche des Klosters von Casino, sowie Johann, den Archipresbyter der Stadt S. Germano und einige andere, edle und weise Laien aus der Terra Sancti Benedicti. Denselben Tag, wo sie aus S. Germano gingen, kamen sie nach der Stadt Teano, wo sie verblieben, um etwas Neues vom Kaiser zu erwarten. Als sie von da weiter gingen und nach Capua gelangten, vermeinten sie, daß sie in dem dasigen Kloster des heil. Benedict als in ihrem eignen Hause eine gute Herberge haben werden. Aber sie täuschten sich, denn Papst Innocenz II. hatte allen dabei liegenden Klöstern der casinenser Kirche befohlen, daß sie dem obengenannten zum Abte Erwählten und den Brüdern nicht gehorchen sollten; und erhielten, als sie an die Pforte des Klosters des heil. Benedict zu Capua klopften, von den dasigen Brüdern zur Antwort: Keineswegs, ihr Herren, haben wir gewagt, Euch in etwas zu widersprechen, da es klarer als das Tageslicht ist, daß dieses Kloster der casinenser Kirche gehört, und Euch immer unterthan gewesen ist. Aber weil wir gezwungen den apostolischen Gesandten eidlich versprochen haben, daß wir Euch keine Herberge geben sollen, so nehmet, nachdem wir herausgegangen sind, Euch das Nöthige von den Sachen des Klosters. Der Erwählte ging jedoch mit den Seinigen zu der in derselben Stadt erbauten Kirche des heil. Vincentius. Zwar war den Dasigen auch untersagt, sie nicht aufzunehmen. Da sie aber schon hineingegangen waren, so trugen sie Scheu, sie wieder herauszuwerfen, und bedienten sie mit dem, woran sie Überfluß hatten, reichlich. Alles übrige Nöthige schickte ihnen die Äbtissin des Klosters des heil. Johannes vollauf herüber. Den Tag darauf reisten sie durch die Furcä Caudinä [25]), und von da über Afrigentum [26]) und über Rocca Grysoaldi zu dem Guardia Lombardorum geheißenen Schlosse. Da sie wegen der Kleinheit und Häßlichkeit desselben nicht hineingehen wollten, so kehrten sie draußen in dem Kloster des Papstes Leo des Heiligen ein, und wurden hier ziemlich gütig und ehrenvoll, soweit man dieses sehen konnte, aufgenommen. Aber die Leute jenes Ortes waren Willens, den oben genannten Erwählten mit seinen Brüdern verrätherisch Gilibert'en von Balbana und Robert'en von Murra, den Befehlshabern des Heeres des Königs Roger's von Sicilien, zu überliefern. Doch eine in derselben Kirche sich aufhaltende Nonne, welche jenes Anschlags mit-

22) Dem Lauretus war der Zweck der Aufzählung der Schriften des Petrus Diaconus durch ihn selbst so wenig klar, daß er nach seiner gewohnten Freiheit sie verstümmelte. Angelus de Nuce gibt sie in ihrer Vollständigkeit und vertheidigt sie. s. denselben zum Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 66. not. 5 (bei Muratori T. IV. p. 536). Die Aufzählung der Schriften der Reihenfolge nach, in welcher Petrus Diaconus sie schrieb, hat auch das Gute, daß man dadurch einen chronologischen Leitfaden zur Lebensgeschichte desselben erhält. So z. B. beginnt die Vita Sancti Severi Episcopi Casinensis ad Seniorectum Abbatem mit den Worten: Quia vestra injussus potestate etc. Petrus Diaconus war daher, als er sie verfaßte, mit dem Abte Seniorectus noch nicht versöhnt. Anders war es, als er auf Befehl dieses Abtes (ex jussione Abbatis Seniorecti) die Historia de eversione seu restauratione Coenobii Beati Mauri verbesserte. 23) Offertur Petrus Diaconus, natione Romanus, genere nobilis, divinis apprime literis imbutus, dehinc Amfredus, genere Anglus, vir eloquentissimus etc.

24) Nämlich er hatte, muß man annehmen, diesen Titel und dieses Amt, bevor er Mönch ward, und wurde nun noch so fortgenannt. 25) Jetzt Lo Stretto d'Arpaja. 26) Frigento.

bewußt war, ließ den casinenser Bibliothekar Petrus zu sich kommen und entdeckte ihm den von jenen entworfenen Plan [27]). Petrus eröffnete dem Erwählten und den Übrigen das, was ihm enthüllt worden war, und ermahnte, daß man sich nach dem sehr nahe gelegenen Schlosse begeben müsse. Der Erwählte und einige von den Brüdern achteten es nicht, und versicherten, daß sie auf keine Weise aus dem Kloster herausgehen würden. Aber Petrus, welcher erwog, daß es für ihn gefährlich sei, wenn er die Nacht daselbst bliebe, redete den Vestiarius Amfredus an, und begann mit seinen Sachen nach dem Schlosse zu eilen [28]). Als einige von den Mönchen bemerkten, was jene gethan, gingen auch sie selbst fort und ließen den Erwählten zurück. Als nun dieser sah, daß die Seinigen beinahe alle entfernt, bestieg er auch und die übrigen die Rosse, und kamen in das Schloß. Bei Tagesanbruch gingen sie aus demselben heraus, und setzten mit größtem Eifer die Reise fort. Als kaum drei Stunden des Tages verflossen waren, erblickten sie eine Menge Soldaten, die an der Seite eines Berges herabstiegen, und wurden von plötzlicher Furcht in Verwirrung gesetzt und wandten sich zur Flucht. Doch nachdem die Soldaten alle Hoffnung sie zu fangen, da sie flohen, verloren, kehrten sie sogleich [29]) darauf zum eignen Ort zurück, und ließen ab, sie zu verfolgen. Die Mönche aber beschleunigten mehr eine Flucht, als friedliche Reise, über Cisterna und Monte Verde, und setzten über den Aufidus (Ofanto), gelangten zuerst nach Melfi und dann nach dem Lacus Pensilis (Lago Pesole), wo das ganze Heer des Kaisers mit dem Papste Innocenz lag. Die Gesandten des Papstes Innocenz, welche ihnen außerhalb des Lagers entgegenkamen, sagten, der Papst habe befohlen, daß Raynald, bevor er in das Lager ginge, mit entschuhten Füßen mit den Brüdern dem Papste Genugthuung leisten, und für den Gehorsam, den sie dem Sohne des Petrus Leonis [30]) geleistet hatten, Buße empfangen, und durch Eidschwur bekräftigen sollte, daß er alles, was der Papst befehlen würde, befolgen und erfüllen, und den Sohn des Petrus Leonis mit den Seinigen verschmähen, und mit dem Bannfluche belegen wollte. ' Raynald, von Furcht bewogen, appellirte an den Kaiser, und sagte, daß er sich über diese Sache mit demselben berathen wolle, und ging so in das Lager. Alle, die kamen, suchte er durch Freigebigkeit zu gewinnen, und ließ seine Ankunft dem Kaiser anzeigen. Dieser zeigte an ihm und den Brüdern aus Liebe zu dem heil. Benedict seine Mildthätigkeit, und sandte alsbald von seiner Seite seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich von Baiern und die Pfalzgrafen Rudolf und Otto an die Montecasiner, und entbot ihnen, daß sie ihr Zelt, welches auf Befehl des Papstes neben dessen Zelte aufgeschlagen war, entfernen, und es neben seinem Zelte aufschlagen möchten. Da nämlich die casinenser Kirche durch Karlmann und Pipin zur speciellen Kammer des römischen Reiches gemacht worden sei, so sei es keineswegs gerecht, daß die Kapellane des Kaisers, nämlich die Mönche der casinenser Kirche, vom Kaiser getrennt würden, sondern es müsse ihr Zelt neben dem des Kaisers aufgeschlagen werden. Dieses geschah auch. Als übrigens der Papst erfuhr, daß der casinenser Erwählte von dem Kaiser aufgenommen sei, sandte er Cardinäle ab, und begann heftig in den Kaiser zu dringen, daß er zur Belegung des Sohnes des Petrus Leonis mit Bannfluch die casinenser Mönche eidlich verpflichten und sie durch Eidschwur, Treue (fidelitatem) und Gehorsam (obedientiam) dem Papste Innocenz und dessen Nachfolgern angeloben ließe, indem er darüber klagte, daß Excommunicirte und von der Schwelle der Kirche Getrennte von der kaiserlichen Majestät aufgenommen worden seien. Indessen weigerten sich die Mönche und sagten, der Herr habe im Evangelium und der Vater Benedict in der Regel vorgeschrieben, daß sie nicht schwören sollten; und sie und ihre Prioren niemals die Gewohnheit zu schwören gehabt hätten, die Treue (fidelitatem, Unterthanenpflicht) aber würden sie weder dem Papste, noch jemandem anders leisten, da sie nämlich sich selbst treu nicht sein könnten, wenn sie das thäten, was Gott durch den heil. Benediet verboten, und unterließen,

27) Vermuthlich hatten die Leute jenes Klosters nicht die Absicht, einen verrätherischen Anschlag gegen die Montecasiner auszuführen, sondern jene Nonne nahm zu der List ihre Zuflucht, um die ungebetenen Gäste los zu werden, und den Zorn des Papstes nicht auf das Kloster zu laden. Petrus Diaconus und die andern Montecasiner mußten der Verspiegelung des Anschlages, wenn sie eine solche war, um so leichter Glauben schenken, da sie, wie wir oben sahen, schon Unannehmlichkeiten, welche durch die feindseligen Gesinnungen und Vorkehrungen des Papstes gegen sie entsprungen waren, zu dulden gehabt hatten. 28) Dieser Vorgang ist für des berühmten Schriftstellers Leichtgläubigkeit und Ängstlichkeit äußerst charakteristisch und ergötzlich. Doch freilich ist auf der andern Seite seine Vorsicht nicht zu tadeln, und zu loben, daß er derselben die Bequemlichkeit, welcher der zum Abte Erwählte und ein Theil der Mönche von Casino, huldigten, aufopferte. Auch darf man nicht übersehen, daß Petrus Archivar von Casino war, und da der Kaiser die Privilegien sehen wollte, waren die Urkunden von den Montecasinern mit auf die Reise genommen worden. Die Sorge, daß sie nicht verloren gingen, indem sie in Feindes Hände geriethen, war also sehr rühmlich für den Archivar. Von dieser Seite will wol auch der Geschichtschreiber selbst den Vorgang betrachtet wissen, da er ihn umständlich erzählt (im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 108. p. 565). Wenn Petrus Diaconus hier aus Vorsicht den Schein der Furchtsamkeit hat, und auch wol vor Soldaten einige Furcht haben mochte, so zeigt er sich doch in anderer Beziehung muthig, nämlich in Vertheidigung des Klosters von Montecasino gegen die Machtsprüche des Papstes, wie er mündlich vor den Cardinälen, freilich im Consistorium, das der Kaiser hielt, und dann auch schriftlich that. Petrus war ein tapferer Redner und Schriftsteller, aber freilich, ähnlich wie Cicero, in anderer Beziehung kein großer Held. 29) Wahrscheinlich hatten die Soldaten gar nicht die Absicht, die Mönche zu verfolgen, sondern diesen spiegelte ihre durch die Mittheilung der Nonne erhitzte Einbildungskraft nur solches vor. Natürlich schienen daher die Soldaten sogleich von der Verfolgung abzulassen, weil sie eine solche gar nicht unternommen, sondern in Beziehung auf die Montecasinenser nur ganz zufällig auf der Seite des Berges herabgestiegen waren.

30) Der Sohn des Petrus Leonis hieß noch Petrus, und als Papst (Gegenpapst) Anaklet II. Von ihm war Raynald der Hetrusker, welcher im Schisma zum Abte erwählt worden, und Subdiakonus des Sohnes Petrus Leonis gewesen war, in der Abtei bestätigt worden. s. Chron. S. Monast. L. IV. c. 104. p. 560. 561. Anaklet's II. Vater, Petrus Leonis, der Sohn eines getauften Juden, ist aus der Geschichte bekannt, da er zu Rom zur Zeit des Papstes Paschal's II. und des Kaisers Heinrich V. eine wichtige Rolle spielte.

was er zu beobachten vorgeschrieben; und so ging man denselben Tag von dem Kaiser fort. Doch den andern Tag sandte der Papst den Kanzler Aymerich und die Cardinäle Gerard und Guido, und ließ dem Kaiser sagen, daß er entweder von den casinenser Mönchen den Sohn des Petrus Leonis mit Bannfluche belegen lassen, oder sich von jenen [31]) als Excommunicirten zurückhalten sollte. Da der so gnädige und religiöse Kaiser weder wollte, daß der Papst zürnte, noch daß die casinenser Kirche herabgestürzt werde, so redete er die Cardinäle freundlich an, und sandte sie zu dem Papste zurück, indem er sagte, daß, wenn der apostolische Streitführer geschickt haben würde, vor seiner kaiserlichen Majestät ausgemacht werden sollte, ob die, welche er aufgenommen, excommunicirt seien oder nicht; es müsse ein Tag festgesetzt werden, an welchem beide Theile im Consistorium zusammenkämen. Dieses zu vollführen, ward der zwölfte Tag bestimmt, und so kehrten sie unverrichteter Sache zum Papste zurück. Als jene aber hinausgegangen waren, ließ der Kaiser alle Mönche, welche mit dem zum Abte gekommen waren, zu sich hereinführen, und jeden nach Geschlecht, Vaterland, Würden und Namen fragen. Sie geben diese an; und weiter befragt, ob sie die Privilegien der Kaiser und Päpste mitgebracht, bejahen sie es. Der Kaiser spricht aus, wie seine Vorgänger die casinenser Kirche geliebt und beschenkt. Karlmann, der so heilige und unbesiegbare Kaiser [32]), dessen Stelle er jetzt vertrete, sei hier begraben; aus Verehrung zu ihm wolle er auch dem von der ganzen Welt verehrten Orte Gleiches thun; und fährt dann fort: Aber weil der so heilige Papst Innocenz verhindert, daß dieses geschieht, indem er sagt, daß ihr von der Kirche getrennt seid, so befehlen wir, daß welche von euch als Streitführer gegen die Sachwalter des Apostolischen gewählt werden; denn auf keine Weise können wir dulden, daß ein Ort so großes Rufes, so großer Religion und solcher Würde in unsern Zeiten vernichtet werde oder vergehe. Aber wir wollen nicht, daß Euer Erwählter dieser Zusammenkunft beiwohne, denn es handelt sich um ihn nicht weniger, als um das Kloster. Auf Befehl des Kaisers ging man zu den Herbergen zurück. Nachdem die Mönche, was der Kaiser gesagt, ihrem zum Abte Erkorenen vorgestellt, und Rath gehalten, wählten sie den casinenser Diakonus, Bibliothekar, Chartular und Scriniar Petrus zum Streitführer und Vertheidiger ihrer Partei. Am Morgen darauf [33]) erscheinen die Gesandten des Kaisers, und sagen dem zum Abte von Casino Erwählten, daß er seine Mönche zum Kaiser schicken solle. Die Brüder begeben sich zu demselben, und er läßt nach dem Namen, dem Geschlechte und dem Vaterlande derjenigen fragen, welche den Streit führen sollen. Es ward dargeboten Petrus Diaconus, von Geburt ein Römer, von Geschlecht edel, in den göttlichen Wissenschaften vorzüglich gelehrt; darauf Amfredus, von Geburt ein Engländer, ein sehr beredter Mann. Nach Darlegung des Geschlechts, des Namens und des Vaterlandes wurde nach den Ämtern gefragt. Es ward also der Diakonus Petrus von Casino dargeboten, und da alle ihm Zeugniß gaben, und nachdem Stillschweigen geboten worden, sprach der Kaiser: Laßt euren Bruder, dem ihr Zeugniß gebet, hier, und kehret zu euren Herbergen zurück, und wenn es Tag geworden, sollt ihr bereit sein, daß, wenn ihr unsere Gesandten gesehen, ihr kommet, um den Streit zu führen. Als jene fortgingen, übergab er den Petrus Diaconus dem Kanzler Bertulf, damit er, wenn der Kaiser des Nachts seinen Sitz auf der Richterbühne (Tribunal) genommen, ihm dargeboten werden könne. Fast jene ganze Nacht brachte der Kaiser schlaflos zu, und befahl, ihm alle Handlungen [34]) seiner Vorgänger, der Kaiser, vorzulesen. Als es Morgen geworden, und die Frühsynaris erfüllt [35]) und die Mysterien des Lebendigmachenden gefeiert waren, befahl der Kaiser, die Richterbühne für ihn zu bereiten, schickte Gesandte, und ließ die Casinenser rufen. Als sie gekommen waren, wurden sie dem Kaiser vorgestellt. Es erschienen auch die vom Papst Innocenz abgeordneten Cardinäle, desgleichen sehr viele Sachwalter. Als [36]) Kaiser Lothar den 9. Juli 1138 zu Aquá Pen-

31) Den Mönchen von Casino. 32) Karlmann wird mit dem Kaiser Karl dem Großen (Carolus Magnus) in eine Person verschmolzen; Karlmann war nicht Kaiser und Karl der Große nicht in Montecasino begraben. 33) Postquam vero dies reddita terris, sagt Petrus Diaconus (Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 109. p. 572). Der Kaiser hat also den zwölften Tag, der zur Streitführung festgesetzt war, nicht abgewartet. Die angeführten Worte des Petrus Diaconus können nicht vom festgesetzten Tage verstanden werden, weil die Streitführung im Consistorium schon septimo Idus Julii (den 9. Jul.) begann. Petrus Diaconus hatte mit dem zum Abte erwählten und andern Brüdern am Johannisfeste die Reise angetreten. Rechnen wir nun den oben angegebenen Aufenthalt auf derselben zusammen, so fällt der zwölfte Tag, der am Tage nach ihrer Ankunft im Lager des Kaisers festgesetzt war, über den 9. Juli hinaus.

34) Nämlich die auf das Kloster von Montecasino bezüglichen. 35) Die Hora gesungen war. 36) Was nun oben bei uns im Texte folgt, ist ein in möglichster Kürze gehaltener Auszug aus dem 109. und folgenden Capitel des 4. Buches des Chron. S. Monast. Casin. Es hat das 109. Capitel einen feierlichen Anfang, weil hier die Acta beginnen. Wie Angelus de Nuce vermuthet, bildeten sie die Altercatio, welche Petrus Diaconus besonders schrieb, und die Altercatio wurde in das Chron. S. Monast. Casin. eingewebt. Wenigstens konnte die Altercatio schwerlich umständlicher sein. Doch hat sie einen andern Anfang, welchen wir nach Marus, der sie sah, weiter unten angeben. Dem Wesentlichen nach sind aber die Altercatio pro Coenobio Casinensi und das 109. und die folgenden Capitel des 4. Buches des Chron. S. Monast. Casin. aller Wahrscheinlichkeit nach einander gleich. Baronius konnte des Kaisers Lothar und des Petrus Diaconus siegreiche Vertheidigung der casinenser Kirche gegen die Anmaßungen des Papstes nicht anders als anstößig finden. Er wollte daher die Acta de disputatione Cardinalium cum Petro coram Lothario Imperatore in seine Annalen nicht aufnehmen, und erklärte sie deshalb für unecht und falsch, und für ein willkürliches Machwerk und Gewebe eines Listigen. Sein Hauptgrund, den er für seine Behauptung aufstellt, ist dieser, daß Papst Innocentius nicht geduldet haben würde, daß Kaiser Lothar als Richter zwischen den Cardinälen und den Mönchen von Casino den Vorsitz geführt. Dem Papste war ja der Vorgang unangenehm genug. Aber wie hätte er ihn verhindern können, da er sich im Lager des Kaisers befand, und da dieser seine Stütze war, und bewirkt hatte, daß Teutschland ihm gehorchte, und ihn mit Macht auf den Stuhl des heiligen Petrus wieder eingesetzt hatte. Lothar hatte dieses kraft seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit gethan, wie hätte Innocenz ihn jetzt an Ausübung derselben hindern können? Er würde ja,

files residirte, und bei ihm auch der Patriarch Peregrinus von Aquileja mit sehr vielen Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten saß, ward als Sachwalter für die römische Kirche gesandt Gerard, Cardinal tit. Sanctae Crucis, sowie auch Cardinal Guido, welche beide nachmals die römische Kirche regierten [37]), der Kanzler und Cardinal-Diaconus Aymerich, der Cardinal-Presbyter Balduin, der nachmals Erzbischof von Pisa geworden, Rotbert (Bernhard), Abt von Clairvaux, und sehr viele andere, Edle des römischen Staates [38]). Von Seiten der casinenser Kirche waren Hörer, Herzog Heinrich von Baiern, der Schwiegersohn des Kaisers, Herzog Konrad von Schwaben, welcher nachmals das Scepter des römischen Reiches empfing, Otto von

---

wenn er hätte mit dem Kaiser brechen wollen, sich selbst seiner Stütze beraubt haben. Was hätte er auch dem Kaiser für gegründete Vorstellungen dagegen machen können? Lothar berief sich wiederholt auf das Beispiel seiner Vorgänger und sagte namentlich, als er die Sitzung eröffnete: Nos quoque vestigia praedecessorum nostrorum sequi cupientes dignum duximus, huic interesse concilio, judiciique stateram nostro sensu ponderari. Für dieses, daß Kaiser Concilien beigewohnt, konnte Lothar den Constantinus, der es im Betreff des nicänischen gethan und den Marcianus, der bei chalcedonischen war, anführen. Aber weit nähere und kräftigere Beispiele hatte Lothar an den Karolingern, wie viele Concilien hatten nicht diese halten lassen (s. z. B. den Eingang des Pipini Principis Capitulare Svessionense, datum anno Christi DCCXLIV. in plena synodo bei Georgisch S. 499. 500). Was die alten fränkischen Könige, die Merovinger, und später in ihrem Namen die Karolinger als Herzoge und Fürsten der Franken im fränkischen Reiche gethan, dieses ahmten, als die Karolinger mit der Königskrone auch die Kaiserkrone verbanden, sie auch als Kaiser im Gebiete des römischen Reiches, auch außerhalb des fränkischen Reiches und des langobardischen, wo gleiche Verhältnisse stattgefunden hatten, nach. Wie hätten die Nachfolger der Karolinger als Kaiser zurückbleiben sollen? Wurden auch welche von ihnen durch die ungünstigen Verhältnisse an dieser Ausübung der kaiserlichen Gewalt gehindert, so wurden doch deshalb die Ansprüche nicht in Vergessenheit begraben, oder aufgegeben. Kaiser Lothar, welcher den Papst Innocenz II., der sein Schützling war, in seiner Gewalt hatte, konnte daher auf einem in seinem Lager gehaltenen Concil, welchem der Papst nicht persönlich beiwohnte, wiewol er auch im Lager sich befand, sondern das er nur durch seine Cardinäle beschickte, den Vorsitz führen. Auch konnte ja der Papst den Ausgang des Concils noch nicht wissen, und hatte doch zugleich, wenn dieser nicht günstig war, nichts zu fürchten, da er, wie wir sehen werden, entschlossen war, auf keinen Fall nachzugeben. Doch kann man auch die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Concils für ihn nicht chimärisch nennen. Der Kaiser hatte ihn ja bisher so begünstigt, daß er ihn wieder nach Rom mit Heeresmacht zurückgeführt hatte; konnte er nicht ferner noch ihm etwas zu Gunsten thun? Der Papst hoffte und verlangte es in der casinenser Streitsache. Aber der Kaiser war zu gerecht und vorurtheilsfrei, um die gerechte Sache der Casinenser für ungerecht zu finden. Überdies war Petrus Diaconus der geschickte Vertheidiger der Rechte der casinenser Kirche. Dennoch gab der Papst nicht nach, und Lothar konnte doch zuletzt für die casinenser Kirche nur bittweise, wiewol zugleich zürnend und nicht als eigentlich gebietend bei Innocenz verfahren. Hat sich Baronius durch den Verlauf des Streites in den ersten Tagen zu leicht abschrecken lassen? Würde er, wenn er den Ausgang nahe im Auge gehabt, seine Zuflucht dazu haben nehmen müssen, die Acta für unecht zu erklären? Diese Fragen dürfen nicht unberührt bleiben. Der Papst ließ sich, es mochte im Consistorium des Kaisers vorgegangen sein, was wollte, durch nichts beugen. Er erreichte seinen Zweck, daß die casinenser Mönche ihm Gehorsam schwören sollten, endlich doch vollkommen. Nehmen wir an, daß Innocentius sogleich vom Anfange an, und sein Charakter berechtigt uns völlig zu dieser Annahme, den Vorsatz gefaßt hatte, nicht nachzugeben, so hat der Umstand, daß der Papst das Concil, welches der Kaiser hielt, durch seine Cardinäle beschickte, nicht das mindeste Befremdende. Der Papst vermied dadurch den Schein, mit dem Kaiser, mit dem er sich nicht völlig entzweien konnte, zu brechen, und konnte dabei ohne Besorgniß auf den Ausgang des Concils blicken, da er entschlossen war, nicht nachzugeben. Mag man, konnte er denken, auf dem Concil soviel unterhandeln und beschliessen, als man will, ich gebe nicht nach, und das Concil ist fruchtlos. Dieses, daß endlich die Mönche von Casino, trotz aller Verwendung des Kaisers, doch dem Papste Gehorsam schwören mußten, mußte ganz im Geiste des Baronius sein. Aber warum erklärte er die Acta des Concils für unecht? Sie zeigen, daß das Recht auf der Seite der casinenser Mönche war, und da sie dennoch zuletzt in eine solche Lage gebracht wurden, daß sie am Triumphwagen des Papstes wider ihren Willen ziehen mußten, so haben die Bestrebungen des Papstes den gehässigsten Anstrich. Er völlig in Unrecht, triumphirt über den schwächern Theil. Durch Aufzeichnung der Acta hat sich Petrus Diaconus sehr verdient gemacht, weil wir dadurch um sehr lehrreiche Quellen für die Geschichte jener Zeit reicher sind. Wir müssen daher auch noch die Haltlosigkeit der andern Gründe, durch welche Baronius die Unechtheit der Acta erweisen will, berühren. Einen der Gründe nimmt er von der Zeitrechnung, aber nur in der venediger Ausgabe des Chron. S. Monast. Casin. steht: im siebenten Jahre der Regierung Lothar's; jedoch in dem Codex, welchen Angelus de Nuce seiner Ausgabe zum Grunde gelegt hat, findet sich im sechsten Jahre, welches auf das Jahr 1138 des Herrn paßt. Daß Petrus den Abt von Clairvaux, Robertus (nach dem casinenser Codex und der Ausgabe des Angelus de Nuce Rotbertus) statt Bernhardus nennt, ist auch kein so erheblicher Verstoß, um die ganzen Acta deshalb für unecht zu erklären, da Petrus Diaconus sich leichter im Namen als in der Würde irren konnte. Ein Späterer, wenn ein solcher die Acta erdichtet, würde grade den Verstoß nicht gemacht haben, da dieser Abt von Clairvaux nach seinem Tode als Bernhard der Heilige so berühmt geworden. Die Gründe, welche Baronius zum vermeintlichen Erweis der Unechtheit der Acta aufstellt, hat sämmtlich Angelus de Nuce im Excursus Historico-Juridicus, Quid de praesentibus et sequentibus narrationibus sentiendum? zum Chron. S. Monast. Casin. p. 566 — 570 als unhaltbar widerlegt, und die Echtheit der Acta siegreich vertheidigt. Nicht minder trefflich und mit unbezwinglicher Kraft hat er auch das Verfahren des Lauretus als verwerflich ins Licht gestellt. Dieser will nämlich den Baronius auf eine recht listige und pfiffige Weise unterstützen, und nimmt die Miene an, als habe ihm Anfangs das von Baronius Gesagte misfallen. Aber bei aufmerksamerer wiederholter Durchlesung habe er ihm mit Füßen und Händen beigestimmt. Außer den vom Cardinal angeführten Gründen bringt Lauretus noch bei, daß in der Handschrift das Papier, die Tinte und die Schriftzüge in dieser Partie sehr verschieden von dem Vorhergehenden, und wie hervorgehe, dieses viel Neuere angeflickt sei; er habe es daher, sowie es Baronius in seine Annalen nicht aufgenommen, aus seiner Ausgabe des Chron. S. Monast. Casin. gänzlich ausgeschlossen. Mit Recht ist Angelus de Nuce über diese Verstümmelung sehr entrüstet, da sie willkürlich und das Vorgeben von anderem Papier, anderer Tinte und andern Schriftzügen der Handschrift eine bloße Dichtung ist, wie Angelus de Nuce (S. 570. 571) beweiset. Er hat daher, weil sich im casinenser Codex, welchen Peregrinus Camillus, der (in der Series Abbatum Casin. bei *Muratori* T. V. p. 223) über die willkürliche Verstümmelung des Chron. S. Monast. Casin. in der neapolitaner Ausgabe klagt, oft auf das Sorgfältigste eingesehen, in dieser Partie nicht die mindeste Verschiedenheit der Schriftzüge von dem Vorhergehenden entdecken läßt, das Chron. S. Monast. Casin. unverstümmelt herausgegeben.

37) Päpste wurden. 38) Civitatis Romanae; es sind die Edeln der Stadt Rom und ihres Gebietes gemeint, zu welchen auch Petrus Diaconus gehörte, der aber für die casinenser Kirche stritt, was ihm als römischem Edeln der Papst Innocenz zum höchsten Vorwurfe macht.

Burchisin, der Geschwisterkindsvetter[39]) des Kaisers, Markgraf Friedrich von Ancona, Markgraf Malaspina von Ligurien, Bischof Heinrich von Regensburg, Bischof Anno von Basel, Abt Anno von Lüneburg, Pfalzgraf Gualfrid, Richter des römischen Reiches. Der Kaiser eröffnet die Handlung durch eine Rede, in welcher er unter anderm sagt, daß die zwischen der römischen und der casinenser Kirche obwaltenden Streitpunkte hier untersucht und entschieden werden sollen; er wohne nach dem Beispiele seiner Vorfahren diesem Concile bei, und des Gerichtes Wage solle nach seiner Einsicht abgewogen werden; zu Vertheidigern beider Parteien habe er von seiner Seite herrliche Männer gegeben. Des Kaisers Rede preiset hierauf der von ihm zum Vertheidiger gegebene Herzog Konrad von Schwaben, und sagt dann, daß der Streit beider Parteien besonders, da es auf einem göttlichen Convente sei, vernünftig und mit Ordnung im Sprechen geführt werden solle. Hierauf wird gefragt, wer für jede Partei respondiren (als Vertheidiger sprechen), wer die Interpreten sein, auch welcher Ort den Disputirenden eingeräumt werden solle? Es wird erwählt Gerard, der Cardinal tit. Sanctae Crucis, daß er für die römische Kirche respondiren soll. Erwählt wird auch Petrus Diaconus, durch das Zeugniß seiner Brüder bewährt erfunden. Als Interpreten aber werden gegeben Bertulf, des Kaisers Kanzler, Amfred, der Vestararius[40]), und Bertulf der Mansionarius[41]). Dem Cardinal Gerard wird der Ort vor dem Antlitze des Kaisers angewiesen. Zu Gerard's Füßen wird Petrus Diaconus gesetzt. Cardinal Gerard verweigert es und sagt, es sei unschicklich, daß zu seinen Füßen der Mönch sitze, und es sei durchaus unerlaubt, daß Excommunicirte mit den Söhnen der Kirche sitzen. Der Kaiser, um den Streit zu beendigen, befiehlt, daß Petrus Diaconus jetzt und nachher zu seinen (des Kaisers) Füßen sitzen solle. Hierauf ergreift der Cardinal Gerard das Wort und sagt, die heilige und allgemeine Kirche, welche den Kaiser und seine Vorgänger zu Beherrschern der ganzen römischen Welt geweihet, könne sich nicht genug wundern, warum er Excommunicirte und von den Schwellen der Kirche Getrennte aufgenommen habe. Pandulf, Bischof von Teano und Mönch von Casino, erwiedert, er könne keineswegs einsehen, wie der Cardinal versichern könne, die casinenser Mönche seien excommunicirt. Der Cardinal Gerard erhebt gegen den Bischof Pandulf eine Schmährede. Der Kaiser sagt, alle Gewaltthätigkeit solle fern sein, und auf den Concilien keiner dem andern Beschimpfungen anthun. Da nimmt der Cardinal Gerard das Wort wieder, und sagt, die heilige und allgemeine Kirche habe beschlossen, daß die casinenser Mönche durch Eidschwur bekräftigen sollen, daß sie in allem den Willen des frommen Innocentius, des allgemeinen Papstes, erfüllen sollen. (Der Papst Innocentius hatte nämlich, bemerkt Petrus Diaconus als Geschichtschreiber, festgesetzt, alle casinenser Mönche an verschiedenen Orten zu zerstreuen. Aber der so gütige Kaiser wollte die casinenser Kirche nicht zerstören lassen, und trug kein Bedenken, sich für dieselbe dem Willen des Papstes zu widersetzen.) Auf des Cardinals Gerard, des Vertheidigers der römischen Kirche, Rede, von dem von den casinenser Mönchen zu leistenden Eide antwortet Petrus Diaconus (auf der Disputation): Wir wundern uns sehr, daß der Herr Cardinal gesagt, daß die Mönche durch Eidschwur gebunden werden müßten, da der Herr im Evangelium gelehrt hat, daß weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch bei dem Haupthaar zu schwören sei. Der Cardinal Gerard sagt: Zu dem, was der Mönch geantwortet hat, sagen wir ja, aber die römische Kirche hat beschlossen, daß auf keine Weise die casinenser Mönche aufzunehmen seien. Petrus Diaconus antwortet: In der Regel des so heiligen Vaters Benedict wird das Schwören den Mönchen durchaus untersagt, damit sie nicht etwa, was fern sei, in das Verbrechen des Meineids fallen. Desgleichen verbieten dieses, nämlich den Eid der Mönche, nicht blos die göttlichen, sondern auch die menschlichen Gesetze. Denn in den Urkunden (praeceptis) der großen Kaiser, Karl's, Ludwig's, Pipin's, Karlmann's, Ludwig's, Hugo's, Lothar's, Berengar's, Albert's, der drei Ottonen, der fünf Heinriche und Konrad's findet es sich so: Wir haben festgesetzt, daß die Mönche zum Eide nicht gezwungen werden sollen; und dieses sagend zeigt er (Petrus Diaconus) die mit Wachs, Blei und goldenen Siegeln bezeichneten Urkunden (praecepta) der genannten Kaiser, welche sie dem casinenser Kloster gemacht hatten, dem Kaiser und allen übrigen. Der Kaiser, die Urkunden (praecepta) in kaiserlichem Purpur empfangend, küßte sie, sprach aus, daß er sie an den Siegeln als die Urkunden der Kaiser, seiner Vorgänger, erkenne, und daß es an ihm sei, sie unverbrüchlich zu halten. Daher möchten die, welche als seine Stellvertreter gekommen, ihn bitten, daß er (der Papst) mit ihm (dem Kaiser) die Praecepta der Kaiser, seiner Vorgänger, beschützen möge, denn wer von den Katholischen werde fernerhin die kaiserlichen Praecepta beobachten, wenn sie von dem Apostolischen (dem Papste) verachtet würden? Der Kaiser schließt für heute die Sitzung, und sendet die Cardinäle zu dem Papste, um ihn zu bitten, daß dieser mit ihm (dem Kaiser) die casinenser Kirche pflegen möge. Die Mönche schickte er zu ihrem zum Abte Erwählten, um ihm, was gesagt worden, zu berichten, und zu überlegen, was sie auf alles, was eingewandt worden, morgen antworten sollen. Am Morgen darauf, wenn drei Stunden vergangen, sollen alle zum Concile zurückkehren; auch solle der ganze Streit des heutigen Tages unter Anwendung der vorgenannten Personen als Notaren zum Angedenken und Nutzen der Nachkommen aufgeschrieben werden. Am Tage darauf kommen beide Parteien, um den Streit zu führen, zusammen. Der Cardinal eröffnet in einer an den Kaiser gerichteten Anrede diesem die Antwort des Papstes, daß er jenes keineswegs thun könne und daß es leichter geschehen möge, daß er selbst die Sacerdotalia[42]) ablege, und den Anzug mit Füßen trete, als daß er das, was der Kaiser verlangt hatte, voll-

39) Consobrinus. 40) Kleiderbewahrer. 41) Kirchenhüter.

42) Priestergewand und Priesterschmuck.

brächte. Der Kaiser schweigt hierauf ein wenig, und befiehlt dann, daß über das gestritten werden solle, was noch vom gestrigen Tage übriggeblieben. Der Cardinal Gerard thut dem Kaiser zu wissen, der Papst verlange von den casinenser Mönchen, daß sie durch Eidschwur bekräftigen sollen, daß sie in Allem seinen Willen erfüllen, und alle Zeit ihm und seinen Nachfolgern treu und gehorsam sein wollen; denn sonst werde er auf keine Weise dulden, daß sie sich der göttlichen Mysterien bedienen, und des Leibes und Blutes des Herrn theilhaftig seien. Petrus Diaconus macht gegen den Cardinal, der den alten Streit wieder aufleben lasse, geltend, daß der Herr den Eidschwur verboten, und bemerkt weiter: In Betreff der Treue (fidelitatis) aber, von welcher der Herr Cardinal handelt, scheint es uns überflüssig, daß dieses von uns wieder verlangt wird, was wir bisher nicht wider Willen gethan haben. Der Cardinal sagt, daß der Mönch sich nicht gescheut, vor dem Kaiser eine Lüge vorzubringen, wenn er sage, die casinenser Mönche haben die Treue (fidelitatem) der römischen Kirche immer gehalten, da es allen das Richtige Sehenden offenbar sei, daß sie bisher Schismatiker gewesen und den Rock des Herrn zerrissen, und sich einen von den Schismatikern ordinirten Abt erwählt. Petrus Diaconus erwiedert, der Cardinal habe nicht recht gehandelt, daß er ihn einer Lüge beschuldigt, da er nicht erwiesen habe, daß er gelogen. Der Cardinal Gerard sagt: Da ihr den Herrn Papst Innocentius verlassen und einem andern angehangen habt, was seid ihr da anders, als untreu gewesen? Petrus Diaconus antwortet: Haben wir ihn, oder hat er uns aufgegeben? Der Cardinal Gerard sagt: Die Kirche ist von Schismatikern eingenommen, von reißenden Wölfen auch der so fromme Bischof von dem Sitze vertrieben worden, und so hat er Italien verlassen, und ist nach Gallien[43]) geeilt. Petrus Diaconus macht das evangelische Gleichniß vom guten Hirten, welcher sein Leben für seine Schafe läßt, und von dem Miethling, der, wenn er den Wolf sieht, die Flucht ergreift, geltend, und der Cardinal sieht sich genöthigt, zu gestehen, daß es vor allem dem Papste obliege, den guten Hirten zu machen. Nachdem Petrus Diaconus den Cardinal so in die Enge getrieben, fährt er fort: Wird von einem gerechten Richter den Schafen angerechnet, was der Hirt gesündigt hat? Der Cardinal sagt: Keineswegs. Petrus Diaconus antwortet: Rechnet also den Mönchen es nicht zu, wenn sie vom Hirten verlassen, den Bissen des Feindes zugänglich gewesen sind. Denn es mußte der Apostolische, wie der Herr sagt, die Schafe nicht nur nicht aufgeben, sondern auch für sie gern den Tod erleiden. Hierzu spricht der Kaiser: Soviel erhellt, ist es, wenn sie in etwas gefehlt haben, nicht Schuld der Schafe, sondern des Hirten. Daher ist die Liebe des Herrn Apostolischen noch zu bitten, daß er mit uns das, was sie wider uns gethan haben, erlasse. Hierauf erklärt der Kaiser den Streit des heutigen Tages für geendet. Den folgenden Tag eröffnet der Kaiser die Sitzung mit einer Rede des Inhalts: Da die römischen Kaiser die casinenser Kirche als ihre besondere Kammer über alle Klöster des römischen Reiches erhöht habe, so gezieme es dem Papst, mit ihm (dem Kaiser) dieselbe Kirche zu pflegen. Der obwaltende Streit sei ein unaussprechlicher, da Glieder eines und desselben Körpers nicht mit einander streiten können. Niemand dürfe es ihm (dem Kaiser) verargen, daß er die casinenser Kirche gleichsam zu beschützen scheine, da es ein Streit zwischen Mutter und Tochter sei. In einem Familienzwiste könne die Mutter die Tochter, oder der Vater den Sohn im Zorne erschlagen. Hindere ein Gutdenkender einen solchen Mord, indem er dazwischenspringe und den Sohn aus der Gefahr rette, werde dann der Vater, wenn er wieder zur Besinnung gekommen, und sein Zorn sich gelegt, klagen, daß er von jenem Manne ein Unrecht erlitten? So werde die allgemeine Mutter, die römische Kirche, wenn sie den Zorn abgelegt, seinem (des Kaisers) Reiche Dank wissen, daß er die Tochter aus der ihr durch Zorn drohenden Gefahr befreit. Hierauf fodert der Kaiser zur Fortsetzung der Streitführung über das Streitige auf. Der Cardinal Gerard sagt, der Papst versichere, er könne auf keine Weise jemals dulden, daß er ohne Eid und Treuverpflichtung die Mönche aufnehmen solle. Petrus Diaconus erwiedert, daß sie über dieses vor des Kaisers Gegenwart und nach der Vorschrift des Herrn und den kaiserlichen Edicten genug gehandelt; übrigens möge es der Cardinal, wenn er etwas außer diesem habe, aussagen. Gerard stellt dem Kaiser vor, daß die, welche er vertheidige, mit Roger, dem Grafen der Sicilier, sich gegen die römische Kirche und das Reich des Kaisers verschworen, und nicht nur dieses, sondern sie sogar mit dem Bannfluche belegt, eine unerhörte Sache, daß die Gebundenen sowol die Gelöseten binden, als die Gebundenen lösen. Der Kaiser sagt, er vergebe, was die Casinenser gegen ihn begangen, gern; wie er, möge auch der Papst ihnen das vergeben, was sie gegen die römische Kirche und gegen ihn gesündigt. Der Cardinal Gerard erwiedert, daß er, obgleich er die Stelle seines Herrn, des allgemeinen Papstes Innocentius vertrete, er doch über solche und so große Dinge ohne ihn nicht bestimmen könne. Der Kaiser gestattet die Auseinandergehung der Versammlung. Als die folgende Nacht der Kaiser nach seiner Gewohnheit wachend zubringt, hält Petrus Diaconus mit gebeugtem Knie eine Rede für die casinenser Kirche an ihn; er beschwört ihn darin, daß er nichts zum Nachtheile der casinenser Kirche geschehen lassen, namentlich, daß er nicht dulden möge, daß die casinenser Mönche zur Eidesleistung gezwungen werden. Besonders beweglich ist, wie Petrus Diaconus in dieser Rede[44]) den Karlmann[45]) als Beschützer der casinenser Kirche Worte an den Kaiser Lothar richten läßt, und auch zum Schluß den Vater Benedict den Kaiser anredend ein-

43) Nämlich ad Gallias in der Mehrzahl, in welcher auch Teutschland darunter verstanden wird.

44) s. diese Rede des Petrus Diaconus im Chron. S. Mon. Casin. L. IV. c. 111. p. 576. 45) Karlmann ist dem Petrus Diaconus nicht blos jener geschichtliche Fürst, der im Kloster von Montecasino Mönch wird, sondern er ist ihm auch zugleich Kaiser, und er läßt ihn daher mit dem Kaiser Lothar als mit seinem Nachfolger sprechen.

führt. Den folgenden Tag, als die Cardinäle vor den Kaiser gerufen sind, sagt Gerard, der Papst habe erwiedert, er könne auf keine Weise und unter keiner Bedingung das bischöfliche Recht, welches seine Vorgänger in den vorhergehenden Zeiten gehabt, aufgeben. Kaiser Lothar sagt, er wolle die casinenser Kirche um so mehr vertheidigen und erhöhen, je mehr sie von seinen Vorgängern geehrt und bereichert worden sei. Der Apostolische möge also wissen, daß die Schlösser, Ortschaften und Landgüter und alle Besitzungen des Klosters seinem (des Kaisers) Reiche angehörten; das bischöfliche Recht aber, in soweit es ihm zukomme, bewillige er ihm. Der Kanzler Bertulf sagt, daß der Apostolische an der casinenser Kirche, als der besonderen Kammer des römischen Reiches, kein anderes Recht haben dürfe, als die Weihung des Abtes. Gerard zeigt sich damit zufrieden, verlangt aber vom Kaiser, daß die Casinenser diesem die Sicherheit der weltlichen und dem Apostolischen die der göttlichen Dinge durch Eidschwur bekräftigen sollen. Der Kaiser erklärt, daß er die Verordnungen seiner Vorgänger nicht brechen wolle, und könne. Der Cardinal Gerard dagegen redet von der großen Verwunderung des Papstes, daß der von der Kirche zum Kaiser Geweihete gegen diese für die casinenser Kirche etwas zu erstreben suche. Der Kaiser hierüber erzürnt, macht in einer langen Rede geltend, wie viel Geld und Zeit er auf die Heerfahrt zu Wiedereinsetzung des Papstes verwendet, hebt hervor, was seine Vorgänger zur Erhöhung der casinenser Kirche als ihrer eignen Kammer gethan, führt noch mehres andere von den Vorzügen dieser Kirche an und schließt, die römische Kirche möge die Kammer des römischen Reichs, die casinenser Kirche, entweder wieder annehmen, oder das römische Reich werde unwiderruflich getrennt werden. Der Cardinal erkennt die Befehle des Kaisers als gerecht an, aber es müsse erst an den Papst darüber berichtet werden. So wird die Zusammenkunft des vierten Tages aufgelöst. Als am Morgen darauf die Großen der beiden Parteien wieder zusammengekommen sind, sagt der Cardinal Gerard, der Stellvertreter der römischen Kirche, der Papst habe auf den Antrag des Kaisers geantwortet, daß er (der Papst) den Mönchen von Casino den Eidschwur und den Gehorsam nicht erlasse. Indessen müsse man mit ihm (dem Cardinal) über die Wahl des Abtes disputiren, aus welchem Grunde die Excommunicirten einen Excommunicirten und einen Schismatiker der Kirche Christi vorgesetzt. Petrus Diaconus verlangt zu wissen, was der Cardinal der Wahl des Abtes entgegensetzen wolle. Der Cardinal Gerard sagt, die erste Einwendung sei, daß sie sich ohne Einwilligung und Willen des römischen Bischofs einen Abt gewählt. Auf Auffoderung des Petrus Diaconus geht der Cardinal auf Einzelnheiten in frühere Wahlen, Ordinirungen und Absetzungen der Äbte ein. Es erhellt aus einigen allerdings die Einmischung des Papstes. Petrus Diaconus zeigt aber durch Darlegung der Umstände, unter welchen es geschehen, daß es nicht in der Regel, und fragt endlich, wer den heil. Benedict gewählt. Der Cardinal schweigt. Petrus Diaconus sagt, daß es von Gott geschehen. Der Cardinal weiß sich nicht anders zu helfen, als dieses für eine neue Redeweise des Mönches zu erklären. Der Kaiser sagt, daß das, was der heil. Benedict auf Gottes Befehl gethan, diesem zuzuschreiben, und auf des Kaisers Geheiß verliest Petrus Diaconus, wie der heil. Benedict nach Casino gekommen und was er hier gethan, und geht dann auf des Kaisers Befehl wieder zu der Wahl der Äbte, und zwar, da er bereits gezeigt, daß die Ordination der neueren Äbte keineswegs von dem Papste geschehen, zur Darlegung der Ordination der alten Äbte über. Nachdem er gezeigt, daß sie von den Mönchen ordinirt worden, spricht der Cardinal Gerard Verwunderung darüber aus, daß der Mönch sich nicht gescheut, solches vor der Brüder von Casino Wahl zu verhandeln, da der heil. Benedict in seiner Regel vorgeschrieben, daß, wenn die Congregation beim Wählen des Abtes geirrt, oder anders, als sie gesollt, gewählt, der Bischof, zu dessen Diöces der Ort gehöre, es keineswegs geschehen lassen solle. Petrus Diakonus erwiedert, daß diese Vorschrift diejenigen, welche die Wahl regulär und einmüthig vollziehen, nichts angehe. Im weiteren Verlaufe der Disputation über die Wahl der Äbte sagt Petrus Diaconus, er habe der Wahl des Seniorectus beigewohnt, aber weder einen Bischof noch Cardinal gesehen. Hierauf beginnt der Cardinal Gerard den Streit darüber, daß die Mönche von Casino einen Subdiakonus zum Abte gewählt, welches gegen das Decret des Papstes Eugenius, welcher befehle, daß nur einer mit priesterlicher Würde Begabter zum Abte erkoren werden könne. Petrus Diaconus macht dagegen frühere Bestimmungen, nach welchen die Abteswahl frei sein solle, geltend. Der Cardinal dagegen zeigt das Unpassende der Wahl eines Subdiakonus, und führt auch an, daß der heil. Benedict einen Leviten, nämlich den Maurus, als Abt nach Gallien gesandt, und fragt, wie könne vollends die Wahl eines excommunicirten und schismatischen Subdiakonus gültig sein. Der Kaiser vergibt den Mönchen von Casino alles, was sie bisher recht oder unrecht gethan und verlangt, daß der Stellvertreter des Papstes Gleiches von demselben verlangen solle, und gibt zu einem definitiven Beschlusse die Frist von vier Tagen. Petrus Diaconus bleibt am Hofe des Kaisers. Die Cardinäle statten dem Papst Bericht über das ab, was gesagt worden, und bemerken, ein Diakonus von Seiten der casinenser Kirche sei es, der allein für seine Kirche gegen die römische Kirche streite. Es war damals dort einer von den casinenser Mönchen, welcher gegen sein und seiner Kirche Heil den Papst begünstigte. Er brach hervor und sagte: Wisset, daß jener Diakonus, von welchem Eurem Apostolat[46]) erzählt ist, Mönch fast von seiner Kindheit an gewesen. In demselbigen Kloster nahm er so an Geist und Geschick zu, daß er die meisten Bücher der heiligen Schrift[47]), was andere kaum unter Anleitung der Lehrer fassen können, vollkommen verstand. Wenn ihr diesen mit

46) Eurer Heiligkeit. 47) Auch in den Acten seiner Streitführung für sein Kloster gibt er häufige Proben, wie bewandert er mit dem Inhalte der Bücher der heiligen Schrift war. Er überraschte mit geschickter Anwendung dieser Kenntnisse zu seinem Zwecke nicht selten seinen Gegner.

irgend einer Fessel einschränket, werdet ihr alle andern, welche zugegen sind, für nichts achten. Auf Befragen des Papstes Innocentius nach dem Geschlechte und Vaterlande dieses Diakonus antwortete jener: Sein Vater war der Sohn des Gregorius, des Sohnes des Gregorius de Alberico, des Herzogs und Consuls der Römer. Da sprach der Papst: Mit Gottes Hilfe werde ich sowol ihn, als alle andere mit einem solchen Fußeisen fesseln, daß sie weder gegen mich, noch meine apostolischen Nachfolger sich zu mucksen [48]) (leise zu reden) wagen; und von heftigem Zorne bewegt ließ er nach dem vierten Tage dem Kaiser die Worte sagen, daß nicht diesem die Herrschaft (das Dominium) der casinenser Kirche, sondern ihm (dem Papst) gehöre; er habe beschlossen gehabt aus Liebe zu dem Kaiser und auf dessen Verlangen die Unterthanenpflicht (fidelitatem) den Mönchen zu erlassen, aber weil sie gegen sein Apostolat sich aufgelehnt, so müßte dieses und noch anderes dazu von ihnen verlangt werden. Dem Petrus Diaconus ließ der Papst durch seinen Kapellan Benedict entbieten, daß er aus dem Dienste des Kaisers gehen und die Genossenschaft der Brüder von Casino aufgeben solle; er (der Papst) wundere sich sehr, daß er (Petrus Diaconus), der aus römischem Geschlechte Entsprossene, die Liebe zu den Ausländern der zu seinen Stammgenossen vorgezogen, indem er die römische Kirche verlassen habe. Der Papst versprach ihm, daß er, wenn er die Casinenser aufgeben und sie nach Möglichkeit bekämpfen wolle, ihn unter seine Kapellane aufnehmen, und die Bedürfnisse darreichen wolle. Petrus ließ ihm dafür danken, daß er ihn für so groß halte und ihn in seinen Dienst einlade; übrigens werde er seine in dieser Gefahr sich befindenden Genossen nicht aufgeben, und versprach, daß er nach Beendigung des Streites im Dienste der römischen Kirche und des römischen Bischofs verharren werde. Nachdem die Cardinäle sich aus dem Angesicht des Kaisers entfernt, verhöhnt ein cistercienser Mönch die Mönche von Casino darüber, daß sie dem Sohne des Petrus Leonis angehangen und einen Abt sich ohne Rath des Papstes gewählt hätten. Petrus Diaconus nimmt den Streit auf, und vertheidigt die vom Cistercienser für ungültig erklärte Wahl Raynald's. Endlich bemerkt der Kaiser Lothar: Über alles, was unsrer Kammer, nämlich der casinenser Kirche, der cistercienser Mönch vorgeworfen hat, hat Petrus Diaconus deutlich genug und beredt geantwortet, und erklärt den Streit für heute geschlossen und für morgen früh wieder aufzunehmen. Als der Kaiser den Tag darauf mit den Großen im Consistorium sitzt, greift der cistercienser Mönch die Casinenser wegen der Veränderungen an, die sie mit der Regel des heil. Benedict vorgenommen. Petrus Diaconus vertheidigt sie gegen diese Beschuldigung und macht namentlich geltend, daß auch der Vater Benedict schwarze Kleidung getragen. Der Kaiser bemerkt gegen den Cistercienser, dieser habe mannichfaltige Verschiedenheiten der Reden gegen die casinenser Kirche vorgebracht, doch Petrus Diaconus und des römischen Reiches Getreuer [49]), habe auf seine (des Cisterciensers) Reden deutlich genug geantwortet und alle Ungewißheiten aus ihrem Geiste [50]) verscheucht; es möge daher jeder in seine Herberge gehen, um morgen zum Streite wieder zu kommen. Petrus aber, sagt der Kaiser weiter, bleibe am kaiserlichen Hofe mit Bertulf, unserm Kanzler, um die Dienste des Reiches zu verrichten [51]). Als die Nacht kommt, läßt sich der Kaiser die Thaten (Geschichten) der Kaiser, Könige, Herzoge [52]) und Fürsten der Römer, der Griechen, der Ismaeliter und verschiedener Völker aus den Jahrbüchern der Kaiser (Annalibus Imperatorum) vorlesen, und die Aussprüche [53]) derselben einzeln anmerken [54]). Den Morgen darauf, als der Kaiser hat beide Parteien kommen lassen und im Consistorium sitzt, befiehlt er: Ihr sollt eure Meinungen durch Zeugnisse der Schriften verwahren, damit alle Ungewißheiten des Zweifels entfernt werden, und wir fest an der Gerechtigkeit, Billigkeit und Wahrheit hängen können. Der Cistercienser antwortet: mit Recht wäre mit jenem für die casinenser Kirche streitenden Jünglinge ein Kampf einzugehen, wenn nicht mit dem Schisma und Ketzerei er selbst und die Kirche von Casino befleckt wäre. Petrus Diaconus erröthete; es steckte ihm die rasende Zunge, welche, wie der Geschichtschreiber von sich selbst bemerkt, eher in ein Bellen, als in gelassene Worte ausbrach. Der Kaiser Lothar kam des Petrus Diaconus Worten zuvor und sagte: Weil für die casinenser Kirche du allein gegen alle den Kampf aufzunehmen begonnen, so gebührt es sich, daß du höflich und nicht wuthig antwortest, denn es ist unziemend, daß ihr, die ihr euch am kaiserlichen Hofe befindet, und zu Protodomesticis [55]) gemacht seid, etwas Unehrbares oder Abgeschmacktes in der Rede, im Gange oder in der Kleidung hervorbringt. Petrus Diaconus entschuldigt sich bei dem Kaiser, daß der Cistercienser ihn dazu gezwungen, da er sogleich am Anfange der Disputation mit Beleidigungen begonnen und in Beleidigungen beharre. Der Cistercienser will wissen, wodurch, und Petrus Diaconus erweist dieses als Beleidigung, daß er ihn und die Casinenser vor dem Kaiser ganz fälschlich bezüchtigt habe. Nachdem sie lange sich gestritten, antwortet der Patriarch von Aquileja: Mit gerechtem und gehörigem Grunde steht fest, daß der Cistercienser von Petrus Diaconus besiegt ist, und es sei deshalb dieses Streites ein Ende. Den Tag darauf sagt der von Seiten des Papstes kommende Gerard zu dem auf der Richterbühne sitzenden Kaiser, daß die römi-

48) Muttire. 49) Petrus Diaconus et Romani Imperii fidelis, sagt der Kaiser Lothar bei unserm Geschichtschreiber im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 114. p. 581.

50) Nostris mentibus, nämlich dem Geiste des Kaisers und der Seinigen. 51) Imperii servitia peracturus, sagt der Kaiser von Petrus Diaconus. 52) Oder Heerführer, wenn die Geschichte der alten römischen Kaiser gemeint ist. 53) Sententias. 54) Der Kaiser that dieses vielleicht nicht in besonderer Beziehung auf den Streit der casinenser mit der römischen Kirche, sondern zu seiner Belehrung überhaupt; Petrus Diaconus mußte dabei den Dienst verrichten, vorlesen oder aufzeichnen, oder beides. Doch kann man freilich durch das sogleich darauf Folgende geneigt gemacht werden, die Ausziehung jener Stellen als Vorbereitung zu dem Streite am Morgen zu nehmen, und auch diese Ansicht hat manches für sich. 55) Erste Domestici s. d. Art. Domesticus i. d. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 26. Th. S. 404 fg.

sche Kirche von keinem Menschen, sondern durch Jesum Christum mittels Absendung des Petrus, des ersten der Apostel, gestiftet sei, und deshalb aus Liebe zu irgend jemand die Rechte der römischen Kirche nicht verletzt werden dürften. Petrus Diaconus antwortet, daß der Papst niemals Eidschwur von den Mönchen von Casino empfangen. Der Cardinal entgegnet, darum sei dieses nicht verlangt worden, weil sie bis zu jenen Zeiten in der Einheit der Kirche verblieben seien, aber seit dem Zurücktreten von der Kirche und dem begangenen Schisma seien sie aus dem Vaterlande Vertriebene und dürften ohne Eidschwur nicht aufgenommen werden, und bringt auf Befehl des Papstes ein Capitel des nicänischen [56]) Concils des Inhalts vor, daß die vom Schisma Zurückkehrenden ohne Eidschwur nicht aufgenommen werden sollten. Der Kaiser Lothar antwortet: Nicht aus diesem Grunde habe ich euch versammelt, daß ihr die Rechte der Kirchensatzungen untersuchen, sondern daß ihr gütig und leutselig gegen die Kirche von Casino verfahren sollt, und fodert die Päpstlichen auf, seiner der römischen Kirche erzeigten Wohlthaten eingedenk zu sein, und der Gefahren, welchen sich der Kaiser mit seinem Heere zur Wiedereinsetzung des Papstes unterzogen, und des Verlustes an Verwandten und Freunden, den er dabei erlitten, sich zu erinnern; die Mönche von Casino haben ihre Zuflucht nicht zu einem Feinde des Papstes, sondern zum römischen Kaiser und Vertheidiger der Kirche genommen; würde man ihn in diesem betrüben, so möchte man für ganz gewiß wissen, daß das römische Reich von jenem Tage an und hinfort vom Papste zerrissen und getrennt sei, und der Kaiser ihn für einen Feind halten müsse. Da das ganze Heer des Kaisers dem von ihm Gesagten Beifall zurief, ging er nach einander durch alle geistlichen und weltlichen Großen, und zum achten Male durch die Kaiserin Richiza, und zum neunten Male durch sich selbst (in eigner Person) den Papst wegen derselben Sache an. Der Papst erklärt sich endlich zur Erfüllung des Willens des Kaisers bereit. Der Kaiser, hierüber ganz erfreut, bittet wieder in eigner Person den Papst für die Kirche von Casino. Innocentius spricht seine Verwunderung aus, daß er für diejenigen bitte, welche den Papst und den Kaiser mit Bannfluch belegt und abgesetzt, und den Sohn des Petrus Leonis als Papst angenommen. Der in Thränen zerfließende Kaiser bittet den Papst, daß er die Strafe, mit welcher die Mönche von Casino zu züchtigen seien, gegen ihn (den Kaiser) kehren, und wenn sie zu entsetzen seien, ihn absetzen solle. Der Papst erklärt sich bereit, aus Liebe zu dem Kaiser den Mönchen von Casino alles, was sie begangen, zu vergeben, unter der Bedingung, daß sie den Sohn des Petrus Leonis nebst seinen Anhängern mit Bannfluch belegen, und ihm (dem Papste Innocentius) und seinen Nachfolgern Gehorsam geloben. Der hiermit zufriedene Kaiser sendet, als das Fest der heil. Blutzeugin Symphorosa erscheint, mit dem zum Abte Erwählten und den Brüdern geistliche und weltliche Fürsten des Reichs zu dem Papste. Als sie sich dessen Zelte genaht, fragen entgegenkommende Cardinäle den zum Abte von Casino erwählten Raynald, ob er den Sohn des Petrus Leonis verschmähen wolle. Da Raynald dieses erfüllen will, lassen ihn die Cardinäle augenblicklich eine Eidesformel [57]) schwören, welche nicht nur die Anathematisirung von jedem gegen die heilige katholische und apostolische Kirche sich erhebenden Schisma von und aller Ketzerei, und die Verwerfung des Sohnes des Petrus Leonis und Roger's von Sicilien und ihrer Anhänger, sondern auch dieses enthielt, daß der Schwörende dem Papst Innocentius und seinen kanonisch eintretenden Nachfolgern gehorsam sein werde. Als Raynald dieses beschworen, nöthigen die Cardinäle die übrigen ebenfalls zu schwören. Sie sagen dagegen, daß sie dem Vater Benedict und seinen Nachfolgern geschworen, und deshalb keinen Eidschwur thun könnten. Da befiehlt Raynald von des Vaters Benedict's und seiner (Raynald's) Seite, daß sie den Gehorsam, welchen sie bisher dem heiligen Benedict und seinen Nachfolgern erwiesen, in die Hand des Papstes geloben. Die so umstrickten Brüder schwören das, was der zum Abte Erwählte auf die Evangelien beschworen, in die Hand des Bischofes von Ostia nach dem Inhalte der so eben angegebenen schriftlich verfaßten Eidesformel mit dem Zusatze: wenn die casinenser Kirche von dem römischen Stuhle gespalten sein würde, so werde ich im casinenser Kloster nicht bleiben, noch dem Abte gehorsam sein, unbeschadet der Fidelität [58]) des römischen Reiches. Als dieses nach dem Belieben des Papstes erfüllt ist, werden sie von den Banden der Excommunication gelöset, mit den entschuhten Füßen zu des Papstes Füßen, und dann zum Kusse angenommen. Zu dem Petrus Diaconus aber, welchen darauf insbesondere der Papst zu sich beschied, sagte dieser: Ich befehle und verfahre gegen dich in der Kraft des heiligen Geistes und bei dem Eidschwur, welchen du am heutigen Tage mir und meinen Nachfolgern geleistet hast, beschwöre ich dich, daß du, in welcher Stunde du immer ein Schreiben oder einen Gesandten von mir und meinen Nachfolgern erhältst, keine Gewalt hast, länger dich aufzuhalten, oder zu verbleiben, sondern du sollst dich befleißigen, so schnell du kannst, dich den Füßen des apostolischen Stuhles und des Bischofes, der zur Zeit sein wird, darzustellen; denn ich will nicht, daß durch dich die römische Kirche beunruhigt werde, oder einen Streit erleide. Raynald nebst den Brüdern erhielt vom Kaiser Lothar eine Stelle unter den Kapellanen des Reichs. Unter den Gesandten des Kaisers Johann von Constantinopel, welche in diesen Tagen zu dem Kaiser Lothar kamen, war ein Philosoph, welcher vor dem Kaiser, wiewol in der Ferne stehend, den römischen und apostolischen Stuhl und die ganze abendländische Kirche mit beißenden Worten anfiel, indem er behauptete, der römische Pontifex sei Kaiser, nicht

56) Fälschlich wurde dieses Capitel als eins des nicänischen Concils ausgegeben und angenommen; es war das Statut anderer Kirchensatzungen.

57) s. die Eidesformel, welche auch Petrus Diaconus schwören mußte im Chron. S. Monast. Casin. c. 115. p. 581. 58) d. h. unbeschadet der dem römischen Reiche schuldigen Pflicht der Treue (Unterthanenpflicht).

Bischof, und die römischen Kleriker Excommunicirte und Azymiten[59]) nannte. Gegen den Griechen nahm Petrus Diaconus den Streit eifrig auf. Als aber die Nacht der Disputation ein Ende machte, befahl der Kaiser, daß sie mit dem frühesten Morgen vor dem kaiserlichen Consistorium zusammenkommen und der Grieche, wenn er etwas gegen die römische Kirche hätte, es vorbringen sollte. Als dieses den andern Tag geschah, ließ Petrus Diaconus dem Griechen sagen, warum er gegen ihn (Petrus Diaconus) und die ganze römische Kirche das Geschoß des Bannfluches geschleudert, und erhielt von ihm zur Antwort, weil sie die Statuten des nicänischen Concils dadurch überschritten, daß sie hinzugefügt[60]), daß der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe, denn auf demselben Concil sei geschrieben worden, daß der Geist vom Vater ausgehe. Petrus Diaconus sagte darauf: Wenn ihr uns Excommunicirte nennt, dafür, daß wir hinzugefügt, daß der Geist vom Vater und Sohn ausgeht: so seid ihr daher auch excommunicirt, weil ihr hinzugefügt habt, daß er allein vom Vater ausgeht. Bei diesen Worten schwieg[61]) der Grieche. Aber nicht lange, und wandte sich nun gegen den Petrus Diaconus auf ein Feld, wo dieser nothwendiger Weise geschlagen werden mußte; wenigstens gibt er nicht an, was er darauf geantwortet, als der Grieche den Übelstand hervorhob, daß die Priester sich in den Krieg stürzen, und sowie der Papst Innocentius thue, Geld vertheilen, Soldaten sammeln, und mit Purpur sich kleiden. Hierüber und noch über vieles andere ward gesprochen. Nur die Nacht machte dem Streit ein Ende. Der Grieche übersetzte das, was er gesagt, und die Antworten des Petrus Diaconus in die griechische Sprache, und brachte sie nachmals dem Patriarchen von Constantinopel und nahm sie in diese Stadt mit zu sich, auch zu dem Zwecke, sie dem Kaiser Johann einzuhändigen. Jetzt übergab der Grieche die Auctoritäten, durch welche die Griechen die Eheweiber (der Priester) vertheidigen, in Schriften dem Petrus Diaconus.

Kaiser Lothar über den Streit, welchen Petrus Diaconus mit dem Griechen gehabt, über die Maßen erfreut[62]), machte ihn auf Verwendung[63]) der Kaiserin Richiza und des Herzogs Heinrich von Baiern und des Herzogs Konrad von Schwaben zum **Logotheta a secretis**[64]), **Exceptor**[65]), **Auditor, Chartularius** und Kapellan des römischen Reiches. Petrus Diaconus benutzte zum Nutzen seines Klosters den Einfluß, den er beim Kaiser gewonnen hatte. In dessen und der Großen Gegenwart rief Petrus gerichtliche Hilfe an, wegen des Klosters des heil. Benedict in Bari, welches die barenser Bürger der Herrschaft des Klosters von Casino seit dem Tode des Abtes Desiderius (als Papst Victor III.) entzogen hatten. Der Kaiser beschied die Barenser vor sich, und fragte sie, wie sie sich wegen des Besitzes der genannten Kirche ausweisen könnten. Da sie keine Urkunde vorzeigen konnten, verlas Petrus Diaconus auf Befehl des Kaisers, wie jene Kirche Pipin und Karl der Große, sein Sohn und alle nachfolgende Kaiser dem heil. Benedict und dessen Kloster von Casino überlassen. Der Kaiser Lothar erkannte die Beweisführung des Klosters von Casino an, und befahl den Barensern die Wiederherausgabe der genannten Kirche an das Kloster von Casino, unter Androhung einer Geldstrafe von 100 Mark Gold. Da beklagte sich Petrus Diaconus auch über den Grafen Robert von Laurotello, welcher die im pinnenser Gebiete gelegene Kirche nebst vielen andern Besitzungen und Kirchen einem seiner Ritter zu Lehn gegeben hatte, und der Kaiser ließ sie dem Kloster von Casino wieder zusprechen. Ja! er verpflichtete alle Großen derjenigen Provinzen[66]) in Italien, in wel-

59) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 6. Th. S. 528. 60) Auf dem ephesinischen Concil wurde ausdrücklich verboten, daß zu dem nicänischen Glauben nichts hinzugefügt, noch etwas hinweggenommen werden solle. 61) Angelus de Nuce bemerkt hierzu, daß diese Gegenbeschuldigung völlig schlagend und peremtorisch, wenn sie absolut wahr gewesen, und geht dann in nähere Betrachtungen ein (s. die erste Anmerkung zum 116. Capitel des **Chron. S. Monast. Casin. p. 583. 584**). Dazu findet sich auch von Angelus de Nuce: **Excursus Historico-Theologicus, de particula Filioque in Symbolo. p. 584—589**, und vom Abte Pancratius von Casino: **Excursus alter Historico-Scholasticus: Doctrina Scholasticorum de Processione Spiritus Sancti a filio sicut a Patre. p. 589—591.** 62) Doch läßt sich aus dem Umstande, daß der Grieche die Acten des Streites mit nach Constantinopel nahm, schließen, daß er sich den Sieg zuschrieb. Der Kaiser war also wol blos über den ersten Gegenstand des Streites, nämlich über den Glaubensartikel vom Ausgehen des heiligen Geistes, über die Maßen erfreut, weil hier Petrus Diaconus gesiegt zu haben schien. Daß dieser bei den übrigen Gegenständen des Streites nicht siegte und nicht siegen konnte, machte natürlich der einsichtsvolle Kaiser Lothar dem Petrus Diakonus nicht zum Vorwurfe, denn beide sahen ein, daß das kriegerische Treiben des Papstes sich mit der Würde eines christlichen Priesters nicht vertrug, wiewol allerdings der Kaiser mit seiner bessern Einsicht hier im Streite sein mußte, da die Kaiser und Könige das Recht hatten, daß die Bischöfe mit ihren Leuten Heerfolge leisten mußten. Aber freilich kam dieser Übelstand aus dem andern, eben so großen, her, daß die Bischöfe zugleich Landesfürsten waren und dadurch, sowie auch Äbte, eine kriegerische Haltung erhielten, sodaß auch Lothar selbst den Abt Guibald von Stabulo zum Anführer der Expedition gegen Salerno machen konnte.

63) Es läßt sich aus der in Urkunden gewöhnlichen Wendung: **Interventu Richizae piissimae Augustae et Henrici Ducis Bajoariorum et Conradi Ducis Suevorum**, welche Petrus Diaconus (**Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 113. p. 595**) braucht, schließen, daß eine Urkunde über seine Ernennung zu jenen Ämtern ausgestellt wurde und Petrus Diaconus jenes aus derselben entlehnte; denn er stand in der Gunst und Achtung des Kaisers zur Zeit seiner Ernennung zu jenen Reichsämtern bereits so hoch, daß es einer Verwendung und Empfehlung von Seiten der Genannten nicht bedurfte, und es wurde jene Formel nur darum in das Diplom aufgenommen, weil sie so gewöhnlich war. 64) In der Ausgabe des **Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 116** von Angelus de Nuce wird das **a secretis** als besonderer Titel genommen, nämlich von **Logotheta** durch ein Komma getrennt. Besser jedoch wird **a secretis** zu **Logotheta** gezogen (vergl. *Du Fresne*, **Gloss. Lat.** unter **Logotheta**) und durch erster Geheimschreiber erklärt. In dem Briefe Lothar's an den Abt Guibald von Casino (im **Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 126. p. 598**) verlangt der Kaiser: **Petrum Casinensem Diaconum, qui a nostra Imperiali serenitate Logotheta Italicus, Exceptor, Chartularius et Capellanus Romani Imperii constitutus est.** Hier fehlt also **a secretis**, doch freilich **Auditor** auch. Aber der Kürze halber, denn daß **a secretis** zu **Logotheta** gehört, zeigt Petrus Diaconus, wenn er im 66. Capitel des vierten Buchs des **Chron. S. Monast. Casin. p. 536** bemerkt: **Postquam a secretis effecit Logothetam.** 65) Notar. 66) Petrus Diaconus macht die Provinzen namhaft im 4. Buche Cap. **117** des **Chron. S. Monast. p. 592.**

chen seit den Tagen Justinian's des Großen Besitzungen dem Kloster von Casino vorenthalten waren, zur Herausgabe derselben, unter Androhung des Zornes des Reiches und einer Strafe von 1000 Pfund Gold im Falle der Unterlassung. Mit Erlaubniß des Papstes und des Kaisers kehrte Raynald nach Casino zurück. Aber den Diakonus Petrus und den Mansionarius Bertulf behielt Kaiser Lothar auf derselben Expedition bei sich. Da jedoch Petrus von Unpäßlichkeit niedergedrückt war, so ging er mit Erlaubniß des Kaisers nach Casino, um 14 Tage daselbst zu bleiben. Während dessen ward Raynald bei dem Kaiser angeklagt, daß er den König Roger begünstige, weil er Gesandte von ihm empfing. Der Kaiser entbot Raynalden zu sich, auch solle er den Diakonus Petrus nebst dem Dechanten von Casino sogleich zu ihm zurückschicken. Raynald, schwer erkrankt, blieb in Casino zurück, sandte aber, wie der Kaiser ihm befohlen hatte, den Petrus Diaconus sogleich zu ihm zurück. Während der Kaiser zu Capua sich aufhielt, machten bei ihm die Brüder vom Kloster des heiligen Blutzeugen Vincentius Anruf um gerichtliche Hilfe gegen die casinenser Kirche, weil dieselbe sie der Schlösser Cardetum, Vitecusum, Vallis Rotunda, Saraceniscum und andrer dem heiligen Vicentius gehöriger Besitzungen beraubt. Petrus Diaconus, der zugegen war und dafür hielt, daß eine solche Anrufung um gerichtliche Hilfe durchaus nicht zu dulden sei, fragte sie vor dem Kaiser, unter welchem Kaiser die genannten Schlösser dem Kloster des heiligen Vincentius überlassen seien. Da sie die Zeiten Ludwig's II. angaben, antwortete Petrus Diaconus, daß sie ungerechter Weise eine Anklage gegen die casinenser Kirche vorbrächten, da ein Präceptum [67]) über die Besitzungen des heil. Benedict in den Zeiten des Justinus des Ältern und des Justinianus, ungefähr 300 Jahre früher, als Ludwig regierte, geschrieben sei. Der Kaiser sprach aus, daß es ungerecht sei, daß die casinenser Kirche die besondere Kammer des römischen Reichs, irgend eine Besitzung oder ein Schloß, welches sie vor ungefähr 600 Jahren gehabt, zu seiner Zeit verlieren sollte, und daß das, was dem heil. Benedict überlassen worden, ohne allen Streit ihm ewig gehören müßte, bei einer Strafe der dawider Handelnden von 1000 Mark Gold. Nachdem der Kaiser so seine Geschäfte geordnet, gelangte er mit dem ganzen Heere und unter der Begleitung des Papstes Innocentius zu der Stadt S. Germano. Den andern Tag (an dem Tage der Kreuzeserhöhung) sandte der Kaiser Anno'n, den Abt des lüneburger Klosters, und den casinenser Abt, Petrus in das Kloster von Montecasino, und ließ durch sie den Brüdern entbieten, daß sie nichts Unordentliches und Undisciplinirtes in der Kleidung, Rede oder dem Gange haben sollten, er selbst werde mit den Cardinälen, Erzbischöfen, Äbten und weltlichen Fürsten kommen und untersuchen, ob Raynald der Abteswürde würdig sei. Den Morgen darauf hatte jener große Besuch statt. Nachdem der Kaiser das Kloster reichlich beschenkt, kam es zur Untersuchung der Sache des zum Abte erwählten Raynald, und da sich der Papst Innocentius einmischte, endigte sie sich natürlich damit, daß Raynald abgesetzt ward. Es ward der Lothringer Guibald, der bereits Abt von Stabulo war, ein in der Rhetorik und in den mathematischen Wissenschaften ausgezeichneter Mann, welcher den Befehl bei der Seeexpedition gegen Neapel geführt, zum Abte von Montecasino erwählt. Als der Kaiser am achten Tage nach seiner Ankunft dem Kloster Casino Lebewohl sagte, und sein Lager bei Aquino aufschlug, und der Abt Guibald dahin kam, war unter dessen Begleitung Petrus Diaconus. Als der Kaiser und der Papst hier das Fest des heil. Mauricius feierte, lud er zum Gastmahle auch den Abt Guibald nebst den Brüdern des Klosters von Montecasino ein. Nach dem Essen beschied der Kaiser den Diakonus Petrus zu seinem Consistorium, und befahl ihm, daß er mit den ihm [68]) von seiner Majestät übergebenen Präceptis (Urkunden) nach Gallien [69]) gehen sollte, um die kaiserlichen Dienste immer zu verrichten. Dem Abte Guibald war dieses sehr unangenehm, und er bat den Kaiser, er solle ihn nicht des Dienstes des Petrus Diaconus berauben, damit er des Beistandes desselben nicht entbehren müsse. Der Kaiser willigte in das Verlangen Guibald's und sagte in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja, der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte und anderer Großen des römischen Reiches, indem er die Hand des Petrus Diaconus ergriff, und ihn Guibalden damit übergab: Die Majestät unsers von Gott zu erhaltenden Reiches hat diesen, welchen ihr sehet, zum Jünger [70]) Heinrich's, Bischofs von Regensburg und Kanzlers, gemacht, mit des Logotheta, Exceptors und Auditors Amte belohnt, und Sitz zum rechten Fuße bewilligt. Dieser allein ist im römischen Volke [71]) gefunden worden, daß er wider die Constantinopolitaner sich für unser Reich und den römischen Bischof entgegensetzte. Darum, weil du [72]) sagst, daß du ohne denselben nicht bleiben [73]) willst, so empfehle ich ihn deiner Treue auf das Angelegentlichste; halte ihn wie deinen Sohn [74]). Aber dem Kaiser war Petrus Diaconus ebenso unentbehrlich geworden, als dem Abte Guibald, denn schon in einem den 13. Sept. 1138 in der tiburtinischen Vorstadt [75]) gegebenen Schreiben entbot Ersterer den Letzteren, daß er ihm den von ihm zum italischen Logotheta, Exceptor, Chartularius und Kapellan des römischen Reichs gemachten Diakonus von Casino zu schicken sich befleißigen möge; er (Petrus Diaconus) solle für den Dienst seiner Treue Belohnung würdiger Vergeltung erhalten; denn seine kai-

67) Verordnung, Urkunde.

68) Petrus Diaconus war nämlich Chartularius (Archivar) des römischen Reiches. 69) Angelus de Nuce versteht unter Gallia hier das cisalpinische Gallien, durch welches der Kaiser sich nach Teutschland zurück zu begeben vorhatte. Aber es muß vielmehr Teutschland unter dem Gallia hier verstanden werden, da es der Kaiser von Petrus Diaconus sagt: Imperialia *semper* servitia peracturus, Petrus Diaconus sollte also in seinem beständigen Dienste sein. 70) Discipulus, d. h. hier Gehilfen, nämlich Mitarbeiter in der Kanzlei. 71) Geschlecht, nämlich gens. 72) Guibald. 73) Nämlich in Italien, da er sehr gut in seine Abtei Stabulo zurückkehren konnte. 74) Wir geben von dem, was der Kaiser zum Abte Guibald zur angelegentlichsten Anempfehlung sagt, natürlich nur einen Auszug; s. Chron. S. Monast. L. IV. c. 125. p 598. 75) Von Rom.

ferliche Majestät und die Collaterales des Reichs wollten wegen seiner (des Petrus Diaconus) Kunde der Alterthümer und Berichte aus der Geschichte [76]) seine Abwesenheit keineswegs ertragen. Abt Guibald solle durch Petrus Diaconus auch alle Praecepta (Urkunden) seiner (des Kaisers) Vorgänger schicken, die er (der Kaiser) ihm (dem Petrus Diaconus) zu Aquá Pensiles einst zur Bewahrung gegeben. Aber Guibald wurde von den durch die Anhänger des Königs Roger erregten Unruhen bedrängt. In dem von Petrus Diaconus im Namen des Abtes Guibald verfaßten Schreiben, in welchem er diese Kriegsdrangsale beschreibt, und Guibald den Kaiser um Hilfe bittet, und das an ihn, als er bereits wieder in Ligurien war, gelangte, heißt es: Welche Verluste aber, welche Trübsale und welche Verfolgungen ich von ihnen (den Normannen und Langobarden) erleide, hatte ich beschlossen, durch meinen geliebtesten Sohn Petrus euch bekannt zu machen, aber weil dieses die Weite der Reise und Versperrung des Weges [77]) verhindert hat, werde ich es mit wenigen Worten (schriftlich) eröffnen. Kaiser Lothar starb auch bald darauf, und so blieb Petrus Diaconus in Casino und setzte hier seine schriftstellerische Thätigkeit fort, deren zweite Periode er durch die von ihm vorausgesandte Aufzählung seiner Reichswürden [78]) bezeichnet. Während er noch am Hofe des römischen Reichs sich aufhielt, verfaßte er die vor demselben geschehene Altercatio inter eum (Petrum Diaconum) et adversarium Casinensis Ecclesiae. Dann in Casino kürzte er den Solinus de Miraculis ab, schrieb De generibus lapidum pretiosorum ad Chonradum Imperatorem Liber, theilte die Expositio super Regula Sancti Benedicti, welche er absaßte, in vier Bücher, verfaßte Scholiae in veteri Testamento, schrieb zwei Briefe an den Kaiser Lothar auf Befehl des Abtes Guibald, einen an die Kaiserin Richiza über den Tod des Kaisers Lothar, einen andern an dieselbe über den Tod des Herzogs Heinrich von Baiern, einen sehr schönen Brief über die Wahl des Kaisers Konrad II. [79]), den Liber Notarum machte er aus einem kleinen einen größeren, und widmete ihn dem Kaiser Konrad. Den Vitrubius (Vitruvius) de Architectura mundi, welchen er verbesserte, kürzte er ab; übersetzte den vor ungefähr 800 Jahren vom Constantinopolitanischen Kaiser von der Stadt Rom nach Constantinopel hinweggebrachten Liber Haevae Regis Arabiae de pretiosis lapidibus ad Neronem Imperatorem aus dem Griechischen in das Lateinische; sang zwei Hymni in laudem Sanctae Justae Virginis et Martyris; verbesserte die verdorbene Visio Alberici Monachi Casinensis; verfaßte Chronica Regum gentis Trojanae, et Consulum, Dictatorum et Imperatorum; schrieb Miracula Sanctorum Martyrum Marci, Nicandri et Marciani; verfaßte sechs Hymnen zum Lobe derselben; sang Cantus (Mehrzahl) Beati Martyris Marci; verfaßte Scholiae in diversis sententiis; Exhortatorium ad Monachos, in quo ostendit, quid custodire, quid cavere debeant; De septem vitiis et virtutibus; De Moyse et via trium dierum, ac tribus temporibus; De Visione Ysaiae; Liber salutationum, exhortationum et opprobriorum; trug De Terra repromissionis Itinerarium aus allen alten Büchern zusammen und widmete es dem Abte Guibald; schrieb Vita Sancti Papae Leonis; verfaßte Historia gentis Trojanae a principio mundi usque ad sua tempora, sowie auch Liber prodigiorum et portentorum, welche beide Werke er dem erlauchtesten Ptolemäus II. [80]), dem Consul der Römer, widmete; schrieb De Temptatione Christi in deserto Omelia (Homelia), eine sehr schöne Abhandlung, und Altercatio, quam habuit cum quodam Constantinopolitano pro Romana ecclesia; verfaßte noch sehr vieles andere, welches er im 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. zu verzeichnen sich überhebt [81]). Außer seiner ungemeinen schriftstellerischen Thätigkeit und seiner merkwürdigen Rolle, die er am Hofe

---

76) Propter antiquitates et rerum gestarum relationes ejus (Petri Diaconi), heißt es im kaiserlichen Schreiben an den Abt Guibald im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 123. p. 598. 77) Nämlich durch die Kriegsunruhen, welche den Petrus Diaconus an der Reise zum Kaiser verhinderten. 78) Und zwar in dieser Reihenfolge: Demum vero pro responsis Casinensis coenobii Apocrisiarius ad Lotharium Tertium, Romanorum Imperatorem directus, postquam ei sessionem ad pedes suos concessit, postquam inter Capellanos Romani Imperii collocavit, postquam discipulum Bertulfi Cancellarii constituit, postquam a secretis effecit Logothetam, Exceptorem et Auditorem Romani Imperii illum constituit. 79) Als König von Teutschland der dritte.

80) Es ist dieses ohne Zweifel sein Verwandter, und er widmete ihm die Geschichte des trojanischen Geschlechts, weil sie ihre Abstammung aus der Gens Julia ableiteten. 81) *Johannes Baptista Marus Romanus*, S. Angeli in foro Piscium Canonicus, welcher das Opusculum Petri Diaconi de viris illustribus Casinensibus herausgegeben hat, sagt in der Anmerkung zum Capit. 47. de Petro: Einige Arbeiten, welche bisher der Presse noch nicht übergeben sind, werden in unsrer Kirchenbibliothek (in nostro sacrorum penario) in Handschriften aufbewahrt. Wir unterlassen nicht sie hier zu erwähnen. Sie sind: 1) De ortu et vita Justorum Casinensium, beginnt: Benedictus Signifer; 2) Scholia in diversas sententias, beginnt: Veni Verbum Dei; 3) Scholia in quaestiones veteris testamenti, beginnt: Mos est Sanctae Scripturae tempora mutare; 4) Exhortatorium ad Monachos, in quo ostenditur, quid custodire debeant, et de septem vitiis et virtutibus. De Patriarchis: de Rege Ozia et de Moyse, beginnt: Omnibus, qui sancti Benedicti Regulam; 5) Rhythmus de novissimis diebus, beginnt: Anno Christi passionis millesimo Satanas Averni Princeps solvetur a vinculis; 6) Altercatio pro Coenobio Casinensi, beginnt: Igitur dum in conspectu Imperatoris Lotharii; 7) Catalogus Regum, Consulum, Dictatorum, Tribunorum, Patriciorum ac Imperatorum gentis Trojanae; beginnt: Saturnus Urnius; 8) Epistola ad Lotharium Imperatorem Abbatis Casinensis nomine Guibaldi missa, beginnt: Post innumeras sollicitudines; 9) Epistola secunda ad eundem Imperatorem, beginnt: In variis, multiplicibus, ac diversis tribulationibus constitutus; 10) Epistola consolatoria ad Richizam Imperatricem de obitu Lotharii Tertii Imperatoris, beginnt: Licet nervus incisus doleat. 11) Epistola consolatoria ad Conradum Imperatorem secundo de electione sua, beginnt: Benedictio et claritas et sapientia 12) Sermo in coena Domini, beginnt: Scripturus venerabilem Domini passionem; 13) Sermo in Parasceue, beginnt: Hodie quadrifida fabrica Orbis invocatur; 14) Sermo in Sabbatho sancto, beginnt: Sicut fuit Jonas in ventre ceti; 15) Sermo in Resurrect. Domini, beginnt: Resultet hodie coelum; 16) Sermo in Ascensione Domini, beginnt: Hodie terrenis coelestia sociantur. 17) Sermo in festo Pentecostes; beginnt: Redemtoris nostri fe-

des Kaisers spielte, ist noch bekannt, daß Petrus Diaconus vom Papst Alexander III., welcher den casinenser Abt Ägidius von Benoso abgesetzt hatte, die Regierung des Klosters erhielt, jedoch nur unter dem Titel eines Procurators, bis Vorsorge wegen des Nachfolgers getroffen wurde. Petrus Diaconus stand damals in den funfziger Jahren, denn Alexander III. bestieg den päpstlichen Thron im J. 1159. Des Petrus Diaconus Todesjahr ist unbekannt.

Von seinem für uns am wichtigsten Werke, nämlich dem Chronicon S. Monasterii Casinense, trägt zwar nur das vierte Buch [82]) seinen Namen, da er dieses mit einer Zueignungsschrift an den Abt Raynald II., auf dessen Befehl er es verfaßte, einleitet und sagt, daß an Abfassung desselben der Tod den Leo von Ostia verhindert, aber es ist dieses nicht nur beiweitem das interessanteste, sondern Petrus Diaconus hat auch die vorhergehenden Bücher überarbeitet, und durch Einschaltungen erweitert [83]); besonders vom 35. Cap. des dritten Buchs an verdankt auch dieses dem Petrus Diaconus vieles, wo nicht das meiste. Doch hat er wegen seiner Freimüthigkeit, deren er sich gegen die römische Kirche bedient, bei den Anhängern derselben nicht das große Lob gefunden, das ihm gebührt [84]), obschon das Chron. S. Monast. Casin. wegen seiner Wichtigkeit für die Geschichte Italiens und selbst auch der Kaiser mehrmals herausgegeben ist, 1) zu Venedig 1513; 2) zu Paris 1603; 3) zu Neapel 1616 mit den Noten, aber auch den Textverstümmelungen des Matthäus Lauretus; 4) zu Paris 1668 wieder unverstümmelt und herrlich ausgestattet mit Anmerkungen von dem Neapolitaner Angelus de Nuce; 5) von Muratori 1723 im dritten Bande seiner großen Sammlung der Rer. Ital. Script., indem er dabei die treffliche Ausgabe des Angelus de Nuce zum Grunde gelegt, und auch die Commentarien oder Anmerkungen desselben beibehalten hat. Der Libellus de viris illustribus Casinensibus mit dem Supplement des Mönchs Placidus von Casino erschien, 1) herausgegeben mit Anmerkungen von Joh. Bapt. Marus Romanus zu Rom 1655; 2) wieder abgedruckt in der Bibliotheca Patrum T. XXII. p. 345 sq.; 3) zu Paris 1666; 4) in der Bibliotheca Ecclesiastica von Joh. Alb. Fabricius (Hamb. 1718); 5) bei *Muratori* Rer. Ital. Script. T. IV. (Mailand 1725.) p. 3—65 mit den Anmerkungen des Marus. Sein Liber de notis literarum ad Conradum Imperatorem [85]) erschien 1) zu Venedig 1525 durch Nicolaus Erythräus; 2) in den von Helias Putschius herausgegebenen Grammaticae Latinae Auctores Antiqui (Hanau 1605 p. 1579 sq.). Petrus Diaconus war nicht blos für seine eigne Person ein äußerst thätiger Schriftsteller, sondern regte auch andere zu schriftstellerischer Thätigkeit an, so z. B. den Petrus, Subdiakonus der römischen Kirche, den Verfasser der Passio beati Marci in Versen, und Raynald, den Subdiakonus von Casino, der

---

stivum diem; 18) Sermo in Nativitate Sancti Johannis Baptistae, beginnt: Hodie Evangelica tuba fulsit in Orbe; 19) Sermo in Natali Apostolorum Petri et Pauli, beginnt: Sanctissimus ac felicissimus dies; 20) Sermo de Sancto Laurentio Martyr., beginnt: Divini muneris sacratissimum hodie; 21) Sermo in Vigilia Assumptionis Beatissimae Virginis, beginnt: Sacratissimae ac intemeratae Genetricis; 22) Sermo in festivitate omnium Sanctorum, beginnt: Hodie aeterni Imperatoris claritas; 23) Sermo in Nativitate Domini, beginnt: Hodie mundo salus redditur; 24) Alter sermo in Nativitate Domini, beginnt: Hodie nobis pax vera refulsit; 25) Sermo singularis in octava S. Patris Benedicti, ubi de miraculorum abundantia, beginnt: Egregii atque pretiosissimi Confessoris Benedicti; 26) Vita S. Placidi discipuli S. Benedicti, sive Regestum ejus compilatum a nostro Petro circa annum 1130, ubi prolixae narrationes variorum de vita et martyrio S. Placidi, de oblationibus Tertullii, Justiniani Imperatoris, et Vitiliani Papae habentur; 27) Vita S. Severi, Episcopi Casinensis, ad Seniorettum Abbatem, beginnt: Quia vestra injussus potestate; 28) Vita Sancti Apollinaris Abbatis ad Raynaldum Casinensis Coenobii Diaconum, beginnt: Nimium admiranda; 29) Vita Sanctorum Guinizonis et Januarii ad Richardum Monachum, beginnt: Guinizonis ortum, vitam, obitumque descripturus; 30) Sermo in vigilia Sancti Marci Atinensis Episcopi, beginnt: Vigilias pretiosissimi Martyris et Pontificis Marci; 31) De Sanctis Atinatibus, scilicet Marco Episcopo, Nicandro et Marciano, eorumque miraculis, beginnt: Domitiano Imperatore Ecclesiam persequente; 32) Sermo in eorundem Martyrum festivitate, beginnt: Sanctam Venerandamque fratres carissimi; 33) De Beato Marco Atinensi Episcopo seorsim a Nicandro et Marciano sermones; der erstere beginnt: Unius idem est initium, celebritas et gaudium; der andere aber: Maximus Prophetarum. Von den oben erwähnten Werkchen, welche wir in Handschriften aufbewahren, hoffen wir, daß sie zum gemeinen Besten der Welt in das Licht ausgeben werden. So Marus in Beziehung auf die Schriften des Petrus Diaconus in der Bibliothek seiner obengenannten Kirche zu Rom. Von den in Handschriften auf der casinenser Bibliothek befindlichen Werken des Petrus führt er folgende auf: Vita Sancti Leonis Papae ad Innocentium Papam Secundum; Liber de locis sanctis, sive Itinerarium Terrae Sanctae (sieben Folia betragend). Liber, in quo descripti sunt fasti consulares, et series Imperatorum, Pontificum atque Abbatum Casinensium; Expositio in Regulam Sancti Benedicti (ein ziemlich großes Werk, von welchem ein Bruchstück von Joan. Bona, Lib. de Harmonia Psallentis Ecclesiae c. 12. §. 2 de Officio parvo Beatae Virginis Mariae. p. 241) mitgetheilt ist; Regestum pervetustum sign. 86. Characteribus Langobardis in membranis scriptum ex mandato Senioretti Abbatis, 259 Folia betragend; in ihm sind viele dem casinenser Kloster von Päpsten, Kaisern, Königen, Fürsten gegebene Diplomata enthalten. Es ist in sechs Classen getheilt, nämlich in Privilegia, Praecepta, Oblationes, Libelli, Renuntii et Sacramenta, und von Angelus de Nuce in seinen Anmerkungen zu dem Chron. S. Monast. Casin. benutzt. Durch dieses Regestum und andre Arbeiten erfüllte Petrus Diaconus nicht blos seine von ihm übernommene Pflicht als Klosterschriftsteller überhaupt, sondern insbesondere auch als Archivar. Angelus de Nuce (zum 66. Cap. des 4. Buchs des Chron. S. Monast. Casin. p. 536) bemerkt, daß sich in Casino nicht wenige, aber doch nicht alle Schriften des Petrus Diaconus befinden.

82) Es umfaßt dieses die Geschichte seit dem Tode des Abtes Desiderius 1087 bis zur Wahl des Abtes Raynald's II. und dem Tode des Papstes Anaklet im J. 1138. 83) Angelus de Nuce merkt hierüber in seinen Noten zum Chron. S. Monast. Casin. Mehres an. 84) Man findet selbst ihn dem Leo von Ostia nachgesetzt; so bemerkt Mabillon: Petrus Diaconus Leone longe gravitate et auctoritate inferior. Aber mit Unrecht. 85) Ihn hatte Petrus Diaconus an des Kaisers Lothar Hofe auf der Heerfahrt gegen den König Roger von Sicilien kennen gelernt als Herzog von Schwaben. Die Zueignung an den Kaiser Konrad, welcher ihn zu der Schrift veranlaßte, ist auch für die Geschichte dieses Kaisers als Bibliothek- und Archivbeförderers merkwürdig. Vergl. *Mascov*, Comm. de reb. Imp. Rom.-Germ. sub Lothario II. et Conrado III. p. 308. 309.

seine Gabe der Dichtkunst auch zur Verherrlichung der Heiligen [86]) anwandte. (*Ferdinand Wachler.*)

5) P. **Lombardus**, bekannt auch unter dem Namen **magister sententiarum**, einer der vorzüglichsten Scholastiker. Über sein Leben wissen wir im Grunde sehr wenig. Er war in der Lombardei und zwar in Novara oder vielmehr in einem Dorfe in der Nähe von Novara geboren, daher findet man ihn auch öfter unter der Bezeichnung Peter von Novara. Sein Geburtsjahr ist ebenso wenig bekannt als seine Ältern; manche streiten ihm gar die eheliche Geburt ab; daß jene sehr armen und beschränkten Verhältnissen angehört haben, ist wol gewiß. Glückliche Anlagen verschafften ihm einen Gönner. Er studirte Anfangs in Bologna, dann begab er sich, mit einem Empfehlungsbrief des Bischof von Luca versehen, nach Frankreich. Der heilige Bernard brachte ihn an die Schule von Reims, und hier machte er in allen Wissenschaften, die man damals trieb, große Fortschritte. Von Reims wandte er sich nach Paris, wohin der Ruf der dortigen Lehrer, insbesondere Abälard's, ihn zog. Es war ursprünglich seine Absicht gewesen, hier nur einige Monate zuzubringen; aber die schöne wissenschaftliche Regsamkeit, die er hier fand, der Verkehr mit gleichgesinnten Studiengenossen gefielen ihm so, daß er sich hier bleibend niederließ, Abälard's bedeutendster Schüler und später sein Nachfolger im theologischen Lehramt wurde. Mit großem Eifer trieb er das Studium der Kirchenväter, namentlich des Hilarius, Ambrosius, Hieronymus und besonders des Augustin. Manche meinen, daß er der erste gewesen, der den theologischen Doctorgrad an der pariser Universität erhalten hätte; das ist aber unrichtig; die Bezeichnung **magister**, die er allerdings führt, aber nicht mehr als andere Theologen jener Zeit, könnte dafür um so weniger als Beweis angeführt werden, als schon Abälard so genannt wurde. Ebenso wenig correct ist es, wenn Andere ihn zum ersten öffentlichen Lehrer der Theologie an der pariser Universität machen; denn auch Abälard, dessen Nachfolger er doch geworden ist, hat keineswegs ein öffentliches Lehramt gehabt. Übrigens wurden nicht nur seine Vorlesungen fleißig besucht, sondern er stand auch allgemein selbst bei den Päpsten und am französischen Hofe in großem Ansehen; der König von Frankreich Ludwig VII. vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Im J. 1159 wurde er Bischof von Paris und auch in dieser wichtigen Stelle benahm er sich mit großer Klugheit und Mäßigung. Es ist gewiß, daß schon 1160 Moritz de Sully zum Bischof von Paris erwählt worden ist. Man hat daraus gefolgert, daß Lombardus schon in diesem Jahre gestorben sei, obgleich das Epitaph auf seinem im Chor der Kirche von St. Marcel befindlichen Grabmal den 20. Juli 1164 als seinen Todestag angibt. Manche haben daher die gewagte Hypothese aufgestellt, das Datum wäre im Epitaph erst später hinzugefügt. Es gibt aber einen leichteren Ausweg. Es könnte ja nämlich Lombardus 1160 das Bisthum niedergelegt und sich in das Faubourg St. Marcel zurückgezogen, daselbst aber bis zum 20. Juli 1164 gelebt haben. Auf diese Weise erklärte sich auch, was sonst auffällt, daß er grade in der Kirche St. Marcel beigesetzt ist. Die theologische Facultät von Paris hat sein Andenken lange Zeit dadurch geehrt, daß sie jährlich an seinem Todestag eine Messe lesen ließ.

Am meisten berühmt ist er durch seine Schrift: Sententiarum Libri IV. geworden, die für Kirchenlehrer lange Zeit ein fast kanonisches Ansehen genossen, dem Verfasser die Ehrenbenennung eines **Magister** sententiarum verschafft hat und mehre Jahrhunderte hindurch das beliebteste Lehrbuch für scholastische Theologie in den Schulen gewesen ist. Unzählige Ausgaben [1]) sind von demselben, unzählige Commentare [2]) über dasselbe von Philosophen und Theologen erschienen, und auch an Auszügen aus demselben hat es nicht gefehlt; ich erwähne besonders den Auszug von seinem Zeitgenossen Petrus Bandinus, welcher von Chelidonius (Wien 1519. Fol.) herausgegeben worden ist. Die öffentliche Stellung des auch persönlich höchst achtungswerthen Verfassers, die große Zahl seiner unmittelbaren Schüler mag Einiges zur Verbreitung dieser Schrift beigetragen haben; aber die Hauptsache war doch die große Zweckmäßigkeit derselben, indem sie für die Bedürfnisse jener Zeit ganz berechnet war. Man fand nämlich darin die wichtigsten Kirchenlehren, wie die subtilen Fragen, in denen sich in Beziehung auf dieselbe die dialektische Grübelei der Zeit gefiel, so abgehandelt, daß die letztere dadurch nur neue Nahrung gewinnen mußte. Lombardus führt nämlich nicht sowol eine eigene Ansicht consequent durch, als er vielmehr bei jeder Frage die verschiedenen Meinungen der Kirchenväter beibringt und mit ihren eignen Worten belegt; daneben verschweigt er auch nicht die Meinungen ketzerischer Kirchenlehrer; und um nicht anmaßend zu scheinen, entscheidet er nicht selbst, welches die einzig wahre Meinung ist, sondern gibt Belege aus der Vernunft, der heiligen Schrift und den Kirchenvätern für jede Meinung und überläßt die Entscheidung dem Leser, den er ausdrücklich und wiederholt zur Selbstprüfung auffodert. Auf die Form der einzelnen Lehren, ihren systematischen Zusammenhang kommt es ihm weniger an, als auf ihren Inhalt. Die Ordnung ist die damals gewöhnliche, die man auch in den Schriften eines Robert Pullein u. a. fand. Das erste Buch handelt von der Gottheit und ihren Eigenschaften; das zweite von der Schöpfung, dem Falle der bösen Engel, den Classen und Ordnungen der guten; von den sechs Tagewerken der Schöpfung, von dem Menschen, von dem Zustande desselben vor und nach dem Fall, von Freiheit, Gnade, Tugend, Sünde, dem guten und bösen Willen; das dritte

86) s. das Nähere bei *Petrus Diaconus*, Lib. de Viris illustribus Casinensibus ap. *Muratori* p. 55.

1) Aus dem 15. Jahrh. werden erwähnt die Ausgaben Nürnberg 1474. Venedig 1477. 1480. 1486 Fol. Die meisten Ausgaben gehören dem 16. Jahrh., einige Male ist es auch im 17. Jahrh. edirt worden, zum letzten Male vielleicht Rouen 1657. 4. 2) J. Pits rechnet allein 160 englische Commentare, der Abbé Racine rechnet im Ganzen 240, ein anderer nimmt grade noch einmal soviel Auslegungen an. Hierunter sind die bedeutendsten die von Thomas von Aquino, von Estius, von Peter von Alliaco.

von der Menschwerdung und der Person Jesu, von Glaube, Hoffnung und Liebe, den vier Cardinaltugenden, den sieben Gaben des heiligen Geistes, dem Zusammenhang der Tugenden, den zehn Geboten, dem Diebstahl, der Lüge, dem Eide; das vierte von den Sacramenten des alten und neuen Testaments, von Taufe, Firmelung, Abendmahl, Buße, Absolution, dem Priesterstand und dessen Graden, von der letzten Ölung, Ehe, Auferstehung, dem letzten Gericht und dem Zustand nach dem Tode. Über alle diese Materien gibt er nun eine Auswahl von den damaligen subtilen Schulfragen, die uns zum Theil vorwitzig, zum Theil lächerlich erscheinen müssen, z. B. warum der Sohn und nicht der Vater und nicht der heilige Geist Mensch geworden, ob die Menschwerdung für sie unmöglich gewesen, ob der Sohn nicht auch als Frau hätte bei der Menschwerdung erscheinen können, warum Eva grade aus der Ribbe und nicht aus andern Theilen des Mannes, warum sie grade während Adam schlief gemacht worden, wie sich die ersten Menschen vor dem Sündenfall fortgepflanzt hätten[3]) rc.

Seinem Beispiel im Vortrage der Theologie folgte sein Schüler Peter von Poitiers[4]). Außer der Schrift Sententiarum werden als Schriften des Lombardus noch genannt: 2) Glossa in psalterium Davidis. (Nürnb. 1478. Paris 1533. 1537. 1541 Fol.) 3) Collectanea in omnes D. Pauli epistolas. (Paris 1535. 1537 Fol. und öfter in 8.) 4) Ein Commentar über die Concordanz der Evangelien. (1483. 1561.) Außerdem findet sich noch manche ungedruckte Schrift von ihm in den Bibliotheken. Wegen weiterer Nachweisung verweise ich auf *Tiraboschi* Istor. letter. III. p. 301 sq. Piemontesi illustri. T. I. *Fabric.* Bibl. Lat. med. T. V. p. 777. *Brucker*, Hist. phil. III. p. 765 sq. und die Schriftsteller über Kirchengeschichte. (*H.*)

PETRUS (Sanctus), ungar. Szént-Peter, slaw. Swati Peter. 1) Ein großes, zur Kameralherrschaft Szent Andras gehöriges Dorf, im szent-andráser Gerichtsstuhle der temeser Gespanschaft (des Banats) im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene unfern des linken Ufers des Marosflusses gelegen; mit 277 Häusern, 1840 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren und größtentheils Katholiken sind; einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Csanad, einer katholischen und einer Kirche der nicht unirten Griechen. 2) Ein zur großen Herrschaft des Erzherzogs Karl Ungarisch-Altenburg gehöriges Dorf im wieselburger Gerichtsstuhle und Comitate, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in der kleinen oder oberen ungarischen Ebene, in der Nähe der Hanságsümpfe gelegen, mit 142 Häusern, 1496 teutschen Einwohnern, welche sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen und mit Heu einen starken Handel nach Wien treiben; einer eigenen, zum Bisthum Raab gehörigen, katholischen Pfarre, einer Kirche und Schule, einem Wirthshause und ausgedehnten Wiesen. 3) Ein Dorf im keköer Gerichtsstuhle der neograder Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 46 Häusern, 430 slowakischen Einwohnern, welche, bis auf 20 Katholiken, sich sämmtlich zur evangelischen Kirche augsburgischer Confession bekennen, einem Pastorate und Bethause der Evangelischen und einer Schule. 4) Eine Ortschaft im östlichen Bezirke des liptauer Comitats gelegen, mit 63 Häusern, 570 slowakischen Einwohnern, einem eigenen protestantischen Pastorate, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der evangelisch-augsburgischen Confession und einer Schule. 5) Ein der gräflich Erdödy'schen Familie gehöriger, nach Galgócz eingepfarrter Ort, im vág-ujhelyer Gerichtsstuhle der neutraer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau, am linken Ufer der Waag in ebener Gegend gelegen, mit 65 Häusern, 507 katholischen Einwohnern, welche Slowaken sind und Weinbau treiben. 6) Ein Capitulardorf, im keményes-allyaer Bezirke des eisenburger Comitats, im Kreise jenseit der Donau, am rechten Ufer der großen Raab, in ebener Gegend gelegen, mit 78 Häusern, 699 magyarischen Einwohnern, welche vom Ackerbaue leben, einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Stein am Anger, einer katholischen Kirche und Schule. 7) Ein Dorf im udvárder Gerichtsstuhle der komorner Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau, in einem untiefen Thale gelegen, mit 319 Häusern, 2057 ungarischen und slawischen Einwohnern, welche bis auf 932 Reformirte, sämmtlich sich zur katholischen Kirche bekennen, einer eigenen, zum graner Erzbisthume gehörigen, katholischen Pfarre und Kirche, einem Pastorate und Bethause der Evangelischen helvetischer Confession, einer Schule und sechs Juden. 8) Ein ebenfalls sehr großes Dorf, im tartser Bezirke der sároser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, in einer angenehmen Gebirgsgegend, am linken Ufer des Tarczaflusses, an der von Eperies nach Somos führenden Straße gelegen, mit 98 Häusern, 798 slawischen Einwohnern, welche, bis auf sieben Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen, zum kaschauer Bisthume gehörigen, Pfarre, welche schon im J. 1332 bestand, später einging und 1703 wieder hergestellt wurde, einer allen Heiligen geweihten katholischen Kirche und einer Schule. 9) Ein auch Szala Szent P. genanntes, nach Szent-Gróth eingepfarrtes Dorf im szántóer Gerichtsstuhle des szalader Comitats, im Kreise jenseit der Donau am linken Ufer des Szalaflusses in gebirgiger Gegend gelegen, mit 58 Häusern, 502 magyarischen Einwohnern und einer katholischen Filialkirche. (*G. F. Schreiner.*)

PETRUSOVICZA, ein zur Herrschaft Munkács gehöriges Dorf im munkácser Gerichtsstuhle der bereghер Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, hoch im Karpathengebirge, in der Nähe der galizischen Grenze gelegen und nur durch einen Gebirgsrücken vom Thale des noch jugendlichen Stryflusses getrennt, mit 52 strohgedeckten Häusern, 608 rußniakischen Einwohnern, von denen sich ungefähr die Hälfte zur griechisch-katholischen und die andere Hälfte zur evangelischen Kirche helvetischer Confession bekennt, einer griechisch-katholischen Filialkirche und ausgedehnten Waldungen. (*G. F. Schreiner.*)

PÉTS (sprich Pötsch) Uj-, auch Béts. 1) Einer

3) Ich folge hier Tennemann's Gesch. d. Philosophie. VIII, 1. S. 231 fg. 4) Vergl. d. Art. oben S. 57 fg.

der vier Gerichtsstühle, in welche das torontaler Comitat des Banates Oberungarns getheilt wird, mit 36 Dörfern und 22 Prädien. Der Bezirk grenzt in Nordosten an die temesvárer Gespanschaft, ist durchaus eben und größtentheils ausgezeichnet fruchtbar. 2) Teutsch Neu-Pötsch, ein großes Kameraldorf des gleichnamigen Bezirkes im Kreise jenseit der Theiß, nächst dem rechten Ufer des Temeschflusses, 2⅕ Meilen südwestlich der Festung Temesvár gelegen, mit 168 Häusern, 1259 Einwohnern, einer zum csanader Bisthum gehörigen bedeutenden katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und Schule. 3) P., s. Fünfkirchen. *(G. F. Schreiner.)*

PETSCH, ein hoher und steiler Berg in der agramer Gespanschaft des Königreichs Kroatien zwischen Fussina und Policze, über den die von Kaiser Karl VI. und nach ihm benannte Karolinenstraße geführt ist. Hier ist die beschwerlichste Strecke der ganzen Straße, doch wird man auf dem höchsten Gipfel durch den Anblick des Meeres überrascht und belohnt. Die Gegend ist übrigens öde und traurig. *(G. F. Schreiner.)*

PE-TSCHA. 1) P., höchster Theil des Khin-gangebirges, welches, am Südabhange des hohen Gobiplateau's liegend, die Mongolei im Westen von der Mandschurei im Osten scheidet. Gleich den meisten andern Bergen in seiner Nähe besteht der Pe-tscha aus Sandsteinmassen, ruht auf Sandebenen, welche mit Steinsalz und Salpeter durchmengt sind, und erhebt sich nach den Messungen des Pater Gerbillon 9 Li oder ungefähr 15,000 Fuß über die chinesischen Ebenen [1]). Auf ihm entspringen der Sirgha, welcher, gegen Ost, dem rechten Zuflusse des von Südwesten kommenden Sira-Muren, dem Lohan zueilt, der Lan-ho, welcher nach Ritter (Erdkunde 1. Bd. S. 118) dem großen Südabsturze des hohen Pe-tscha in Tiefthälern entrauscht, um den Pao-ho aufzunehmen, und der Schang-tu auf seinem Südwestabhange, sowie mehre andere kleinere Flüsse und Bäche. Am Fuße des Pe-tscha finden sich heiße Mineralquellen. Zwei Umstände geben diesem Berge eine besondere Bedeutung. Der eine ist, daß über ihn der kürzeste Weg von Peking nach der russisch-sibirischen Feste Nertschinsk oder Niptschu, wie sie die Chinesen nennen, führt [2]); der andere, daß er von Mongolen und Mandschus, gleich dem Meru der Ostindier, als heiliger Berg betrachtet wird, deren Kaiser hier die Huldigung unterworfener Stämme empfingen, religiöse Feste anstellten und sich in seiner Nähe Sommerresidenzen oder Jagdschlösser [3]) erbauten, um das Vergnügen der Jagd im großartigsten Maßstabe zu genießen [4]). 2) P. wörtlich übersetzt: „Nordschleuße" [5]) (Pe „Nord" Tscha „Schleuße"), heißt diejenige Schleuße, durch welche die nördliche Fortsetzung des Kaiserkanals in China, vier Stunden von der Einmündung des Wen-ho in diesen Kanal, hindurchgeht und sich dann nordwestlich wendet. *(G. M. S. Fischer.)*

PETSCHAFT, das bekannte Werkzeug zum Siegeln der Briefe, Urkunden ꝛc. Da der Zweck desselben ist, ein Wappen, einen Namenszug, eine Aufschrift oder dergl. in Relief auf Siegellack, Wachs, Papier, abzudrucken, so muß es ebendiesen Gegenstand vertieft ausgearbeitet enthalten, entweder in Metall gravirt (s. d. Art. Petschaftstecher) oder vom Steinschneider in harten Steinen (Bergkrystall, Karneol ꝛc.) geschnitten. Man hat an dem Petschafte zwei wesentliche Theile zu unterscheiden, nämlich die gravirte Platte (von Gold, Silber, Neusilber, Bronze, Messing, Stahl oder einem Halbedelsteine), und den Griff (welcher entweder aus Metall und mit der gleichfalls metallenen Platte im Ganzen gearbeitet ist, oder bei steinernen Petschaften aus Metall, bei metallenen aus Stein, Glas, Holz, Perlenmutter, Elfenbein verfertigt wird). Hat der Griff die Gestalt eines Fingerringes, so entsteht der Petschaftring (Siegelring). Der Griff fällt dagegen weg, und wird durch einen einfachen kurzen Zapfen ersetzt, wenn das Abdrucken des Petschaftes nicht aus freier Hand, sondern mittels einer Siegelpresse geschehen soll. *(Karmarsch.)*

Petschaftring, s. Petschaft.

PETSCHAFTSTECHER (Siegelstecher). Das Graviren der Wappen, Schriften und ähnlicher Darstellungen in metallenen Siegeln wird im Allgemeinen mit den nämlichen Werkzeugen und Methoden ausgeführt, wie das Graviren in Metall überhaupt. Man bedient sich dazu der verschiedenen Arten von Grabsticheln (eigentliche — und zwar sowol hohe als halbhohe und niedrige — Grabstichel, ferner Spitzstichel, Messerzeiger, Bollstichel, Flachstichel ꝛc.) und mannichfaltig gestalteter Punzen. Erstere gebraucht man, um kleinere oder größere Theile der Metallfläche herauszuschneiden. Die Punzen dagegen werden mittels des Hammers eingeschlagen, und machen einen Eindruck in das Metall, ohne Theile desselben wegzunehmen. Welche Art des Verfahrens für eine bestimmte Zeichnung oder für einen bestimmten Theil einer Zeich-

1) Vergl. J. Barrow's Esq. Reise durch China ꝛc. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. Chr. Hüttner (Weimar 1804.) II. Th. S. 87. 2) Auf diesem Wege begleiteten im J. 1689 die Jesuiten Patres Pereira und Gerbillon die chinesische Gesandtschaft, welche den Friedenstractat zu Nertschinsk abschloß. Sie beschrieben diesen Weg genau und berechneten denselben mit den Krümmungen, von dem Thore der großen Mauer Kou-pe-keou aus, mit welchem das Aufsteigen zum Hochlande erst beginnt, zu 165 geogr. Meilen oder 2391 Li. Vergl. Ritter's Erdkunde, 1. Bd. S. 112. 3) Eine solche Sommerresidenz hatte, nach Marco Polo, Kublai-Khan zu Cianganor, d. i. der „weiße See" oder der Tsahan-Nor (Chahan-Nor bei den Jesuiten) außerhalb der großen Mauer auf dem hohen Plateau, wo die kleine Feste Tsagan-Balgassu, d. h. die „weiße Stadt" jetzt liegt; eine andere drei Tagereisen weiter gegen Ost, welche Xandu (Ciandu) genannt wurde. Sie lag am Südabhange des Pe-tscha am Schang-tuflusse, wo man noch die Ruinen der alten Stadt Schang-tu sieht, welche die Sommerresidenz der Yuen war. Kaiser Kang-hi erbaute Je-hol, welches der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Khien-long während seiner langen Regierungszeit war. Vergl. Ritter's Erdkunde, 1. Bd. S. 118 fg., und den Art. Pe-tsche-li.

4) Auf der Nordseite des Pe-tscha finden sich die Seen Tahar-Nor, mit drei bis vier Stunden Umfang, und Taal-Nor, welcher etwas salzig, sehr seicht und mit Schilfboden und hohem Rohre umgeben ist. Beide Seen sind überfüllt von Fischen, Enten, Schwänen, sodaß sie reichen Stoff zum Fischfange und der Vogeljagd bieten. Vergl. Ritter a. a. O. 5) Sollte der Petschaberg nicht davon seinen Namen haben, daß er durch die erwähnte, über ihn führende Straße gleichsam eine Schleuße bildet, durch welche man aus einem Lande in ein anderes gelangt?

nung vorzuziehen sei, muß nach den Umständen beurtheilt werden; im Allgemeinen aber ist zu sagen, daß alle kleineren Figuren und Figurentheile, ferner die römischen Buchstaben, die Ziffern rc. in der Regel durch Punzen schöner und leichter hervorgebracht werden können, als mittels des Grabstichels. Man gravirt alle solche Gegenstände im Relief auf die Endfläche eines stählernen Stäbchens, härtet dieses, und bedient sich desselben als Punze. Zwar wird hierbei das Graviren nicht erspart; aber man hat den doppelten Vortheil, daß das Graviren in Relief meist leichter ist, als die Herstellung einer vertieften Gravirung; und daß eine einmal gravirte Punze beliebig oft gebraucht werden kann. Schraffirungen in den Wappen (zur Andeutung der heraldischen Farben) werden, da sie sich mittels des Grabstichels aus freier Hand nicht immer schön darstellen lassen, am besten mit einer kleinen Schraffirmaschine eingerissen. Eine Kratzbürste von Messing- oder Eisendraht dient zum Glätten der Gravirung. (*Karmarsch.*)

PETSCHANI-, PETSCHANOI-NOS, hießen zwei Vorgebirge, deren erstes über der Mündung des Oliwan, das zweite unter 75° 25′ nördl. Br. und 165° 14′ östl. L. vor der Kainskaja Guba im russisch-asiatischen Gouvernement Irkuzk liegen. Das letztere schließt auf der Westseite den Mogilovsbusen im Eismeere ein. 2) Petschanoi, russisches Fort in der asiatisch-russischen Stattbalterschaft Tomsk, welches unter 53° nördl. Br. und 76° 34′ östl. L. n. d. M. v. Greenw. liegt und in westsüdwestlicher Richtung 188 englische Meilen von Kolywan entfernt ist. (*G. M. S. Fischer.*)

Petschanoi, s. Petschani.

PETSCHAU, Petsch, Hochpetsch, czechisch Bečow, ein zur fürstlich von Lobkowitzischen Fideicommißherrschaft Bilin gehöriges Dorf, im leitmeritzer Kreise Böhmens, mit 100 Häusern, 560 teutschen Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PETSCHE, PETSCHEN, PETSCHER, heißt ein längeres Ruder, dessen man sich auf der Elbe und Havel, auch hier und da auf der Saale und zwar nicht sowol, wie Campe es angibt, zum Steuern als zur schnelleren Fortbewegung der Fahrzeuge bedient. Das Wort ist ein onomatopoietisches, welches, verwandt mit Patschen, weshalb es wol auch richtiger Pätsche geschrieben werden sollte, den Schall ausdrückt, den diese Ruderart bei ihrem Gebrauche im Wasser erregt. Das Zeitwort: „Petschen" bezeichnet das Gebrauchen der Petsche, und der „Petscher" ist derjenige, welcher die Petsche führt. Diese wird übrigens gewöhnlich mit einer losen Schlinge zwischen zwei Pflöcken, welche auf den Seitenwandrändern der Kähne, sowol vorn als hinten, angebracht sind, so befestigt, daß ihre Bewegung immer eine einförmige bleibt, weshalb sie sich auch, wie gesagt, nicht zum Steuern eignet. (*G. M. S. Fischer.*)

PE-TSCHE-LI (sprich Pih-tschi-li), Pe-che-li, Petsche-li, Pe-tchy-li, Tche-li, Tchy-li [1]) oder Li-pasou. I. Pe-tsche-li, erste und nördlichste, aber keineswegs größte und blühendste der 18 Provinzen [2]), in welche jetzt das chinesische Kaiserreich zerfällt. Sie bildet, ihrer Gestalt nach, ein fast rechtwinkliges Dreieck, dessen Grundlinie die große Mauer, von welcher etwa unter 40° 20′ nördl. Br. ein Nebenzweig ab- und auf der westlichen Grenze bis 37° 45′ heruntergeht [3]), die Schenkel aber, welche an der Grenze der Provinz Ho-nan, unweit des Flusses Hoang-ho-keu zusammenlaufen, die Provinzen Schan-tong und Schan-si liefern, und liegt zwischen 131° 35′ bis 137° 8′ östl. L. und 35° 2′ bis 41° 30′ nördl. Br. Ihre Grenzen sind im Westen und Nordwesten die letztgenannte Provinz mit der großen Mauer, im Norden und Nordosten wiederum diese Mauer und die Tscharramongolei, im Osten Mukden, sowie die Meerbusen von Leao-tong und Pe-tsche-li, im Südosten und Süden die Provinzen Schan-tong und Ho-nan. Der Flächenraum, welchen die Provinz, ohne das erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu ihr geschlagene Departement Tsing-te-fu [4]), einnimmt, und welchen ältere Berechnun-

---

1) Tchyli, bemerkt Klaproth, zu Timkovski (T. II. p. 107), bedeutet: Provinz des Hofes. Unter der Dynastie der Ming, welche nach du Halde (T. I. p. 443) die 21. Dynastie war, 16 Kaiser zählte und den Thron bis 1644 oder 277 Jahre lang besaß, gab es in China zwei Hauptstädte oder Höfe, Peking und Nanking. Die Provinz, in welcher Peking lag, hieß damals Pe-tchy-li oder Provinz des nördlichen Hofes, und die, welche Nanking in sich faßte, Nan-tchy-li, oder Provinz des südlichen Hofes. Gegenwärtig haben die Mandschu nur eine Hauptstadt und diese ist Peking, daher wird die Provinz, in welcher diese Stadt liegt, einfach Tchy-li genannt.

2) China wurde zur Zeit du Halde's (T. I. p. 8 sq.) in 15 Provinzen eingetheilt und diese waren: Pe-tche-li, Kiang-nan, Ki-ang-si, Fo-kien, Tsche-kiang, Houquang, Ho-nan, Chan-tong, Chan-si, Chen-si, Se-tchuen, Quang-teng, Quang-si, Yunnan und Ko-ei-tcheou. Allein seit der Erscheinung der Jesuitenkarte hat eine andere Länderabtheilung stattgefunden und die früheren 15 Provinzen sind dadurch bis auf 18 vermehrt worden, daß man die drei größten nachmals theilte. So ist aus Kiang-nan Kiang-fu und Ngan-hoei geworden, Hu-kuang in Hu-nan und Hu-pé verändert, und der westliche Theil von Schen-si, welches jetzt Kan-su heißt, vergrößert worden. Das Letztere geschah auch mit Pe-tsche-li. Vergl. *Davis* I. p. 145. 3) Diese innere Mauer, welche einen Theil der Provinz Pe-tsche-li bis zum äußersten Ostende der äußern großen Mauer einschließt, wurde von den Kaisern der Mingdynastie, westlich von Peking und in dessen Nähe, erbaut. Ein Irrthum mehrer Karten ist es aber, wenn man auf ihnen noch eine östliche Fortsetzung der großen Mauer eingetragen findet, indem man eine sehr lange Barriere von hölzernen Pfeileen, welche nach Timkovski (T. II. p. 381) sich von Osten nach Westen 150 Li (15 Lieues) und von Norden nach Süden 250 Li (25 Lieues) ausdehnt und die Statthalterschaft Mukden einschließt, als dazu gehörig betrachtet hat. Vergl. *Davis* I. p. 157. 4) Das Departement Tchingte-fu liegt nach Timkovski (T. II. p. 281 sq.) 420 Li (oder 42 Lieues) nordöstlich von Peking; es hat von Osten nach Westen 1200 Li, von Süden nach Norden 158 und mit den Districten Phing-Siouan-tchéou und Tchbi-fung-hian 860 Li Länge. Dieser District bildet das Jagdrevier der Kaiser und wird von Chinesen bewohnt. Da nun auch die mongolischen Districte Bärin, Oniout rc., welche ihn umgeben, von vielen chinesischen Kaufleuten und Landbebauern bewohnt werden, so hat man an verschiedenen Orten Gerichte eingesetzt, von welchen die Chinesen allein abhängen. Dieser Landstrich wurde in alten Zeiten von den barbarischen Stämmen Chan-joung und Toung-hou bewohnt. Unter der Dynastie Yuan gehörte er den Fürsten von Lou. Im J. 1403

gen 3684 □Meilen betragen lassen, beläuft sich nach Staunton und Barrow auf 58,949 engl. □Meilen oder 37,727,360 Acres, d. i. englische Morgen. Die Einwohnerzahl der Provinz gibt die Berechnung von 1761 nach Allerstein auf 15,222,940 an; Barrow hat dafür 38,000,000 oder für die Quadratmeile 644 Köpfe angegeben, was, wenn man die Beschaffenheit der Provinz ins Auge faßt, als eine zu hohe Annahme erscheint. Wenn dagegen Rienzi, welchem Hörschelmann unbedingt, Cannabich zweifelnd folgt, der Provinz nur 3,402,000 Einwohner gibt, von welchen 1,700,000 auf Peking kommen sollen, so müssen wir diese Angabe für zu niedrig halten, da die Anzahl der Städte des 1., 2. und 3. Ranges in Pe-tsche-li, die große Menge der Dörfer, welche oft Städten gleichen, unberücksichtigt gelassen, zu bedeutend ist, als daß man nicht auf eine größere Volksmenge schließen sollte, und angemessen erscheint uns daher die neueste Angabe, welche die Provinz im J. 1815 von 27,990,870 Seelen bewohnen läßt. Von diesen bekennt sich die größere Zahl mit dem Hofe zur Religion des Fo (Buddha, Lama) oder zur Lehre des Con-fu-tse und nur etwa 40,000 haben das Christenthum angenommen, von welchen 6000 in Peking wohnen sollen. Sie stehen, in sofern sie Katholiken sind, mit den Christen in Schan-tong und Leao-tong unter dem Bischof von Peking, welcher jedoch nicht in dieser Stadt residirt, was jedoch mit dem russisch-griechischen Archimandriten der Fall ist. An Steuern und Abgaben liefert Pe-tsche-li nach Barrow 3,036,000 Unzen Silber in den kaiserlichen Schatz, von welchen 2,520,000 auf das Land, 437,000 auf das Salz, 79,000 aber auf andere Besteuerungsgegenstände fallen. Etwas höher, nämlich auf 3,114,770 Taëls, den Taël ungefähr zu acht Franken gerechnet, gibt Rienzi die Summe der Abgaben an, welche die Provinz von Salz, Kohlen und andern Gegenständen entrichtet. Nach du Halde (T. I. p. 8. 133) zählte Pe-tsche-li zu seiner Zeit 149 Städte, von welchen 9 zu den Städten des ersten, 20 zu denen des zweiten, 12[illegible] zu denen des dritten Ranges gehörten, außerdem zahlreiche Flecken und Dörfer, welche, obgleich sie Hinsicht ihrer Größe und Einwohnerzahl den Städten oft gleichkamen, doch nicht zu ihnen gerechnet wurden, weil sie weder Mauern noch Gräben hatten. Die von du Halde verzeichneten Städte des ersten Ranges sind folgende:

1) Chun-tien-fou oder Peking	mit	9	Tcheou	und	20	Hien
2) Pao-ting-fou [5])	=	3	=	=	17	=
3) Ho-kien-fou	=	2	=	=	15	=
4) Tchin-ting-fou	=	5	=	=	27	=
5) Chun-te-fou	=	—	=	=	9	=
6) Quang-ping-fou	=	—	=	=	9	=
7) Tai-ming-fou	=	1	=	=	10	=
8) Yung-ping-fou	=	1	=	=	5	=
9) Suen-hoa-fou	=	2	=	=	8	=

Was die Provinz Pe-tsche-li in geognostischer Hinsicht anbetrifft, so erkennt man es leicht, daß sie ihr Dasein größtentheils einer neuern Zeit verdankt. Ihr Terrain besteht, den Norden, Westen und einen Strich zwischen Tiensing und Peking ausgenommen, auf welchem nach Barrow (1. Th. S. 102) Hügel und Thal mit einander abwechseln, sich aber durchaus nichts Bergähnliches zeigt, aus einer völlig gleichen, höchst einförmigen Ebene, deren Horizont dem eines weiten Meeres gleicht [6]). Diese Ebene nimmt, nach Ritter (Erdkunde, 1. Bd. S. 131. 3. Bd. S. 596), ihren Anfang bei Nan-keou, dem Südthore der großen Mauer, und breitet sich von da bis Peking, und dann wieder von Tiensing am Eu-ho zu beiden Seiten des Kaiserkanals bis zu dessen zweiter Hauptstation Lin-thing-tscheou (Linetsin-tscheu, Lintsin bei Ho[illegible]

---

wurden unter den Mingkaisern die daselbst befindlichen Gerichtshöfe in das innere China verlegt und das Land wurde an die Duriangkhai abgetreten; späterhin wurde es von den Tsakhar erobert. Die mongolischen Stämme Kharatchin, Oniout, Toumet, Aokhan, Naiman, Barin und der linke Flügel der Khalkha, welche gegenwärtig zum Departement Tchhing-te-fou gehören, unterwarfen sich im Anfange der Regierung der jetzigen Dynastie und wurden in Banner getheilt. Im J. 1703 erbaute man an den Ufern des Je-ho ein kaiserliches Schloß (s. w. u.) und 1723 wurde das Departement Tchbing-te-fou errichtet. Im J. 1778 wurde diese Stadt zu einer Stadt des ersten Ranges erhoben und zur Provinz Tchy-li geschlagen. Zu diesem Departement gehören fünf Districte. Man zählt in diesem Landstriche 109,825 chinesische Familien oder 558,396 Seelen. Die Banner besitzen 17,791 Khing (ein Khing enthält 100 chinesische Morgen) Land und die Bauern 3440. Der Tribut, welchen die Bannerländereien entrichten, beläuft sich auf 13,332 Liang in Silber oder 111,100 Francs, der der Bauern auf 6669 Liang oder 55,686 Francs. Wir bemerken hier zugleich, daß von Khalgan an bis Peking von fünf zu fünf Li thurmförmige Wachhäuser neben fünf kleinen Steinkegeln stehen, auf welchen die Zahl der Li angegeben ist. Diese Wachhäuser, deren Äußeres durch gemalte Pferde, Flinten, Bogen, Pfeilköcher rc. ausgeschmückt ist, dienen als Telegraphen, durch welche man in Peking schnell Nachricht erhält, wenn der nördlichen Grenze eine Gefahr droht. Jedes Wachhaus ist mit einigen Soldaten des grünen Bannees oder der chinesischen Armee besetzt. Alle chinesischen Soldaten, mit Ausnahme der Mandschu, sind Bauern, welche, statt der Abgaben, Dienste leisten.

5) Pao-ting-fu ist auch jetzt noch, wie zur Zeit du Halde's (T. I. p. 8) der Sitz des Gouverneurs der Provinz Pe-tsche-li und hat mit einem Umfang von 4000 Fuß an einem kleinen Flusse, welchen zwei Bäche bilden, deren einer von Westen, der andere von Norden kommt. Zu bemerken ist, daß man die Städte des ersten, zweiten und dritten Ranges durch die angehängten Sylben Fou (Fu), Tcheou (Tscheu) und Hien bezeichnet. Du Halde sagt hierüber (T. I. p. 2): Chaque Province est subdivisée en certain nombre de Jurisdictions qu'on nomme Fou en Chinois, d'ou dépendent d'autres beaucoup moins étendues aux Présidiaux, les Présidens de celles-là sont appellés Tchi-fou et les Administrateurs de celles-ci se nomment Tchi-tcheou et Tchi-hien. Au reste quand on parle de Hien ou ville du troisième ordre, il ne faut pas s'imaginer, que ce soit un district de peu d'étendue, il y a tel Hien qui a 60, 70 et même 80 lieues de circuit et qui paye à l'Empereur plusieurs millions de tribut. Nach unserer Staatsverfassung könnte man daher die Fustädte mit den Oberlandesgerichtsstädten, die Tcheou- und Hienstädte aber mit solchen Städten vergleichen, in welchen sich ein Land- und Stadtgericht oder ein bloßes Gerichtsamt befindet, und aus Note 4 geht hervor, daß Städte eines niederen Ranges oft einen höhern beigelegt erhalten.

6) A la sortie du Fauxbourg du Nord (de la ville de Tai-tcheou en Chan-si), heißt es bei du Halde (T. I. p. 93), le point de vue est admirable: à droite est une campagne à perte de vue sans la moindre hauteur ou inégalité et à gauche une chaine de montagnes qui selon les apparences se continuent autour de la province de Pe-tche-li jusqu'à la mer. Und der Pater Fontenay bestätigt dies, indem er sagt: Il y a si peu d'ar-

el und auf Stieler's Karte) unter 36° 57′ 15″ nördl. Br. und 133° 34′ östl. L. in Schantong in unabsehbarer, einförmiger Weite aus. Ihr Boden ist, gleich dem der Lombardei, im Norden und Nordosten ein aus Lehm, Sand und Kies zusammengesetzter Schuttboden, indem die auf den Grenzgebirgen entspringenden Flüsse sie mit dem Schlamme weicherer, fruchtbarer Erdtheile überziehen, nachdem sie die schwerern und gröbern Massen in den Schluchten des tatarischen Bodens abgesetzt haben; im Süden und Südosten, namentlich an den Ufern des Peho, findet man dagegen nach Barrow (Cap. 9. S. 159) einen leichten, sandigen Boden, mit einer Zumischung von Thonerde und schleimiger Materie, worin man hier und da schimmernde Theile von Glimmer, nie aber einen Stein von einiger Bedeutung, oder Kieselsteine oder groben Sand sieht, und zwar in der ganzen Gegend, durch welche der Peho fahrbar ist. Dabei ist die Pe-tsche-li-Ebene, welche von großen Flüssen, Kanälen und Heerstraßen, die meistentheils Weiden, Pappeln, Cypressen und hohe Juniperusarten begleiten, durchzogen wird, so niedrig, daß, sobald die Meeresfluth ihre größte Höhe erreicht, die allgemeine Oberfläche des Landes sich nach Barrow, nicht mehr als zwei Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Wenn man daher auf der weiten, an den Peho angrenzenden, Ebene die Masten der auf diesem Flusse schwimmenden Schiffe sieht, so scheint es, als wenn diese durch Felder segelten, da die längs der Ufer aufgeworfenen Dämme [7]) es verhindern, daß man das Wasser sieht. Es kann daher nicht auffallen, daß wenn die Fluth des Pe-tsche-ligolfs sich 8—10 Fuß erhebt, sie alle Anwohner des Peho in Schrecken setzt, da sie in diesem Flusse, wie wir weiter unten sehen werden, 100—110 englische oder 20—22 teutsche Meilen, von seiner Mündung an gerechnet, hinaufreicht, und die anliegenden Gegenden, trotz der zahlreichen Dämme und Uferbefriedigungen, weithin und zu beiden Seiten des Flusses unter Wasser setzt. Aus dieser völlig horizontalen Beschaffenheit der Ost- und Südseite der Provinz erklärt sich auch die große Verwüstung, welche der damals noch vorhandene Nordarm des Hoangho im J. 732 und in der folgenden Zeit in Pe-tsche-li anrichtete [8]). Daher erkannte bereits Staunton in Pe-tsche-li ein jüngstes, dem Meere durch Anschwellungen und Überschwemmungen abgewonnenes Land, und mit ihm stimmt Timkovski überein, wenn er (T. I. chap. 8. p. 317) sagt: Quelques géographes pensent que cette partie du nord-est de la Chine n'a été formée qu'après les autres contrées les plus élevées du globe, et n'est composée que de terrain charrié par les rivières qui s'y précipitent des montagnes voisines; ensuite elles empiétèrent sur la mer qui les baignait et qui en est éloignée aujourd'hui de plus de cent cinquante verst, en ligne droite vers l'est. Le sol de cette plaine consiste en sable mêlé d'argile [9]). Diese weite Ebene, für deren jüngere Bildung auch die vielen Seen, Teiche und Sümpfe sprechen dürften, welche sich in ihr finden, hat, wie wir bereits bemerkten, ein höchst einförmiges und ermüdendes Ansehen, da es ihr völlig an Waldungen fehlt, wenn man nicht einige Fichtenhaine dafür ansehen will, welche zuweilen ein Dorf oder eine Pagode umgeben. Erst im Norden und Nordosten Pe-tsche-li's fängt die niedere Hügelbildung zwischen der innern und äußern großen Mauer an, welche sich, allmälig aufsteigend [10]), endlich in den hohen Gebirgen der Mongolei

---

bres dans cette campagne, que *l'horizon paroit souvent comme une vaste mer*. On est même agréablement trompé dans les endroits ou l'horizon est terminé par des arbres, car il semble que le pays est inondé ou qu'on voit un grand lac, les vapeurs par leur épaisseur réfléchissant assez de lumière pour faire paroitre une blancheur semblable à celle de l'eau apperçue de loin: mais il faut pour cela que l'horizon soit terminé par un fond obscur, tels que sont les arbres; autrement cette lumière foible et réfléchie, venant à être comparée à une autre lumière plus vive, perd sa force.

7) In China, heißt es bei Davis (T. II. p. 318), sind die Flüsse gewöhnlich durch eine Art von Wall begrenzt, der aus Koth besteht und die Stelle des Dammes vertritt, wenn der Fluß anschwillt. Diese Wälle haben oben 6—8 Fuß Breite, 5—6 Fuß Höhe und neigen sich nach dem Wasser dergestalt, daß sie ungefähr 30° von der Perpendikularlinie abweichen.

8) Dieser Nordarm strömte damals von Kai-fong-fu in Ho-nan nach Tung-tsang-fu in Schan-tong, wo jetzt der Nordlauf des Kaiserkanals zum Pe-ho im Norden der Culmination des Schleußenbaues seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ausgegraben worden ist, und von da zog er durch den District Ho-kien-fu an der Südgrenze Pe-tsche-li's, also gegen Nordost, und ergoß sich in das Meer von Pe-tsche-li. Unter Kaiser Vouti, welcher 117 v. Chr. Geb. starb, floß dieser Nordarm des Ho-ang-ho bei Tai-tscheou-fu im District Tai-ming-fu in Pe-tsche-li vorüber, nahm den Weiho (Ouei bei Gaubil) im Territorium von Tong-tschang-fu in Schan-tong auf und führte ihn zwischen 38½ bis 39° nördl. Br. und 1° östl. Länge von Peking in den Meerbusen von Pe-tsche-li. Daß dies nach 755 geschah, ist gewiß und nach dem Pater Gaubil wird es wahrscheinlich, daß der Ho-ang-ho auch noch 1282 zu Khublai's Zeit einen Theil seiner Gewässer, welche jedoch nur mit Mühe beschifft werden konnten, auf dem angegebenen Wege zum Pe-tsche-ligolf entsandte. Vergl. Ritter's Erdkunde, 4. Th. 2. Buch. S. 522 fg.

9) Auch Davis stimmt mit denjenigen überein, welche in Pe-tsche-li ein neugebildetes Land erkennen. Der Theil der mitternächtlichsten Provinz, sagt er (2. Bd. S. 296), welcher sich von der Mündung des Pu- (Pe-?) ho bis Tien-tsin ausdehnt, wo der Kanal aufhört, trägt alle Spuren einer durch frühere Anschwemmungen geschehenen Bildung an sich. Man sieht dort keinen Kiesel; der Boden scheint gänzlich aus einer Mischung von Sand und Thonerde zu bestehen, welche mit verschiedenen Lagen von Muscheln abwechselt.

10) Es würde ein Irrthum sein, zu glauben, sagt Ritter (Erdkunde, 1. Bd. S. 126), daß mit diesem ersten Steilabfalle des Hochlandes nun schon jene Ebene unmittelbar und dicht an derselben anlehnte; dies würde der Naturplastik der Erdrinde im Allgemeinen und zumal im asiatischen Continente widersprechen, welche die Übergänge liebt und dadurch die Länderstrecken und die Völker, welche auf ihnen siedeln, so vielfach bereicherte. Auch hier legt sich eine Zone des Übergangs zwischen die beiden Contraste Hoch und Tief, und diese ist der chinesische Gebirgssaum von Pe-tsche-li. Schon nach den ersten vier Meilen auf dem nach Je-hol führenden Wege beginnt nach Staunton die Erhebung der Ebene Pe-tsche-li's und an die Stelle des Lehmgrundes und tiefen, schwarzen Fruchtbodens tritt Sandboden. Hinter der ersten Hügelkette zeigt sich der erste Kalkstein oder vielmehr Kreidebänke in Horizontalschichten mit knotigen Feuersteinlagern, ganz denen im südlichen England oder in Nordfrankreich analog. Man sehe die weitere Schilderung in der Reise Macartney's und die Beschreibung des nordischen Hochlandes der Provinz Pe-tsche-li bei Ritter (Erdkunde. 2. Th. 2. Bch. 1. Bd. S. 132 fg.

verliert. Dieser nördliche Gebirgssaum Pe-tsche-li's setzt von Norden her dem Wassersysteme des Ho-ang-ho seine Grenzen, und muß, nach Ritter, als der Südrand jenes Theils der hohen Gobiebene betrachtet werden, welche nach den Barometermessungen der russischen Akademiker G. Fuß und v. Bunge auf dem von der Mongolenstraße durchschnittenen Wege, über die Hälfte der gemuthmaßten Höhe, nämlich bis zu 4000 und an den tiefsten Einsenkungen sogar bis zu 2400 Fuß absoluter Höhe herabgedrückt wird. Man erreicht aber, von Norden kommend, diesen Gebirgssaum, nach Timkovski, bei Tchang-kia-kheou, d. i. dem Thore der Familie Tchang (Tsang bei Ritter), wie die erste Familie hieß, die sich hier niederließ, oder bei Khalgàn[11]), d. i. Barriere, Pforte, wie die Russen den Ort nennen, weil die Eingangsthore desselben sich in der äußern großen Mauer finden, und verläßt ihn wieder mit dem eine Tagereise von Peking entfernten Nankeou oder Südthore der innern großen Mauer. Der ganze, zwischen diesen beiden Thoren, deren Entfernung die Krümmungen des Weges mit eingerechnet, sich auf 38 geogr. Meilen betragen dürfte, befindliche Landstrich trägt ganz das Gepräge einer hohen, pittoresken Gebirgsnatur, welche, wie Ritter sagt, an mehren Stellen einen alpinen Charakter annimmt. Hohe, theils kahle, theils bewaldete, Gebirge, deren steile, oft mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel sich zuweilen bis in die Wolken erheben, wechseln bald abfallend, bald aufsteigend, mit Schluchten, engern und weitern Thälern, welche theils, mit verschiedenartigen Bäumen bestanden, theils für den Wein-, Reis- und Feldbau gewonnen, theils mit Rollkieseln bedeckt, von dem Yang-ho und den diesem zueilenden Gebirgsbächen durchrauscht werden. In den Thälern dieses Hochlandes besteht der Erdboden aus Thon und Sand; am Fuße der Berge aber findet man Kieselsteine und Kies. Indem wir wegen der ausführlicheren Schilderung dieses in vieler Hinsicht höchst merkwürdigen Berglandes auf Ritter (Erdkunde, 1. Bd. S. 126) verweisen, bemerken wir nur noch als in demselben besonders hervorzuhebende Berge den Houang-yang-chan, ein Granitgebirge, dessen Name soviel wie Gemsengebirg bedeutet. Die Gipfel derselben ragen bis in die Wolken hinein, und die chinesischen Geographen prophezeien, nach Klaproth, Regen, sobald sich diese Wolken zerstreuen. Von diesem Gebirge gelangt man zum Gebirge Ki-ming-chan, dessen eine, Kiming[12]) genannte Felsenspitze, in der Nähe des Forts Kiming von ho-chang oder Mönchen des Foe bewohnt wird, und dann weiter südlich zum erhabensten Punkte dieses Landstriches, dem Berge Pa-ta-ling oder Paling, wie ihn Gerbillon nennt. In der Nähe dieses Berges findet sich ein 20 Fuß tief durch die Felsengegend durchgehauener, aber nur für zweirädrige Karren eingerichteter Paß (Kouankou), welcher durch die Feste Kin-young vertheidigt wird. Von hier aus wird zwar der Weg beschwerlicher, aber auch reizender durch die sich bei jedem Schritte ändernden entzückenden Landschaftsgemälde. Bald drohten, nach Timkovski, hohe Felsen den Reisenden zu verschütten, bald sah er Häuser in niedlichen, von murmelnden Bächen bewässerten Gärten; überall zeigten sich

11) Khalgan, welches unter 48° 51′ 35″ nördl. Br. und 1° 32′ 48″ westl. L. von Pe-king liegt, erhielt 1725 eine bürgerliche Gerichtsbarkeit. Den Namen hat die Stadt von dem mongolischen Worte Khàlga, d. i. Thor, Barriere. Die Bewohner eines um eine Stadt herumliegenden Bezirks pflegen diese vorzugsweise die Stadt zu nennen, und da die Russen immer nur das Wort Khàlga hörten, so hielten sie dieses für ein nomen proprium. Ein Fluß theilt die Stadt, welche die Chinesen Tchang-kia-kheou nennen, in die obere und untere Stadt. Die erstere liegt nach der mongolischen Grenze zu und ihre Thore befinden sich in der großen Mauer; die untere Stadt liegt südlich und sie hat ein kleines Fort mit einer Besatzung, sonst aber keine bemerkenswerthen Gebäude. Man zählt in Khalgan, welches nicht groß ist, 22 Mandarinen und eine große Anzahl Militairpersonen, welche sich bei dem Gousaï-amban (Inspector) und seinen Amtsgenossen befinden. Khalgan bildet den Schlüssel zu dem Handel China's mit Rußland und einem Theil der Mongolei, weshalb auch eine große Menge Kaufleute hier zusammenströmt. Unter diesen machen die Kaufleute von Chan-si, welche den Handel mit Khiakhta betreiben, die größere Zahl aus, und sie lassen große Summen aufgehen, da sie den Glücksspielen sehr ergeben sind. Ein Theater, welches zu Timkovski's Zeit, trotz der Trauer um den verstorbenen Kaiser, nicht geschlossen war, gab ihnen neue Gelegenheit zu Verschwendungen. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Chinesen und haben viele Ähnlichkeit mit den morgenländischen Turkestänis. Das Gewicht des Silbers ist hier nicht dasselbe wie in Peking, es entspricht vielmehr dem von Kiakhta und Ourga, weil man mit diesen Städten in unmittelbarer und fortwährender Verbindung steht. Die chinesische Elle schwarzen, schlesischen Tuches wurde zu Khalgan mit 6 — 7 Thsian bezahlt, was für die russische Arschine 2½ Silberrubel beträgt; ein gutes Zobelfell kostete 2—3, und ein Fuchsbalg 2 Lan, ein Esel 12—18 Lan. Es ist aber der Lan oder Liang ein chinesisches Gewicht, welches nach Timkovski (T. I. p. 18) beinahe 8¾ Zolotniks gleich ist und einen Werth von 2 Silberrubeln hat. In ganz China kennt man weder Gold- noch Silbermünzen, sondern nur kleine, gelbe Kupfermünzen, welche bei den Chinesen Thsian, bei den Mongolen Tchos (Djos), bei den Russen in Sibirien Tchokh oder Tchèk genannt werden. Sie sind rund und zeigen auf der einen Seite den Namen des regierenden Kaisers, auf der anderen den Namen des Orts, wo sie geschlagen worden sind. In der Mitte haben sie eine viereckige Öffnung und man reiht 500 derselben auf einem Strick auf, welchen die Chinesen Tiao nennen. Die Polizeisoldaten und die Hofbedienten allein erhalten ihre Besoldung mit Tiaos, welche 1000 Tchèk enthalten. Diese Tiao heißen Tiao ta Thsian oder große Tchèkstricke, wogegen die andern kleine Stricke genannt werden. Bei dem Handel muß man daher alle Mal fragen, welche Art von Tiao gemeint sei.

12) Man sagt, daß dieses Kloster durch eine gottesfürchtige Frau erbaut wurde. Zwei Schwestern, welche einer reichen Familie angehörten, hatten sich nämlich auf diesen Berg zurückgezogen, um dem Gebet obzuliegen. Da sie nun einen Beweis von ihrer Frömmigkeit und der Stärke und Kraft ihres Glaubens geben wollten, so beschlossen sie, innerhalb einer Nacht, die eine ein Kloster auf dem Berge, die andere eine Brücke über den Yang-ho, dem Kloster gegenüber, zu erbauen. Die ältere Schwester kam mit dem Bau des Klosters zu Stande, beschloß in demselben ihre Tage und wurde hier mit großen Ehren begraben. Die jüngere Schwester hatte nur mit den Pfeilern, welche die Bogen tragen sollten, fertig werden können und stürzte sich deshalb am folgenden Morgen, den Tod suchend, in den Fluß. Das Gebirge Ki-ming-chan, auf welchem das Fort Ki-ming liegt, wird auch Ming-ki-chan genannt und es bedeutet nach Klaproth der erstere Name: Gebirg des Gesangs der Henne, der zweite aber: Gebirg der Henne, welche singt, weil sich im Winter die Fasane auf dieses Gebirg zurückziehen. Die Geschichte der Goei erzählt, daß als Tchao-siang-tsu den König Taiwang getödtet hatte, die Schwester dieses letztern, Mo-ki, auf dieses Gebirg kam und sich daselbst tödtete. Dieser Umstand gab dem Gebirge den Namen Mo-ki-chan

Wälder von Nuß-, Castanien- und Cypressenbäumen, und neben ihnen zahlreiche Weinberge. Große Blöcke von Porphyr und grauem Marmor lagen zerstreut auf mehren Stellen der Straße. Hinter Kin-young hört die Bergkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln auf, indem sich ein Theil derselben nach Osten, ein anderer in großen Massen nach Südwest zieht, und jetzt stößt man schon auf Pflanzungen von Obstbäumen und weiter unten auf Reisfelder, aber man findet hier auch Tiger, Pantherthiere und gefleckte Ziegen. Im Westen und Nordwesten stoßen wir auf die Gebirgskette von Schan-si, welche hier unter dem Namen des Sichangebirges in mehren parallelen Zügen nach Pe-tsche-li herüberstreicht, dann sich dem Südsaume des Gobiplateau's und dessen Randgebirge im Südwesten von Peking anschließt, und in mehren Gipfeln zur ewigen Schneehöhe aufsteigt [13]). Diese Gebirgskette entbehrt fast aller Thäler, doch hat sie viele jähe Abgründe und der über sie führende Weg ist sehr beschwerlich, da man immer bergauf und bergab steigen muß [14]). Ihre Berge haben keine besondere Höhe, sind aber bis zu ihren Gipfeln, auf welchen man weder Bäume noch Büsche, sondern nur Heidekraut und einige Kräuter findet, mit welchen man das Vieh nährt und die Kalköfen heizt, deren es am Fuße derselben eine Unzahl gibt, angebaut, und man hat zu diesem Ende Terrassen angelegt, um das Herabschwemmen des Erdreichs zu verhindern und das Wasser aufzuhalten [15]). Man findet hier ganze chinesische Familien, welche in Grotten wohnen, denn China hat so gut seine Troglodyten wie Ägypten, sagt du Halde.

Der bedeutendste Fluß der Provinz ist der Peho (Pei-ho, Pay-ho), oder weiße Fluß. Dieser tritt aus dem Südostrande der Gobi oder dem Gebirgsrande von Pe-tsche-li heraus, wendet sich Anfangs südöstlich, dann, nachdem er die große Mauer drei Mal durchbrochen hat, südlich nach Peking und ergießt sich endlich in den Meerbusen von Pe-tsche-li, welchem er wiederum in südöstlicher Richtung zueilt. Im Frühling und Sommer, wo ihm der Südrand der hohen Gobi sein Schnee- und Eiswasser zusendet, ist er wasserreich und reißend, im Herbste aber ist er seicht und im Winter friert er jedes Mal zu, weshalb die unzähligen Barken, welche Peking mit Getreide versorgen, bereits im September und October dem Süden zueilen. Das milchfarbige Wasser des Peho ist schlammig und die Engländer, welche es tranken, wurden heftig von der Ruhr gepeinigt. Die Chinesen, welche überhaupt, wie Davis sagt, keine starken Wassertrinker sind, da selbst ihr Brunnenwasser, namentlich in Peking, äußerst schlecht ist, sodaß die Engländer weit ausschicken mußten, um nicht mit mineralischen oder erdigen Theilen vermischtes Wasser zu bekommen, wie Barrow berichtet, suchen das Pehowasser mit Alaun zu verbessern, der hineingeschüttet, mit einem Bambus umgerührt und dann wieder abgeklärt wird; allein es behält immer seine ungesunden Eigenschaften. Das Gefäll des Peho, dessen Bett, sowie die Unterlage der ihn umgebenden Ufer, ganz aus feinem Sande bestehen, der dem auf der Küste gleicht, ist äußerst gering, und er wälzt daher sein Wasser nur sehr langsam fort, weshalb sich den Engländern erst am 14. Tage der beschwerlichen Stromauffahrt und zwar bei einem ganz wolkenfreien, klaren, blauen Himmel die ersten blauen Berge gegen Nordwest im Norden von Peking zeigten. Von Thien-tsin-fu bis Tong-tschu-fu, welche letztere Stadt, nach Barrow, 170 englische Meilen von der Mündung des Peho entfernt ist, ist das Uferland stark bevölkert und gut angebaut; auch bemerkt man viele Weidenbäume, Ulmen, Eschen und Thränenweiden. Während seines übrigen Laufes, dessen Länge von der erstgenannten Stadt bis zur Mündung ohne die Krümmen auf sieben bis zehn geographische Meilen, mit diesen aber auf das Doppelte der Wasserfahrt berechnet wird, geht der Fluß ebenfalls durch gut angebaute Gegenden und an seinem Ausflusse liegt eine bei der Ebbezeit drei bis vier Fuß vom Meere bedeckte Barre (Flußriegel), welche der Einfahrt sehr hinderlich sein würde, wenn die gewöhnlich fünf bis sechs Fuß hohe Fluth, die noch zwei Meilen über Thien-tsin-fu hinausreicht, nicht den flachgebauten, chinesischen Schiffen sehr zu Hilfe käme. Hinter dieser Barre hat der Peho eine Breite von 500 Schritten und man gelangt, aufwärts fahrend, in Wälder von Schilfrohr, zwischen welchen die Ortschaften Tang-ku, Si-ku, Ta-ku [16])

13) Andere hervorzuhebende Berge Nord-Pe-tsche-li's sind der sich pyramidenförmig erhebende Langechan, der Rohong-chan und der Long-sychan, welche letztern mit Tempeln, Klöstern und Einsiedeleien bedeckt sind. 14) Auf dem Wege, welcher von Tchin-king-hien in Pe-tsche-li nach Lou-ngan-fu in Chansi über dies Gebirge führt, stieß Pater Fontenay auf eine unendliche Menschenmenge und eine erstaunliche Anzahl von Eseln und Maulthieren, die mit Töpferwaaren, zerriebener Baumrinde zur Pastillenverfertigung, Baumwolle, Leinwand und vorzüglich mit in der letztgenannten Stadt verfertigtem Eisengeräth beladen waren. 15) Toutes les montagnes, sagt Pater Fontenay bei *du Halde* T. I. p. 104, sont cultivées jusqu'à leur sommet et coupées en terrasses. Les abimes et les précipices sont également cultivez, et il y a peu de pierres dans ces montagnes et elles sont de terre solide.

16) Ku bedeutet Flußmündung oder einen Ort, der früher unter Wasser lag; zu Tang-ku ist ein kleines Fort, welches den Ausfluß des Peho beherrscht und zu Taku steht ein dem Tung-Hai-Vang, d. h. dem Könige des Ostoceans, geweihter Haupttempel. Dieser Meergott sitzt, aus Porzellan geformt, in kühner Gestalt auf Meereswogen und hält mit der Linken einen Delphin, mit der Rechten einen Magnet empor. Dieser letztere erregte die Verwunderung der Engländer. In einem chinesischen Dictionnaire, welches im J. 121 n. Chr. Geb. vollendet wurde, steht bei dem Worte Magnet folgende Erklärung: „Ein Stein, mit welchem man der Nadel eine Richtung mittheilen kann," und der Pater Gaubil sagt, daß er in einem hundert Jahre später geschriebenen Werke den frühern Gebrauch des Compasses deutlich auseinandergesetzt gefunden habe. In einem Wörterbuche, welches unter dem Kaiser Kanghi erschien, wird behauptet, daß unter der Dynastie der Tsins (419 v. Chr. Geb.) die Schiffe mittels des Magnets nach Süden geführt wurden, woraus Klaproth beweist, daß die Chinesen lange vor den Europäern die Abweichung der Magnetnadel von dem wahren Pole gekannt hätten. Der Verfasser eines chinesischen medicinischen Werkes sagt: „Wenn eine stählerne Spitze mit dem Magnete gerieben ist, so bekommt sie die Eigenschaft, nach Süden zu weisen, jedoch neigt sie sich immer gegen Osten und zeigt daher den Südpunkt nicht ganz genau an. Wenn man die Nadel quer durch einen aus Binsen gemachten Docht steckt und sie auf Wasser legt, so markirt sie ebenfalls den Süden, aber mit einer fortwährenden Neigung nach der Spitze ping oder $^{5}/_{6}$ gegen Süden." Klaproth bemerkt bei dieser Stelle, daß dies nach den Beobachtungen des Pater Amiot zu

und andere liegen, deren Bewohner höchst elend und in die größte Armuth versunken sind. Die Schiffahrt auf dem Peho ist übrigens in der günstigen Jahreszeit äußerst lebhaft. Zwischen Thien-tsin-fu und Tong-tschu-fu zählten die Engländer wenigstens 1000 Junken, deren jede nach Staunton's Schätzung mit 50 Mann besetzt war, außerdem noch unzählige kleinere Fahrzeuge, sodaß man die bewegliche Menschenmasse, nach Barrow, auf dieser kurzen Flußstrecke von 90 engl. Meilen wenigstens zu 100,000 Mann annehmen konnte. Dem Peho fließen zu: 1) von Norden her der Yang-ho oder Fluß Yang [17]). Dieser empfängt den, außerhalb der großen Mauer auf dem Gebirge Tsakhàn-tolokhaï-dabahn entspringenden und bei Khalg die große Mauer durchbrechenden Thsing-choui-ho, auß dem noch mehre kleinere Flüsse und Bäche, welche i nach starken Regengüssen so anschwellen, daß er, wie d z. B. 1801 der Fall war, große Verwüstungen anrich durchrauscht dann die tiefe Querspalte, von welcher d große Gebirgssaum durchbrochen wird, und eilt, mit d Sangkan-ho vereinigt, fast schiffbar, gegen Südost, P king südwärts vorüber der Ebene des Peho zu; 2) d Ju (Wei-ho), d. i. der köstliche Fluß, welcher auch Ju li-ang, d. i. der Fluß, auf welchem man Getreide fo schafft, genannt wird. Er kommt nach Barrow von W sten und fällt oberhalb Tien-sing in den Peho. Es koste den Barken der Engländer drei bis vier Stunden Arbei ehe sie durch die vielen Schiffe kommen konnten, die a diesem kleinen Flusse vor Anker lagen, der aber wich ist, weil er mit dem großen Kanale zusammenhängt; 3 der Tee-ho und Houta. Außerdem findet man in Pe tsche-li noch zwei Küstenflüsse, nämlich den Lan-ho, wel cher unter dem Namen Kham auf dem Siolkigebirge en springt, und den San-ho. Beide ergießen sich in den Golf von Pe-tsche-li. Auch an Seen, Teichen, Sümpfen und Morästen ist Pe-tsche-li nicht arm. Zu den ersteren gehören im Süden der fischreiche Payhon, in welchen sich der Hayton, Fouyan und andere Flüsse ergießen, deren Wasser dann wieder der Heu-to dem Peho zuführt, und der nördlicher liegende See von Gant-schu. Einen fast 50 Acres oder engl. Morgen großen und ganz mit Nelumbium bedeckten Teich fand Barrow unter der nördlichen Mauer der Tatarenstadt in Peking, und Sümpfe und Moräste trifft man besonders in den Ost- und Südebenen der Provinz. So ist nach Davis die Gegend bei Tien-sing äußerst sumpfig und ungesund, für welches Letztere das Ansehen der Bewohner zeugte, und nach dem Pater Gaubil ist das ganze Land, einige Tagereisen nördlich von der in Honan gelegenen Stadt Kai-fong-fu auf dem Wege nach Peking zu, nichts als ein großer Morast. Ob nun gleich alle die genannten Flüsse fast durchgängig schiffbar sind, so reichten sie dennoch nicht hin, um Peking, sobald es zur Residenz erhoben wurde, mit seinem Bedarfe zu versehen. Man dachte daher darauf, die Nordprovinz Pe-tsche-li mit den Südprovinzen durch Verlängerung des Kaiserkanals in Verbindung zu setzen, wobei man zugleich beabsichtigte, die Sumpfgegenden, welche sich von Tien-tsin bis Yang-tse-kiang hinabziehen, zu entwässern und für den Ackerbau zu gewinnen. Dieser Kanal (oder vielmehr diese Kanalisirung der Flüsse) beginnt, soweit es Pe-tsche-li angeht, bei der mehr erwähnten Stadt Tien-tsin-fu und verläßt die Provinz bei Lin-thing-tscou in Schantong. Lord Macartney's Jachten, welche Tien-tsin-fu am 13. Oct. 1793 erreichten, brauchten von da zur Beschiffung des kanalisirten Wei-ho bis Ling-thing-tscheou, in welcher Stadt man am 22. Oct. ankam, neun Tage. Zwischen dem Peho und Wei-ho findet sich ein großes Bassin, dessen Durchschiffung mehr als drei Stunden erfoderte [18]).

Pe-king wirklich der Fall ist, indem dieser angibt: „Daß die Abweichung der Magnetnadel auch in dieser Hauptstadt dieselbe bleibe, d. h. zwischen 2° und 2° 30′ nach Westen." Jetzt werfen die Chinesen den vorhergehenden Satz um, indem sie annehmen, daß Süden der magnetische Anziehungspunkt sei und sagen, daß die Nadel Süden bezeichne, jedoch nach Osten abweiche. Dieser Unterschied ist ein Beweis von der Originalität des chinesischen Compasses, und was diesen Beweis noch bestätigt, ist, daß der Compaß die Grundlage ihrer ältesten astrologischen Begriffe bildet. Dieses Instrument besteht bei ihnen einfach aus einer Nadel, welche keinen ganzen Zoll lang ist und im Mittelpunkte einer gut lackirten, hölzernen Schale in einer Aushöhlung angebracht ist. Der breite Umkreis dieser Schale ist mit concentrischen Kreisen bezeichnet, auf welchen die acht mystischen Figuren des Fu-hi, die 12 Stundenzeichen, die 10 anderen, welche mit diesen vereinigt, die Jahre des Cyklus angeben, die 24 Abtheilungen ihrer Sonnenzeichen, die 28 Mondzeichen ꝛc. bemerkt sind. Soweit Davis (T. II. p. 198). Hiermit stimmt auch Barrow überein, wenn er sagt: „Wie dem auch sei, die Chinesen waren mit dem Compaß lange vor dem 13. Jahrh. bekannt. In ihren beglaubigtsten Jahrbüchern ist es blos als eine Begebenheit, nicht als etwas Außerordentliches aufgezeichnet, daß der Kaiser Tschung-ko einen Gesandten aus Cochinchina, welcher sich auf seiner Hinreise zur See verirrt hatte, eine Ting-nan-tschin, d. i. eine Nadel, die nach Süden weiset, welchen Namen die Magnetnadel noch jetzt führt, geschenkt habe. Selbst dieser Gedanke von dem Sitze des magnetischen Einflusses, sowie die Einrichtung der Compaßbüchse, die Eintheilung des Zifferblattes in 8 Hauptstriche und deren Unterabtheilung in drei andere, die Art, wie die Nadel in die Schwebe gesetzt wird, und endlich der Umstand, daß sie selten über dreiviertel Zoll lang ist, sind insgesammt starke Gründe, daß sie in China und nicht anderwärts ihren Ursprung genommen hat." Die Chinesen scheinen sich übrigens des Compasses sowol zu Wasser als zu Lande bedient zu haben. Für die Landreisen hatten sie einen sogenannten magnetischen Wagen, in welchem eine kleine Figur saß, die mit dem Finger immer nach derselben Seite des Horizonts hinwies. In einer Geschichte der Tsin-dynastie wird bemerkt, daß die auf diesem Wagen befindliche Figur eine mit Federn bekleidete Genie darstelle, und daß, wenn der Kaiser bei außerordentlichen Gelegenheiten verreise, dieser Wagen ihn begleite, um die vier Punkte des Compasses anzugeben. Klaproth hat eine, der chinesischen Encyklopädie entnommene, Zeichnung dieses Wagens, dessen man sich gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts auch in Japan bediente, geliefert.

17) Der Yang-ho, sagt Timkovski (T. I. p. 300 sq.), hat eine geringe Tiefe, aber einen reißenden Lauf, und ist deshalb beständig trübe. Am 25. November war er mit Ausnahme der Stromschnellen (Wirbel), welche nie gefrieren, mit Eis bedeckt. Hohe, schneebedeckte Berge umgeben ihn in der Gegend von Siuan-houafou, welche Stadt die Mongolen Bain-Soumé, d. i. reicher Tempel, nennen; auch nimmt er hier einen kleinen Fluß auf. Sein Bett ist sehr sandig und diesem Umstande schreibt man die Zerstörung einer Brücke zu, welche die chinesische Regierung anlegen ließ, um den Weg abzukürzen, der durch die großen Krümmungen des Flusses zwischen der genannten Stadt und Kiming, das der Yang-ho westlich läßt, sehr lang wird.

18) Da die Kaiser der mongolischen Dynastie, welche Tata

Ist nun gleich die Schiffahrt auf den Flüssen und dem Kaiserkanale der eigentliche Quell, dem Millionen in Pe-tsche-li und anderen Provinzen das Leben verdanken, so hat man doch auch durch Straßen und Brücken außerordentlich für den Landtransport und inneren Verkehr gesorgt, sodaß schon J. Bell 1719 bemerkte, es gäbe kein anderes Volk, welches sich so viele Mühe mit dem Bau seiner Straßen nehme, als das chinesische. Eine dieser Straßen führt von Tong-tschu nach Peking durch ein flaches, sandiges und schlecht angebautes Land. Ihr mittlerer Theil hat ein 18—20 Fuß breites Pflaster von Granitsteinen, welche eine Länge von 6—16 Fuß und eine verhältnißmäßige Breite haben und die man aus einer Entfernung von wenigstens 60 engl. Meilen herbeischaffen mußte [19]). Ein Tempel zur Rechten und eine Brücke aus weißem Marmor, deren Geländer mit marmornen Löwen und anderen Thierfiguren verziert sind, bieten allein dem Auge einige Abwechselung. Eine andere Straße, die Kaiserstraße, führt von Peking nach der 418 Li oder etwas über 30 teutsche Meilen von dieser Stadt entfernten, kaiserlichen Sommerresidenz Je-hol. Sie wurde in den letzten Regierungsjahren Kaiser Khien-long's jedes Jahr zwei Mal neugebaut und durfte von Privatpersonen erst nach der Hin- und Zurückreise des Kaisers benutzt werden. Sie war zur Zeit der ersten englischen Gesandtschaft wie eine Tenne festgestampft; alle 200 Schritt traf man auf Wärter, welche sie vom Staube [20]) rein erhalten und mit Wasser besprengen mußten, zu welchem Behufe Wasserbehälter eigens angelegt waren. Ihr zur Seite liefen eigne Wege für das Gefolge des Kaisers und alle zwei bis drei Meilen fanden sich mit Gärten umgebene Paläste zur Aufnahme der hohen Reisenden [21]). Die Karawanenstraße, auf welcher Timkovski nach Peking gelangte, war mehr oder minder breit und tief, und oft mittels Pulvers in Felsen eingesprengt [22]); im Winter waren Brücken von Stangen und Stroh über die Flüsse geschlagen, welche, sobald Thauwetter eintrat, von den angeschwollenen Fluthen fortgerissen wurden.

In Hinsicht des Klima's theilt China das Schicksal der meisten an der östlichen Seite eines großen Festlandes liegenden Länder, indem in diesen die beiden entgegengesetzten Jahreszeiten übermäßig heiß oder kalt sind. Dies gilt auch vorzüglich von Pe-tsche-li. In den Wintermonaten steht das Thermometer nach Reaumur gewöhnlich auf 9°—10°, fällt aber auch wol bis auf 13° oder 14° unter 0, ohne daß die Kälte, außer wenn der Nordwind weht, dabei sehr empfindlich ist, was du Halde (T. I. p. 133) dem fast beständig reinen Himmel und der salpeterschwangeren Luft zuschreibt. Dagegen erreicht die Hitze im Sommer eine außerordentliche Höhe und im Juli steht das Thermometer oft auf 30°—34° Reaumur über 0. Nach Barrow stand Fahrenheit's Thermometer in der Provinz Pe-tsche-li während des Augusts zur Mittagszeit zwischen 80°—88° Fahrenheit, sodaß etliche Mundvorräthe in Fäulniß überzugehen anfingen, wofür die chinesischen Proviantlieferanten eine starke, obschon unverdiente Züchtigung erhielten, und in der Nacht blieb der Wärmegrad gewöhnlich auf 60°—64° stehen. Im September war die mittlere Temperatur um zwei Uhr etwa 76°, im October 68°, aber in den letzten vier Monaten des Jahres verminderte sie sich des Nachts auf 44°. Diese außerordentliche Verschiedenheit der Temperatur bestätigt auch Davis. Nach ihm (T. I. p. 145) stand im Monat September das Thermometer in der Nähe von Peking bisweilen

---

das jetzige Peking, zu ihrer Residenz erwählten, bemerkten, daß die Verproviantirung dieser Stadt immer unsicher blieb, so lange sie auf Schiffen beruhte, welche Schangtong umschiffen mußten, so beschloß Khublai Khan 1289 die neue Wasserverbindung zu eröffnen. Er kam damit bis zu den Ufern des Ho-ang-ho zu Stande. Doch erhielt der Kanal seine heutige Vollendung erst unter den Ming. Das Weitere über den Kaiserkanal an sich und soweit er Pe-tsche-li angeht, sehe man bei **Ritter**, Erdkunde, 3. Bd. S. 550 fg.

19) Die Brücken in Pe-tsche-li, wie in dem übrigen China sind größtentheils schön und mit großer Kunst erbaut. Wir führen als Beispiel nur die, drei Lieues von Peking entfernte, Brücke bei Lou-keou-kiao an, von welcher es bei du Halde (T. I. p. 94) heißt: En entrant dans la ville on passe sur un pont le plus beau que nous avons encore vû; il a plus de 170 pas géométriques de long. Les arcades en sont petites. Mais les gardefoux sont faits d'une pierre blancheâtre et dure, qui approche du marbre: ce sont de grandes pierres de plus de cinq pieds de long, hautes trois, et épaisses de sept à huit pouces, soutenues de chaque côté par des pilastres ornez de moulures et qui portent des figures de lions. Je comptai d'un seul côté 147 de ces pilastres. Deux banquettes d'un demi pied de long et d'un pied et demi de large régnent le long des gardefoux: le pont est pavé de grandes pierres plattes si bien jointes, qu'il est uni comme une salle; les murs fort proprement bâtis ont quarante pieds de hauteur; le rempart, qui n'est pas fort épais, est revêtu en dedans de la même façon; la banquette est assez large et d'une belle maçonnerie, aussi bien que le parapet, dont les créneaux sont fort près les uns des autres. Holzbrücken sind ebenfalls gebräuchlich.

20) Über die Unerträglichkeit des Staubes in Pe-tsche-li klagen schon die Jesuiten, welche diese Provinz durchreisten. Er durchdringe, sagen sie, sobald die Sonne den Thau der Nächte aufgesogen hat, alle Häuser, und nöthige die Reisenden, sich das Gesicht auf eine eigene Weise zu bedecken, um nicht von ihm belästigt zu werden. Vergl. *du Halde* T. I. p. 134. Auch von Timkovski wird sehr über den Staub geklagt: Nous fûmes, sagt er (T. I. p. 295), constamment enveloppés de nuages épais de poussière.

21) Außer diesen beiden Straßen finden sich in Pe-tsche-li noch mehre andere, welche alle nach Peking führen und durch Baumpflanzungen fast das Ansehen von Gartenalleen erhalten. Von einer dieser Straßen, welche über Lou-keou-hiao nach der Hauptstadt führt, heißt es bei du Halde (T. I. p. 94. 95): Sur ce chemin qui a près de vingt toises de largeur et souvent davantage la multitude de peuples, de chevaux, de mulets, d'ânes, de chameaux, de chaises roulantes, de litières et de charrettes faisoient un si grand fracas, qu'il est difficile d'en donner quelque idée. On diroit, que le chemin est une rue perpétuelle, tant il y a de monde.

22) On passa ensuite, heißt es bei Timkovski (T. I. p. 297), par un chemin creux, très-étroit; la roche formait le pavé; il avait fallu faire jouer la mine pour ouvrir la route à travers la montagne. Vierrädrige Kibitken sind auf diesen schmalen Wegen oft gar nicht zu gebrauchen, auf welchen ein falscher Tritt, zumal wenn man zu Pferde ist, das Leben in Gefahr bringt, und Chinesen und Tataren spannen deshalb oft 5—6 Pferde, nicht wie die Russen neben, sondern hinter einander. Wir können nicht umhin, hier die Art und Weise zu erwähnen, auf welche die Chinesen mit ihren Wagen einen steilen Steinhaufen hinabzukommen suchten, welcher aus dem Einsturz einer Brücke entstanden zu sein schien. Sie

auf 90° und 91°, während die großen Eisstücke[23]), die man bei sich führte, die strengste Winterkälte anzeigten, als man sie zu derselben Zeit mit der Scala in Berührung brachte und obgleich Peking unter 39° 54′, Neapel dagegen unter 40° 50′ nördl. Br. liegt, so ist doch die mittlere Temperatur in der ersten Stadt nur 54° Fahrenheit, während sie in der letzteren 63° beträgt. Die Flüsse frieren oft drei bis vier Monate hinter einander, nämlich vom December bis zum März, zu[24]). Die mittlere Barometerhöhe betrug nach dem genannten Schriftsteller, während einer sechsjährigen Beobachtung, 27″ 10‴ bei herrschendem Südwinde, und überhaupt waren die französischen Missionaire über die Ähnlichkeit erstaunt, welche zwischen dem Klima und den Producten des mitternächtlichen China's, der Tatarei und dem von Nordamerika besteht. Denn kaum erfuhren die Nordamerikaner, welchen hohen Werth die Chinesen der Pflanze Jinseng[25]) beilegen, als sie diese in großer Menge aus ihrem Lande in Canton einführten. Die Regenzeit beginnt in Pe-tsche-li mit dem Ende des Juli und dem Anfange des August, und es stürzt dann der Regen zuweilen in solchen Strömen herab, daß man Wolkenbrüche vermuthen sollte. Am 20. Oct. 1761 fiel, wenn wir anders Hassel'n trauen dürfen, da uns sein Gewährsmann Gosier (Vol. I. p. 51) nicht zur Hand ist, ein solcher Regen, daß die Wassermasse eine Höhe von fünf Fuß erreichte, Städte umgestürzt wurden und Tausende von Menschen ihr Leben verloren, wobei man Stöße eines Erdbebens verspürte. Der Thau, welcher des Nachts fällt, ist nach du Halde (T. I. p. 134) sehr stark in Pe-tsche-li. Trotz des Regens und dieses Thaues tritt aber oft auch große Dürre ein. Eine solche fand im J. 1824 statt. Sie ließ eine Hungersnoth befürchten und hatte die Pest zur Folge. Der Kaiser schärfte daher den Beamten in einem Edicte ein, daß sie die Plünderung der Lebensmittel verhindern, keinen Raub auf den Märkten oder anderen öffentlichen Plätzen gestatten, die Wachsamkeit in den Umgebungen Pekings verdoppeln und die Anzahl der Spielhäuser verringern sollten[26]). Erdbeben sind in Pe-tsche-li nichts Seltenes, und es finden sich nach Davis (2. Th. S. 301) von Yunnan bis in die Nähe von Peking Spuren ausgebrannter Vulkane. Im J. 1731 wurde ein besonders starkes Erdbeben in Pe-tsche-li wahrgenommen. Auf dieses scheint Timkovski (T. I. p. 306) hinzudeuten, wo er sagt: Un tremblement de terre tres-violent se fit sentir dans ces contrées, il y a cent ans, et peut-être plus. Die herrschenden Winde in Pe-tsche-li sind der Nord- und Ostwind und der nördliche und südliche Passatwind[27]). Orkane und fürchterliche Wirbelwinde sind

spannten ein Maulthier an die hinteren Axen des Karrens und schlugen dieses auf die Schnauze. Das Thier stieg nun mit vieler Vorsicht (rückwärts) hinab, indem es zugleich den Wagen zurückhielt. C'est un travail fatigant et dangereux, ruft Timkovski (T. I. p. 309) aus.

23) Obgleich die Chinesen, wie Davis (1. Th. S. 342) berichtet, eine große Abneigung gegen alle kalten Speisen und Getränke besitzen, verstehen sie sich doch besser als viele andere Völker auf den Gebrauch und Genuß des Eises, während der Hitze. In der Nähe von Peking sahen die Mitglieder der letzten englischen Gesandtschaft im August, wo das Thermometer über 80° stand, eine Menge Menschen, welche Eis in Körben, die an einer Stange hingen, nach der Stadt trugen. Die Obsthändler bedienen sich ebenfalls des Eises, um die Früchte, welche sie zur Schau ausstellen, frisch zu erhalten, und nach Barrow (1. Th. S. 135) essen die Chinesen gern auf Eis abgekühltes Obst. Auch den Engländern wurde zur Abkühlung ihres Weines, Eis in Menge geliefert. Um es vor dem Schmelzen zu bewahren, legt man es in ein Loch in der Erde und bedeckt es mit Stroh. 24) Während ein englisches Schiff im Winter 1816 in dem Golf von Pe-tsche-li vom Eise fast zertrümmert wurde, gingen im Juli des genannten Jahres die Chinesen an Pe-tscheli's Küsten fast nackt und ihr Gesicht und Körper waren von der Sonne braun gebrannt. Eine Besonderheit des Klima's zeigt sich nach Gosier (T. I. 54. 55) auch in der Abweichung der Magnetnadel (s. Note 16) und in dem Fluthen des Quecksilbers im Barometer. 25) Man vergleiche Humbold's Traité des lignes isothermales. Die erwähnte Jinsengpflanze wird nach du Halde, welcher über sie (T. II. p. 179 sq.) ausführlich handelt, von den Chinesen Chin-seng, d. i. Darstellung des Menschen (réprésentation de l'homme), von den Mongolen aber Orchota, d. i. die erste der Pflanzen, genannt. Barrow (2. Th. S. 233) hat für Chin-seng Dschin-sing und sagt, daß dieser Name soviel wie Menschenleben bedeute. Sie ist eigentlich die Wurzel von Panax quinque folium *Linn.* und stand früher, ehe sie von den Nordamerikanern nach China gebracht wurde, wegen der ihr beigelegten Heil- und vorzüglich stimulirenden Kräfte, weshalb sie als ein Universalmittel für alle möglichen Schwächen und Krankheiten betrachtet wurde, im höchsten Ansehen und größten Werthe. Denn nach du Halde bezahlte man die Unze dieser Wurzel mit 7—8 Unzen Silber. Die Kaiser behandeln sie daher als Monopol und lassen sie durch die acht Banner in der Mandschutatarei ansammeln, indem jeder Banner einen bestimmten District angewiesen erhält. Die im Districte Ningkuta eingesammelten Wurzeln behält der Kaiser für sich und seine Familie, die andern vertheilt er als Belohnung an die hohen Staatsbeamten. Die Hongkaufleute sind verpflichtet, jährlich für 120,000 Toles von dieser Wurzel zu kaufen.

26) In dem erwähnten Edicte, in welchem mehre religiöse Handlungen, sowie die Errichtung verschiedener Altäre für den Ho-long-tan oder den schwarzen Drachen, den die regierende Familie als Repräsentanten des Hauptflusses der Mandschurei und des flüssigen Elements überhaupt verehrt, anbefohlen werden, findet sich folgende charakteristische Stelle: Obgleich in den letzten Tagen einige Aussicht zum Regnen sich gezeigt hat, so hat es doch nicht soviel geregnet, daß die Erde feucht geworden wäre. Unser ältester Sohn, Ye-heng, soll sich daher am siebenten Tage dieses Monats nach dem Tempel des Himmels (Thian-than) begeben, um diesen ehrfurchtsvoll zu verehren. Unser kaiserlicher Verwandte Mien-kai soll sich ebenfalls mit Ehrfurcht nach dem Tempel der Erde begeben, um dort zu opfern, und Mien-hia soll dasselbe in dem Tempel des Jahres thun. Unser Sohn Ye-tschao möge in dem Tempel der Winde Opfer bringen. Indem wir hierdurch unsern Willen in Betreff der Opfer bekannt gemacht haben, die durch die Prinzen und die ersten Minister am 7. des Mondes ausgeführt werden sollen, kündigen wir noch an, daß es unser Wille ist, an demselben Tage auf dem Altare des schwarzen Drachen in eigner Person Weihrauch zu brennen. Nach Barrow (2. Th. S. 139) regnete es von der Zeit an, wo sich die Engländer am Ausflusse des Peho im August eingeschifft hatten bis zu ihrer Rückkehr, am 8. Oct. nur ein einziges Mal. Der Gouverneur von Itschin verbot einer Dürre wegen im J. 1687 das Fleischessen, wobei sich in du Halde (T. I. p. 106, 107) folgende Bemerkung findet: Les Chinois ne mangent alors que du ris, de légumes et de ce qui n'a point vie. Les mandarins ont dans leurs maisons de la volaille qu'ils font tuer et on ne laisse pas de vendre de la viande en secret car à Kiang-tcheou, où on avoit fait la même defense, on n'en manquoit point et on ne la vendoit guères plus cher que dans un autre tems. 27) Wegen dieser Passatwinde stehen die gro-

namentlich in Nordpe-tsche-li, häufig. Am 30. April 1818 trieb ein solcher vom Südwesten herstürmender Wirbelorkan von den Meeresküsten unglaubliche Sandwolken nach Peking. Die ganze Luft war mit dichten, gelblichen Massen angefüllt, und da zu gleicher Zeit eine Wolke die Sonne verdunkelte, so entstand in der Hauptstadt, nach Timkovski (T. II. p. 72), eine solche Finsterniß, daß es unmöglich war, in einiger Entfernung etwas zu erkennen. Der Heftigkeit dieser Stürme schreibt Timkovski die Abneigung der Chinesen gegen Glasfenster zu, die man selbst nicht einmal in den kaiserlichen Palästen finde. Si l'on, heißt es bei ihm (T. I. p. 304), se servait de vitres dans ces cantons, les orages, qui y sont assez fréquens, occasionneraient un double dommage aux habitans; ils seraient obligés d'acheter souvent du verre incomparablement plus cher que le papier, et les morceaux, en tombant, pourraient blesser le monde. Verschiedene Lufterscheinungen finden sich ebenfalls in Pe-tsche-li. Eine derselben beschreibt Pater Bouvet bei du Halde (T. I. p. 117) folgendermaßen: Ce jour-là (25. Juli 1693) environ un quart d'heure avant le lever du Soleil, je vis dans le ciel un Phénomène, que je n'ai j'amais vu, et dont je n'ai point ouï parler en France, quoiqu'il soit fort ordinaire en Orient, surtout à Siam et à la Chine; car je l'ai observé distinctement plus de vingt fois, tantôt le matin, tantôt le soir, dans chacun de ces deux Royaumes, sur mer et sur terre et même à Peking. Ce Phénomène n'est autre chose, que certains demi-cercles d'ombre et de lumière, qui paroissent se terminer, et s'unir dans deux points opposez du Ciel, sçavoir d'un côté dans le centre du Soleil, et de l'autre dans le point qui est diamétralement opposé à celui-là. Comme ces demi-cercles sont tous terminez en pointe, tant en Orient qu'en Occident, c'est à dire, vers les points opposez de leur union, et qu'ils vont en s'élargissant uniformément vers le milieu du Ciel, à mesure qu'ils s'éloignent de l'Horizon, ils ne ressemblent pas mal pour leur figure aux Maisons célestes, de la manière dont on les trace sur les Globes; à cela près seulement, que ces Zones d'ombre et de lumière sont ordinairement fort inégales pour la largeur, et qu'il arrive souvent qu'il y a de l'interruption entre elles, surtout lorsque le Phénomène n'est pas bien formé. Toutes les fois que je l'ai observé, et je l'ai vu quatre fois différentes dans ce voyage en moins de quince jours, j'ai toujours remarqué que le tems étoit extrêmement chaud, le Ciel chargé de vapeurs avec une disposition au tonnerre, et qu'un gros nuage épais et entr'ouvert étoit vis-à-vis du Soleil. Ce Phénomène semble pour sa figure, fort différent de ces longs traces d'ombre et de lumière, qu'on voit souvent le soir et le matin dans le Ciel, aussi bien en Europe que d'ailleurs, et auquel leur figure pyramidale a fait donner le nomme de verges. Si l'on demande pour quelle raison ce Phénomène paroit plutôt en Asie qu'en Europe, et en Été que dans les autres Saisons, il me semble qu'on pourroit en attribuer la cause à la nature des Terres de l'Asie, qui étant pour la plupart beaucoup plus chargées de nitre que celles d'Europe, remplissent l'Atmosphère, surtout en Été, et lorsque le Soleil a plus de force pour les élever, d'exhalaisons nitreuses, lesquelles étant répanduës également dans l'air, les rendent plus propres à réfléchir la lumière, et par conséquent à former le météore. Ein anderes Phänomen nahmen Timkovski's Kosaken in der Nacht des 27. Novembers wahr. Sie hörten, wie sie aussagten, in der Luft ein großes, von Norden kommendes Geräusch, welches einem Donnerschlage glich und dem eine Helligkeit, wie die des Tages, folgte. Dieses Phänomen habe eine halbe Stunde gedauert. Ohne Zweifel war die Ursache dieser Erscheinung, wie Timkovski meint, ein Meteor oder der schwache Ausbruch eines Vulkans. Im Allgemeinen ist das Klima in Pe-tsche-li ein gesundes. Wechselfieber und der Aussatz scheinen die Hauptkrankheiten zu sein. Der Pest haben wir bereits gedacht. Auch die Pocken wüthen oft sehr.

Je ärmer die Ebene Pe-tsche-li's an Mineralien ist, desto reicher sind in dieser Hinsicht seine Gebirge ausgestattet. Die tiefsten Lagen der hohen, nördlichen Grenzgebirge bestehen aus Sand und Kies. Auf diesen findet sich ein Lager von einem gelben, körnigen, rauhen Kalkstein mit blaugrauen Nieren, welches wiederum mit einer ungleichmäßig dicken Schieferlage bedeckt ist, der bald blau, bald rothbraun gefärbt ist, und man glaubt, daß diese letztere, ockerähnliche Farbe ihren Grund in dem vielen Eisen habe, welches sich mit Wahrscheinlichkeit in diesen Gebirgen finden möge. Auf einigen Stellen finden sich senkrechte Adern von Quarz, welcher mit Granit in den Höhen der Berge vermischt ist, der aber nirgends bis an die Sohlen der Gebirge herabreicht. In diesen Bergen nun, in welchen die Mitglieder der ersten englischen Gesandtschaft auch Spuren von Kreide, sowie überhaupt solche geologische Verhältnisse zu finden glaubten, welche den im südöstlichen England gewöhnlichen sehr nahe kamen, hat die Natur einen Schatz von Mineralien fast aller Arten niedergelegt. Dies gilt besonders von dem Districte Siuan-houa-fou [28]). Hier findet man Gold, Silber, Berg-

stern Gebäude in Peking mit der vordern Front gegen Süden und mit der hintern gegen Norden, damit sie die mittägigen Passatwinde im Sommer aufnehmen, und die nördlichen Passatwinde im Winter abwenden können, und aus dieser Ursache ist auch der östliche Theil des Hauses der ehrenvollste, denn man nennt die Ältesten einer Familie den Orient des Hauses; s. Davis I. Th. S. 392.

28) Siouan-houa-fou liegt unter 40° 37′ 10″ nördl. Br. und 1° 20′ 2″ westl. L. von Peking und ist eine Stadt ersten Ranges und Hauptstadt des 16. und letzten Districts der Provinz Pe-tsche-li. Sie ist 340 Li (10 Li machen nach du Halde eine Lieue) nordwestlich von Peking entfernt. Zu ihrem Gerichtskreise gehören drei Städte des zweiten, und sieben des dritten Ranges. Sie hat drei Li im Umfang und zählt sieben Thore. Sie liegt am linken Ufer des Yan-ho, welcher südöstlich fließt und sich mit dem Sang-kan-ho

krystalle, Agatsteine, Marmor, Magnetsteine, Kalk, Granit, Porphyr, Schiefer, Alaun, blauen Vitriol und Steinkohlen; letztere auch in dem bereits erwähnten Gebirge Ki-ming-schan. Das westliche Sichangebirge ist zwar ärmer an edeln Metallen und Steinen, dagegen liefert es Kalk und eine solche Menge Steinkohlen, daß es mit diesen nicht nur Peking und die ganze Provinz Pe-tsche-li versorgen kann, sondern auch für die Ausfuhr übrig hat. Der bei der letzten englischen Gesandtschaft als Naturforscher angestellte D. Abel schloß, nach Davis, aus Proben, welche er von diesen Steinkohlen zu sehen bekam, daß sie zu den Bleierzarten gehörten. Nach du Halde verbreiten diese Kohlen einen ungeheuren Geruch[29]) und er sagt, daß die Leute, welche so unvorsichtig wären, bei der von denselben verbreiteten Hitze einzuschlafen, in die Gefahr des Erstickens kommen würden, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, ein Gefäß mit Wasser in das Zimmer zu stellen. Steinkohlen sind übrigens fast das einzige Feuerungsmaterial[30]), dessen man sich in der Provinz Pe-tsche-li zur Erwärmung, wie zur Bereitung der Speisen und Getränke bedient. Doch ist ihr Bedarf weniger groß, als man es bei der strengen Winterkälte erwarten sollte. Denn die Chinesen ertragen, nach Timkovski (T. I. p. 299), Nässe und Kälte in ihren Häusern sehr leicht. Die Armen heizen selbst bei der strengsten Kälte selten ihre Zimmer; sie machen nur Feuer an, um ihre Speisen zu bereiten, und dies ist bei ihrer Armuth nicht alle Tage der Fall. Hierzu kommt noch, daß die Kohlen, weil sie durch Dromedare, Esel und Maulthiere aus den Gebirgen Nord- und Westpe-tsche-li's in die Ebene geschafft werden müssen, ausnehmend theuer sind, weshalb man sie, nach Barrow (2. Th. S. 232), selten so brennt, wie sie sind, sondern man pulverisirt sie und vermischt sie dann mit Erde. In diesem Zustande geben sie eine starke Hitze, aber keine Flamme, und schicken sich gut für die kleinen chinesischen Öfen. Salz wird an den Küsten des Pe-tsche-ligolfs gewonnen, doch nicht in solcher Menge, daß es für den Bedarf der Provinz hinreichte[31]). Mineralquellen finden sich hinter der ersten Hügelkette, welche man auf dem Wege von Peking nach Je-hol zu übersteigen hat. Sie werden das Kaiserbad genannt.

Wälder findet man weder in der Ebene, noch auf den Bergen Pe-tsche-li's, und man sieht sich daher genöthigt, das nöthige Bauholz zu Wasser aus Leao-tong zu beziehen[32]). Die in Nordpe-tsche-li am häufigsten vorkommenden Bäume sind Weiden, welche selbst kleine Wäldchen bilden, oder, dicht belaubt, eine Pagode, ein Haus, oder, in Alleen gepflanzt, einen Weg oder einen Fluß erquickend für den Reisenden beschatten. Außerdem findet man prächtige Walnuß- und Kastanienbäume, Cypressen und Wachholderbäume, welche letztere nach Timkovski (T. I. p. 319) die Höhe der höchsten Fichten erreichen. Obstbäume, und unter diesen selbst Aprikosenbäume, finden

vereinigt. Man überschreitet diesen Fluß mittels drei Brücken, von welchen die letzte fünf Li südlich von der Stadt entfernt ist. Diese treibt einen starken Handel mit Rauchtabak, welchen man mit Wachholderblättern vermischt, weil die Mongolen diesen Geruch sehr lieben.

29) Les vapeurs sulfureuses qui s'exhalent de la houille, heißt es bei Timkovski (T. I. p. 284), influèrent beaucoup sur notre santé; néanmoins nous fûmes obligés de faire usage de cette matière combustible pendant tout notre séjour en Chine. Auch die Steinkohlen, deren man sich in Canton bedient, sind nach Davis (2. Th. S. 299) weit davon entfernt, rein zu sein. Sie enthalten eine gewisse Quantität Erdpech, sind stark mit Schwefel geschwängert und lassen viel Erde zurück. Der Gebrauch der Steinkohlen scheint in China sehr alt. Marco Polo erwähnt derselben bereits in der Quarto édition p. 274, wo er sagt: Es gibt einen schwarzen Stein, welchen man in den Bergen gräbt, wo sich verschiedene Adern davon finden. Wenn er angezündet ist, brennt er wie Kohle und hält das Feuer mehr zusammen, als Holz; denn man kann es die ganze Nacht hindurch bis zum andern Morgen erhalten. Diese Steine sprühen nur dann Flammen, wenn sie angezündet sind, aber wenn sie brennen, geben sie eine außerordentliche Hitze. 30) In der Stadt Cha-tchhing im nördlichen Pe-tsche-li heizt man mit dem Stroh der indischen Hirse, mit welchem man auch, zumal auf den Dörfern, die Häuser deckt und deren Thonwände bekleidet. Klaproth macht hier zu Timkovski (T. I. p. 305) folgende Bemerkung: „Il est question de cette plante dans le Voyage de Macartney en Chine (T. II. p. 157). On voyait, au sud-est de Péking, des champs de cette plante à sucre d'une hauteur extraordinaire (holcus sorghum); ses grains, sous le nom de millet des Indes, servent de nourriture aux hommes. (On mange le grain comme du gruau; quand les herbes sont rares, on donne la plante verte aux bestiaux. *Timk.* l. c.) Elle atteint une hauteur de dix à douze pieds, et d'après un terme moyen, elle donne le centième grain." La houque sorgho est désignée, dans différentes ouvrages, sous les noms de grand millet d'Indes, gros millet, doura, douro. M. Timkovski a eu tort de nommer cette plante panicum indicum. Le Kao-liang des Chinois, est, d'après tous les naturalistes qui ont été en Chine, le holcus sorghum.

31) Der Salzverbrauch in Pe-tsche-li ist sehr bedeutend. Die Hauptsalzniederlage befindet sich bei Tien-sing (Thien-tsin-fu) auf dem rechten Ufer des Peho, den Getreideschiffen gegenüber. Als wir uns der Stadt Tien-sing näherten, heißt es bei Barrow (1. Th. S. 96), bemerkten wir eine ungeheure Menge großer Schober von Salz, welches in Mattensäcken aufgethürmt war. Wir fanden, daß die also aufgehäufte Menge auf ein Jahr für 30 Mill. Menschen hinreichen würde. Nach Davis (2. Th. S. 343) belief sich die Zahl der ganzen Haufen auf 222 und zu ihnen kamen mehre unvollzählige. Eine quer durchlaufende Abtheilung jeder Reihe enthielt 170 Säcke; alle Reihen hatten nicht weniger als 200 Fuß, einige aber dehnten sich in einer Länge von 600 Fuß aus. Wenn man nun annimmt, daß der Durchschnittsraum jeder Sackreihe 400 Fuß und der von jedem Sacke eingenommene Raum zwei Fuß betrug, so findet man in jedem Haufen 200 Abtheilungen oder 14,000 Säcke und in den 222 Haufen zusammen gegen 3 Mill. Säcke mit Salz, die zu 200 Pfund Gewicht für den Sack 600 Mill. Pfund Salz betragen. Der Salzeinnehmer in Tien-sing bekleidet, nach Barrow (l. c.), eine der einträglichsten Stellen, welche die Krone zu vergeben hat. Nach Timkovski (T. I. p. 352) erhält, wenn eine Frau contrebandirtes Salz kauft oder verkauft, ihr Mann oder ihr Sohn Stockschläge. Ist der Mann abwesend oder der Sohn minderjährig, so erhält die Frau 100 Stockschläge und bezahlt eine Geldstrafe in Silber. 32) Man sah auch, sagt Barrow (1. Th. S 45), sehr viele größere Schiffe, die in Bauart und Takelwerk verschieden waren und von 20 und 100 Tonnen sein mochten, längs der Küste des festen Landes hinsegeln. Sie waren meistens mit kleinem Zimmerholz beladen, welches sie auf den Verdecken so hoch aufgethürmt hatten, daß dem Anscheine nach eben kein heftiger Windstoß sie umgeworfen haben würde. Balken und andere Hölzer, welche zu lang waren, als daß man sie auf das Verdeck eines Schiffes hätte legen können, wurden quer über die Verdecke von zwei zusammengebundenen Schiffen gelegt.

sich am südlichen Abhange nach der Ebene von Pe-tsche-li zu. Auf dieser sind die am häufigsten vorkommenden Bäume, Ulmen, Eschen, und zwar von diesen eine besondere Art, Tannen, gemeine, Thränen- und großwüchsige Bruchweiden (Salix fragilis). Von Obst findet man in der Ebene Pfirsichen, unter ihnen die breite Pfirsich, welche wegen ihrer sonderbaren Gestalt den Namen Pfirsichkuchen erhalten hat[33]; trockne schwammige Äpfel, außerordentlich große Birnen, welche wie wilde schmecken, Pflaumen, zwei Arten von Kastanien und Nüsse. Der Maulbeerbaum Pe-tsche-li's unterscheidet sich von dem europäischen durch kleinere Blätter, welche ein helleres Grün haben und viel dünner und zarter sind. Von Cerealien baut man in Nordpe-tsche-li Reis und zwar schon bei Khalgàn [man hat hier eigene Bassins angelegt, um diesem, für den Chinesen so wichtigen Gewächs die nöthige Bewässerung geben zu können[34]], Weizen, Roggen und andere Getreidearten. Man bedient sich hier eines Pfluges, welcher dem russischen ähnlich ist, und von zwei Ochsen gezogen wird. Er ist so leicht, daß man ihn mit einer Hand aufheben kann. Außerdem hat man eine Säemaschine[35], welche dem Pfluge sehr gleicht. Das späte Getreide säet man in die Zwischenräume, welche sich zwischen den mit frühzeitigem Korn bestellten Feldern finden. Man wendet dabei in diesem Theile viel Fleiß auf die Düngung der Felder. Greise und Kinder sammeln sorgfältig den Mist, welchen die Karawanen zurücklassen. Le cultivateur chinois économise son terrain, sa semence, son temps et les forces de son bétail, ruft Timkovski aus, indem er von dem Ackerbau in Nordpe-tsche-li redet, wo auch viel Wein gebaut wird. In der Pe-tsche-liebene wird zwar ebenfalls Getreide und Reis gebaut, doch scheint man hier mehr Gewicht auf den Anbau solcher Gewächse zu legen, welche dem sandigen Boden entsprechen, den man ebenfalls durch starkes Düngen[36] kräftiger und fruchtbarer zu machen sucht. Daher herrscht hier mehr Gartenbau. Die Felder werden in Pe-tsche-li nicht durch lebendige Hecken, sondern durch enge Gräben, welche von dem gemeinen Rohre, zwei Arten Cyperngras und Binsen bestanden, als Abzugsgräben oder Raine getrennt, welche zugleich als Fußsteige dienen. Diese Raine findet man gewöhnlich mit Steinklee bewachsen, unter welchem eine Art Poa, wilder Hafer und Zittergras steht.

Der Pflug, dessen man sich in der Pe-tsche-liebene bedient, ist der allgemein in China gebräuchliche. Die

---

33) Ihr Durchmesser im Centrum von der obern bis zur untern Seite beträgt $^{11}/_{16}$ Zoll, von einer Seite zur andern mißt sie $1\,^{1}/_{6}$ und der Länge nach $2\,^{1}/_{2}$ Zoll. Sie besteht nur aus Kern und Haut.

34) Der Reis ist bekanntlich das Hauptnahrungsmittel sowie der Bewohner China's überhaupt, so auch der Bewohner Pe-tsche-li's. Daher ist der gewöhnlichste Gruß unter den niedern Volksständen: Ja san, d. i. habt ihr euren Reis gegessen, weil das größte Glück, welches die gemeinen Leute in China zu genießen hoffen können, darin besteht, daß sie hinlänglichen Reis haben. Man bereitet aus dem Reis ein gebranntes Wasser, Sautschuh, d. i. gebranntes Wasser, welches einen starken brandigen Geschmack hat und dem schottischen Whiskey gleicht. Man läßt zu dem Ende Reis in heißem Wasser so lange stehen, bis die Körner angeschwollen sind. Dann wird er mit Wasser vermischt, in welchem man Pi-ka, d. i. Reismehl, Süßholz, Anis, Knoblauch aufgelöst hat und wodurch nicht nur die Gährung beschleunigt wird, sondern auch das Getränk einen besondern Geschmack erhält. Endlich wird diese Mischung destillirt. Man kann den also zubereiteten Sau-tschuh für die Grundlage des besten Araks halten, den die Chinesen in Java ausschließlich machen und der nichts weiter ist als eine Rectification des gedachten Branntweins mit dem Zusatze von Melassenzucker und dem Safte des Cocusnußbaums. Vor der Destillation ist der Name dieses Getränks blos Tschuh oder Wein, und dieses hat einen faden, unangenehmen Geschmack. In Nordpetscheli ist vorzüglich die Stadt Cha-tchhing wegen ihres Reisweines berühmt; die Chinesen trinken ihn warm und aus kleinen Tassen. Obgleich der Weinstock selbst noch im Norden von Peking gedeiht, so findet doch der Anbau keine besondere Aufmunterung und nur die Missionaire bereiten Most und Wein.

35) Diese Säemaschine beschreibt Timkovski (T. II. p 373) folgendermaßen: Ensuite ils emploient un semoir qui consiste en un appareil assez semblable à la charrue, et muni de trois dents creuses avec des étaies en fer. Du bas d'une boîte attachée au dessus des roues tombe la semence à travers les dents, qui sont à peu près de la hauteur d'une archine, en suivant toujours les mouvemens de la charrue sur les sillons. Sur la derrière de la charrue il y a une petite traverse arrondie pour recouvrir la terre ensemencée, elle remplace la herse. Pour semer, on se sert d'un tuyau, avec les mains ou par la bouche, et de manière à ce que les grains plus également répartis sur la terre ne se nuissent pas les uns aux autres en poussant. Nach Barrow (2. Th. S. 249) ist diese Säemaschine auch in Schantung gebräuchlich. Statt des Spatens bedient man sich einer großen, eisernen, sehr schweren Hacke, welche vielleicht besser arbeitet, aber nicht die Wirkung hat, da sie die Erde nur halb so tief heraushebt, als ein Spaten. Diese Hacke dient noch zu verschiedenen Zwecken, z. B. zum Gäten, Aushöhlen etc. Vergl. Davis 2. Th. S. 328.

36) Unter den verschiedenen Ladungen von Baumwolle, Reis etc. zum Verbrauch der Hauptstadt, sagt Barrow (1. Th. S. 104), bemerkten wir auf etlichen der großen, offenen Flußkähne einen Handelsartikel, über dessen Bestimmung wie lange hin und her riethen. Er bestand aus trockenen, braunen Massen, ungefähr von der Dicke der Plätze oder Fladen. Aber nach genauer Untersuchung sah man bald, woraus sie gemacht waren, nämlich aus allerlei Unflath und Excrementen, die man erst in die gedachte Form gebracht und dann an der Sonne getrocknet hatte. Man verfährt sie in dieser Form nach der Hauptstadt, wo sie die Gärtner begierig kaufen und in Harn auflösen, um sodann dieses Gemisch als Dünger zu verbrauchen. An einer andern Stelle (1. Th. S. 121) sagt derselbe Reisende: Jede Familie (in Peking) hält sich ein großes thönernes Gefäß, in welches Alles, was man als Dünger brauchen kann, sorgfältig gesammelt wird. Wenn das Gefäß voll ist, hält es niemals schwer, den Inhalt in Geld umzusetzen, oder für Gemüse umzutauschen. Dieselben kleinen Karren, welche die Stadt mit grüner Waare versehen, kehren alle Zeit mit einer Ladung dieses flüssigen Düngers nach den Gärten zurück, und ich bin zwischen dem Palaste und Juen-min-juen vielen Hunderten dieser Karren begegnet. Gewöhnlich zieht sie Einer, während ein Anderer schiebt. Ihre Begierde, Alles aufzusammeln, heißt es ferner bei Barrow (2. Th. S. 248), was zum Dünger dienen konnte, veranlaßte etliche lächerliche Auftritte. So oft unsere Barken Halt machten, und die Soldaten und Bedienten sich genöthigt sahen ans Land zu gehen, wurden sie alle Mal von den Sammlern dieser Gewächsnahrung bis an die abgelegensten und verstecktesten Orte verfolgt. Es läßt sich wörtlich von China sagen, daß man hier nichts umkommen läßt. Es gibt eine ungeheuere Menge Barbiere in China; da der ganze Kopf, mit Ausnahme eines kleinen Schopfs auf dem Hinterhaupte, beschoren wird, so können wenige oder Niemand dies an sich selbst verrichten. Und da man das Haar für einen vorzüglichen Dünger hält, so trägt jeder Barbier einen kleinen Sack bei sich, um die Beute seines Scheermessers aufzusammeln.

Aussaat durch Einfurchen ist die gewöhnlichste, theils weil man mit ihr am Ersten zu Stande kommt, theils weil bei ihr die Äcker am leichtesten rein von Unkraute erhalten werden. Das Auswerfen des Samens wird selten angewendet, weil dabei zu viel verloren geht und das Handdrillen oder lochweise Stecken des Samens ist nur auf kleinen Feldern in der Nähe der Häuser gewöhnlich, wo man auf Zierlichkeit sieht. Man erntet in Pe-tsche-li nur einmal und zwar entweder eine der gedachten Reisarten, Holcus oder Weizen, doch pflanzt man zuweilen einen Dolichos oder eine Bohne zwischen die Holcus- oder Weizenfurchen, welche erst reif wird, wenn der Weizen bereits eingeerntet ist. Der reine, wolkenlose Himmel, dessen sich Pe-tsche-li erfreut, gewährt den Vortheil, daß man das Dreschen gleich auf freiem Felde vornehmen kann. Dies geschieht aber theils auf Thontennen mit Dreschflegeln, die beinahe den englischen gleichen, oder dadurch, daß man die Ähren gegen die Kante eines Bretes schlägt, oder sie von Ochsen oder Büffeln austreten läßt. Man erbaut aber in der Pe-tsche-liebene, soweit sie uns bekannt geworden ist, außer Weizen und Reis, welche beide jedoch nicht in hinlänglicher Menge gebaut werden, mehre Arten Hirse (panicum crus galli und italicum, holcus sorghum und saccharum), Buchweizen (polygonum fagopyrum), Möhren, Steck- und Runkelrüben [37]), Meerrettige, eine Art Spargel, Solanum melongena, eine Art Judenkirsche, Wasser- und Muskusmelonen, von welchen ersteren, zu Barrow's Zeit, ein Schnitt, auf Eis abgekühlt, in Peking mit einem Tchen (ungefähr ⅓ Heller) bezahlt wurde, Kürbisse und Gurken. Zwiebeln, Rettige und Knoblauch findet man bei jeder Bauernhütte. Die Wassernuß (tarpa) findet sich in den Gräben und man ißt sie nebst den Körnern und Wurzeln des Nelumbium [38]) als Nachtisch. Die Körner ißt man sowol grün als reif, in welchem letzteren Falle sie den Nüssen gleichen. Die Wurzeln sind sehr saftig und erfrischend. Ingwer wird ebenfalls gefunden und stark verbraucht. Hanf und eine Nesselart, urtica nivea, werden gleichfalls gezogen. Die Blätter des ersteren benutzt man, um dem Tabak, welcher in Pe-tsche-li kleine, haarige und klebrige Blätter und grünlichgelbe Blüthen hat, eine berauschende Kraft zu geben und aus den Fibern der Nesseln macht man einen Zwirn, aus welchem eine Art Zeug gewebt wird. In der Nähe der, von Peking nach der großen Mauer führenden Straße fand Staunton auf angeschwemmtem Boden eine Art von cultivirtem Polygonum, aus welchem die Einwohner eine blaue Farbe ziehen, sowie sie aus dem morgenländischen Sesam (sesamum orientale) und dem ricinus orientalis, welcher das Kastor- oder Biberöl gibt, ein vortreffliches Öl zu pressen verstehen, indem sie sich dazu sehr einfach gebauter und von einem Esel in Bewegung gesetzter Pressen bedienen. Auch aus den Aprikosenkernen gewinnt man ein vortreffliches Öl. Baumwolle erzielt man nur in geringer Menge. Der Klee und andere Futterkräuter werden gar nicht gebaut; denn es liegt den Bewohnern Pe-tsche-li's durchaus nichts daran, ihre Kühe so zu füttern, daß sie mehr Milch geben, da sie diese weder zu Butter, noch zu Käse benutzen, sondern nur, und zwar sehr sparsam, in ihrem natürlichen Zustande genießen. Noch bleibt uns übrig, ein Gewächs zu erwähnen, welches für Pe-tsche-li von höchster Bedeutung ist, da es bei den meisten Bewohnern dieser Provinz die Stelle unserer Kartoffeln vertritt, und nach dem Reise am meisten verbraucht wird. Dies ist eine Art Kohl (brassica), welche nach Davis, theilweise, so weiß wie die englische Salbei ist und dem Lattich ziemlich gleicht, weshalb ihn die Engländer auch als Salat essen. Am vorzüglichsten gedeiht diese Gemüseart zwischen Tien-tsin und Peking, weil diese Gegend sehr sandig ist. Man säet, nach du Halde, eine unglaubliche Menge dieses Gewächses und vermehrt die gewöhnliche Sorte ins Unendliche. Nach Barrow fehlt ihm der Geschmack; allein gesalzen gibt dies Kraut dem im Wasser gekochten und deshalb unschmackhaften Reise die Würze. Um es frisch zu erhalten, bedeckt man es mit frischem Sande, oder gräbt es tief in die Erde ein. Von dem Petsai wird nicht nur eine unglaubliche Menge nach Peking geschafft, sodaß in den Monaten October und November, wo die Kälte und die ersten Fröste das Kraut besonders mürbe und zart gemacht haben, die neun Thore dieser Stadt vom Morgen bis zum Abend durch die Petsaiwagen fast gesperrt sind, sondern man verfährt ihn auch,

37) Nach Sir George Staunton (Embassy. T. II. p. 476) weicht man die auszusäenden Körner vorher stets in flüssigen Dünger ein, indem man dadurch das Wachsthum der Pflanze zu befördern und sie vor schädlichen Insekten zu bewahren glaubt, und dieser Methode verdankt man es vielleicht, wie Davis (2. Th. S. 318) es vermuthet, daß die chinesischen Rüben weniger von einer Fliegenart zu leiden haben, als dies anderwärts der Fall ist.

38) An der Spitze der cultivirten Pflanzen steht in China die geheiligte Seeblume (Nelumbium). Sie findet sich wild auf allen Seen und Teichen von den Grenzen der Tatarei bis nach Canton, wird aber auch zur Zierde in Porzellangefäßen gezogen, und sie erreicht hier eine Blattfülle der Blüthe und eine Farbenpracht, wie in keinem andern Lande. (Le soin qu'on en prend, heißt es bei du Halde [T. I. p. 28], fait que les fleurs sont doubles et ont même, dit-on, jusqu'à cent feuilles: les couleurs en sont plus vives et plus variées qu'en Europe.) Die Nelumbiumpflanze, bei welcher es eine Eigenthümlichkeit ist, daß man die Blätter der neuen Pflanze, vollkommen und schön grün, mitten in den Kern eingeschlossen findet, scheint daher bei den Chinesen, wie bei andern Völkern, eine religiöse Bedeutung erhalten zu haben und es gibt wenig Tempel in China, in welchen man nicht diese Pflanze dargestellt findet. Zuweilen ist die Schingmuh auf den Blättern des Nelumbium mitten auf einem See stehend abgebildet, und Barrow sah in einem Tempel die verständige Mutter auf dem breiten, schildförmigen Blatte dieser Pflanze sitzen, welches aus gediegenem Felsen gehauen war. Es ist aber die Schingmuh, oder die Mutter des vollkommensten Verstandes, die gewöhnlichste aller Göttinnen in China, vergl. Barrow 2. Th. S. 150. Die Blüthe des Nelumbium gleicht hinsichts der Form, nicht aber der Größe der des Nasturtium und der Stengel steht beinahe im Mittelpunkte des Blattes. Die Pflanze wächst, wie gesagt, unangebaut, selbst auf den Höhen der Mongolei, wo das Thermometer im Winter meist tief unter dem Gefrierpunkte steht. Man genießt, wie wir bemerkten, nicht blos den nußähnlichen Kern, welcher fast die Größe einer Eichel hat, sondern auch die langen, mit rohrähnlichen Absätzen versehenen Wurzeln. Man schneidet diese in Streifen und legt sie auf Eis, in welchem Zustande sie während des ganzen Sommers in Peking als ein Theil des Nachtisches genossen werden. Sie haben einen kleinen Grad von Säure und schmecken wie eine gute saftige Rübe.

gleich unserem Sauerkraute, in andere Provinzen, selbst bis nach Canton [39]).

Wild ist besonders in Nordpe-tsche-li häufig und das Departement Tsing-te-fu ist das große Jagdrevier [40]) der Mandschukaiser, welches durch sie seit dem Anfange des 18. Jahrh. seine neuen Ansiedelungen und seine neue Verwaltung erhielt. Hier findet man das wilde Pferd, welches die Russen Tarpani nennen, den Eber, den Hirsch, die gefleckte und andere Ziegen, die Gemse, kleine Leoparden, welche zur Jagd abgerichtet werden, wie dies auch in Persien gewöhnlich ist, Tiger, Panther (*Timkovski* T. I. p. 317), den Bär [41]), Wolf, Fuchs, Hasen, Zobel und das Eichhörnchen. Die gefleckten Damhirsche dieser Gegend sind bekanntlich eine Antilopenart, welche sich an den Grenzen der Mongolei in Menge aufhält und von den Chinesen Hoang-yang, d. i. Bergziege, genannt wird, und sie, sowie Moschusthiere trifft man ebenfalls an. Unter den vierfüßigen Hausthieren nennen wir zuerst das Pferd. Dieses hat in Pe-tsche-li streng genommen, nur eine militairische Bedeutung, da man sich desselben, die Reitpost [42]) ausgenommen, weder zum Reiten, Fahren [43]) oder Tra-

---

39) Im zweiten Bande von Staunton's Embassy (p. 165. 276. 435. 524) findet man vier Verzeichnisse chinesischer Pflanzen. Das erste Verzeichniß enthält diejenigen, welche zwischen den Ufern des gelben Meeres und Peking, das zweite aber die, welche man in der Nähe von Peking und Je-hol in der Mandschurei antrifft. Unter den Parks oder kaiserlichen Gärten ist besonders der Park Yuen-ming-yuen hervorzuheben, sowie die großartigen Gartenanlagen bei Je-hol. Der Park Yuen-ming-yuen liegt etwa neun Meilen nordwestlich von Peking und enthält nach Barrow zehn englische Quadratmeilen Flächenraum oder 60,000 Acres, und es sollen sich innerhalb der Umfriedigung desselben 30 abgesonderte Aufenthaltsorte für den Kaiser mit den nöthigen Nebengebäuden für die Staatsbedienten, Eunuchen, Bedienten und Handwerker befinden, welche an Hoftagen und bei besondern Gelegenheiten gegenwärtig sein müssen. Man vergleiche über diesen Park Barrow 1. Th. S. 150 fg. Je-ho, Je-ho-eul, Chou-pi-chan-tchouang (Dorf in den Gebirgen, wohin man sich in der heißen Jahreszeit zurückzieht, daher bei Ritter der Sitz der lieblichen Kühlung), Zehol von den Mitgliedern der Macartney'schen Gesandtschaft genannt, liegt nach Capt. Parish unter 41° 58′ nördl. Br. und wurde 1703 nach dem Riß des pekinger Palastes als Absteigequartier für den Kaiser während der Jagdzeit erbaut. Das Schloß nimmt mit den dazu gehörigen Gartenanlagen, in welchen sich zahlreiche Tempel und Klöster befinden, einen Raum von ungefähr 17 Li oder gegen 1⁷⁄₁₀ Lieues ein. Drei Thore, deren eins nach Süden führt, bilden den Eingang. Unter den Tempeln ist vorzüglich der Tempel Phou-tho-tsoung-ching-miao, welcher eine Werst nördlich vom Schlosse liegt, hervorzuheben. Der Kaiser Khian-loung (Kien-long) ließ ihn 1770 nach dem Plane des Boudalatempels bei der Stadt H'lassa, in welchem der Dalaï lama residirt, erbauen. Man vergl. *Timkovski* T. I. p. 283. Ritter's Erdkunde, 1. Bd. S. 136 fg., wo man Je-hol, über welches in Peking ein chinesisches Prachtwerk mit 36 Kupfern und erläuternden Versen erschienen ist, ausführlich beschrieben findet. Von den übrigen Gärten in China sagt Davis: Die Beschreibung der chinesischen Gärten von Sir William Chambers ist nur ein Werk der Einbildungskraft; denn man muß wissen, daß die Chinesen in dieser Beziehung keinen geläuterten Geschmack besitzen und daß sie, indem sie die Natur verschönern wollen, es in derselben Art thun, wie sie die Füße ihrer Frauen vervollkommnen.

40) Die kräftigen Mandschukaiser des ersten Jahrhunderts stellten hier jährlich große Jagden oder vielmehr Thierschlachten an, um ihre Soldaten durch den Kampf mit wilden Bestien zum Kampfe mit den Menschen zu kräftigen und sie, sowie die Großen des Reiches, vor Verweichlichung zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit besichtigten sie zugleich die Heerden des Hochlandes, auf welchen ihr Reichthum und zugleich ihre Macht beruhte, und hielten die Banner der Mongolen in Zaum, welche hier die Vorhut des Reiches bildeten. Diesen Jagd- und Besichtigungszügen verdanken wir, wie Ritter sagt, größtentheils die Kenntniß des chinesisch-mongolischen Hochlandes, indem die dabei befindlichen Jesuiten die Gelegenheit wahrnahmen, um astronomische Messungen anzustellen. So maß Pater Verbiest, welcher 1683 den Kaiser Kang-hi begleitete, als dieser mit einem Gefolge von 60,000 Mann und 100,000 Pferden die westliche Tatarei bereiste, zuerst die großen Plateauhöhen und nach ihm begannen unter dem Schutze des genannten Kaisers die astronomischen Bestimmungen der Pol- und Meridianhöhen, nach welchen bis heute die Landkarten jener Gegenden gezeichnet werden. Der Kaiser Kien-long liebte den Aufenthalt in Je-hol und das Vergnügen der Jagd außerordentlich; schon weniger war dies mit dessen Sohne Kia-king der Fall, und der jetzt regierende Kaiser erließ 1824 ein Edict, in welchem sich folgende Stelle findet: In Bezug auf die Herbstjagd dieses Jahres sollte ich zwar auf der einen Seite dem durch meine Vorfahren eingeführten Gebrauche folgen; aber auf der andern Seite muß ich mich durch die gegenwärtigen Umstände leiten lassen und nach den Verhältnissen handeln. Die Reise nach Je-hol bleibt daher bis zum andern Jahre ausgesetzt, indem sie für mich nur eine unwillkürliche Quelle von Weitläufigkeiten ist. Seit dieser Zeit, setzt Davis (T. I. p. 203) hinzu, hat der Kaiser unter verschiedenen Vorwänden sich stets entschuldigt. Die Regierung der Mandschus hat schon viel länger gedauert als die der Mongolen, und dem Anscheine nach dürfte nur ein unerschrockener chinesischer Aventurier auftreten, um sie über den Haufen zu werfen. Davis (2. Th. S. 342) dachte wol damals nicht, als er dies schrieb, und als er Tien-sing den Ort nannte, welcher durch Aushungerung der Hauptstadt am geeignetsten sei, von ihm aus das himmlische Reich umzustürzen, daß seine Landsleute es sein würden, welche China fast umgestürzt hätten.

41) Ausführlich hat die Erlegung eines Bären durch die Hand des Kaisers Pater Gerbillon beschrieben, und die dieselbe betreffende Stelle findet sich bei Davis 1. Th. S. 350.

42) Nach Davis (1. Th. S. 267) unterhält der chinesische Staat keine Posten zur Beförderung des öffentlichen Verkehrs. In dringenden Fällen sendet man Courriere, welche die Pferde auf den verschiedenen Stationen wechseln. Ist die schleunige Überbringung einer Depesche dringend nothwendig, so wird derselben eine Feder beigelegt und der Bote heißt dann Fei-ma, d. i. fliehendes Pferd. In diesen Fällen soll der Courrier täglich 100 engl. Meilen zurücklegen, und man hat Beispiele, daß eine Nachricht von Peking in 12—14 Tagen in Canton anlangte, obgleich beide Städte 1200 engl. Meilen von einander entfernt liegen. Les courriers chinois, heißt es bei Timkovski (T. I. p. 365) envoyés pour affaires du gouvernement, sont obligés de parcourir à cheval 300 Verst et plus en vingt quatre heures.

43) Das am meisten in Pe-tsche-li gebrauchte Fuhrwerk ist ein einspänniger Karren, welcher in seiner Mitte nur Raum für eine oder zwei Personen hat, die hier wie auf einem Sattel sitzen und die Füße vor sich hinstrecken müssen, während der Fuhrmann hinter ihnen Platz nimmt. Diese Fuhrwerke hat der Pater Semedo wahrscheinlich im Sinne, wenn er sagt, daß Kutschen ehemals allgemein üblich gewesen wären. Daß dies aber ein Irrthum ist, scheint uns theils aus der Beschaffenheit der Wege überhaupt, theils aus folgender Anekdote hervorzugehen, welche Barrow (1. Th. S. 139) mittheilt: Die beiden geschmackvollen, von Hatchett gebauten Wagen waren für die Chinesen räthselhafter, als alle andern, für den Kaiser bestimmten Geschenke. Man hatte niemals etwas der Art in Peking gesehen, und es war sehr unterhaltend, wenn man sie unter einander streiten hörte, welcher Theil zum Sitze des Kaisers bestimmt sei. Der Überhang auf dem Kutschersitze des Winterwagens hatte eine schöne Einfassung und war mit Rosengewinden verziert. Die Pracht und Erhabenheit desselben entschieden es mit einem Male bei der Mehrzahl, daß dies der Sitz des Kaisers sein müsse, aber dann wußte man nicht, was man mit dem Innern des Wagens anfangen sollte. Sie untersuchten die Fenster, die Jalousien, die Schirme, und schlossen endlich, daß dies für niemand anders als seine

gen bedient. Pferde sind daher selten in Pe-tsche-li und gehören einer schlechten Art an, welche lange Haare hat und denen auf den Shetlandsinseln gleicht. „Ein schottischer Klepper," sagt Barrow (2. Th. S. 237), „wild von den Gebirgen, der niemals die Zähne einer Striegel gefühlt hat, und dessen Schwanz und Mähne von Unrath zusammengebacken sind, ist völlig geschickt in ein tatarisches Cavalerieregiment aufgenommen zu werden." Man gibt sich keine Mühe, die Pferdezucht zu veredeln, und sieht überhaupt ihren Nutzen nicht ein. Daher werden selbst die Pferde der Mandarinen vernachlässigt, und man hat keinen Begriff davon, daß dieses edle Thier mehr Aufmerksamkeit als das Füttern bedarf, und auch mit diesem verfährt man sehr karg [44]). Im kaiserlichen Marstalle sah jedoch Lord Macartney große, schöne und muthige Pferde [45]). Statt der Pferde bedient man sich mehr der Dromedare, welche zwischen Peking und der Mongolei sehr häufig als Lastthiere benutzt werden, während die Gesandtschaft des Lord Amherst zwischen Peking und Canton kein einziges dieser Thiere sah, sowie der Esel und Maulthiere, welche letzteren nach Timkovski stark bei Je-hol gezogen und mehr als die Pferde geschätzt werden, weil sie bei geringerer Nahrung mehr Arbeit verrichten. Die Büffel, hier Wasserochsen genannt, deren man sich beim Reisbaue bedient, sind klein von Statur; ihr Fell ist dunkelgrau und mit zottigen Haaren bedeckt. Ochsenheerden trifft man selten in Pe-tsche-li und noch seltener Heerden von Kühen an, da man keinen Gebrauch von Milch, Butter und Käse macht [46]), das Fleisch dieser Thiere fast gar nicht genießt und sie höchstens zur Verproviantirung der Schiffe schlachtet [47]). Die Ochsen, welche die Gesandtschaft Lord Macartney's an der Küste kaufte, wogen nach Barrow (1. Th. S. 103) selten über 20[illegible] Pfund. Man füttert diese Thiere im Winter mit Spreu und Stroh, im Sommer besteht ihr Futter meistentheils aus dem groben Grase, welches in den Gräben wächst, und aus dem gemeinen Rohre, womit in diesem Theile des Reichs große Moräste bewachsen sind. Die wenigen Schafe, welche die Engländer in der Pe-tsche-liebene sahen, gehörten zu der fettschwänzigen Art, welche man in Afrika findet. In Nordpe-tsche-li ist die Schafzucht bedeutend (vergl. Note 45). Das Fleisch dieser Thiere ist jedoch weniger schmackhaft als in Europa. Die Zucht der Schweine wird stark betrieben, da ihr Fleisch die gewöhnlichste Kost der unteren Volksclassen ausmacht, wie dies überhaupt in China der Fall ist, wo ein Sprüchwort sagt,

---

Frauen bestimmt sein könnte. Der alte Eunuch erbat sich bei mir darüber Auskunft, und als er vernahm, daß auf dem schönen hohen Bocke der Mann säße, welcher die Pferde lenkte, und daß des Kaisers Platz im Wagen wäre, so fragte er mich naserümpfend, ob ich meinte, der Tachwangti würde zugeben, daß jemand höher als er selbst säße und ihm den Rücken zukehre? und er wünschte zu wissen, ob es kein Mittel gäbe, den Kutschersitz hinwegzunehmen und ihn irgend wohin hinter den Kasten des Wagens zu verlegen. Wagen sah die Gesandtschaft des Lord Amherst nur in der Gegend von Peking, wo sich überhaupt nur eigentliche Straßen finden, während man in den übrigen Provinzen meist nur gepflasterte Fußsteige hat. Nach Timkovski (T. II. p. 189) findet man in Peking an jedem Kreuzwege und an jeder Brücke zweirädrige, von äußerst flüchtigen Maulthieren oder Pferden gezogene Wagen, und sie bringen ihren Besitzern viel ein. Mehre Militairpersonen haben eigene Equipagen und Handpferde. Reisen zu Pferde sind selten, man bedient sich des bequemeren Tragsessels. Die Träger legen die dünnen elastischen Stangen auf ihre Schultern und gehen in einem abgemessenen, aber schnellen Schritte, der kaum einen Stoß verursacht, welcher in dem Sessel bemerkbar wäre. Privatpersonen dürfen in China nur zwei Träger haben, die Mandarinen und öffentlichen Beamten haben das Recht, sich durch vier Männer tragen und durch zwei Reihen Diener auf beiden Seiten der Sänfte begleiten zu lassen. Die Vicekönige dürfen sich von 8 und der Kaiser allein von 16 Männern tragen lassen. Diese theilen das Gewicht dadurch, daß sie eine größere Anzahl Stöcke an die Stangen befestigen. Vergl. Davis 1. Th. S. 330. 374.

44) Es gibt kein Land von solcher Ausdehnung, sagt Davis (1. Th. S. 375), wo die Pferde so wenig genutzt würden, als in China, und es ist wahr, daß in Folge der Sparsamkeit, die von den Einwohnern bei der Fütterung beobachtet wird, die Thiere sehr klein sind und ein jämmerliches Ansehen haben; und was die Ausrüstung des Pferdes betrifft, so ist diese nicht besser als das Pferd selbst. 45) Bei Bathkai im Lande der Sounitmongolen, wie sie Timkovski nennt, fand dieser Reisende 2000 kaiserliche Pferde auf der Weide. Sie waren von verschiedener Farbe und hatten Sterne auf der Stirn, wie sie der chinesische Geschmack liebt; denn die Mongolen machen sich nichts aus Pferden, welche auf der Stirn einen langen und breiten Stern haben. Sie reiten diese Pferde nie, sondern verkaufen sie an die Chinesen. Hinsichts der Farbe ziehen die vornehmen Mongolen die weißen, isabellfarbigen, schwarzen und braunen Pferde vor. Die kaiserlichen Pferde waren nicht groß, aber ziemlich stark und gut genährt. Auch auf der Steppe zwischen Nor-tian und Tsagan balgassou fand Timkovski große Heerden kaiserlicher Pferde. Der Pater Gerbillon, welcher den Kaiser Khang hi 1696 (vergl. Note 40) begleitete, bemerkt, daß dieser auf dem Zuge durch diese Gegend seine Stutereien besehen habe. Es gab deren 230 und jede derselben enthielt 300 Stuten und Hengste, 32 Tabouns (?) enthielten dreijährige Walachen. Die guten Pferde werden in ihrem vierten Jahre in die kaiserlichen Marställe geliefert, über die anderen schaltet das Kriegsministerium, und verwendet sie theils für die Reiterei, theils für die Post. Zu gleicher Zeit weideten auf der Steppe 40,000 Ochsen und 180,000 Schafe, welche dem Kaiser gehörten. Andere große Weideplätze finden sich in Mukden. Vergl. *Timkovski* T. I. p. 223. T. II. p. 377. 381 u.

46) Was hier von der Butter gesagt ist, gilt jedoch nur von den Chinesen, welche nach Davis (2. Th. S. 316) niemals Milch, Butter oder Käse genießen, da ihnen nach Timkovski (T. II. p. 191) selbst der Geruch der aus Kuhmilch verfertigten Butter zuwider ist. Die Tataren genießen dagegen Butter ohne Widerwillen; sie wird meistentheils aus Schafmilch verfertigt und Timkovski traf auf seiner Reise nach Peking 50 mongolische Dromedare, welche mit Butter für die kaiserliche Hofhaltung beladen waren. Die vorangehenden Dromedare waren mit Streifen eines gelben Stoffes geschmückt, welche, Fahnen ähnlich, an kleinen Stäben befestigt waren. 47) Da der Buddhismus, sagt Davis (1. Th. S. 343), die herrschende Volksreligion ist, so erscheint, vorzüglich aus dieser Ursache, das Rindfleisch selten auf den Tafeln, aber dessenungeachtet müssen ihre religiösen Bedenken in dieser Hinsicht nicht sehr gewichtig sein, weil sie (die Chinesen) zur Verproviantirung der europäischen Schiffe immer eine Menge junger Ochsen schlachten. Auch das chinesische Strafgesetzbuch (4. Buch, Abschnitt 223) bestimmt strenge Strafen für diejenigen, welche ohne besondere Erlaubniß ihr Vieh schlachten. Davis 2. Th. S. 316. Nach Timkovski (T. II. p. 290) geben die Chinesen in Peking und überhaupt dem Fleische und Fette der Schweine den Vorzug vor dem der übrigen Thiere. Es ist saftiger und verdaulicher als das russische Schweinefleisch. Die Mandschu, Mongolen und Turkestänis essen mehr Hammelfleisch, die letztern auch Pferdefleisch. Doch ist weder das Ochsen- noch das Hammelfleisch besonders gut in China, da die Thiere, welche dasselbe liefern, auf ihrem Marsche aus der Mongolei sehr abmagern und nach ihrer Ankunft nicht gut abgewartet werden.

„daß ein Gelehrter ebenso wenig seine Bücher, wie der Dürftige seine Schweine verlasse." Die Race, zu welcher diese Thiere gehören, ist die, auch bei uns jetzt eingeführte, sogenannte chinesische [48]). Hunde hält man ebenfalls und eine Art Katzen mit langen Haaren und herabhängenden Ohren sind die Lieblingsthiere der chinesischen Damen [49]). Ratzen, welche von dem gemeinen Volke gegessen werden, sowie Mäuse fehlen der Provinz ebenfalls nicht. Von wildem Geflügel trifft man in Nordpe-tsche-li Kraniche, wilde Gänse und Enten, unter den letzteren die Turpani (anas nigra), Haselhühner, Wachteln, welche zuweilen zum Kampfe abgerichtet werden, Schwäne, sowie Berglerchen [50]) und Fasane, in Südpe-tsche-li findet man fast alle Arten von Wasser- und Sumpfvögeln, Schnepfen, Bekassinen, rothe Repphühner, Fischreiher, Schwalben &c. Unter dem zahmen Federvieh, von welchem man alle Arten und zwar in großer Menge zieht, nehmen die Gänse, Hühner und besonders die Enten den ersten Rang ein, da diese wenig Kosten verursachen, indem sie sich ihre Nahrung selbst suchen müssen. Man setzt sie auf breite Breter, die von beiden Seiten den Bord eines Kahnes überragen, und führt sie so nach Stellen eines Flusses, wo sie sich dann selbst überlassen bleiben. Sie sind so gut abgerichtet, daß sie auf ein gegebenes Zeichen zu ihrem Herrn zurückkehren und auf einem zu diesem Behufe ausgelegten Brete hinaufklettern. Man genießt die Enten frisch, oder man salzt sie ein und läßt sie von den Nordwinden austrocknen. Unter diesen Enten, welche in Peking sehr groß, fett und saftig sind, wird bei großen Gastmählern besonders diejenige Art stark gesucht, welche Ya-tsu heißt. Man bereitet sie auf mehr als dreißigerlei Art zu. Die Chinesen blasen auch die Enten und Hühner auf, indem sie Luft zwischen die Haut und das Fleisch bringen. Dadurch werden sie sehr weiß und scheinen viel Fett zu haben. Schöne Schmetterlinge, welche sehr gesucht werden, findet man nach du Halde (T. I. p. 34) auf dem Westgebirge Sichan in Pe-tsche-li; sie sind klein und keineswegs mit den Riesenschmetterlingen des Berges Lo-seou-chan im Districte Hoei-tcheou-fou der Provinz Quan-tong, welche Davis (2. Th. S. 282) irrthümlich nach Pe-tsche-li verlegt, zu vergleichen, die man jährlich wegen der lebhaften Farbenpracht ihrer breiten Flügel zur Ausschmückung der kaiserlichen Paläste nach Peking sendet. Von Käfern hat man in Pe-tsche-li nach D. Abel den Scarabaeus molossus, den Cerambyx farinosus, den Reitwurm. Scorpione und Scolopender findet man in solcher Menge, daß die Engländer, nach Barrow (2. Th. S. 156), im eigentlichen Sinne des Worts durch sie aus den Betten getrieben und genöthigt wurden, ihre Betten zwischen zwei Bäumen unter freiem Himmel aufzuhängen, ohne dadurch viel gebessert zu sein, da sie durch das unaufhörliche Geräusch zirpender Cicaden und summender Mücken belästigt wurden. Eine Art Heimchen wendet die niedrige Volksclasse, gleich den Wachteln, zu Kampfspielen an. Man stellt zu diesem Ende, nach Davis (2. Th. S. 348), zwei dieser Thiere in einen Napf und reizt sie so lange gegen einander, bis sie sich in Stücke zerrissen haben [51]). Die Seidenraupe ist zwar vorhanden, doch nicht in solcher Menge, daß sie in Betracht kommen könnte [52]). Hinsichts der Fische in der Provinz Pe-tsche-li stoßen wir auf zwei ganz verschiedene Angaben. Denn während du Halde (T. I. p. 134) die Flüsse mit Fischen und herrlichen Krebsen angefüllt sein läßt, sagt Barrow (2. Th. S. 227) grade das Gegentheil. Fische, heißt es bei ihm, sind in diesem Theile des Reiches sehr selten, man fängt ihrer wenige in den Flüssen von Pe-tsche-li. Wir trafen in der ganzen Provinz keine an, ausgenommen in Tien-sing und in der Hauptstadt, deren Markt ohne Zweifel, sowie der londoner, die auserlesensten Erzeugnisse eines großen Umkreises an sich zieht. Wir glauben hier auf Barrow mehr Gewicht, als auf du Halde legen zu müssen, da Timkovski unter den frischen Fischen, welche die Hauptstadt aus den benachbarten Flüssen und von der Küste erhält, nur den Karpfen hervorhebt. Geräucherte Fische und Seekrebse werden gleichfalls in Menge verzehrt. Während des Winters erhält der Hof ganze Kameelladungen von gefrorenen Stören, Hausen und Karpfen [53]) von derjenigen Art, welche die Russen Sazans nennen. Der Kaiser verschenkt diese an die Prinzen des

48) Die Chinesen, sagt Davis (1. Th. S. 346), rechtfertigen die Behauptung, daß der häufige Genuß des Schweinefleisches den Aussatz erzeugt, oder doch dazu geneigt macht, denn sie sind sowol diesem als andern Hautkrankheiten sehr ausgesetzt; aber man muß zugleich auch bedenken, daß dies nicht die einzige ungesunde Speise ist, die zu ihren Nahrungsmitteln gehört. Es ist bekannt, daß die gemeinen Chinesen essen, was andere gesittete Nationen wegwerfen. Gestorbenes Schlacht- und Federvieh, welches die Engländer über Bord warfen, hoben sie auf, wuschen und salzten es ein (Barrow 1. Th. S. 66). 49) Parmi les animaux de tout espèce, sagt du Halde (T. I. p. 134), on y trouve des chats singuliers que les Dames chinoises recherchent fort, pour leur servir d'amusement et qu'elles nourissent avec beaucoup de délicatesse; ils ont le poil long et les oreilles pendantes. 50) Diese Lerchenart, welche Timkovski (T. II. p. 377) alouette des Pyrénées nennt, und von den Chinesen wegen ihres Gesanges vorzüglich geschätzt wird, findet sich hauptsächlich in der Steppe zwischen Nor-tian und Tsagan.

51) Sie haben, sagt Barrow (1. Th. S. 194), ihre Forschungen nach kämpfenden Thieren sogar bis auf die Insekten ausgedehnt, und ausfindig gemacht, daß eine Art von Gryllus oder Heuschrecke einander mit solcher Wuth angreift, daß die Kämpfer selten nachlassen, ohne ein Glied des Gegners abzureißen. Diese kleinen Geschöpfe werden, abgesondert von einander, in Bauern von Bambusrohr gefüttert, und die Gewohnheit, eine die andere auffressen zu lassen, ist so gemein, daß man im Sommer kaum einen Knaben sieht, der nicht seinen Käfer und seine Grashüpfer hätte. 52) Wie der Kaiser dadurch, daß er, wenn die Sonne den 15. Grad im Wassermann erreicht, selbst den Pflug führt, den Ackerbau zu ehren und zu befördern strebt, so sorgt die Kaiserin für die Fortpflanzung des Maulbeerbaumes und der Seidenwürmer. Im neunten Monde verläßt sie in Begleitung der ersten Hof- und Palastdamen ihr Schloß, um auf dem Altare des Erfinders der Seidenweberei zu opfern und nach Beendigung des Opfers sammelt sie Maulbeerblätter, die zur Fütterung des kaiserlichen Depots angewendet werden, verrichtet dann noch einige auf die Seidenweberei bezügliche Arbeiten und die Ceremonie ist beendigt. Vergl. Davis 1. Th. S. 322 fg. *Timkouski* T. II. p. 113. 53) Auch die Seen des Hochlandes, der Kahan-Nor und Taal-Nor sind reich an dieser Fischgattung, welche nicht ganz einen Fuß Länge hat. Am 27. Juni 1689 wurden, wie Pater Gerbillon berichtet, in dem letztern See mit 3—4 Zügen 300,000 solcher Karpfen gefangen,

ersten Ranges und so kommt ein Theil dieser Fische zum Verkauf. Goldfische (Goldkarpfen) hält man in Teichen oder in mit Moos eingefaßten Porzellangefäßen. Da ihnen die Fischreiher am Morgen sehr nachstellen, so überspannt man die Teiche mit Netzen.

Das Fabrik- und Manufacturwesen in Pe-tsche-li ist ganz unbedeutend und selbst Peking steht in dieser Hinsicht den meisten andern Hauptstädten weit nach. Das Einzige, was man in dieser Stadt fabrikmäßig bearbeitet, sind der Tabak, von dessen erster wohlriechender Sorte das Liang mit 500 — 1000, von der zweiten aber das Kin mit 250 Thsian bezahlt wird, Quadersteinplatten, die Edelsteine, das farbige Glas und einige andere Luxusartikel. Der Reisbranntwein, welchen man in Peking und anderen Städten brennt, ist sehr stark. Eine Sorte wird aus gegohrenem Reise bereitet, hat einen säuerlichen Geschmack und heißt Chao-tsieou. In Nordpe-tsche-li findet man nur in Siuan-houa-fou (vergl. Note 29) einige Fabriken, welche gute Filze und andere Zeuche aus Wolle, besonders Mützen, liefern, deren sich die chinesischen Bauern gewöhnlich bedienen. Von Ausfuhr kann daher fast gar nicht die Rede in Pe-tsche-li sein, doch ist der Binnenhandel in dieser Provinz von höchster Bedeutung und man kann Peking als das Depot aller Producte der verschiedenen Provinzen des Reichs betrachten. Getreide [54]), Reis, Lebensmittel jeder Art, Zeuche aus Seide und Baumwolle, Porzellan, Papier, Tinte, Tabak, Branntwein und andere Luxusartikel sind die Gegenstände des Handels, der jedoch dadurch sehr erschwert wird, daß jeder Kaufmann sein eignes Maß und Gewicht hat und sich nur zu oft Betrügereien erlaubt.

Die Städte in Pe-tsche-li sind, wie die meisten übrigen Städte in China, größtentheils im Quadrat erbaut, mit Gräben und Mauern umgeben, welche durch Thürme, die oft, wie der sechseckige Thurm zu King-tcheou, eilf bis zwölf Stock haben, und Basteien vertheidigt werden, und haben Thore, welche bisweilen, obgleich unrichtig, Triumphbogen genannt werden; Vergoldungen, Malereien und Inschriften machen ihre Hauptschönheiten aus. Die Straßen sind, mit Ausnahme einiger Straßen in Peking, meistens so eng, daß sie selten mehr als drei bis vier Nebeneinandergehende fassen können. Pflaster kennt man fast gar nicht; daher muß jeder Hausbesitzer den Platz vor seiner Wohnung rein erhalten und in der Sommerzeit mit Wasser besprengen lassen. Denn der Staub ist im Sommer ebenso unerträglich, wie die Nässe und der Schmutz in der Regenzeit. Die Häuser sind größtentheils einstöckig, denn in Betreff der Höhe derselben ist man voll Vorurtheil und glaubt ein Unglück herbeizuziehen, wenn man ein gewisses Maß überschreite [55]). Man schätzt daher die Pracht der Wohnungen nach der Größe des Flächenraumes, welchen sie einnehmen, und nach der Menge der Höfe und Gebäude, die sie umschließen. Man nimmt daher (s. Davis 1. Th. S. 371) oft zur List seine Zuflucht, um den eingeschlossenen Raum größer erscheinen zu lassen, als dieser wirklich ist. In dieser Absicht legt man eine Menge krummer Gänge oder durch Gitterwerk des ausgewähltesten Geschmackes gebildete Galerien an und bekleidet die Mauern oft absichtlich mit Dachziegeln. Das Baumaterial sind Ziegelsteine, welche, weil sie aus einer eisenhaltigen Thonerde gebrannt werden, durchgängig eine blaue Farbe haben. Marmor und andere Steine wendet man gar nicht, oder doch nur höchst selten an, da ihre Herbeischaffung aus den nördlichen Gebirgen zu zeitraubend und zu kostspielig sein würde. **Toutes les habitations depuis la cabane de l'artisan jusqu'au palais de l'homme le plus riche sont à un étage et construites en briques; la cour est entourée d'une haute muraille en pierres de sorte, que de la rue, on ne peut voir que les toits,** heißt es bei Timkovski (T. I. p. 329). Alle Häuser von einiger Bedeutung, deren Façade, wo es nur irgend möglich ist, immer eine südliche Richtung hat, besitzen drei Eingangsthüren. Die mittelste derselben wird nur bei feierlichen Begebenheiten, z. B. bei dem Empfange hoher Gäste, geöffnet, die beiden andern stehen jeder Zeit offen und werden sehr reinlich gehalten. Zu beiden Seiten dieser Thüren, welche man aus kostbarem Kampher- oder Cypressenholze verfertigt, brennen zur Nachtzeit Laternen, um die, über ihnen angebrachten, den Namen und Titel des Besitzers enthaltenden Inschriften zu beleuchten. Das Erdgeschoß enthält eine Reihe längs der Front hinlaufender Zimmer, von welchen das vorzüglichste nach dem Entree zum Empfangs- und Speisezimmer dient. Auf dieses folgen die übrigen Zimmer, deren blattförmige oder kreisrunde Thüren mit mehr oder minder kostbaren Stoffen verhängt sind. Die durchgängig aus Papier verfertigten Fenster, — denn nur das russische Kloster in Peking hat gläserne, — führen, die Front entlang laufend, nach dem Hofe. In dem Innern der Zimmer machen den größten Schmuck die Toui-tsu, d. h. auf den Tapeten selbst angebrachte oder an den Wänden aufgehängte Sprüche ihrer Philosophen, oder Verse ihrer berühmtesten Dichter, welche weder im Zimmer des Krämers, noch in den Prunkgemächern des Kaisers fehlen [56]).

welche hinreichten, um die 6 — 7000 Mann des kaiserlichen Gefolges zu ernähren.

54) Nach dem Pater Serra beträgt die Zahl der Schiffe, welche die Hauptstadt mit Getreide versehen, 10,000, und jedes dieser Fahrzeuge sollte mit 1100 Säcken beladen sein. Nach einer Berechnung des Finanzministeriums im Jahre 1816 betrug die Zahl der Getreideschiffe 10,455, deren jedes 100 Tonnen tragen sollte. Davis hält diese Zahl für übertrieben, weil sie die ungeheure Summe von mehr als einer Million Tonnen geben würde, und vermuthet, daß viele dieser Tonnen nicht ausschließlich Getreide, sondern auch Seide, Thee und andere Naturalien enthalten haben möchten.

55) Der Kaiser Kien-long fragte ein Mal, als er hörte, daß man in Europa 5 — 6 Stock hohe Häuser habe, ob der Mangel an Raum die Europäer veranlasse, ihre Wohnungen den Wolken so nahe zu nehmen. Daß auch die Perser in diesem Stücke die Ansicht der Chinesen theilen, haben wir bereits in dem Artikel neuere Geographie von Persien gezeigt. 56) Klaproth erklärt bei Timkovski (T. I. p. 329) die Worte Toui-tsu durch entgegengesetzte Stücke, weil sie immer aus zwei zusammengehörenden Papierstreifen bestehen, deren zweiter den Schluß des Denkspruchs enthält, mit welchem der erste beginne. Deutlicher spricht sich hierüber Davis (1. Th. S. 372. 2. Th. S. 115) aus. Es heißt bei ihm auf der erstgenannten Seite: Die große Verschiedenheit und Sc[illegible]

Außer diesen Toui-tsu findet man massive, schwere und schön lackirte Stühle aus dem edelsten Holze, denn die Chinesen sind das einzige asiatische Volk, welches sich dieser Hausgeräthe bedient. Neben ihnen stehen gewöhnlich von den Portugiesen cuspadores genannte, porzellanene Spucknäpfe[57]). Die Frauen bedienen sich statt der Stühle rothfarbener Kissen von Seide oder englischer Baumwolle. Als eine andere Zierde der Zimmer betrachtet man in Pe-tsche-li, wie in China überhaupt, Laternen von Papier, Seide oder Horn, welche gleich Candelabern von der Decke herabhängen, aber mehr Rauch als Licht verbreiten. Bücherrepositorien und Porzellangefäße für Goldfische, Blumen und künstliche Bäume, sowie Antiquitätensammlungen, findet man ebenfalls, als zur Ausschmückung gehörig, in den Zimmern, doch scheinen die Chinesen dabei mehr das bekannte: ex chao fit ordo als die Regeln des wahren Schönheitssinnes zu berücksichtigen. Die Mauer unter den Fenstern entlang oder auf der diesen gegenüberliegenden Seite laufen steinerne Estraden, welche am Tage zu Sitzen, des Nachts aber, wo man sie durch in ihnen angebrachte Öfen erwärmt, als Betten dienen. Zur Erwärmung der Zimmer braucht man glühende Kohlen, welche sich in bronzenen, eigens für diesen Zweck bestimmten Vasen befinden. Die zeltähnlichen Dächer sind die bekannten chinesischen. Platt, wie in den meisten warmen Ländern, sind sie vom Kamme bis zu dem über die Mauern des Hauses hinüberragenden Rande gewölbt und haben nur gegen die Spitze eine kleine Krümmung, ungefähr so, wie man sie auf unseren Pavillons sieht. Alle Dächer sind mit Ziegeln gedeckt, für deren Farbe es jedoch eigene Bestimmungen gibt. Die kaiserlichen Gebäude und die Tempel allein dürfen sich gelber Ziegel bedienen; grüne sieht man auf den Palästen der Großen des Reichs, alle Übrigen müssen sich mit grauen Ziegeln begnügen[58]). Die Häuser und Krambuden der meisten Einwohner haben auf dem Dache einen flachen Boden von Holz, der zum Trocknen der Waaren oder als Terrasse dient, um darauf an warmen Abenden frische Luft einzuathmen. — Die Paläste unterscheiden sich von den Privatwohnungen nur durch eine längere Reihe von Zimmern und durch einen vor denselben sich hinziehenden bedeckten Säulengang, vermittels dessen man in die Zimmer gelangt, die unter sich in keiner Verbindung stehen[59]). Noch glauben wir anführen zu müssen, daß nach Davis (1. Th. S. 366) die chinesischen Wohnungen eine frappante Ähnlichkeit mit denen von Pompeji haben sollen. Ganz anders wie mit den Städten steht es in Pe-tsche-li mit den meisten Dörfern. Denn obgleich einige derselben nach du Halde (T. I. p. 91) gleichfalls Thürme haben[60]), in welche die Einwohner in Kriegszeiten, oder wenn sie fürchten, von Räubern überfallen zu werden, ihre Habseligkeiten bringen[61]), so sind doch die meisten in dem erbärmlichsten Zustande, und wenn die Dörfer in anderen Staaten, je näher sie großen Städten liegen, selbst immer stadtähnlicher werden, so tritt in Pe-tsche-li grade der umgekehrte Fall ein, und es bestätigt sich durch sie der chinesische Spruch: „Wiewol es Armuth außerhalb Peking gibt, so ist doch Fülle in seinen Mauern." Wir konnten nicht umhin, zu bemerken, sagt Barrow (2. Th. S. 225), daß die Bauern der Provinz, in welcher die Hauptstadt liegt, in elenderen Umständen sind, schlechtere Häuser haben und ihre Felder nachlässiger bebauen, als in allen anderen Gegenden unserer Reise. Vier Lehm-

den Augen der Chinesen) die Schönheit ihrer geschriebenen Schriftzeichen ist die Veranlassung, daß sie ihre Handschrift soviel wie möglich sehen lassen; und da sie sich der Kalligraphie besonders widmen, so bewahren sie die Autographien ihrer Freunde in ihren Zimmern theils als Schmuck, theils als Andenken. Diese Autographien, welche moralische Sentenzen, Verse oder einzelne Stellen aus den heiligen Büchern enthalten, sind gewöhnlich auf Tafeln von Atlas oder schönem Papier (sur des papiers blancs, rouges ou d'autre couleur, sagt Timkovski) geklebt und immer zu zweien zusammengestellt, um eine Parallele ziehen zu können.

57) Das Geräusch, sagt Davis (1. Th. S. 372), mit dem sich die Chinesen des Überflusses ihrer Kehle entledigen, ist in Wahrheit unerträglich, und sie sind in dieser Hinsicht den Amerikanern der vereinigten Staaten vollkommen ähnlich. Sie haben, sagt Barrow (1. Th. S. 94), keine Taschentücher, sondern reinigen sich die Nasen mit kleinen, viereckigen Stücken Papier, welche deshalb von etlichen ihrer Bedienten in Bereitschaft gehalten werden. Viele sind nicht ein Mal so reinlich, sondern spucken auf den Fußboden oder an die Wände, wie die Franzosen, und reinigen ihre beschmutzten Hände an den Ärmeln ihrer Gewänder. Reinlichkeit ist überhaupt keine Tugend, auf welche die Bewohner Pe-tsche-li's, wie die Chinesen überhaupt, Anspruch machen dürfen. Sie schlafen des Nachts in den Kleidern, welche sie während des Tages anhaben. Sie waschen ihren Körper ebenso selten, als ihre Kleider, denn sie bedienen sich weder kalter noch warmer Bäder. Selbst an den heißesten Sommertagen wäscht man sich Gesicht und Hände mit warmem Wasser und an Seife ist nicht zu denken.

58) Barrow, sagt Davis (2. Th. S. 254), hat mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß die Form der chinesischen Dächer von den Zelten hergeleitet werden könne, die in ihrem ursprünglichen Hirtenstande im Gebrauch waren. Diese Form trägt ohne Zweifel dazu bei, den Gebäuden die nothwendige Festigkeit zu rauben und die Anwendung der hölzernen statt der steinernen Säulen ist auch nicht dazu geeignet, diesen Fehler zu verbessern; denn sie sind im Verhältniß zu ihrer Höhe im Allgemeinen sehr dünn. So wie wir den Ursprung unserer steinernen Säulen den starken Baumstämmen beilegen, welche nach oben successive dünner werden, so scheinen die Chinesen die ihrigen vom Bambus hergeleitet zu haben, welcher überall gleich dünn ist. 59) Man darf in China aus dem Umfange der Mauern einer Stadt nie auf ihre Größe oder Bevölkerung schließen. Es gibt wenige Städte, in denen nicht große Flecke unbebaut lägen, und in vielen Städten nehmen diese mehr Raum ein, als der Boden, auf welchem die Häuser stehen. Selbst in demjenigen Theile Pekings, welcher die chinesische Stadt genannt wird, sind einige hundert Morgen besäet. Solche Flecke ledig gelassenen Bodens dienten vielleicht, wie Barrow (2. Th. S. 171) meint, den Einwohnern, um zur Zeit einer Belagerung das ihnen nöthige Gemüse, namentlich Zwiebeln und Knoblauch, zu erbauen. 60) Il y a beaucoup de marbre, heißt es bei du Halde (T. I. p. 91), dans cette Province (Petcheli): la campagne est unie, bien cultivée et pleine de Hameaux et de Villages, où l'on voit grand nombre de ces espèces de Tours ou de Dongeons; de sorte que de loin l'on prendroit tous les villages pour autant de Forteresses. 61) Les Villages que je trouvais ce jour-là, avoient tous une maison élevée et semblable à une petite Tour quarrée: les Habitans s'en servent pour mettre leurs effets plus en sureté dans les tems de troubles, ou lorsqu'ils craignent des irruptions de voleurs etc. (*Du Halde* T. I. p. 111). Um die Dörfer herum findet man meistens starke Baumpflanzungen, sodaß man sie oft nicht eher gewahr wird, als bis man sie sieht.

mauern [62]), mit Reisstroh oder den Stengeln des Holcus gedeckt, machen die Häuser der Bauern aus. Gemeiniglich sind sie mit Thonmauern oder mit einem Zaune von starken Stengeln des holcus sorghum umgeben. Eine Abtheilung von Matten sondert die Hütten in zwei Zimmer und in einem solchen Gehöfte finden sich mehrentheils die Familien von zwei bis drei Menschenaltern, sowie Rinder, Schweine, Federvieh und alle lebendigen Geschöpfe, die zur Haushaltung gehören. Diesen Wohnungen völlig angemessen ist auch die Nahrung und Kleidung dieser armseligen Dorfbewohner. Sie essen regelmäßig zwei Mal des Tages, nämlich Vormittags um zehn, und Nachmittags um drei oder vier Uhr. Ein wenig gekochter Reis oder Hirse mit einigen Gemüsen meistens dem Petsai und in Öl gebratene Zwiebeln machen die Hauptbestandtheile der Mahlzeit aus. Fleisch kommt selten auf den Tisch, und ist dies der Fall, so ist es Schweinefleisch. Begierig bewarben sich diese Leute um die von den Engländern gebrauchten Theeblätter, um sie noch einmal abzukochen und mit größter Dankbarkeit empfingen sie die Überbleibsel von den Mahlzeiten derselben. Schon um drei oder vier Uhr des Morgens steht der Kessel über dem Feuer und ihr Getränk ist gewöhnlicher Reiswein; doch erlauben sie sich nur selten ihn, so schlecht er auch ist, über die Lippen zu bringen. Die Kleidung eines chinesischen Bauern ist im Allgemeinen zweckmäßig und läßt den Gliedern die möglichste freie Bewegung. Sie besteht, nach Davis, im Sommer in einem Paar baumwollenen Beinkleidern und in einem Hemde, oder vielmehr in einer belgischen Blouse, die sie jedoch nur tragen, wenn es kalt ist. Ein sonnenschirmförmiger Hut aus Bambus schützt gegen die Sonne. Im Winter trägt man eine Filzmütze und in der Regenzeit einen Schilfmantel, von welchem das Wasser herunterläuft, wie von einem Wetterdache. Gewöhnlich geht der Bauer barfuß und trägt nur Strohsandalen, wenn er mit schweren Lasten beladen ist. Hiermit stimmt Barrow völlig überein. Nach ihm hatten die Blousen eine blaue oder braune Farbe und nur dieser oder jener trug grobe, baumwollene Strümpfe.

Nicht viel besser ist die Kleidung und Lebensart der mittleren Classe in Pe-tsche-li. Die am besten angezogenen Mannspersonen trugen, nach Barrow (1. Th. S. 87), eine Art sammetner Mütze, ein kurzes, am Hals eng zugeknöpftes und über der Brust zusammengeschlagenes, weitärmliches Camisol aus baumwollenem oder schwarzem, blauem und braunem seidenem Zeuche und dazu gesteppte Weiberröcke und schwarzatlasne Stiefeln. Die Weiber dieser Classe tragen fast allgemein gleich den Männern ein blaues, baumwollenes Fuhrmannshemde, welches entweder bis in die Mitte des Schenkels, oder bis an das Knie reicht. Lange Kleider sind gegen die Mode, weil sie, nach einem chinesischen Sprüchworte, die Füße verstecken. Unter diesen Blousen befinden sich die weiten, rothen, grünen oder gelben Hosen, welche kurz unter der Wade eng zusammengezogen werden. Das Gesicht wird plumb weiß geschminkt, die Augenbrauen werden schwarz gefärbt und auf der Mitte der Unterlippe, sowie des Kinnes oblaten große Carminflecke angebracht. Das rabenschwarze, hinten schneckenförmig zusammengewickelte Haar wird mit Blumensträußern und großen, silbernen, messingnen eisernen Nadeln geschmückt, welche die Form eines Andreaskreuzes haben. Der kleine Fuß ist der vorzüglichste Schmuck dieses Geschlechts, über welchen Barrow (1. Th. S. 89 fg.) ausführlich handelt, und nach Pater Ly würde ein chinesisches Mädchen Thränen vergießen, wenn man ihr sagte, daß es große Füße hätte. Die Lebensweise dieser Mittelclasse ist etwas besser als die der Bauern. Sie genießt Reis, Petsai und andere Gemüse, sowie Schweinefleisch und frische und geräucherte Fische, und vergnügt sich mit Wachtelkämpfen und anderen Spielen. Denn der Spielgeist ist in Pe-tsche-li, wie überhaupt in China, so allgemein, daß man in jedem Nebenwinkel der großen und kleinen Städte Gruppen von Leuten sieht, welche Karten spielen oder würfeln.

Was die höheren Stände in Pe-tsche-li anbetrifft, so muß man berücksichtigen, ob sie zu den Chinesen, Mandschu oder Mongolen gehören, denn diese drei Völker sind in Pe-tsche-li vor anderen Provinzen herrschend, und gerade dieser Vermischung schreibt man es zu, daß die Bewohner dieser Provinz stärker, mannhafter und den Beschwerden des Kriegs gewachsener erscheinen, als die der südlichen Provinzen, wogegen sie von diesen nach Grosier in wissenschaftlicher Hinsicht übertroffen werden sollen.

Die Männerkleidung ist bei den Chinesen sowol, als bei den Mandschus ein sehr theuerer Artikel, da man nicht blos für den Sommer und Winter, sondern für jeden außerordentlichen Fall eigene Kleider nöthig hat [63]). Das Hauptgewand besteht in einem langen, gefütterten Kleide, welches dem der Russen sehr ähnlich und bei den Officieren vorn und hinten aufgeschlitzt ist. Über dieses Unterkleid zieht man einen weitärmlichen Rock, welcher wiederum dem Gewande der russischen Geistlichen gleicht. Der Stoff zu diesen Gewändern ist entweder blumige Seide, oder auch Tuch und Kasimir. Die Lieblingsfarben der Männer sind blau, violett und schwarz; Grün, Roth, Rosa und Nelkenbraun sind die Farben der Frauenkleider. Während des Winters trägt man mit Baumwolle wattirte Kleider. Die Reichen legen großen Werth auf Pelzwerk [64]), welches ihnen größtentheils die Russen und Nordamerikaner liefern. Man nimmt dazu die Felle der Eichhörnchen, der schönsten Lämmer, der weißen Füchse und Zobel. Die Stutzer tragen im Winter ein mit Zobel

62) Toutes les maisons sont de terre, à toicts plats, couver:s de paille ou de chaume, plusieurs flanquées de petits pavillons quarrez, wird bei du Halde (T. I. p. 91. 92) gesagt.

63) Die Mandschuofficiere werden durch den Kleiderluxus in große Kosten gesetzt und hohe Würdenträger sieht man die Winterkleidung auf dem Leihhause versetzen, um die Sommerkleidung zu erhalten, welche sich daselbst befindet (vergl. *Timkowski* T. I. p. 361).

64) Alle Thierfelle werden als Mittel gegen die Kälte benutzt, und man füttert die Kleider mit den Fellen der Schafe, Hunde, Katzen, Ziegen, Eichhörnchen, Ratten und Mäuse. Bei den vom Schicksale begünstigten Personen erbt das Pelzwerk von dem Vater auf den Sohn und macht nicht den geringsten Theil des Nachlasses aus. Das beliebteste Pelzwerk wird aus den Fellen ungeborener Lämmer bereitet und steht hoch im Preise.

oder den Fellen schwarzer Katzen mit weißen Haaren besetztes Oberkleid, und zwar so, daß das Pelzwerk nach Außen zu stehen kommt, damit es besser gesehen werden kann. Diese Oberkleider, welche ma-kua, d. i. Überrock, genannt werden, sind oft so kurz wie Spencer, und da sie leicht und bequem sind, so bedient man sich ihrer gern beim Reiten. Der Gürtel ist von Seide, gewöhnlich aber besteht er aus einem Bande von Zwirn oder Baumwolle und hat vorn eine Agrafe. Dieser Gürtel hält auf der linken Seite einen Degen und kleine, lackirte oder aus Schildpatt verfertigte Etuis, in welchen sich Messer und kleine elfenbeinerne Stäbchen befinden, deren man sich statt der Gabeln bedient. Auf der rechten Seite trägt man eine gestickte Börse von Seide, in welcher sich die Schnupftabaksdose und im Sommer auch der Fächer befindet, dessen sich in China Männer und Frauen bedienen. Der Symmetrie wegen trägt man auf der linken Seite eine ähnliche Börse, in welcher man den Appetit reizende Bonbons aufbewahrt. Statt des Hemdes tragen Einige ein sehr leichtes Kleid von Leinwand oder Seide auf dem Leibe, denn Hemden kennt man nicht und Reinlichkeit ist überhaupt nicht sehr im Gebrauch bei den Chinesen. Sie waschen sich selten und sind die einzigen Morgenländer, welche keine Bäder kennen, ja viele halten das Baden für ungesund. Schnupftücher und Servietten ersetzt man durch Papierstreifen. Die Hosen bestehen aus Nankin oder Seide. Der größte Theil der Chinesen trägt auch Stiefeln aus diesen Stoffen; die Reichen verwenden dazu schwarzen Atlas oder Tuch. Die Sohlen dieser Stiefeln und der gleichfalls gebräuchlichen Schuhe sind so dick wie ein Daumen. Sie werden aus Papiermâché verfertigt und sind sehr unbequem, da sie sich nicht biegen. Die Mandschufrauen tragen schöne, mit Seide gestickte Schuhe, deren Sohlen von Holz und vier Zoll dick sind. Dies hindert einen leichten Gang und verursacht auf Steinen oder Dielen einen großen Lärm. Sie scheinen diese Fußbekleidung gewählt zu haben, um den wackelnden Gang der Chinesinnen nachzuahmen, doch entstellt sie ihre Füße nicht. Vornehme Leute tragen ovalrunde, kirschfarbige Mützen von Atlas mit einem schwarzen Rande, welcher umgestülpt rund herumläuft und vorn und hinten etwas höher ist, als an den Seiten, und einer rothen Quaste. Dieser Rand, wie der Stoff zu der Mütze wechselt nach der Jahreszeit. Im Herbste besteht der letztere aus Sammt, im Winter aus Lammfell oder Zobel. Im Sommer trägt man kegel- oder trichterförmige Mützen, welche höchst zierlich aus Bambus geflochten werden. Auf den Mützen der öffentlichen Beamten befindet sich ein steinerner Knopf, dessen Farbe den Rang dessen anzeigt, welcher ihn trägt. Die ärmere Classe gebraucht im Winter Filzmützen, welche denen der Lithauer ähnlich sind, im Sommer Strohhüte[65]). Die Männer rasiren die Haare der Stirn und der Schläfe ab, das übrige Haar flechten sie in einen den Rücken entlang herabhängenden Zopf, dessen Länge als eine große Schönheit betrachtet wird. Künstliche Zöpfe sind gleichfalls gebräuchlich. Das Haar wachsen lassen ist ein Zeichen der Trauer; einen Schnurrbart trägt man erst in dem 40., einen Backenbart erst mit dem 60. Jahre, doch ist das Barthaar bei den Chinesen nur sehr dünn. Halstücher sind im Sommer nicht gebräuchlich, im Winter trägt man Binden. Die Kleidung der Frauen ist von der der Männer wenig verschieden. Die Weiber der wohlhabenden Classe kleiden sich äußerst prachtvoll in die besten, reich mit Stickereien beladenen Seidenzeuche. Die jungen Mädchen lassen ihre Haare in langen Flechten herunterhängen; bei der Verheirathung werden sie aufgewunden, mit Blumen und Perlen geschmückt und mit zwei Nadeln festgesteckt. Zuweilen tragen die Frauen einen Schmuck von Gold und Edelsteinen, welcher den Fong-hoang oder den chinesischen Phönix vorstellt, der die Flügel ausbreitet und den Schnabel mittels einer elastischen Feder bis auf die Stirn herunterhängen läßt. Die jungen Frauen malen sich die Augenbrauen und stellen dieselben in einer schön gebogenen Linie dar. Die Sitte, das Gesicht weiß und roth zu schminken, herrscht durchgängig, und die kleinen Füße haben bei den Chinesinnen, nicht aber bei den Mandschufrauen, den höchsten Werth. Die Modewechsel sind übrigens bei den Chinesen wie bei den meisten Morgenländern sehr selten. Die jetzige Art, sich zu kleiden, wurde 1644 von den Mandschu eingeführt.

In Hinsicht der Sitten und Gebräuche findet sich in Pe-tsche-li wenig zu bemerken. Die Gesellschaften, welche die Vornehmen sowol unter den Mandschu als unter den Chinesen geben, sind äußerst steif; Frauen werden nie dazu gezogen. In den Versammlungen der Gelehrten, zumal wenn sie aus jungen, heiteren und geistigen Männern bestehen, beschäftigt man sich mit leichten Dichtungen, oder man gibt Räthsel auf, deren Lösung in Versen geschieht. Mandschu und Chinesen sind Freunde einer reichbesetzten Tafel[66]), sowie des Spieles. Man sieht den Hahn- und Wachtelgefechten zu, spielt Karten, Schach, Domino oder Houe-thsiouan. Der Verlierende muß ein Glas Branntwein leeren. Im Winter benutzt man das Eis zu Vergnügungen. Van Braam, welcher zu der holländischen Gesandtschaft gehörte, welche nach der Lord Macartney'schen Peking besuchte, beschreibt eine solche Eisbelustigung folgendermaßen. Der Kaiser erschien auf einer Art von Schlitten, welcher mit drachenähnlichen Figuren geziert war und von Mandarinen gezogen ward. Ebenso wurden die Schlitten der vier ersten Minister von Man-

65) Beim Anfang des Winters oder Sommers nimmt der Tson-to oder Vicekönig jeder Provinz seine Sommer- oder Wintermütze in Gebrauch; diese Veränderung wird dann in der amtlichen Zeitung bekannt gemacht und diese Bekanntmachung wird als Befehl betrachtet, dem Vorgange des Vicekönigs zu folgen.

66) Da die asiatische Eifersucht es nicht erlaubt, Fremde in sein Haus einzuladen, in welchem man nur die Höflichkeitsbesuche der Verwandten annimmt, so ladet man seine Freunde oder diejenigen Personen, deren man bedarf, in öffentliche Häuser ein und tractirt sie hier, wobei es oft sehr lärmend hergeht. Die Chinesen lieben zahlreiche Versammlungen, und obgleich die Promenaden nicht immer besucht sind, so ist doch zu manchen Zeiten die darauf befindliche Menge unglaublich. Im Frühjahre begibt sich der Städter gern auf das Land, man trinkt Thee, sieht Taschenspielern und Gauklern zu und kehrt am Abend in die Stadt zurück. Die Reichen und Vornehmen zeigen sich auf den Promenaden in prächtigen, mit schönen Maulthieren bespannten Equipagen oder auf Rennpferden.

darinen eines niederen Ranges auf dem Eise fortgezogen. Hierauf folgten große Massen hoher Civil- und Militairbeamten, theils in Schlitten, theils auf Schlittschuhen. Hier und da spielte man Federball mit den Füßen, und wer den Ball aufhob, den belohnte der Kaiser. Nach Beendigung des Spieles wurde der Ball an einen Bogen gehangen und die Mandarinen schossen nach ihm mit Pfeilen, indem sie mit ihren, hinten platt abgeschliffenen und vorn im rechten Winkel aufgebogenen, Schlittschuhen, welche hinten nur bis unter die Ferse reichten, darunter wegliefen (vergl. Barrow 1. Th. S. 256).

II) Der Meerbusen von Pe-tsche-li. Wenn man von dem gelben Meere (Hoang-Hai) aus nördlich und nordwestlich steuert, so gelangt man durch die 20 Lieues oder 15 geographische Meilen breite Mea-taostraße[67]), welche man nach Ritter als den wahren Schlüssel zur Einfahrt zu betrachten hat, in den Meerbusen (Golf) von Peking oder Pe-tsche-li, welcher auch, im Gegensatze zu dem Hoang-Hai, Po-Hai genannt wird. Diesen begrenzen im Osten und Nordosten die Halbinsel Corea, im Norden die ehemalige, jetzt zur Statthalterschaft Mukden oder Fon-lien, wie es die Chinesen nennen, gehörende Provinz Leao-tung und der nach dieser benannte Golf, im Nordwesten und Westen die Provinz Pe-tsche-li und im Südwesten und Westen die Provinz Schan-tung mit ihrem weit nach Osten sich vorstreckenden Vorgebirge, und er nimmt mit dem Leao-tungbusen einen Flächenraum von 35,000 geographischen oder 125,000 englischen Meilen ein. Seine Seetiefe, welche Anfangs von 90 zu 70 und 50 Fuß oder zu 15, 12, 9 Faden absteigt und sich selbst bis auf 54 und 36 Fuß oder 9 bis 6 Faden vermindert, beträgt der Hauptsache nach nirgends mehr als 12 Faden oder 72 Fuß. Der Grund dieser geringen und, wie gesagt, sich so sehr mindernden Tiefe liegt darin, daß der Peho und die übrigen in den Meerbusen ausmündenden Flüsse diesem fortwährend so reichliche Erdmassen zuführen, welche durch die des Hoangho, die ihm das gelbe Meer zubringt, noch vermehrt und bei der Ruhe des Pohai bald niedergeschlagen werden. Dieser Niederschlag erhöht nicht nur den Meeresgrund von Jahr zu Jahr, sondern läßt auch viele Inseln entstehen, welche sich allmälig über den Wasserspiegel des Golfs erheben, dem überhaupt vieler Alluvialboden abgewonnen worden ist, sodaß die in ihn sich ausmündenden Flüsse am Ende ihres Laufes fast gar kein Gefäll mehr haben. Ja es ist die Möglichkeit vorhanden, daß einst der ganze Golf ausgefüllt werde. Nach einem ungefähren Überschlage der mittleren Breite und Tiefe, heißt es bei Ritter (Erdkunde, 3. Bd. S. 569), sendet der Hoangho gegenwärtig in jeder Stunde ein Volumen von 418 Millionen Kubikfuß Wasser zum Meere, darunter (wenn auch nur 1/200 Schlamm darin aufgelöst wäre, nach Barrow's Versuchen) etwa zwei Millionen Kubikfuß Erde, in jeder Stunde, mit in das Meer geworfen werden, oder 48 Millionen täglich. Bei Annahme einer mittleren Tiefe des gelben Meeres von 120 Fuß würde innerhalb 70 Tagen darin eine Insel von einer englischen Quadratmeile aufgehäuft und der Seegrund des Golfs von Pe-tsche-li und Leao-tung in der Zeit von 24,000 Jahren zugefüllt werden können, wenn die Anströmung sich gleich bliebe, wozu die Herbeiführung der anderen Ströme des Golfs nur beschleunigend noch mitwirken würde. Und Barrow sagt (2. Th. S. 100 fg.): Der tiefe Theil des Meerbusens von Pe-tsche-li gibt nicht mehr als zwölf Klaftern und die kleinen, sandigen Inseln, deren Häupter grade über die Oberfläche hervorragen, sollen erst entstanden sein, seitdem man geschichtliche Urkunden hat. Eine große Menge der ungeheueren Masse von Schlamm, welche beständig den gelben Fluß hinabgeführt wird und, wie sich aus einem Versuche ergab, in einer Stunde über zwei Millionen Kubikfuß beträgt, wird durch einen starken Stromgang aus dem gelben Meere in den Meerbusen von Pe-tsche-li geschwemmt, wo sie sich wegen des stillen Wassers setzen kann. In der Karte des Marco Polo, welche er vermuthlich von einer anderen copirte, die Dsen-ghis-khan oder ein Gelehrter an seinem Hofe besaß, liegt Tien-sing an der Seeküste und ein Arm des gelben Flusses läuft erst durch die Provinzen Kiang-nan, Schan-tung und einen Theil von Pe-tsche-li, beinahe in der Richtung des jetzigen Kanals, und ergießt sich dann in den Meerbusen unweit des Peiho. Hätte man den Arm des gelben Flusses anderswohin gewendet, so wäre die Geschwindigkeit, womit sich der Busen von Pe-tsche-li füllt, desto weniger zu verwundern, da der einzige Strom, welcher dessen Gewässer in Bewegung hält, der Peiho ist. Man hat berechnet, daß, wenn man dem großen Flusse, welcher aus dem See Winandermere (in England) kommt, eine andere Richtung gäbe, das Becken von Morecombebai, durch welches er jetzt fließt, in dem natürlichen Laufe

67) Die Mea-taogruppe (Miatau, sprich Mi-ehtau, bei Hassel) liegt zwischen 134° 25′ bis 134° 55′ östl. L. und 37° 50′ bis 38° 27′ nördl. Br., hat ihren Namen von der Centralinsel Meatau, auf welcher eine Stadt liegt, welche in 50 (500) Häusern 4000 Einwohner enthalten soll, und besteht aus einer Menge Inseln, welche wol für chinesische Junken, aber nicht für europäische Schiffe geeignete Häfen besitzen. Sie liegen 5—10 Seemeilen breit und einen doppelt so breiten Raum, als das dort schon so sehr verengte gelbe Meer einnehmend, vor dem zwischen 2—3 Seemeilen im Nordosten liegenden Ankerplatz der bedeutenden Stadt Teng-tscheou-fu, welcher hier noch eine Tiefe von sieben Faden hat, und der Südspitze des Caps Leao-tong, welchem der englische Schiffscapitain, Murray Marwell; 1817 wegen seiner seltsamen, lang gegen Südwesten vorspringenden Gestalt den Namen Prince Regents Sword gab. Die Südspitze des Vorgebirgs Leao-tong, auf welchem die chinesische Stadt Liechun liegt, erhielt von einer vor ihr liegenden Insel den Namen Cap Charlotte. Außer dieser Insel liegen noch andere Inseln und Klippen, welche den gemeinschaftlichen Namen Company's Group erhielten, dieser Südspitze vor und zwischen dieser Gruppe und der Mea-taogruppe befindet sich der aus dem gelben Meere in den Golf von Pe-tsche-li führende St. Georges-Kanal. Da nun die Jesuitenpatres Regis und Cordoso 1711 die astronomische Lage der Stadt Teng-tscheou-fu unter 37° 48′ 36″ nördl. Br. und 4° 38′ 40″ östl. L. von Peking gesetzt, die Patres Regis, Fribeli und Sartour aber 1709 die Position der Stadt Liechun unter 38° 48′ 36″ nördl. Br. und 4° 49′ 40″ östl. L. von Peking bestimmt hatten, so berechnete der Pater Parennin, welchen der Kaiser Khanghi 1713 eine Revision dieser Berechnungen vornehmen ließ, die Entfernung der Städte Teng-tscheou-fu und Liechun, also die Breite der aus dem gelben Meere in den Meerbusen von Pe-tsche-li führenden Straße auf 25 Lieues oder 15 geographische Meilen.

der Dinge binnen wenigen Jahren in eine grüne Wiese verwandelt sein würde. Wäre die obengedachte Karte von China richtig, so würde sie auch beweisen, daß es die Tataren waren, welche die wundervolle, inländische Schifffahrt auf Flüssen und Kanälen in China in ihren jetzigen Zustand brachten. Eine weitere Folge dieser Anschwellung ist der Mangel an für größere, europäische Schiffe geeigneten Häfen an den im Westen und Süden des Golfs liegenden Küsten. Die Kenntniß des Pe-tsche-ligolfs und der ihn umgebenden Küsten verdanken wir, soweit sie reicht, hauptsächlich der ersten und zweiten englischen Gesandtschaft. Die Berge der südlichen Küste des Meerbusens von Pe-tsche-li, welche beim Mount Ellis nach Westen zu flach zu werden beginnt, haben ein sonderbares Ansehen. Sie haben alle einerlei Gestalt und fast dieselbe Größe, und sehen, nach Barrow (1. Th. S. 78), wie regelmäßige Kegel mit gleichen Seiten aus, gleich als wären sie durch die Kunst geschaffen. Jeder dieser Kegelberge ist von dem anderen abgesondert und steht auf seiner eigenen Basis. Man kann sie füglich mit den Sommerhüten vergleichen, welche von den chinesischen Regierungsbeamten getragen werden. Da sie noch keine europäischen Namen hatten, so wurden sie in den Schiffstagebüchern der Gesandtschaft Lord Macartney's mit dem Namen der ersten, zweiten, dritten 2c. Mandarinenmütze bezeichnet [68]). Die Engländer nahmen hier zwei Lootsen, welche die Schiffe nach Miatau bringen sollten. Dies geschah, allein statt eines Hafens fand man blos eine enge Straße und einen reißenden, hindurchfließenden Seestrom nebst einem felsigen Ankergrunde. Von Miatau kam man nach Tento-chu-fu (Tent-scheu-fu), welche Stadt unter 37° 9′ 36″ nördl. Br. und 138° 43′ 30″ östl. L. am Meere und zwar an dem Kanale von Miatau liegt. Unter den Mauern dieser Stadt liegt an der See ein Becken oder ein Dock, welcher mit Schiffen, ungefähr von 10 — 100 Tonnen, gefüllt war, als die Engländer hier landeten. In diesem Becken liegt auch eine bewaffnete Flotille zum Schutze der Küste und des Handels. Hier wurde ein neuer Lootse angenommen, welcher die Schiffe über den Meerbusen von Pe-tsche-li nach Tien-sing führen sollte, sich aber bald als unbrauchbar bewies; 12—15 englische Meilen vom Lande, welches so niedrig liegt, daß man es vom Verdecke nicht sah, wurde es den Engländern klar, daß sie mit ihren eigenen Schiffen nicht weiter segeln konnten, und nur den kleinen Briggs gelang es in die Mündung des Peho einzulaufen, wobei die Brigg Jackall in beständiger Gefahr schwebte, obgleich sie nur 100 Tonnen Last hatte. Späterhin untersuchten die Capitaine Marwell und Roß im Schiffe Discovery die Nordostküste, Capitain Halls die Südwestküsten und der Capitain Campbells die mittlere Durchfahrt des Golfs. Durch diese Männer wurden näher bestimmt der Hafen Dei-oei (Wei-hae-wei) auf der Halbinsel Schan-tung, indem die Messungen ergaben, daß er unter 37° 30′ nördl. Br. und 120° 9′ 30″ östl. L. liegt, die Roßbai innerhalb des Leao-tongsgolfs unter 39° 33′ nördl. Br. und 121° 19′ östl. L., allein die ganze östliche Küste von den Lamokinseln bis zum Vorgebirge von Schan-tung bleibt immer noch für Schiffer geographisch zu bestimmen. Denn da die Engländer auf der Alceste sich immer in einiger Entfernung von der Nordküste halten mußten, so blieb ihnen die Gestalt derselben unbekannt, auch entging ihnen die zwischen 122° 20′ — 123° 20′ östl. L. n. d. M. v. Greenwich und 39° — 40° nördl. Br. bereits auf der Jesuitenkarte des Kaisers Khanghi verzeichnete Inselgruppe, welche Klaproth Graf Johann Potocki-Archipel nannte [69]). Eine bisher unbekannte Inselgruppe wurde weiter südostwärts aufgefunden und erhielt den Namen Sir James Hallsgruppe. Sie liegt unter 37° 45′ nördl. Br. und 124° 40′ 30″ östl. L. von Greenwich.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Meerbusens zeigt sich Hinsichts der Ebbe und Fluth, indem diese keine einfache, sondern eine zusammengesetzte ist. Denn die Fluth, statt vom gelben Meere her durch die Mea-taostraße nach den Küsten des Meerbusens von Pe-tsche-li vorzudringen, wälzt sich vom Lande her aus derselben heraus und die Ebbe nimmt umgekehrt ihre Richtung vom Meere her nach dem Lande zu. Diese Erscheinung sucht man aus der besonderen Beschaffenheit der Küsten zu erklären [70]). *(G. M. S. Fischer.)*

PETSCHEN werden die Trockenstuben der Salinen benannt; sie befinden sich unmittelbar neben den Pfannenstuben, um durch den in Kanälen zugeleiteten heißen Rauch von der Feuerung der Pfannen geheizt zu werden. Sie sind mit Gestellen ausgesetzt, auf welchen das halbtrockene Salz entweder in Körben oder besser auf Horden aufgestellt und die Verdunstung des Wassers durch hineingeführte heiße Luft beschleunigt wird; s. auch Petsche. *(Döbereiner.)*

PETSCHENEGER, ein Volk türkischen Stammes,

68) Auf halber Höhe des Abhanges (der Gebirge zwischen Peking und Je-hol), heißt es bei Ritter (Erdkunde, 1. Bd. S. 136), zeigte sich auf einmal die kolossale Ruine eines Thurmes, der oben breiter als an seiner Basis war. Bei näherer Untersuchung ergab er sich als Fels, auf verhärtetem Thon, der große Kiesmassen einschloß (ein Nagelflufels?); er ist wirklich eine Ruine, nämlich der zurückgebliebene, härtere Rest einer durch die Gewalt der Regengüsse herabgeschwemmten, obern Erdlage. Mit solchem herabgeschlemmten Schuttboden scheint die große Fläche von Pe-tsche-li, gleich der der Lombardei, überschüttet; hier aber auf den Höhen von Je-hol blieben diese umgekehrten Pyramiden als Monument der alten höhern Schicht der Erdrinde für die Nachwelt, in ihrer isolirten Verhärtung zurück. Die schwerern, gröbern Kiesmassen haben die nähern Schluchten des tatarischen Bodens ausgefüllt, die weichern, fruchtbarern Erdtheile haben mit ihrem Schlamm die Ebene des Tieflandes bis zum Meere überzogen. Ähnliche seltsame Kegelgestalten und regulär emporstarrende, stets isolirte Formen näher gegen den Golf von Pe-tsche-li, wo man sie Mandarinenmützen nennt, oder die Sommerkappen, wegen ihrer steil emporragenden Gestalt, mögen ähnlichen Umständen ihr Dasein verdanken, wie so viele Localitäten der Sand- und Puddingsteingebirge (z. E. die Colonnes des Fées in der Vallée de St. Gervais am nordwestlichen Fuß der Montblanckette) u. a.

69) Diese Inseln gehören zu Mukden und dienen den Schiffern als Ruhepunkte auf ihrer Fahrt nach Leao-tong. 70) Benutzt sind worden: *Du Halde*, Description etc. *G. Staunton*, Authentic Acc. Barrow's Reise durch China, übersetzt von Hüttner. Davis, übersetzt von Wesenfeld. *Timkovski*, Voyage à Peking u. a. m.

dessen Ursitze (d. h. die Gegenden, wo man sie zuerst kennen lernte) im Anfange des 9. Jahrhunderts u. Z. nördlich vom kaspischen Meere zwischen den Flüssen Wolga und Jaik gewesen sein sollen [1]). Es gehörte zu jenen zahlreichen Wanderhorden Asiens, die viele Jahrhunderte hindurch Europa überflutheten, zum Theil wol verschieden an Abstammung, aber an Charakter und Lebensweise einander sehr ähnlich. Anfangs vertrieben die Petscheneger einige benachbarte Völker, namentlich einen verwandten türkischen Stamm, und die wahrscheinlich zur finnischen Race gehörenden Ugren (Wengern, Ungarn), von welchen Erstere südwärts ins Chasarenreich, Letztere aber westwärts über den Don wanderten und bis zum Dniepr sich ausdehnten [2]). Aber bald darauf mußten die Petscheneger selbst einerseits von den verwandten Usen (Komanen?), die zwischen Wolga und Don hauseten, und andererseits von den Chasaren (deren Herrschaft zwischen dem kaspischen und asow'schen Meere lag) hart gedrängt, nach Westen in die heutige Ukraine ziehen. Sie verheerten ein Paar Jahre hindurch Bessarabien, die Walachei und Moldau, bedrohten das russische Großfürstenthum Kiew, und zwangen die Ugren, durch Siebenbürgen nach Pannonien auszuwandern. Die Vertreibung der Ugren aus der Moldau erfolgte, wie die fränkischen Chronikschreiber versichern, im J. 896. Das Reich der Petscheneger erstreckte sich vom Don bis zur Aluta in Siebenbürgen. Es bestand aus acht großen Gebieten, worunter vier östlich vom Dniepr, mit Rußland im Norden und den Chasaren im Osten grenzend, die andern vier aber westlich von dem erwähnten Flusse in der Moldau, in Siebenbürgen, am Bug und nahe bei Galizien lagen. Ihre Nachbarn waren also die Polen, die russischen Slawen, die Ungarn, Bulgaren, Chasaren und Griechen. Alle diese Völker hatten ein Paar Jahrhunderte lang von den räuberischen Überfällen der Petscheneger viel auszustehen.

Des Feldbaues unkundig, in Kibitken wohnend, suchte dieses Volk, wie der russische Geschichtschreiber Karamsin sagt, nur üppige Wiesen zur Weide und reiche Nachbarn zur Plünderung. Die Schnelligkeit ihrer Rosse war fast sprüchwörtlich. Mit Lanze, Bogen und Pfeilen bewaffnet, umringten sie den Feind, ehe er sichs versah, und waren im nächsten Augenblicke schon wieder verschwunden. Sie stürzten sich zu Pferde in die tiefsten und reißendsten Gewässer, oder bedienten sich lederner Schläuche statt der Kähne und Fähren [3]). Sie trugen persische (d. h. orientalische) Kleidung und in ihren Gesichtern malte sich barbarische Wildheit. Die Petscheneger dienten dem gegenseitigen Hasse der Nachbarvölker oft als Werkzeuge, und man hat es diesem Umstande hauptsächlich beizumessen, daß sie so lange fast ungestört ihr Wesen treiben durften. Die Griechen gaben ihnen Geld zur Bändigung der Ugren und Bulgaren, vorzüglich aber der Russen, die auch von ihrer Seite um ihre Freundschaft sich bewarben, weil sie nur unter dieser Bedingung unbehindert mit Byzanz verkehren konnten; denn die Ufer des Dniepr und die Mündungen der Donau waren von den Petschenegern besetzt. Man macht es dem russischen Großfürsten Igor zum Vorwurf, daß er die Petscheneger in der Nähe seines Gebietes sich festsetzen ließ. Dieser Potentat schloß nämlich das erste Bündniß mit ihnen, kraft dessen sie Rußland fünf Jahre lang in Ruhe ließen. Wenigstens gedenkt der russische Chronist Nestor des ersten wirklichen Kriegs mit den Petschenegern erst im J. 920.

Von jener Zeit an wird in den ältesten russischen Quellen mancher verheerende Einfall der Petscheneger in das Gebiet des Großfürstenthums Kiew, nebst den Umständen, die ihn begleitet haben sollen, mehr oder weniger umständlich erzählt. Das Nähere kann man in Karamsin's Geschichte des russischen Reiches nachlesen [4]). Im J. 968 belagerten sie, in der Abwesenheit des heldenmüthigen Swätoslaw, die Hauptstadt Kiew. Einige ihrer Unternehmungen wurden durch List, eine dritte durch brünstiges Gebet Wladimir des Großen (des ersten russischen Welikji Knäs, d. h. Großfürsten, der zum Christenthume sich bekannte) vereitelt; ein viertes Mal mußte das Räuberheer nach einem verabredeten, für sie ungünstig entschiedenen Zweikampfe zwischen einem petschenegischen Goliath und einem russischen Simson wieder abziehen. Alle diese Erzählungen, die Karamsin sehr anmuthig wiedergibt, haben jedoch einen mehr legendarischen oder mährchenhaften, als echt historischen Charakter. Wladimir der Große scheint die Petscheneger zuerst auf längere Zeit gedemüthigt zu haben. Der furchtbarste, aber auch letzte und ruhmvollste Kampf mit ihnen war dem Großfürsten Jaroslav (1019—1054) vorbehalten; die Schlacht (1036), welche unter den Mauern von Kiew geschlagen wurde, dauerte einen ganzen Tag. Jaroslaw brachte den räuberischen Horden eine totale Niederlage bei; unzählige

1) Den Namen Petscheneger (auch Patzinaker) leitet v. Hammer von dem türkischen Worte bedshnak, verschwägert. Sie redeten mit den Usen und den Chasaren (Kosaren) Eine Sprache. Der Grieche Constantin Porphyrogenit bemerkt, daß drei durch Tapferkeit ausgezeichnete Stämme dieses Volkes sich Kanggar genannt hätten. Wenn die Kang-li der chinesischen Annalen den Kanggar wirklich entsprechen, so ist letztere Form wahrscheinlich verderbt; denn kangly oder kanli heißt noch jetzt im Türkischen blutig, grausam, wogegen kanggar keinen Sinn gibt. 2) Naruszewicz sagt in seiner Historya Narodu Polskiego (T. II. p. 395): Die Petscheneger verdrängten die Türken aus den umliegenden Gegenden; Letztere zogen darauf westwärts und theilten sich in zwei Scharen (zastępy): die eine Schar, seitdem Türken genannt, wanderte zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere nach Kleinasien; die andere, welche von der Zeit an Wengern (Ugren) hieß, zog über den Don u. s. w. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die Ugren (wenn auch, wie alle finnische Völker, mit den Türken urverwandt) gradezu ein türkischer Stamm waren. Die nach Süden gezogenen Türken blieben übrigens unstreitig im Chasarenreiche, und mochten zur Vertreibung der Petscheneger von chasarischer Seite den ersten Impuls geben.

3) Ähnlich, sagt Naruszewicz, der polnische Geschichtschreiber, von den Tataren, die im 13. Jahrh. durch Mähren in Schlesien einfielen: Dieses Volk war gewohnt, an die Schweife seiner Rosse sich klammernd, durch die reißendsten Ströme zu schwimmen, oder auf ledernen Schläuchen (na wątorach skorzanych) überzusetzen. s. dess. Historya Narodu Polskiego (T. IV. p. 308). 4) Die vornehmsten, das Volk der Petscheneger und seine Verhältnisse zu Rußland betreffenden Passagen des angeführten Werkes sind: 1. Bd. S. 145—147. 174—176. 206. 221. 222. 224. 227. 228. 2. Bd. S. 11. 13. 27. 28. 70. 71. 3. Bd. S. 199.

Petscheneger deckten den Boden, andere ertranken im Flusse, und nur Wenige entkamen durch die Flucht. Seit jenem Tage, sagt Karamsin, war Rußland für immer von ihren grausamen Überfällen befreit [5]). Die übrigen Petscheneger zogen, von Russen, Polen und Byzantinern gedrängt, aus den Gegenden zwischen Dniepr und Dniester über die Donau, und verschollen in Ungarn, wo sie vermuthlich in der einheimischen Bevölkerung durch Vermischung untergingen [6]). Ein gleiches endliches Schicksal hatten ihre Vettern, die Kumanen (von den slawischen Völkern auch Polowzer, d. h. Beutemacher, genannt), welche im J. 1058 den russischen Knäs Wßewolod aufs Haupt schlugen, in die verlassenen Wohnsitze der Petscheneger einrückten, und zuletzt, als ein schon halb civilisirtes, Rußland mehr befreundetes Volk von den tatarischen Heeren unter Batu (im 13. Jahrhunderte) überfluthet wurden. (*W. Schott.*)

Petscher, s. Kiew.

PETSCHERSKISCHES KLOSTER. Es gibt in Rußland drei Klöster dieses Namens, eins bei Kiew, das andere bei Pleskow und das dritte bei Nischegorod. Alle drei haben den Namen von den bei denselben befindlichen Höhlen, welche im Russischen Petscherü heißen, und in welchen die ersten Mönche ihre Wohnungen hatten. Das kiewsche ist mit einer sehr hohen und starken Ringmauer eingeschlossen, hat eine ansehnliche Bibliothek, eine eigene Buchdruckerei, eine Menge merkwürdiger Katakomben (unterirdische Höhlengänge und Grotten), sieben Kapellen und vor der Hauptkirche Mariä Himmelsfahrt ebenso viele Thürme mit vergoldeten Spitzen, unzählige Reliquien, viele ausgetrocknete Leichname von sogenannten Heiligen, welche in diesen Grüften noch unverwest stehen, und sehr reiche Kirchenschätze. Es wird deswegen hierher auch viel gewallfahrtet. Mehr davon siehe bei Kiew. Das zweite Kloster dieses Namens bei Pleskow liegt an dem in die Pischma fallenden Patschkowkaflusse, eilf Meilen von Pleskow, und ist mit starken und festen Mauern umgeben, welche früher langen Belagerungen von den livländischen Rittern trotzten, weshalb desselben auch häufig in der livländischen Geschichte unter dem verstümmelten Namen Pisur rühmlich gedacht wird. Was von den dasigen Höhlen in Hinsicht einer Verbindung durch einen unterirdischen Gang mit den kiewschen gefabelt wird, bedarf keiner Widerlegung; s. bei Pleskow. Das dritte petscherskische Kloster bei Nischegorod auf dem hohen Wolgaufer, mit ähnlichen unterirdischen Gängen und Grüften, welches im 17. Jahrh. mit dem Felsen, worauf es stand, in den Strom, der seine Grundlage unterwühlt hatte, hinabstürzte, ist an einem anderen, der Gefahr weniger ausgesetzten, Orte aufs Neue erbaut worden; s. bei Nischegorod. (*J. C. Petri.*)

PETSCHEWI (Ibrahim). Ein osmanischer Geschichtschreiber des 17. Jahrh., dessen تاریخ پچوی Tarychi Petschewi (Geschichte des Fünfkirchners) v. Hammer ein vortreffliches, mit pragmatischem Geiste geschriebenes Werk nennt. Es beginnt mit der Thronbesteigung Suleiman des Großen (1520) und reicht bis zum Jahre 1631. Ibrahim war zu Fünfkirchen in Ungarn (Betse oder Petse) von türkischem Vater geboren, und widmete sich früh dem Geschäftsleben. Er war Augenzeuge der Übergabe Grans an die Österreicher (1595) und der Übergabe Erlau's (1596), wobei er als Defterdar Muhammed-Pascha's im türkischen Lager sich befand. Im J. 1601 focht er in der für die Osmanen unglücklichen Schlacht bei Stuhlweißenburg; 1605 verhandelte er die Rückgabe der Festung Gran an die Türken, und später wurde er nach einander Defterdar des Schatzes von Diarbekr, von Tokat, Constantinopel und Bosnien. Er beschreibt die meisten Begebenheiten seiner Zeit als Augenzeuge, die früheren aus dem Munde seines Vaters und anderer Zeitgenossen, mit Berücksichtigung der ungarischen Chronikenschreiber, die ihm aus Übersetzungen bekannt waren *). (*Schott.*)

PETSCHITSCHENSKAJA oder Werch-Buchtarminsk, kleines, aber gastfreies Dorf im russisch-sibirischen Gouvernement Tomsk, wo es früher zum biischen Kreise gerechnet wurde, während es jetzt zum buchtarminskischen Wolost (Amte) gehört. Es verdankt seinen ersteren Namen dem Umstande, daß das Vieh und Wild der Umgegend in dem salzhaltigen Boden backofenähnliche Löcher geleckt hat, indem Petschi in der russischen Sprache einen Backofen bedeutet, den zweiten aber seiner Lage am rechten Arme der Buchtarma [1]), in dem nach diesem Flusse benannten Thale, und liegt nach v. Ledebour's Barometermessungen 2121 Fuß über dem Meeresspiegel.

---

5) Навсегда освободилась отъ ихъ жестокихъ нападеній. Ebendas. 2. Bd. S. 28. 6) Naruszewicz bemerkt in seiner schon erwähnten classischen Geschichte: Nachdem die Petscheneger (Pieczyngowie) fast zwei Jahrhunderte lang in Polen, Rußland und dem Fürstenthum Zargorod geraubt und geplündert hatten, rückten ihnen Polen, Russen und Griechen zu Leibe, und sie mußten sich im 11. Jahrh. von den westlichen Ufern des Dniepr und des Dniesters über die Donau zurückziehen (umykali się oni za Dunay z za Dniepra i z za Dniestra, w iedenastym wieku). Ihre alten Feinde, die Chasaren und die Usen (Komanen, Polowzer), ließen sich damals in ihren Wohnsitzen nieder. Die Chasaren zogen von Sarcel am Don und dem heutigen Bialogrod nach der Krim, welche seitdem in den russischen Chroniken Chasaria genannt wird. Historya Narodu Polskiego T. II. p. 395. Vergl. auch den Artikel Polowzer.

*) Zerstreute Notizen über Ibrahim Petschewi findet man im zweiten und dritten Bande von J. v. Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches. Zweite Ausgabe. (Pesth 1834.) Im zweiten Bande desselben Werkes (S. 4) ist mehrer handschriftlicher Exemplare des Tarichi Petschewi gedacht. Vergl. Archiv für Geschichte, Geographie und Statistik. 1822. Nr. 87. 88.

1) Dieser nicht unbedeutende Fluß, welcher auch Buchturma genannt wird, entspringt in der chinesischen Provinz Khobdo (Ghobdo), bildet in seinem mittlern Laufe eine Zeit lang die Grenze zwischen dem chinesischen und dem russisch-sibirischen Gebiete, gehört darauf dem letztern ganz an und verbindet sich, 15 Werst oberhalb Woronoi Redout von Osten her, mit dem Irtisch, dessen bedeutendster Zufluß er von dieser Seite ist. Ihm fließen nach von Ledebour zu von der Rechten und Linken: 1) Die Bjelaja mit der Fykalka; 2) die Kamenucha; 3) die Tschernova (Tschernaja); 4) die Talowka; 5) die Beresowka, welche ihm die Bäche Maglenka und Krutinka zuführt; 6) die Fadicha; 7) die Sachatuschka; 8) die Berell; 9) die Jasowaia; 10) der Chairkumin und 11) der Berosowskoi. Vergl. Ritter's Erdkunde, I. Bd. 2. Th. S. 696 und sonst.

Seine Bewohner mögen sich jetzt auf 200 Köpfe belaufen; — einige 20 Familien legten es an, — sie sind Altgläubige (Raskolniken, Starowierzi), unterhalten ein Bethaus[2]) und wohnen in hölzernen Häusern, während die ihnen als Viehknechte dienenden Kirghisen ihre Filzjurten beibehalten haben. Seine Entstehung verdankt Petschitschenskaja der Erweiterung des russischen Bergbaues im Altai, indem dieser und die mit ihm verbundenen mineralogischen Forschungen die Wiederauffindung russischer Ausreißer (Läufer) veranlaßte, welche sich in die südlichsten und wildesten Theile des Altai an der oberen Buchtarma geflüchtet und hier, der übrigen Welt lange Zeit verborgen, als Wildschützen gehaust hatten, bis sie, von Russen und Chinesen gleich gedrängt und auf 300 Köpfe herabgesunken, durch ihren Abgeordneten Buikow die Gnade der Kaiserin Katharina II. nachsuchten, die ihnen auch ein Ukas vom 15. Sept. 1791 zusicherte. Sie verließen darauf ihre unwirthsamen Felsendörfer, die ihnen den Namen Kamen-schtschiks zugezogen hatten und siedelten sich in dem ihnen angewiesenen fruchtbaren Landstriche im Buchtarmathale an, wo sie Dörfer gründeten, deren Zahl sich 1809 auf neun belief, obgleich v. Ledebour deren nur acht namhaft macht[3]). Hier leben sie als Bauern und Jassakpflichtige, indem ihnen statt anderer Abgaben die Lieferung von Pelzwerk auferlegt wurde, wofür sie jedoch jetzt auch Geld entrichten können, und treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd- und Tauschhandel mit den Chinesen und Kirghisen. In Sitten und Gebräuchen den Russen meistens gleich, verbinden sie mit roher Wildheit und kühner Gewandtheit, den Resten ihrer früheren Lebensweise, große Sitteneinfalt und hohe Gastfreundschaft. Roß und Gewehr sind ihre beständigen Gefährten, da die Menge der hier hausenden wilden Thiere sie zum beständigen Kampfe nöthigt[4]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETSCHORA, ein großer Strom, der seine Quelle auf der Westseite des Ural im europäischen Rußland hat, da, wo die Statthalterschaften Wologda, Tobolsk und Perm zusammenstoßen und der nördliche Ural sich endigt. Er wendet sich Anfangs westwärts, dann aber nach Nordwest, durchströmt die Gouvernements Wologda und Archangel, aber lauter rauhe, unbewohnte Gegenden und unfruchtbare Steppen, und fällt endlich nach einem Laufe von 143 Meilen mit mehren Armen unter 67°. 10′ nördl. Br. in die pustoserskische Bai des nördlichen Oceans. Seine Ufer sind sehr steil und enthalten viele Kalktheile, Höhlen und Klüfte. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind die Usa, Ischma und Tyra. Ungeachtet er zwei bis drei Klaftern tief und den ganzen Sommer hindurch schiffbar ist, hat er dennoch, weil er blos im hohen Norden fließt, und in den arktischen Gegenden einen großen Theil des Jahres hindurch unter Schnee und Eis versteckt fließt, für die Schiffahrt keinen sonderlichen Werth, außer daß er etwas Korn nach Pustosersk, einer kleinen Handelsstadt im Samojedenlande, führt. Die Mündung desselben in den Eisocean enthält eine Menge Inseln, und in seinem Laufe ist er reich an Lachsen und Schnäpeläschen. (*J. C. Petri.*)

PETSCHORA oder **PETSCHORÜ**, teutsch Petschur, eine kleine Kreisstadt in der pleskowschen Statthalterschaft des europäischen Rußlands an der Pimsche und der Grenze von Livland, mit einem Kloster gleiches Namens, dahin fleißig gewallfahrtet wird, einer Kirche, welche in einen weichen Sandsteinfelsen eingehauen ist, worin weithin Gänge sich erstrecken, ähnlich denen bei Kiew, 118 Häusern und 500 Einwohnern, die einigen Productenhandel, besonders mit Korn und Flachse, nach St. Petersburg treiben. (*J. C. Petri.*)

PETSCHORISCHE STEPPE, sie gehört zu den arktischen Flächen im nördlichen Rußland und breitet sich zwischen der Dwina und Petschora, oder vom Eis- und weißen Meere bis zum Gouvernement Wologda aus; eine der freudenlosesten, einförmigsten Einöden, ein holzloser Morast mit niedrigem Gestrippe und tiefen Moorgründen, nur hier und da Felsengrund und Torflager, mit einer Menge kleiner Seen mit süßem Wasser, und, die Gegenden um Archangel, Mesen rc. ausgenommen, völlig menschenleer. Im südlichen Theile wächst sparsam etwas Holz, Kiefern, Tannen und Birken, und auf den Anhöhen Lärchenbäume; im nördlichen hingegen kommt das Holz wegen der Kälte nicht fort. (*J. C. Petri.*)

Petschvarad, s. Petsvar.

PÉTSKA (Rácz- und Magyar-). Zwei der größten

---

2) Da bei den Raskolniken des Lesens und Schreibens kundige Greise dem Gottesdienste vorstehen, so haben sie keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Die Ehen werden jedoch in der Kirche von Buchtarminskaja-krepost geschlossen und bei dieser Gelegenheit, wo man die Neuvermählten mit Flintenschüssen empfängt, trägt die Braut außer einem großen Schleier auch einen Mannshut. 3) Jene acht Dorfschaften, heißt es bei Ritter, sind dort unter dem Namen der Felsendörfer bekannt; ihre Insassen, sagt man, wohnen im Fels (w' kamen) oder hinter dem Fels (sa kamen), daher der Name der Kamen-schtschiks, Felsbauern oder Jassakschniken, weil ihnen (Jassaktribut) Felltribut auferlegt ist. Fünf dieser Dörfer liegen im Thale der Buchtarma, vier an ihren Seiten. Die ersteren heißen abwärts im Thale von West nach Ost: Ossotschicha, Buicowa, Esennaja (Sennoi), Korobischenskaja (Korovicha), Werch-Buchtarminskaja, die letzteren auf den Höhen am Südufer der Buchtarma, Malo-Narymskaja (Maloi-Narymsk 2728 Fuß ü. d. M.) und über dem Nordufer Jasowaia, Bjelaga und Fykalka. Dieses letztere Dorf liegt am Bergwasser Fykalka, welches auf dem großen Lißwäga — den kleinen Lißwäga ersteigt man vom Dorfe Werch Buchtarminsk aus — entspringt und sich in die Bjelaga ergießt. Es zählt, rings von Bergen umgeben, 10—12 Bauernhöfe und ist das am höchsten gelegene Dorf mit feststehenden Wohnplätzen im Altai, indem sich seine Höhe über dem Meere auf 3951 Fuß beläuft. Es liegt dicht an der chinesischen Grenze und nur 50 Werst oder sieben geographische Meilen von ihm entfernt, im Süden der Buchtarma, steht der erste chinesische Posten, Tschingistei, bei welchem die sogenannte chinesische neue Linie beginnt, die sich von da gegen Südwest zu den narymskischen Postirungen und dann, den Saisansee und das Dsungarenland (Songarei) umgehend, bis zur Bucharei erstreckt.

4) Bei der ersten Zählung wegen Auferlegung des Tributs fanden sich nur 300 Köpfe in diesen neun Dorfschaften, deren Zahl jedoch sich seitdem vermehrt hat. Im J. 1826 war diese Kopfzahl seit 1803 auf 1100 männliche Individuen gestiegen, unter denen sich 800 Bauern und 300 Jassakschniken befanden, sodaß man die ganze damalige Bevölkerung, Weiber und Kinder mit eingerechnet, auf 4—5000 Seelen stellen kann. Vergl. Ritter's Erdkunde, 1. Bd. 2. Th. S. 588. 669. 681. 685. 701.

Marktflecken des Landes, welche im arader Gerichtsstuhle der gleichnamigen Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, liegen, 1578 Häuser und 13,441 Einwohner zählen (8482 Katholiken, 4897 nicht unirte Griechen, 28 Reformirte, 34 Juden). Magyar.-P. (Ungarisch-P.), unterhalb Rácz gelegen, hat eine römisch-katholische, zum Bisthum Csanad gehörige Pfarre, eine katholische Kirche und Schule. Rácz-P. (Walachisch-P.), etwas mehr stromaufwärts liegend, hat eine Pfarre, Kirche und Schule. Beider Umgegend ist sehr fruchtbar, aber sumpfig. (*G. F. Schreiner.*)

PETTAGNE, gefährliche Felsen, welche aus dem adriatischen Meere zwei Miglien südöstlich vom Vorgebirge C. Gallo und gegen 250 Schritte vom westlichen Fuße dieses Vorgebirges liegen, das die Rhede von Brindisi bildet. Zwischen diesen Felsen und dem Festlande ostwärts liegt ein Raum von ungefähr einer halben Miglie, welcher den besten Eingangspunkt in den Hafen dieser Stadt bildet, welcher zwar den Ostwinden ausgesetzt ist, ohne daß diese jedoch je in ihm eine große Aufregung zu bewirken im Stande wären, da sich die Gewalt der Wogen schon früher an diesen Felsen bricht, welche zur Befestigung des Hafens leicht benutzt werden könnten. (*G. F. Schreiner.*)

PETTAH heißt auf der Insel Ceylon derjenige Theil einer Stadt, welcher von den Singhalesen und übrigen Nichteuropäern bewohnt wird und außerhalb der Citadelle und der eigentlichen Stadt liegt. Solche Pettahs finden sich bei Colombo, Jaffnapatam rc. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAL, Stadt in dem vorderindischen Madura, welche zehn englische Meilen östlich von Coilpetta liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAPOLLY, vorderindische Stadt im Circar Guntoor, ist 42 englische Meilen von Masulipatam in südwestlicher Richtung entfernt und liegt an der bengalischen Küste. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAPOUR, PETTIPUR, PATIPARA. 1) P., Stadt in dem zur vorderindischen Präsidentschaft Madras gehörigen Circar (Districte) Rajamundry, ist 22 englische Meilen nordnordöstlich von der Stadt dieses Namens entfernt und treibt Zuckerbau; 2) P., vorderindische Stadt in Guzerate, welche zwölf englische Meilen von Amedabad entfernt ist. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAU oder **PETAU**, lat. Petovio, Petovium, slaw. Ptuja (46° 26′ 21″ nördl. Br. und 33° 39′ 11″ östl. L.). Zu dem bereits unter den Artikeln Petau und Petovio Beigebrachten bemerken wir nachträglich, daß die Stadt 11 Meilen von Grätz, 18 Meilen von Klagenfurth, 3 Meilen von Marpurg und 37 Meilen von Wien entfernt, am Ostufer der Drave liegt und für die älteste Stadt Steiermarks gilt, mit 214 meist gut gebauten Häusern und (1843) mit 1709 Einwohnern. Der aus einem Bürgermeister und drei Räthen gebildete Magistrat Pettau's hat über die Stadt und deren Bezirk ein freies Land- (Criminal-) gericht; mit der katholischen Stadtpfarre, die unter landesfürstlichem Patronate steht, ihre eigene Pfarrgült und Unterthanen hat, ist eins der drei Kreisdekanate des marpurger Kreises verbunden; auch befindet sich hier das Kreis- oder Districtsphysikat und eine Poststation. Für den Handel ist Pettau, in welchem sich (seit 1788) eine Hauptlagerstätte, sowie ein Hauptzollamt und bedeutende Manufacturen befinden, in sofern wichtig, als die Waaren, die über Grätz nach Kroatien (und Ungarn), und von da nach Steiermark gehen, ihren Weg über Pettau nehmen. Eine lange Brücke führt über die Drave. (*G. M. S. Fischer.*)

Sehenswerth ist die im ältesten teutschen Style erbaute Dechantkirche, welche ein Hochaltarblatt von Schiffer, eine beachtungswerthe Holzarbeit an den Sitzreihen des Presbyteriums und manchen Grabstein aus der Ritterzeit hat. Auch die vielen römischen Denksteine, welche man an vielen Gebäuden der Stadt, insbesondere eine Ara vor dem Rathhause, werden die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes und Alterthumsforschers fesseln. Das hier noch immer bestehende Minoritenkloster wurde im J. 1329 von Ulrich von Wollsee gegründet. Die Klöster der Dominikaner und Capuciner wurden vom Kaiser Joseph II. aufgehoben. Unter den Einwohnern sind viele Wenden, doch ist die teutsche Sprache die vorherrschende, da sie fast auf der Scheidungslinie beider Sprachen liegt. Der Ursprung der Stadt ist in Dunkel gehüllt. Nach der Ansicht Einiger war Pettau lange vor der Römerherrschaft ein wohlangebauter pannonischer Ort und blieb auch nach der Eroberung Pannoniens ein bedeutender, Petovium benannter Punkt; doch scheint nach den, der heutigen Stadt gegenüber, am rechten Drauufer viel zahlreicher vorkommenden Denkmälern und alldort auch häufiger aufgefundenen Münzen dieses älteste Petovio (das Petobio des Mittelalters) am rechten Flußufer gestanden zu haben. Eine große Anzahl von Denkmälern, Denksteinen und Münzen redet von dieser Stadt und ihrer Wichtigkeit *). Von der letzteren zeugt die eine Thatsache, daß es im J. 1396 bei dem ersten Türkeneinfalle gegen 16,000 Menschen einbüßte. Selbst im Draubette sieht man bei niederem Wasserstande die Überreste stattlicher Gebäude der Römer. Am Stadtberge, der sich an der Stadt erhebt, wächst ein sehr guter Wein, der gern gekauft wird. (*G. F. Schreiner.*)

PETTAUER FELD (das), wird eine ausgebreitete Fläche genannt, welche sich zunächst der Stadt Pettau im marpurger Kreise der untern Steiermark zu beiden Seiten der Drau ausbreitet, theilweise wegen einer aus Gerölle bestehenden Unterlage wenig fruchtbar ist, durch die Drau in zwei Theile, das obere und untere Draufeld, getheilt und auch zuweilen von ihr mit Überschwemmungen heimgesucht wird. Im Herbste werden hier fast jährlich große Militair-Manoeuvres gehalten. Man bemerkt auf ihr von Entfernung zu Entfernung zwei bis drei Klafter hohe kegelförmige Hügel, die man für altslawische Gräber hält. Das Feld hat auch historische Wich-

*) s. das historisch-topographische Lexikon von Steiermark von Karl Schmutz (Grätz 1822), 3. Th. S. 123—133. Povoden in des Freih. von Hormayr Archiv für Geschichte rc. (Wien 1829.) S. 585 fg.) D. Müllibach, ebendas. im neunten Jahrgang 1818. S. 50—83, 205, 325 fg.

tigkeit, denn nicht selten war es der Kampfplatz der Völker in der Periode der großen Völkerwanderung.

(*G. F. Schreiner.*)

PETTEIA (Πεττεία), griechische Benennung für das Bretspiel. Das Bret (ἀβάκιον) war mit fünf Linien in die Länge und Breite bezeichnet, sodaß zusammen 36 Felder gebildet wurden, auf welche man die Steine setzte, die Pessoi (πεσσοί) hießen. Die mittlere Linie hieß die heilige (ἱερὰ γραμμή), das Spiel spielen hieß πεττεύειν. Bei diesem Spiele wurden die Steine gesetzt, hier sprach man also von θέσις πεσσῶν (*Plat.* de rep. I, 7), während die Knöchel (ἀστράγαλοι) geworfen wurden; einen Zug, den man schon gemacht hat, zurücknehmen, heißt daher hier ἀναθέσθαι *Plat.* Hipparch. (*H.*)

PETTELANGE oder PÜTTLINGEN, Dorf im Kreise Saarbrück des preußischen Regierungsbezirks Trier. Es zählt über 1000 Einwohner, welche theils durch Hanfweberei, theils durch Bearbeitung der nahegelegenen Steinkohlengruben ihren Unterhalt finden. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTEN. 1) Dorf in dem niederländischen District Alkmaar, liegt in der Nähe des durch seine Schafzucht berühmten Zyperwerders, an der Nordsee, da, wo die Dünen aufhören, und besitzt Austergruben, in welchen die im Zuydersee gefangenen Austern gemästet werden. 2) Partido (District) in der zum mittelamerikanischen Staate Guatemala gehörigen Provinz Verapaz, deren nördlichsten Theil er bildet. Er wird von einem Alabastergebirge durchzogen, auf welchem harte, kugelförmige Steine umherliegen, welche zu Kanonen- und Flintenkugeln dienen zu können scheinen, und liegt an und um den 15 Meilen im Umfang haltenden und 30 Faden tiefen See Petten oder Itza, in welchem sich fünf Inseln finden, auf deren beträchtlichster man das stark befestigte Castell N. S. de los Remedios, sowie das Dorf St. Paul mit einer Kirche findet, in welchem sich der bischöfliche Vicar aufhält. Der District enthält neun unter vier Kirchspiele vertheilte Dörfer. Die ersteren waren früher erimirt und gehörten unter die Diöcese Merida auf der Halbinsel Yukatan, zu welcher der District Petten gerechnet wurde, ehe die neue Eintheilung erfolgte. Die Bewohner dieses schönen Districtes gehören größtentheils zu den indianischen Stämmen der Itzaer und Manchas (Mayas), welche zum Theil zum Christenthume bekehrt und unterworfen worden sind, zum Theil noch unabhängig in den Gebirgen leben. Ihre Zahl soll sich 1778 auf 2555 Köpfe betragen haben, jetzt aber bis auf 20,000 gestiegen sein. Die Itzaer (s. d. Art.) hatten ihren Hauptort Tayal auf der bedeutendsten Insel des Petten- oder Itzasees, und man findet daselbst immer noch Idole und andere merkwürdige Alterthümer. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTERSSON (Abraham), Doctor der Theologie und Pastor an der Ritterholmskirche in Stockholm und zu Bromma, Sohn eines Postbeamten, geboren zu Gotheborg 1724. Seit 1741 studirte er zu Lund und seit 1744 zu Upsala. Im J. 1747 als außerordentlicher Prediger auf der königlichen Escadre zu Stockholm angestellt, kehrte er nach Upsala zurück, wo er eine gründliche Dissertation de parallelismo inter parabolas et proverbia Judaeorum et Novi Testamenti mit großer Geschicklichkeit vertheidigte, auch de indispensabilitate legis naturae exemplis S. S. non adversa disputirte. Noch in selbigem Jahre ward er zum außerordentlichen und 1750 zum ordentlichen königlichen Hofprediger, 1752 zum Doctor der Theologie ernannt und 1752 in das obengenannte Pfarramt befördert. Mit reichen Predigtgaben ausgestattet, war er arbeitsam und gewissenhaft in seinem Amte, und ein ausgezeichneter Seelsorger, der nur für die Ehre Gottes wirkte. Nach einem erbaulichen Sterbelager ward er 1763 unter vielen Thränen der Gemeindeglieder zu Stockholm bestattet. Unter seinen Schriften hat die nach seinem Tode (1763, 23. Mai) vom Hofprediger H. M. Stricker (1764. 4.) zu Stockholm herausgegebene Postille gewirkt und wirkt noch höchst gesegnet; die Predigten sind zwar sehr wort-, aber auch sehr gedankenreich, und bestrafen sehr ernst das Verderben der Zeit, indem sie auf lebendiges Christenthum dringen. Auch viele einzelne Predigten von ihm sind noch bei seinem Leben gedruckt worden. (*v. Schubert.*)

PETTICOTTA, PETTYCOTA, PATICATA, vorderindische Stadt im südlichen Karnatik, liegt unter 97° 1′ östl. L. und 16° 21′ Br. in der Provinz Tanjore, ist von der Stadt dieses Namens 27 englische Meilen in südlicher Richtung entfernt und gehört mit dieser zur englischen Präsidentschaft Madras. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTINCO, Fluß im neapolitanischen Königreiche Sicilien, welcher sich durch das Thal Mazara windet und sechs englische Meilen nordwestlich von Mistrella in das Meer fällt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTINELLA, ein hoher Gebirgsstock der Apenninen im Mittelpunkte beider Calabrien des Königreichs beider Sicilien und einer derjenigen, welche das Sila genannte Gebirge bilden. Er erhebt südöstlich von Orlusa seine rauhen Abhänge. An seinem südlichen Fuße liegen die Quellen des Gargaflusses und auf der Nordseite desselben entspringt der Cariglione. (*G. F. Schreiner.*)

PETTINENGO, ein Flecken (Borgo) der piemontesischen Provinz Biella, zur Militairdivision von Turin und zum Gerichtssprengel (Mandamento) von Bioglio gehörig, unter dem Abhange eines Hügels gelegen, welcher nordöstlich von Biella sich erhebt, mit 348 Häusern, 2000 Einwohnern, von denen ein Theil jährlich auszieht, um als Maurer das Brod in der Fremde zu verdienen, einer zum Bisthum von Biella gehörigen Pfarrei, einer großen, reich ausgeschmückten Kirche und einer Schule. An der Spitze der Gemeindeangelegenheiten steht ein Syndicus mit einem Secretair. In Ansehung der Aufsicht auf die öffentliche Sicherheit und der innern Sicherheitspolizei gehört der Ort zur Gensdarmeriestation in Mosso di St. Maria. (*G. F. Schreiner.*)

PETTINI, kleine Insel, welche unter 24° 37′ nördl. Br. und 44° 49′ östl. L. n. d. Meridian v. Greenw. im Golf von Venedig liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTINI, drei vereinzelte Felsenriffe des adriatischen Meeres, in der Nähe der Insel Selvo, im Golf del Quarnero der österreichischen Monarchie, langgedehnt von Nordwest nach Südost. Sie liegen in derselben Richtung

und in fast gleicher Entfernung eins von dem andern. Berechnet man auch die zwischen ihnen sich befindenden Zwischenräume, so nehmen sie eine Länge von 1⅓ Miglie ein. Denkt man sich die Linie ihrer Richtung unter dem Wasser verlängert, so gelangt man auf Crucizza und weiterhin auf Cooco, das nördliche Vorgebirge der Isola d'Isto. Ihre Form und Stellung hat ihnen den Namen eines Kammes gegeben. Der nordwestlichste dieser Felsengruppe ist von mehren kleineren Riffen umgeben und von zwei Untiefen begrenzt; von den übrigen Seiten ist das benachbarte Meer sehr tief. Diese Felsenkette ist für die Schiffe mitunter sehr gefährlich. (*G. F. Schreiner.*)

Pettipur, s. Pettapour.

PETTMES, PÖTTMESS, Marktflecken in dem zum bairischen Oberdonaukreise gehörigen Landgerichte Rhain, welches außer zwei Schlössern, einer Kirche und drei Kapellen 214 Häuser mit mehr als 1000 Einwohnern zählt, die sich mit Landwirthschaft und Obstbau beschäftigen. In der Nähe dieses Orts liegt der Gumpenberg mit Burgruinen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTNEU, PETTNEY, gemeinhin Pettnui genannt (auch Patnue, neuer Pfad, von einer Straßenverbesserung im hinteren Theile des Thales), ein zum k. k. Landgerichte in Landeck gehöriges Dorf im oberinnthaler Kreise Tyrols, mit 85 Häusern und 559 Einwohnern, einer eigenen katholischen Curatie, welche zum Bisthum Brixen gehört, seit dem Jahre 1421 besteht und seit 1644 selbständig ist, einer der Himmelfahrt Mariä geweihten und einer zweiten außerhalb des Ortes gelegenen Kirche, einem Kalvarienberge, der auch seine besondere Kapelle hat und der herrlichen Aussicht auf den Ferner, der sich im Hintergrunde des schauerlichen Thales Malfuen zeigt. Es wird in alten Urkunden Patennen, Botennen genannt. Das Dorf wird alljährlich von dem Gridlaun- und dem Kaiserjochbache mit Schutt und Zerstörung bedroht. Nach einem Briefe des Erzherzogs Siegmund hatte Pettneu die Pflicht, den Weg über den Arlberg zu erhalten, und dafür das Recht, Weggeld zu verlangen, was im Vereine mit dem Namen des Ortes auf die erste Entstehung desselben hinweist. Eine Schar muthiger Unternehmer hatte sich vereinigt, einen erträglichen Weg über Arlberg herzustellen, und siedelte sich hier zu dessen Erhaltung an, wovon die Ansiedelung den Namen „zum neuen Pfade (Patnui)" erhielt*). (*G. F. Schreiner.*)

PETTO, im Italienischen die Brust, davon sprüchwörtlich in petto von dem, was man im Gedanken für sich behält und nicht ausspricht. Wenn der Papst Cardinäle ernennt, so pflegt er in dem zu diesem Zwecke gehaltenen Consistorium zu erklären, daß er neben denen, deren Namen er eben verkündige, noch die Ernennung eines oder mehrer anderer beschlossen habe, die er noch in petto behalte und zu gelegener Zeit erst bekannt machen werde. (*H.*)

PETTO DI BO, ein bedeutender Kanal desjenigen Theils der venetianischen Lagunen, welche sich nördlich von Chioggia ausbreiten. Er beginnt in der Nähe des sogenannten Lago Anghiero und verbindet sich, von Norden nach Süden dahinziehend, mit dem Kanal di Perognola. (*G. F. Schreiner.*)

PETTOLAZ (Peter Leo), geb. 1765 zu Galmis im Canton Freiburg, verdankte weniger seinen Lehrern, als sich selbst und einer ausgebreiteten Lectüre seine wissenschaftliche Bildung. Vorzüglich hatten historische Schriften schon in früher Jugend für ihn ein großes Interesse. Er widmete sich dem Studium der Rechte und ward Notar, und 1796 Secretair bei dem freiburgischen Cantonsgericht. Gleichzeitig erhielt er das Secretariat des dortigen Erziehungsrathes. Späterhin trat er in den helvetischen Senat. Im J. 1803 ward er zum Mitgliede des großen Raths zu Freiburg ernannt. Er erhielt zugleich eine Anstellung bei dem französischen Civilgericht. Er starb im Mai 1811. Sein Charakter war bieder, und Heuchelei und Verstellung waren ihm fremd. Als echter Republikaner war er ein leidenschaftlicher Anhänger der Volkspartei, und mit Begeisterung erfüllte ihn die Idee einer demokratischen Verfassung. Unter einzelnen Aufsätzen, größtentheils in französischer Sprache geschrieben, in welcher er große Gewandtheit des Styls besaß, verdient besonders eine Bittschrift an den helvetischen Senat deshalb Erwähnung, weil sie seinen religiösen Sinn beurkundet. Er verfaßte diese Petition am 17. Aug. 1802 im Namen der Gemeinen Galmis, Cressa, zu Gunsten der Trappisten, die sich in Valsainte angesiedelt hatten. Er schrieb ferner: Observations sur ce qu'on appelle Gabellage dans le Canton de Frybourg (Frybourg 1806)†). (*Heinrich Döring.*)

PETTORANO, auch PETTORANELLO genannt. 1) Eine Felsenstadt des alten Samniterlandes in der neapolitanischen Provinz Molise, auf einem Berge oberhalb des Vallone di S. Maria gelegen, mit ungefähr 1300 Einwohnern, einer Seelsorgestation, Kirche, Schule und höchst interessanten Umgebungen, die zwischen hier und Carpinone felsig zu werden beginnen. Von höheren Gebirgen herunter rauschen überall Quellen und Bäche. Den Bergen, welche diese in einiger Entfernung angrenzen, fehlt es selbst im heißesten Sommer nie an Schnee und Eis, welche in die vegetationsreiche Gegend, wie verwundert, hineinschauen*). Im Thale unterhalb des Städtchens liegt nächst einer Taverna das einsame Kirchlein S. Leonardo. 2) Ein Flecken (Borgo) in der Provinz Abbruzzo ulteriore II. des Dominio al di qua del Faro des Königreichs beider Sicilien, im District und Canton von Sulmona, auf einem Berge oberhalb des linken Ufers des Gizioflüßchens, in angenehmer Gegend gelegen, mit einer eigenen katholischen Seelsorgestation, welche zur Diöcese von Isernia gehört, einigen Kirchen, einem alten Schlosse und gegen 2500 Einwohnern. Hier wird alljährlich im October ein Jahrmarkt gehalten. (*G. F. Schreiner.*)

PETTORAZZA. 1) P. Grimani, ein großes Ge-

*) Das Land Tyrol, von P. Beda Weber (Insbruck 1837), 1. Bd. S. 806.

†) s. den von M. Lutz herausgegebenen Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. (Aarau 1812) S. 395 fg.

*) s. D. Schnars im Ausland, vom 19. Nov. 1843. Nr. 323. S. 1291.

meindedorf in dem nach Adria benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Polesine di Rovigo, am rechten Ufer der Etsch in der Ebene gelegen, mit 294 Häusern, 2200 Einwohnern, zwei zum Bisthum Adria gehörigen Pfarreien, zwei Kirchen, einem Gemeindevorstande und zwei dazu gehörigen Bruchstücken (Frazioni). 2) P. Papafava, ein zur vorigen Gemeinde gehöriges, dahin auch eingepfarrtes Dorf, welches unterhalb der früher genannten Ortschaft auch an der Etsch liegt. 3) P. Papafava, ein zur Gemeinde und Pfarre Cavarzere gehöriges Dorf in dem nach Chioggia benannten Districte IV. der venetianischen Provinz Venedig. (*G. F. Schreiner.*)

PETTORI, ein Dorf des Großherzogthums Toscana, in der Provinz Pisa gelegen, zum Bezirke von Pisa und zur Gemeinde von Cascina gehörig, vier Miglien ostwärts von Pisa und nur eine kurze Strecke vom linken Ufer des Arno entfernt, von einer fruchtbaren, wohlbewässerten und trefflich bebauten Ebene umringt, mit 108 Häusern, ungefähr 800 Einwohnern, einer eignen Pfarrei, welche zum Vicariate von Pontedera (des Erzbisthums Pisa) gehört, einer Kirche und Schule. Die Umgegend dieses Dorfes ist reich an Wiesen und Getreide. (*G. F. Schreiner.*)

PETTOUR (Le), ritterliches Geschlecht in England, von welchem Camden Folgendes berichtet: „An gemeldtem Fluß Stour stehen auch Stow und Needham, zwei Handelstädtlein und nicht fern vom Ufer Hemingston, worinn Baldwinus le Pettour (merket mir diesen Namen wohl) etliche Gütter per Seriantiam (ich rede aus einem alten Buch) gehalten, vor welche er an dem H. Weyhnachtstag jährlichen vor dem Herren Könige in Engelland unum saltum, unum suffletum und unum bumbulum machen solte, oder wie anderstwo zu lesen, per saltum, sufflum und pettum, das ist, wie ichs verstehe, daß er springen, die Backen mit einem Schall aufblasen, und einen Wind streichen lassen solte. So auffrichtig frölich ist man zur selbigen Zeit gewesen. Und ist zu mercken, daß zu diesem Lehen die Manour von Langhall gehöret hat. Hemingston ist in Suffolkshire belegen. (*v. Stramberg.*)

PETTUS (John [Johann]), geb. in Suffolk (England), war Pettus während König Karl's II. Regierung Parlamentsmitglied für Dunwich und einer der Aufseher (deputy governor) der königlichen Bergwerke. Wir wissen nicht, weshalb er eine Zeit lang in das Fleetgefängniß gesetzt wurde, wo er sich die Zeit mit Übersetzungen teutscher Werke vertrieb, deren eins unter dem Titel: Fleta Minor, or the Laws of Art and Nature in knowing, judging, assaying etc. of Metals erschien. Zwei andere Werke, welche ihn ebenfalls zum Verfasser haben, führen die Titel: England's Independency of the Papal Power, und History, Laws and Places of the chief Mines and Mineral Works in England and Wales. Er starb gegen das Jahr 1690. (*Fischer.*)

PETTY. Unter mehren Kindern von Anton Petty, Schneidermeister zu Rumney, zeichnete sich durch lebhaften Geist und große Fingerfertigkeit der am 26. Mai 1623 geborene Sohn Wilhelm aus. Ein mechanisches Genie von der Wiege an, hatte sich Wilhelm in dem Alter von zwölf Jahren beinahe alle Geheimnisse des Zimmermann- und Schmiedgewerbes angeeignet. Die Grammatik er lernte er zu Rumney; mit 15 Jahren versichert er, der lateinischen, griechischen, französischen Sprache, der Arithmetik, der praktischen Geometrie und Astronomie, hauptsächlich in ihrer Anwendung auf Schiffahrt und Witterungskunde, vollkommen mächtig gewesen zu sein. Nachdem er die Universität Oxford besucht hatte, nahm er Dienste auf der Flotte, und in dem Alter von 20 Jahren ersparte er sich hier einen Schatz von 60 Pf. und gewann einen andern Schatz in mathematischem Wissen, wie ihn ein Jüngling kaum jemals besessen haben wird. Das Geld half ihm bei einer dreijährigen Reise durch die Niederlande und Frankreich, die er 1643 antrat, vielleicht in der geheimen Absicht, den Wechselfällen des Kriegs zwischen König und Parlament zu entgehen; er benutzte sie aber auch zu sehr ernsten, vorzüglich medicinischen Studien in Utrecht, Leyden, Amsterdam und Paris. In Paris soll Wilhelm eine Zeit lang nur von Nüssen gelebt haben. Gleichwol muß er schon damals ein ausgemachter Tausendkünstler gewesen sein, denn als er in Begleitung seines Bruders Anton, von dessen Erziehung er die Kosten bestritten hatte, nach seiner Geburtsstadt Rumney zurückkehrte, war das ersparte Capital zu dem Belaufe von 70 Pf. angeschwollen. Nach noch nicht völlig vier Jahren promovirte er zu Oxford als Doctor der Physik (7. März 1650), ließ sich auch in verschiedene Clubs of Virtuous aufnehmen. Unter dieser Rubrik versteht Petty die verschiedenen Conventikel der Heiligen, die, von Selbsttäuschung ausgehend, nicht minder den Nächsten zu täuschen beabsichtigten. Der Verkehr mit diesen Trägern und Instrumenten der höchsten Gewalt wurde dem jungen Manne sehr vortheilhaft. Am 6. März 1648 erhielt er für seine Erfindung einer Copirmaschine von dem Parlament ein Patent auf die Dauer von 17 Jahren. Gleichzeitig beinahe mit seiner Promotion wurde er Fellow of Brazen-Nose-College zu Oxford. Den Ruhm, den er sich durch seine Vorlesungen über Anatomie, Physik und Chemie erwarb, steigerte noch das Kunststück, das er im December 1650 an der Kindermörderin Anna Green bewerkstelligte. Die Person hatte am Galgen ihr Verbrechen büßen sollen, an dem Leichname glaubte Petty einige Lebenszeichen zu verspüren, und es gelang ihm nicht nur, die Unglückliche vollends in das Leben zurückzurufen, sondern auch ihre Begnadigung zu erbitten. Als einen Lohn seiner menschenfreundlichen Bemühung empfing er im Januar 1651 seine Beförderung zum Lehrstuhle der Anatomie; er wurde auch, immer noch der Heiligen Günstling, in die Gesellschaft der Ärzte zu London aufgenommen, und bei dem dasigen Gresham-College als Lecturer on Music angestellt. Die Kosten der Aufnahme in die Gesellschaft der Ärzte hatten seinen Schatz zu dem Belaufe von 28 Pf. herabgebracht; es füllten ihn aber allmälig wieder die Einnahmen der verschiedenen Ämter und die Ergebnisse der ärztlichen Praxis, und Petty besaß baare 400 Pf., als er zum Generalarzte der Armee von Irland bestellt wurde, mit einer Auslösung von 20 Schilling per Tag, ungerechnet den für die Reise ihm bewilligten Vor-

schuß von 100 Pf. Er landete zu Waterford (10. Sept. 1652), begab sich aber sofort nach Dublin, in Ludlow's Hauptquartier, wo des Generals Gunst ihm die Kundschaft der ganzen vornehmen Welt verschaffte. Den Ertrag seiner dasigen Praxis berechnet er zu 400 Pf. jährlich. Auf die ärztliche Wirksamkeit jedoch keineswegs sich beschränkend, fortwährend den Machthabern schmeichelnd, gelang es ihm, sich dem irländischen Council als Clerk aufzudrängen, auch die noch wichtigere Stelle eines Secretairs bei dem Lord-Lieutenant, Cromwell, sich zulegen zu lassen. Von beiden Ämtern bezog er jährlich 400 Pf. Für die Verwaltung thätig, wandte er vorzügliche Aufmerksamkeit einem Zweige zu, der vor andern einer gewandten Hand reichliche Belohnung verheißen konnte. Die englische Regierung hat sich selten gescheuet, Confiscationen zu verhängen, um auf Kosten der Eingeborenen die Heere von Lumpengesindel, die unaufhörlich von der andern Seite des Kanals herüberkamen, zu versorgen. Zu keiner Zeit aber war diese Angelegenheit dermaßen in das Große getrieben worden, als nach Unterdrückung der mit dem sogenannten irländischen Blutbade beginnenden Empörung. Eine ungeheuere Masse von Ländereien sollte unter die Sieger ausgetheilt werden, das Geschäft wurde geraume Zeit auf sehr tumultuarische Weise betrieben. Gegen die Unordnung erhob sich nun Petty mit aller Macht, und seine Vorstellungen, daß selbst eine Räuberbande nur mit einer gleichsam gesetzlichen Vertheilung der Beute zu bestehen vermöge, verschafften ihm den Auftrag, die genauste Aufnahme der eingezogenen Güter und ihre Vertheilung in bestimmten Loosen vorzunehmen (im December 1654). Für jeden vermessenen Acre wurde ihm ein Penny bewilligt, und nach der amtlichen Angabe vom 19. März 1656 hatte er damals bereits 2,800,000 Acres confiscirte, nutzbare Länderei vermessen, zum Theil auch den unlängst entlassenen Soldaten angewiesen; dafür kamen ihm zu Gute, vorausgesetzt, daß die ganze Armee das ihr Zugetheilte empfangen haben würde, 17,900 Pf. Bezahlt waren 9686 Pf. 2 Sh. und 3000 Pf. weiter wurden ihm zugleich angewiesen, damit er seine Gehilfen bei dem Revisionsgeschäfte bezahlen könne; wegen des Rests mußte er sich mancherlei Zögerung gefallen lassen, bis unter Karl II. ein Parlamentsbeschluß zu seiner vollständigen Befriedigung erging. Einstweilen blieben ihm baare 9000 Pf., dazu kamen die früheren Ersparnisse, die Besoldungen, den Ertrag der Praxis hinzufügend, sodaß er ein Capital von 13,000 Pf. besaß, was er sich wohl hütete, lange müßig zu lassen. Großen Gewinnst machte er an der Soldaten-Debentures Scheine im Namen der Republik für rückständigen Sold ausgestellt. Dieses wohlfeil eingekaufte Papier diente ihm zum Ankaufe von Ländereien in Irland, wo das Eigenthum beinahe allen Werth verloren hatte [1]). Er kaufte auch Haus und Gärten des Grafen von Arundel zu Lothbury, binnen London und baute in dem Garten, dem sogenannten Token-house-yard, wiewol von seinen Gebäuden bei dem großen Brande von 1666 das meiste in Rauch aufging. In Richard Cromwell's Parlament saß Petty für den Flecken Westlow, in Cornwall; er mußte aber viel Anfechtung wegen einer Anklage auf Bedrückungen erleiden, die er sich, während Heinrich Cromwell Irland regierte, erlaubt haben sollte. Da die Dauer des Parlaments beschränkt war, blieb die Sache unausgemacht, und nur in Libellen konnten die Zürnenden ihren gegenseitigen Groll äußern. Selbst eine Ausfoderung, die an Petty gerichtet wurde, verfehlte ihres Zweckes, da er seinem Gegner nur einen Zweikampf im dunklen Keller, jeder mit einer Streitaxt bewaffnet, zugestehen wollte. Eine Übersicht seines Rechtshandels mit Hieronymus Sankey veröffentlichte Petty 1659. Fol. Da ihm unter den damaligen Umständen der Aufenthalt in England wenig zuträglich war, verweilte er in Irland bis auf die Zeit der Restauration. Damals ließ er sich dem Könige vorstellen, und es gelang seiner Gewandtheit, die Erinnerung der frühern und engen Verbindung mit der Familie Cromwell zu tilgen, und der Unbedachtsamkeit Karl's II. sogar wiederholte Beweise von Gunst zu entlocken. Am 19. März 1661 wurde er zu einem der Commissarien bei der Court of Claims relating to the Irish estates bestellt. Der König verordnete auch, daß alle confiscirte Ländereien, wie Petty sie am 7. Mai 1659 besessen, ihm unwiderruflich angehören sollten, eine Bestimmung, in deren Gefolge der Glückliche sieben und seine Frau zwei grants of lands durch königliche Patente empfing. Am 11. April 1661 wurde Petty mit der Ritterwürde beehrt, und am 9. Mai desselben Jahres nahm er in dem Parlament zu Dublin Sitz, als Repräsentant des Fleckens Eniscorthy, in Wexfordshire. Eins der ersten Mitglieder der Royal Society, wurde er bei Gelegenheit von deren Incorporation (1663) in den Council dieser Gesellschaft aufgenommen, being esteemed the Person most capable to advance Experimental Physic and Mechanics. Um diesen Ruf zu bewähren, veröffentlichte er seine Erfindung eines Schiffes mit doppeltem Boden, welches in Segelfertigkeit und Sicherheit allen andern Schiffen den Rang ablaufen sollte. Eine Probefahrt von Dublin nach Holyhead (Juli 1663) lieferte die überraschendsten Resultate [2]). Eine längere Reise wurde jedoch dem Wunderschiffe verderblich; von einem Sturme ergriffen, versank es mit Mann und Maus in derselben Nacht, als eine Flotte von 70 Schiffen in der gleichen Weise verunglückte. Ein Modell des Schiffes, von Petty eigenhändig gezimmert und geschenkt, wird noch heute in Gresham College aufbewahrt. Der unglückliche Ausgang einer Lieblingserfindung war nur das kleinere Unglück, das Petty im Laufe des Jahres 1663 zu erleiden hatte. Den königlichen Patenten unbeschadet, wurde ihm von der Court of Innocents ein großer Theil der so leicht und wohlfeil erworbenen irländischen Güter abgejagt. Doch soll er immer noch von Mount-Mangerton in

1) At a time, when, without art, interest or authority, men bought as much lands for 10 S. in real money, as in this year (1685) yields 10 S. per annum rent, above his Majesty's quit-rents.

2) She turned into the narrow harbour against wind and tide among the rocks and ships, with such dexterity, that the oldest seamen acknowledged they had never seen the like.

Kerry aus ein Eigenthum von 50,000 Acres überschaut haben, und er ließ es nicht an Versuchen fehlen, von diesem reichen Besitzthume die Nutzbarkeit und das Einkommen (5 — 6000 Pf. jährlich) zu erhöhen. Er legte in Kerry Eisenwerke an, bearbeitete die Zinngruben, trieb Handel mit Bauholz und den Sardellenfang im Großen, ohne darum auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zu verzichten, he is allowed to have been a great reformer and improver of the practice of Physic in Ireland. Nicht minder wurde er mit D. John Stearne einer der Begründer jener Gesellschaft, welche durch Patent vom 8. Aug. 1667 eine gesetzliche Existenz erhielt, unter dem Namen President and Fellows of the College of Physicians. Aber für seinen Reichthum hatte sich Petty immer noch nicht die Verzeihung der Zeitgenossen erstreiten können; um zu zeigen, wie ungerecht die Anfechtungen wären, die er deshalb zu erdulden hatte, schrieb er: Reflections upon some Persons and Things in Ireland (1669), eine Abhandlung über Taxen und Steuern hatte er schon 1662 in 4. erscheinen lassen. Spätern Jahren gehören an: eine Abhandlung über die Anwendung der doppelten Proportion, sammt einer neuen Hypothese über die elastischen Bewegungen (1674. 12.), Colloquium Davidis cum anima sua (Lond. 1679); in dieser Schrift tritt Petty, oder, wie er hier sich nennt, Cassid. aureus Minutius, als lateinischer Dichter auf. Ihr folgten eine die Politik Ludwig's XIV. anfechtende Broschüre, unter dem Titel: Die aufgedeckte Politik (1681); ferner (1682) eine Abhandlung of Political Arithmetic: „his Treatise of Political Arithmetic shews the extensiveness of his capacity, and will be of lasting service to posterity." Im folgenden Jahre schrieb Petty über die Sterbelisten von Dublin für 1681 (1683), ferner Versuch über die Vermehrung des Menschengeschlechts (1686), einen zwiefachen Versuch über politische Rechenkunst (1687), fünf fernere Versuche in politischer Rechenkunst, englisch und französisch (1687), Bemerkungen über London und Rom (1687). Zwei andere Schriften sind hingegen erst nach seinem Tode erschienen, politische Arithmetik (1690) (mehre Ausgaben, eine von 1755) und politische Anatomie von Irland, welcher eine kleine Schrift, Verbum sapientis, beigefügt ist (1691, 1719). Außerdem hat Petty den Philosophical transactions eine gute Anzahl von Abhandlungen geliefert, und daß er als einer der Väter der Statistik zu verehren, bleibt ausgemacht. Gleichwol beruht sein eigentlicher literarischer Ruhm vornehmlich auf seinen topographischen Aufnahmen, von denen er in seinem Testament äußert: I value my three chests of original map and field books, the copies of the Downe survey, with the Barony maps and chests of distribution books, with two chests of loose papers relating to the survey, the two great Barony books, and the book of the history of the survey, altogether at 2000 l. Diese Aufnahme hat Petty selbst noch zu einem Atlas von Irland (1685. Fol. 56 Bl.) benutzt; es wird aber seinen Karten der Vorwurf gemacht, daß die Darstellung der Küsten unzuverlässig, daß die Straßen nicht eingetragen und daß die Grade nicht angemerkt, wogegen die gegenseitige Lage der Ortschaften ziemlich getreu wiedergegeben. Es ist dieser Atlas, der eine zweite Ausgabe erlebte, die einzige dauerhafte Frucht, die den vereinigten Königreichen von Petty's weitläufiger Arbeit geblieben ist, denn die Zeichnungen selbst, mit allem Zugehör von Erläuterungen und Text, wurden, indem sie, nach des Verfassers Ableben, nach England verschifft werden sollten, die Beute eines französischen Korsaren, und mag Vieles davon zu Grunde gegangen sein, zwei Bände mit sorgfältig illuminirten Zeichnungen werden aber noch unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt. Petty starb in seinem Hause zu Westminster, Piccadilly-street, S. James Kirchspiel, an einem Krebse am Fuße, den 16. Dec. 1687, und wurde, wie er das verlangte, in der Pfarrkirche zu Rumsey neben Vater, Mutter und Großvater beerdigt. In seinem Testament, vom 2. Mai 1685, erzählt er die Weise, wie er zu Vermögen gelangte, in Ausdrücken, die sattsam verrathen, wie viel er sich mit Glücksfälle zu Gute that. Das Privilegium für den Verkauf seiner Landkarten berechnet er darin zu 100 Pf. jährlich, den Ertrag des Grundeigenthums zu 6700 Pf. jährlich, sein Mobiliarvermögen, einen Cassenbelauf von [illegible] Pf. eingerechnet, zu 46,412 Pf. Er hatte 1667 des Baronets Moritz Fenton Witwe, Elisabeth Waller, geheirathet, und von ihr, die am 6. Dec. 1688 zur Baronin von Shelburne, in Wexfordshire, creirt worden ist, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Johann, starb in der ersten Kindheit, die Tochter, Anna, wurde den 14. Jan. 1692 an den Grafen von Kerry, Thomas Fitz-Maurice, verheirathet. Der zweite Sohn, Karl, Baron von Shelburne, starb im April 1696, ohne in seiner Ehe mit Maria Williams Kinder zu haben, daher die nur für seine männlichen Leibeserben verliehene Baronie wiederum erlosch, in den Gütern aber folgte ihm sein jüngerer Bruder, Heinrich. Dieser erhielt am 14. Sept. 1696 von König Wilhelm III. die Bestätigung der von dem Vater in Irland besessenen Güter, nämlich, in der Baronie Glaneroughty, in Kerry, 32,309 Acres, 3 Roods, 10 Perches of plantation measure = 52,336 Acres, 2 Roods 10 Perches englischen Maßes, und in der Baronie Dunkeron, ebenfalls in Kerry, 21,101 Acres, 3 Roods [illegible] Perches = 34,181 Acres 2 Roods 32 Perches englischen Maßes, das Ganze gegen 135 englische □ Meilen ausmachend. Die in der Baronie Dunkeron gelegene Länderei wurde nachträglich, durch königliches Patent vom [illegible] Juli 1721, zu einem Manor Dunkeron vereinigt, auf Ansuchen von Heinrich Petty, der in seiner Eingabe an den König gesagt hatte: belegen in dem äußersten Vorsprunge des Königreichs, nach Westen zu, ist das Land rauh und gebirgig, auch meist von Papisten bewohnt, die ihre Entfernung von den Behörden benutzen, um sich aller Rücksicht für die Gesetze zu entschlagen. Ich habe bisher mich eifrigst bemüht, sie auf bessere Wege zu führen, aber der Mangel einer gesetzlichen Gerichtsbarkeit macht alle meine Versuche zu Schanden. Das Land enthält ausgedehnte Waldungen, die gehegt, dem Gemeinwesen ein Schatz hätten sein können, aber die Einwohner, der

Besetzen fern und fremd, machen sich einen Zeitvertreib daraus, jene Waldungen zu Grunde zu richten. Die angelegentlichste meiner Sorgen bleibt die Einführung einer protestantischen Colonie in jenes verwahrloste Land, verbunden mit dem Bestreben, die Papisten allgemach der Herrschaft der Gesetze zu unterwerfen, und würde es meinen Bemühungen zu großem Vorschube gereichen, wenn E. Majestät mir für mein Besitzthum die Eigenschaft und Gerichtsbarkeit eines Manor verleihen wollten ꝛc. Am 4. März 1699 ward Heinrich, in Gesellschaft des Ritters Wilhelm Focones, zum Ranger und Game-Keeper, oder Master of the game von dem Phönixpark zu Dublin, und von allen königlichen Parks, Forsten und Jagden in Irland bestellt. Am 16. Juni 1699 creirte ihn König Wilhelm III. zum Baron Shelburne und Viscount Dunkeron, und am 29. April 1719 erhielt er den Grafentitel von Shelburne, with the creation fee of 20 l. a year. Außerdem hatte die Königin Anna ihn zu ihrem Geheimrath angenommen, in welcher Eigenschaft er von den beiden ersten Georgen bestätigt worden ist; dann saß er zwei Mal in dem Parlament von Großbritannien, als Repräsentant von Great-Marlow 1715, und wegen Chipping-Wycombe 1722. Er starb den 17./28. April 1751 und hinterließ allein in Baarschaften und Actien 250,000 Pf. Dagegen hatte er das Unglück, vier Kinder, die er in seiner Ehe mit Arabella Boyle, Tochter des Lord Karl Clifford (verm. 1709, gest. im October 1749), gezeugt hatte, zu überleben, zuletzt sogar den einzigen zu Jahren gekommenen Sohn. Dieser, Jacob Petty Viscount Dunkeron, verheirathete sich am 21. April 1737 mit Elisabeth Clavering und ward am 7. Nov. 1741 Vater von einem Sohne, der jedoch schon den 23. April 1742, gleichwie die Mutter am 11. Aug. 1742 starb. Der Viscount selbst starb auf seinem Gute Turnhamgreen, in Middlesex, den 17. Sept. 1750 und wurde zu High-Wycombe begraben, hierdurch zugleich die Stelle zu seines Vaters künftigem Begräbnisse anweisend. Sein großes Besitzthum vermachte der alte Graf an seiner Schwester Anna Sohn, Johann Fitz-Maurice, von der Baarschaft aber bestimmte er ein reichliches Antheil einem natürlichen Sohne des Viscount Dunkeron, einem Knaben von fünf Jahren. Der weitere Verfolg der Titel von Shelburne wird in dem Artikel Fitz-Maurice mitgetheilt werden. (*v. Stramberg.*)

PETTY AUGERS heißen in Nordamerika und hier vorzüglich in den Gewässern Neu-Yorks kleine Fahrzeuge, welche die übergesiedelten Holländer einführten. Es sind halbgedeckte Boote mit flachem, für seichtere Buchten und Stellen berechnetem Boden, welche 5—10 Tonnen Last zu tragen vermögen. Um zu verhindern, daß Wind, Wellen und Ströme sie in offenen Buchten nicht zu viel Abweg (Lee-way) machen lassen, versieht man sie auf beiden Seiten mit einem großen, ovalen Brete, welches aufgezogen oder herabgelassen werden kann. Das Letztere geschieht an der Leeseite, d. h. an der Seite, wo der Wind hinwehet, und das deshalb sogenannte Leebret hängt dann einige Fuß tiefer als der Boden des Petty Augers im Wasser. Das Fahrzeug gewinnt dadurch eine größere Wasserfläche zum Widerstande, wodurch verhindert wird, daß ein Seitenwind dasselbe zu weit von seinem wahren Weg abtreiben kann *). (*G. M. S. Fischer.*)

Pettycota, s. Petticota.

PETTYCUR, Hafen und Landungsplatz für die von Leith nach der Küste von Fife in Scotland bestimmten Schiffe, welcher westlich von Kinghorn liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTYÉN, ein Dorf im kraßnaközer Bezirke der szathmárer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Oberungarns, unfern vom linken Ufer des Számosflusses, in waldreicher, ebener Gegend gelegen, mit 66 Häusern, 504 magyarischen Einwohnern, welche bis auf 30 Katholiken sämmtlich Calvinisten sind, einer eigenen Pfarre und Kirche der evangelisch-helvetischen Confession, einer Schule und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

PETTY TALLY nennt die englische Schiffersprache die für die Zahl des Schiffspersonals ausreichenden Rationen der Lebensmittel. (*G. M. S. Fischer.*)

PETUARIUM (*Πετουαρία*), eine von Ptolemäos (II, 3) genannte Stadt im Gebiete der Koritanoi (*Κοριτανοί*) in Britannia Romana. Man hält sie für das heutige Peterborough. Sickler 1. Th. S. 135. (*Krause.*)

PETUCHO (der), ein hoher Berg im adelsberger Kreise des Herzogthums Krain, welcher sich nordwestlich vom gleichnamigen Dorfe zu einer Höhe von 3674 wiener Fuß über den Spiegel des adriatischen Meeres erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

PETUM, eine Sorte Tabak aus Virginien. (*Karmarsch.*)

PE-TUNG (Pe-tong, s. d. Art), wörtlich: weißes Kupfer. Außer dem künstlichen, weißen Kupfer, dessen Verfertigung wir im Artikel Pe-tong beschrieben haben, liefert, nach du Halde †), die chinesische Provinz Yun-nan auch ein natürliches, weißes Kupfer. Man hat mit demselben in Peking verschiedene Versuche angestellt, und sich durch diese überzeugt, daß es seine Farbe durchaus keiner Mischung verdankt, sondern vielmehr durch eine solche an Schönheit verliert. Gut bearbeitet gleicht dieses natürliche Pe-tong vollkommen dem Silber, und setzt man Zink oder ein ähnliches Metall hinzu, so geschieht es nur, um ihm eine größere Geschmeidigkeit zu geben. Um ihm seine schöne Farbe zu erhalten, verbindet man das Pe-tung statt mit andern Metallen mit ⅕ Silber. Wenn dagegen du Halde glaubt, daß man außerhalb Yun-nans kein weißes Kupfer in natürlicher Gestalt finde, so irrt er, denn in den alten Schlacken hennebergischer Bergwerke, welche man nochmals in die Schmelzöfen brachte, ist allerdings weißes Kupfer gefunden worden, wie uns von dortigen Bergbeamten versichert worden ist. (*G. M. S. Fischer.*)

Petunga *Cand.*, s. Evosmia.

PETUNIA. Diese von Jussieu aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'-

---

*) Vergl. J. D. Schöpf's Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten ꝛc. (Erlangen 1788.) 1. Th. S. 3.

†) Mais le cuivre, heißt es bei ihm (T. I. p. 36), le plus

schen Classe und aus der natürlichen Familie der Solaneen, in welcher sie zwar der Gattung Nicotiana sehr nahe steht (daher der Name: Petum oder Petun, der Tabak auf Altbrasilisch), aber durch die Bildung des Embryo's, welcher bei einer Art (P. nyctaginiflora) gekrümmt ist, wie bei den übrigen Solaneen, während er bei einer andern (P. violacea) gerade erscheint, wie bei den Scrofularinen, und durch die ungleichen Staubfäden den Übergang zu der letztgenannten Familie vermittelt. Char. Der Kelch fünftheilig, mit fast spatelförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig; die Staubfäden ungleich; der Griffel fadenförmig, mit zweilappiger Narbe; die Kapsel an der Spitze gespalten, zweifächerig, die Mutterkuchen auf beiden Seiten der Scheidewand; sehr zahlreiche, kleine Samen. Es sind drei Arten bekannt, welche als perennirende Kräuter in Buenos Ayres wachsen: 1) P. parviflora *Juss.* (Ann. du Mus. 2. p. 214. t. 47. f. 1), zottig, niederliegend, mit ablangen, büschelförmigen Blättern, sehr kurzen, einblumigen Blüthenstielen, Kelch und Corollenröhre von gleicher Länge, ähnelt einem Cerastium; 2) P. nyctaginiflora *Juss.* (l. c. f. 2., Nicotiana axillaris *Lamarck*, N. nyctaginiflora *Lehmann*), klebrig-zottig, aufrecht, mit eiförmigen Blättern und großen, weißen, wohlriechenden Blumen; 3) P. violacea *Sweet.* (Brit. flow. gard. n. s. 193. *Lindley* bot. reg. t. 1626. Nierembergia violacea *Sweet* l. c. Salpiglossis integrifolia *Hooker* bot. mag. t. 3113), der vorhergehenden Art sehr ähnlich, aber kleiner und mit violetten, geruchlosen Blumen. Die beiden letztgenannten Arten, welche auch Bastarde mit einander erzeugen, werden jetzt sehr häufig in europäischen Gärten als Zierpflanzen gezogen. (*A. Sprengel.*)

PE-TUN-TSE oder, wie man gewöhnlich schreibt, Petunse, nennen die Chinesen diejenigen (natürlichen und künstlichen) Steine, welche ihnen nebst dem Kaolin (s. d. Art.) das Material zu ihrem Porzellan [1]) liefern. Da dieses, sobald es in Europa bekannt wurde, große Aufnahme und vielen Absatz fand, so war es natürlich, daß man sich mit dessen Bestandtheilen bekannt zu machen suchte und der französische Akademiker Reaumur, welcher Gelegenheit hatte, sich Pe-tun-tsesteine im Zustande der Natur und Kunst zu verschaffen, war der Erste, welcher, soviel wir wissen, Untersuchungen über sie anstellte und diese in den Mém. Acad. Par. 1727 niederlegte. In Folge dieser Untersuchungen stellte er die gewöhnliche Annahme, daß der Pe-tun-tse eine Erdart sei, als irrig dar, und zeigte, daß dieser Stein zum Geschlechte der Kiesel- oder Feuersteine gehöre. Da er jedoch diesen Steinarten einen großen Umfang gibt, indem sie namentlich bald mehr, bald weniger durchsichtig sind, so muß bemerkt werden, daß der Pe-tun-tsestein zu den weniger durchsichtigen gehört, da er grob, schwach durchsichtig und im Bruche nicht so weich und glatt ist, als der gewöhnliche Kiesel. Mit Reaumur stimmt Chaptal der Hauptsache nach in seinen Elementen [2]) der Chemie überein. Er rechnet den Pe-tun-tse zu derjenigen Silexart, welche Feldspath, Rhomboidalquarz, Spathum scintillans, genannt wird, gewöhnlich einen Hauptbestandtheil des Granits bildet und sich nach Zersetzung des Urgesteins in einzelnen Krystallen findet. Andere Mineralogen rechnen dagegen den Pe-tun-tse mehr zu den Gypsen, und zu ihnen gehört Scheffer, welcher 1753 die Resultate seiner Untersuchungen über den Pe-tun-tsestein bekannt machte. Nach ihm ist dieser fleckig, halbdurchsichtig, dem Lapis specularis (Marienglas) ähnlich, von graugrünlicher Farbe und außerordentlicher Schwere. Säuren griffen ihn nicht an; im Feuer zersprang er in Stücken und verkalkte zu einem weißen Pulver, welches mit rothen eisenartigen Theilchen durchmengt war. Mit Feuer calcinirt stieß der Pe-tun-tse gleich andern Gypsen starke Schwefeldünste aus, wurde weiß, bedeutend fest, cohärent und halbdurchsichtig.

Den größten Werth für die Porzellanmanufactur erhalten die Pe-tun-tsesteine dadurch, daß sie sehr leicht ohne Beimischung eines Salzes und ohne unmittelbare Berührung mit dem Feuer verglasen, was bei europäischen Kieseln durchaus nicht der Fall ist, da diese ohne Beisatz sehr selten in einem Schmelztiegel schmelzen und selbst, wenn dies geschieht, nur ein weißliches dunkles Glas geben. Da es nun fest steht, daß der eine Bestandtheil des chinesischen Porzellans leicht verglasbar ist, so folgt, daß, da sich die ganze Porzellanmasse auch bei starkem Feuer nicht in Glas verwandeln läßt, der andere Bestandtheil nicht oder doch nur sehr schwer verglasbar sein muß, daß also die Einwirkung des Feuers auf die Mischung des Pe-tun-tse und des Kaolins nur eine Halbverglasung erzeugt, welche grade das Wesen des chinesischen Porzellans ausmacht.

Wir geben hier noch, was sich bei du Halde und Davis [3]) über den Pe-tun-tsestein findet. Der Er-

singulier est celui qu'on appelle *Pe-tong*, *cuivre blanc*. Il est en effet blanc de sa nature, quand on le tire de la mine; et encore plus blanc en dedans qu'en dehors, quand on en rompt les grains. Auch Davis erwähnt (1. Th. S. 176 fg. d. t. übers.) dieses weiße Kupfer, allein wir wollen ihn nicht als Gewährsmann anführen, da er, wo er nicht auf eignen Füßen steht, meistens lahm geht. Ritter erwähnt dieses Metall zu allgemein Erdkunde 3. Bd. S. 754.

1) Außer dem Pe-tun-tse und Kao-lin wenden die Chinesen häufig auch eine Hoa-schi, d. i. gleitender Stein, genannte Substanz, welche als Seife dient, sowie Schi-kao, Alabaster oder Gyps zu ihrem Porzellane an. Der Hao-schi wird vor seiner Verwendung gebrannt. Übrigens fällt die Erbauung des ersten Porzellanofens in China und zwar in der Provinz Kiang-si in den Anfang des 7. Jahrh., die Öfen zu King-te-schin, welche östlich vom See Po-yang liegen, wurden dagegen erst um das Jahr 1000 n. Chr. Geb. erbaut. Nach Marsden wurde das Wort Porzellan oder Porcellana anfänglich von den Europäern der chinesischen Fayence beigelegt, weil dessen glatte Oberfläche mit der der einschaligen Muschel porcella viel Ähnlichkeit hat. Die Muschel selbst aber erhielt nach Marco Polo den Namen porcella, d. i. kleines Schweinchen, weil ihre convexe Form mit dem runden Rücken dieses Thierchens verglichen wurde.

2) Vergl. Chaptal's Anfangsgründe der Chemie, übers. von Fr. Wolff (Königsberg 1791—1792) im Artikel Petunse. 3) Vergl. das bekannte Werk du Halde's über China, und China oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, Regierungsverfassung rc. der Chinesen von J. F. Davis, übers.

sagt: Der Porzellanstoff besteht aus zwei Erdarten, deren eine Pe-tun-tse, die andere Kaolin genannt wird. Die eine ist mit weißen Theilchen besprengt, welche einigen Glanz haben, die andere ist einfach weiß und sehr fein anzufühlen. Während eine bedeutende Anzahl großer Kähne von Jao-tscheu (in der Provinz Kiangsi) nach King-te-tching (in derselben Provinz) den Fluß mit Porzellanladungen hinauffährt, fahren fast ebenso viele kleine Kähne von Ki-muen (in der Provinz Kiang-nan) den Fluß hinab, welche Pe-tun-tse in Ziegelsteinform tragen. Die Pe-tun-tsesteine, deren Korn sehr fein ist, sind nichts als Felsenstücke, welche man in Steinbrüchen gewinnt und denen man diese (Ziegelstein-) Form gibt. Nicht jede Steinart paßt sich zum Pe-tun-tse, sonst würde man diesen nicht 20 – 30 Meilen weit aus der benachbarten Provinz holen. Der gute Stein, sagen die Chinesen, muß ein wenig in das Grüne spielen. Man bedient sich einer eisernen Keule, um diese Steine zu zerschlagen, bringt sie darauf in Mörser und verwandelt sie durch Stampfen, deren Steinköpfe mit Eisen beschlagen sind, und welche entweder durch Menschen, oder, wie die Stampfen in den Papiermühlen, durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, in sehr feinen Staub. Dieser wird in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß geschüttet und darin mit einer eisernen Schaufel stark umgerührt. Läßt man einige Zeit mit diesem Umrühren nach, so schwimmt ein 4—5 Zoll dicker Schaum auf dem Wasser, welcher abgeschöpft und in ein anderes Gefäß mit Wasser gebracht wird. Das Umrühren wiederholt man mehre Male, indem man jedes Mal den Schaum abnimmt, bis nichts übrigbleibt als eine grobe Masse, welche durch ihr Gewicht zu Boden sinkt. Diese Masse wird herausgenommen und von Neuem gestampft. Hat sich darauf in dem zweiten Gefäße eine Art Teig (pâte) auf dem Boden gebildet und zeigt sich das Wasser über demselben ganz klar, so schüttet man dieses langsam (par inclination) ab, ohne den Bodensatz zu stören, bringt dann den Teig in Formen (moûles), um ihn zu trocknen, und theilt ihn, ehe er ganz erhärtet, in kleine Vierecke, welche hundertweise verkauft werden. Diese Formen sind eine Art sehr hoher und sehr breiter Kasten. Der Boden derselben ist mit in die Höhe gestellten Ziegel- (Back-) steinen (briques) so angefüllt, daß ihre Oberfläche eine Ebene bildet. Über diese Steinschicht legt man eine grobe, den ganzen Raum des Kastens ausfüllende, Leinwand, schüttet den Teig darauf, bedeckt diesen mit einer zweiten Leinwand und legt auf diese eine andere Schicht mit der breiten Seite neben einander liegender Backsteine. Alles dieses dient dazu, das Wasser so schnell wie möglich auszupressen, ohne daß der Porzellanstoff, welcher, sich verhärtend, leicht die Gestalt der Backsteine annimmt, einen Verlust erleide. Von der Farbe (Pe=weiß) und der Gestalt haben diese Stücke den Namen Pe-tun-tse erhalten. Dem Kaolin verdankt das feine Porzellan seine ganze Festigkeit. So gibt die Beimischung einer weichen Erde dem Petunse, welche aus dem härtesten Felsen genommen wird, seine Festigkeit. Ein reicher, chinesischer Kaufmann erzählte mir, daß Engländer oder Holländer vor einigen Jahren Pe-tun-tse gekauft hätten, um daraus in ihrem Vaterlande Porzellan zu verfertigen, da sie aber kein Kaolin mitgenommen hätten, so sei die Sache gescheitert. Sie wollten, fügte er lachend hinzu, einen Körper haben, bei welchem sich das Fleisch ohne Knochen aufrecht erhalten sollte. Dem Davis entnehmen wir Folgendes: Die Hauptbestandtheile, welche die Chinesen zum Porzellan verwenden, sind hinlänglich bekannt, und ebenso weiß man, daß das Kaolin nichts anderes ist, als die Fayence Europa's. Der Granitfelsen der Umgegend des See's Po-yang liefert das Material dazu. Der Flintenstein und die reine Thonerde oder der Kiesel und der Thon sind noch die Hauptmaterialien, welche zu der Mischung der Porzellanerde gehören. Pe-tun-tse ist der chinesische Name des Flintensteins. Die Chinesen sagen, daß der Kao-lin oder vielmehr Kao-ling (hoher Gipfel) mit kleinen, glänzenden Theilchen (dem Glimmer) vermischt ist und daß der Pe-tun-tse weiß, hart und äußerlich eben (glatt) sei. Den Kao-ling beziehet man von den Bergen an allen Orten, wo die Oberfläche der Erde röthlich und mit glänzenden Theilchen vermischt ist. Den Pe-tun-tse stampft man in einem Mörser mit einem Stößel, der durch Wasserkraft bewegt wird. Wenn man ihn durch Vermischung mit Wasser zu einem Teige umgeschaffen hat, formt man denselben in Brode und verkauft diese zur weitern Verarbeitung an die Manufacturisten.

Der verstorbene Sir George Staunton hat, als er sich King-te-tschin von der östlichen Seite näherte, mehre Aushöhlungen gesehen, die man, um den Pe-tun-tse herauszuheben, gemacht hatte, und sagt, daß die Hügel, worin sich diese Aushöhlungen befänden, aus einem schönen Granit gebildet wären, Quarz aber den größern Theil ausmache. Außerdem hat er noch weiße, sehr glänzende Steine bemerkt, welche, wie er sagt, aus Quarz in seinem reinsten Zustande beständen. Über die beiden Hauptbestandtheile des chinesischen Porzellans kann man daher nicht im Geringsten zweifelhaft sein. Mittels des gestoßenen Pe-tun-tse und der Asche des Farrnkrautes erhält man die Glaspolitur des Porzellans, und man weiß, daß die Vermischung des Kiesels und Laugensalzes dem Porzellan diesen Glanz verleihet, der es so auszeichnet. Die Chinesen nennen ihn Cock oder Öl.

In dem dritten Theile des Dictionnaire des Doctor Morrison findet man bei dem Worte **Porzellan** einige Auszüge aus der Geschichte der Öfen von King-te-tschin. Es heißt darin, daß Kao-ling der Name eines Hügels sei, welcher östlich von der Manufactur liege, und daß die Erde, die man daraus beziehe, das Eigenthum von vier verschiedenen Familien sei, weshalb deren Name auf den Broden dieser Masse eingedruckt stehet. Die beste Pe-tun-tse kommt aus den Umgegenden von Hoei-tscheu in der Provinz Kiang-nan. (*G. M. S. Fischer.*)

PETUSIA, eine Stadt der Celtiberi, in der Nähe von Bilbilis (*Ptolemaeus* II, 6). (*Krause.*)

PETWORTH, Marktstadt in dem zum Rape Arun-

gem Präsidenten der englisch-ostindischen Compagnie in China. Deutsch von F. Wesenfeld. (Magdeburg 1839. 2. Th. S. 206 fg.)

del und zur Grafschaft Sussex gehörigen Hundred Rotherbridge, liegt 49 Miles Südwest bei Süd von London entfernt, unter 50° 54″ nördl. Br. und 17° 4′ 3″ östl. L. an einem Arme des Arun, gilt seiner Lage nach für gesund und zählt in unregelmäßig angelegten Straßen gegen 500 (im J. 1811 453) gut gebaute Häuser mit 3000 (1811, 2419) Einwohnern, welche jeden Dinstag einen Wochenmarkt und jährlich einen Jahrmarkt unterhalten. Zu den öffentlichen Gebäuden und Anstalten gehören ein Schloß [1]), eine mit einem viereckigen Thurme versehene, steinerne Pfarrkirche, deren von dem Grafen von Egremont abhängende Pfründe die reichste in der Grafschaft ist und in welcher mehre Percies, einstige Grafen von Northumberland, begraben liegen, das Markthaus mit der Statue König Wilhelm's III., in dessen unterem Stocke sich eine nach dem Marktplatze zu offene Piazza befindet, während in dem über derselben erbauten Saale die kleinen vierteljährlichen Sitzungen gehalten werden, eine von einem Herrn Taylor für 20 Knaben und ebenso viele Mädchen gestiftete Schule, eine von ebendemselben für zwei Predigerwitwen und zwei verarmte Handelsleute gegründete Stiftung, in welcher jene jährlich überhaupt 24, diese 12 Pfund erhalten, ein von der Herzogin von Somerset für 20 Witwen, deren jede jährlich 20 Pfund bekommt, errichtetes Armenhaus und endlich das Thomsons-Hospital, welches sechs arme Männer und eine gleiche Anzahl Weiber aufnimmt, denen für die Person jährlich zehn Pfund gereicht werden. Ein wenig südlich von der Stadt liegt das nach Howard's Plane aus Ziegelsteinen erbaute Zuchthaus.

Geschichte. Petworth war einst der Sitz Joscelines of Louvaine, des Stammvaters der berühmten Percies von Northumberland, welche gleichfalls hier hausten. Nach dem Aussterben der Percies in männlicher Linie kam sowol das Manor (Lehn) als das Mansionhouse (Schloß, Rittersitz) an die Familie Egremont, welche noch jetzt im Besitz ist [2]). (*G. M. S. Fischer.*)

PÉTZ. 1) Fel-P., teutsch Oberpetz, ein adeliges, mehren Familien gehöriges großes Dorf, in sokoró-allyaer Gerichtsstuhle der raaber Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, mit 219 Häusern, 1930 meist magyarischen Einwohnern (1289 Reform., 389 Kath., 252 Juden), einer Seelsorgestation und Kirche der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und einer Schule. 2) Kis-P., teutsch Kleinpetz, ein mehren adeligen Familien dienstbares Dorf und Filiale der benachbarten Pfarre Szemere (des raaber Bisthums) in demselben Bezirk im Thale gelegen, mit 119 Häusern, 828 ungarischen Einwohnern (772 Reformirte, 43 Katholiken und 13 Juden), einem reformirten Bethause. (*G. F. Schreiner.*)

Petzam, s. Peccam.

PETZE (die), eins der interessantesten Hochgebirge des Herzogthums Kärnthen, welches sich im Süden vom Lipitzbach und im Angesichte von Völkermarkt, südsüdöstlich von Bleiburg, erhebt, fast von allen Seiten in über aus schroffem Gehänge emporsteigt und sich zu einer Höhe von 1113,03 wiener Klaftern über den Spiegel des adriatischen Meeres erhebt und stolz über dem Jaunthale (der Vallis Junonia) thront. Es gehört der südlichen Kalkalpenkette an, welche Kärnthen von Krain scheidet. Eine gräflich Thurn'sche Schäferei, einige höchst ergiebige Lager von Mineralien und eine überaus großartige Umsicht zeichnet dieses Gebirge aus. (*G. F. Schreiner.*)

PETZECK (Joseph Anton von), geb. 1745 zu Trautenau in Böhmen. Die Armuth seiner Ältern setzte seinem Wunsche, sich dem gelehrten Stande zu widmen, fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Er fand indessen wohlwollende Gönner, die für seine nothdürftige Subsistenz sorgten, als er zu Olmütz und Prag die Rechte studirte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er 1778 Professor des Kirchenrechts an der Universität zu Freiburg im Breisgau. Im J. 1791 erhielt er dort zugleich eine Lehrstelle des vorderösterreichischen Provinzialrechts und den Charakter eines vorderösterreichischen Appellationsraths. Eine noch größere Auszeichnung ward ihm im J. 1796 zu Theil. Kaiser Franz II. erhob ihn in den Adelstand, wegen der wichtigen Dienste, die er in militairischer Hinsicht mit eigener Lebensgefahr damals dem Erzherzog Karl von Österreich geleistet. Er ging 1800 von Freiburg nach Wien, wo er eine Professur des Kirchenrechts an der dortigen Universität erhielt. Dort starb er am 19. Juli 1804, allgemein geschätzt wegen seiner Vaterlandsliebe, Herzensgüte und strengen Gerechtigkeitsliebe. Er war durch diese Eigenschaften, wie durch seine gründlichen juristischen Kenntnisse, eine Zierde der wiener Universität. Auch als Schriftsteller in lateinischer und teutscher Sprache machte er sich nicht unvortheilhaft bekannt. Kirchenrechtliche Gegenstände bilden den Inhalt des größten Theils seiner Schriften [1]). Mit Beifall aufgenommen ward besonders eine von ihm entworfene und nach den spätern Verordnungen umgearbeitete Gerichtsordnung. Aus

---

1) Dies Schloß, gewöhnlich Petworth-house genannt, liegt nahe bei der Stadt und seine Hinterseite ist dem Kirchhofe zugekehrt. Sowol sein Äußeres, — die Vorderfront enthält in jedem Stockwerk 21 Fenster, über welchen auf dem Dache Statuen stehen, — als sein Inneres zeichnet sich durch reiche und geschmackvolle Ausschmückung aus. In mehren Zimmern findet man Gemälde und antike Statuen und Büsten, deren einige einen hohen Werth haben. Auch die Säle sind größtentheils in einem edlen Style erbaut und reich mit Kunstgegenständen, deren Anordnung von Urtheil und Geschmack zeugt, ausgestattet. Der Park, dessen Mauer zwölf englische Meilen im Umfange hat, enthält einen mit großen Kosten angelegten und durch die Vereinigung der benachbarten Bergquellen genährten Wasserfall und gewährt schöne Aussichten auf die Niederungen von Surry und Sussex. Man findet in ihm eine Menge Wild, sowie starke Rindvieh- und Schafheerden verschiedener Arten. Der jetzige Graf hat die letzteren durch die kalmuckische und astrachanische Race vermehrt und auch die tibetanischen Shawlziegen eingeführt. 2) Vergl. Beauties of England, Vol. XIV, *Carlisle's* Topographical Dictionary, Vol. II. *Rees* Cyclopaedia Vol. XVII. XXVII. v. Jenny's Handwörterbuch ꝛc.

1) Diss. de modo causas religionem concernentes inter Catholicos et Protestantes controversas secundum leges *Jur. Publ.* Ecclesiastici Germaniae finiendi. (Frib. 1779.) Synopsis juris communium ad titulos in alphabeti ordinem redactos accommodata, inque compendium jura discentium jureconsultorum ac judicum luci publicae exposita. (*Ibid* 1781. 4.) Diss. de potestate ecclesiae in statuendis matrimonii impedimentis. (Ibid. 1783.) Vindiciae Diss. de potestate ecclesiae etc. (Ibid. 1787) u. a. m.

seine Gesetzsammlungen [2]) wurden selbst von den höhern Behörden gesucht, und waren für die Beamten von großem Nutzen [3]). (*Heinrich Döring.*)

PETZEL, eigentlich **PÉCZEL**, ein großes Dorf im waatzner Gerichtsstuhle der pesther Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in der großen oder untern ungarischen Ebene gelegen, 2¼ Meilen östlich von Pesth entfernt, mit 152 Häusern, 1774 magyarischen Einwohnern (1180 Reform., 372 Kathol., 222 Juden), einem hübschen herrschaftlichen Schlosse, in dem sich eine auserlesene Bibliothek vorfindet, einer eigenen Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einem Bethause der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und zwei Schulen. (*G. F. Schreiner.*)

PETZENSTEIN. PEZENSTEIN. Betzenstein, kleine, ehemals zum nürnbergischen Gebiete, jetzt aber zum bairischen Obermainkreise gehörige Stadt mit wenigen Häusern und Einwohnern. Sie ist sieben Meilen nordnordöstlich von Nürnberg entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETZI, griechisches Dorf, welches ⅓ Lieue von den Ufern des Sidero, wie jetzt der Acidas des Pausanias genannt wird, entfernt ist. In seiner Nähe erblickt man an dem Wege von Pyrgo(s) nach Arkadien eine Akropole, welche Pouqueville *) für die des zweiten, durch die Pelasger von Jolcos zur Zeit Salomon's (cf. *Eusebii* Chron. L. II) gegründeten Pylos gehalten wissen will. (*G. M. S. Fischer.*)

PETZL (Joseph), geb. am 26. Aug. 1764 zu Zamberg in Baiern, studirte in den Jahren 1777—1780 zu Freysing, dann 1781—1782 zu Salzburg, und bezog 1783 die Universität zu Ingolstadt, wo er die philosophische Doctorwürde und den Grad eines Licentiaten der Theologie erlangte. Im December 1787 ward er Weltpriester, und 1790 bei der Einführung des Johanniterordens in Baiern zum Diakonus oder Kapellan für die geistliche Ordensclasse gewählt. Nachdem er die Investitur erhalten, ging er nach Malta, dem damaligen Hauptsitze des Ordens. Als sein Noviziat zu Ende war, machte er die allen weltlichen und geistlichen Rittern vorgeschriebenen Karawanen zur See. Auf der Insel Malta war Naturgeschichte sein Lieblingsstudium. Seine Conchylien- und Mineraliensammlung war sehr beträchtlich. Daneben beschäftigte er sich viel mit geometrischen Bauzeichnungen. Im J. 1799 ging er nach Baiern zurück, und übernahm die bereits im J. 1797 verliehene Malteser-Commende Möschenfeld, die ihren Sitz in München hatte. Mit der Commende zu Altmölling, die er im J. 1803 erhalten, ward ihm zugleich die Aufsicht über das dortige Wallfahrtspriesterhaus übertragen. Er blieb im Besitz dieser Commende bis zur Aufhebung des Malteserordens in Baiern, im September 1808. Während dieser Zeit (1802) ernannte ihn die physikalische Classe der Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem ordentlichen Mitgliede, und 1804 erhielt er zugleich an dem dortigen Lyceum eine Professur der Experimentalphysik und der Naturgeschichte. Die königliche Generalbergwerks-Administration übertrug ihm auch den mineralogischen Unterricht für ihre Zöglinge. Bei der Reorganisation der königlichen Akademie der Wissenschaften erhielt Petzl (1809) die Bestätigung als ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe. Zum Conservator der mineralogischen Sammlungen ernannt [1]), verfertigte er eine umständliche Beschreibung und einen systematisch geordneten Katalog des akademischen Mineraliencabinets. Er starb an den Folgen eines Schlagflusses den 7. April 1817. Mit einem redlichen, anspruchslosen Charakter vereinigte er unermüdeten Fleiß und eine Masse gründlicher Kenntnisse. Vorzüglich waren es Gegenstände der Naturgeschichte und Mineralogie, die ihm den Stoff boten zu mehren Aufsätzen in Zeitschriften. Über den kugeligen Hornstein aus den Kalksteinbrüchen zu Hennstadt bei Ingolstadt theilte Petzl interessante Beobachtungen mit in Moll's Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde, 2. Bd. S. 35 fg. und ebendaselbst 5. Bd. S. 400 fg. lieferte er eine Beschreibung des Spatheisensteines bei Schwatz in Tyrol. In den philosophischen Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften (1797. 7. Bd. Nr. 9) schrieb er über den hörnbergischen Schörl; über die sogenannten Alben in der Gegend von Erding, in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in München (1808. S. 135 fg.), über ein Fossil aus den Thonmergelflötzen bei Amberg (Ebend. 1808. S. 141 fg.), über den glatten Beryll vom Rabensteine im bairischen Walde (Ebend. 1810. S. 115 fg.) u. a. m. Auch verfaßte er zum Gebrauch seiner mineralogischen Vorlesungen eine vorbereitende Oryktognosie (München 1807). Patriotisch würdigte er das Bestreben der bairischen Regierung zur Verbreitung gemeinnütziger Wissenschaften in einer zu München 1804 gedruckten akademischen Rede [2]). (*Heinr. Döring.*)

PETZOLD. 1) Christian Friedrich, geb. 1743 zu Wiedemar, bei Delitzsch, erhielt den ersten Unterricht in seinem Geburtsorte und vollendete seine wissenschaftliche Bildung zu Schulpforte und Leipzig. Dort erwarb er sich 1767 die Magisterwürde. Er ward Vesperprediger an der Universitätskirche. Nachdem er 1771 auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universi-

2) Systematisch-chronologische Ordnung aller Gesetze und allerhöchsten Verordnungen, die von den ältesten Zeiten bis auf 1794 für die vorderösterreichischen Lande erlassen worden sind, und jetzt noch bestehen (Freiburg 1794—1797), 5 Bd. Die drei letzten Bände auch besonders unter dem Titel: Systematisch-chronologische Sammlung der politisch-geistlichen Gesetze, die von den ältesten Zeiten bis auf 1795 für die vorderösterreichischen Lande erlassen worden rc. (Ebend. 1797.) 3) s. *Klüpfelii* Necrolog. p. 292 sq. (Becker's) Nationalzeitung der Teutschen. 34. St. S. 739 fg. Gradmann's gel. Schwaben. S. 445 fg. (wo aber durch einen Druckfehler Pelzel steht.) Meusel's gel. Teutschland. 6. Bd. S. 69 fg. 11. Bd. S. 609.

*) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce, T. V. p. 83, 84.

1) Den Zustand, in welchem er diese Sammlungen fand, schilderte er in einer akademischen Rede. (München 1814. 4.) 2) Vergl. Joseph Petzl, eine biographische Skizze in der Zeitschrift Eos (München 1810), Nr. 84. 85. Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder. (München 1817.) 2. Bd. S. 368 fg. C. A. Baader's Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 245 fg.

tätskirche geworden war, hielt er philosophische und theologische Vorlesungen. Im J. 1774 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie, und 1782 ordentlicher Professor der Logik. Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De imperio et majestate Dei (Lips. 1787. 4.) erwarb er sich den Grad eines Doctors der Theologie. Er starb am 29. Dec. 1788, geschätzt wegen seiner Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, obschon er in beiden Fächern, besonders aber als Philosoph auf den Ruhm eines Selbstdenkers keine gegründeten Ansprüche machen konnte. Sein Lehrer Christian August Crusius und dessen philosophisches System galt ihm als Orakel. Aus Dankbarkeit gegen Crusius übersetzte er mehre seiner Schriften aus dem Lateinischen, um dieselben unter dem Publicum mehr zu verbreiten [1]). Petzold schrieb außerdem einige theologische Dissertationen und Programme [2]), unter denen eins, gegen Kant gerichtet, besondere Erwähnung verdient [3]). Auch einige seiner Predigten wurden durch den Druck bekannt [4]).

2) Georg Daniel, geboren am 25. Mai 1725 zu Oberau bei Lüben, studirte zu Lauban und Leipzig, ward auf der zuletztgenannten Hochschule Magister, und übernahm nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn in seiner Heimath eine Hofmeisterstelle bei dem Landrathe v. Zedlitz auf Tieshartmannsdorf. Aus diesen Verhältnissen schied er im J. 1753. Er ward um diese Zeit Prediger zu Lerchenborn bei Lüben, 1755 Pfarrer zu Kriegheyde und 1759 zu Seebnitz im Fürstenthum Liegnitz. Er starb am 12. März 1790. Unter seinen wenigen Schriften verdient besonders eine Erwähnung, in welcher er Christus darstellte nach dem Begriffe der heiligen Schrift, in Auszügen aus gehaltenen Predigten. (Glogau 1774—1775 2 Bd.) So suchte er auch in einem andern Buche das Geheimniß des Evangeliums oder das Geheimniß Christi aus einzelnen Bibelstellen zu erklären. (Ebend. 1785.) Aus dem Lateinischen übersetzte er die von C. A. Crusius verfaßte Abhandlung von dem, was Gott geziemt und anständig ist *). (Leipzig 1752.) (*Heinrich Döring.*)

Peuce, s. Peuke.

PEUCEDANIN, wurde von Schlatter in der Wurzel von Peucedanum officinale aufgefunden; die Wurzel wird mit Weingeist von 80% digerirt, die helle Flüssigkeit abdestillirt und die sich ansetzenden Krystalle durch wiederholtes Lösen in Alkohol und Krystallisiren gereinigt. Das Peucedanin stellt dann farblose, durchsichtige, glänzende Prismen dar, ist fast geruch- und geschmacklos, schmilzt bei 60° und wird in höherer Temperatur zersetzt, ohne flüchtig zu sein; an der Luft erhitzt verbrennt es mit heller, rußender Flamme. Es löst sich nicht in Wasser, schwierig in kaltem, leicht in heißem Alkohol, in Äther, ätherischen und fetten Ölen und in sehr verdünnter Kalilauge, und wird aus letzterer durch Säuren gefällt; durch concentrirte Säuren wird es zersetzt; die Lösung in Alkohol schmeckt scharf aromatisch und wird durch Bleizucker, Zinnchlorür und schwefelsauren Kupferoxyd weiß gefällt; nach Erdmann enthalten aber die Niederschläge von Bleiessig und schwefelsaurem Kupferoxyd kein Peucedanin, der durch essigsaures Kupferoxyd aber 55—56% Peucedanin; dieser Chemiker fand ferner, daß das Peucedanin aus 70,98 Kohlenstoff, 5,79 Wasserstoff und 23,22 Sauerstoff bestehe. (*Döbereiner.*)

PEUCEDANUM. Eine Pflanzengattung, welche sich schon bei Theophrast unter diesem Namen findet. Sie gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und bildet eine eigene Gruppe (Peucedaneae) der natürlichen Familie der Umbelliferae. Koch (Umbell. 92. f. 28 et 29) hat damit mehre Arten von Selinum *Lin.* (Thysselium *Rivin.* und Oreoselinum *Hoffmann.*) vereinigt und den Gattungscharakter so festgestellt: Die Dolde zusammengesetzt; die gemeinschaftliche Dolbenhülle gewöhnlich vielblättrig, selten fehlend; die besondere Dolbenhülle vielblättrig; der Kelchrand fünfzähnig; die Corollenblättchen umgekehrt eiförmig, oft mit eingeschlagener Spitze; das Doppelachenium flachgedrückt, mit flachem Rande; jedes Achenium mit drei stärkeren, fadenförmigen, mittlern und zwei schwächeren, seitlichen Rippen, in jeder Vertiefung ein Saftstriemen, seitlich bisweilen zwei; auf der Nahtfläche meist zwei Striemen. Die 39 bekannten Arten, von denen aber 9 noch zweifelhaft sind, wachsen als perennirende oder zweijährige Kräuter mit ein- oder mehrfach halb- oder ganzgefiederten Blättern und weißen, oder grünlich-gelben Blüthen in Europa, im mittlern und südlichen Asien, auf den canarischen Inseln, am Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Neuseeland und in Nordamerika. Die Gattung zerfällt in fünf Abtheilungen: 1) Eupeucedanum *Candolle* (Prodr. IV. p. 176). Die gemeinschaftliche Dolbenhülle fehlend oder wenigblättrig, selten fünf- bis achtblättrig; meist gelbliche Blüthen; der Fruchtrand schmal; auf dem Rücken jedes Acheniums fünf Rippen, von denen die beiden äußern weiter abstehen; auf

1) Gründliche Belehrung vom Aberglauben, zur Aufklärung des Unterschieds zwischen Religion und Aberglauben. Aus dem Lateinischen übersetzt. (Leipzig 1767.) Beitrag zum richtigen Verstande der heiligen Schrift, insonderheit des prophetischen Theils des göttlichen Worts. Erster Theil, welcher die erste Hälfte der allgemeinen Anleitung als eines Handbuchs zur ganzen Bibel enthält. Aus dem Lateinischen übersetzt. (Ebend. 1772.) Schon früher hatte Petzold seines Lehrers Crusius' Abhandlung von dem rechten Gebrauch und der Einschränkung des sogenannten Satzes vom zureichenden oder besser determinirenden Grunde herausgegeben. (Leipzig 1766.) Die erste Ausgabe dieser von C. F. Krause besorgten Übersetzung einer Dissertation von Crusius erschien zu Leipzig 1744. Die neue Ausgabe bereicherte Crusius mit Anmerkungen und einem Anhange. 2) Diss. de lege divina, quae veritatem in loquendo hominibus imperat, justo neque rigidius neque laxius interpretanda. (Lips. 1769. 4.) Commentatio de sublimitate *Pauli* in prioribus capitibus Epistolae ad Ephesios. (Ibid. 1771. 4.) Progr. Psychotheologiae specimina. (Ibid. 1774. 4.) Diss. de assensione imprimis ea, quae moralis recte dicitur. (Ibid. 1783. 4.) 3) Progr. de argumentis nonnullis, quibus, Deum esse, philosophi probant, observationes adversus *Imman. Kantium.* (Lips. 1787. 4.) 4) Vergl. Eck's Leipziger gel. Tagebuch auf das Jahr 1787. S. 76 fg. und auf das Jahr 1788. S. 90 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 342 fg.

*) Vergl. Streit's Verzeichniß aller im J. 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller. S. 95 fg. Meusel's Lexikon der im J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 343 fg.

der Nahtfläche zwei bis vier Striemen. Hierher gehören 16 Arten, unter denen: 1) P. officinale *L.* (*Gärtner.* de fruct. I. t. 21. Schkuhr, Handb. t. 63. Selinum Peucedanum *Sowerby* engl. bot. t. 1767. *Πευκέδανον Theophr.* hist. pl. IX, 14, 1. 20, 2. *Πευκέδανος Dioscorides* mat. med. III, 82. Peucedanum *Plin.* H. N. XXV, 70 etc. Haarstrang, Schwefelwurz, Himmelsdill, Saufenchel, engl. sulfur-wort, franz. queue de pourceau, poln. wieprzyniec), ein glattes, perennirendes Kraut, welches auf Wiesen in Mitteleuropa hin und wieder häufig vorkommt, mit spindelförmiger, mehrköpfiger, schopfiger Wurzel, drehrundem, gestreiftem, bis gegen fünf Fuß hohem Stengel, dreimal dreifach getheilten Blättern, von denen die langgestielten Wurzelblätter einen Busch bilden, linienförmigen, zugespitzten, ganzrandigen Blättchen, fehlenden gemeinschaftlichen Doldenhüllen und blaßgelben Blüthen. Die Wurzel (Radix Peucedani s. Foeniculi porcini), welche außen schwarzbraun, innen gelb und mit einem harzigen Milchsafte gefüllt ist, einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch und scharfen, bittern Geschmack hat, wurde von den ältern Ärzten als ein kräftiges eröffnendes und reizendes Mittel innerlich und äußerlich angewendet, neuerdings gegen Hautkrankheiten empfohlen, und dürfte jedenfalls wieder in den Arzneischatz aufzunehmen sein. II) Thysselinum *Rivin.* (Pentapet. t. 19. 20.) Die gemeinschaftliche Doldenhülle vielblättrig; weiße Blüthen; der Fruchtrand schmal; auf der Nahtfläche zwei mit einem Häutchen bedeckte Striemen. Es gehören zwei Arten hierher, von denen eine, ein glattes zweijähriges Kraut in den Sümpfen des mittleren und nördlichen Europa vorkommt; 2) P. Palustre *Mönch* (Meth. 82. Selinum sylvestre et palustre *L.* Fl. dan. t. 257. Engl. bot. t. 229. Schkuhr a. a. O. Thysselinum palustre *Hoffmann* umb. 154. Thysselium *Plin.* l. c. 90. Olsenichium Valer. Cordus f. 149, a. Sumpfölsenitz), mit spindelförmiger, gelblich-weißer, milchender, ein- oder mehrköpfiger Wurzel, bis gegen sechs Fuß hohem, gefurchtem Stengel, dreifach gefiederten Blättern und halbgefiederten, linien-lanzettförmigen, knorpelspitzigen, am Rande scharfen Blättchen. Die scharfe, bittere Wurzel (Radix Olsnitii s. Thysselini) war früher officinell und ist auch in jetziger Zeit wieder empfohlen worden; im Norden kaut man sie gegen Zahnweh. Sie enthält nach Peschier ein flüchtiges und ein fettes Öl, einen gelben Farbestoff, Gummi, Schleimzucker und eine eigenthümliche Säure. In Gegenden, wo dieses Kraut häufig vorkommt, werden die einjährigen Wurzeln nebst den jungen Blättern betrügerischer Weise als Petersilie verkauft, sind aber durch ihren widerlichen Geschmack und Geruch leicht zu unterscheiden (Spenner, Handb. der angew. Bot. II. S. 541). III) Cervaria *Gärtner* (De fruct. I. t. 21). Die gemeinschaftliche Doldenhülle vielblättrig; die Blüthen weiß; der Fruchtrand schmal; auf dem Rücken fünf nahe beisammenstehende Rippen; ein Saftstriemen in jeder Vertiefung und zwei auf der Nahtfläche. Mit drei Arten, von denen zwei in Mitteleuropa allgemein verbreitet sind. 3) P. Cervaria *Cusson* (in *Lapeyrous.* abr. 149. Cervaria *Clusius* Hist. 193. f. 2. *Rivin.* l. c. n. 12. Selinum Cervaria *L. Crantz* austral. t. 3. f. 1. Athamanta Cervaria *L. Jacquin* austr. t. 69. Cervaria Rivini *Gärtn.* C. rigida *Mönch* meth. 98. Ligusticum Cervaria *Spreng.* in *Römer* et *Schultes* syst. veg. VI. p. 550. Hirschwurz, große Bergpetersilie), ein glattes perennirendes Kraut, welches besonders auf Kalkboden und in Bergwäldern vorkommt, mit spindelförmiger, schwärzlicher, schopfiger Wurzel, bis gegen fünf Fuß hohem, drehrundem, gestreiftem Stengel, starren, lederartigen, dreifach gefiederten Blättern und eirunden, spitzgesägten Blättchen. Wurzel und Früchte (Radix et Semen Cervariae s. Gentianae nigrae), welche von stechendem, bitterm Geschmacke und aromatischem Geruche sind, waren früher officinell und werden noch jetzt in der Thierheilkunde gebraucht. 4) P. Oreoselinum *Cusson.* (l. c. Athamanta Oreoselinum *L.* Schkuhr, Handb. t. 64. *Jacq.* austr. t. 68. Hayne, Arzneigew. 7. t. 3. Selinum Oreoselinum *Scopoli* carniol. n. 330. Oreoselinum legitimum *Marsch. v. Bieberstein* suppl. taur. cauc. p. 210. ?*Ὀρεοσέλινον Theophr.* l. c. VII, 6, 3. *Diosc.* l. c. 69. Oreoselinum *Plin.* l. c. XV, 6. XX, 46. Grundheil, kleine Bergpetersilie, Bergeppich), ein glattes perennirendes Kraut, welches sonnige Hügel und hochgelegene Wiesen liebt, mit spindelförmiger, gelblicher, etwas schopfiger Wurzel, bis vier Fuß hohem, gefurchtem Stengel, dreifach gefiederten, zurückgeschlagenen Blättern und eingeschnittenen oder halbgefiederten, eiförmigen, knorpelspitzigen Blättchen. Die moorrübenartig riechende Wurzel, das aromatisch-bittere Kraut und die nach Pomeranzen riechenden und schmeckenden Früchte (Radix, Herba et Semen Oreoselini, fälschlich auch Bibernell genannt) waren früher officinell und werden in der Thierheilkunde und als Hausmittel mit Recht noch jetzt gebraucht. Aus den beiden letzten Abtheilungen, welche Candolle Selinoides (mit acht Arten) und Angelicoides (hierher gehört blos P. verticillare *Koch*) nennt, kommt keine Art im mittlern und nördlichen Teutschland vor. (*A. Sprengel.*)

Peucelaotis, s. Peucolaitae.

PEUCER (Kaspar), Professor der Medicin und Philosophie zu Wittenberg und Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und der Fürsten von Anhalt, war ein durch sein vielseitiges und gründliches Wissen ebenso ausgezeichneter, als durch seine Schicksale merkwürdiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts. Er war geboren zu Bautzen in der Oberlausitz am 6. Jan. 1525; seine Ältern waren Gregor Peuker (geb. den 12. März 1497, gest. den 25. Febr. 1560) und Ottilie Simon, welche den 5. Mai 1540 starb [1]). Mit herrlichen Geistesgaben

1) Kaspar Peucer setzte seinen Ältern 1561 in der Peterskirche zu Bautzen eine lateinische Grabschrift, s. Manlius in Hoffmann's Scriptores rerr. Lusaticar. I, 448. Vom Familiennamen Peucer's ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden, ob Peuker, Peucker, Päucker (woraus seine Feinde, wie Leonhard Hutter, Pauker machten) oder Beucker, welche Namen dem Vater Kaspar's gegeben werden, der richtigere sei. Kaspar war der erste, welcher seinen Geschlechtsnamen nach Zeitsitte verunstaltete, ihn latinisirte und sich in teutschen wie lateinischen Schriften Peucerus schrieb,

ausgestattet besuchte Peucer, der von zarter Kindheit an wegen Schwächlichkeit kein langes Leben versprach, zuerst die Schule seiner Vaterstadt und machte dort in den Anfangsgründen des Wissens so schnelle Fortschritte, daß ihn sein Vater, ein achtbarer und vermuthlich wohlhabender Handwerker, auf Anrathen einsichtsvoller Männer dem gelehrten Stande bestimmte und zeitig auf das Gymnasium zu Goldberg in Schlesien schickte, welcher Anstalt damals der treffliche Rector Valentin Friedland von Trotzendorf einen weitverbreiteten Ruf verschafft hatte [2]). Die große Lebhaftigkeit, welche dem Knaben Peucer eigen war, besiegte seine Kränklichkeit, befeuerte zugleich seinen Fleiß und Eifer zur glücklichen Ausbildung seiner ausgezeichneten Talente; und nie müßig wußte er auch die vergönnten Erholungsstunden zu ernsten und nützlichen Dingen zu verwenden. Bald erklärte er während derselben seinen Mitschülern irgend Etwas, bald suchte er die Streitigkeiten, die sich unter ihnen entsponnen hatten, zu schlichten und übernahm dabei entweder die Rolle des Rechtsbeistandes, oder die des Richters. Mit solchem Drange gelangte er schon in seinem 15. Jahre zur Reife, die Akademie zu Wittenberg beziehen zu können. Dies geschah denn auch im J. 1540. Auf Trotzendorf's Empfehlung wurde er von Philipp Melanchthon in Kost und Wohnung aufgenommen, welcher zugleich, wie es auf Universitäten von den Professoren, welche Studenten bei sich aufnahmen, damals zu geschehen pflegte, über seines Zöglings sittliche und wissenschaftliche Ausbildung sorgfältig wachte. Die Fachstudien, welche Peucer unter der Leitung Milich's, Rhäticus', Reinhold's und Stiefel's zum Lebensberufe wählte, waren die Arzneikunde, Mathematik und die damit verwandten Wissenschaften, aber zu jener Zeit noch so wenig umfangreich, daß er, ihrer gründlichen Erlernung unbeschadet, sich immer noch in der altclassischen Literatur vervollkommnen und Geschichte, Philosophie und Theologie gleich eifrig betreiben konnte, wie denn damals überhaupt die letztere Wissenschaft auf den protestantischen Akademien von allen Studirenden vorzugsweise pflegte gehört zu werden. Für sie und für die Philosophie wählte er sich ausschließlich Melanchthon zum Vorbilde; und da dieser seinen fähigen Zögling durch täglichen Umgang allen andern Studenten vorzog, so gewann er auch eine so mächtige und dauernde Herrschaft über ihn, daß er unvermerkt der Begründer seiner mannichfaltigen Schicksale wurde. Peucer, Anfangs sein Schüler, nachmals sein Arzt und vertrautester Freund, wurde nicht nur ein eifriger Bekenner und Verbreiter aller seiner Ansichten in den philosophischen Wissenschaften und der Theologie insbesondere, sondern er bildete dieselben auch, da er in Allem selbständig zu forschen sich gewöhnte, mit mehr Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, als jener, weiter aus und suchte dadurch der freien wissenschaftlichen Forschung zum Nachtheile des Autoritätszwanges auf der Akademie gewissermaßen einen sicherern Eingang zu verschaffen, als es sein großer Lehrer wagen zu müssen glaubte. Aber eben grade dieser löbliche Drang, ungebundene Forschung in Allem zu genießen, läßt vermuthen, daß er bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten und Fortschritten dem furchtsamen und alternden Meister besonders lieb und werth wurde.

Bekanntlich war Melanchthon in seinen Forschungen weiter gegangen, als Luther, allein seine von diesem abweichende Überzeugung wagte er selbst nicht deutlich zur Öffentlichkeit zu bringen, sei's, daß ihm die innere Stärke abging, mit welcher Luther dem Hof- und Parteigeist keck entgegentrat, oder daß er mit der ihm eigenen Sanftmuth und Friedensliebe überall hin gern Rücksichten gab, um die zelotischen Eiferer von Unduldsamkeit und Verfolgung entfernt zu halten und somit Verträglichkeit der Meinungen hervorzurufen, worüber aber seine Ehrlichkeit bei dem großen Haufen durch die Parteiführer verdächtig gemacht wurde, und er sogar Gefahr lief, mit dem kursächsischen Hofe, der Luther'n hoch verehrte, in ein unfreundliches Verhältniß zu kommen. In der That glaubte er, wie Peucer selbst aus seinem Munde oftmals vernommen hatte, trotz der öftern Auffoderungen seiner Freunde, in Sachsen kein freies Bekenntniß seiner gewonnenen Überzeugung ablegen zu können [3]), dieselbe vielmehr der Beschränktheit und Unwissenheit verbergen zu müssen, hielt sich zuletzt sogar für verfolgt und sehnte sich nach seinem Abschiede. Da er denselben nicht bekam, fuhr er fort, seine Meinung, wo ihretwegen Anstoß zu fürchten war, wider Erwarten, so fein und versteckt auszusprechen, daß er dadurch in eine peinliche Zweideutigkeit gerieth und sich bei vielen Gelehrten harten Tadel zuzog; Freunde und eifrige Anhänger standen ihm zur Seite und dachten unter der Hand auf Mittel und Wege, ihres schwerangefochtenen Meisters Ehre zu retten. Es gehört nicht zum Zwecke, hier umständlich auf Melanchthon's System und Schicksale einzugehen; es mag nur erwähnt werden, daß er vor Peucer keine Ansicht und kein Geheimniß verhüllte, denselben in den damaligen Stand der kirchlichen und weltlichen Dinge einweihte, von dem Bestande der theologischen Controversen, welche in Anregung kamen, gründlich unterrichtete, und auf die Bahn hinwies, auf welcher der in Folge eines Stillstandes hereinbrechenden Finsterniß in religiösen Dingen am kräftigsten entgegengearbeitet und die Fortschritte gerettet und festgehalten werden konnten. Die angefochtene Stellung seines Meisters schreckte ihn keineswegs von dem Vorsatze ab, in dessen Sinne weiter zu forschen und zu handeln, vielmehr mag er sich geneigt gefühlt haben, dessen ebendeshalb erlittene Unbillen zu rächen. Gewiß ist, Peucer schloß sich demselben immer inniger an, wurde, nachdem er auf der Universität zu Wittenberg festen Fuß gefaßt hatte, sein Schwiegersohn, blieb alsdann auch in seinem Hause wohnen und baute sich, als für die wachsende Familie der Raum darin zu eng wurde, an dasselbe an, um den unentbehrlich gewordenen

---

während seine Zeitgenossen und Spätere ihn zuweilen auch Peucer nannten. Seine Nachkommen haben den Namen **Peucer** beibehalten.

2) Nach seinem Tode widmete ihm Peucer in einer akademischen Rede ein werthvolles Andenken. Diese **Oratio Peuceri de Trozendorffii vita** ist in den **declamationibus Melanthonis T. V.**, zerbster Ausgabe, abgedruckt zu finden.

3) *Peuceri* hist. carcer. 130.

Umgang weder unterbrechen, noch sonst auf eine Weise stören zu lassen[4]). Überall, wohin Melanchthon reiste, so 1557 nach Worms zum Religionsgespräche und gleich darauf nach Heidelberg zur Einrichtung der pfälzer Universität, begleitete ihn Peucer, dessen ärztlicher Hilfe er wegen großer Steinschmerzen ohnehin häufig bedurfte, als Pfleger, Gesellschafter und Rathgeber. Dieses innige Zusammenleben in Folge gleicher Ansichten, Gesinnungen und Bestrebungen brachte Beiden, während ihre ausgedehnten Verbindungen sich gleichfalls mit einander vielfach verschmolzen, denn auch gemeinschaftliche Freunde und Feinde, ja gemeinschaftlichen Ruf, und so geschah es, daß Peucer nach seines Schwiegervaters Tode (im April 1560) den wichtigen Posten bei der Akademie einnahm, welchem dieser bisher vorgestanden hatte.

Peucer hatte sich im J. 1545 die Magisterwürde in den freien Künsten erworben, den 27. Juni 1552 pro licentia, wie man es damals nannte, disputirt und bereits mit vielem Beifalle in den philosophischen Wissenschaften gelehrt, als er nach des berühmten Mathematikers und Nativitätstellers Erasmus Reinhold Tode (1554) die ordentliche Professur der Mathematik nebst dem philosophischen Dekanate erhielt[5]); und nach Jacob Milich's Ableben (im November 1559) rückte er auf dessen Lehrstuhle in die medicinische Facultät ein, nachdem er am 30. Jan. 1560 unter den herkömmlichen Feierlichkeiten die Doctorwürde dieses Faches empfangen hatte, wozu zwar schon im vorangegangenen Sommer Anstalten getroffen worden waren, die Ausführung aber wegen seiner Kränklichkeit verschoben werden mußte, indem die Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise in Gesellschaft seines Schwiegervaters nach Bautzen nöthig gemacht hatte[6]). Nach dessen tödtlichem Abgange nun übertrug ihm die Akademie am 1. Mai 1560 einstimmig das Rectorat, das er acht Jahre darnach noch einmal geführt hat. Während dieser Amtsführung empfand die aufbrausende Jugend seine Strenge so unbehaglich, daß sie ihm einstmals die Fenster einwarf und sein Haus stark beschädigte[7]). Wie begründet aber sein Ansehen schon frühzeitig war, erweist sich aus dem Umstande, daß die von seinem Schwiegervater ausgeübte Aufsicht und Leitung der Studien und anderer Angelegenheiten der Akademie mit einhelliger Zustimmung des Senats und des Landesherrn auf ihn ohne Unterbrechung übergingen und damit noch seine Theilnahme an der Kirchen- und Schulinspection des Kurstaates verbunden wurde, während sein Freund und eifriger Anhänger Melanchthon's, der geheime Rath Krakau zu Dresden, die beständige Curatele der Akademie führte[8]).

Mit seinen Collegen, versichert Peucer selbst, lebte er in der schönsten Eintracht; alle vergaßen über das Wohl der Anstalt ihr eignes, ließen sich durch Meinungsverschiedenheit nie zu Haß und Bitterkeit verführen, und wurden voll des wärmsten und reinsten Eifers für ihren Beruf ein Gegenstand der Bewunderung für Freunde, und für Feinde ein Gegenstand der Furcht, während die Zuhörer aus Anhänglichkeit an ihre Lehrer in Gehorsam gegen die Gesetze, in Frömmigkeit und angestrengtem Fleiße unter einander wetteiferten[9]). Das Inspectorat führte Peucer nach seiner eigenen Versicherung mit Zuziehung des Senats, besonders der älteren Professoren; eine entscheidende Stimme aber gab er vermuthlich in allen Dingen und so auch in Beschützung und Beförderung seiner Lieblingsmeinungen, d. h. der Ansichten seines Schwiegervaters. Daher er nur solche Männer auf erledigten Lehrstühlen zuließ, die sich für dieselben erklärten. Sie waren aber vorzugsweise Melanchthon's gewonnene Ansichten vom freien Willen des Menschen, von der Gemeinschaft der beiden Naturen in Christus und vom Nachtmahle des Herrn, die er noch auf seinem Sterbebette seinen Schülern und besonders Peucer'n bekannt und anempfohlen hatte. Schon längst waren sie ein Gegenstand des Streites unter den protestantischen Theologen geworden, und da ihre Bekenner und Verbreiter, Philippisten genannt, eine Übereinstimmung mit Calvin darin fanden und ebendeshalb aus Vorsicht oder doch aus Furcht vor dem Kurfürsten und der großen Menge, verdeckt sprechen mußten, äußerlich aber sich für Echtlutherische ausgaben, so bekamen sie von ihren Gegnern den Namen „heimliche Calvinisten" (Kryptocalvinisten). Indessen entwickelten sie zunächst den Anfang des rationalistischen Systems unserer Zeit und den später festgehaltenen Grundsatz der Gewissensfreiheit. Der Ubiquitätslehre Brenz's und Andreä's gegenüber, deren Verbreitung schon Melanchthon entgegenzuwirken gesucht hatte, sprachen sie der menschlichen Natur in Christus die göttlichen Eigenschaften ab, und behaupteten darum auch, daß Christi Leib und Blut, weil sie im Himmel räumlich eingeschlossen, im heiligen Abendmahle nicht gegenwärtig seien, mithin nicht mitgenossen werden könnten und die Einsetzungsworte bildlich verstanden, wie der Genuß des Nachtmahles, blos für Gläubige wirksam, als ein geistiger erklärt werden müßte, während sie die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur Christi als etwas Geheimnißvol-

4) Peucer heirathete Melanchthon's jüngste Tochter, Magdalene (geb. 19. Juli 1531), am 2. Juni 1550, siehe die Annales vitae Melanthonis zu Bretschneider's Corp. reformat. T. VII. Zu dieser Feierlichkeit schrieb der königsberger Prof. der Medicin, Matth. Stojus, eine Ecloga de conjugio Caspari Peuceri Budissensis et Magdalenae, filiae Ph. Melanthonis. (Witteberg. M. D. L. in 4.) Das unvollendete Testament Melanchthon's in Strobel's Beiträgen II, 177, vom 18. April 1560 datirt, spricht von einem Vorder- und Hinterhause, das der große Reformator in Wittenberg besaß. Das Hinterhaus aber hatte Peucer auf seine Kosten gebaut, war ihm also eigenthümlich und seine Frau erbte das Vorderhaus dazu, welches der Testator zu 600 Fl. veranschlagt hatte. Peucer besaß auch noch einen Garten, welche Grundstücke ihm nach ausgestandener langer kostspieliger Haft schuldenfrei zu eigen geblieben waren. 5) Bei dieser Gelegenheit hielt Peucer die Oratio de Friderico, Landgravio Turingiae et Marchione Mysniae, cujus fuit a matre admorsa gena. Sie steht in der zerbster Ausgabe der selectarum declamationum Ph. Melanthonis. III, 119 sq. 6) Die Rede, welche bei dieser Feierlichkeit der Dekan Veit Windsheim hielt, behandelt den ehemaligen kursächsischen Kanzler Gregor Brück (Pontanus), und ist irriger Weise auch Peucer'n zugeschrieben worden. Sie steht in ebengedachter Sammlung V, 182 fg. 7) Voigt zu Raumer's hist. Taschenbuche. II, 357.

8) Vermischte Nachrichten zur sächsischen Geschichte VIII, 88 und Peucer's hist. carc. a. m. St. 9) Hist. carc. 44 sq.

les deuteten, wonach die Eigenschaften der einen Natur mit denen der andern nicht vermengt werden dürften. Sonach blieb ihnen der Gottmensch Christus immer noch ein mystisches, unerklärbares Wesen.

Peucer brachte für dieses Philippische System nach und nach Christoph Pezel, den jüngern Kreuziger, Wiedebram und Heinrich Moller auf die theologischen Lehrstühle zu Wittenberg, und Wächter dieser Meinungen wie Rächer seines Schwiegervaters [10]), nahm er als Inspector auch von allen gelehrten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und von allen Äußerungen der Professoren auf den Kathedern dieser Universität amtliche Kenntniß und enthielt sich natürlich der lauten Misbilligung nicht, wenn gegen seinen Sinn geschrieben und gesprochen wurde. Hutter behauptet, er hätte die meisten Professoren von seinem Winke und seiner Rede abhängig gemacht und überhaupt eine Zuchtruthe über sie geschwungen. Gewiß ist, des alten Paul Eber Schrift vom heiligen Sacrament tadelte er als eine kindische Arbeit und soll sie aus Hohn im Buchladen sogar mit Ruthen haben stäupen lassen [11]). Diejenigen Professoren, deren Äußerungen ihm misfielen, wurden entweder zurecht, oder in andere Fächer hinübergewiesen: so der Professor Veit Windsheim, dessen Vorträge blos auf die griechische Sprache beschränkt wurden, weil er in seinen Vorlesungen über Logik die Ausdrücke: das Brod ist der Leib, der Wein das Blut Christi, als ein Beispiel ungewöhnlicher, doch nicht figürlicher Prädicatbestimmungen gebraucht hatte [12]). Peucer selbst erlaubte sich in seinen geschichtlichen und philosophischen Vorträgen zuweilen Ausschweifungen in's Gebiet der Theologie und bediente sich auf die Gegner der Philippisten ebenso starker und leidenschaftlicher Ausfälle, als ehedem Luther, und sprach auch in ebendiesem Tone [13]). Wie wenig er die Worte wählte und die gröbsten Ausdrücke nicht verabscheute, geben seine mit den Studenten Schlüsselburg und Schirmer angestellten Verhöre zur Hand. Beide, besonders ersterer, Gegner der Philippisten, hatten Peucer's, Kreuziger's und Pezel's dogmatische Äußerungen aufgeschrieben und sie, gleich anstößigen Schulwitzen, unter Verhöhnung umhergetragen, wodurch sie sich eine Untersuchung, welche Peucer meistens leitete, und da sie ihre Meinung nicht änderten, die Wegweisung von Wittenberg zuzogen. Der Vorfall, den Schlüsselburg öffentlich bekannt machte, erregte auf den orthodoxen Universitäten großes Aufsehen, und die Wittenberger sahen sich genöthigt, eine kleine Verwahrungsschrift herauszugeben [14]). Ihre Anfechtungen dauerten fort, da sie in ihrem Wagstücke fortfuhren, Melanchthon's Ansehen zu heben und zu befestigen, und dadurch bei Vielen die Besorgniß erweckten, daß es aus Leidenschaftlichkeit zum Nachtheile Luther's geschehe. Peucer wird als Schöpfer und Parteiführer dieser Bestrebungen genannt, und gern kann es geglaubt werden, sobald sein Eifer in theologischen und kirchlichen Angelegenheiten begriffen wird. Früh darauf bedacht und mitwirkend, eine fortschreitende Entwickelung der religiösen Begriffe ungehemmt zu fördern und zu erleichtern, wünschte er den Einfluß der Fürsten davon fern zu halten, und diese Angelegenheit ausschließlich den akademischen Lehrstühlen und den Gelehrten zuzuwenden, weil sich seiner Überzeugung nach aus ihren Bestimmungen zur Förderung des wahren Glaubens ein besserer Erfolg versprechen ließ, als aus den von Fürsten angestellten Synoden. Der ärgerliche Sacramentsstreit, welchen lutherische Eiferer über Melanchthon's Gutachten in der heidelberger Sache entzündet hatten, brachte ihn zur Überzeugung, daß die Partei, der er huldigte, durch den Tod seines Schwiegervaters ihre Stütze und die Evangelischen überhaupt den letzten emporragenden Theologen verloren hatten, welcher nicht nur den Ausbruch des Gezänkes unter ihnen selbst hatte unterdrücken, sondern ihrer Kirche auch, der katholischen gegenüber, ein ehrerbietiges Ansehen erhalten können. Um den Verlust zu ersetzen, glaubte Peucer, daß es nöthig wäre, eine innige Eintracht unter den besten Akademien herzustellen; allein er fand hier sowol als bei den meisten Fürsten Anstoß, eben wegen seines von Melanchthon aufgefaßten und für zweideutig verschrieenen Systems. Zwar konnte er zu diesem Behufe auf Herzog Albrecht von Preußen wirken, sobald dieser anfing, die Zuneigung, die er seinem Schwiegervater geschenkt hatte, auf ihn überzutragen [15]); nicht aber auf seinen Landesherrn, den Kurfürsten August von Sachsen, auf den es dabei am meisten ankam, weil dieser Fürst es zu seiner ersten landesherrlichen Pflicht rechnete, selbst für das Seelenheil seiner Unterthanen zu sorgen und der Gewissensfreiheit keine Herrschaft zu gestatten. Um aber dies möglich zu machen, hielt er den Grundsatz fest, daß zum Wohle des Staates Herr und Untergebene einerlei Glauben in allen Religionsartikeln haben müßten. Dieses fest an Luther's crasse Orthodoxie gebunden, zwang Peucer'n und seine Gleichgesinnten zur Verstellung und bereitete ihnen dann auch um so gewisser den Sturz, da sich August von den Einflüsterungen ihrer Gegner nicht fern hielt.

Dem dresdener Hofe war Peucer empfohlen worden durch den Kanzler Kiesewetter, den geheimen Rath Mordeisen und den Geheimschreiber Jenisch, welcher später sein ärgster Feind wurde. Nach Mordeisen's Abgange trat dort der geheime Rath Georg Krakau ein, der vert…

10) Sane putant sapientes, Peucerum soceri sui offensam expiasse, sagt Schurzfleisch in irgend einer handschriftlichen Nachricht. 11) Löscher's historia motuum II, 175 sq. 12) *Hutteri* Concordia concors 229. 13) *Hutter* 229 sq. 14) Löscher III, 5 sq. und *Hutter* 230. Siehe über diesen Vorfall noch Grohmann's Annalen der Universität zu Wittenberg I, 160 fg. und Chr. Thomas sächs. Annalen zu von Ossen's Testamente. S. 62 fg.

15) Vergl. seinen Briefwechsel mit diesem Fürsten in J. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. S. 497—51… Ein Ehrengeschenk von 100 Thalern, das der Fürst dem verstorbenen Melanchthon zugedacht hatte, wurde nach dessen unerwartetem Tode dem Sohne und Schwiegersohne desselben zugewiesen und hiermit spann sich zwischen Peucer und ihm ein mehrjähriger Verkehr, mittels dessen sich Albrecht bald die Ansichten über die kirchlichen Angelegenheiten, bald gewisse genealogische Aufklärungen, bald die Zusendung brauchbarer Geistlichen von ihm erbat.

teste Minister des Kurfürsten August. Ein Pommer von Geburt und mit Peucer'n von gleichem Alter, war er dessen Freund, Bugenhagen's Schwiegersohn, und wenn auch Jurist, so doch in der Theologie bewandert und ganz besonders dem Melanchthon'schen Systeme zugethan[16]). Die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Kurfürsten machte Peucer, als er mit Paul Eber als Abgeordneter der wittenberger Universität wegen der dasigen Stipendienstiftung nach Dresden kam, wo ihn August so lieb gewann, daß er ihm bei'm Abschiede befahl, sich künftig der akademischen Angelegenheiten halber nur unmittelbar an ihn zu wenden. Peucer wurde nun öfters an den Hof gerufen, der Kurfürst und seine Gemahlin Anna, eine Tochter Königs Christian III. von Dänemark, behandelten ihn mit Auszeichnung und Vertraulichkeit, fragten ihn in vielen Dingen um Rath und erhoben ihn, vier Jahre vor seinem Falle, zum wirklichen Leibarzte mit bleibendem Gehalte. Daß Peucer auch in theologischen Angelegenheiten vielfältig zu Rathe gezogen, und auf sein Gutachten kein geringes Gewicht gelegt wurde, ergibt sich aus mehren glaubhaften Umständen, die er in der Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt; ebenso mag er seine Ansichten nicht völlig verdeckt haben, da ihn der Kurfürst den Erzcalvinisten zu nennen pflegte, worauf Peucer selbst nachmals ein Gewicht legte, als man ihm schuld zu geben anfing, daß er darin hinterlistig zu Werke gegangen sei[17]). Es wußte aber August damals noch nicht, daß sein Leibarzt die Haupttriebfeder dieser heimlichen Verschiedenheit in den streitigen Dogmen war, und ohnehin kein Theolog von Profession wurde er nicht für gefährlich gehalten. Er blieb in großem Ansehen und Einflusse bei Hofe, August und seine Familie speisten einst auf einer Durchreise bei ihm zu Mittage in Wittenberg und wählten ihn das Jahr darnach (1571) nebst des Leibarztes Näve Gattin und dem Universitätsnotare Philipp Melanchthon, dem Sohne des großen Reformators, sogar zum Gevatter bei der Taufe des Prinzen Adolf[18]). Diese beneidenswerthe Gunst verwandte Peucer zunächst zur Aufnahme der Universität, an der er selbst mit Ruhm und Beifall lehrte. Auf seinen Vorschlag vermehrte der Kurfürst die Einkünfte der Hochschule durch einen jährlichen Zuschuß von 1500 Fl., erleichterte die Errichtung einer Speiseanstalt für mindestens 400 arme Studenten in Luther's Hause, das bereits im Gebrauche der Universität war, und stellte auch ein Spital in der Stadt her[19]). Unter diesen Umständen ist nicht unwahrscheinlich, daß Peucer und seine Gleichgesinnten auch den Kurfürsten davon überzeugten, Luther's Schriften wären meistens teutsch, unordentlich und sehr weitläufig, Melanchthon's Werke aber feinkurz, artig und in schönem zierlichem Latein abgefaßt, darum rathsam, der Jugend die christliche Religion aus denselben beizubringen[20]). Allerdings setzte er mit Hilfe seiner Freunde zu Dresden und des Kirchenrathes Stößel zu Pirna 1569 durch, daß die gesammte Geistlichkeit der Kurlande auf Melanchthon's Corpus doctrinae, für dessen Herausgabe und Verbreitung er schon längst eifrig mitgewirkt hatte, verpflichtet, und wer dieses verweigerte, verfolgt wurde. Man beabsichtigte dabei zuerst, Luther's Schriften durch dieses Werk erklären zu lassen. Hiermit waren aber die Altlutheraner nicht zufrieden und schrieen über Verfälschung der echten Lehre. Während die Wittenberger Mühe hatten, sich von diesem Verdachte zu reinigen, sorgte Peucer, im Einverständnisse seiner Gleichgesinnten, besonders Stößel's und Schütz's, für die Herausgabe eines neuen Katechismus in den gelehrten Schulen, nachdem die Lehrer nach seiner Versicherung die Ausgabe des Lutherischen von Dav. Chyträus, welche im Gebrauche war, tadelnswerth und unbrauchbar gefunden hatten. Bei einer Schulvisitation zu Pforte, wo die Sache zur Sprache kam, wurde darüber berathen und die Abfassung und Einführung eines neuen passenden Katechismus beschlossen, welcher der reifern Jugend als ein Übergang vom Lutherischen zur ausführlichen Darstellung der theologischen Prüfung in die Hände gegeben werden sollte. Peucer, welcher zugegen war, übernahm die Besorgung[21]). Professor Pezel schrieb, wie man vermuthet, das Büchelchen, und Peucer, wie er selbst eingesteht, die Vorrede dazu, worin er den beabsichtigten Zweck erläutert und den Wunsch ausspricht, daß das Werkchen in allen lateinischen Schulen und Gymnasien eingeführt werden möchte[22]). Zu Anfange 1571 erschien es ohne Namen des Verfassers und ohne irgend eine Autorität in lateinischer Sprache zu Wittenberg, nach den verschiedenen Titeln zu schließen in zwei Ausgaben, und Peucer sandte sofort dem Rector Baldus zu Pforte ein Exemplar mit der Weisung zu, andere, so viele deren nöthig, für die Schüler zu verschreiben. Für die niederen Schulen, bemerkte er zugleich, werde er Sorge tragen, daß ein ähnlicher passender Katechismus gefertigt werde[23]). Die Glaubensartikel waren darin vorsichtig vorgetragen worden und ihr Verfasser konnte im Grunde keiner Verfälschung der Lehre Luther's beschuldigt werden, wenn auch die Nachtmahlslehre darin einige Änderungen erlitten hatte. Die Gegner aber fanden sie zweideutig, dunkel und unbestimmt vorgetragen, und erhoben einen so gewaltigen und allgemeinen Lärm darüber, wie früher

16) Über Krakau siehe die vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte. VIII, 1—137. 17) Historia carcer. 267. 344 et 472 sq. 18) Ebend. a. m. O. u. *Hutter* 235. 19) Hist. carcer. 79 sq. 20) *Frimel*, Witteberga a Calvinismo graviter divexata et divinitus liberata. 17.

21) Historia carcer. 88. 388 u. a. m. a. St. Häberlin in seiner teutschen Reichsgeschichte IX, 254 meint, Hubert Languet sei in Verdacht gewesen, Peucer'n zur Abfassung und Herausgabe dieses Buches gerathen zu haben, und habe deshalb den dresdner Hof verlassen müssen. In seinem Entlassungsgesuche klagt Languet allerdings über Verleumdungen, erhielt seinen Abschied aber (zu Anfange 1577) in allen Ehren mit Pension vom Kurfürsten von Sachsen. Siehe Horn's nützliche Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. II, 249. Eine andere Vermuthung siehe in Gleichen's Annales eccles. I, 44. 22) Hist. carc. 156. Der eine Titel ist: Catechesis continens explicationem Decalogi, Symboli, Orationis dominicae, doctrinae de poenitentia et de sacramentis; der andere: Catechesis, ex Corpore doctrinae Christianae ecclesiarum Saxoniae et Misniae edita in Academia Witebergensi et accommodata ad usum scholarum puerilium. 23) Dieser Brief steht bei *Hutter* 243, ist vom 13. Jan. 1577 datirt und im Tone eines Vorgesetzten geschrieben. Hospinian und Leupold theilen ihn auch mit.

über den heidelberger Katechismus, und man schloß daraus auf die Einführung des unverdeckten Calvinismus. Besonders wollte man denselben in der dem Abschnitte von der Himmelfahrt Christi beigegebenen Erklärung der Worte Petri in der Apostelgeschichte (3, 21 Oportet Christum coelo capi) unverhohlen ausgesprochen finden. Man schloß, die Wittenberger wollten nicht nur der Jugend den gefährlichen Irrthum einprägen, daß Christi Leib im Himmel räumlich eingeschlossen sei und somit auf Erden nicht gegenwärtig sein könne, sondern überhaupt auch den Lutherischen Katechismus verdrängen. Dieses Geschrei kam auch dem Kurfürsten zu Ohren, und als Peucer eben grade bei ihm auf dem Schlosse zu Stolpen war, wo er seinen Prinzen aus der Taufe hob, bezeugte er ihm nicht nur sein Misfallen über das Buch, sondern tadelte ihn auch, daß er, wie das Gerücht laute, dasselbe den Lehrern in den Schulen mit Gewalt aufzudringen suche. Peucer konnte oder wollte sich gar nicht darauf besinnen und leugnete den Hergang der Sache gradezu ab, womit sich denn August auch zufrieden stellte, den Katechismus aber bald nachher ausdrücklich verbot [24]). Inzwischen hatten Peucer's Freunde zu Wittenberg die große, unter dem Titel einer Grundfeste so berüchtigt gewordene, Apologie in teutscher Sprache herausgegeben, und darin auf alle die Klagen ausführlich geantwortet, welche man gegen ihren Katechismus erhoben hatte. Zugleich sprachen sie sich darin gegen die orthodoxe Meinung von der persönlichen Vereinigung beider Naturen in Christus ziemlich deutlich aus und leugneten natürlich auch die persönliche Allgegenwart des ganzen Christus mit Hinweisung auf Stellen der heiligen Schrift und besonders der alten Kirchenlehrer. Noch war Peucer auf der Kindtaufe zu Stolpen, als ihm mehre Exemplare von dieser Grundfeste zugesandt wurden, um sie an den Kurfürsten und seine Räthe zu vertheilen; er fand aber nicht geringen Anstoß, da die Herausgabe des Buches, die nicht verschwiegen geblieben, vom Hofe verboten worden war. Unter dem Vorwande, von diesem Verbote Nichts gewußt zu haben, meinte er, daß dasselbe dort zu spät angekommen sein müsse [25]). Jedenfalls war man mit Herausgabe dieses Buches durch Schnelligkeit zuvorgekommen. August ließ es geschehen, hörte im Beisein seiner Gemahlin der eifrigen Anpreisung desselben durch Peucer aufmerksam zu, und in der Meinung, daß die unwiderlegbarsten Wahrheiten von den wichtigsten Glaubensartikeln darin entwickelt worden wären, gestand derselbe offen, daß er nicht Mitglied einer Kirche sein wolle, in der anders gelehrt werde, als in der Grundfeste, sowie keine Kirche bestehen könne, die vom Sohne Gottes anders denke [26]). Der Kurfürst ließ sich in der That bereden, das Buch wie in einem Athemzuge binnen drei Tagen durchzulesen, vermuthlich aber verstand er das Werk nicht, weil sich sein Zorn gegen dasselbe nicht eher vernehmen ließ, bis man ihn gegen die Urheber desselben aufgehetzt hatte. Das laute und wilde Geschrei der Gegner lief dahin aus, als wären Universitäten, Kirchen und Schulen in Kursachsen bereits Calvinisch geworden [27]). August war dergestalt aufgebracht darüber, daß er eine Summe Geldes gegeben haben würde, wenn beide Bücher, der Katechismus und die Grundfeste, nicht gedruckt worden wären, und in seinem Zorne soll er geäußert haben: man dürfe ihm nicht leicht etwas bieten, so jage er die Schurken alle (die Wittenberger) zum Teufel. In der That lief das Gerücht um, daß Krakau, der um alle diese Vorfälle wußte und sie gut hieß, in der Angst dem Hofprediger Wagner ein ganz rechtgläubiges Bekenntniß übergeben habe, während Peucer, der mit höchster Ungnade bedroht worden, den Pilatus spiele, seine Hände in Unschuld wasche und sage, er sei Arzt und kein Gottesgelehrter [28]). Dies waren allerdings nachmals seine Ausflüchte, wenn Klagen ob seiner Einmischung in die theologischen Händel ihm vorgehalten wurden. Um den Lärm wider die Verfälscher der reinen Lehre in seinem Lande zu unterdrücken, berief der Kurfürst im October 1571 die Theologen seiner beiden Universitäten nebst den Superintendenten zu sich nach Dresden und verlangte von ihnen ein rundes, deutliches und bestimmtes Bekenntniß der Nachtmahlslehre, gemäß dem Worte Gottes und der reinen Lehre Luther's, damit allen Schreiern das Maul damit völlig gestopft werden könnte. Allein der Kurfürst wurde betrogen; die Philippisten machten die Mehrzahl der Versammlung aus und überließen den Wittenbergern, welche schon darauf vorbereitet waren, die Abfassung der neuen Confession. Zur Täuschung bedienten sie sich in den streitigen Glaubenspunkten sowol der Luther'n, als Melanchthon eigenthümlichen Redensarten, setzten diese jenen zur Seite und brachten zwar dadurch neben der Stärke des Ausdrucks gewissermaßen eine mildere Vorstellung hervor, zogen sich aber unvermeidlicher Weise den Schimpf der Unredlichkeit zu. Heftige Angriffe von Seiten der Gegner blieben natürlich nicht aus. Die ganze Versammlung unterschrieb, der Kurfürst genehmigte in der Meinung, in diesem dresdener Consens — so nannte man das Bekenntniß — sei Nichts als bloße Wiederholung des alten Lutherischen Glaubensbekenntnisses [29]). Binnen vier Tagen war die Sache beendet und August beruhigt. Anderthalb Jahre darnach führte er diesen Consens auch in den Ernestinisch-sächsischen Ländern, wo er nach Herzogs Johann Wilhelm von Weimar Tode die Vormundschaft übernommen hatte, gewaltsam ein und machte dadurch eine Menge Familien der Kirchen- und Schuldiener unglücklich. So schien der erschlichene Triumph der Philippisten befestigt, ihr Einfluß und Wirkungskreis erweitert, der Kurfürst verblendet und umgarnt. Den verrufenen wittenberger Katechismus aber konnte er, vermuthlich auf äußeren Anreiz, gleichwol nicht vergessen, und als er einst auf einer Reise nach Cassel in Schulpforte übernachtete, peinigte er den Rector Balduf so lange mit Fragen nach demselben, bis dieser eingestand.

24) *Hutter* 235 und historia carcer. 89 sq. mit Greser's Briefe vom 3. Oct. 1571 bei Löscher III, 158 fg. 25) Historia carcer. 88 sq. und Menzel, Neuere Geschichte der Teutschen. IV, 421 fg. 26) Historia carcer. 64 sq. 317.

27) *Hutter* 175. 28) Löscher III, 158 fg. 29) *Hutter* 175.

daß er dort auf schriftlichen Befehl Peucer's im Gebrauche sei [30]). Der Kurfürst ließ sich den Brief, der die Vorschrift enthielt, geben, und höchlich erzürnt über seines Günstlings Ableugnen und über die Verachtung seines Willens beauftragte er — während in allen andern Schulen fleißig nachgeforscht, aber Nichts entdeckt wurde — auf seiner bald darnach unternommenen Reise nach Dänemark zu Wittenberg, wo er verweilte, sechs seiner Räthe, darunter Ponikau und Krakau, Peucer's Freunde, denselben darüber zu vernehmen. Diese hielten ihm am 1. Juli 1572 vor, daß auf seine Veranlassung der berüchtigte Katechismus in Pforte eingeführt worden sei, da er doch im vorigen Jahre geleugnet hätte, Etwas davon zu wissen, und befahlen ihm, in den Schulen künftig ohne ausdrücklichen Befehl Nichts anzuordnen, sich nicht in theologische Sachen zu mischen, sondern lieber „das Harnglas" zu besehen. Peucer betheuerte mit großer Empfindlichkeit, ihm sei bei der Menge von Geschäften sein Brief an den pförtner Rector gänzlich aus dem Gedächtnisse verschwunden und er habe ebendeshalb nicht gewußt, daß der Katechismus dort eingeführt worden sei, sonst hätte er sehr leicht die Abschaffung desselben bewerkstelligen können; im Übrigen aber habe er weder hinterlistig noch versteckt dabei gehandelt, auch sei es nicht auf seine Verantwortung geschehen, und zum Schlusse seiner Vertheidigung versprach er, sich künftig nicht mehr um die theologischen Sachen zu bekümmern und bat zugleich — so behauptete er hintennach im Gefängnisse — ihm die Schulaufsicht abzunehmen [31]). So log er sich denn nochmals in des Kurfürsten Gunst hinein. August versprach sein gnädigster Gevatter zu bleiben, ließ ihn zur Tafel laden, reichte ihm beim Eintritte die Hand und genehmigte sogar, da Peucer den Katechismus eifrig vertheidigte, nach einer mit den Theologen gepflogenen Berathung, daß das Buch mit Beifügung einer Erklärung der als anstößig erschienenen Stelle: Oportet Christum caelo capi, und mit seiner vorgesetzten Einwilligung umgedruckt und auch in's Teutsche übertragen werden sollte [32]). So war denn sein Zorn gestillt und die Versöhnung, an welcher nicht gezweifelt werden kann, wieder hergestellt worden. Darum ergibt sich auch die Beschwerde, daß der auf's Heftigste angeschwärzte Leibarzt in seinem Verhöre die Handschrift seines pförtner Briefes abgeleugnet habe, als unwahrscheinlich, wenn sie gleich der späterhin von Neuem grollende Kurfürst dem torgauer Landtage vortragen ließ. Denn schwerlich würde dieser eine so schreiende Frechheit übersehen, vielmehr mit größter Strenge haben untersuchen lassen, wovon aber keine Spuren angegeben werden. Peucer, welcher nachmals in seiner Gefangenschaft davon hörte, erklärte diese harte Beschuldigung als verleumderische Wortverdrehung, legte sie aber nicht dem Kurfürsten zur Last, weil dieser den Hergang der Sache anders gewußt hätte, sondern seinem Geheimschreiber Jenisch [33]).

Diese Beschwörung des gefährlichen Ungewitters half Peucer'n im Grunde sehr wenig. Man konnte ihm die verstohlene eigenmächtige Einführung des verrufenen Katechismus nicht vergessen, und sobald seine Gegner in Wittenberg und bei Hofe davon Kenntniß hatten, traten sie mit ihren Beschwerden lauter und kecker hervor. Sie nannten ihn einen treulosen Diener, gaben ihm schuld, daß er die Religion in Sachsen verkehre, daß sein Glück ihn aufgeblasen und tyrannisch gemacht habe, daß er auf der Universität und in den Fürstenschulen Alles willkürlich lenken wolle, nach einem Principate strebe, und um seiner Person ein übermäßiges Gewicht zu geben, erdreiste er sich, von seiner Person in Amtsgeschäften zu sagen: Hier sitzet der Kurfürst! Dies Alles widerlegte er zwar als unlautere Quelle des Neides, der Eifersucht und des Übelwollens, hielt sich dieser Beschuldigungen sittlich für unfähig und sonst durch häufige Krankheiten für nicht aufgelegt, Herrschaft und Schulmeistereien auszuüben, und schrieb daher das ganze Gewebe der gegen ihn angesponnenen Ränke seinen Ansichten von der Menschwerdung Christi und dem heiligen Abendmahle zu, in welchen er weiter ging, als sein Schwiegervater, von dem er sie geerbt hatte [34]). Ganz unbegründet aber mögen denn doch jene Beschuldigung nicht gewesen sein, auch mag Hutter's Behauptung, Peucer habe eine Zuchtruthe über die Professoren geschwungen, nicht übertrieben sein; indessen trugen die verdeckten religiösen Ansichten unbezweifelt zur Verketzerung und Anschwärzung dieses Hauptes der heimlichen Calvinisten das Meiste bei. Unter seine Gegner hatte sich zeitig der tübinger Professor der Theologie, Jacob Andreä, gewöhnlich Ubiquitätsapostel genannt, gemischt. Er hatte mit seinen Bestrebungen, Einheit in den Lutherischen Kirchenglauben zu bringen, bei seiner frühern Anwesenheit zu Wittenberg keinen Beifall für die Brenzische Ubiquitätslehre gefunden und daraus Anlaß genommen, die dortigen Gottesgelehrten zu verunglimpfen. Peucer mischte sich in diese Dinge und gerieth in einen unangenehmen Briefwechsel mit ihm, worin er dem Prälaten von Würtemberg ob der Beschuldigungen nicht zur Rede stehen wollte [35]). Von dessen weitern Bestrebungen in Kenntniß gesetzt, begann Andreä ihn am dresdener Hofe zu verhetzen und fand, nachdem er mehre Hofleute gewonnen hatte, bei der Mutter der Kurfürstin (Königin Witwe Dorothea von Dänemark), deren Schwägerin, der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg und endlich durch Beide

30) *Hutter* 235. Historia carcer. 388. 444. 31) Ibid. 90 sq. 389 sq. 440 sq. 446 sq. u. 469 sq. 32) Ibid. 90 sq. Menzel spricht (S. 423) mit Bestimmtheit von einem zweiten Verbote dieses Katechismus, welches nach August's Rückkehr aus Dänemark erlassen worden sei. Seine Quelle scheint indessen nur der oben angeführte Brief Greser's zu sein, welcher zu Anfange Octobers 1571 geschrieben war, also für spätere Begebenheiten keine Autorität hat. Aus den aufgefangenen und in Beschlag genommenen Briefen Peucer's und Pezel's in den vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte (VIII, 122 u. 126) geht hervor, daß diese beiden Professoren die Verteutschung ihres Katechismus hintennach widerriethen.

33) Historia carcer. 466. Die vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte (VIII, 127) enthalten Nichts vom Vorwurfe des Kurfürsten, daß Peucer seinen Brief abgeleugnet habe, blos das Actenstück bei *Hutter* 235 erwähnt ihn. 34) *Adami* vitae Germanorum medicorum 387. *Hutter* 229. 965 und Historia carcer. 82 sq. 35) *Hospiniani* Concordia discors 29 sq. und *Hutter* 143.

auch bei der Kurfürstin selbst, die nicht geringen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte, so vieles Gehör, daß er neben einigen andern fürstlichen Höfen es wagte, den vielvermögenden Leibarzt zu beschuldigen, er habe den Kurfürsten vom sacramentirischen Gifte angesteckt, ihn gleichsam bezaubert, und bewache sein Zimmer, damit ihm Niemand die Augen aufschließen könne; dabei wirkte er darauf hin, daß man doch diesen gefährlichen Mann vom Hofe und von der Universität wegjagen sollte. Peucer, von seinen Freunden hiervon unterrichtet, führte Beschwerde, und verlangte seinen Abschied, wie er selbst versichert. Statt dessen bekam er persönlich gute Worte und aufrichtige Beweise von des Hofes Gunst und Zufriedenheit. Die alte eifrige Königin Dorothea starb; es traten aber nach diesen Vorgängen andere Schmäher hervor, welche den frühen Tod des Prinzen Adolf als Strafe des Himmels dafür, daß ihn das Haupt der Sacramentirer aus der Taufe gehoben habe, zu deuten sich nicht scheuten, während er zu Hause krank darnieder lag, sich nicht vertheidigen konnte, und aus seinen eignen Geständnissen leuchtet nicht undeutlich hervor (Hospinian sagt's mit Bestimmtheit), daß er bei dem Gewirre dieser Ränke den Zutritt bei Hofe verloren hatte. Gleichwol bot ihm die Kurfürstin in der Folge durch einen Brief die passende Gelegenheit dar, sich schriftlich zu verantworten. Die Rechtfertigung seines Glaubensbekenntnisses vor ihr stützte er auf den dresdener Consens und auf die Lehre seines Schwiegervaters, die bisher unangefochten in Wittenberg vorgetragen worden war [36]). Dieses Schreiben erbitterte jedoch mehr, als es besänftigte; die Fürstin mochte Schlimmeres befürchten, als Peucer bekannt hatte. Dieser befragte nun in Briefen den Hofprediger Schütz zu Dresden fleißig, wie er bei Hofe angeschrieben stehe, bat ihn, seine Briefe, wenn er sie gelesen, zu zerreißen, damit er vor einem neuen Sturme gesichert sei, suchte diesem Geistlichen die Zaghaftigkeit zu benehmen, tröstete ihn mit dem Beistande Krakau's und anderer ehrenhafter, kluger Männer und schickte ihm einst auch ein Calvinisches Gebetbuch — eine Calvinische Bibel schob Schütz in der kurfürstlichen Hofkapelle statt der Lutherischen unter [37]) — mit dem Ansinnen, es bei guter Gelegenheit „den durchlauchtigsten Personen im kurfürstlichen Frauenzimmer zu empfehlen; denn, setzte er hinzu, haben wir erst Mutter Anne'n (die Kurfürstin) auf unserer Seite, so soll's mit den Übrigen nicht mehr Noth haben, den Herrn (nämlich August) wollen wir schon kriegen." Dieser Brief gerieth durch Verwechselung (die Adresse lautete an Schütz'ens Gattin) unseliger Weise in die Hände eines andern und zwar feindlich gesinnten Predigers, Namens Listen, und durch diesen in des Kurfürsten Hände [38]). Derselbe wurde gleichzeitig vom Kirchenrathe Stößel, dessen er sich zuweilen als Beichtvater bediente, bearbeitet und ermahnt, sich dem neu aufgehenden Lichte nicht länger zu widersetzen, während dieser sich mit dem Hofprediger Listen in einem Gespräche über denselben Gegenstand verfeindete, der Leibarzt Hermann hingegen, sein Gehilfe, auf Mittel sann, wie August genöthigt werden könne, „den heimlichen Calvinisten auf dem Seile zu laufen [39])." Schütz war endlich so keck, in einer Predigt vor dem Hofe freier mit der Sprache herauszugehen, als man bisher zu hören gewohnt war [40]). Allein dieser rasche Eifer, verbunden mit Unvorsichtigkeiten und Verletzungen, brachte den Kurfürsten gegen die Neuerer abermals in Zorn, und als dies ihre Gegner merkten, belauerten sie ihren Briefwechsel und fingen auch bald vertraute Schreiben von den Hauptpersonen der Calvinischen Partei auf, worin sie sich offen über ihre Plane und Absichten, wie über die Personen des Kurfürsten und seiner Gemahlin in leichtfertiger Sprache herausließen.

Mittlerweile glaubten die wittenberger Professoren, die unter dem Schutze der ihnen ergebenen Hofpartei täglich dreister wurden, ihre wahre Meinung nicht länger verbergen zu müssen. Vielleicht hofften sie mit Peucer, der altlutherische Hof werde dergestalt zu gewinnen sein, daß er sich von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugen, oder sie doch durch die Macht der vorgestellten Gründe ertragen lernen werde; es sei denn, daß sie durch ihr bisheriges Verhalten gezwungen waren, nun mehr offen zu sprechen und ihre Ehre zu retten. Sie hatten sich jedoch verrechnet, und die Art schon, mit welcher sie ihre Überzeugung offenbarten, beweist hinlänglich, daß sie ihres Sieges eben nicht ganz sicher waren. Ohne ihren Namen zu nennen, gaben sie Anfangs 1574 die Unheil bringende Exegesis perspicua controversiae de Coena domini heraus. Gleichfalls aus Vorsicht hatten sie die Namen des Druckers und des Ortes weggelassen, zum Werke französisches Papier und ebensolche Druckzeichen gewählt und absichtlich die Sage verbreitet, daß dieses äußerlich schön ausgestattete Werk von einem auswärtigen Gelehrten herrühre und aus einer ausländischen Presse gekommen sei. Angestellte Untersuchungen aber entdeckten gar bald, daß der gelehrte Buchhändler Vögelin zu Leipzig, der auch das Corpus doctrinae Philippicum herausgegeben hatte, und mit den wittenberger Philippisten in vielfachem Verkehre stand, Drucker und Verleger dieses Buches sei. Derselbe wurde nach ausgestandener Untersuchung mit Verlust seines ganzen Vermögens bestraft und als Bettler aus dem Lande gestoßen. Pezel und Rüdinger, welche als wahre Verfasser der Schrift genannt werden, versuchten darin die Gegenschriften der Grundfeste gründlich zu widerlegen, die wirkliche Idiomencommunication in Christus zu stürzen und die Calvinische Nachtmahlstheorie, zum Nachtheile der Lutherischen, als die einzig wahre und haltbare darzustellen. Eine Menge Exemplare waren in ihren und ihrer Freunde Händen, sie verschenkten die meisten, um die Verbreitung zu beschleunigen, besonders an die Studenten, und auswärts brachte man das Buch durch eigene Emissäre in Umlauf.

36) Historia carcer. 92 sq. 317 sq. 345. 265 sq. u. 787, mit *Hospiniani* Concordia discors 68. 37) Müller's sächs. Annalen 176. Kurfürst August entdeckte diesen Betrug erst 1581. 38) Gleichen's annales ecclesiastici oder Gründliche Nachrichten der Reformations-Historie. I, 43.

39) Löscher III. 167. 40) Historia carcer. 434 und Gleichen a. a. O. 45.

Wie viel Antheil Peucer an dieser Schrift gehabt habe, läßt sich nicht genau nachweisen; doch kann sie nicht ganz auf seine Rechnung geschrieben werden. Er wirkte unstreitig auf die Abfassung derselben mit und beeiferte sich auch, sie in Umlauf zu bringen, obschon er noch kränklich war. Dieses Buch entzündete auswärts die ganze Kraft der Leidenschaften, und die Höfe von Würtemberg und Braunschweig, durch Andreä und Chemnitz angetrieben, welche Anzeige von der ketzerischen Erscheinung gemacht hatten, bestürmten den dresdener Hof mit den empfindlichsten Vorwürfen und Warnungen, während der alte Graf Georg Ernst von Henneberg in heißem Glaubenseifer für das reine Lutherthum zum Kurfürsten von Sachsen eilte und ihm das Gewissen schärfte, weil er Gottesgelehrte in seinem Lande dulde, die ihn in Religionsangelegenheiten bisher betrogen, nun aber die Larve abgenommen hätten und sich durch ihre Exegesis öffentlich für den Calvinismus erklärten. August erschrak, vermuthlich bekam er jetzt erst Kunde von dem Buche und rief in der Angst seiner Seele: Habe er nur eine Calvinische Ader im Leibe, solle sie ihm der Teufel herausreißen [41]). Der eben zu Dresden versammelte Ausschuß der Landstände machte, von den Widersachern aufgeregt, gleichfalls Anzeige von dem „gottlosen" Buche, und kündigte seinem Landesherrn zugleich an, daß der Calvinismus allenthalben einreiße, und verlangte, mit Erbietung des kräftigsten Beistandes, dem Übel durch die strengsten Maßregeln zu steuern. In der ersten Aufregung wurde der Leibarzt Hermann, bei dem man nach Leupold eine Menge Briefe der Parteiführer fand, die über Vieles Aufschluß gaben, zu Ende Februars 1574 unter dem Vorwande, des Kurfürsten Geheimnisse verrathen zu haben, verhaftet und nachmals mit Weib und Kind aus dem Lande gejagt [42]). Abgeordnete Räthe nahmen die wittenberger Professoren ins Verhör, fanden eine Menge Exemplare der Exegesis noch in ihren Häusern, und in den Buchläden viele Calvinische Schriften aus Heidelberg, Genf und der Schweiz. Die Theologen gaben, wie der Kurfürst sagt, eine Antwort, die weder kalt noch warm war, Hutter und Selnecker hingegen behaupten, sie hätten keck erklärt, mit Calvin und den Sacramentirern keine Gemeinschaft zu haben. Soviel ist gewiß, August ließ sie blos ernstlich warnen; aber die Untersuchungen in Leipzig bei Vögelin und die dort gemachten Entdeckungen sammt neuen aufgefangenen Briefen machten ihn endlich entschlüssig, mit Strenge zu verfahren und, um mit seinen eignen Worten zu reden, dem Wolfe den Schafspelz auszuziehen.

Die Gegner der Kryptocalvinisten setzten natürlich Alles in Bewegung, um den Kurfürsten vollends in der Hitze zu erhalten. An ihrer Spitze standen der geheime Rath Lindemann, den Peucer einen ehrgeizigen und unklugen Mann nannte, und mit dem sein College Krakau verfeindet war, der Hofprediger Listen (nicht Wagner, weil derselbe schon todt war), der Secretair Jenisch und ein gewisser Doctor Vogel, sammt dem wittenberger Professor Paul Crell [43]). Sie legten dem Kurfürsten die aufgefangenen Briefe von Peucer, Krakau, Schütz und Stößel vor, worin Luther getadelt, das Weiberregiment der Kurfürstin bespöttelt, Hermann's Verhaftung eine tyrannische Handlung genannt, die leibliche Speisung der Seele im Nachtmahle (von Peucer) für Unsinn erklärt, der eben von Jena herberufene neue Hofprediger Mirus mittels Wortspiels (Mirus mira docet) lächerlich gemacht u. dgl. m., verhandelt wurde, was dem Kurfürsten die Vermuthung einflößte, diese vier Männer müßten in eine Conspiration verwickelt sein, durch welche sie Hof und Land in den Calvinismus zu „verstricken" und die ganze kirchliche Verfassung Sachsens aus ihrer bisherigen Stellung zu verrücken suchten. Namentlich fiel folgende Stelle auf, welche sich in einem der Peucerschen Briefe an Magister Christian, wie man Schütz'en (Sagittarius) zu nennen pflegte, fand: Die Wahrheit, die durch so vieles Blutvergießen in Frankreich und den Niederlanden nicht hat gedämpft werden können, wird endlich auch in diesem Lande siegen [44]). In den ersten Tagen Aprils 1574 wurden sie verhaftet, alle ihre Papiere in Beschlag genommen und eine Art von Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Stößel, Schütz und Krakau gestanden bald Alles ein, was man ihnen vorgehalten hatte und bestätigten die Anklage durch ein schriftliches Bekenntniß, wodurch sie freilich sich jeglicher Gelegenheit zur Verantwortung abschnitten.

Peucer'n erging es nicht besser. In seinen eignen Geständnissen, die in der Geschichte seiner Gefangenschaft zu lesen, aber in verschiedenen Stimmungen niedergeschrieben worden sind, finden sich keine zuverlässigen Angaben über den Vorabend dieser Katastrophe. Ein Mal gesteht er, das Ungewitter, welches über ihn hereinstürzte, vorher gesehen zu haben. Zwei Jahre und darüber, erzählt er, war er mit sich zu Rathe gegangen, ob er seinen Posten ganz oder zum Theil (d. h. die Schulinspection) aufgeben, oder überhaupt auf die Sicherheit seiner Person denken und sich einen andern Wohnort suchen sollte. Ernste Mahnungen und Warnungen hatten zwar diesen Vorsatz bestärkt; allein er konnte in eitelem Schwanken zu keinem festen Entschlusse kommen. Bald hielt ihn die Liebe zur Akademie und das eitle Vertrauen auf die vieljährige Gunst seines Fürsten davon zurück, bald dachte er an seine Verdienste, an die Gerechtigkeit seiner Sache, an sein Gewissen, an den Beistand vieler trefflicher Männer. Dies stärkte ihn mit Hoffnungen und Zuversicht. Vermuthlich konnte er auch, so lange Krakau's Ansehen noch nicht untergraben war, auf Schutz rechnen. Ein anderes Mal betheuert er dem Allen zuwider, den Anfang dieser Bewegungen weder eingesehen, noch die Größe der Ge-

41) Löscher III, 163 und Menzel IV, 447. 42) Löscher III, 167 und *Hutter* 224.

43) Mirus kann noch nicht persönlich mitgewirkt haben, obschon es vielfach behauptet wird; denn er trat seine Hofpredigerstelle erst Eingangs April 1574 zu Dresden an. Siehe Gleichen a. a. O. 300. 44) Löscher III, 167 sq. *Hutter* 236 und Historia carcer. 153 sq. 274 u. 319 mit den vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte. VIII, 120 fg. August's Sohn und Nachfolger, Kurfürst Christian I., versicherte einst bei seinem Besuche zu Dessau Peucern persönlich, er wisse nicht und habe auch nicht erfahren können, warum sein Vater gegen ihn so hart verfahren sei. Historia carcer. 783.

fahr begriffen, ja gar keine Ahnung gehabt zu haben, daß ein so ungeheurer Haß gegen ihn losbrechen könne, theils weil man seine von Luther abweichende Meinung schon längst kannte, theils weil er noch kurz vor der Katastrophe die unzweideutigsten Beweise von Anerkennung seiner Berufstreue und seiner Verdienste um Kirchen und Schulen empfangen hatte. Er behauptet, die Ankündigung seiner Haft sei ihm unerwartet gekommen[45]). Schwärmerischer Eifer für seine Dogmen hatte ihn verblendet, er war sich des Fehlers in seinem negativen Verhalten zum Hofe nicht bewußt, und gestand erst seine Schuld ein, als er auf dem Wege nach Dresden ein Fürbittschreiben an den Kurfürsten niederschrieb[46]).

Am 1. April 1574 kündigte ihm der Commandant zu Wittenberg im Beisein des dortigen Bürgermeisters an, sich ungesäumt in Dresden einzufinden, und alle seine Papiere auszüliefern. Am 4. dess. M. dort angekommen wird er aus des Rentmeisters Wohnung, wo er abgestiegen war, in's kurfürstliche Schloß abgeführt und unter strenge Wache gesetzt. Ein Fürbittschreiben an Kurfürst August, das er auf der Reise Abends vorher im Wirthshause geschrieben hatte, übergibt er zur Besorgung dem Hauptmanne der Wache, und erhält die tröstliche Antwort darauf, er möge sich nicht beunruhigen, seine Sache stehe vielleicht besser, als er selbst es wol denke. Dabei wollte man ihn überreden, daß den Kurfürsten der Anfang dieses Verfahrens gereue. Er bewohnte ein bequemes, mit aller Nothdurft versehenes Zimmer im Schlosse, und wenn auch streng bewacht, ließ man ihm doch seinen Diener und seinen Sohn Kaspar zur Pflege und Gesellschaft, und es durfte ihn der Leibarzt Näve besuchen, da er sich von seiner langwierigen Krankheit noch nicht vollkommen erholt hatte; weil er aber diesen über die Gründe seiner Verhaftung ausforschen wollte, so wurde er angewiesen, den Arzt nicht in Verlegenheit zu setzen, sondern blos über seinen körperlichen Zustand mit ihm zu sprechen. Aus Verdruß darüber verbat er sich alle Besuche des Arztes. Endlich führte man ihn unter starker Bedeckung am 12. April in die geheime Kanzlei zum Verhöre, wozu die Richter nur halb vorbereitet waren. Der Kanzler Kiesewetter und neun Räthe, darunter Lorenz Lindemann und David Pfeifer, hielten ihm vor, er habe sich wider sein schon längst gegebenes Versprechen fortdauernd in theologische Händel gemischt, mit Schütz und Krakau, die es auch eingestanden, durch Conspirationen und Praktiken die fremden sacramentirischen Dogmen im Kurstaate einzuführen sich bemüht, Schriften darüber verbreitet, einheimische und auswärtige Theologen dadurch beleidigt und Andere wieder gegen die sächsische Kirche aufgehetzt. Sie nannten diese fremden Dogmen nicht, brachten keine Beweise für die aufrührischen Versuche vor und trafen auf sein Verlangen auch keine Anstalt, ihn mit Schütz und Krakau zu confrontiren, drohten aber mit harter Strafe. Peucer lehnte diese Beschuldigungen gradehin als Verleumdung von sich ab, und konnte sich gar nicht besinnen, daß ihm die theologischen Angelegenheiten einst verboten worden wären, noch daß er sich zu dazu gedrängt, sondern so oft er darüber befragt worden wäre, hätte er sich an das Corpus doctrinae seines Schwiegervaters und an den dresdener Consens gehalten, und selbige Schriften auch empfohlen. Wegen seines verdächtigen Briefwechsels konnte man ihm auch Nichts weiter anhaben, außer daß man ihm den Brief an M. Christian vorlegte, worin er die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß die Wahrheit, welche in Frankreich und Belgien nicht habe vertilgt werden können, auch in diesen Landen noch obsiegen werde. Dies hat, fügte Lindemann, welcher das Wort führte, hinzu, den Kurfürsten am meisten verdrossen. Peucer erläuterte diese Stelle und erklärte, es handele sich um das Dogma von der Menschwerdung Christi, und wenn ja der Ausdruck Wahrheit anstößig sei, so könne er wol fragen: ob man sie denn nicht vertragen könne! Lindemann ließ sich in keinen Wortwechsel mehr ein, sondern begab sich zum Kurfürsten, um ihm von dem seltsamen Verhöre Bericht zu erstatten. Bald kam er wieder zurück und legte ihm ein Bekenntniß zur Unterschrift vor. Dieses enthielt ganz dasselbe, was ihm im Eingange des Verhörs als Verbrechen vorgeworfen und von ihm als unbegründet zurückgewiesen worden war. Der Kurfürst aber wollte aus Rücksicht auf Peucer's eigene und Anderer Fürbitten, heißt es weiter darin, die verdiente harte Strafe dahin mildern, daß er hinfort lediglich an seine medicinischen und historischen Vorlesungen gewiesen bliebe, die Inspection und Prüfungen der Stipendiaten aufgeben und sich ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Landesherrn nicht aus der Stadt und dem Weichbilde Wittenbergs entfernen sollte. Peucer erschrak und wurde leichenblaß über diesen Abschied, sträubte sich gegen die verlangte Unterschrift, klagte über das offenbare Unrecht und rief die Versammlung zum Beistande auf. Diese sah auf den geheimen Rath Lindemann, welcher die Achseln zuckte und zu verstehen gab, daß vom Kurfürsten nichts Anderes zu hoffen wäre. Auf wiederholtes Zureden der Räthe und auf ihre Versicherung hin, daß er nicht betrogen werde, aber doch das Gefängniß nicht werde verlassen können, wenn er die Unterschrift verweigern wolle, entschloß er sich endlich dazu, um die Haft los zu werden, und protestirte dabei mündlich gegen das angethane Unrecht. Der Eid, den er zugleich ablegen mußte, gebot ihm bei Ge-

---

45) Historia carcer. 82 sq. 249 sq. u. 291. 46) Ibid. 370 sq., wo Peucer den Inhalt dieses Schreibens aus dem Gedächtnisse mittheilt, denn viele bedenkliche Ursachen, sagt er, hätten ihn abgehalten, vom Originale eine Abschrift zu nehmen. Darin heißt es unter Andern: Ich weiß, daß ich nechst Gott, keinen menschen auff erden höher vnd mehr geehret, vnd gerühmet, auch keynen mit höhern vnd mehren trewen gemeinet habe, dann Ew. Churf. Gn., vnd daß ich in Ewer Churf. Gnaden Landen, Schulen vnd Kirchen, was zur erhaltung reiner lehr, rechtem brauch der Sacrament, rechter anrufunz vnd einigkeit gedienet, soviel mir daran befohlen gewesen, mit allem fleiß vnd trewen gefürdert, in deme auf niemand, dan auf Kirchen vnd Schulen dieser Lande gesehen habe: daß wirt mir Gott in Ewigkeit zeugnus geben, vnd alle fromme leute, denen mein thun, wesen, vnd fürhaben bekant gewesen. — vnd da gleich etwas zu viel, oder wenig gethan, Ew. Churf. Gn. wölle in betrachtung menschlicher blödigkeit vnd schwachheit, fürnemlich dahin sehen, daß mein fürsatz, will vnd fürhaben anders nicht gewesen, dann recht vnd trew zu handeln: Daß es aber alles nicht gereth, stehet nicht in vnsern henden oder gewalt ꝛc.

fahr seines Lebens still zu schweigen [47]). So hatte denn Peucer, was ihm zuvor als Verleumdung erschienen war, eingestanden, daß er seine Pflichten verletzt und sein Wort gebrochen hätte. Doch glaubte er, Gehorsam gegen den Kurfürsten werde leicht versöhnliche Gesinnungen erwecken; er war aber durch dieses Bekenntniß in die Gewalt eines unversöhnlichen Fürsten und ränkesüchtiger Hofdiener gefallen. Zaghaftigkeit und Übereilung hatten ihn betrogen. Der Weg zur Vertheidigung war durch die selbstbekannte Schuld abgeschnitten worden. Ein bloßer Schmerz ob dem Gebote, seine theologischen Lieblingstheorien nicht mehr berühren zu dürfen, war das Einzige, was er hinterher beklagte. Daraus ging erst später der Muth hervor, Märtyrer dieser Sache zu werden, welcher zu Liebe er bisher seine Ehrlichkeit und sein äußeres Glück auf's Spiel gesetzt hatte.

Geschreckt durch ein Gerücht, der angekündigte torgauer Landtag werde über ihn und andere wittenberger Professoren ein strenges Gericht halten und sie insgesammt zur Jahresfeier des von August über Herzog Johann Friedrich II. zu Gotha errungenen Sieges abschlachten lassen, weil sie durch pfälzische Bestechungen verlockt, das sacramentirische Dogma in Sachsen hätten einführen und dem Kurfürsten einen Krieg über dem Haupte zusammenziehen wollen, faßte Peucer, welchen die öffentliche Meinung bereits einen Verräther und Ruhestörer schalt, den Entschluß, lieber zu sterben, als seinen dogmatischen Ansichten untreu zu werden. Seine Freunde, Pezel, Kreuziger, Wiedebram, Moller, Rüdinger (Rüdiger) und Wolfgang Crell wurden, weil sie Ähnliches behaupteten und sich in ihren Ansichten auf die alte orthodoxe Lehre Luther's nicht zurückweisen lassen wollten, verhaftet, eingesperrt und zuletzt des Landes verwiesen. Ein gleiches Schicksal würde aus demselben Grunde vermuthlich auch Peucer's Schwiegersöhne Joachim Eger und Hieronymus Schaller (jener Professor der Rechte und dieser Professor der Arzneikunde zu Wittenberg) getroffen haben, wenn sie nicht für gut gefunden hätten, freiwillig zu gehen [48]). Den versammelten Ständen zu Torgau ließ August am 24. Mai 1574 die abgelisteten Bekenntnisse der vier in gelinder Haft gehaltenen Männer, Peucer, Stößel, Schütz und Krakau, sammt den von ihnen aufgefangenen und in Beschlag genommenen Papieren vorlegen, mit dem Bemerken, daß sie auf unerlaubte und strafbare Weise eine neue Lehre hätten einführen wollen, dadurch Zwiespalt erregen und das ganze Land in einen verderblichen Bürgerkrieg verwickeln können. Aus Fürsorge hatte der Kurfürst die Stadt absperren und auf die Dauer des Landtags unter scharfe Aufsicht stellen lassen. Der Landtag aber ersah in den vorgelegten Acten gar bald, daß außer den Religionshändeln noch manche Nebenursachen auf das Verfahren eingewirkt hatten. So wies sich bei Peucer nach, daß er über das Weiberregiment bei Hofe gespöttelt hatte, und er gestand nachmals ein, daß ihm dies mehr als alles Andere geschadet hätte [49]). Der Landtag trug daher darauf an, daß die vier verdächtigen Männer vorläufig in ihrem Haus- und Stadtarrest gehalten, und nur Krakau seines Dienstes entsetzt werden sollte, weil derselbe eine neue Lehre habe einführen wollen, vom Kurfürsten übel geschrieben, von seinem Regiment höhnisch gesprochen und Heimlichkeiten offenbart habe [50]).

Diese Milde verdroß den Kurfürsten dergestalt, daß er sich am 28. Mai mit seinem ganzen Hofstaate in die Versammlung seiner Stände begab und dort durch Lindemann einen ernsten Vortrag nach seiner eigenhändigen Vorschrift halten ließ. Beide Pfaffen, Schütz und Stößel, heißt es unter Anderem darin, meine Beichtväter und Seelsorger, D. Peucer, mein Leibarzt, dem ich meinen Leib, mein Weib und Kind vertraut hatte, D. Krakau, mein geheimster Rath in allen weltlichen Dingen, haben mich schändlich und böslich betrogen, in sofern ich sie für fromme und ehrliche Leute angesehen, und aus ihren Handlungen doch das Gegentheil befunden worden ist. Dieser verlogenen und falschen Buben wegen habe ich als unwürdiger Landesherr, darnach die fromme Landschaft unschuldiger Weise in das Geschrei und in den Verdacht gerathen müssen, von der reinen Lehre abgefallen zu sein und die Calvinische angenommen zu haben. Der langwierige Zank in diesen Landen ist allein daraus geflossen, daß die heimlichen Calvinisten sich nicht öffentlich zu ihrer Lehre haben bekennen wollen; sonst wäre der Pauke zeitig ein Loch gemacht worden und hätte das Ungeziefer hier nicht nisten können. Die Nothdurft erfodert, stattlichen Rath darüber zu halten, wie diesem giftigen Geschmeiß in Zeiten gewehret und dasselbe mit der Wurzel ausgerottet, Kirchen und Schulen aber wiederum in den ruhigen Stand gesetzt werden möchten. In einer zweiten, gleichfalls eigenhändig verfaßten, Denkschrift sprach sich August mit der größten Erbitterung über Peucer aus. Er wies ihm Falschheit nach, und gab ihm schuld, daß er mit seinen Gleichgesinnten sich festiglich verbunden hätte, um die Calvinische Lehre mit ganzer Gewalt im Kurstaate und sonderlich auch bei Hofe einzuführen [51]). Die Versammlung, hierdurch angefeuert, schritt nun zu Maßregeln, welche die Verdächtigen in erneuerte Untersuchung und in wiederholte Verhöre brachte. Schütz blieb in seinem Hause unter den Quälereien seines bösen Weibes auf eigene Kosten gefangen, bis er nach des Kurfürsten Tode von dessen Sohne mit gewissen Beschränkungen wieder in Freiheit gesetzt wurde; Krakau saß zuerst auf seinem Gute zu Schönfeld gefangen, alsdann auf der Pleißenburg zu Leipzig, wurde hart behandelt, gefoltert und den 17. März 1575 auf seinem Strohlager todt gefunden; Stößel wurde

47) Historia carcer. 99 sq. 250 sq. 268 sq. 333. 370 sq. 382 sq. 392 u. 414 sq. 48) Löscher III, 193 fg. u. *Hutter* 223 sq.

49) Historia carcer. 113 u. Gleichen's Annales eccles. I, 40. 50) Löscher III, 171. Das Gutachten der kurfürstlichen Räthe stimmt in der Hauptsache damit überein, außer daß es auch Krakau nicht abgesetzt wissen will. Weiße's Geschichte der churf. Staaten. IV, 123. Die Exegesis wurde als ein gottloses Buch verdammt und vernichtet, jedoch im folgenden 1575. Jahre in Heidelberg abermals gedruckt und auch ins Teutsche übersetzt. Siehe Häberlin's neuste teutsche Reichsgeschichte. IX, 242. 51) *Hutter* 232 sq. u. Löscher III, 174 fg.

von Pirna in die Festung Senftenberg gebracht, auf mancherlei Art gemartert und zum schriftlichen Bekenntnisse gezwungen, daß er den Vorsatz gehabt habe, den Kurfürsten und das ganze Land mit irriger und falscher Lehre zu verführen und zu betrügen, und daß er in seinem Herzen viel anders gemeint und gedacht, als er mit seinem Munde bekennt und geredet habe. Er starb im Mai 1576 eines mislichen Todes, wie sich Löscher ausdrückt[52]).

Während dieser Vorgänge dachte Peucer daran, sein Gewissen und seine Ehre zu verwahren. Er setzte zu dem Ende eine kleine Denkschrift auf und erbot sich darin, von allen seinen Handlungen Rechenschaft ablegen zu wollen, erklärte sich aber auch zugleich entschlossen, bei seinem Glaubensbekenntnisse unter allen Umständen standhaft zu verharren. Er führte dasselbe auf die Ansichten seines Schwiegervaters zurück, wies es als Grundlage der wittenberger Grundfeste und des dresdener Consenses nach und brachte auch seine ganze Correspondenz damit in Verbindung. Als Gewissenssache könne es, fügte er hinzu, keinen Zwang erleiden, und der Kurfürst möge sich ebendeshalb wohl vorsehen, was er thue[53]). Mit diesen Gesinnungen wurde Peucer am 16. Juli 1574 bei'm Einbruche der Nacht nach Torgau in eine zweite Haft abgeführt, wo ihm zwei Tage darnach die kurfürstlichen Räthe Namens ihres Herrn ankündigten, er möge sich statt Wittenbergs einen andern Wohnort im Lande wählen, etwa Freiberg. Er fügte sich willig, bat aber um Unterhalt, um Erlaubniß zur ärztlichen Praxis und wenn möglich auch um soviel Freiheit, daß er wieder in ungehinderten Verkehr mit dem In- und Auslande treten könne. Man entließ ihn mit dem Troste, daß der Kurfürst davon unterrichtet werden sollte. Etwa nach 14 Tagen aber nahm ihn der geheime Rath Lindemann in Gegenwart von drei Räthen und dem Secretair Jenisch ganz unerwartet in's Verhör, um besonders über seine und seiner Freunde sacramentirische Praktiken und über ihr Verhältniß zu den Pfälzern Genaueres zu erforschen. Zugleich beschwor man ihn, Alles, was er wisse, offen zu gestehen, wenn er sich die kurfürstliche Gnade wieder erwerben wolle. Der abermals geäußerte und festgehaltene Gedanke an eine Verschwörung empörte Peucer'n und reizte ihn zu leidenschaftlichen Äußerungen. Auch nahm er übel, daß man seinen freundschaftlichen Briefwechsel, sonderlich in Betreff eines streitigen Glaubensartikels, über den noch nicht entschieden worden sei, als Verschwörung auslegen wolle. Jedoch scheint er seine Ansicht von Gewissensfreiheit nicht zur Sprache gebracht zu haben, als aber Lindemann sah, daß Nichts auf ihn zu bringen war, kündigte er ihm und seiner Familie, ohne Angabe irgend eines Grundes, die Verweisung nach Rochlitz an, wo er, wie zu Wittenberg, verstrickt bleiben sollte. Dies geschah am 2. August[54]). Peucer's Gattin und Schwiegersöhne reichten sofort bei dem Kurfürsten eine Vorstellung dagegen ein und baten sich Freiberg zum Wohnorte der Familie aus; August aber ging nicht darauf ein, und ließ blos mündlich ein Jahrgeld von 200 Fl. versprechen, welches nach zwei Jahren wieder genommen wurde, während Peucer die erbetene Verlängerung der Frist zu seinem Abgange in's Exil nur mit der Bedingung zugestanden erhielt, sie auf seine Kosten zu wagen. Die ärztliche Praxis zu Rochlitz wurde ihm untersagt und der Umgang mit Menschen zwar nicht abgeschnitten, doch sehr erschwert. Alle seine Schritte und Tritte wurden beobachtet, seine Angehörigen und sein Gesinde ausgeforscht, seine Briefe untersucht oder aufgefangen, und in Wittenberg hielt man nebenher noch fleißige Nachforschungen über ihn[55]). Nächstdem ließ der erbitterte Kurfürst zu, daß Professor Paul Crell, der Peucer'n den Tod geschworen haben sollte, Alles, was diesem in der torgauer Ständeversammlung zur Last gelegt worden war, nebst einem Auszuge aus dem erbeuteten Briefwechsel und dem dresdener Reverse, in einer teutschen Schrift verbreiten durfte. Peucer bekam heimlicher Weise ein Exemplar davon und zugleich Kenntniß, was die Stände zu Torgau über ihn berathen und beschlossen hatten[56]).

Während er nun mit seiner Familie in Rochlitz wie ein Gefangner lebte, besuchte ihn einst der gelehrte und gewandte Bürgermeister Rauscher zu Leipzig, der als Glied des Landtagsausschusses ein Jahr zuvor in den kryptocalvinischen Umtrieben gearbeitet und von Peucer's Anschuldigungen hinreichende Kenntniß erhalten hatte, und jetzt im Auftrage des Kurfürsten ein Verhör mit ihm anstellen sollte. Dies geschah am 17. Febr. 1575 allem Vermuthen nach ohne Zeugen und Protokollführer. Mit Androhung der Folter verlangte Rauscher das offenste Geständniß über drei Fragpunkte von ihm, deren erstere beide, bereits zu Dresden und Torgau theilweise abgehandelt, noch nicht auf die gesuchte Entdeckung einer verabredeten Verbindung unter Einheimischen und Auswärtigen zur Verbreitung der Calvinischen Glaubenssätze geführt hatten, nun aber genauer erforscht werden und von Peucer's Strafbarkeit die Überzeugung geben sollten. Natürlich verursachte die erste Frage, welcher Umtriebe und Verschwörungen er sich schuldig wisse, abermals eine stürmische Unterhaltung, während welcher er, entrüstet wegen der Qualen, womit ihm mehrmals zugesetzt worden war, seinen Inquisitor fragte, wodurch er denn eigentlich sich der Ränke und Verschwörungen verdächtig gemacht habe. Rauscher wich mit der Entschuldigung aus, daß der Kurfürst bis jetzt noch nicht zufrieden gestellt sei. Peucer, ungeduldig darüber, betheuerte mit einem Schwure, daß er sich keiner Verbrechen, oder wenigsten gegen den Kurfürsten bewußt sei. Die zweite Frage, mit welchen Theologen und Räthen bei Hofe er seine Anschläge gefaßt und getheilt, über den streitigen Artikel vom Nachtmahle gesprochen und welche von ihnen er seiner Meinung zugethan wisse, brachte das Gespräch auf Rauscher's Zwischenfrage, ob denn die Calvinisten mit ihm einerlei Meinung wären? Nicht von ihnen, antwortete Peucer, da er ihre Schriften nicht gelesen, habe er

52) Löscher III, 194 fg. nebst *Hutter* 301. 53) Historia carcer. 452 sq. 54) Ibid. 114 sq. 277 sq. 394 sq. 401 sq. 416 sq.

55) Historia carcer. 404 sq. 253 u. 279. 56) Ibid. 151 sq.

seine Meinung vom Abendmahle, sondern von seinem Schwiegervater Melanchthon, der ihm öfters mit Thränen geklagt habe, daß er durch Luther's Autorität und die Raserei der Gegner gehindert worden, in diesem Punkte seine wahre Meinung zu bekennen, wiewol es hin und wieder in seinen Schriften geschehen sei. Hierauf berührte Peucer, daß seines Schwiegervaters Schriften, die von ihm herausgegeben worden waren, ihn in Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz, dem kaiserlichen Leibarzt Crato von Kraftheim und vielen andern Gelehrten gebracht hätten; was aber die Männer bei'm kurfürstlichen Hofe zu Dresden belangte, so konnte er sich nicht mehr entsinnen, wie oft er mit ihnen über gedachtes Dogma gesprochen hatte, da er seit vier Jahren nicht wieder nach Hofe gekommen war. Indessen gestand er ein, daß es mit Kiesewetter und Zesch, die als belesene Männer auch in den Schriften der Calvinisten bewandert waren, oftmals geschehen sei, zuweilen mit Krakau, seltener mit Bernstein, von Bock und Lindemann. Weitere Nachforschungen über andere Staatsbeamte brachten Peucer zur Äußerung, daß Privatgespräche über Religionswahrheiten und deren Vertheidigung noch keineswegs ein Vergehen gegen Fürst und Staat wären. Im Übrigen, fuhr er fort, müßten ja Alle bei Hofe wol wissen, wie er sich aufgeführt habe. Rauscher wollte ferner wissen, ob er mit fremden Gesandten zu Dresden verkehrt habe und da auch in diesem Punkte keine Aufklärung erhalten werden konnte, was bei dem Gastmahle, das Krakau auf seinem erkauften Gute gegeben, gesprochen worden sei. Peucer, der dort zugegen gewesen, versicherte, daß man bei'm Becher blos gescherzt habe. Nun brachte Rauscher die Geständnisse von Krakau und Kreuziger vor, daß Peucer die wittenberger Theologen aufgemuntert, zur Standhaftigkeit ermahnt und ihnen den Schutz der Hofleute, die seiner Meinung waren, versichert und daß er zu den verschrienen Schriften gerathen hätte. Aufmunterung und Bestärkung in einer Meinung, entgegnete Peucer, ist noch keine Neuerung und Ruhestörung; die Vertröstungen mit Hofgunst gestand er nicht ein, leugnen aber wollte er nicht, den wittenberger Katechismus befördert, er gestand sogar, die Vorrede dazu geschrieben zu haben; ebenso, meinte er, verhalte es sich auch mit der Grundfeste, da sie ganz seine Ansichten entwickele und ausspreche; und wenn er das Corpus doctrinae Philippicum gebilligt habe, so liege kein Vorwurf darin, weil es vom sächsischen Staate den Kirchen als Glaubensnorm vorgeschrieben worden wäre, noch weniger könne man ihm aus demselben Grunde die Stelle in seinem Briefe an M. Schütz, wo es heißt: Die wittenberger Theologen wollen eher die Akademie verlassen, als das Corpus doctrinae Philippicum aufgeben, zum Vorwurf machen. Will der Staat dasselbe verwerfen, woran soll er sich denn sonst halten? Freilich hätten die Gottesgelehrten, setzte er mit Recht dazu, zur Vermeidung des Hasses und Zwiespaltes in dem, was sie annahmen und verbreiteten, mehr Muth blicken lassen sollen. Bei der dritten Frage sprach Peucer seine Verwunderung aus, wie der Kurfürst ihn untreu nennen könne, wenn er im Punkte des heiligen Abendmahls nicht einerlei Meinung mit ihm sei, im Gegentheile sei derjenige kein treuer Diener seines Herrn, welcher zu dessen Willen und Gefallen von der himmlischen Wahrheit abgehe; verdächtig sei überhaupt noch keiner, der im Glauben anderer Meinung ist. Darum thue auch die Kurfürstin ihm großes Unrecht, wenn sie sage, Niemand habe sie mehr, als er betrogen. Und übrigens müsse man sich an Beispiele in der Geschichte erinnern: da haben heidnischen Kaisern Christen getreu gedient, und die neuere Zeit weist einen Vertrauten Luther's und Schüler Melanchthon's auf, Crato von Kraftheim, welcher den katholischen Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II. treffliche Dienste geleistet hat. Die Fürsten, antwortete Rauscher, sind nicht alle einerlei Laune und Sinnes, was der Eine verträgt, kann der Andere nicht leiden. Ebendarum, fiel Peucer ein, hätte man ihn schon längst entlassen müssen, da ja seine Gesinnungen dem Hofe bekannt genug gewesen wären; dem zuwider hätte man ihn gehalten, als er selbst um seinen Abschied eingekommen wäre[57]). Die Folge dieser sehr umständlichen, wiewol fruchtlosen, Ausforschung blieb gleichwol ohne Belehrung, sogar ohne Urtheilsspruch über Peucer. Seine Gefangenschaft drohte aber eine lebenslängliche zu werden.

Nach Verlauf von ein Paar Wochen (am 7. März) erhielt Peucer einen zweiten Besuch vom Bürgermeister zu Meißen. Derselbe trat zwar ganz anders auf, als Rauscher, nahm auch die Krankheit des Arztes in seinem Orte zum Vorwande seiner Erscheinung, ließ aber durch mancherlei auffallende Fragen doch den Gefangenen merken, daß er ein Spion sei. Bald darauf (im April 1575) bat Kaiser Maximilian II., welcher Peucer'n im J. 1564 zu Breslau persönlich kennen gelernt hatte, während seines Besuches in Dresden, auf Empfehlung seines Leibarztes Crato von Kraftheim, um Peucer's Loslassung, um ihn in seine Dienste zu nehmen. Ich selbst kann ihn nicht entbehren, erwiederte August, und auf des Kaisers weitere Frage, wie dies möglich wäre, da er ihn gefangen halte, äußerte er sich so unverhohlen über die Absicht, seinen Gefangenen zur Bekehrung zu zwingen, daß Maximilian gestand, sich selbst soviel nicht anzumaßen, weil er keine Macht über die Gewissen habe[58]). Gleichwol traf August Anstalten, Peucer'n zum Abschwören seiner Ansichten zu bringen. Man ordnete eine Ohrenbeichte und andere scharfe Maßregeln gegen ihn an, sogar lockende Versprechungen, allein kein Mittel fand bei ihm seine Wirkung[59]). Dieser Qualen überdrüssig benutzte er die Geburt eines kurfürstlichen Prinzen zu einem Schreiben an dessen Ältern, worin er ihnen Glück wünschte, zugleich um seine Freilassung bat und in Absicht auf das vermeintliche Hauptvergehen erklärte, daß seine religiöse Meinung theils ein Erbtheil seines Schwiegervaters, theils der Gewinn eigener Forschung wäre, wie er dem Bürgermeister Rauscher mit dem Zusatze bereits aus einander gesetzt hatte, daß ihn Melanchthon darin auf seinem Sterbebette bestärkt hätte. Statt zu besänftigen, erbitterte die-

57) Historia carcer. 126—160, 280—284, 250 sq. 58) Ibid. 256 sq. 286 sq. 307, 360 sq. 477 sq. 59) Ibid. 467 sq.

ses Geständniß den Kurfürsten noch mehr, sodaß er die Briefe ohne Antwort zurückschickte[60]). Ebenso blieben spätere Schreiben an August und an seine Räthe unberücksichtigt, als er dadurch den ruchbar gewordenen Drohungen mit wirklicher Einkerkerung und härterer Behandlung zuvorkommen wollte. Auch die Hoffnung, auf dem regensburger Reichstage Fürsprecher und Retter für seine Sache zu finden, blieb unerfüllt, und mitten in der rauhen Jahreszeit (am 24. Dec. 1575) mußte er mit seiner Familie und seinem Hausgeräthe von Rochlitz, wo man die unglückliche Tochter des Kurfürsten Moritz, Anna, August's Nichte, einzusperren gedachte, in's Schloß zu Zeitz wandern, obschon er sich aus allen Kräften gegen diesen Tausch seiner Wohnung gewehrt, und in Betracht der deshalb erwachsenden Kosten den Kurfürsten dringend gebeten hatte, ihn doch in sein Haus zu Wittenberg zurückbringen zu lassen[61]). In Zeitz genoß Peucer, wie zu Rochlitz, die Freiheit des Kirchenbesuches, und man gab ihm zu verstehen, daß der Kurfürst wohl leiden könne, wenn er seine Chronik (die sogenannte Chronik Carion's) beenden wolle. Da man ihm keine Freiheit und keinen Verkehr mit Gelehrten gestatten wollte und ihm überdies benommen war, die theologischen Angelegenheiten, ein Hauptgegenstand seiner Zeit, zu berühren, so lehnte er die Unmöglichkeit der Vollführung dieser Arbeit ab. Inzwischen kam der Befehl, ihn nach Rochlitz wieder zurückzuführen, weil die Prinzessin Anna sich nicht hatte entschließen können, dahin zu gehen, und deshalb nach Dresden gebracht worden war. Am 1. März 1576 kehrte der Gefangene in die rochlitzer Burg zurück[62]).

Seit Kaisers Maximilian II. Fürbitte glaubte Peucer, von welchem bis jetzt die einzige umständliche Quelle für die Geschichte seiner Gefangenschaft herfließt, sei der Kurfürst noch aufmerksamer auf ihn geworden und habe ihn, wiewol ohne Grund, in Verdacht gebracht, daß er sich insgeheim bei Ausländern über erlittene Kränkungen beschwere und unter hohen Personen einflußreiche Fürsprache zu erwecken bezwecke. Fremde Fürsprache und des Gefangenen Bittschreiben konnte ihn nur noch mehr erbittern und seinen Vorsatz bestärken, dem hinterlistigen Diener noch härtere Prüfungen aufzulegen. Empört hatte ihn von Neuem die Nachricht, die ihm Rauscher aus dem letzten Gespräche mit Peucer hinterbracht hatte, daß sein gewesener Hofmedicus ihm, wenn er nur hören wolle, seine wahre Meinung aus der heiligen Schrift, mit den Zeugnissen der alten Kirchenväter unterstützt, deutlich darzulegen, sowie die Geschichte des Streits über die beiden Naturen in Christus und über die Nachtmahlstheorien von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten herab zu erzählen entschlossen sei. Sein Bruder, Magister Gregor, der sich ebenfalls eifrig, doch vorsichtig für seine Befreiung verwandte, rieth ihm davon ab und schlug vor, lieber blos seine persönliche Meinung dem Kurfürsten in einer Schrift einfach und offen zur Beurtheilung vorzulegen. Allein bald erfuhr er auf vertrautem Wege, daß den religiösen Ansichten, die seine wahre Überzeugung bildeten, ewiger Haß geschworen, alle darauf bezügliche Schriften vernichtet und alle Gefangene, welche denselben anhingen, nie wieder in Freiheit gesetzt werden sollten. Von Peucer lief noch besonders das Gerücht um, seine Gefangenschaft werde viel unerträglicher gemacht werden[63]), sobald er nicht dazu thue, seine Glaubensmeinung abzuschwören, dem Kurfürsten feierlich abzubitten und zu versprechen, über alles Erlebte und Erduldete ein tiefes Stillschweigen zu bewahren. Man setzte hinzu, er werde ohnedies nicht im Stande sein, zu beweisen, daß sein Schwiegervater ganz dasselbe geglaubt und den Hof ebenso empfindlich gekränkt hätte, wie er. Zur Erschütterung seines Innern brachte man ihm nun auch die Nachricht von dem jämmerlichen Ende seiner beiden Schicksalsgenossen, Krakau und Stößel, zu[64]). Der Kurfürst that jedoch nicht weiter, als daß er Peucer's Standhaftigkeit zu erschüttern glaubte, wenn er ihm den Umgang, Beistand und Trost seiner Familie nähme. Auf seinen Befehl verließen wirklich Weib und Kinder den Gefangenen am 19. Juni 1576, um nach Wittenberg zurückzukehren. Ihr werdet nicht sterben, sagte Magdalene bei'm Abschiede dem trostlosen Gatten, sondern leben und die großen Thaten Gottes verkünden[65]). Der Gefangene selbst wurde am folgenden 31. Juli in Begleitung seines Sohnes Kaspar vom Schösser zu Rochlitz in engeren Gewahrsam auf die Pleißenburg zu Leipzig abgeführt. Der Umstand, daß Peucer von nun an die Kosten seiner Gefangenschaft aus seinen Mitteln tragen mußte, machte die Strafe empfindlicher, und würde auch sein Vermögen gänzlich zerrüttet haben, wenn ihn nicht hohe auswärtige Gönner und Freunde unterstützt hätten.

In diesem neuen Gefängnisse, wo auch der Sohn von ihm weichen mußte, besuchte ihn der leipziger Bürgermeister Rauscher am 12. Sept. 1576 abermals und zeigte ihm im Namen des Kurfürsten die Gründe an, weshalb er sich diese Haft zugezogen hätte. Diese Gründe, welche zugleich ein neues Verhör veranlaßten, waren erstlich Peucer's Brief an den Rector Baldus in Schulpforte, worin die Einführung des wittenberger Katechismus befohlen worden war, zweitens daß Peucer auf Luther gescholten, drittens daß er in Rücksicht auf sein Bekenntniß vom Nachtmahle des Herrn hinterlistig, schelmisch und betrügerisch gehandelt habe, und daß er viertens Mitwisser von der Verschwörung Krakau's und Crato's von Krafftheim gewesen sein müsse. Auf den ersten Klagpunkt hatte Peucer nichts zu seiner Rechtfertigung zu antworten, indem

60) Historia carcer. 165 sq. 257 et 288 sq. Vergl. besonders p. 253. 61) Ibid. 305. 62) Ibid. 302 sq. 468 und Raumer's historisches Taschenbuch. VII, 162 fg.

63) Man sprach, so auch Rauscher, von einem unterirdischen scheußlichen Kerker zu Hohenstein, in welchen er abgeführt werden sollte. 64) Historia carcer. 308 sq. 327 sq. 333. 468. 65) Brendel's Leichenrede auf Peucer. (Zerbst 1603. 4.) S. 27. Magdalene starb noch in demselben Jahre am 12. September. Ihre Kinder wurden allenthalben hin zerstreut. Der jüngere Sohn Philipp flüchtete nach Nürnberg und lebte dort so lange, als sein Vater gefangen saß, von der Mildthätigkeit edler Menschen. Strobel, Miscellaneen literar. Inhalts. IV, 89 u. 109, wo Peucer besonders seiner glücklichen Ehe mit Magdalene Melanchthon gedenkt.

er sich auf die Vorgänge bezog, welche schon vor vier Jahren des Kurfürsten Aussöhnung mit ihm zu Wege gebracht hatten. Den zweiten lehnte er als grundlosen Vorwurf gradehin von sich und berief sich daneben auf seine Äußerungen vom Katheder herab; der dritte Punkt war zwar schon mehrmals mit ihm verhandelt worden, zum Beweise der Geradheit seiner Gesinnungen berief er sich jedoch zum Überflusse noch auf eine Menge von Thatsachen, deren sich Kurfürst August selbst recht gut erinnern konnte, und auf viele Gespräche mit diesem Fürsten über den fraglichen Gegenstand. Namentlich wies er auf sein Gespräch mit dem Kurfürsten und dessen Gattin auf dem Schlosse Wolkenstein hin, wo er in Folge der Anschwärzungen durch den tübinger Prälaten Andreä seinen Abschied verlangt hatte. Von der Verschwörung Krakau's und Crato's, deren Zweck nicht einmal bekannt ist (nur Schöttgen vermuthet, sie sei gegen des Kaisers Max Leben gerichtet gewesen), wußte Peucer Nichts zu sagen und als Rauscher bemerkte, Krakau habe auf der Folter gegen ihn bekannt, fragte Peucer entrüstet: Warum habt Ihr mich nicht mit ihm, als er noch am Leben war, confrontirt? Warum jetzt dieser Vorhalt und nicht einmal damals, als Ihr in Rochlitz bei mir waret? Ist ihm im Übermaße des Schmerzes Etwas gegen mich ausgepreßt worden, so geschieht mir das größte Unrecht. Zum Schlusse sagte er, könne er seine Freiheit durch Abbitte und Unterwürfigkeit erlangen, so wolle er's gern thun, obschon er sich keiner Schuld bewußt sei. Rauscher aber meinte, das reiche nicht hin, er müsse auch, wie's Andere bereits gethan hätten, sein Bekenntniß vom Nachtmahle, worin sein Verbrechen bestehe, öffentlich abschwören. Hierzu kündigte er ihm im Namen des Kurfürsten eine Bedenkzeit von acht Tagen an, widrigenfalls er den Tod erleiden müsse, dessen Art er sich selbst wählen könne. Mit großer Fassung hörte er die Drohung an, und blieb ebenso unerschütterlich, als der Bürgermeister nach Verlauf von drei Tagen wiederkam und ihn ernsthaft erinnerte, sich die Freiheit selbst zu erleichtern. Da ließ ihm der Kurfürst nach ungefähr sieben Wochen durch denselben Inquisitor anzeigen, er möge im Gefängnisse bleiben und mit allen Teufeln zur Hölle fahren. Ich weiß einen Weg, antwortete Peucer getrost, der gewiß ist, ich habe ihn aus Gottes Wort gelernt und ihn soll mir Niemand nehmen[66]). Zugleich erfuhr er, daß seine Gattin vor Gram gestorben sei. Diese Nachricht erschütterte ihn bis zu Thränen, aber Nichts konnte ihn zur Sinnesänderung bewegen. Gegen Mitte Novembers wies ihm der Schloßhauptmann eine bessere, bequeme Stube zum Aufenthalte in der Burg an, welche wohl verwahrt war. Durch ein Loch in der Thür wurde ihm das Essen und Trinken gereicht. Peucer versichert, daß dieses zwei Mal des Tags geschehen sei, und in seinem Testamente erzählt er, er habe kärgliche, schlechte Kost bekommen und sei vom Aufseher wie ein Verworfener behandelt worden. Von seinen Büchern gab man ihm nur die Bibel, die Psalmen (aber kein griechisches neues Testament, so sehr er auch darum flehte) und ein Paar medicinische Werke in die Hände[67]). Tinte, Papier und Federn bekam er nur auf ausdrückliches Verlangen, so oft er mit Zustimmung des Kurfürsten etwas arbeitete, oder Bittschreiben an ihn richten wollte, außerdem ersetzte er sich den Mangel an Schreibmaterialien durch Kiele aus den ihm zum Abkehren des Staubes und der Spinnegewebe überlassenen Federwischen, durch geröstete, in Bier wieder aufgelöste Brodrinden und durch die Ränder und leeren Blätter in den ihm gelassenen Büchern.

Diese Beschränkung der Mittel zur geistigen Unterhaltung in der traurigen Einsamkeit verräth die Stärke des Unwillens und der Erbitterung, welche der Kurfürst niemals unterdrückte. Grade in derselben Zeit bat Landgraf Wilhelm von Hessen für Peucer's Loslassung, um ihn in seine Dienste zu ziehen; allein die Kurfürstin wandte ein, so lange sie lebe, werde Peucer nicht frei werden[68]), während ihr Gemahl zur Antwort gab, er könne es vor Gott nicht verantworten, wenn er Sr. L. einen solchen Mann, der in diesen Landen viel unschuldiger junger Leute böslich mit falscher Lehre vergiftet und beschmitzet, wissentlich zukommen lassen wolle, und ihm würde Jedermann die Schuld geben, daß er diesen Buben hätte folgen lassen, wenn, da Gott vor sei, sein Irrthum in Sr. L. Landen sich auch ereignete, und durch ihn solch' Übel gestiftet und angerichtet würde. Indessen ließ der Kurfürst zu, daß Peucer für den Landgrafen mehre astronomische und astrologische Fragen schriftlich beantworten durfte[69]).

Mittlerweile wurde der Gefangene bedenklich krank und sehnte sich nach dem Genusse des Abendmahls. Auf sein Gesuch darum führte ihm der Bürgermeister Rauscher am 17. Nov. 1576 mit kurfürstlichem Befehle zwei seiner Erzfeinde zu, nämlich den tübinger Professor Andreä, welcher sich wegen Berichtigung der Concordienformel noch in Kursachsen aufhielt, und den leipziger Professor Selnecker, einen Widersacher Melanchthon's, obschon er unter demselben zu Wittenberg studirt hatte, in dessen Pflege und Haus, wie Peucer gegeben und unter dieses Letzteren philosophischem Dekanate auch Magister geworden war. Mit einer Art von Mitleiden eröffnete der Ubiquitätsapostel das Gespräch und erbot sich nebst seinem Begleiter, ihm nach vorangegangener Buße und Bekenntniß die Communion zu ertheilen. Jedoch müsse er vor Allem zwei große Sünden bekennen: erstlich die Gotteslästerung, daß er der von Christus angenommenen Menschheit die Allmacht abspreche, und sodann, daß er fromme, ehrliche und um Kirchen und Schulen wohlverdiente Männer öffentlich verrufen, und sehr Viele, besonders die Jugend, irregeführt und in Zweifel gestürzt habe. Peucer vergaß über diese schmähliche Zumuthung seinen kranken Zustand, gerieth in den heftigsten Zorn, schrie, mit der Faust auf den Tisch schlagend, wiederholt: Ego non sum blasphemus! und gebärdete sich dabei dergestalt gegen

66) Brendel 25 und Historia carcer. 337—356 und 468—479.

67) Historia carcer. 355. 68) Ibid. 772 sq. 69) *Hutter* 968, wo der ganze merkwürdige Brief abgedruckt ist. Historia carcer. 360. 362 sq. und 483 fg.

Andreä, als wollte er ihm in die Haare fahren. Nur mit Mühe konnte er zur Ruhe gebracht werden, der lange Streit aber, der sich hierauf über die beiden Naturen Christi entspann, führte zu keinem Ziele. Andreä verlangte ein zweites Gespräch, dazu zeigte aber Peucer keine Lust, und Rauscher glaubte, der Kurfürst werde es nicht zugeben. Sie schieden unverrichteter Dinge von einander [70]).

Nach Verlauf eines halben Monats erschien Rauscher wieder bei ihm und bat ihn mit tiefer Bewegung, doch nachzugeben und durch Halsstarrigkeit den Kurfürsten nicht weiter zu reizen. Peucer erwiederte, diese Nachgibigkeit werde Niemandem nützen, ihm aber desto mehr schaden. Da drohte der Bürgermeister mit glühenden Zangen [71]). Im März 1577 aber wurde ihm die Hoffnung zu milderer Behandlung gegeben, wenn er seine Chronik beenden wolle; er schützte in seinem beschränkten Zustande die Unmöglichkeit vor, dieser Zumuthung zu genügen. Hingegen unternahm er mit Rücksicht auf die theologische Disputation zwischen ihm, Andreä und Selnecker im vorigen Herbste, sein Glaubensbekenntniß, woran er bereits gearbeitet hatte, zu vollenden, und dasselbe bei schicklicher Gelegenheit dem Kurfürsten überreichen zu lassen. Die erste Schrift hierzu behandelt in lateinischer Sprache das Dogma von der Menschwerdung Christi, die zweite die Nachtmahlstheorie ganz in seinem freien Geiste, eine dritte, in teutscher Sprache, zählt die Gründe auf, welche ihm verboten, von der einmal genommenen Wahrheit in diesen beiden Dogmen abzustehen; und als er endlich vom Kurfürsten die Erlaubniß bekam, diese Aufsätze ihm zuschicken zu können, schrieb er am 27. Juli 1579 noch einen sehr langen Brief dazu, in welchem er den Fürsten angelegentlichst bat, diese Schriften aufmerksam zu lesen und sich erklären zu lassen, ihn wegen der darin enthaltenen Wahrheit nicht unterdrücken, noch im Gefängnisse verschmachten zu lassen [72]). August gab keine Antwort darauf und milderte auch die Lage des Gefangenen nicht, ungeachtet derselbe am Schlusse seines Schreibens geklagt hatte: es sei mit ihm auf's Äußerste gekommen; seit längerer Zeit habe er keines Menschen Hilfe, Rath und Trost, keine Wartung und Pflege, keine Medicin und Getränke, keine Reinigung des Leibes und Hauptes, ja nicht ein Fußbad, nicht Nadel noch Faden zur Besserung der Betten trotz flehentlicher Bitten erhalten können. Diese Noth und die Verachtung des Kurfürsten bestärkten ihn in seinem Glauben bis zur Begeisterung und Schwärmerei, und verleiteten ihn sogar zu der Verwegenheit, den Kurfürsten in einem zweiten, später abgesendeten, Schreiben aufzufodern, sich selbst zu bekehren und den Gotteslästerungen Jacob Andreä's entgegen zu streben [73]). Derselbe schickte ihm aber zur Antwort ein Exemplar der Eintrachtsformel, die so eben (1580) im Druck erschienen war, mit dem scharfen Befehle zu, es durchzulesen [74]). Peucer fand diese Chimäre, wie er dieses Buch nannte, so voll sophistischen Blendwerkes, und mit so vielen abscheulichen, gotteslästerlichen und gräßlichen Verdorbenheiten angefüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, die Ränder und leeren Blätter desselben mit seinen Widerlegungen in grobem Tone zu beschreiben. Statt der Tinte nahm er, wie schon bemerkt, Bier, worin er geröstete Brodkrusten aufgelöst hatte, und die Kiele aus seinem Federwische schnitt er mit einem stumpfen Brodmesser zu. Im folgenden Jahre fand er Gelegenheit, dem Kurfürsten zu beweisen, daß die Eintrachtsformel seine Meinung nicht habe erschüttern können.

August nämlich schickte ihm im Januar 1581 drei Fragen zur Beantwortung zu. Sie betrafen die altlutherischen Begriffe von der persönlichen Vereinigung der beiden Naturen in Christus, von der Allmacht und Allgegenwart seiner menschlichen Natur und vom Genusse des Leibes unsers Erlösers im Abendmahle. Natürlich fielen Peucer's Antworten nicht nach dem Sinne seiner Gegner aus, und als sie August gelesen hatte, äußerte er sich mit Verwunderung gegen den anwesenden Geheimsecretair Zschammer: Peucer will durchaus nicht glauben, daß Christus durch seine Menschheit ebenso unendlich und allmächtig ist, als durch seine Gottheit. Der Secretair besaß den Muth, zu bemerken: Dazu hat Peucer große Ursachen; denn wir Alle bekennen ja im Athanasischen Glaubensbekenntnisse, daß Christus dem Vater gleich ist nach der Gottheit, nicht aber nach der Menschheit. Der Kurfürst wollte es nicht glauben, ließ sich dieses Glaubensbekenntniß bringen, und als er sich selbst von der Richtigkeit jener Behauptung überzeugt hatte, erblaßte und schwieg er [75]). Gleichwol änderte dies Peucer's elende Lage nicht. Er wurde im Frühjahre desselben Jahres abermals gefährlich krank, verlangte wiederum nach dem Genusse des heiligen Abendmahls, und da man sein nahes Ende fürchtete, mußte darauf gedacht werden, wie der Ketzer zur Erde bestattet werden sollte. Der Schloßhauptmann der Pleißenburg hatte vorläufig angerathen, man möchte ihn wie einen Esel auf den Schindanger begraben; der Kurfürst fragte aber bei dem dresdener Consistorium an, welches in Absicht auf Reichung des Abendmahls zwar Peucer's Bitte gewährte, dafern er seinen Calvinischen Irrthum

70) Die sächsischen Annalen im Anhange zum Testamente Melchior's von Osse enthalten S. 150—167 das ausführliche Protokoll dieser Unterredung. Besonders abgedruckt findet es sich in der kleinen, vom Superintendenten Weiße zu Coldiß 1683 in 4. herausgegebenen Schrift: Verzeichnüß des Gesprächs mit D. Casparo Peucero im Schloß zu Leipzig, der Pleissen-Burg 2c. Vergl. noch Historia carcer. 356 sq. u. 480 sq. und die kritische Bibliothek von Fabricius III, 339 fg. 71) Ibid. 481. Der baldige Tod Rauscher's machte seinen Besuchen bei Peucer ein Ende. 72) Historia carcer. 485—612. Der Brief Peucer's nebst den Ursachen, seine Meinung nicht ändern zu können, wurde von seinen Freunden im J. 1603 in 4. ohne Angabe des Druckortes mit dem Titel herausgegeben: Copey des Schreibens D. Casparis Peuceri aus dem Gefengnis zu Leipzig an den Churf. zu Sachsen, Hertzogen Augustum 2c. Anno 1579 den 27. Julii, ehe das Concordienbuch verfertiget worden, dessen in dem hertzbergischen Colloquio p. 74 von J. Andreä und Selneckern, als eines abschewlichen schreibens gedacht, aber nichts daraus angezogen wird 2c.

73) Historia carcer. 653—672. 74) Ibid. 672 sq.; 674—738 finden sich diese Widerlegungen des Eintrachtswerkes, jedenfalls späterhin weiter ausgeführt; daß aber Peucer auch ein Gutachten über diese Schrift abstatten sollte, wie Hospinian (Conc. discors 325) behauptet, wird von ihm nicht erwähnt. Hutter widerlegt dies mit Recht. 75) Ibid. 738—753. Ein Druck- oder Schreibfehler datirt dort die vorgelegten Fragen um ein Jahr früher.

verwerfen und die im Concordienbuche vorgeschriebene Lehre bekennen wolle, mithin auch sein gegebenes Ärgerniß wiederrufen und Gott und der Kirche abbitten müsse. Sein Begräbniß belangend, wäre zwar gut, wenn der Kurfürst auch hierin an Peucer als dem vornehmsten Capitan und Rädelsführer ein sonderliches Exempel statuire, weil es aber die Papisten gegen rechtgläubige Christen misbrauchen möchten, so dürfte rathsamer sein, wenn er blos damit bedroht, und stürbe er, in der Stille auf dem Kirchhofe beigesetzt werde [76]). Indessen wurde der Vorschlag der ersten Kirchenbehörde, Peucer'n durch Selnecker oder einen andern Theologen zur Bekehrung aufzufodern, aus unbekannten Gründen außer Acht gelassen, der kranke Gefangene genas ohne ärztliche Hilfe und Pflege von seinem Übel und erst im Sommer 1585, als er in Überspannung mit lästiger Zudringlichkeit ein persönliches Gehör bei dem Kurfürsten verlangt hatte, um vor den Irrthümern des Concordienbuches zu warnen, befahl August den beiden leipziger Professoren Selnecker und Schilter, sich zu ihm in's Gefängniß zu verfügen, mit ihm nothdürftige Unterredung zu halten und wenn möglich „ihn zum rechten Verstande göttlicher Lehre" zu bringen. Die Theologen begaben sich am 19. August zu ihm in den Kerker, fanden einen fanatischen Mann, der von Visionen und seinem göttlichen Berufe sprach, ohne Scheu und Rücksicht auf menschliche Bedrohung und Strafe die ihm von Gott geoffenbarte Lehre zu bekennen und zu verbreiten, Luther'n wegen seiner Nachtmahlstheorie einen Papisten schalt, die Eintrachtsformel verwarf und im Gefängnisse mit Niemandem zu sprechen begehrte, es sei denn, daß der Kurfürst ihn selbst anhören wollte. Im Laufe der Unterhaltung, die drei Tage dauerte, stellte er seine Sache als Gottes Sache dar, ließ die beiden Gottesgelehrten (wiewol sie sich in ihrem Berichte großer Schonung und Milde rühmten, womit sie den wiedertäuferischen Schwärmer und Fantasten behandelt hätten, während Peucer klagt, daß ihm noch Niemand so unverschämt und grob gekommen wäre, als ebendiese Männer), oft nicht zu Worten kommen, schrie mit Ungestüm, und erschöpfte sich dergestalt, daß er am zweiten Tage des Gesprächs athemlos zu Boden stürzte und in sein Bett getragen werden mußte. Am dritten Tage ließen die Theologen einige mitgebrachte Schriften über Religion in seinem Gefängnisse zurück. Der Kurfürst sandte ihren Bericht über diese Unterhaltungen seinem Consistorium zu, welches für die Folge widerrieth, mit dem Fantasten irgend ein Gespräch zu erneuern, allenfalls könne man ihm eine schriftliche Erklärung über die zurückgelassenen Bücher abfodern [77]). Dies geschah nicht, sondern der Kurfürst schickte ihm zwei Fragen mit dem Bedeuten zu, wenn er in Freiheit gesetzt sein wolle, müsse er sich durchaus nach den Ansichten seiner Gottesgelehrten richten. Peucer aber blieb widerspenstig, verwarf das Ansinnen, verlangte wiederum den Genuß des Nachtmahls, Pflege in seinem kranken Zustande, und sprach am Schlusse seiner Antwort den Wunsch aus, die letzten Tage seines Lebens in der Mitte seiner Kinder beschließen zu dürfen [78]). Diese Standhaftigkeit mag wol auf den Kurfürsten Einfluß gehabt haben, sodaß er gegen ihn milder gestimmt wurde und auf seine veränderlichen „Pfaffen" schalt, die selbst nicht wüßten, was sie glauben sollten und auch ihn in Zweifel brächten. Der Tag der Freiheit war nun nicht mehr fern; August näherte sich bald nach dem Tode seiner Gemahlin Anna auf Anrathen des Kurfürsten Joh. Georg von Brandenburg dem heimlichen Calvinisten, Fürst Joachim Ernst I. von Anhalt, dem vornehmsten Widersacher des Concordienwerkes, und vermählte sich am 3. Jan. 1586 mit dessen 13jähriger Tochter Agnes Hedwig. Die Braut und ihr Vater baten, noch besonders von Peucer's Kindern und Verwandten dazu aufgefodert, an diesem Tage um dessen Freilassung und fanden zum großen Schrecken der Anhänger des Eintrachtwerkes geneigtes Gehör bei ihm [79]). Nur verlangte der Kurfürst zur Ehre seines Hauses und zur Beruhigung Aller, die des Gefangenen Schicksal mitberathen und beschlossen hatten, eine sichere Bürgschaft von dessen Verwandten und seinem eignen Schwiegervater. Fürst Joachim Ernst versprach, Peucer'n als Verstrickten in sein Land aufzunehmen, ohne sein Wissen und Willen ihn nicht über die Grenze gehen zu lassen, und dafür Sorge zu tragen, daß derselbe seine Gefangenschaft auf keinerlei Weise und Wege in oder außerhalb Rechtens gegen den Kurfürsten und dessen Nachkommen, Lande und Leute, Räthe und Diener, weder mündlich noch schriftlich, heimlich oder öffentlich rächen wolle; würde er aber diese Bedingungen verletzen, sollte er wieder in die kursächsische Haft zurückgegeben werden. Die Söhne Peucer's, Kaspar und Philipp, verbürgten sich hierauf nebst einem gewissen Magister Melch. Picks (? Pirck) im Namen aller dessen Erben mit Leib, Gut und Blut darauf zu halten, daß ihr Vater und Schwager diese Punkte genau beobachte, und wenn er entweiche, ihn entweder wieder zur Stelle zu schaffen, oder sich selbst statt seiner einzustellen und auch den Schaden zu ersetzen, welcher dem Fürsten daraus erwachsen würde [80]).

Am 8. Februar legten kursächsische und anhaltische Commissarien dem Gefangenen einen Revers zur Unterschrift vor, der alle die obigen Bedingungen zum künftigen Verhalten enthielt, und obenein noch verlangte, er müsse seine Überlieferung in die Verstrickung des Fürsten von Anhalt als eine ganz besondere Gnade des Kurfürsten von Sachsen mit unterthänigem Danke anerkennen. Diese strenge Verwahrung für einen derben Faustschlag ansehend, unterzeichnete und beschwor er ohne langes Bedenken und erhielt auch auf sein Verlangen noch das Versprechen, daß er in seinem Religionsbekenntnisse da-

76) Historia carcer. 754 sq. und *Hutter* 969 sq. 77) *Hutter* 246—264 und Historia carcer. 762 sq.

78) Historia carcer. 767 sq. 79) Ibid. 774. Müller's sächs. Annalen und Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt. VII, 352. Am Sterbetage der Kurfürstin Anna träumte Peucer, daß er zu einem fürstlichen Leichenbegängnisse läute und ihm der Glockenstrang reiße. Da erwachte er mit den Worten des Psalmisten: Strick ist entzwei und wir sind frei! Historia carcer. 773 und *Adami* vitae germ. medic. 385. 80) Beckmann a. a. O. 353. Der Revers der Peucer'schen Verwandten ist vom 28. Jan. 1586. Hutter gibt S. 266 diese Urkunde im Auszuge.

durch nicht beschwert werden solle und die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählen könne[81]). Die beiden anhaltischen Commissarien und sein jüngster Sohn Philipp führten ihn am gedachten Tage aus der Pleißenburg, worin er fast volle zehn Jahre eingeschlossen war, unter großem Zudrange der Neugierigen, darunter auch seine Peiniger, Schilter und Selnecker, in ein Wirthshaus, und folgenden Tags nach Dessau. Mündliche und schriftliche Glückwünsche kamen ihm von allen Seiten her durch Gleichgesinnte entgegen, während die erzürnten Altlutheraner auf seine Befreiung zur Schmach des Kurfürsten eine Spottmünze prägen ließen, auf welcher Adam und Eva in ihrer völligen Nacktheit, als das kurfürstliche Ehepaar mit dessen Wappenschildern bezeichnet, in dem Augenblicke, wo das Weib dem Manne den Apfel vom Baume reicht, dargestellt werden, mit der Umschrift:

Adam durch der Eva Rat,
Gottes Gebot übertrat[82]).

Die Besorgnisse dieser grausamen Eiferer gingen nicht in Erfüllung; denn August starb drei Tage nach Peucer's Erledigung und wenige Wochen nach seiner zweiten Vermählung im Rufe eines weisen und preiswürdigen Fürsten, der es sich aber nach Zeitsitte zur vornehmsten Regentenpflicht gemacht hatte, vor allem Andern für das Seelenheil seiner Unterthanen zu sorgen. Die Fürsten der sächsisch-ernestinischen Linie und mehre Andere theilten in ihrer Weise dieselbe Ansicht. Gleich nach des Kurfürsten Tode bemühte sich Peucer mit Hilfe des Fürsten Joachim Ernst und dessen Söhne, seiner Verbindlichkeiten gegen Kursachsen enthoben zu werden, worauf Kurfürst Christian I., des Verstorbenen Sohn, auch gern einging, und sogar denselben im März 1591 zu Dessau persönlich ersuchte, an ihm nicht zu rächen, was er von seinen Ältern hatte erdulden müssen[83]). Der alte Fürst von Anhalt, welcher Peucer'n schon längst mit seinen Haus- und Landesverhältnissen vertraut wußte, nahm ihn als Leibarzt in seine Dienste mit dem Ehrenprädicate eines Rathes, und ließ ihn schon im Sommer 1586 nach Bautzen reisen, wo er seine Familienangelegenheiten, welche durch die vieljährige Haft zerrüttet worden waren, in Ordnung brachte. Fürst Joachim Ernst starb noch vor Ablauf desselben Jahres und überließ seinen vier Söhnen den Leibmedicus Peucer, der ihnen auch in weltlichen Angelegenheiten bis an seinen Tod getreulich diente. Er begleitete den einen und andern von ihnen auf Reisen, oder sie sandten ihn allein in Staatsgeschäften auswärts, so in die Pfalz. Jedenfalls diente er ihnen auch bei Einführung des Calvinismus in ihrem Fürstenthume. Zuweilen reiste er in sein Vaterland, knüpfte die alten nahen und fernen Verbindungen wieder an und schloß neue ab. Peucer lebte ruhig und ohne Anfechtung, bis nach des Kurfürsten Christian I. von Sachsen Tode der orthodoxe Eiferer Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar fürchtete, Peucer werde, durch Angriffe von Wittenberg her gereizt, das Concordienbuch öffentlich widerlegen und vermuthlich auch sein strenges Verfahren gegen den in Sachsen wiederum heimlich eingerissenen Calvinismus rügen. Er drohte ihm daher mit einer neuen Einkerkerung, wenn er sich erdreisten würde, seine Besorgniß zu erfüllen[84]). Friedrich Wilhelm hatte zwar kein Recht zu dieser Drohung, in Dessau glaubte man dasselbe; Peucer schwieg gleichwol öffentlich, während er in der Stille eiferte. Er war bekannt als ein gefährlicher Proselytenmacher, ja deshalb in Teutschland sogar berüchtigt. Als ihn zum Beispiel sein hoher Gönner, Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, im J. 1592 zum ärztlichen Beistande an seinen Hof kommen ließ, warnte ihn Herzog Ludwig von Würtemberg vor dem gefährlichen Leibarzte, weil er durch Ausbreitung der Calvinischen Lehre viel mehr Schaden angerichtet hätte, als Calvin selbst; und würde Peucer als geschickter Medicus Sr. L. auch am Leibe helfen, so könnte er doch desto größern Schaden an den Seelen von Sr. L. Dienern und Unterthanen anrichten[85]). Landgraf Wilhelm blieb ein warmer Beschützer dieses merkwürdigen Gelehrten.

Peucer war mit sehr langen, im leipziger Kerker niemals verschnittenen Haaren, darunter kein graues, und mit befestigterer Gesundheit, als sie je gewesen, aus dem Gefängnisse herausgegangen und fand sich in der Freiheit bald so gestärkt, daß er am 30. Mai 1587 in seinem 60. Jahre zur zweiten Ehe schritt, und zwar mit der wohlhabenden Witwe des bautzener Bürgermeisters Bergmann, Christine, geborne Schild, welche seine zerrütteten Vermögensumstände verbesserte. Die Fürsten von Anhalt, der Landgraf von Hessen, der Kurfürst von der Pfalz und andere Gönner thaten an ihm ein Gleiches; er bedurfte aber zur Versorgung seiner zahlreichen Enkel immer noch der Unterstützung. Hierin half ihm besonders der nürnberger Senator Baumgärtner und ganz vorzüglich sein Jugendfreund, der kaiserliche Reichshofrath Joachim von Berg, welcher kinderlos war und einen großen Theil seines ansehnlichen Vermögens zu wohlthätigen Zwecken verwendete. Peucer knüpfte seinen durch die Einkerkerung unterbrochenen freundschaftlichen Briefwechsel nach seiner Befreiung mit diesem Jugendfreunde von Goldberg wieder an, empfahl ihm die Seinen, das Elend anderer, der Religion wegen bedrückter Familien und unbemittelte junge Studirende. Nicht leicht versagte der edle Mann eine Bitte. Diese vertraulichen Briefe Peucer's, die sich zum Theil erhalten haben und gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt werden, gedenken auch mancher Männer und Familien, welche durch die Katastrophe des Jahres 1574 aus Sachsen in's Elend zu wandern gezwungen waren. Sie wandten sich an ihn

81) Historia carcer. 775 sq. *Hutter* 265 sq. und Beckmann 353 fg. Peucer gestand selbst, daß er an der Wiedererlangung seiner Freiheit gezweifelt hatte, meint aber, selbige lediglich dem Fürsten Joachim Ernst von Anhalt verdanken zu müssen. Siehe Strobel's Miscellaneen. IV, 89. 82) Tentzel's Saxonia numismatica lineae Albertin. 199 sq. Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie bringt I, 863 das von ihm selbst für unbegründet gehaltene Gerücht bei, Peucer sei unter Schimpf und Hohn aus Sachsen verjagt worden. 83) Historia carcer. 781 sq. und *Hospiniani* Conc. discors. 412.

84) Historia carcer. 784 sq. 85) Ibid. 790 sq.

ehemaliges Haupt, den Leibarzt Peucer, sobald sie ihn wieder in Freiheit wußten, und flehten um Unterstützung. Dieser suchte zu helfen, so gut er nur konnte [86]). So brachte er den berühmten Juristen Peter Wesenbeck durch seinen Freund Baumgärtner an die Universität zu Altdorf.

Zu den neuen Bekanntschaften Peucer's gehört vornehmlich die mit dem gelehrten französischen Staatsmanne Jacob Bongars, welcher dem Könige Heinrich IV. von Frankreich damals als wandelnder Geschäftsträger an den teutschen Höfen diente [87]).

Im Übrigen blieb Peucer auch in spätern Jahren, seiner amtlichen Geschäfte und seines hohen Alters ungeachtet, noch literarisch thätig, während er im Gefängnisse ebenfalls nie müßig gewesen war. Vielleicht mochten ihn ernste Beschäftigungen im Kerker desto sicherer vor den Gefahren einer Geisteszerrüttung, in welche ihn die inquisitorischen Quälereien seiner Bekehrer leicht hätten stürzen können, geschützt haben. So schrieb er fast zwei Jahre vor seiner Befreiung einen letzten Willen in lateinischer Sprache nieder, welcher, an seine Kinder und Schwiegersöhne gerichtet, fromme Ermahnungen enthält, sein von der sächsischen Kirche abweichendes Glaubensbekenntniß als die Ursache seiner Gefangenschaft angibt und die erduldete harte Behandlung während derselben erzählt [88]). Zuvor schrieb er in demselben Zustande den dogmengeschichtlichen Aufsatz über Melanchthon's Ansicht vom Nachtmahle des Herrn, zunächst zum Gebrauche seiner Angehörigen und zur Ehrenrettung seiner Selbst wie seiner Schicksalsgenossen zu Wittenberg [89]). Alsdann arbeitete er ebendort einen großen Theil von der Geschichte seiner zwölfjährigen Gefangenschaft aus [90]); die wichtigsten Partien davon jedoch in mehrfacher Wiederholung, lateinisch und teutsch, zu verschiedenen Zeiten und Zwecken, sogar in ungleicher Stimmung und ebendarum mit auffallenden Widersprüchen, sodaß der Verfasser zuweilen in eine gewisse Zweideutigkeit verfällt, welche an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln läßt. Sein Freund, ehemaliger College zu Wittenberg und Schicksalsgenosse, Christoph Pezel, gab dieses Werk, für Peucer's Leben die wichtigste Quelle, mit eingestreuten actenmäßigen Belegen, vermuthlich wie es die Anordnung des Verfassers gewollt hatte, ohne Auswahl und scharfe Redaction im J. 1605 zu Zürich heraus, und setzte demselben statt der Vorrede das obengedachte Testament vor. Das Buch erregte unter den Zeitgenossen kein geringes Aufsehen und unter den Andersdenkenden große Erbitterung. Die leidenschaftlichsten Angriffe erlitt es von Leonhard Hutter zu Wittenberg, welcher die im Buche erzählten Ereignisse und Ränke jedoch nicht durchgehends genau kennt, sondern einseitig schmäht, den Verfasser einen wortbrüchigen Lügner schilt und grade Das, was dem Buche mit Recht zur Last fällt, gar nicht rügt [91]). Im J. 1583 schrieb Peucer die Geschichte seines Vaterlandes in Distichen gleichfalls im Gefängnisse. Die Handschrift, Idyllium, patria, seu historia Lusatiae superioris überschrieben, widmete er den Ständen dieser Provinz und der Magistrat seiner Vaterstadt, dem es nachmals zugesendet wurde, ließ es 1594 in Quart ebendort drucken. Dieses Epos ist nicht ohne Quellenwerth, in dieser Hinsicht auch vielfach benutzt worden, so kurzgedrängt auch die Erzählung ist, und erlebte 1603 eine neue Auflage [92]). Der Rector Rost zu Bautzen

86) Die Einsicht in eine Abschrift dieser Briefe vergönnte mir das Wohlwollen eines hochachtbaren Nachkommens von unserm Kaspar, des großherzogl. sächs. Oberconsistorialpräsidenten Friedrich Peucer zu Weimar, dem ich zugleich die Benutzung einiger anderer Seltenheiten zu dieser Abhandlung verdanke. 87) Einige Briefe von ihm an Peucer sind in der gedruckten Sammlung seiner Epistolae aufgenommen worden. 88) Hospinian, der nur Peucer's Historia carcer. zur alleinigen Quelle für das, was er von demselben erzählt, verwendet hat, sagt in seiner Concordia discors p. 90: Anno 1584 Peucerus quoque scripsit in carcere ad haeredes suos Testamentum suum, distinctis quidem, sed tamen per literas combinatis chartulis, in defectu plenioris chartae. Dasselbe wurde nach Peucer's Tode von seinen Erben zu Zerbst 1603 in 4. herausgegeben, aber nicht von allen seinen Freunden, so von Amling in Zerbst, willkommen geheißen. Gleichzeitig kam eine andere in der veterum Soraborum metropoli gedruckte Ausgabe mit folgendem verändertem Titel zu Tage: Testamentum viri clarissimi praestantissimique D. Casp. Peuceri, conditum ab ipso in carcere, distinctisque tam quidem, sed combinatis promiscue chartulis, cum pagellarum integrarum potestas non fieret, ab eodem consarcinatum, et nunc ab Haeredibus in gratiam pii accordati lectoris publicatum etc. Angehängt sind Gregor Bersmann's Elegie auf Peucer's Tod und dessen Idyllium patriae. Gegen dieses Testament, das auch in teutscher Sprache vorhanden sein soll, erschien sofort die Christliche und wolbegründete Wiederlegung des Calvinischen Testaments Caspari Peuceri, der Medicin Doct., Auff Churf. Sächs. gnädigsten Befehl gestalt durch die Theologische Facultät zu Wittenberg, Anno 1603 in 4. 89) Dieser Aufsatz führt den Titel: Tractatus historicus de clar. viri Ph. Melanthonis sententia de controversia Coenae domini: a D. Casp. Peucero ante plures annos scriptus etc. Die Handschrift davon wurde in Abschriften umhergetragen und zum Theil gemißbraucht; daher der ehemals relegirte wittenberger Student Konr. Schlüsselburg, Superintendent zu Ratzeburg, eine verunstaltete Abschrift in seiner Farrago theologiae Calvinistarum 1592 mitabdrucken ließ. Peucer's Freunde, darüber entrüstet, betrieben nun die längstersehnte Erscheinung der Originalschrift. Der Verfasser aber überließ dieselbe dem Pfarrer Q. Reuter in der Unterpfalz, welcher sie unter obigem Titel zu Amberg 1596 in 4. drucken ließ. Ebendort erschien 1598 eine teutsche Übersetzung davon durch Andr. Heyden. Dem lateinischen Werke sind im Anhange mehre Briefe des Reformators und etliche von seinem Schwiegersohne beigegeben worden. Die theologische Facultät zu Wittenberg, oder vielmehr der dortige Professor der Theologie, Leonhard Hutter, gab 1597 zur Beschimpfung Melanchthon's eine Widerlegung des Büchelchens heraus: Refutatio libelli Calviniani, cui titulus, tractatus historicus de Melanchthonis sententia de controversia Coenae Domini a C. Peucero etc. Dagegen erschienen mehre Verwahrungsschriften wieder, so die Defensio justa adversus maledictum scriptum Theologorum novitiorum Wittebergensium, cui titulum fecerunt: Refutationes historici tractatus D. Peuceri de Ph. Melanthonis sententia etc. (Francof. 1600. 4.) und Defensio Phil. Melanchthonis adversus maledictum scriptum Theol. Viteb. (Han. 1601.) Keine dieser Schriften habe ich sehen können, darum lasse ich unentschieden, ob eine von ihnen Peucern zum Verfasser hat. In seinem Briefe vom 15. Juli 1601 an Joach. von Berg gedenkt er allerdings einer von ihm geschriebenen ähnlichen Arbeit, die er diesem Freunde dedicirt hatte.

90) *Hospiniani* Concordia disc. 63. 346. 91) In seiner Concordia concors 266 sq. 967 sq. u. a. m. a. St. Das Peucer'sche Buch führt den Titel: *Casparis Peuceri*, Historici et medici clarissimi, historia carcerum et liberationis divinae. Opera et studio *Chr. Pezelii* etc. (Tiguri 1605. in 12.) 92) Hoff-

suchte die Schönheiten dieses historischen Gedichtes auf und schrieb 1766 ein Programm darüber, das unter dem Titel de Casp. Peuceri Idyllio, quod patria inscribitur (ebendaselbst in 4.) erschienen ist. Im Gefängnisse schrieb Peucer auch viele Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache, die er unverändert der Veröffentlichung gewidmet hatte, bis jetzt aber noch nicht gedruckt worden sind [93]). Die Hauptarbeit, welche Peucer nach seiner wiedererlangten Freiheit unternahm, war die abermalige Herausgabe seines früher erschienenen und oft gedruckten Commentarius de praecipuis divinationum generibus, seines vorzüglichsten Werkes, in dessen Vorworte er sein Glaubensbekenntniß nochmals niederlegt, seine erlittenen Schicksale in Sachsen berührt und seinen Wohlthätern dankt, während das Buch selbst mit den Vorurtheilen jener Zeit die Merkmale aufzuzählen sucht, welche göttliche und natürliche Weissagungen von künstlichen, teuflischen Betrügereien unterscheiden, und dabei die Natur des Aberglaubens, von welchem er jedoch selbst nicht frei war, zu entwickeln versucht. Dieses Buch, welches zum ersten Male 1553 in 4., dann 1560, 1571, 1576 und 1580 in 8. zu Wittenberg erschienen war, kam nun 1591 zu Zerbst in 8. und nachher wieder 1593 und 1607 in 8. zu Frankfurt heraus, nachdem Simon Goulard eine französische Übersetzung davon mit dem Titel Commentaire de principales sortes de divinations zu (Lyon und) Antwerpen 1584 in 4. besorgt hatte. Da das Buch gar zu theologisch gehalten ist, erhielt es blos getheilten Beifall; indessen beneidete ein Italiener den Verfasser so sehr darum, daß er sich deshalb das Leben nehmen wollte.

Peucer's übrige, zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitete, Schriften sind ungefähr folgende: De ratione discendi praecipue medicinam. (Lips. 1552.) Oratio de studiis veteris Philosophiae et de successione docentium inter tot mutationes imperiorum. (Witteb. 1557.) Oratio qua continetur explicatio aphorismi Hippocratis 42. partis II. de apoplexia. (Witteb. 1560. 4.) Oratio qua continetur commonefactio de peste. (ibid. 1560.) Oratio de dignitate artis medicae. (ibid. 1562. 4. 1590. 8.) Disputatio de Asthmate. (Witteb. 1572. 4.) Propositiones de morbis contagiosis, de Scorbuto, de Ictero, de Destillationibus ex capite, de evacuationum generibus. (ibid. 1574.) Libellus sphaericus; Oratio de ce[rebro], gehalten im November 1560 und befindlich in [Me]lanchthon's declamationibus (V, 400 sq.). Eleme[nta] doctrinae de circulis coelestibus, et primo m[otu]. (Witteb. 1551. 1553. 1576. 1587.) Hypotheses as[tro]nomicae, seu theoriae planetarum, ex Ptolemae[i et] aliorum veterum doctrina ad observationes Co[per]nici et canones motuum ab eo conditos accom[mo]datae. (Argent. s. an. et Witteb. 1571. 4.) Ap[pel]lationes quadrupedum, insectorum, volucrum, [pi]scium, frugum etc. collectae a *P. Ebero* et *C. Peucero*, nebst einem Vocabular der griechischen, r[ömi]schen und hebräischen Münzen, Maße und Gew[ichte]. (Witteb. 1551. Lips. 1559. 1564.) *Joann. B[aptistae] Montani* libellus de gradibus et facultatibus m[edi]camentorum. (Witteb. 1553.) Liber de dimensi[one] terrae et geometrice numerandis locor. particul. [in]tervallis etc. (Witteb. 1554.)[94]) Propositiones [de] causis liberarum actionum hominis ethicis et p[hy]sicis. (Witteb. 1554.) Propositiones de origine [et] causis succini Prussici. (Witteb. 1555.) Logis[tica] astronomica Hexacontodon etc. (Witteb. 1556.) L[o]gistice regulae arithmeticae, quam cossam et al[ge]bram quadratam vocant. (Witteb. 1556.) Propo[si]tiones de propriis rebus physicis. (Francof. 15[..]) Propositiones de hydrope, arthritide et pleuriti[de]. (Witteb. 1562. 4.) Oratio de sympathia et antip[a]thia rerum in natura. (Witteb. 1574.) Commen[ta]tio de essentia, natura et ortu animi hominis, [re]cognita a *Rud. Gaclenio*. (Marpurg. 1590.) Doct[ri]na fidei justificantis in ecclesia vera omnium te[m]porum. (Genevae 1594.) Practica seu method[us] curandi morbos internos, tum generalis, tum par[ti]cularis. (Francof. 1614.) Tractatus de febrib[us]. (Francof. 1614. 4.) Außer diesen und andern the[ils] größern, theils kleinern Schriften, Programmen und [Re]den machte sich Peucer noch besonders verdient um [die] Herausgabe einer Auswahl von Briefen seines Schw[ie]gervaters. Den Anlaß zu ihrer schnellen, wol eilfer[ti]gen Erscheinung gab die 1565 zu Basel herausgegebe[ne] und, wie Strobel bemerkt [95]), jetzt äußerst selten gew[or]dene Briefsammlung Ph. Melanchthon's durch Joh. Ma[n]lius, worüber Peucer so erzürnt war, daß er bei de[m] Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg ein Ve[r]bot gegen die Fortsetzung dieser Sammlung von Ma[n]lius auswirkte, und noch in selbigem Jahre zu Witt[en]berg cum gratia et privilegio bei Joh. Crato Epis[to]lae selectiores aliquot Ph. Melanthonis in Oct[av] drucken ließ. Er widmete diesen Band gedachtem Mar[k]grafen und zog die Manlius'sche Sammlung mit vie[l] Galle herab. Das Werk wurde so schnell vergriffen, da[ß] noch 1565 eine neue Auflage davon besorgt werden mu[ß]te, doch unverändert bis auf die Weglassung der Defe[n]sio Mel. contra Eccium. Ein dritte Ausgabe ersch[ien]

---

mann hat dieses Schriftchen in seiner Sammlung der Scriptores rerr. Lusaticar. (I, 54—72) wieder abdrucken lassen. Was Schurzfleisch über dasselbe urtheilt, siehe ebendas. II, 265.

93) Daß Alles, was Peucer in seinem Gefängnisse geschrieben hatte, in das kurfürstliche Archiv nach Dresden gekommen sei, wie Hutter (S. 967) bemerkt, beschränkt sich offenbar blos auf Das, was er dem Kurfürsten zuschicken durfte; denn Löscher (III, 203) versichert einen Band Handschriften zu besitzen, welchen Peucer im Gefängnisse geschrieben habe. Darin bekennt er, bemerkt Löscher weiter, allezeit Calvinist gewesen zu sein und den Calvinismus, obschon er gewußt hätte, daß dies dem Kurfürsten zuwider sei, befördert zu haben. Ebenso besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin eine Sammlung Peucer'scher Handschriften unter dem Titel *Casp. Peuceri* scripta varia Latina et Germanica, unter den lateinischen Manusc. Theol. Fol. 230. Ihrer gedenkt auch Leupold S. 37 mit Berufung auf Joh. Christoph Wolf, sowie Rotermund in Jöcher's fortges. Gelehrten-Lexikon. V, 2118.

94) Dieses Werkchen ist ein bloßer Abdruck von Bo[na]ventura Brockard's Buche. 95) Dessen Beiträge zur Literatur beso[n]ders des 16. Jahrh. I, 7.

mit dem veränderten Titel: Epistolarum Ph. Melanthonis Liber primus. Editus a C. Peucero. Cum gratia et Privilegio. (Witeb. 1570.) Die in voriger Ausgabe weggelassene Defensio c. Eccium ist hier wieder aufgenommen worden. Noch in demselben Jahre erschien ebendaselbst, doch ohne Peucer's Namen, die Fortsetzung unter dem Titel: Alter libellus Epistolarum Ph. Melanthonis editus Witebergae, cum gratia et privilegio Caes. Maj. et Ducis Sax. Electoris in Octav. Eine neue Ausgabe davon trat 1574 an's Licht. Peucer's Gefangenschaft unterbrach die Fortsetzung dieser Sammlung, und als er wieder in Freiheit kam, überließ er wegen anderer gehäufter Arbeiten und seines zunehmenden Alters seinem Freunde Christoph Pezel die Herausgabe derselben, welche in Bremen 1590 erschien [96]). Überdies gab Peucer noch die Werke seines Schwiegervaters unter dem Titel: Operum omnium reverendi viri Ph. Melanthonis etc. zu Wittenberg 1562 und folgende Jahre in vier Folianten heraus, von welchen 1601 eine neue Ausgabe besorgt wurde. Peucer widmete den ersten Band dem römischen Könige Maximilian II., und die übrigen den drei evangelischen Kurfürsten.

Daß Peucer auch ein biographisches Buch: Vitae illustrium medicorum, das 1571 zu Strasburg ohne seinen Namen erschienen sein soll, geschrieben habe, wird von Mehren wohl mit Recht bezweifelt, da es von Denen, die darum wissen, nur den Namen nach gekannt wird [97]). Andere Schriften historischen Inhalts von ihm sind Liber de origine Mysorum, wie Leupold und Rotermund angeben, Oratio de Bernhardo Principe Ascaniense Domino Servesti et Bernburgi. (Witeb. 1570.) [98]) Ein besonderer kleiner Aufsatz über das Leben dieses Fürsten in lateinischer Sprache von Peucer, bemerkt Beckmann [99]), wurde in den Sarg desselben gelegt. Leupold und Andere führen von ihm auch eine kurtze historische Erzehlung von dem Fürstl. Hause zu Anhalt (Wittenberg 1572. 4.) an. Ferner schrieb er das vierte und fünfte Buch des von Melanchthon bearbeiteten und zu seiner Zeit sehr beliebten Chronicon Joann. Carionis, welche Fortsetzung zu Wittenberg 1562, dann 1585 und 1610 abermals erschien. Der letztern Ausgabe ist eine ebenfalls von Peucer bearbeitete und den wittenberger Studenten gewidmete tabella ostendens, quo ordine legenda et cognoscenda sit series historiarum Mundi, beigefügt worden, die jedoch in einem besondern Abdrucke früher schon herausgegeben worden zu sein scheint [1]). Simon Goulard, der eine französische Übersetzung davon besorgte, führte das Werk zugleich bis zum Tode Maximilian's II. fort. (Genf 1580. 2 Bde.) Endlich theilt man Peucer auch die anonyme Schrift zu: De Henrici IV. Regis christianissimi periculis, et notata quaedam ad Sfondrati Pontificis Romani literas monitoriales. (Francof. 1591.) Sammlungen noch ungedruckter Briefe von ihm liegen hier und da zerstreut; so besitzt die Bibliothek des St. Michaelsklosters zu Lüneburg einen Band seiner Briefe [2]), und die Rhediger'sche Bibliothek zu Breslau bewahrt andere Originalbriefe von ihm auf [3]).

Peucer war ein Mann von großen Fähigkeiten, mit umfassenden Kenntnissen in der Philosophie, Geschichte, Medicin, Theologie und den mathematischen Wissenschaften. Der alten classischen Sprachen vollkommen mächtig, schrieb und sprach er lieber lateinisch, als seine Muttersprache. „Wolts lateinisch reden," sagte er im Kerkergespräche mit Andreä und Selnecker, „denn ich kann meine Meinung in der lateinischen Sprache besser darthun, als in der teutschen." Er war freimüthig, aber stolz und im Höhestande seines Glückes anmaßend, wie nach Adam auch mehre seiner Freunde versichern. Ebendiese Eigenschaften wurden von seinen Gegnern am kurfürstlichen Hofe zu Dresden bei August's Schwächen benutzt, um den angesehenen und mächtigen Professor — dies war er zuverlässig geworden — zu stürzen. Seine Zudringlichkeit und sein fanatischer Eifer zu Gunsten der gewonnenen und festgehaltenen religiösen Meinungen hatten ihn unstreitig die Vorschriften überschreiten und verletzen lassen, die er sich mit größter Bedachtsamkeit für sein Verhalten bei Hofe entworfen hatte, und in der Geschichte seiner Gefangenschaft aufgezählt worden sind [4]). Sie verrathen allerdings einen klugen und vorsichtigen Mann, welcher, wie Melanchthon, ein feiner Menschenkenner war, lassen aber auch, da ihm die Anwendung seiner Weltkenntniß misglückte, einen zerknirschten Gelehrten mit schwarzer Galle ersehen, der bald in größter Einfalt, bald in beleidigtem Stolze erzählt, wie er mit Liebkosungen an den kursächsischen Hof gelockt und „mit einem Faustschlage" wieder von dort verstoßen worden sei. Die Periode seines Sturzes ist noch nicht völlig aufgehellt, doch geht aus den bis jetzt bekannten Quellennachrichten nicht undeutlich hervor, daß er seinen großen Einfluß in sofern am Empfindlichsten misbraucht hatte, als er im Einverständnisse der ihm gleichgesinnten sächsischen Staatsbeamten den Umsturz etlicher Kirchendogmen Luther's willkürlich bewirken, an deren Stelle Calvinische einschieben und den kurfürstlichen Hof, der dem reinen Lutherthume eifrig anhing, nebenher allmälig dafür geneigt machen wollte. Die Verstellung aber, welche er in seinem Verhalten dabei

96) Strobel a. a. O. 65 fg. Rotermund gedenkt (V, 2119) eines holländisch geschriebenen Lebens Ph. Melanchthon's von K. Peucer, das 1727 zu Amsterdam eine zweite Auflage erlebt haben soll. 97) *Groschuff*, Nova libror. rarior. conlectio. I, 17 und Reimmann, Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam. I, 269. 98) Diese Rede hielt Peucer als Dekan im Mai 1570, als sein Schwiegersohn, Hieronymus Schaller aus Nürnberg, die medicinische Doctorwürde empfing. Sie steht in den Selectis declamationibus Ph. Melanthonis. Tom. V. 99) Siehe dessen Historie des Fürstenthums Anhalt, V, 180 fg., wo dieser Lebenslauf abgedruckt steht.

1) Über diese Chronik siehe den Art. Joh. Carion in 1. Sect. 21. Bd. S. 43 und Plack's Theatrum scriptorum pseudonymor. 161 sq.

2) Göttinger gel. Anzeigen. Jahrg. 1827. Nr. 52. 3) Menzel IV, 411. Eine kleine Sammlung Peucer'scher Briefe, meistens an Baumgärtner zu Nürnberg gerichtet, theilt Strobel in seinen Miscellaneen literarischen Inhalts IV, 73—110 mit; noch andere finden sich in Bretschneider's Corpus Reformator. T. VII. 4) Historia carcer. 53—64.

gegen den in Glaubenssachen engherzigen Fürsten anwenden zu müssen glaubte, verletzte denselben als Haupt der Kirche nach den gemachten Entdeckungen ebenso stark, als das Unternehmen selbst, und brachte ihn natürlich auf die Vermuthung, daß Peucer an der Spitze einer Verschwörung stehe, welche eine Kirchenreform, wie in der Pfalz, gewaltsam durchführen wollte. Dieses Beginnen erschien um so strafbarer, als sich des Kurfürsten Vertraulichkeit mit dem Gevatter prostituirt sah, und in vollem Schamgefühle fürchtete August, der in solchen Dingen kein Friedrich der Weise war, obenein noch, daß Peucer alle Geheimnisse, in die er hineingezogen worden war, gemisbraucht habe. Derselbe mußte, ohne daß ihm der Rechtsweg geöffnet wurde, in langwieriger Haft dafür schmachten und sich zugleich den Qualen geistlicher Prüfungen ausgesetzt sehen, welche Das in ihm unterdrücken sollten, wofür er zuvor mit Aufopferung gekämpft hatte. Seine Freunde, wie Joh. Sturm und Simon Stenius, fanden diese Strafe eben nicht ganz ungerecht.

Peucer starb an den Beschwerden seines hohen Alters, den 25. Sept. 1602 zu Dessau, und wurde auch daselbst feierlich beerdigt [5]). Von seinen mit Magdalene Melanchthon gezeugten zehn Kindern starben vier frühzeitig, und die am Leben gebliebenen waren zwei Söhne und vier Töchter. Von jenen wurde Kaspar, der ältere, Stadtphysikus in Bautzen und starb vor 1601; Philipp's, des zweiten Sohnes Profession und Schicksale liegen noch im Dunkel. Von den Töchtern war die eine an den Professor der Rechte Joachim Eger, die andere, Martha, an den Professor der Medicin Hieronymus Schaller zu Wittenberg und nach dessen Tode an den Arzt Joh. Kaspar Näve, die dritte an den praktischen Arzt Koyte verheirathet. Die vierte soll mit dem kursächsischen Leibarzte Johann Hermann (s. d. Art.) verehelicht gewesen sein, allein Hutter, der dieses Kryptocalvinisten gedenkt, erwähnt davon Nichts, gleichwie auch Peucer's Briefe an Joachim von Berg mit Grund daran zweifeln lassen. Von diesen sechs Kindern erlebte Peucer 41 Enkel und von drei Töchtern sieben Großenkel.

Das Geschlecht der Peucer oder Peuker ist zahlreich, doch nicht ausgemacht, wie die Verwandtschaft aller literarisch merkwürdig gewordenen Männer dieses Namens unter ihnen zusammenhängt. Es findet sich ein Michael Peucer, Zeitgenosse unsers Kaspar und Beförderer der Concordienformel, ein Matthias Peucer aus Pirna gebürtig, welcher Prediger zu Halle und Demnitz war, Leichenpredigten herausgab und 1605 starb, ein Johann Peucer, ein Tobias Peucer aus Görlitz, Arzt und Übersetzer der zu Leipzig 1691 in 4. herausgegebenen reformirten Anatomie oder Zerlegung des menschlichen Leibes rc. von Stephan Blancard. Von Kaspar's ältestem Sohne gleichen Vornamens stammt der Prediger Martin Peucer zu Großentemplitz in der Niederlausitz ab, dessen Sohn Daniel, geb. am 26. April 1699, in Jena studirte, sich 1726 die Magisterwürde erwarb, im folgenden Jahre in dem weimarischen Städtchen Buttstädt Rector wurde, 1733 zum Rector an das Rathslyceum zu Naumburg, zehn Jahre darnach zum Conrector in Schulpforte und 1751 zum Rector am Gymnasium in Eisenach berufen ward, wo er den 21. Febr. 1756 starb [6]). Von den vielen Gedichten, Reden und Programmen, die er geschrieben, mögen hier nur folgende Schriften genannt werden: De linguae Latinae origine Graeca, non Teutonica; de necessaria philosophiae cum humanioribus literis in scholis coniunctione; Animalia doctores esse morum emendationis; de *Mercurio* ex quovis *ligno*; de providentia Dei circa germanicam bibliorum Lutheri translationem; de Callimacho, idoneo novi testamenti interprete; de origine principum ex mente Callimachi; Commentarius differentium apud Graecos vocum, potissimum ex Ammonio, Lesbonacte et Philopono collectum et locupletatum. Praemissa est dissertatio de usu differentium apud Graecos vocum in Theologia. (Dresdae 1748.) Eben dort erschien nach seinem Tode von ihm 1766 ein Lexicon vocum graecarum synonymicarum etc. Ferner schrieb er: Erläuterte Anfangsgründe der teutschen Oratorie in kurzen Regeln und deutlichen Exempeln, zum Gebrauche der Anfänger, welches Buch von 1736—1765 drei Auflagen erlebte. Zur dritten Jubelfeier der Buchdruckerkunst gab er 1740 zu Leipzig D. M. Luther's Sendschreiben vom Dolmetschen mit historischen und apologetischen Anmerkungen versehen, nebst ebendesselben erläuterten Aussprüchen von der Buchdruckerey und den Buchdruckern, heraus. Hierauf folgte sein Schriftchen von dem Studirgeiste (Naumburg 1740 in 4.) und von den privilegirten lateinischen Schnitzern. (Ebend. 1741 in 4.) Von seinen beiden Söhnen, die er hinterließ, war Christian Friedrich, Hofadvocat und Stadtschreiber zu Buttstädt, der Vater des noch lebenden und als Staatsbeamter und Schriftsteller ausgezeichneten großherzoglich-sächsischen Oberconsistorialpräsidenten Friedrich Peucer zu Weimar [7]). (*B. Röse.*)

---

5) Diesen Todestag haben seine Leichenredner Brendel, Adam, Freher, Niceron und Leupold, Beckmann hingegen setzt den 29. Sept. Adam 385 und Groser's lausitzische Merkwürdigkeiten III, 173 lassen Peucern irriger Weise in Zerbst leben und sterben. Möglich ist, daß er sich zuweilen dort aufhielt; seinen festen Aufenthalt hatte er in Dessau, ob aber hier ausschließlich im fürstlichen Schlosse auf die Dauer seiner sechszehnjährigen Dienstzeit, bleibt ungewiß. Fürst Joachim Ernst wenigstens nahm ihn bei seiner Ankunft aus dem leipziger Gefängnisse in seiner Wohnung auf, und von da aus datirt er zu Ende Junius 1586 noch Briefe. Strobel IV, 89.

6) Vergl. Meusel's Lexikon der verstorbenen teutschen Schriftsteller. X, 345 fg. und Rotermund's Fortsetzungen von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 5. Band. 7) Von diesem ist auch ein geistvoller Aufsatz dem Andenken Kaspar Peucer's in Haltaus' Album teutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst (Leipzig 1840) gewidmet worden. Schutzschriften über denselben schrieben neuerdings: *Eichstädt*, Narratio de Caspare Peucero, Ph. Melanchthonis genero (Jenae 1841. 4.) und *Henbury*, De Caspare Peucero, evangelicae doctrinae ingenuo ac constanti defensore ejusque gravissimis in emendationem sacrorum meritis. (Jenae 1842.) Außer den bereits angeführten Schriften sind noch benutzt worden: *Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Tom. XXVI. 160—174. Joh. Christian Leupold, Lebensbeschreibung D. Kaspar Peu-

PEUCER [Kaspar *)], Professor der Medicin zu Wittenberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., berühmt durch seine Theilnahme und seine Leiden in den kryptocalvinistischen Händeln, wodurch die Lutherische Kirche in Kursachsen sich selbst zerfleischte. Vermählt 1550 mit Melanchthon's Tochter, Magdalena, war er ein hauptsächliches Glied in jenem Kreise liberaler Gelehrsamkeit, die sein Schwiegervater in Wittenberg gegründet, und gegenüber einem engherzigen Buchstabenglauben vertrat, wie sich derselbe an Luther's Namen angeschlossen hatte. Nach Melanchthon's Tode übertrug ihm die Universität eine gewisse Aufsicht und Leitung ihrer sämmtlichen innern wie äußern Angelegenheiten, wozu Peucer durch Talent und Gelehrsamkeit ganz der geeignete Mann war, und auf diese Weise berufen schien, das Werk der wittenberger Reformation in einem liberalen Geiste zu vollenden. Dasselbe Ansehen genoß er bei dem Hofe des Kurfürsten August, der ihn nicht allein als Arzt hoch schätzte, sondern auch in jenen Bestrebungen für die Universität Wittenberg unterstützte; seine einflußreiche Stellung an derselben ward vom Kurfürsten bestätigt, seine Verwendung für Vermehrung der Mittel an Geld und Früchten, besonders zur Unterstützung dürftiger Studirender hatte Erfolg; ja sogar das gefährliche Geschenk der persönlichen Freundschaft des Fürsten ward ihm zu Theil, und erklärt sich wol grade daher, als die Umstände sich änderten, die bittere Härte seines Geschicks: sogar zur Ehre eines Pathen seines Prinzen Adolf, der auf dem Schlosse zu Stolpen getauft ward, gelangte der geniale Arzt und Literat; doch war hiermit auch der Gipfelpunkt seines Glücks erstiegen, und der Fall desto schmerzlicher.

Um die Verkettung der Umstände zu übersehen, deren Opfer Peucer ward, bedarf es eines Blicks auf den innern Verlauf der theologischen Zustände in der Lutherischen Kirche. Schon früh läßt sich an der Universität zu Wittenberg eine doppelte Richtung beobachten, eine engherzigere, die sich aus Luther's Persönlichkeit, und eine freisinnigere, die sich aus Philipp Melanchthon's Wirksamkeit entwickelte. Luther's Bildung war mönchisch-scholastisch gewesen, und Haupttendenz seines Reformirens war ein Festhalten an dem Grund und Boden der bestehenden lateinischen Kirche, soweit sie nicht in offenem Widerspruche mit der heiligen Schrift sich befand. Luther's Gemüth konnte von demjenigen, was ihm von Jugend auf theuer gewesen war, nicht anders lassen, als wenn er es unvereinbar mit der Schrift fand; wo dies nicht eintrat, blieb er ein wesentliches Glied in der Kette lateinischer Kirchenüberlieferung. Von der Abendmahlslehre der katholischen Kirche gab er deshalb nur die eine Seite auf, die Foderung des jedesmaligen Einzelwunders der Verwandlung; dagegen die andere Seite, das Resultat jenes Processes, die durch die Wandlung hervorgebrachte substantiale Gegenwart hielt er fest, weil ihm die Schrift nicht dagegen, sondern dafür zu sein schien; ein Ankämpfen gegen diese allgemeine Annahme der lateinischen Kirche schien ihm menschlicher Vorwitz, und besonders die Form, worin ihm dieser Widerspruch zuerst vorkam, freche Willkür zu sein. Daher erklärt sich die schroffe Hartnäckigkeit in seinem Verfahren gegen die schweizerische Abendmahlslehre, gegen Zwingli, aber auch gegen Calvin, ungeachtet dieser doch zu wesentlich Mehrem sich erbot, als jener. Dieselbe Hartnäckigkeit im Festhalten dessen, was nun einmal als Grundlage des evangelischen Glaubens galt, setzte sich bei einer Partei der nächsten Anhänger und Tischfreunde Luther's fest, die als Depositaire der unverfälschten Lutherischen Lehre, gegenüber der von Melanchthon ausgehenden Laxheit eine Rolle zu spielen gedachten. Die heftigen Streitschriften, wodurch Luther's gewaltige Persönlichkeit seine Theorie stets vertreten hatte, verliehen dieser Partei stets neuen Stoff; doch muß man der Billigkeit wegen auch dazu sagen, daß die gemüthliche Frömmigkeit Nordteutschlands in dem zum Theil noch mysteriösen Princip Lutherischer Abendmahlslehre um so sicherer ihre religiöse Nahrung fand, als es ihr in so gewaltiger, aus eigener Überzeugung hervorgehender Form und dazu als dringendste Mahnung des geliebten Lehrers dargeboten ward, dem man in Sachen des Glaubens so unbedingt zu trauen gelernt hatte.

Dagegen Philipp Melanchthon stand mehr auf dem Boden der humanistischen Bildung aus der Schule des Reuchlin, und besaß den freieren Blick, den ihm eine Exegese des neuen Testaments darbot, wie sie durch Hermeneutik an den Classikern geübt und durch kein vorgefaßtes dogmatisch-kirchliches System getrübt wurde. In den wesentlichen Stücken des evangelischen Bekenntnisses mußte er mit Luther'n übereinkommen, da es sich hier um die Rechtfertigung aus dem Glauben handelt, die Luther nicht schärfer als Foderung des christlichen Gemüths aufstellen konnte, als sie Melanchthon exegetisch in dem neuen Testamente fand. Außerdem war zwischen den beiden Männern auch schon deshalb keine Zerwürfniß möglich, weil sie sich in ihrer Anlage und Bildung so völlig ergänzten, weil sie die ersten Gefahren und Stürme der Reformation gemeinschaftlich bestanden hatten, weil sie in dem evangelischen Principe so völlig in einander gewachsen waren. Nach Luther's Tode, als Melanchthon wenigstens die Universität Wittenberg, aber durch sie auch fast das ganze evangelische Teutschland theologisch leiten konnte, fehlte ihm nichts anderes als die Kühnheit und der Takt eines Parteianführers, um ihr auch wirklich sein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken. Dazu war er aber nicht geeignet, überließ es vielmehr der von ihm vertretenen Ansicht, sich durch ihre eigene Wahrheit und Gediegenheit Geltung zu verschaffen, und war dadurch allerdings den Maßregeln der Gegenpartei nicht gewachsen, die durch ihre Leidenschaftlichkeit auch zur Benutzung aller Streitkünste, erlaubter wie unerlaubter, veranlaßt ward. Dennoch wäre

---

cer's ꝛc. (Budissin 1745. 4.) und Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. 5. Bd. 2. Abth. mit *Freheri* theatrum virorum eruditione clarorum p. 1311 sq. und *Chr. Godofr. Hoffmanni* introductio zu seinen scriptor. rerr. Lusaticar. p. 19 sq.

*) Wir lassen auf vorstehenden vortrefflichen biographischen Artikel über den bedeutenden Mann noch einen zweiten folgen, in dem sich das Urtheil eines namhaften Theologen über ihn und seine Stellung zu den theologischen Bestrebungen der Zeit ausspricht, und hoffen so den einen Aufsatz durch den andern zu ergänzen. Red.

es zwischen diesen beiden Richtungen innerhalb der Lutherischen Kirche wol nicht zum Kampfe, wenigstens nicht zu einem so gehässigen gekommen, wenn nicht Melanchthon's Richtung eine Sympathie grade für die theologische Gestaltung gefühlt, oder vielmehr sich mit ihr zusammengefunden hätte, die ja grade den Zorn der strengeren Lutheraner in so hohem Grade auf sich zog, für die Calvinische. Die Übereinstimmung fand nicht etwa blos in der Abendmahlslehre statt, sondern sie war auf diesem Punkte nur das Resultat einer tiefer liegenden Verwandtschaft, nämlich der Übereinstimmung in dem dogmatischen Princip, der Anwendung der Exegese nach den Grundsätzen unbefangener Hermeneutik und ohne Rücksicht auf das ausgebildete kirchliche System. Darum war der Haß, womit die strengeren Lutheraner zunächst Melanchthon, dann aber auch seine Schule befehdeten, so zügellos, weil sie hier innerhalb ihrer Kirche dieselben Grundsätze vertreten sahen, gegen die sie ja nach auswärts so schonungslos gekämpft hatten.

Kaspar Peucer und alle diejenigen, die nach Melanchthon's Tode dieselbe freiere Richtung vertraten, waren darin weniger vorsichtig, aber vielleicht aufrichtiger, als er, daß sie die bereits eingetretene Spaltung in der Lutherischen Kirche zugaben, und offen alle Kräfte dahin aufboten, ihrer Ansicht den endlichen Sieg, namentlich am kursächsischen Hofe, zu verschaffen. Wo Melanchthon, wie uns Peucer, sein Schwiegersohn, berichtet, nur Thränen gehabt hatte, um den unheilbaren Riß in der Kirche zu beklagen, und zur Abhilfe nur weitgefaßte Formeln versuchte, wodurch beide einander bekämpfende Theorien ausgedrückt werden sollten, da versuchten diese jüngern Männer aus seiner Schule, wirklich Hand ans Werk zu legen, um durch Rede und Schrift der calvinisirenden Abendmahlslehre Eingang zu verschaffen. Zu derselben Vorsicht, wie er sie bewies, gehört es freilich noch, wenn sie den Kurfürsten August über das wahre Verhältniß hinzuhalten wußten, wenn sie ihm betheuerten, nichts als die reine Lutherische Lehre vorzutragen, wenn sie Lutherisches und Melanchthonisches so durch einander mischten, daß am wenigsten Kurfürst August über den eigentlichen Thatbestand klar werden konnte. Aber schwerlich konnten doch die unterdessen von ihnen eingeschlagenen Mittel zum Ziele führen, oder auch nur auf die Länge den Schleier bewahren, und grade hier wird Kaspar Peucer als die Seele der Unternehmungen der Philippisten betrachtet werden dürfen. In Wittenberg selbst werden nordteutsche Studenten, die sich gegen die Zurückstellung des eigentlich Lutherischen Satzes vom Abendmahl wol etwas laut erklärt hatten, von Peucer als dem Haupte der Universität hart angefahren, und mit Relegation belegt. (Vergl. *Löscher*, Historia motuum. T. 3. p. 5.) Am gefährlichsten waren aber die verschiedenen Schriften aus wittenbergischer Feder, die die Lutherische Abendmahlslehre sogar hart und mit Spott behandelten, der neue Katechismus, wodurch offenbar der Lutherische aus dem Jugendunterrichte verdrängt werden sollte; dann die noch schonungsloser auftretende Exegesis, die endlich dem Streite zum Ausbruch verhalf. Zwar sagt sich Peucer ausdrücklich von jeder Theilnahme daran los; allein daß er wenigstens dem Rector der Schulpforte den Katechismus empfohlen hatte, ward er durch seinen eignen Brief überführt; daß die Katechesis, gedruckt in Leipzig, ihren Verfasser in dem wittenberger Kreise hatte, dem Peucer zunächst vorstand, ward durch die Untersuchung, trotz alles Leugnens, bald genug erwiesen. Daß Peucer nicht allein mit dem Calvinismus im Herzen sympathisirte, sondern auch wirklich die Absicht, wenigstens die Hoffnung hatte, ihn in Kursachsen eingeführt zu sehen, wurde ihm ebenfalls aus Briefen nachgewiesen, wo er die Erwartung ausspricht, daß dieselbe Wahrheit, die in Frankreich und Belgien durch Blutströme nicht ausgetilgt werden konnte, auch in Sachsen endlich durchdringen werde. Man wird hiernach schwerlich irren, wenn man annimmt, er habe seinen allerdings nicht unbedeutenden Einfluß am kurfürstlichen Hofe dazu aufgeboten, um der calvinisirenden Richtung, die Melanchthon, gemäß seinem Charakter, nicht anders als furchtsam und scheu vertreten hatte, offene Geltung zu verschaffen.

Indessen zur Durchführung dieses Planes hatte er am wenigsten den Charakter des Kurfürsten richtig gewürdigt, der die Erhaltung der Lutherischen Orthodoxie sich als Lebensaufgabe gestellt hatte. Bald liefen von allen Seiten Anklagen und Verdächtigungen gegen seine Theologen in Wittenberg ein; hätte August auch die Stimmen aus Jena überhört, in denen er nur den Neid der jüngern Universität gegen die ältere Schwester, und der zurückgesetzten sächsischen Linie gegen die begünstigte seit Moritz mit der Kur bekleidete, erblickte, hätte er überhaupt auf Anklagen der Theologen gegen seine Professoren nichts gegeben, da diese selbst ihn stets des Gegentheils versicherten: so stiegen doch bei ihm Bedenken schwererer Art auf, als selbst Fürsten, wie Julius von Braunschweig, so unermüdet die Beschuldigungen wiederholten. Ja was endlich seinen Unmuth, als er durch deutliche ihm in die Hände gelieferte Beweise von dem Kryptocalvinismus seiner Umgebung überzeugt war, auf das Höchste trieb und ihn zu den härtesten Schritten veranlaßte, war grade die Gewißheit, von denselben so lange mit Betheuerungen ihrer Lutherischen Rechtgläubigkeit hintergangen zu sein, während sie im Herzen schon immer den verhaßten Kryptocalvinismus gehegt hatten. Die Gewaltschritte August's gegen die Professoren von Wittenberg und Leipzig, die wenigstens in den jüngern Mitgliedern sämmtlich unter Peucer's Einfluß angestellt waren, sind ein Beweis des traurigsten Verirrung protestantischen Inquisitionseifers; aber zu leugnen ist dabei nicht, daß Peucer und seine Umgebungen sie durch ihre Zweizüngigkeit wo nicht verdient, doch wenigstens veranlaßt hatten. Für Peucer selbst war dabei besonders der Haß der Hofpartei so giftig, die ja nie erbitterter verfährt, als gegen einen gefallenen Günstling, und besonders da die Kurfürstin Anna sich veranlaßt fühlte, ihren Einfluß, den der geistreiche Mann wol etwas zu unvorsichtig als Weiberregiment verspottet hatte, nun völlig gegen ihn zu wenden.

Aus den Scenen der Verfolgung heben wir nur die Peucern persönlich treffenden aus, wie er sie in seiner

Historia carcerum et liberationis divinae, ed. *Christ. Pezel* (Tiguri 1605) selbst schildert. Sobald bei Kurfürst August der Verdacht gegen seine Theologen wuchs, erfolgten auch Schritte gegen Peucer, die sich indessen Anfangs darauf beschränkten, ihm jede Einmischung in theologische Händel zu untersagen und auf seinen Beruf als Arzt und Historiker hinzuweisen. Das Erscheinen der gedachten Exegesis rief aber die härtern Schritte gegen ihn hervor. Am 1. April 1574 wurde ihm durch den Commandanten von Wittenberg und den Bürgermeister der kurfürstliche Befehl zu Theil, sich in Dresden zur Haft zu stellen, wobei sofort seine sämmtlichen Papiere, Briefe, in Beschlag genommen und gleichfalls nach Dresden geschafft wurden. Seine Haft war dort leidlich, indem sein Sohn nebst einem Diener bei ihm blieb, auch ärztlicher Beistand ihm gewährt wurde. Bei einem Verhöre, das am ersten Ostertage mit ihm vorgenommen ward, erfuhr er nun als Anklage, daß er durch auswärtige Conspiration und Praktiken darauf ausgehe, die sacramentirerische Abendmahlslehre in Sachsen einzuführen. Trotz aller Protestation fühlte er durch die erlittenen Drohungen sich veranlaßt, einen Revers zu unterschreiben, worin er die Anklage im Wesentlichen einräumte, und sich der Strafe einer Confination innerhalb der Stadt Wittenberg unterzog; jedes Einflusses auf die Schulen ward er enthoben und nur auf seine Professur der Medicin und Geschichte hingewiesen. Man darf wohl annehmen, daß dieses Verfahren gegen ihn nur angelegt war, um mit dem ausgestellten Reverse einen vollständigen Beweis seiner Schuld zu erlangen, sonst wäre es in der That unbegreiflich, wie nach dieser geschehenen Verurtheilung der geplagte Mann wiederum auf den Landtag zu Torgau im Mai 1574 geladen und zu neuer Verantwortung angehalten werden konnte; ein anderweitiger Beweis gegen ihn war nicht vorhanden, sondern nur jener ihm abgedrungene Revers ward zum Zeugniß gegen ihn benutzt. Die Gewaltschritte gegen die Kryptocalvinisten, wozu der Kurfürst die nöthige Verabredung mit den Ständen getroffen hatte, das grausame Verfahren gegen den geheimen Rath Krakau, den Hofprediger Stößel, sind bekannt. Will man nach den Verhören urtheilen, die mit Peucer angestellt wurden, so scheint der Kurfürst nicht in ihm die Seele der kryptocalvinischen Conspiration erblickt, sondern von ihm nur Aussagen gewünscht zu haben, wodurch andere gravirt würden; der Hauptverdacht wird den Rath Krakau getroffen haben, wie auch aus der mit ihm angestellten Tortur wahrscheinlich wird. Wer kann jetzt noch ermitteln, welches Traumbild von Verdacht Kurfürst August sich gebildet hat, oder sich hat einreden lassen? Folgt man aber den Andeutungen, die in den verschiedenen Verhören Peucer's liegen, so wird der Verdacht in nichts Geringerm bestanden haben, als daß mit der reformirten Pfalz ein Plan verabredet gewesen sei, der durch Einführung des Calvinismus in Kursachsen wol gar politische Entwürfe verfolgte. Das stete Eindringen in Peucer, wie es während seiner weitern Haft fortgesetzt ward, wozu mehrfach der Bürgermeister Rauscher von Leipzig an ihn committirt, wozu sogar der Versuch gemacht ward, unter dem Siegel der Beichte in seine Geheimnisse zu dringen, dazu manche anderweitige Eröffnungen von Seiten des Kurfürsten, z. B. der Wunsch, er möge im Gefängnisse seine geschichtlichen Arbeiten, sein Chronikon fortsetzen, lassen vermuthen, daß ihn nur der Verdacht des Mitwissens, nicht aber des eigentlichen Anstiftens des vermeinten Complotts traf, dagegen der Rath Krakau als die Seele desselben betrachtet wurde.

Das Urtheil auf dem Landtage zu Torgau vom 2. Aug. 1574 enthielt in sofern eine Schärfung der frühern dresdener Verurtheilung als die Confination, die früher für Wittenberg bestimmt war, jetzt auf Rochlitz übertragen ward; eine Unterstützung von 200 Gulden, die ihm anfänglich dabei zugesichert war, fiel jetzt auch hinweg, sodaß der geplagte Mann, ganz seinem Berufe entrissen, der bittersten Noth hingegeben war. Eine mehrfache Veränderung in dem Orte seines Gefängnisses diente nur dazu, die Schrecken desselben zu steigern und die Haft strenger zu machen. So ward er zu Weihnachten 1575 vom Schlosse zu Rochlitz, das als Sitz für eine Tochter des Kurfürsten bei ihrer Verheirathung bestimmt war, nach Zeitz geführt, kehrte aber, als jener Plan sich änderte, dorthin wieder zurück. Im August 1576 erfolgte seine Transportirung nach Leipzig auf die Pleißenburg, wo er im Kerker die Namen seiner Schicksalsgenossen, des unglücklichen Krakau, eingeschrieben fand. Jetzt suchte man durch harte Behandlung aus ihm Geständnisse herauszupressen; längst war ihm alles Schreibmaterial entzogen, doch half er sich auf sinnreiche Weise: Tinte verschaffte er sich aus Brodrinde, die er am Ofen röstete; Federn entlehnte er aus einem alten Gänsefittig, und zum Papier benutzte er den leeren Rand der wenigen Bücher, die ihm gestattet wurden, namentlich des Exemplars der Concordienformel, die ihm gleich nach der Verfertigung zur fleißigen Lectüre überschickt war. Er begleitete sie am Rande mit den bittersten Anmerkungen, nannte sie nie anders als die Chimära, und führte gegen die darin enthaltenen theologischen Grundsätze seine Theorie von dem Verhältniß der Gottheit und Menschheit Christi, sowie von der Gegenwart im Abendmahle durch. Ein anderes Schreckmittel gegen ihn war die Verweigerung des Genusses des heiligen Abendmahls, dessen er als gottloser Sacramentirer unwürdig sei, sowie die Drohung, daß, wenn er im Kerker gestorben sein werde, er kein ehrlich Begräbniß finden, sondern auf dem Richtplatze eingescharrt werden sollte. Das Gutachten des dresdener Consistorium rieth indessen nur an, ihn damit zu schrecken, ohne es jedoch im Fall seines Todes wirklich eintreten zu lassen.

An Verwendungen zu seinen Gunsten fehlte es nicht, sogar Kaiser Maximilian, bei einer Anwesenheit in Dresden 1575, legte ein Fürwort für Freilassung des genialen Arztes ein; erhielt aber vom Kurfürsten die ausweichende Antwort: er selbst könne des Arztes nicht entbehren. Auf weiteres Eindringen des Kaisers verstand sich August zu der fürchterlichen Foderung, daß er von jedem in seinem Lande denselben Glauben verlange, den er selbst theile, und namentlich diese Bedingung an seinen Arzt stelle, wobei der katholische Kaiser beiweitem mehr christ-

liche Duldsamkeit bewies, als der protestantische Kurfürst. Ebenso dringend waren die Vorstellungen, welche von Wilhelm dem Weisen, Landgrafen von Hessen, dem Sohne Philipp's des Großmüthigen, für Peucer einliefen. Wilhelm, hoch erfahren in Mathematik und Geschichte, unterhielt mit Peucern im Gefängnisse eine wissenschaftliche Correspondenz, ließ sich von ihm mancherlei mathematische Fragen lösen, worin man jedoch, dem Geschmacke der Zeit gemäß, wol vornehmlich astrologische Dinge erblicken darf. Trotz der protestantischen Aufklärung war man in Wittenberg mit Sterndeuterei sehr beschäftigt; selbst Melanchthon ist hier von einem gewissen Aberglauben nicht frei, und Peucer spricht sich gleichfalls mit Vorliebe über den Einfluß der Gestirne aus. Noch einmal benutzte Landgraf Wilhelm die Anwesenheit des Kurfürsten in Kassel auf der Rückkehr aus dem Bade Schwalbach (Peucer in seiner Haft um die Rathsamkeit der Badecur befragt, hatte sie dringend abgerathen), um für Entlassung Peucer's zu sprechen, mußte aber erfahren, daß bei Lebzeiten der Kurfürstin, wie sie selbst versichert hatte, an seine Befreiung nicht zu denken sei. Die Kurfürstin Anna, aus dänischem Hause, früher Peucer's Gönnerin, dann durch Hofintriguen gegen ihn eingenommen, starb am 1. Oct. 1585; in derselben Nacht will Peucer einen Traum gehabt haben, worin er einen prächtigen Leichenzug erblickte, zu welchem er die Glocke zog; plötzlich riß der Strick und ihm fielen die Worte des Psalmisten ein: Strick ist entzwei und wir sind frei! Die neue Heirath des Kurfürsten mit Agnes Hedwig, Prinzessin von Anhalt, gab deren Vater, Joachim Ernst, Gelegenheit, auf Peucer's Freilassung zu dringen. Sie erfolgte, nachdem derselbe am 8. Febr. 1586 einen abermaligen Revers ausgestellt hatte, worin er die Freilassung als ein Gnadengeschenk des Kurfürsten anerkannte und sich verpflichtete, sein bisheriges Gefängniß weder in- noch außerhalb Rechtens dem Kurfürsten oder seinen Leuten gedenken zu lassen. Nach seiner Befreiung begab er sich nach Dessau, wo er noch 16 Jahre als anhaltischer Leibarzt lebte. Von jener Verpflichtung, wodurch auch jede Mittheilung über seine Haft verboten war, glaubte Peucer sich von Seiten Sachsens durch den Tod August's und durch eine ausdrückliche Lossprechung des nächsten Kurfürsten Christian, der bekanntlich der Lutherischen Orthodoxie nicht im Geringsten ergeben war, sowie von Seiten seines Bürgen, Joachim Ernst's von Anhalt, ebenfalls durch eine ausdrückliche Erklärung, entledigt halten zu dürfen. Die Abfassung seiner Historia carcerum, die aber erst nach seinem Tode von Christoph Pezel und zwar in Zürich herausgegeben ward, war hiervon die Folge. Als sich aber nach dem unvermutheten Tode des jungen Kurfürsten Christian die Dinge in Kursachsen wieder änderten, und der Administrator Sachsens, Wilhelm Friedrich, derselbe, der den Kanzler Krell wegen Kryptocalvinismus aufs Blutgerüst brachte, auf strenge Durchführung der Concordienformel hielt, erging an Peucer die Drohung, daß, wenn er von seinen Angriffen auf dieselbe nicht ablasse, gemäß jenes Reverses er wieder in die Haft gezogen werden solle. Dennoch durfte sich Peucer unter anhaltischem Schutze über solche Drohungen beruhigen, und fortfahren, das Gedächtniß seines Schwiegervaters Melanchthon und der Philippistischen Grundsätze gegen die im Sinne der Concordienformel vorgenommene Umformung der Universität Wittenberg in Schutz zu nehmen.

Den Ruhm eines Märtyrers für seinen Glauben mußte selbst Kurfürst August ihm zugestehen. Sein Streben selbst für Durchführung der mildern Melanchthonischen Grundsätze wird nur die engherzigste Lutherische Orthodoxie ihm zum Vorwurfe machen können. Urtheilt man dagegen, wie gewöhnlich geschieht, nach dem Erfolge, so wird Mangel an Vorsicht, Überschätzung seines Einflusses auf die Person des Kurfürsten und Unbekanntschaft mit der Sphäre der Hofluft das Schlimmste sein, das ihn treffen kann. Groß steht er demnach als Märtyrer in einer Zeit der Entartung evangelischer Grundsätze da, deren Inquisition, da sie im vollen Widerspruche mit ihrem eigenen Principe protestantischer Schriftgemäßheit verfährt, kaum anders als den Eindruck des Komischen hervorrufen würde, wenn sie nicht zugleich die Handlung so gewaltig tragisch zu gestalten gewußt hätte. (*Rettberg.*)

PEUCETIA, der von den alten Peucetii bewohnte Landstrich in Unteritalien, welcher nordöstlich bis an das adriatische Meer, südlich bis an den tarentinischen Meerbusen, westlich bis an den Apenninus in Lucanien, nördlich bis an den Fluß Cerbalus, und wenn man das alte Daunia hinzuzieht, bis an den Fluß Frento, sich erstreckte. Das Weitere siehe im Artikel Peucetii. (*Krause.*)

PEUCETII (*Πευκέτιοι*, Peucetii), ein altitalischer Volksstamm, welcher gleich den mit ihnen verwandten Önotri, zu den ältesten, größtentheils vorhistorischen, Völkerschaften dieses Landes gehört. Die Geschichte dieses Stammes beruht auf Traditionen, welche theils die Farbe der Sage, theils das Gepräge historischer Darstellung an sich tragen. Suchen wir bei griechischen und römischen Historikern eine Entwickelung des Ursprungs und der Abstammung uralter Völker, so begegnen wir fast überall zunächst genealogischen Stammtafeln, in welchen sowol ihr Name als ihre Entstehung als einer auftretenden Gesammtheit auf einen uralten Ahnherrn, einen patriarchalischen Fürsten oder einen Führer auswandernder Scharen zurückgeführt wird. So die Önotrer und Peucetier. Peuketios, heißt es in jenen Stammtafeln, war ein Bruder des Önotros, beide waren Söhne des arkadischen Königs Lykaon, für dessen 22 männliche Sprößlinge natürlich Arkadien bei einer vorzunehmenden Vertheilung nicht ausgereicht hätte[1]). Auswanderung und neue Ansiedelungen

1) Von 22 Söhnen redet Dionysius Halik. (Rom. ant. I. c. 11). Andere reden von 50 Söhnen des Lykaon, wie Apollodoros (III, 8, 1. §. 1—4). Dazu Heyne. *Paus.* VIII, 3, 1—3. Nyktimos wird hier als der älteste, Önotros als der jüngste bezeichnet. Hier heißt es §. 2: *Νύκτιμον, τὸν ἀδελφὸν χρήματα καὶ ἄνδρας αἰτήσας, ἐπεραιώθη ναυσὶν ἐς Ἰταλίαν, καὶ ἡ Οἰνωτρία χώρα καὶ τὸ ὄνομα ἔσχεν ἀπὸ Οἰνώτρου βασιλεύοντος.* Pausanias hält diese Auswanderung und neue Ansiedlung für die älteste unter den Hellenischen und barbarischen, von denen er nach genauer Erforschung vernommen. Er zählt 26 Söhne des Lykaon. Die von einander abweichenden Darstellungen über die Schicksale dieser Lykaoniden verfolgen wir hier nicht weiter. Vergl. Niebuhr, R. Gesch. I, 29. 3. Ausg.

waren also das einzige Mittel, diesen Söhnen fürstliche Macht, Land und Leute zu verschaffen. Önotros und Peuketios also versammelten eine große Menge Arkader und anderer Hellenen und segelten mit ihnen über das Ionische Meer nach Italien. Peuketios setzte da, wo er zunächst der großen hesperischen Halbinsel sich genähert, nördlich über dem japygischen Vorgebirge [2]), sein Volk ans Land, welches sich nun in dieser Gegend ausbreitete und ansiedelte. Von nun an wurden die Bewohner dieses Landstriches, wie es heißt, nach ihrem Fürsten und Führer, Peuketioi genannt. So Dionysios von Halikarnassos [3]). Bei demselben Historiker setzt Pherekydes die Peuketioi an die Gestade des Ionischen Meerbusens [4]). Önotros (heißt es ferner beim Dionysios), unter dessen Leitung der weit größere Theil der versammelten Scharen ausgezogen, war dagegen bis zum anderen Meerbusen auf der Westseite Italiens vorgedrungen, welcher damals von den benachbarten Ausonen der ausonische genannt wurde. Seitdem aber die Tyrrhener mächtig geworden, wurde jener Name durch den dieses Volkes verdrängt [5]). Önotros besetzte nun einen großen fruchtbaren Landstrich, gründete Städte, und sein Volk, die nach ihm benannten Önotri, wurde mächtig. (Vergl. *Virgil.* Aen. I, 531 sq.) Im Verhältniß zu diesem hatten die Peuketioi geringere Bedeutung, weniger ausgedehnte und weniger fruchtbare Besitzungen, aber desto länger behaupteten sie ihre Integrität als selbständiger Stamm unter den alten italischen Völkerschaften [6]).

Strabon bestimmt die Grenzen ihres am Meere hin liegenden Gebietes, welches er als rauhes und gebirgiges, mit den Apenninen vielfach in Berührung tretendes bezeichnet, genauer [7]), und rechnet von Barion aus bis Brentesion (Brundisium), den beiden Grenzmarken desselben am Ufer des Meeres hin, gegen 700 Stadien. Landeinwärts aber erstreckten sich ihre Besitzungen bis Silvium [8]). Nikandros dagegen hatte eine hiervon abweichende Ansicht vom Lande der Peuketioi. Er läßt die Messapier, welche nach ihm an der Peuketischen Colonie von Arkadien aus Theil genommen, das Gebiet bewohnen, welches Tarentum von der südlichen Spitze Italiens trennt (s. d. Karte von Apulia und Messapia bei *Cluver*, Ital. ant. T. II, zu p. 1210); die Peuketioi setzt er um die Gegend von Tarent, und die Daunier, welche ebenfalls als Stammverwandte mit den Peuketiern nach Italien gekommen, verweist er in den Landstrich zwischen Tarent und dem adriatischen Meere [9]). Über die einzelnen wichtigeren Ortschaften des alten Peuketia handeln wir weiter unten.

Sowie die Önotrer, hat man auch die Peuketier zum großen Pelasgischen Volksstamme gezogen, vorzüglich deshalb, weil die Sage beide aus Arkadien ausgehen und ihre Führer, den Önotros und Peuketios, zu Enkeln des uralten Pelasgischen Königs Pelasgos in Arkadien macht. Auch hat man beide, die Önotroi und Peuketioi, außer Italien, in dem Pelasgischen Epirus gefunden [10]). Mit ihnen hat man selbst die Ausonen (welche man mit den Chaonen, Chonen, identificirt) zusammengebracht, und sie sämmtlich aus einer angenommenen großen Gesammtnation abgeleitet [11]).

Die Peuketioi scheinen in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Italien bis gegen das Ende des 5. Jahrh. v. Chr., wenn auch ohne große politische Geltung, doch als autonomes freies Volk existirt zu haben [12]). Denn wenn auch Strabon ausdrücklich bemerkt, daß die Peuketioi und Daunioi von den Eingebornen (nämlich seiner Zeit) gar nicht erwähnt würden, und nur wenn von der älteren oder ältesten Zeit die Rede sei, zur Sprache kämen [13]), so stehet dies der Annahme, daß sich Reste dieses Volkes, welche noch eine Gesammtheit bildeten, bis gegen das Ende des 5. Jahrh. erhalten haben, nicht entgegen. Auch bezeugt ja Skylax durch seine Anführung der Peuketier in Italien, daß zu seiner Zeit noch solche vorhanden waren [14]). Daß ein allmäliger Übergang und eine Verschmelzung dieser Stämme stattfand, läßt sich leicht annehmen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Angabe des Strabon, daß die Apuler, Daunier und Peuketier sich eines und desselben Sprachidioms bedienten. Er bemerkt zugleich, daß die Apuler auch im Übrigen sich von jenen nicht unterschieden (nämlich zu seiner Zeit); daß sie aber in früherem Zeitalter sich von jenen unterschieden haben, sei wahrscheinlich. Insbesondere erscheinen die Peuketier in vielfacher Berührung mit den Japygen und eine Stammverwandtschaft beider läßt sich leicht annehmen [15]). Gewiß ist, daß die sämmtlichen Völkerschaften der bezeichneten Landstriche, die Önotrer, Peuketier, Chaoner, auch die

---

2) Vergl. über dieses *Strab.* VI, 3, 281 *Cas.* *Plin.* H. N. III, 16. 3) Rom. Ant. I. c. 11. Man hat auch eine Ableitung dieses Namens von *πεύκη*, Fichte, versucht. Vergl. d'Anville, Alte Erdbeschr. 2. Th. S. 137. (Nürnb. 1800.) 4) *Dionys.* R. A. I. c. 13. 5) Ibid. c. 11. 6) Vergl. *Raoul-Rochette*, Hist. crit. de l'établ. d. col. Grecq. T. I. p. 251. 7) *Strab.* VI. 3, 283 *Cas.* *Παραπλέοντι δ' ἐκ τοῦ Βρεντεσίου τὴν Ἀδριατικὴν παραλίαν, πόλις ἐστὶν ἡ Ἐγνατία, οὖσα κοινὴ καταγωγὴ, πλέουσί τε καὶ πεζεύουσιν εἰς Βάριον· ὁ δὲ πλοῦς, νότῳ. Μέχρι δεῦρο μὲν Πευκέτιοι κατὰ θάλατταν, τῇ μεσογαίᾳ δὲ μέχρι Σιλουΐου. πᾶσα δὲ τραχεῖα καὶ ὀρεινή, πολὺ τῶν Ἀπεννίνων ὀρῶν κοινωνοῦσα· ἀποίκους δ' Ἀρκάδας δέξασθαι δοκεῖ. Εἰσὶ δ' ἐκ Βρεντεσίου εἰς Βάριον ἑπτακόσιοί που στάδιοι· σχεδὸν δ' ἴσον ἑκατέρας Τάρας διέχει.* Jedoch bemerkt er weiterhin in Bezug auf die genauere Bestimmung der Grenzen: *νυνὶ μηδὲ τοὺς ὅρους ἐπ' ἀκριβὲς λέγεσθαι τῶν ἐθνῶν τούτων· διόπερ οὐδ' ἡμῖν διϊσχυριστέον περὶ αὐτῶν.* 8) *Strab.* l. c.

9) *Nicandr.* ap. *Anton. Liberal.* Met. c. 31. Als den grössern Theil der mit diesen Führern angekommenen Völkerschaften nennt er Illyrier und Messapier. Raoul-Rochette (l. c. T. I. p. 151. 152) meint, daß diese Ansicht vom Antiochos aus Syrakusä (bei *Strab.* VI. 254) bestätigt werde. Jenem Antiochos aber folgte Strabon in Bezug auf Italien als seiner wichtigsten Quelle (*Ἀντίοχος ἐν τῷ περὶ τῆς Ἰταλίας συγγράμματι Strab.* l. c.). Mit dem Nikandros stimmt aber dieser Geograph nicht überein. 10) Vergl. Niebuhr, Röm. Gesch. 1. S. 30. 34. 63 fg. Plaß, Vor- und Urgesch. d. Hell. 1, 57. 11) Plaß a. a. O. 2. Bd. S. 401. Vergl. den Art. Pelasger. 15. Th. S. 142. 12) Vergl. *Petit-Radel*, Mem. III, 19. p. 94. *Raoul-Rochette* 1, 251. Der Erstere hat dies aus *Paus.* VIII, 42. IX, 13. *Diod.* XI, 52 gefolgert. Diodor (l. c.) erwähnt die Fehden der Japyges und der Tarentiner. 13) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* 14) *Scylax* p. 11. ed. *Gron.* *Λατέρνιοι, Ὀπικοί, Κραμόνες, Βορεοντῖνοι, Πευκετιεῖς. διήκοντες ἀπὸ τοῦ Τυρρηνικοῦ πελάγους εἰς τὴν Ἀδρίαν.* Vergl. dazu d. Not. *Gronovii.* 15) *Strab.* l. c.

Daunier und Messapier, in der späteren, d. h. in den ersten Jahrhunderten der historischen Zeit unter dem Namen Japyges zusammengefaßt werden [16]). Überhaupt waren es in der späteren Zeit die Japyges, die Pediculi, die Apuli, welche in den einst von den Önotrern, Peuketiern, Dauniern, Chaonern besetzten Gegenden hausten, obgleich Grenzbestimmungen hier nicht näher angegeben werden können, da fast jedes Jahrhundert eine andere Gestaltung der Dinge herbeiführte [17]). Japygia umfaßte das Gebiet von Tarent, Apulia, Calabria, das der Salentini, der Canusini und Venusini [18]). Strabon bemerkt, daß dieser Landstrich einst sehr frequent bewohnt gewesen sei und 13 Städte gezählt habe, aber zu seiner Zeit seien außer Taras und Brentesion alle übrigen nur noch unbedeutende Städtchen: so sei diese Region herabgekommen [19]). Die einst hier herrschende Wohlhabenheit läßt sich aus verschiedenen andern Angaben der Alten folgern [20]).

Die Tarentiner aber führten einst Krieg mit den Messapiern und hatten während desselben die Fürsten oder Könige der Daunier und der Peuketier zu Bundesgenossen [21]). Die Messapier müssen demnach ein mächtiger Stamm gewesen sein. Die Verbindung der Daunischen und Peuketischen Fürsten mit den Feinden derselben deutet auf verschiedene ursprüngliche Abkunft. Die Messapier werden für Kreter gehalten, worauf wir unten zurückkommen. Wir geben nach diesen Bemerkungen zur Charakteristik des alten Peucetia über und geben die wichtigeren Städte, Berge und Flüsse an, welche dieser Landstrich umfaßte. In Betreff der hier aufzuführenden Städte bleibt es freilich problematisch, ob dieselben sämmtlich den alten Peuketioi ihren Ursprung verdanken, oder ob dieselben wenigstens den ersten Grund dazu gelegt haben. Folgende Städte erwähnen die griechischen und römischen Schriftsteller in den bezeichneten Regionen und geben uns von ihnen mannichfache Nachrichten:

Barion (Barium) wird von den Alten übereinstimmend als eine alte Peuketische Stadt bezeichnet. Wenn man von Brentesion (Brundisium) aus am adriatischen Meere hinsegelte, gelangte man nach Egnatia, und von hier aus konnte man zu Wasser und zu Lande seinen Weg nach Barion fortsetzen (*πλέοντί τε καὶ πεζεύοντι εἰς Βάριον*, *Strab.* VI, 3, 283). Plinius zählt Barium, so wie Rudiä (durch Ennius bekannt) und Egnatia zu den Städten der Pediculi (H. N. III, 16). Diese Pediculi aber (*Ποιδίκλους*) betrachtet Strabon als alte Peuketioi, durch deren Gebiet, sowie durch das der Daunier und Samniter, eine Straße von Brentesion bis Benevent führe [22]). Barion und Egnatia werden außerdem von Pomponius Mela, Ptolemäos, auch von Horatius genannt, dessen Notizen über diesen Landstrich besondere Wichtigkeit haben, da er aus Venusia am Berge Vultur gebürtig, welche Ortschaften zum alten Peuketia gehörten, auch auf der Karte bei Cluver dazu gezogen worden sind [23]). Barium zeichnete sich (nach Horatius' Angabe)

16) *Nicandr.* ap. *Anton. Liberal.* l. c. *τὸ σύμπαν ἔθνος* (nämlich die Daunier, Peuketier und Messapier) *ὠνόμασαν Ἰάπυγας*. Vergl. *Cluver*, Ital. ant. Vol. II, 4. p. 1209. *Strab.* VI, 3, 279 *Cas.* bemerkt: *Ἰάπυγας δὲ λεχθῆναι πάντας φασὶ μέχρι τῆς Δαυνίας, ἀπὸ Ἰάπυγος, ὃν ἐκ Κρήσσης γυναικὸς Δαιδάλῳ γενέσθαι φασί, καὶ ἡγήσασθαι τῶν Κρητῶν κτλ.* Japygia wird auch mehrmals von Herodot erwähnt und Tarent als eine Stadt dieses Gebietes betrachtet (III, 138). Vergl. IV, 99. VII, 170. *Polyb.* III, 88, 3. 4: *ἐπὶ τὴν Ἰαπυγίαν. ἧς διῃρημένης εἰς τρεῖς ὀνομασίας, καὶ τῶν μὲν προσαγορευομένων Δαυνίων, τῶν δὲ Μεσσαπίων, εἰς πρώτην ἐνέβαλε τὴν Δαυνίαν.* Hier sind ohne Zweifel die *Πευκέτιοι* ausgefallen. Über die Abstammung der Japyges wissen die Alten Verschiedenes zu berichten. Sie werden sowol von Kreta (*Herodot.* VII, 170. *Athen.* XII, 23. 24. p. 522 sq.) als aus Illyrien abgeleitet. *Nicandr.* ap. *Ant. Lib.* l. c. c. 31. *Festus* v. Daunia. Vergl. *Micali*, L'Italie avant la dominat. d. Rom. (éd. II. p. *Raoul-Roch.* Par. 1824.) T. I. p. 274. Micali meint hier, daß dieses Land bereits vor der Ankunft dieser Fremden den Namen Japygia, und seine Bewohner den Namen Japyges und Messapier gehabt haben. Wir haben schon anderwärts (im Art. Pelasger, 15. Th. S. 126) bemerkt, wie sehr dieser und andere italienische Historiker geneigt sind, die ältesten Stämme Italiens als autochthonische, unvermischte, nicht aus der Fremde gekommene zu betrachten. Aus der Übereinstimmung des Sprachidioms der Peuketier, Messapier und Daunier hat man auch ihre Abstammung von den alten Oskern gefolgert, welche, wenn nicht das ganze, doch den größten Theil von Süditalien inne hatten. (Vergl. *Micali* l. c. p. 275. Niebuhr, R. Gesch. I. S. 76.) 17) *Strab.* VI, 1, 254 sq. und VI, 3, 282 *Cas.*: *ἡ δ' ἐκ Βρεντεσίου πεζευομένη ὁδὸς εἰς τὸν Τάραντα εὐζώνῳ μιᾶς οὖσα ἡμέρας, τὸν ἰσθμὸν ποιεῖ τῆς εἰρημένης χερρονήσου, ἣν Μεσσαπίαν τε καὶ Ἰαπυγίαν καὶ Καλαβρίαν καὶ Σαλεντίνην κοινῶς οἱ πολλοὶ προσαγορεύουσι· τινὲς δὲ διαιροῦσιν, ὡς ἐλέγομεν πρότερον.* Vergl. VI, 3, 283 und 2, 277 *Cas.* 18) Plinius (H. N. III, 16) gibt folgende Bestimmung: Connectitur secunda regio, amplexa Hirpinos, Calabriam, Apuliam, Salentinos, CCL M. sinu, qui Tarentinus appellatur, ab oppido Laconum, in recessu hoc intimo sito, contributa eo maritima colonia, quae ibi fuerat. Abest CXXXVI M. pass. a Lacinio promontorio. adversam ei Calabriam in peninsulam emittens, Graeci Messapiam a duce appellavere: et ante Peucetia, a Peucetio Oenotri fratre in Salentino agro. Übrigens soll auch Diomedes mit einer Schar Begleiter auf der Fahrt von Ilion aus durch Sturm verschlagen in diese Region gekommen sein. Vergl. *Plin.* l. c. und Mannert 9. Th. 2. Abth. S. 16 fg. Auch geben über alles dieses Ph. Cluver (Ital. ant. T. II, 4, 10. p. 1208 sq.), Micali (l. c. T. I, 271) und Raoul-Rochette (Hist. crit. T. I. p. 252 sq.) verschiedene Bemerkungen. Micali (l. c.) sucht auch die Grenzen des alten Japygia zu bestimmen. 19) *Strab.* VI, 3, 381 *Cas.*

20) Vergl. *Athen.* XII, 23. 24. p. 522 sq. 21) *Strab.* VI, 3, 291 *Cas.* 22) So VI, 3, 277: *Οἱ δ' ἐπιχώριοι πᾶσαν τὴν μετὰ τοὺς Καλαβροὺς Ἀπουλίαν καλοῦσι· τινὲς δ' αὐτῶν καὶ Ποίδικλοι λέγονται, καὶ μάλιστα οἱ Πευκέτιοι.* Appianus nennt die letztern *Ποδίκλους* und *Ποιδίκλους*, s. d. Art. Pediculi. Auch Pomponius Mela (II, 4. p. 181 *Gron.*) erwähnt diese Städte: post Barium, Egnatia, et Ennio cive nobiles Rudiae. Dann berührt er die Städte Calabriens: et jam in Calabria Brundusium, Valetium, Lupiae, Hydrus mons, tum et Salentini campi et Salentina littora et urbs Graja Callipolis. Barion und Egnatia erwähnt auch Ptolemäos (III, 2). Vergl. *Cluver*, Ital. ant. Tom. II. p. 1210. Dazu die Karte von Apulia und Messapia. Ib. 23) *Horat.* Serm. I, 5, 97 sq. Egnatia bezeichnet er durch Gnatia, vielleicht nach der Zunge des gemeinen Volkes, welches gern elidirt und abbrevirt; auch mochte diese Form sich dem Metrum leichter fügen. Hier war ein heiliger Stein, auf welchem laut einer Volkssage aufgelegtes Holz, Weihrauch und Ähnliches sich von selbst entzünden sollte. Horaz (S. I, 5, 100) spottet hierüber mit dem allbekannten credat Judaeus Apella, non ego. Plinius (H. N. II, 107) erzählt dasselbe als Relation (reperitur apud auctores). Barium erwähnt auch die Tab. Peuting. VI, a. Ind. p. 49. ed. *Conr.*

durch einträgliche Fischerei aus (piscosi Bari). Tacitus bezeichnet diese Stadt als Municipium von Apulien (Annal. XVI, 9). Ihre Entfernung von Egnatia war nicht groß, bis Brundisium aber setzt Strabon 100 Stadien an [24]). Im Mittelalter hat sich diese Stadt wegen ihrer trefflichen Lage gut erhalten und blühet noch gegenwärtig als eine der wichtigeren Küstenstädte [25]). Horatius aber klagt über den schlechten Weg von Rubi nach Barium (l. c.). Die Orte Turres Cäsaris (Turres Julianae) und Turres Aurelianä verrathen deutlich genug ihren späteren Ursprung, und wir erwähnen sie nur, ohne nähere Beschreibung [26]). Im Mittellande (*μεσογαίᾳ*) erstreckte sich das Gebiet der Peuketioi bis Silvion (*μέχρι Σιλουΐου*), und hier war das Land rauh und gebirgig [27]). Hierher führte die Straße von Venusia nach Tarent [28]). Brundisium (Brundusium, Brindisium, *Βρεντέσιον*, *Βρεντήσιον*, *Βρεντίσιον*), die wichtigste Stadt Calabriens, eine der ältesten Städte an der Küste des alten Japygia, darf ebenfalls als eine alte Gründung der Peuketioi betrachtet werden. Wenigstens deutet hierauf die oben vorgetragene Erzählung des Dionysios von Halik. Der Hafen dieser Stadt war der geräumigste und größte an dieser Küste. Eine große Mündung umfaßte viele Hafen zugleich, da sie innerhalb viele kleine Busen und Buchten bildete, sodaß die Gestalt des Ganzen einem Hirschgeweihe ähnlich war, und auch daher in der alten Sprache der Messapier den Namen erhalten haben soll [29]). Bis an Brundisium rückt Plinius (l. c.) das Gebiet der Pediculi (Brundisio conterminus Pediculorum ager), in welchen wir oben mit Strabon alte Peuketioi erkannt haben. Salapia (*Σαληπία*) war ein Hafenort der Argyripiner, nicht fern von Barion gelegen (nach *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.*), in der Nähe des Aufidus [30]). Venusia, eine apulische Stadt, wird vom Ptolemäos (III, 2) zum Gebiete der alten Peuketioi gezogen, und gehörte mit gleichem Rechte zu diesem als der benachbarte und durch Horatius celebrirte Mons Vultur. Plinius setzt Venusia in die Landschaft von Daunia, sowie er überhaupt Apulia als Land der Daunii betrachtet (Apulia Dauniorum cognomine, III, 16). Über Venusia und den Vultur nebst seiner Umgebung finden wir bei Horatius mannichfache Notizen [31]). Acherontia, Ferentum, Bantia lagen ebenfalls im Gebiete der alten Peuketier, wenn wir auch nicht bestimmt nachweisen können, daß diese Orte zu ihrer Zeit schon existirt haben [32]). Bantia wird von Livius erwähnt (XXVII, 25). Zwischen Venusia und Bantia hatten einst die beiden Consuln M. Marcellus und T. Quinctius Crispinus ihr Lager in der Nähe des punischen unter Hannibal aufgeschlagen. (*Liv.* l. c.) Horatius erwähnt die Saltus Bantinos (*Carm.* III, 4, 15) und nennt in derselben Stelle auch Acherontia und Ferentum. Außerdem werden noch Blera und einige andere Örter von geringer Bedeutung in dieser Region genannt [33]). Auch Luceria und Arpi gehören noch diesem Landstriche an [34]). Wenden wir uns wieder südlich nach dem Fluß Galesus hinab, so finden wir Hyria (*Ὑρίη*, Uria), die alte Hauptstadt von Japygia. Sie soll von den Kretern, welche einst ein Sturm auf ihrer Fahrt von Sicilien an die japygische Halbinsel verschlagen, gegründet worden sein. Sie war der Hauptsitz der Messapier, welche besondere Dynasten hatten [35]). Auch Rudiä, der Geburtsort des Ennius, wird in das Gebiet der Pediculi gezogen, und gehörte somit zum alten Peucetia [36]). Endlich haben wir noch Tarentum (*Τάρας*) zu erwähnen, eine Ansiedlung und Gründung der Japyger in uralter Zeit, welche aber von Phalantos vertrieben wurden und sich nach Brundisium zogen [37]). Phalantos gelangte auf Orakels Geheiß mit den spartanischen Partheniä (Jungferkindern) Ol. 18, 2 hierher, und wurde nun der neue Gründer des bald aufblühenden und sich mächtig erhebenden Taras. Wir haben schon oben berührt, daß sie in alter Zeit ein Bündniß mit den Fürsten der Daunier und Peuketier geschlossen hatte, um mit diesen gemeinschaftlich die Messapier zu bekämpfen, deren Ursprung von den Kretern hergeleitet wird [38]). Nächst diesen Angaben über die Städte charakterisiren wir mit wenigen Worten die Beschaffenheit des Landes und erwähnen einige wichtige Gebirge und Flüsse.

Micali hebt drei wichtige Eigenschaften dieses Landstrichs hervor: 1) das große Gebirge Garganus, dessen hohe Rücken, ein Zweig der Apenninen, mit alten Wäldern bedeckt waren [39]), welche von gewaltigen Stürmen, denen dieses Gebirge ausgesetzt war, nach und nach gelichtet werden mochten. Es gehörte zum Gebiete von Daunia [40]), und erstreckte sich bis zum adriatischen Meere

Mannert. Barium existirt noch unter dem Namen Barri oder Bari. Vergl. *Olivar.* ap. *Gronov.* ad *Pomp. Mel.* l. c.

24) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* Egnatia hatte Mangel an gutem Trinkwasser. *Horat.* Serm. I, 5, 95. 25) Vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 32. 26) Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1211. Dazu die Karte von Apulia und Messapia. Ibid. 27) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* 28) Itiner. Ant. p. 120. 121. Vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 70. 29) *Strab.* VI, 3, 282: *τῇ δὲ Μεσσαπίᾳ γλώττῃ Βρεντέσιον ἡ κεφαλὴ τοῦ ἐλάφου καλεῖται.* Die Stadt nämlich bildete das Haupt, und der Hafen das Geweihe. Ennius (Fragm. p. 120) Brundusium pulcro praecinctum praepete portu. Vergl. *Micali*, L'Italie etc. I. p. 273. Nach Strabon (l. c.) war die Stadt eine Gründung der Kreter aus Knossos. Vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 35. Trojus Pompejus nennt in einer Stelle (XII, 2) den Diomedes als Gründer, in einer andern (III, 4) die vertriebenen alten Bewohner von Tarentum. Wir verfolgen die Geschichte dieser Stadt hier nicht weiter, da für sie ein specieller Artikel bestimmt ist. Man vergl. auch *Ferraris*, de situ Iapygiae cum not. Tafurii. 30) Vergl. *Strab.* VI, 3, 282. Siehe die Karte von Apulia und Messapia bei *Cluver*, Ital. ant. Vol. II. p. 1210.

31) Vergl. Carm. III, 4. 32) Vergl. *Livius* IX, 16. 20 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 69. *Cluver*, Ital. ant. II. p. 1225 sq. 33) Vergl. *Cluver* ib. p. 1211 und die Karte daselbst. 34) Vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 82 fg. *Strab.* VI, 3, 284 *Cas.* 35) *Strab.* VI, 3, 281 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 66. 36) *Pomp. Mela* II, 4. p. 181 *Gronov.* *Plin.* III, 16. Strabon (VI, 3, 282) nennt sie *Ῥωδαίων πόλις: ἐν δὲ τῇ μεσογαίᾳ Ῥωδαῖοί τέ εἰσι καὶ Λουπίαι καὶ μικρὸν ὑπὲρ τῆς θαλάσσης Σαληπία.* Frontinus (p. 127) rechnet den ager Rodinus zu Calabria, welches die Römer in größerer Ausdehnung nehmen. Mannert 9. Th. 2. S. 78. 37) *Strab.* VI, 3, 279. *Justin.* III, 4. 38) *Strab.* VI, 3, 281 *Cas.* Vergl. *Cluver*, Ital. ant. II. p. 1212 sq. *Micali* T. I. p. 273 sq. 39) *Horat.* Carm. II, 9, 6 sq.: aut aquilonibus querceta Gargani laborant, et foliis viduantur orni. Epist. II. 1, 202: Garganum mugire putes nemus. 40) Vgl. *Cluver*, Ital. ant. II, 1212.

hin, und bildete hier das Vorgebirge dieses Namens, welches vom Gebirge selbst zu unterscheiden ist[41]); 2) findet Micali die weite Ebene Apuliens bemerkenswerth, welche von mehren Flüssen durchschnitten und mit einem Lager dicker, schwarzer und fruchtbarer Erde überzogen ist, eine Ebene, der man es ansieht (wie Micali l. c. meint), daß sie ehemals ein Golf gewesen, oder vielmehr eine Lagune, welche sich bis an den Fuß des Berges Vultur, eines alten mächtigen Vulkanes, ausdehnte[42]); 3) zeichnet Micali die steinigen Hügelreihen aus (Murge genannt), welche von starken horizontalen Lagen von Kalksteinen gebildet werden, deren Kette weder unterbrochen, noch durch Thäler getheilt, sich stufenweise in dieser langen und schmalen, den Continent von Italien beschließenden Halbinsel hin erstreckt[43]). Gegenwärtig umfaßt diese Gegend die Gebiete von Bari und Otranto[44]). Apulien zeichnete sich durch seine reichlichen Ernten aus, durch seine schönen Rosse, durch seine weiche, schöne Wolle, welche noch gegenwärtig die wichtigsten Landesproducte sind[45]). Auch war der alte Appuler ein arbeitsamer, rühriger Landwirth (impiger Appulus, perusta solibus pernicis uxor Appuli) und wird von Horatius in dieser Beziehung mehrmals gelobt[46]). Von den Flüssen dieses Landstriches ist vorzüglich der reißende, wirbelvolle Aufidus zu nennen, welcher seine Quellen in den Apenninen hat, das Gebiet der Peuketier und Daunier theilte (welches das ganze tiefliegende Apulien mit dem Gebirge und Vorgebirge Garganus umfaßte) und von den alten Geographen, besonders von Strabon, vielfach genannt wird[47]). Derselbe Geograph erwähnt einen großen schiffbaren Fluß zwischen Salapia und Sipus (Sipontum), mit einem großen See oder Sumpfe in der Nähe der Mündung[48]). Als zwei andere bedeutende Flüsse sind der Bradanus und der Galesus zu nennen. Der Erstere, gegenwärtig Bradano, entspringt nordwestlich von der kleinen Stadt Oppido, nicht fern von Bantia, aus einem See, nimmt südöstliche Richtung und mündet nach Aufnahme mehrer kleiner Flüsse, in den tarentinischen Meerbusen. Er bildete einst die Grenze zwischen Apulien und Lucanien, sowie gegenwärtig zwischen Basilicata und der Provinz Bari[49]). Der Galesus, welcher sich in der Nähe von Tarentum in denselben Meerbusen ergießt, ist nicht sowol durch seine Größe, als durch das hier aufgeschlagene Lager des Hannibal, und durch die an seinen Ufern weidenden Schafheerden, welche die schönste Wolle lieferten, merkwürdig geworden[50]). Plinius (H. N. III, 16) nennt noch die Flüsse Japyx und Pactius, den Frento und Tifernus. Der Cerbalus, nördlich vom Aufidus, gehört in das Gebiet des alten Daunia[51]). Außerdem liegen um das Gebirge Garganus mehre größere und kleinere Landseen umher, von welchen besonders der Lacus Pantanus (Lago di Lesina) hervorzuheben ist[52]). Alles Anderweitige, was wir hier übergangen haben, wird in den hierher gehörigen Specialartikeln zu finden sein. *(J. H. Krause.)*

PEUCINI (abgekürzt Peuci), ein germanisches, oder vielleicht auch slawisches Volk. Zwar bilden nach Plinius[1]) die Peucinen und die Bastarnen die fünfte Gattung[2]) oder den fünften Hauptstamm der Germanen. Aber der Unterschied zwischen diesen und den Slawen war damals noch nicht in das Licht gestellt. Tacitus[3]) zweifelt, ob er die Nationen der Peucinen, der Veneder (Wenden) und der Fennen (Finnen) unter die Germanen oder Sarmaten rechnen soll, obgleich die Peucinen in Betreff der Sprache, der Lebensart, des Sitzes[4]) und der Wohnungen[5]) wie Germanen thun. Aber alle seien schmuzig und die Vornehmsten in Erstarrung; durch Vermischung der Heirathen erhalten sie etwas Häßliches von dem Charakter der Sarmaten. So nach Tacitus, welcher dann weiter die Gründe angibt, warum die Veneder (Wenden) eher unter die Germanen, als die Slawen zu rechnen seien. Soviel geht aus ihm hervor, daß ihm das Dasein eines besonderen Völkerstammes der Slawen nicht klar geworden, denn er glaubte die zwischen den Germanen und den Sarmaten mitten inne stehenden Wenden zu einem dieser Völkerstämme zählen zu müssen, während sie von beiden zu trennen sind. Könnte man annehmen, daß die Römer die Sprache der Germanen und der Peucinen genauer gekannt hätten, so wäre die von Tacitus angegebene Gleichheit allerdings entscheidend. Dagegen konnten sie sichere und bessere Kenntniß davon haben, daß die Peucinen in gemischten Heirathen (also ohne eigentliche Ehe) lebten, und die Vornehmen unempfindlich und sorglos waren. Beides paßt also durchaus nicht auf die Germanen, da diese wirkliche Ehen und Edelinge, deren höchster Ruhm Heldenthaten waren, hatten. Die Slawen standen aber, wie aus Cosmas von Prag erhellt, an Reinheit der Sitten den Germanen weit nach, und wir

41) Plinius (H. N. III, 16) hebt den Unterschied hervor: promontorium montis Gargani. 42) Vergl. *Tata*, Lettr. sur le mont Vultur. *Strab.* VI, 3, 284: *ἡ δὲ χώρα εὐδιεινὴ διὰ τὴν κοιλότητα τῶν πεδίων.* 43) *Micali*, L'Italie etc. T. I. p. 272. ed. II. p. *Raoul-Roch.* 44) *Micali* l. c. p. 273. 45) Ibid. p. 277. Vergl. *Strab.* VI, 3, 284 *Cas.* 46) Carm. III, 16, 26. Epod. II, 42. Vergl. *Micali* l. c. Apulia zählte 13 Städte. *Micali* T. I. p. 277. *Ch. Brocchi*, Bibl. Italiana. T. XVIII. p. 52. 47) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* Er bezeichnet ihn mit dem Namen *Αὐφίδιος.* 48) Ibid. 3, 284. Siehe die Karte bei *Cluver*, Ital. ant. II. p. 1210. Auch hier wird der Fluß nicht genannt. Der See aber heißt hier Salapina Palus. Derselbe wird von Lucanus (Phars. V, 377) erwähnt. 49) Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1211 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 150. Der Bradanus bildet mit dem Aufidus ein Dreieck, welches den größten Theil Apuliens umfaßt. Itiner. Ant. p. 104. ed. *Wesseling.*

50) *Polyb.* VIII, 35, 8. Auch soll er nach Polybios den Namen Eurotas geführt haben. Livius (XXV, 11) nennt ihn Galesus und setzt ihn fünf Mill. pass. von Tarent. In Beziehung auf die schöne Wolle wird er besonders von Martialis genannt (II, 43, 3. V, 37, 2. VIII, 28, 4). Auch dieser braucht nur den Namen Galesus, nicht Eurotas. Der letztere Name ist indessen leicht begreiflich, da Taras eine spartanische Ansiedelung unter Phalantos war. Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1232 sq. 51) Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1211 sq. und dazu die Karte ibid. 52) *Plin.* H. N. III, 16.

1) H. N. IV, 14. 2) Genus. 3) Germ. 46. 4) Die Sarmaten hatten nämlich keine festen Wohnsitze, deshalb will Tacitus die Peucinen nicht unter dieselben rechnen. 5) Die Sarmaten, welchen Tacitus die Peucinen entgegensetzt, hatten nämlich keine Domicilia, sondern lebten auf Wagen und Rossen.

aus Nestor hervorgeht, fehlte es den Slawen an eingeborenen edeln Geschlechtern. Erwägen wir dieses alles, so waren die Peucinen keine Germanen, oder befanden sich wenigstens auf einer niedrigeren Stufe als die übrigen, oder wahrscheinlicher sie gehörten zu den Slawen, die erst in den Zeiten der großen Völkerwanderung als von den Germanen bestimmt verschiedene Völker in das Licht der Geschichte traten. Zwar stehen die Peucinen in der engsten Beziehung zu den Bastarnen, und diese sind Kelten, oder, wie man als wahrscheinlicher annimmt, Germanen. Aber es ist gar nicht erwiesen, daß die Peucinen mit den Bastarnen blutsverwandt waren, und es fragt sich sehr, ob sie nicht vielmehr blos in Unterthanen- oder Bundesverhältnissen zu ihnen standen. Wenn wir die Beziehungen erwägen, in welchen sie zu einander genannt werden, so scheint es, als wenn in den frühesten Zeiten die Peucinen ein den Bastarnen unterworfenes Volk waren, das sich von dieser Dienstbarkeit freimachte, als die Macht der sie Beherrschenden in Verfall kam. Nach Strabon, welcher nicht als geschichtliche Gewißheit, sondern blos als seine Vermuthung aufstellt, daß die Bastarnen germanischer Abkunft seien, waren dieselben in viele kleinere Völkerschaften oder mehre Stämme getheilt, und einige hießen Atmonen, andere Sidonen, und diejenigen, welche die Insel Peuke in dem Ister bewohnten, Peukinen[6]. Hier bei Strabon erscheinen also die Peucinen untergeordnet unter die Bastarnen, oder wenigstens nur als ein Theil derselben, ganz anders aber bei Tacitus, der bemerkt: „Die Peucinen, welche einige Bastarnen nennen[7].“ Der erstere Name hatte also schon mehr Geltung, als der letztere. Schon bei Plinius, welcher die fünf Gattungen der Germanen aufführt, erscheinen die Peucinen nicht mehr als eine Völkerschaft der Bastarnen, sondern selbständig, indem er bemerkt: „Der fünfte Theil[8] die Peucinen und Bastarnen den Daciern benachbart.“ So nach Plinius. Anders als bei Strabon erscheinen auch bei Tacitus die Sitze der Peucinen. Er bemerkt: „Alles, was von Wäldern und Bergen sich zwischen den Peucinen und Fennen (Finnen) erhebt, durchirren sie (die Wenden) mit Räubereien (oder in Räuberbanden).“ Hier haben die Peucinen offenbar andere Sitze, als bei Strabon. Zwar kennt Ptolemäus die Peucinen auch noch an den Mündungen des Isters, setzt aber als Hauptvölker von Sarmatien die Peucinen und Bastarnen auf die Nordseite des Karpatus, längs der ganzen Provinz Dacien, fügt aber mehre kleine Völkerschaften zwischen sie hinein, die nach Mannert[9] gewiß nicht zu ihrem Stamme gehörten. Es müsse, wie derselbe vermuthet, vielleicht schon ein Gedanke von Lehnsystem unter diesen wilden Völkern vorhanden gewesen sein, unmöglich würden sich sonst die kleineren Haufen von den beträchtlicheren umschlossen haben erhalten können. Nach demselben rückten die Peucinen und Bastarnen schon in sehr alten Zeiten, längs der Karpaten, gegen die Mündungen des Isters vor. Aber wenn nach Strabon die Peucinen den Namen von der Insel Peuke erhielten, können sie diesen wenigstens nicht von der Nordseite der Karpaten mit dahin gebracht haben. Auch ist der Name *Πεύκη* (Pechfichte, hier Fichteninsel). griechisch. Nun gibt es aber auch den Berg Peuke (*Πεύκη ὄρος*), wenn nämlich die Lesart richtig und nicht die *Τεύκα*, *Τεύκη*, gebende, die wahre ist. Man hält diese Anhöhe[10] mit großer Wahrscheinlichkeit für die Berge, welche von den Karpaten aus nordwestlich durch Galizien steigen. Sind die Peucinen, welche Ptolemäus in diesen Strich setzt, von diesem Berge genannt, so erhalten wir zwei verschiedene Völker unter dem Namen Peucinen, eins, das ihn von der Donauinsel, das andere, das ihn von dem Berge Peuke erhielt. Auf jeden Fall bleibt das Verhältniß dunkel, in welchem die Peucinen an der Mündung der Donau zu denen auf der Nordseite der Karpaten standen. Aber gewiß ist, daß Tacitus unter den Peucinen, von welchen er redet, die an der Mündung der Donau nicht verstehen kann. In dem markomannischen Kriege, welchen viele germanische und andere Völker gegen das römische Reich unter Antoninus Philosophus führten, werden die Peucinen von Jul. Capitolinus in dieser Reihenfolge genannt: Rhoxolanen, Bastarnen, Alanen, Peucinen, Costobocen[11]. Zur Zeit des Kaisers Philipp finden wir die Peucinen von der Donauinsel[12] Peuke in enger Verbindung oder selbst auch in der Unterthanenschaft[13] der Gothen; sie setzten mit ihnen über die Donau, und nahmen Theil an der Verheerung Mösiens und der langen Belagerung der berühmten Hauptstadt dieses Landes, Marcianopolis. Bei Gelegenheit, wo Pollio erzählt, wie die Gothen sich an dem Kaiser Claudius dadurch rächten, daß sie alle ihre Völkerschaften zur Beraubung des römischen Reichs aufregten, sagt er weiter: Endlich kamen der Scythen verschiedene Völker, die Peu-

6) Mit Strabon (7. Buch), welcher auch kurz vorher sagt, daß die Bastarnen, die in dem Besitze der an dem Ister gelegenen großen Insel Peuke seien, den Namen Peukinen haben, vergl. *Ammianus Marcellinus* Lib. XXII: Peuce prominet insula, quam circumcolunt Troglodytae et Peucini minoresque aliae gentes, und *Jordanes* (vulgo *Jornandes*) de reb. Get. c. 16, welche Stelle wir in der 13. Anm. d. Art. mittheilen. 7) *Tacitus* G. 46: Peucini, quos quidam Bastarnas vocant 8) Pars braucht Plinius (H. N. IV, 14) hier entweder gleichbedeutend mit genus, oder er hat vielleicht in Beziehung auf die Peucinen und Bastarnen absichtlich den Ausdruck genus vermieden; er bemerkt oben: Germanorum genera quinque, und schließt nach der Aufzählung der vier derselben: quinta pars Peucini, Basternae (Bastarnae) supra dictis contermini Dacis.

9) Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 261. 10) Über die verschiedenen Angaben der Lage des Berges Peuke oder Teuke im Betreff des Grades s. Mannert a. a. O. S. 257. 11) *Jul. Capitolinus* in Vita M. Antonini Philosophi. c. 23. 12) Vielleicht soll dieser Zusatz bei Jordanes (de Reb. Get. c. 16) nicht blos den Sitz der Peucinen überhaupt bezeichnen, sondern einen Gegensatz zu den Peucinen auf der Nordseite der Karpaten machen. 13) Die Stelle bei Jordanes ist ungemein merkwürdig: Is (Ostrogotha, rex Gothorum) ergo habens Gothos et Peucenos, ab insula Peuce, quae ostio Danubii Ponto mergenti adjacet, Argaitum et Guntherieum nobilissimos suae gentis praefecit ductores. Ließe sich das suae gentis füglich auf die Peucinen beziehen, so wären diese, wie der Name Güntherich darthun würde, unbezweifelt ein teutsches Volk. Aber die Stelle ist viel wahrscheinlicher so zu verstehen, daß Argait und Güntherich gothische Edelinge waren, und Letzterer vom Gothenkönige Ostrogotha als Anführer über die Peucinen gesetzt ward.

einen, Trutungen, Austrogothen, Virtungen, Sigipeden, auch die Kelten und die Heruler aus Begierde nach Beute auf den römischen Boden und in den Staat, und verwüsteten daselbst das Meiste, während Claudius mit andern Dingen beschäftigt war, und sich zu diesem Kriege rüstete. Hierauf zog er gegen sie und schlug sie [14]).

(*Ferdinand Wachter.*)

PEUCOLAIS nennt Plinius (H. N. VI, 25) als eine Stadt in Ariana. (*Krause.*)

PEUCOLAITAE, nennt Plinius (H. N. VI, 23) eine von den vier indischen Völkerschaften (Peucolaitae, Arsagalitae, Geretae, Asoi), welche einen vom Kaukasus ab sich hinziehenden ebenen Landstrich, diesseit des Indus, bewohnten. Peucolaitis bezeichnet er als Stadt der Inder in der Nähe des Flusses Cophetа und setzt als Entfernung zwischen dieser und der von Alexander M. angelegten Stadt (Alexandria in Baktrien) 227 Mill. Pass. Dasselbe Volk bezeichnet Dionysius Per. (v. 1142 sq.) mit folgenden Worten: *ἐπὶ δ' ἕσπεται ἄγρια φῦλα Πευκαλέων.* Dazu Eustathius (p. 311 *Bernh.*), welcher bemerkt, daß sie auch *Πευκανεῖς* genannt werden. Vergl. *Salmas.* ad *Solin.* p. 698 und die Interpr. ad *Arriani* Ind. p. 4. Vergl. d. Art. Peukela. (*Krause.*)

PEUCYL, Kienstoff. Thenard machte schon die Beobachtung, daß das Terpentinöl aus zwei verschiedenen Modificationen bestehe; Blanchet und Sell lehrten aber erst durch Behandlung des Terpentinöles mit salzsaurem Gase jene trennen und nannten die eine Peucyl, die andere Dadyl oder Tannenstoff. Um sie darzustellen, wird das Terpentinöl erst mit Wasser destillirt, die sich abscheidende ölige Schicht des Destillates zur Entfernung des Wassers mit Chlorcalcium digerirt und hierauf so lange mit trocknem, salzsaurem Gas behandelt, als dieses aufgenommen wird, wobei jedoch die Flüssigkeit immer stark abgekühlt werden muß. Die Flüssigkeit scheidet sich dadurch in zwei Theile, in eine weiße krystallinische Substanz, das salzsaure Dadyl, und in eine ölige braune Flüssigkeit, das salzsaure Peucyl, die durch Filtriren getrennt werden. Das salzsaure Peucyl ist jedoch nicht rein, doch kennt man es bis jetzt noch in keinem anderen Zustande; es ist braun gefärbt, stößt salzsaures Gas in weißen Dämpfen aus, ist weniger flüssig als das gemeine Terpentinöl, kann durch vorsichtige Destillation in eine weiße, nicht rauchende Flüssigkeit verwandelt werden und wird durch Alkohol in eine saure und eine ölige Flüssigkeit zerlegt, welche letztere durch Wasser zersetzt wird. Durch Wasser wird es nicht zerlegt, bei der Behandlung mit Chlor wird es dickflüssig. Es muß im reinen Zustand nach der Formel $C_{20}\ H_{17}\ Cl = C_{20}\ H_{16} + HCl$ zusammengesetzt sein. Wird es über Ätzkalk destillirt, so zerfällt es unter Bildung von Chlorcalcium in Peucyl und Wasser, enthält aber alle fremden Beimengungen; nach der Rectification über Kalium ist es leichtflüssig wie Terpentinöl, von 0,86 spec. Gewicht und siedet bei + 134°. Das auf dem Filter zurückbleibende salzsaure Dadyl, welches auch unter dem Namen künstlicher Kampher bekannt ist und schon von Kind entdeckt wurde, wird in siedenden Alkohol aufgelöst, die nach dem Erkalten sich abscheidenden Krystalle mit Alkohol gewaschen, im Wasserbad getrocknet und dann mit gepulvertem Chlorcalcium vermengt bei derselben Temperatur sublimirt. Es stellt dann eine zusammenhängende, weiche und zähe, weiße und durchscheinende, dem Kampher ähnliche krystallinische Masse dar, welche kampherartig, aber doch eigenthümlich riecht; es ist wie der Kampher bei jeder Temperatur flüchtig, schmilzt bei + 115° und siedet bei + 165°, wobei es sich jedoch unter Entwickelung von Salzsäure zersetzt. Es reagirt nicht auf die Pflanzenpigmente, löst sich nur wenig in Wasser, leicht in Alkohol, Äther, ätherischen und fetten Ölen; die Lösungen reagiren weder auf Silbersalze, noch auf Quecksilberoxydulsalze. Von Schwefelsäure und Salpetersäure wird es bei gewöhnlicher Temperatur nicht angegriffen, in der Wärme aber von ersterer unter Entwickelung von schwefeliger Säure und Abscheidung von Kohle, von letzterer unter Entwickelung salpetriger Säure zersetzt. Bei der Sublimation in einem mit Ammoniakgas erfüllten Raum wird es nicht zersetzt, wol aber, wenn es gemeinschaftlich mit diesem Gas durch rothglühende Röhren geleitet wird unter Abscheidung eines Öles und Kohle. Wird das salzsaure Dadyl über erhitztem Ätzkalk destillirt, so zerfällt es unter Bildung von Chlorcalcium in Dadyl und Wasser; dieses Überdestilliren über erhitzten Ätzkalk wird so oft wiederholt, bis das übergehende Öl die Säure und Farbe verloren hat. Das Dadyl stellt ein wenig gefärbtes Öl dar und kann durch wiederholte Rectification über Kalium vollkommen farblos erhalten werden, ist sehr flüssig, von 0,87 spec. Gewicht und siedet bei + 145°. Gegen Reagentien verhält es sich wie das gemeine Terpentinöl. Dumas, sowie Blanchet und Sell fanden das salzsaure Dadyl aus 70,03 Kohlenstoff, 9,7? Wasserstoff und 20,23 Chlor zusammengesetzt, wonach sie die rationelle Formel $C_{20}\ H_{17}\ Cl$ oder $C_{20}\ H_{16} + HCl$ entwickelten; Oppermann fand weniger Wasserstoff und Chlor; aber aus den vergleichenden Analysen anderer, dem Dadyl analoger, Substanzen läßt sich bestimmen, daß die Ersteren richtige Resultate erhalten hatten. (*Döbereiner.*)

Peuerbach, s. Peurbach.

PEUK OSSOINZ (der), ein bedeutender Berg im laibacher Kreise des Herzogthums Krain, welcher sich westlich von dem Dorfe Neu-Oßlitz, zu einer Höhe von 3313 wiener Fuß erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

PEUKE, die größte und mittelste der Inseln, welche von den Mündungen des Istros gebildet werden. *Dionys. Perieg.* v. 301: *πενταπόροις προχοῇσιν ἑλισσόμενος περὶ Πεύκην.* Dazu *Eustath.* p. 143 ed. *Bernh.*: *νῆσος δὲ ἡ Πεύκη τρίγωνος, μεταξὺ κειμένη τῶν τοῦ Ἴστρου στομάτων κτλ.* Dann fügt er hinzu: *περιέχει δὲ καὶ ἄλλα νησίδια ὁ Ἴστρος τοῖς στόμασι δίχα τῆς Πεύκης.* Strabon (VII, 3, 305 *Cas.*) bezeichnet dieselbe als *μεγάλη νῆσος.* Vergl. *Ruf. Fest. Avien.* descr. orb. terr. v. 440. Von dieser Insel erhielt eine jener Mündungen selbst diesen Namen. (*Plinius* H. N. IV, 24. 27.) Ihre Bewohner hießen Peukinoi (Peucini), und von ihnen stammt wahrscheinlich der Name der Insel.

---

14) *Trebelli Pollionis* Divus Claudius. c. 6—18.

(Vergl. Mannert 4. Th. S. 225 fg. 2. Ausg.) Die Peucini finden wir auch anderwärts als beträchtlichen Volksstamm (s. d. Art.). Über die Mündungen des Istros, deren gewöhnlich sieben (hier von Dionysius und von Avienus l. c. aber nur fünf) angegeben werden, haben Schrader (ad *Avien.* p. 439 sq.), Tzschucke (ad *Pomp. Mel.* vol. III. p. 2. p. 46 sq.) und Kruse (Comment. de Istri ostiis [Vratisl. 1820]) gehandelt. (*Krause.*)

PEUKE (*ἡ Πεύκη ὄρος*), ein von den Karpaten ausgehendes und nordwestlich durch Galizien sich ziehendes Gebirge. In diesem Landstriche nennt Ptolemäos (III, 7) auch die Peukinoi, weshalb ohne Zweifel die Lesart *Πεύκη* der anderen *Τεύκη* vorzuziehen ist. Vergl. Mannert 4. Th. S. 260. 2. Ausg. (*Krause.*)

PEUKELA, eine große Stadt in der Nähe des Flusses Indus, nach *Arrian.* Indic. I. (*καὶ ἄλλη πόλις Πευκέλα, ἔτι μεγάλη καὶ αὐτὴ οὐ μακρὰν τοῦ Ἰνδοῦ*), davon hieß die Landschaft Peukelaotis (*Arrian.* Anab. IV, 22, 7 *ἐς τὴν Πευκελαῶτιν χώραν ὡς ἐπὶ τὸν Ἰνδὸν ποταμόν*); ja auch die Stadt selbst wird von Arrian (ibid. IV. 28, 6 *πόλιν Πευκελαῶτιν οὐ πόῤῥω τοῦ Ἰνδοῦ ᾠκισμένην*) Peukelaotis genannt. Vergl. d. Art. **Peucolaitne.** (*H.*)

PEUKESTES, ein macedonischer Name. In der Geschichte Alexander's des Großen kommen zwei Personen dieses Namens vor, davon wird der eine nur in wiefern ihm gemeinschaftlich mit dem Rhodier Äschylus der König für einige Zeit das Gouvernement Ägypten anvertraute[1]), sonst weiter nicht genannt. Desto bekannter ist der andere. Er war zuerst einer der Schildträger (Hypaspisten) des Königs und trug[2]) in der Schlacht den heiligen Schild, den der König aus dem Tempel der Minerva in Ilium entnommen hatte, vor dem Könige her. In dieser Eigenschaft hatte er das Glück, den König einmal aus großer Lebensgefahr zu retten; den Ort, wo sich das Ereigniß zugetragen hat, nannte das allgemeine Gerücht Oxydracae, ihm folgen auch Curtius (IX, 18, 26) und Plutarch (de fort. Al. 2); Arrian (VI, 11, 3) jedoch erklärt sich ausdrücklich gegen dies Gerücht und behauptet dagegen, daß sich die Begebenheit in einer Stadt der indischen Völkerschaft der Maller ereignet hat; dieser Ansicht folgen auch der sorgfältige Strabon (XV. 701) und Plutarch (Alex. 63), während Diodor (XVII, 99) und Justin (XII, 9) gar keinen Ortsnamen angeben. Es war beim Erstürmen der zu dieser Stadt gehörigen Burg, wo die Macedonier durch die Pfeile der Feinde entmuthigt waren, und Alexander, um ihnen Muth einzuflößen, eine Leiter ergriff, auf derselben emporstieg und ihm Peukestes, Leonnat und Abreas[3]) folgten; plötzlich befand sich der König, indem die Leitern, auf denen die Übrigen ihm nachzusteigen versucht hatten, zerbrachen, allein auf der feindlichen Mauer; eine Menge von Pfeilen wurden von den Indiern auf ihn geschleudert, er sank zuletzt verwundet hin, Abreas fiel sehr bald neben ihm; da wäre der König unfehlbar verloren gewesen, wenn nicht von der einen Seite Leonnat, von der andern Peukestes mit dem erwähnten heiligen Schilde von Ilium ihn beschirmt und trotz den Pfeilen, die der Feind unaufhörlich auf sie warf, treulich bei ihm ausgeharrt hätten, bis sie endlich von den nachstürmenden Macedoniern gerettet wurden. Allgemein galt Peukestes im Alterthume für Lebensretter des Königs[4]) und auch der König zeichnete ihn hinfort durch das ehrendste Vertrauen aus. Er ernannte ihn überdies zu einem seiner Leibgardisten oder *σωματοφύλακες*, eine Ehre, die nur noch sieben andere hohe Officiere bekleideten, und später zum Gouverneur oder Satrapen von Persis[5]). Zu dieser Stelle schien er sich besonders auch dadurch zu eignen, daß er persische Lebensweise angenommen hatte. Gleich nach dieser Ernennung legte er, der einzige unter allen Macedoniern, persische Kleidung an, lernte Persisch, und nahm auch in allen andern Stücken persische Sitten an; so sehr als sich hierüber die Perser freuten, ebenso schmerzlich war es den Macedoniern, aber noch schmerzlicher war ihnen die Wahrnehmung, daß Alexander selbst seine vollkommne Zufriedenheit mit diesem Benehmen offen zu erkennen gab[6]), wie er denn auch z. B. bei der in Susa veranstalteten Hochzeitsfeierlichkeit an Peukestes einen goldenen Kranz ertheilte[7]). Später führte Peukestes dem König ein bedeutendes Corps von 20,000 Persern und einer großen Anzahl Kossäer und Tapurer aus Persien nach Babylon zu, und erwarb sich dadurch und durch die besonnene Haltung seiner Leute von Neuem seine Zufriedenheit[8]). Peukestes war einer von denen, welche bei der letzten Krankheit des Königs den Tag vor seinem Tode den Gott Serapis befragten, ob es räthlich sei, den König in den Tempel bringen zu lassen[9]). — Von der großen Freundschaft Alexander's für Peukestes will ich nur noch zwei Belege anführen. Peukestes wurde einmal auf der Jagd von einem Bären gebissen; der König machte ihm darüber Vorwürfe, daß er nicht ihm, wie anderen Freunden davon Nachricht gegeben, und foderte ihn auf, ihm über sein Befinden Bericht zu erstatten und falls ihn einige seiner Jagdgenossen in Stich gelassen hätten, ihm auch diese zu nennen, damit er sie bestrafen könne. Ein anderes Mal, als Peukestes krank gewesen und durch seinen Arzt Alexippus geheilt worden war, schrieb Alexander an den Letztern und dankte ihm für seine ärztliche Bemühung[10]).

Nach dem Tode Alexander's bestätigte sowol Perdikkas als später Antipater den Peukestes in der Satrapie Persis[11]). Peukestes verstand es während der meh-

1) *Curt.* IV, 33, 4. 2) Vergl. *Arrian.* I, 11, 7 sq. mit VI, 9, 3. 3) So Arrian (VI, 9, 3. 10, 1), der jedoch selbst (11, 7) bemerkt, daß über Abreas die Schriftsteller getheilter Meinung wären; von den uns erhaltenen Autoren erwähnt ihn weiter keiner. Nach Plutarch (Al. 63) begleiteten Peukestes und Limnäus den König; nach Curtius (XX, 21) kam erst Peukestes, dann Timäus, darauf Leonnat und dann Aristonus ihm zu Hilfe.

4) Alexandri Magni servator nennt ihn Plinius (XXXIV, 8). Vergl. Droysen, Gesch. Alex. d. Gr. S. 439 fg. 5) *Arrian.* VI, 28, 3. 30, 2. 6) Ibid. VII, 6, 3. 7) Ibid. 5, 4. 8) Ibid. 23, 3. 9) Ibid. 26, 2. 10) *Plutarch.* Alex. 41. 11) *Diod.* XVIII, 2. 39. *Phot.* p. 64, b. 21. 71, b. 31 ed. *Bekk.* Denn falsch ist Justin's (XIII, 4, 23) Angabe, Peukestes hätte das Gouvernement Babylonien erhalten.

ren Jahre, daß er diese Stelle inne hatte, sich die Gunst der Landeseinwohner bleibend zu erhalten[12]). Im Kampfe zwischen Antigonus und Eumenes schloß er sich dem Letzteren an und wie die übrigen Statthalter der oberen Satrapien führte auch er ihm ein beträchtliches Truppencorps nach Susiana zu; es bestand dasselbe aus 10,000 persischen Bogenschützen und Schleuderern, 3000 auf macedonische Weise bewaffneten Hopliten, die verschiedenen Völkerstämmen angehörten, 600 griechischen und thracischen und über 400 persischen Reitern. Peukestes erhob mit Rücksicht auf diese große Anzahl seiner Truppen und auf das ausgezeichnete Vertrauen, das ihm zu seiner Zeit Alexander bewiesen hatte, Anspruch auf den Oberbefehl, begegnete aber nicht weniger entschiedenen Ansprüchen anderer Führer; Eumenes wußte diesen, schwere Gefahr drohenden, Zwist nur dadurch zu schlichten, daß er statt einem Einzigen, einem aus allen obersten Führern gebildeten Kriegsrath den Oberbefehl übergeben ließ[13]). Wie sehr sich nun Peukestes auch durch diese Entscheidung gekränkt fühlte, ließ er sich doch, als sich Antigonus mit Seleukus und Python verbunden und mit dem vereinten Heere dem Flusse Tiger genähert hatte, von Eumenes und Antigenes bewegen, ein neues Corps von 10,000 Bogenschützen aus Persien kommen zu lassen; er konnte sich's ja nicht verhehlen, daß ein Sieg des Antigonus ihm die Satrapie und vielleicht das Leben kosten würde, während er bei seinen Verbündeten um so mehr auf Anerkennung seiner Ansprüche rechnen zu dürfen glaubte, je größer die von ihm gestellte Truppenzahl wäre[14]). Als darauf Antigonus nach Medien vordrang, war Anfangs Eumenes mit denjenigen Feldherren, die von der Küste aus in das Innere Asiens gekommen waren, geneigt, mit der ganzen Armee nach dem asiatischen Küstenlande aufzubrechen; Peukestes jedoch, im Verein mit denjenigen Satrapen, die aus den im Hochlande gelegenen Satrapien gekommen waren, wußte es durchzusetzen, daß die ganze Armee nach Persien marschirte. Auf dem ganzen Marsch bemühte sich Peukestes, sich das Wohlwollen der Truppen durch große Sorge für ihr physisches Wohl und durch Freigebigkeit aller Art zu erwerben; einen besonders herrlichen Empfang bereitete er ihnen in Persepolis; hier gab er dem ganzen Heere ein glänzendes Fest, wozu er aus dem ganzen persischen Lande eine Menge von Thieren und anderen Kostbarkeiten hatte kommen lassen[15]). Eumenes erkannte sehr leicht, daß alle diese ausgesuchte Freundlichkeit nur die eine Absicht habe, ihrem Urheber das Zutrauen der Armee und damit das Obercommando zu verschaffen; um diesen Intentionen zu begegnen, ließ er einen in syrischer Sprache abgefaßten Brief in der Armee verbreiten, Kassander wäre geblieben, Olympias hätte die Regierung Macedoniens angetreten und Polysperchon sei mit einer großen königlichen Armee gegen Antigonus im Anzuge; dieser untergeschobene Brief fand in der Armee um so mehr Glauben, als für den angeblichen Absender desselben der, Peukestes nahe befreundete, Satrap Armeniens, Orontes, galt. Alle Hoffnungen wandten sich nun wieder Eumenes zu; von seinem Wohlwollen versprach man sich Beförderung und Belohnung, von seiner Feindschaft fürchtete man schwere Bestrafung. Daneben suchte auch Eumenes durch strenges Benehmen gegen den, Peukestes sehr befreundeten, Satrapen von Arachosia, Namens Sibyrtius, ein Benehmen, was diesen zur Flucht nöthigte, Peukestes selbst einen heilsamen Schrecken einzujagen, während er ihn andrerseits durch Freundlichkeit und große Bestechungen, auch durch bedeutende Anleihen, die er bei ihm machte, an die Sache, die er vertheidigte, zu fesseln suchte[16]). Als die Nachricht einging, daß Antigonus aus Armenien aufgebrochen sei und gegen Persien rücke, beschloß Eumenes den Feind aufzusuchen; da er selbst erkrankte, übergab er an Peukestes und Antigenes das Commando der Avantgarde, er selbst folgte, auf einer Sänfte getragen, im Hintertreffen. In Parätaca lieferte er Antigonus eine große und blutige Schlacht, an der auch Peukestes seinen Antheil hatte[17]); der Ungehorsam der Truppen hinderte ihn hier alle Vortheile von diesem Siege einzuernten; denn obgleich beide Theile sich den Sieg zueigneten, so muß man doch, wenn man auch nur die Zahl der auf beiden Seiten Gebliebenen in Betracht zieht, Eumenes den Sieg zuerkennen. Antigonus führte darauf seine Truppen nach Medien, Eumenes die seinen nach Gabiene in die Winterquartiere; die letzteren lagen äußerst zerstreut und befanden sich in von einander weit entfernten Ortschaften. Dies benutzte Antigonus, um sie mitten im Winter zu überfallen; doch gelangte die Nachricht von diesem unternommenen Wintermarsch noch zeitig genug zu Eumenes und Peukestes, wirkte aber auf den letzteren gleich so entmuthigend, daß er, um nur nicht, ehe sie ihre Truppen zusammengezogen hätten, vom Feinde überrascht zu werden, an die äußersten Grenzen ihrer Winterquartiere sich zurückzuziehen anrieth. Eumenes flößte ihm von Neuem Muth ein und erreichte es durch ein sehr kluges Manoeuvre, daß der Feind mehre Tage aufgehalten wurde, sodaß zum Zusammenziehen der Truppen Zeit genug übrigblieb[18]). Sehr bald kam es zur entscheidenden Schlacht; in dieser zeigte Peukestes eine schon unwürdige Feigheit; als ob er völlig den Kopf verloren hätte, ergriff er gleich von Vorn herein mit seiner Reiterei die Flucht; daher kann man den unglücklichen Ausgang des Kampfes auch vorzugsweise auf seine Rechnung setzen. Vergebens beschwor ihn Eumenes von Neuem seine Truppen zu sammeln und einen Cavalerieangriff zu unternehmen; nur auf seine eigene augenblickliche Sicherheit bedacht, zog er sich vielmehr immer weiter zurück. Eumenes wurde sehr bald von seinen eignen Truppen in verrätherischer Weise an Antigonus ausgeliefert und auf dessen Befehl hingerichtet. Beim weiteren Vordringen in Persien nahm Antigonus dem Peukestes die Satrapie, so sehr dies auch die Einwohner schmerzte, bei denen er

12) *Diod.* XIX, 14. 13) Ibid. c. 15. 14) Ibid. c. 17. 15) Ibid. c. 22. *Plutarch.* Eumen. c. 13 sq.

16) *Diod.* c. 23. 17) *Diod.* c. 28. *Nep.* Eumen. 18) *Diod.* c. 38 sq. *Plutarch.* Eumen. 15. 19) *Diod.* 42 sq.

gemein beliebt war; einen sehr vornehmen Mann, Namens Thespias, welcher Antigonus darüber Vorstellungen machte und ihm freimüthig sagte, es würden die Perser keinem andern folgen, ließ er hinrichten; den Peukestes selbst wußte er aus dem Lande zu entfernen, indem er ihn mit anderweitigen Aussichten vertröstete[20]). Die weiteren Schicksale des Mannes sind uns nicht bekannt. (*H.*)

PEUKETIOS, mythischer Eponymus des Volksstamms der Peucetier (s. d. Art.), nach Pherecydes (bei *Dionys.* A. R. I, 13) einer der 20 Söhne des arkadischen Königs Lykaon, und hat mit seinem ebenso mythischen Bruder Önotros eine arkadische Colonie nach Italien geführt (*Apollod.* III, 8, 1). (*H.*)

Peuls, s. Fulahs.

PEULVEN (keltische Alterthumskunde), bedeutet in der Sprache der Bretagner Steinpfeiler, heißen bei denselben auch Minhir, lange Steine, oder auch Minsao, aufgerichteter Felsen, wie das gallische Denkmal bei Poitiers (Dep. Vienne) genannt wird. Sie scheinen, wie man vermuthet, außer anderer götterdienstlicher Bestimmung die von Asylen gehabt zu haben, da diese auch nach ihnen Minchi genannt werden. Es sind druidische obeliskenartige Denkmäler, in der Regel auf Anhöhen stehend, und gewöhnlich 12—15, in einzelnen Fällen auch 24 Fuß hoch. Von Baudouin werden sie für Steingötzen gehalten, und mit der Irminsäule verglichen. Es knüpfen sich an sie Sagen von Feen und Zwergen. Die Felsen zu Carnac bei Quiberon (Morbihan), welche den größten Umfang aller gallischen Denkmäler haben, werden von den Bretagnern Ti Goriquet oder Cornandonet (d. h. Zwergenhaus) genannt, und sehr heilig gehalten. Gegen 4000 aufgerichtete Felsen (Obelisken) von vier bis fünf Schuh Höhe bilden, indem sie in eilf gleichlaufenden Reihen stehen, Steinalleen, welche 2—6 Klaftern (Toisen) breit sind. Die Felsen fußen meist mit dem dünnern Theil in der Erde. Im nahen Walde bei dem aus zwei Druidenkammern bestehenden Feenstein von 42 Felsen bei Vitré (Ille und Vilaine) steht ein Minhir oder Peulven. So auch ragt ein hoher Minhir oder Peulven auf einem Hügel zu Grabusson bei Rennes. Zerstörte Peulven liegen am Zusammenflusse der Vienne und Creuse, zwei noch erhaltene stehen zu Nouatre und Argenson*).
(*Ferdinand Wachter.*)

PEUMERIT, Gemeindedorf im französischen Departement Finistère (Bretagne), Canton Plougastel St. Germain, Bezirksstadt Quimper, liegt 3½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1134 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Peumus *Pers.*, s. Ruizia.

PEUNANO, eine Stadt in Makedonia, östlich von Thessalonike, an der Via Egnatia. Vergl. Mannert 7. Th. S. 472 fg. Sickler 2. Th. S. 226. (*Krause.*)

PEURBACH[1]) (Georg), oder G. v. Peurbach, einer von den Wiederherstellern der wissenschaftlichen Astronomie am Schlusse des Mittelalters, wurde geboren den 30. Mai 1423 zu Peurbach, einem Städtchen an der österreichisch-bairischen Grenze, wovon er auch seinen Namen erhielt, da damals Familiennamen bei Bürgerlichen in Teutschland noch nicht sehr gewöhnlich waren. Über seine Jugendbildung ist nichts weiter bekannt, als daß er sich durch glückliche Anlagen und rühmlichen Fleiß auszeichnete, und von Anfang an Vorliebe für die Mathematik zeigte, obgleich er auch in andern Studien, z. B. in der Theologie, gute Fortschritte machte. Er erhielt den Magistergrad zu Wien, wo er wahrscheinlich seine Studien unter den Schülern des berühmten Johannes von Gmunden gemacht hatte. Zu seiner weitern Ausbildung machte er Reisen durch Teutschland, Frankreich und Italien, überall die berühmtesten Gelehrten seines Faches aufsuchend und ihre hohe Achtung erwerbend. Als seine vorzüglichsten Gönner rühmte er den gelehrten Cardinal Nicolaus von Cusa und den Astronomen Joh. Blanchinus von Bologna. Ersterer gab nicht allein, während er päpstlicher Legat in Teutschland war, unserm Peurbach viele Beweise von Werthschätzung und Wohlwollen, sondern nahm ihn auch zu Rom aufs Freundlichste in seine Wohnung auf und suchte ihn zu überreden, daß er da bliebe. Blanchin, der zu Ferrara lebte, vermochte Peurbachen durch seine Bitten dort eine Zeit lang astronomische Vorlesungen zu halten, und veranlaßte die Universitäten Bologna und Padua, ihn zu gleichem Zwecke zu sich einzuladen. Peurbach erfüllte zwar diese Wünsche, blieb jedoch seinem, bei der Abreise aus Wien gegebenen, Versprechen treu, an die dortige Universität zurückzukehren. Kaum war er wieder in Wien angekommen, als ihm die Professur der Mathematik übertragen wurde. Bald darauf erhielt er einen ehrenvollen Ruf zu einer Professur der Astronomie von dem Könige Ladislaus von Ungarn, den er jedoch, so groß auch die gebotenen Vortheile waren, aus Vorliebe für Wien und durch des Kaisers Friedrich III. Gnadenbeweise gefesselt, ablehnte. Seinem Eifer für die Wissenschaft genügte bald nicht mehr der große Nutzen, welchen er als Docent stiftete, vielmehr fühlte er sich gedrungen, die Astronomie durch ein erhebliches Werk weiter zu bringen. Sein Augenmerk wurde nun, wie es für seine Zeit ganz natürlich und am Zweckmäßigsten war, die Verbesserung der aus einer arabischen Übersetzung geflossenen, häufig corrumpirten, lateinischen Bearbeitung der μεγάλη σύνταξις des Ptolemäus, welche im Mittelalter unter dem Namen Almagest die Grundlage der wissenschaftlichen Astronomie bildete. Leider fehlte es unserm Peurbach an Kenntniß der griechischen Sprache, zu deren Erlernung es damals noch sehr wenige Hilfsmittel gab. Dafür aber besaß Peurbach desto bessere Kenntniß des Gegenstandes, von welchem das zu emendirende Werk handelt, und grade der Mangel an solchen Realkenntnissen bei den Abschreibern des Almagests hatte die vielen Corruptionen dieses

20) *Diod.* c. 48. 56.

*) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 558—561.

1) So nennen ihn sein Biograph Peter Gassendus und die frühern Herausgeber seiner Werke, namentlich sein Lieblingsschüler Joh. Müller (Regiomontanus). Andere nennen ihn Purbach oder Beurbach.

Buchs herbeigeführt. Überdies sind bei Herstellung des Textes der alten Mathematiker Conjecturen zulässiger, als in den meisten andern Schriften der Alten, weil man bei jenen oft mit völliger Gewißheit sagen kann, wie die Stelle eines Autors vor ihrer Corruption gelautet haben müsse. Auf der durch seine Verbesserung des Almagest gewonnenen sichern Grundlage baute Peurbach durch eigene Beobachtungen weiter. Er ersann sich dazu mancherlei neue Instrumente, welche jetzt freilich längst, zumal nach Erfindung der Fernröhre, Mikrometer, Pendeluhren rc. durch andere viel vollkommenere verdrängt sind, für jene Zeit aber wichtige neue Hilfsmittel zu größerer Genauigkeit der Beobachtungen waren. Auch die zur Berechnung des Beobachteten nöthigen Hilfstafeln mußte sich Peurbach großen Theils erst selbst schaffen, und leistete auch hierin mehr als alle seine Vorgänger. Er entwarf z. B. eine neue Sinustafel, welche die Sinus der Bogen von 10 zu 10 Minuten für den Sinus totus 6 000 000 [2]) angab, und welche später von seinem berühmten Schüler, Joh. Müller (Regiomontan) dahin erweitert wurde, daß sie die Sinus aller Bogen, die nur um eine Minute von einander verschieden sind, umfaßte. Peurbach beschäftigte sich ferner damit, ein neues Verzeichniß der Firsterne aufzunehmen, deren Lage sich seit der Zeit des Ptolemäus durch das Vorrücken der Nachtgleichen so bedeutend geändert hatte. Noch nöthiger erschienen ihm aber neue Planetentafeln, da die in den ältern Tafeln angegebenen Örter der Planeten [3]), so oft von den beobachteten abweichen. Solche Tafeln verfertigte nun Peurbach mit aller für sein Zeitalter nur irgend möglichen Sorgfalt und Genauigkeit, und wurde dadurch nachmals die sicherste Stütze des grade 50 Jahre jüngern Copernicus, welcher sogar, nach Gassend's Zeugniß, Peurbach's Sorgfalt fast für übertrieben hielt. Um den Lauf der Planeten zu erklären, nahm Peurbach, wie seine Zeitgenossen, die von Eudoxos (s. d. Art.) eingeführte Theorie der Sphären, mit den später hinzugefügten Epicykeln an, suchte dieselbe aber auf eine ihm eigenthümliche Art zu verbessern, welche ich mit Gassend's Worten anführen will: **Planetae cujusque coelum, totalemve orbem concentricum habuit (ipsius quippe tam exteriorem quam interiorem superficiem non aliud quam terrae habere centrum supposuit), verum orbe hoc existente crasso, seu profunditatis cujusdam insignis; accipi posse intra hanc crassitudinem voluit orbem omnino excentricum, crassitudinisque aequalis, qui intra duos residuos, crassitudinis inaequalis, et revolvi posset, et aut ipsum planetam, aut epicyclum planetae convehentem, suaeque crassitiei insertum circumduceret; adeo, ut posset proinde planeta et per orbem totalem primi mobilis impressionem recipere et per eccentricum revolutionem propriam obire: ac neque quicquam propterea ex tota machina frangeretur, quia eccentricus aequabilis foret; neque esset ullum penetrationis periculum, quia omnia mobilia suas intra orbitas tenerentur.** Peurbach hatte seine Bearbeitung des Ptolemäus bis zum sechsten Buche einschließlich vollendet, und stand im Begriff, mit seinem Schüler und Mitarbeiter Regiomontan auf Anrathen und mit Unterstützung des berühmten Cardinals Bessarion, der damals als päpstlicher Gesandter zu Wien war, nach Italien zu reisen, um dort erst Griechisch zu lernen, ehe er weiter arbeitete, als er in eine schwere Krankheit verfiel. Das Herannahen des Todes fühlend empfahl er seinem geliebten Regiomontan die Vollendung seiner Werke und starb in dessen Armen am 8. April 1461. Die Bearbeitung des Almagest erschien zuerst im J. 1496 zu Venedig unter dem Titel: Epytoma Joañis de mõte regio In almagestum ptolemei. Folio, alles gothische Schrift. Die genauere Beschreibung und Inhaltsangabe findet man in Kästner's Gesch. der Mathematik. 2. Bd. S. 520–526. Später wurde dies Werk neu aufgelegt zu Basel 1543 und zu Nürnberg 1550.

Die Titel aller Werke Peurbach's, von denen die meisten wahrscheinlich nicht mehr vorhanden sind, zählt Tannstetter in der Vorrede seiner im J. 1514 zu Wien erschienenen Ausgabe der tabulae eclipsium magistri *Geo. Peurbachii* auf. Hier mag außer den ebengenannten nur noch erwähnt werden: 1) Theoricarum textus *G. Purbachii*. (Paris. 1515. Fol.) Den vollständigen langen Titel s. in *Lalande*, Bibliogr. astron. p. 5?. 2) Quadratum geometricum praeclariss. Mathematici *G. Burbachii* (Nürnb. 1516.) enthält die Beschreibung eines von Peurbach erfundenen astronomischen Instruments. Vergl darüber Kästner a. a. O. 1. Bd. S. 529—540. 3) Tractatus *G. Purbachii* super propositiones Ptolemaei de sinubus et chordis. item compositio tabularum sinuum per *Joh. de Regiomonte*. Adjectae sunt tabulae duplices per eundem Regiomontanum. Omnia nunc primum in utilitatem Astronomiae studiosorum impressa. (Norimb. 1541 Fol.) Vergl. Kästner 1. Bd. S. 540 fg. Alle diese Werke sind wiederholentlich neu aufgelegt, vorzüglich die Theoricae planetarum, welche ein Jahrhundert lang das gebräuchlichste Lehrbuch der Astronomie blieben. (*Gartz.*)

PEURVILLY, kleine Stadt im französischen Departement Indre und Loire. (*G. M. S. Fischer.*)

Peuschel und **Peuschen**, s. Päuschel.

PEUSCHLER-THÖRL (Das), ein Paß oder Gebirgsübergang aus Tyrol nach Kärnthen, welcher über eins der höchsten Jöcher von Kals im Pusterthale durch den Einschnitt des Teuschlerbaches am Leiterfall vorüber

---

2) Diese Eintheilung des Sinus totus in 6 000 000 Theile rührt daher, daß Ptolemäus den Durchmesser oder die größte Sehne des Kreises in 120 gleiche Theile eintheilte. Als man nun statt der Sehnen ihre Hälften, die Sinus, in die Trigonometrie einführte, behielt man für den Halbmesser oder Sinus totus die Eintheilung in 60 Theile bei, welche man dann erst weiter nach dem Decimalsysteme theilte und dadurch die alte Sexagesimaleintheilung, welche sich in den Graden, Minuten, Secunden, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, zum Theil aufgab. 3) Man übersehe nicht, daß das Wort Planet in dem Ptolemäischen Systeme eine andere Bedeutung hat, als in dem Copernicanischen. Die sieben Planeten der Alten sind nach der Ordnung, in welcher man sie von der Erde entfernt glaubte, vom entferntesten angefangen: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond.

nach Heiligenblut in Oberkärnthen führt. Die Einsattelung liegt zwischen dem Kaarspitz (südlich vom Großglockner) und dem Schneekopf. *(G. F. Schreiner.)*

PEUTELKOFEL (Der), einer der höchsten Bergfirsten im Landgerichte Enneberg, im Kreise Pusterthal und an der Eisak der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welcher, die Grenze zwischen Untermoi und Campill bildend, sich gegen Süden in die kahle Felsenkette Sosander bis hinauf nach Kolfuschy verlierend, an seinem Fuße mit herrlichen Weiden umgrünet ist. Von Campill aus wird er am bequemsten erstiegen. Dieser Kofel hat eine niedrigere und eine höhere Spitze. Von der ersteren muß man mit Steigeisen und schwindelfreiem Kopfe zur zweiten emporklettern. Die oberste Fläche beträgt 60—80 □ Klaftern. Von ihr hat man eine umfassende Aussicht *). An diesem Gebirgsstocke entspringt der Lasankerbach, welcher gegen zehn Seitenbäche aufnimmt, die sämmtlich zur Zeit der Gewitter unberechenbare Zerstörungskraft entwickeln. *(G. F. Schreiner.)*

*) s. (Beda Weber's) Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. (Insbruck 1838) 3. Bd. S. 87—89. 194.

Nachtrag zum Artikel Petronius (S. 339).

Der im J. 1183 als Bischof von Chartres verstorbene Johannes von Salisbury erwähnt und berührt in seinem Buche Polycraticus sive de Nugis curialium et vestigiis Philosophorum Einzelnheiten aus dem Satyricon des Petronius [1]), die sich zum Theil nicht mehr in den uns erhaltenen Handschriften finden, und daher vermuthen lassen, daß er, wenn nicht einen vollständigen Petronius, doch ein bedeutend vollständigeres Exemplar hatte, als wir es besitzen [2]). Die Frömmigkeit einzelner Abschreiber sowol, welche an den üppigsten Stellen Anstoß nahmen, und deshalb ausließen, die Lüsternheit anderer Mönche, welche bei dem schroffen Gegensatz ihres eigenen Lebens sich darin gefielen, die piquantesten Stellen herauszuheben, haben auf gleiche Weise dazu beigetragen, das Werk unvollständig in unsere Hände zu liefern. So besitzen wir nur Fragmente, die kaum im gehörigen Zusammenhange stehen. Nachdem Franziskus Puteolanus hinter seiner Ausgabe der lateinischen Panegyrici (Mailand 1476 oder 1482) und 1499 die sogenannte Editio princeps Veneta, dann die leipziger des Hermann Busch vom Jahre 1500 (und 2. Aufl. 1508), endlich die pariser des Reginaldus Chaldarius vom Jahre 1520 die ersten Fragmente des Satyricon publicirt hatten, fand im J. 1663 Petrus Petitus zu Trau in Dalmatien in der Bibliothek des Nicolaus Cippius eine Handschrift, welche neben den Dichtungen des Catullus, Tibullus und Propertius auch ein bedeutendes Bruchstück vom Gastmahle des Trimalchio enthielt [3]). Im J. 1688 sollte ein französischer Edelmann, Namens du Pin, welcher in kaiserlichen Diensten der Eroberung von Belgrad beiwohnte, vol[lständige] Fragmente gefunden haben, welche den Zusammenhang im Satyrikon herzustellen und das Exemplar ziemlich vollständig zu machen schienen. Friedrich Nodot theilte zuerst diese Nachricht in einem Briefe vom 12. Oct. 1690 dem Präsidenten der pariser Akademie, Charpentier, mit, der in der ersten Freude über den Fund äußerte, er sei mehr werth, als der ganze Krieg gekostet habe. Im J. 16[illegible] erschien nun in Paris angeblich der vollständige Petronius [4]). Allein das belgradische Fragment laborirt mehr als alle übrigen Theile des Satyrikon an Barbarismen und Gallicismen, und es erhoben sich daher bald bedeutende Zweifel gegen die Echtheit desselben, die so stark wurden, daß man am Ende kein Bedenken mehr trug, Nodot des Trugs und der Fälschung anzuklagen [5]). Vergeblich ve[…]

---

1) Ausgabe vom Jahre 1639 (Lugd. Bat. ex officina *Johannis Maire*. p. 221. 465. 556. 583. 586.

2) *Villoison* Anecd. Graec. T. II. p. 263 sq. und die hier citirten Schriften.

3) Dieses Fragment ist zuerst bekannt gemacht durch P. Frambottus (Patav. 1664). An der Echtheit des Fragments ist viel gezweifelt von Joh. Chr. Wagenseil (de coena Trimalchionis. Lutet. 1666) und H. Valesius (de coena Trimalchionis). Dagegen Reinesius (Praefat. ad Fragment. Traguriens. Lips. 1666) und J. C. Tilebomii [d. i. Jac. Mentelii] (Judicium de fragm. Trag. bei *Burmann* p. 309 sq.) J. Scheffer (de fragm. Trag. vero auctore in dessen Ausgabe des Fragm. Trag. Upsal. 1683.) Arnold's Weller's Abhandl. aus allen Theilen der Geschichte. 2. Bd. S. 660—663. Vergl. 1. Bd. S. 788 fg. und die Epist. Varior. de fragm. Trag. bei *Burmann* p. 364). Die Echtheit ist erst [...] sen von Marinus Statilejus, d. i. *Petrus Petitus* Respons. ad [...] *C. Wagenseil* et *Vales.* Dissert. de Petron. fragm. (Paris 16[..]) und dessen Apolog. ad Patr. Conscript. reipubl. lit. (Amsterdam 1670.) Alle diese Schriften hat Burmann aufgenommen. [...] setzt ist das Fragment besonders unter dem Titel Schilderung [...] römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero nach dem [...] schen des Petronius nebst Bruchstücken aus demselben Autor [...] mentlich die Episode von der Matrone von Ephesus). (B[...] 1843.)

4) Unter dem Titel: *Petronii* Satyricon c. Fragmentis Albae Graecae recuperatis anno 1688. *Fulg. Fr. Nodotus.* (Paris. 16[..] 12. Lips. 1731. 8.) Diese Fragmente sind auch aufgenommen in der Ausgabe des Petronius von C. G. Anton (Lips. 1781) und in La Satyre de Petrone trad. en Franc. avec le texte Latin suiv. le nouv. Mss. trouvé à Bellegrade en 1688. Ouvrage complét contenant les galanteries et les debauches de l'empereur Neron et de ses favoris av. de rem. cur. T. II. (Cologne 1694 u. 1713.)

5) Zuerst in Tombeau du faux Petrone de Belgrade. (Paris 1694. 12.) Darauf in Critique des pretendus fragments de Petrone in *Artigny* Mémoires. (Paris 1749.) p. 346. Neuer Büchersaal. 12. Öffnung. S. 907 fg. *Burmann.* Praef. p. 4. *Cl. Ign.* Bre[…]

suchte es Nodot, noch einmal sich gegen diese Anschuldigungen zu vertheidigen [6]). Alle Welt ist jetzt überzeugt, daß die Fragmente untergeschoben sind.

Ein sonderbares Misverständniß bewog im J. 1691 den berühmten helmstedter Professor Heinrich Meibom, als sich das Gerücht, es werde in Bologna ein vollständiger Petronius aufbewahrt, bis nach Lübeck, seinem damaligen Aufenthaltsorte, verbreitet hatte, zu einer Reise nach Italien, wo er denn freilich bald genug erfuhr, daß von dem Körper des heil. Petronius die Rede sei [7]).

Im J. 1800 wollte Marchena angeblich in der Klosterbibliothek zu St. Gallen neue Fragmente entdeckt haben, welche Lallemande bald nachher publicirte [8]). Etwas später wollte man in England einen ähnlichen Fund gemacht haben [9]); allein alle diese angeblichen Entdeckungen haben leider zurückgewiesen werden müssen [10]), und es ist wol kaum noch Hoffnung vorhanden, daß wir in den Besitz des vollständigen Werkes kommen werden.

Einzelne Episoden des Satyrikon haben vorzugsweise Berühmtheit erlangt. Das Gastmahl des Trimalchio, welches bereits besprochen worden ist, die Geschichte der Matrone von Ephesus, welche sogar in die Volksbücher des Mittelalters überging [11]), und die beiden Gedichte Trojae Halosis [12]) und das vortreffliche Carmen de bello civili, welches Eumolpus auf der Reise von der See nach Kroton declamirt [13]).

Das Satyrikon schildert die Begebenheiten des Encolpius [14]). Er sowol als Askyltus liebt einen schönen Knaben, Giton, und Eifersucht ist fast immer das Motiv, welches das Freundschaftsband der beiden Helden lockert und momentan auflöset. Nachdem sie eingesehen, daß sie sich wegen bedrängter Verhältnisse in ihrem Wohnorte nicht mehr halten können, beschließen sie alle drei einen Streifzug nach dem Landgute des römischen Ritters Lykurgus, wo sie schnell die Bekanntschaft des reichen Kaufmanns und Schiffpatrons Lykas und seiner Buhlerin Tryphäna machen. Während Askyltus mit Lykurgus seine alte Liebschaft erneuert, knüpft Encolpius ein ähnliches Verhältniß mit Tryphäna an, wird aber selbst von Lykas mit brünstiger Liebe verfolgt, die er jedoch nicht erwiedert. Jetzt trennen sich die Helden, Askyltus bleibt vorläufig bei seinem Ritter, während Giton und Encolpius den Lykas und Tryphäna auf dessen Landsitz begleiten. Jetzt ändert sich das Verhältniß. Tryphäna tritt in Liebesverhältnisse zu Giton, und Encolpius in ein doppeltes zu Lykas und dessen Gattin Doris. Eifersucht des Lykas löset jedoch diese Bündnisse bald auf, und Encolpius zieht es vor, mit seinem geliebten, entkräfteten Giton sich aus dem Staube zu machen. Askyltus wird aufgesucht, und Lykurgus für die Flüchtlinge gewonnen. Allein Lykas und Tryphäna denken auf Rache, wissen Lykurgus für sich einzunehmen und bringen es sogar dahin, daß Encolpius und Giton auf einem Landsitze gefangen gehalten werden. Askyltus befreit sie, und jetzt machen sich unsere Helden wieder gemeinschaftlich, jeder mit Beute beladen, auf den Weg. Encolpius findet unterwegs Gelegenheit, einen bedeutenden Geldsack und einen prächtigen Mantel zu stehlen, muß jedoch verfolgt in der Eile der Flucht das in Kleider eingenähete Geld fahren lassen, und kommt endlich nach Neapel, wo es ihm gelingt, durch wohlfeiles Losschlagen des Mantels das den großen Schatz bergende Kleidungsstück auf dem Markte wieder zu erstehen. Hier ein neues Abenteuer. Während Giton die Mahlzeit zurüstet, haben Askyltus und Encolpius das Unglück, die

---

giere de Barante, Observation sur le nouv. fragm. de Petrone. (Paris 1694. 12.) Vergl. *Leibnitz*. Opera. Tom. V. p. 397—399. Tenzel's Monatliche Unterredungen. 1693. S. 170 fg. und *Goujet*, Bibl. Franc. T. VI. p. 203 sq.

6) *Fr. Nodot*, Contrecritique de Petrone. (Paris 1700.) 7) Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. (Berlin 1843.) Vorrede S. 2. 8) Unter dem Titel: *Petronii* fragm. ex Biblioth. St. Gallen Ms. excerps. Gallic. vert. et illustravit *Lallemandus*. (S. l. [Paris] 1800.) Cf. *Schoell*, Repert. de la littérat. ancienne. T. I. p. 239 sq. Jenaische Literaturzeitung. Revisions- und Ergänzungsblatt. 1. Jahrg. 2. Bd. S. 196 fg. 231 fg. 9) Gentleman Magazin. 1785. 1. p. 195 sq. 10) Bernhardy, Grundriß der röm. Literatur. S. 332. Not. 11) Diese weltberühmte Erzählung ist nicht von Petronius erfunden, und soll sogar nach dem Zeugniß des Flavianus (nach Petersen in den Addend. zum Entheticus des *Joh. Saresberiens*. (Hamburg 1843.) Victor Nicomachus Flavianus, ein Zeitgenosse der beiden Symmachus, der sich als Schriftsteller und Philosoph auszeichnete) bei Joh. Saresberiensis im Polycraticus l. VIII. c. 6. p. 538 wirklich in Ephesus passirt sein. Die Matrone sei hart bestraft worden. Dennoch sieht sie einem milesischen Mährchen ähnlich, und ist wol aus dem Werke des Aristides, welches Sisenna ins Lateinische übersetzte, in das Volk gekommen. Im goldenen Hause des Nero stellte ein Basrelief die Geschichte dar, doch mag dies aus den frühern Palatien dahin übergegangen sein. s. die Abbildung im Costume des Grecs et des Romains par M. *Dandre Bardon*. Cah. II. Doch ist Petronius der älteste Schriftsteller, bei welchem die Erzählung sich findet. Zum zweiten Male aber hat sie Weltberühmtheit erlangt durch den Bischof von Salisbury, dessen Polycraticus im 12. und 13. Jahrhundert bekannter war als das Satyricon. Die erste Nachbildung stammt aus dem 13. Jahrhundert. Es ist ein lateinisches Gedicht in Distichen und zuerst abgedruckt in Mythol. Esopica. (Francof. 1613.) *Fabric*. Bibl. Lat. I. 718. An Alter am nächsten stehen dieser zwei Nachbildungen in altfranzösischer Sprache, eine in Versen, eine in Prosa aus Handschriften mitgetheilt von M. Dacier (Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XLI. p. 535. 537), dann eine Nachbildung aus den ungedruckten Poesien des Eustache des Champs, mitgetheilt von M. Dacier (p. 541). Endlich eine prosaische Nachbildung in dem Ludus Septem Sapientum, mitgetheilt von M. Dacier (p. 543). Wir fügen noch die philosophische Nachbildung des La Fontaine hinzu. Vergleiche im Allgemeinen den Aufsatz Examen de l'histoire de la matrone d'Ephése et des différentes imitations, qu'elle a produites; par M. *Dacier*. Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XLI. p. 523.

12) *Petron*. Satyr. c. 89 bei *Wernsdorf*. P. L. M. T. IV. p. 753 sq. u. p. 604 sq. Auf keinen Fall ist dieses Gedicht identisch mit der Trojae Halosis des Nero, berührt von Sueton (Nero c. 38), so wenig, als es eine Satyre auf dieses uns unbekannte Gedicht ist. Cf. *Passow* ad Pers. Satir. p. 331 sq. 13) *Wernsdorf*. Poet. Lat. min. T. III. p. 24 sq. und die Commentat. de *Petronii* Poem. de bello civili, scr. *Justus Gumal Moesler*. (Breslau 1842.) Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft von Bergk und Cäsar. Jahrg. 1843. Nr. 61. S. 488. Dazu kommt das noch immer werthvolle französische Buch Poëme de Petrone sur la guerre civile entre César et Pompée; avec deux epitres d'Ovide. Le texte traduit en vers françois avec des remarques et des conjectures sur le poëme intitulé Pervigilium Veneris; à Amsterdam chez *Fr. Changuion*. 1737. 4. 14) Auch Plinius (Ep. VIII, 1) erwähnt einen Encolpius, der Name war also grade nicht selten.

Quartilla in den Geheimnissen des Priapus zu überraschen, und sind deshalb den Liebesverfolgungen der Quartilla und der Magd Psyche ausgesetzt, selbst Giton muß sich bequemen, mit der siebenjährigen Pannychis, zur Ehre des Priapus, Hochzeit zu machen. Die Flucht errettet sie.

Dann folgt die große Episode, das Gastmahl des Trimalchio. Das Gastmahl besteht aus sechs Gängen und einem Vorgericht. Alle Leckerbissen der Welt werden aufgetragen, und fast immer in Homerischen Portionen. Der feinste Wein, 100jähriger Falerner, wird getrunken, und außerdem viele andere Weine, doch wird nichts gegessen, was nicht im Besitzthume des Trimalchio gewonnen ist. Allerlei Mimen und Musikanten erheitern das Mahl, bis Trimalchio ganz berauscht die Art und Weise seines Grabmals bestimmt, sein Testament enthüllt, und endlich sich gar todt stellt, um nun die rührenden Klagereden seiner Familie und Freunde zu vernehmen. Eine rauschende Musik spielt auf, aber da glauben die Wächter der Stadt, es sei Feuer im Hause ausgebrochen, brechen in die Thür, und unsere Helden, längst des Getöses überdrüssig, entkommen.

Eifersucht und Eigennützigkeit in der Liebe zu Giton ist wieder die Ursache des Streites zwischen Encolpius und Askyltus. Giton wird endlich die Wahl seines Freundes überlassen und er wählt Askyltus. Anfangs entmuthigt, wird er bald von Rachedurst durchglüht; er umgürtet sich mit dem Schwerte, um beide zu ermorden, aber ein diebischer Soldat entwindet es ihm. Er eilt verzweifelnd durch viele Gassen, bis er endlich in eine Bildergalerie kommt, wo er den Dichter Eumolpus trifft, der ihn erst durch Erzählung seiner Liebesabenteuer in Pergamus tröstet und dann die einzelnen Gemälde erklärt, endlich ein die Zerstörung Troja's darstellendes großes Gemälde in Versen. Das ist die oben erwähnte Iliac Halosis. Aber der umstehende Pöbel, dieses ewigen Recitirens überdrüssig, treibt ihn mit Steinwürfen aus der Halle.

Encolpius findet seinen Giton im Bade wieder, beide versöhnen sich schnell, eilen in die Herberge und nehmen das Mahl ein. Eumolpus der Dichter ist ihr Gast. Bald liebäugelt auch dieser mit Giton, Encolpius entbrennt in Eifersucht und Giton entfernt sich. Eumolpus flüchtet. Der untröstliche Encolpius sucht den Tod und will sich erhängen, allein Giton und Eumolpus kehren zurück, vereiteln sein Vorhaben, und Giton, um den Knoten zu durchschneiden, will sich entmannen. Der Wirth kommt dazu, gewahrt die Unordnung, geräth namentlich mit Eumolpus in Streit, der zur großen Freude Encolpius' aus dem Hause geprügelt wird. Da tritt ein Herold ins Haus mit Askyltus, sie suchen den Giton, und bieten großen Lohn. Giton wird versteckt, und die Suchenden ziehen ab. Da kehrt Eumolpus zurück, droht Rache, wird Anfangs auch durch den Versteck getäuscht, entdeckt ihn jedoch endlich, wird aber durch Giton's Schmeichelei ganz versöhnt, und räth und hilft zur Flucht vor Askyltus über's Meer. Zu spät gewahren sie, daß nicht allein Lykas und Tryphäna Eigenthümer des Schiffes sind, sondern sich auch darauf befinden. Beide sind beschimpft und zu fürchten. Encolpius und Giton lassen sich das Haar und die Augenbrauen abrasiren, und Eumolpus bemalt ihre Gesichter mit sklavischen Brandmalen, daß sie unerkannt bleiben möchten. Dennoch werden sie erkannt, es entbrennt ein heftiger Streit, der jedoch endlich durch Eumolpus beigelegt wird. Tryphäna knüpft ihr Verhältniß zu Giton wieder an. Eumolpus erzählt die Geschichte der Matrone von Ephesus, um sie zu beschämen. Doch wird der Friede erhalten, bis das Schiff zu Grunde geht. Encolpius, Giton und Eumolpus retten sich ans Ufer. Lykas' von den Wellen ans Land gespülte Leiche wird begraben, und die Helden machen sich jetzt auf den Weg nach Kroton, wo Eumolpus den Reichen spielt, und sehr bald eine Masse Erbschleicher um sich versammelt, welche ihn mit Wohlwollen und Geschenken überhäufen. Den Weg nach Kroton verkürzt Eumolpus durch Recitiren seines langen Gedichts auf den Bürgerkrieg. Hier verfolgt Circe den Encolpius mit ihrer Liebe, aber er ist entkräftet, und ladet dadurch ihren Zorn auf sich, Enothea, die Priesterin des Priapus, will ihn heilen, aber er kann die Cur nicht aushalten, und wird am Ende durch Enthaltsamkeit und genaue Diät wieder gesund. Jetzt wird Eumolpus' Vermögenszustand durch seine eigene Schuld verrathen. Encolpius, Giton und die neue Geliebte Encolpius', Chrysis, die Magd der Circe, entfliehen und überlassen Eumolpus der Wuth der Krotoniaten.

Daß es schwer sei, über diese zum Theil in gar keinem Zusammenhange stehenden Fragmente ein richtiges Urtheil zu fällen, liegt auf der Hand, und so erklärt es sich auch, warum die meisten Urtheile der Kritiker so schief und taktlos ausgefallen sind. Man hat das Satyrikon für einen bloßen milesischen Roman erklärt, wie Danlop[15]), oder man hat Petronius für den Vertrauten eines Kaisers gehalten, der seine Hauptstadt zu seiner Augenweide in Rauch aufgehen ließ, und indem man seinen Charakter mit dem Nero's in Einklang zu bringen suchte, ihn zwar angestaunt, aber verabscheut; man hat sich damit begnügt, das Satyrikon zwar groß, aber doch keck und frech zu finden, man hat Petronius' Meisterschaft in Darstellung sinnlichen Genusses und animalischer Wohlhabenheit anerkannt, aber vermeinte zugleich zu entdecken, daß er einer Ansicht vom Menschenleben huldigte, welche unseren innersten Gefühlen widerstreitet[16]). Die Urtheile älterer Kritiker, welche ihn entweder unmäßig hoch oder tief stellten, lassen wir ganz weg. Niebuhr ist der erste, welcher Petronius und das Satyrikon in das richtige Licht gestellt hat[17]), wenn er auch noch nicht auf den charakteristischen Unterschied des Taciteischen Arbiter elegantiae und des Verfassers des Satyricon aufmerksam

15) *Danlop*, History of the fiction bei Paldamus, Römische Erotik. (Greifswalde 1833.) S. 85. Man vergleiche die Urtheile *Cessitte*, Examen sur les fables nouvelles de Petrone. p. 38. Jacobs, Charakter Lucian's. S. 52. Manso, über die röm. Satyriker in Jacobs' Charakteren. 5. Bd. S. 409 fg. Eberhard, über den Zustand der schönen Wissenschaften bei den Römern. S. 274 fg. 16) Schlosser, Übersicht der allgem. Gesch. III. 1. S. 422 fg., der ihn sonst treffend mit Voltaire zusammenstellt, und K. Rosenkranz, Geschichte der Poesie. (Halle 1832.) I. S. 326, der ihm wenigstens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bemüht ist. 17) Dem auch Welcker (ad *Philostr.* Imag. p. LX) beistimmt.

gemacht hat, und neben ihm steht das ähnliche Urtheil von Hermann Paldamus[18]), der ihn den Übergang von der Obscönität zur Frivolität machen läßt, und indem er ihn für den größten poetischen Geist nach Augustus, welchen die römische Erotik aufzuweisen hat, erklärt, darzuthun bemüht ist, daß sich in Petronius die concentrirte Sinnlichkeit zu einem neckischen, tollen, fratzenhaften Treiben verflüchtigt, in welchem Gemeinheit und zugleich Ironie derselben wunderbar gemischt sind. Man sah überall die geistige Freiheit, mit welcher er sich dem Sturme der Zeit anschließt, um ihn zu leiten.

Nur die Trostlosigkeit der Zeit habe einen Geist, wie den des Petronius in diesen Umgebungen sich gefallen lassen können, deren im Grunde Einfarbiges und Trübes sein poetischer Geist mit tausend Schlaglichtern erhellte. Er gefalle sich im Schmutz, aber er wisse, daß es Schmutz ist, und bewege sich frei und keck in ihm. Ihm sei Alles bekannt und alles willkommen, und dabei sehe er auf die Mitgenießenden mit mitleidigem Lächeln herab, als erkläre er alle für Thoren und Narren, denen ein Besseres, Höheres unzugänglich und unbegreiflich sei. Aber auch ihm sei dieses Bessere unerreichbar gewesen, und großartig gehe er in der Fluth der Unsittlichkeit unter. Nach Rosenkranz soll durch das viele Locale und der damaligen Zeit Gemäße Petronius keine Nachbildner gefunden, und keinen Cyklus um sich versammelt haben. Aber die Zeit war schnell eine andere geworden und nur eine moralisch untergegangene kann ein Buch wie das unserige sich gefallen lassen.

Das theils oben, theils hier aufgestellte Urtheil, über das Satyrikon ist jedoch nicht auf die Catalecta Petroniana oder Errores Venerei, die gewöhnlich den Priapeien angeschlossen sind, auszudehnen, ein wunderbares Gemisch von Gedichten, des ungleichsten Werthes, Inhaltes und Alters. Es interessiren uns hier nur diejenigen, welche mit einigem Recht den Namen des Petronius zu tragen scheinen, und welche sich durch ein keckes, leichtsinniges Genießen der Gegenwart auszeichnen ganz im griechischen Sinne, aber ohne das wohlthuende Bewußtsein der Hellenischen Unschuldswelt. Hier ist Alles raffinirte, reflectirende Sinnlichkeit. Die poetisch werthvollsten der Übrigen tragen einen mehr oder minder starken Ausdruck der Sinnlichkeit, wo dieser fehlt, ist meistens triviale Prosa. Die Poesie ist hier zur Magd der unwürdigsten, niedrigsten Materialität herabgesunken, deren Trübheit kein geistiger Lichtstrahl erhellt[19]).

18) Römische Erotik. S. 85 fg. 19) Ebend. S. 87. Niebuhr und Näke im rhein. Mus. für Philologie. 3, 1.

Zum Schluß geben wir noch eine Übersicht der Ausgaben. Nach den oben besprochenen Editiones Principes in Venedig und Padua schrieb J. Douza seine Praecidanea. (Lugd. Bat. 1585.) Dann erfolgten die Ausgaben: c. notis *J. Woweri* et alior. (Lugd. Bat. 1596. 12.), c. var. notis edidit *J. G. Erhard* (i. e. *Goldast*) (Francof. 1610. 1621), c. comment. *G. de Salas* et *Scioppii* Symb. crit. (Francof. 1629. 1643. 4.), c. not. rec. *J. P. Lotichii* (Francof. 1629. II, 4), c. not. *Bourdelot* et Glossar. (Paris. 1677. 12.) bis P. Burmann im J. 1709 seine Totalausgabe unter dem Titel: *Petronii* Satyr. Liber c. not. var. Traj. ad Rhen. 2 Vol. 4. herausgab, welche 1743 von C. Burmann in Leyden vollständiger wiederholt ist. Dazu kommt *J. J. Reiske* (contr. *Burmann.* Praef. Ed. II. und Nov. Act. Erudit. 1746. Nov. p. 625), Libell. animadv. ad alter. edit. *Burmann.* Petron. P. I. in miscell. Lips. Nov. Vol. VI. P. I. p. 92—114. P. II. ibid. P. II. p. 272—307. P. III. ibid. P. III. p. 488—524 und P. IV. ibid. P. IV. p. 650—695. Die im Satyrikon enthaltenen Gedichte finden sich bei Mattaire (Corp. Poet. Lat. T. II. p. 1567 sq.) und bei Wernsdorf (Poet. Lat. Min. T. III. p. 24—76. T. IV. P. I. p. 288—308. T. IV. P. II. p. 753—768. T. V. P. III. p. 1362. T. VI. P. I. p. 183 sq. Dazu die Chrestomathia *Petronio-Burmann.* (Florent. 1734.) Endlich die Ausgaben von C. G. Anton (Lips. 1781), die Bipontina (1790) und die unkritischeste von allen von Rewiczky. (Berlin 1785. 12.) Zur Kritik ist wichtig, *J. C. Orelli* Lectiones Petronianae vor dem züricher Lections-Katalog. (Sommer 1836. 4.) Teutsche Übersetzungen sind wenige. Petronius' Gastmahl des Trimalchio. (Breslau 1769.) Vergl. die Beiträge zur Philosophie von Flügel und Klose 2. B. Die Begebenheiten des Encolpius aus dem Satyrikon des Petronius (übersetzt von Wilhelm Heinse) (Rom [Schwabach] 1773) und dasselbe Buch (Rom 1783. 2 Th.) unter dem Titel: Geheime Geschichten des römischen Hofes unter der Regierung des Kaisers Nero, Petronius' Werke, prosaisch übersetzt von Schlüter (Halle 1796 2 Th.), das Satyrikon übersetzt mit Nodot's Ausfüllung von Gröningen. (Leipzig 1804.) Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. (Berlin 1843.) Im Allgemeinen vergleiche *Fabricius* Bibliothec. Lat. T. II. p. 151—163. Hist. Liter. de la France. T. I. p. 186 sq. Bähr, Römische Literaturg. §. 275. S. 577—581 und Gräffe, Lehrb. einer allg. Literarg. 1. S. 786.

(*Eckermann.*)

Ende des neunzehnten Theiles der dritten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



bel: Petra.
Die grosse Gebirgskette, welche die Stadt von der Wüste trennt.
Gräber
Ruine
Ruine einer Brücke
der Stadt
Tempel
Ruine
Ruine einer Brücke
Grosses Grab
mit drei Säulenreihen
Ruine
Grab
mit corinth. Säulen
Grab
Tempel
der Stadt
Grosse Felsenmasse
Weg von Ain Musa
Einziger Zugang zur Stadt
Wissenschaften und Künste.

